

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Fünfundzwanzigster Band.

(Mit den Porträts von Otto Roquette, Rudolf Baumbach und W. W. Wereſchagin.)



Breslau 1883.

Verlag von S. Schottlaender.



Inhalt des 25. Bandes.

April — Mai — Juni.

1883.

Friedrich Althaus in London.	Seite
Erinnerungen an Gottfried Kinkel.....	54
Rudolf Baumbach in Griefst.	
Neue Dichtungen.....	205
Karl Braun-Wiesbaden in Leipzig.	
Wer hat das Pulver erfunden? Eine culturgeschichtliche Plauderei.	376
Felix Dahn in Königsberg.	
Nachruf an Richard Wagner.....	126
Georg Ebers in Leipzig.	
Das Alte in Kairo und in der arabischen Cultur seiner Bewohner I. II. (91).	337
Ferdinand Hiller in Köln.	
Magime du Camp.....	99
Wilhelm Jensen in Freiburg i. B.	
Der Wille des Herzens. Novelle.....	279
Paul Lindau in Berlin.	
Au Bonheur des Dames. Roman von Emile Zola....	107
Paul Lindau in Berlin.	
Die Ermordung des Advocaten Bernays.....	222
Wilhelm Lübke in Stuttgart.	
Aus der Hamilton-Sammlung. Botticelli's Dante-Zeichnungen....	35
Hermann Delschläger in Cannstatt.	
Einladung nach Cannstatt. An Karl Cauer.....	354
Ludwig Pietzsch in Berlin.	
Wassili Wassiliewitsch Wereschagin.....	359

Preußen in Kurhessen.

Erinnerung eines alten Offiziers an die preussische Expedition in Kurhessen im November und December 1850. (Vergleiche „Nord und Süd“ November 1882)..... 384

Otto Roquette in Darmstadt.

Die Vertrauten. Novelle..... 1

Johannes Scherr in Zürich.

Das Passionspiel von Gmünd. Eine Jugenderinnerung 88

A. Schneegans in Messina.

Eurikleia. Ein bulgarisches Genrebild..... 143

Lorenz von Stein in Wien.

Musik und Staatswissenschaft. I. II..... 76. 209

Carl Vogt in Genf.

Goethes geologische Studien in Karlsbad und bei Franzensbad.... 319

Bibliographie 128. 264. 304





Fünfundzwanzigster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

1885

Breslau.
S. Schottlaender.



An unsere Abonnenten!



ir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet broschirten oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Hest-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XXV (April bis Juni 1883), wie auch zu den früheren Bänden I—XXIV stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. — Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“
herausgegeben von Paul Lindan
(Verlag von S. Schattlaender in Breslau)

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX.,
X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII.,
XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII.,
XXIV., XXV.

elegant broschirt zum Preise von *M.* 6. —

pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von *M.* 8. —

pro Band

do. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18,
19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33,
34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48,
49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63,
64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75

zum Preise von *M.* 2. — pro Heft

Einbanddecke zu Band XXV. (April bis
Juni 1883)

do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII.,
VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI.,
XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII.,
XXIII., XXIV., XXV.

zum Preise von *M.* 1.50 pro Decke

Wohnung:

Name:

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gef. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.



Band 25. — Heft 73.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

April 1883.

Breslau.
E. Schottlaender.

April 1883.

Inhalt.

	Seite
Otto Roquette in Darmstadt.	
Die Vertrauten. Novelle.....	1
Wilhelm Lübke in Stuttgart.	
Aus der Hamilton-Sammlung. Botticelli's Dante-Zeichnungen...	35
Friedrich Althaus in London.	
Erinnerungen an Gottfried Kinkel	54
Lorenz von Stein in Wien.	
Musik und Staatswissenschaft	76
Johannes Scherr in Zürich.	
Das Passionspiel von Gmünd. Eine Jugenderinnerung	88
Ferdinand Hiller in Köln.	
Magime du Camp.	99
Paul Lindau in Berlin.	
Au Bonheur des Dames. Roman von Emile Zola.....	107
Felix Dahn in Königsberg.	
Nachruf an Richard Wagner.....	126
Bibliographie	128

Hierzu ein Portrait von Otto Roquette, Radirung von Wilhelm Rohr in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Berlin W 62, von der Heydstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Beilagen zu diesem Hefte

von

G. Freytag in Leipzig und J. Kempsky in Prag. (Beder, der deutsche Stil.)

S. Schollmeier in Breslau. (Stimmen der Presse betr. 1840—1870. Dreißig Jahre deutscher Geschichte.)

Prospect.



Paul Lindau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Breslau.
S. Schottlaender.



„Nord und Süd“

Siebenter Jahrgang.



Mit dem soeben erschienenen 73. Hefte tritt unsere Monatschrift in ihren siebenten Jahrgang. Wir glauben allen Grund zu haben, in dem ununterbrochenen Gedeihen des Unternehmens eine Gewähr für die ihm innewohnende Lebenskraft, für seine gedeihliche Zukunft zu erblicken. Mit Zweifeln bei dem ersten Erscheinen begrüßt, ist es „Nord und Süd“, durch Festhalten an seinem Programme: „von den Ersten das Beste zu liefern“ gelungen, in der Reihe der periodischen Unternehmungen mit ähnlichen Zielpunkten eine maßgebende Stellung zu erringen und zu behaupten. Die sechs vorliegenden Jahrgänge setzen sich aus den Beiträgen von mehr als zweihundert Mitarbeitern zusammen, unter denen wir den ersten Geistern unserer Nation, den Leitern ihrer geistigen Bewegung, immer wiederkehrend, begegnen. Die erschienenen Hefte gestalten sich auf diese Weise zu einer eigenartigen und fesselnden Uebersicht über das gesammte Culturleben der von ihnen bezeichneten Periode, und die ihnen folgenden Hefte sollen und werden in gleichem Maße ein Spiegelbild ihrer Zeit sein. Sie sind es noch in dem anderen Sinne, daß sie nicht nur den Geist unserer ausgezeichneten Gelehrten, Dichter und Schriftsteller widerstrahlen, sondern dem Leser auch diese selbst in authentischen, meisterhaft in Kupfer radirten Porträts vor Augen

führen, und zwar meist in Verbindung mit einem Beitrag aus der Feder der dargestellten Persönlichkeit. Es wird auf diese Weise eine Art persönlicher Beziehung zwischen dem Autor und seinen Lesern hergestellt, die für beide Theile gleich reizvoll sein muß.

Eine kurze Prüfung des (diesem Hefte beigegebenen) Inhaltsverzeichnisses über die ersten 24 Bände wird für die Richtigkeit der vorstehenden Anschauungen Zeugniß ablegen, nicht minder wie die Durchsicht dieses Anfangsheftes (No. 73) vom siebenten Jahrgange für das Beharren der Redaction auf ihrem ursprünglichen Plane. Eine Liste der in den Mappen des Abdrucks gewärtigen oder zur demnächstigen Ablieferung versprochenen Beiträge würde dieses Zeugniß verstärken; aus der Zahl derselben seien nur hervorgehoben: belletristische Beiträge von Paul Heuse, Wilhelm Jensen, Rudolph Lindau, Hermann Oelschläger, Gustav zu Putlitz, Graf Schack, Ernst Wichert, ein dramaturgischer Essay von Adolph Wilbrandt, wissenschaftliche Aufsätze vom Wirkl. Geh. Ober-Medicinalrath Prof. Ch. Frerichs, Wilh. von Giesebrecht, Eduard Henglich, Rud. von Thering, Wilh. von Lübke, Johannes Scherr, Lorenz von Stein, Ludwig Steuß etc. etc. Außerdem bringt die Mehrzahl der Hefte Beiträge aus der Feder des Herausgebers Paul Lindau.



Der inneren Vornehmheit der Monatschrift wird auch in Zukunft ihre äußere Erscheinung entsprechen.

So sei denn „Nord und Süd“ von Neuem der Gunst des gebildeten Publikums auf das Wärmste empfohlen!

Breslau, Ende März 1885.

Die Verlagsbuchhandlung

S. Schottlaender.

 Bestellschein umstehend! 

Bestellschein.

Der Unterzeichnete bestellt hiermit bei der Buchhandlung von

1 Expl. „**Nord und Süd**“, herausgegeben von Paul Lindau.

April 1883 zur Ansicht.

1 Expl. do. April bis Juni 1883 zur Fortsetzung.

Preis pro Quartal (3 Hefte) **6 Mark.**

Verlag von **S. Schottlaender** in Breslau

und bittet um pünktliche Zusendung der Hefte je nach Erscheinen.

Name:

Wohnort, Straße und Hausnummer:

Um gefl. recht deutliche Unterschrift wird gebeten.

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul Lindau
(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX.,
X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII.,
XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII.,
XXIV.

elegant broschirt zum Preise von *M.* 6. —
pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von *M.* 8. —
pro Band

do. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18,
19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33,
34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48,
49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63,
64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72

zum Preise von *M.* 2. — pro Heft

Einbanddecke zu Band XXIV. (Januar bis
März 1883)

do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII.,
VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI.,
XVII., XVIII., XIX., XX., XXII., XXIII.,
XXIV.

zum Preise von *M.* 1.50 pro Decke

Wohnung:

Name:

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Inhalts-Verzeichniß

von

„Nord und Süd.“

Eine deutsche Monatschrift

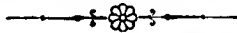
Herausgeber: Paul Lindau in Berlin. Verleger: S. Schottlaender in Breslau.

24 Bände Lex. 8^o à 27—30 Bogen auf elegantem Papier, mit je 3 Kunstbeilagen (Portraits) in Kupfer-Radirung.

In feinsten Original-Einbänden mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck.

Preis pro Band gebunden 8 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.



Inhalt des ersten Bandes.

April — Mai — Juni 1877.

Mit den Porträts von W. Riehl, H. Wilbrandt, G. Geibel. Radirt von J. E. Raab und Sonnenleiter.

Ludwig Angenruder in Wien.

Zur Psychologie der Bauern. Wie der Auber unglücklich ward.

Friedrich Bodenstedt in Wiesbaden. Prolog.

Ernst Curtius in Berlin.

Griechische Ausgrabungen. 1876—1877.

Georg Ebers in Leipzig.

Älitteration und Reim im Aegyptischen.

Jacob v. Falke in Wien.

Das Fenster in der Wohnung.

Runo Fischer in Heidelberg.

Ein literarischer Findling als „Lessings Faust“.

Karl v. Geibler in Meran.

Alessandro Manzoni.

Emanuel Geibel in Lübeck. Mit Porträt.

Dittchen aus dem Wintertagebuch. Die Jagd von Westers. Vorpiel einer Wittgeniertragödie.

Karl Goedeke in Göttingen.

Emanuel Geibel.

Bret Harte in New-York.

Der Mann von Sofano. Amerikanische Elisse. (Uebersetzen von Udo Brachvogel.)

Hans Hoppin in Berlin.

Zwischen Dorf und Stadt. Novelle.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.

Aus den Banden. Novelle.

Nudolph v. Jhering in Göttingen.

Das Leben für und durch Andere oder die Gesellschaft.

Ferdinand Hirnberger in Wien.

Künstlerträute. Novelle.

Paul Lindau in Berlin.

Ferdinand Lassalles letzte Rede. Eine persönliche Erinnerung.

Wilhelm Lübke in Stuttgart.

Peter Paul Rubens.

Julius Bajer in Frankfurt a. M.

Die englische Nordpolexpedition von 1875—1876.

Fr. Becht in München.

Moderne Maler. Franz Senfack.

W. G. Riehl in München. Mit Porträt.

Neue musikalische Charakterköpfe. Zwei deutsche Kapellmeister. Carl Gühr und Karl Ludwig Droblich.

Karl Vogt in Grief.

Ein frommer Angriff auf die heutige Wissenschaft.

Adolf Wilbrandt in Wien. Mit Porträt.

Dramaturgische Unterhaltungen. Mein Freund Scävola.

Inhalt des zweiten Bandes.

Juli — August — September 1877.

Mit den Porträts von Victor Hugo, L. Angenruder, Fr. Liszt, Gekochen von Meher, Sachs und Römer

Ludwig Angenruder in Wien. Mit Portr.

Zur Psychologie der Bauern. Der gottüberlegene Jacob.

Ed. Bauernfeld in Wien.

Correspondenzm. Anagnastus-Porträt. Erinnerungen.

H. G. Drexler in Berlin.

Wildpferde in den asiatischen Steppen.

Mortz Carriere in München.

Geschmack und Gewissen.

Georg Gerland in Straßburg.

Das Geleg der Bererbung und die Poesie.

Eduard Hanslik in Wien.

Abelina Patti. Erinnerungen.

Ferdinand Hiller in Köln.

An Franz Liszt. Mit dem Porträt v. Franz Liszt.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.

Monika Waldbogel. Novelle.

Nudolph von Jhering in Göttingen.

Honorar und Gehalt.

Paul Lindau in Berlin.

Victor Hugo vor der Verbannung (1802—1851).

— In und nach der Verbannung (1851—1877).

Mit dem Porträt von Victor Hugo.

Nudolph Lindau in Paris.

Der Geher. Novelle.

Friedrich Meyer v. Walden in Heidelberg.
Ruffische Censur.
Josef Kaut in Wien.
Ein Volksdramatiker aus Oesterreich.
Theodor Unger in Hannover.
Kunstschreiber und Kunststreiber.
Bernhard Wagener in Kiel.
Zwischen zwei Herzen. Novelle.
Alfred Wolfmann in Prag.
Das Preussenthum in der neueren Kunst.
Aus der ersten französischen Nationalversammlung. — 1871. — Nach Briefen und aus dem Nachlaß eines Mitgliebes, derselben.

Inhalt des dritten Bandes.

October — November — December 1877.
Mit den Porträts von Paul Heyse, W. Abbe, M. Carriere, Rablitz, J. E. Raab.
J. Baron in Berlin.
Gemeinwirtschaft und Privatwirtschaft.
Bauernfeld in Wien.
Moriz Schwind zum Gedächtniß.
Karl Viebermann in Leipzig.
Zur Entwicklungsgeschichte der Goethe'schen Faustbildung.
G. Breitinger in Zürich.
Die Entwicklung des Realismus in der französischen Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts.
Moriz Carriere in München.
Der Unterschied des plastischen und malerischen Stils. Mit dem Porträt von Moriz Carriere.
Rudolph Genée in Dresden.
Der hundert. Samlet. Eine dramaturgische Studie.
Karl Goedeke in Göttingen.
Paul Heyse. Mit dem Porträt v. Paul Heyse.
G. Haefler in Breslau.
Salerno.
Paul Heyse in München.
Heppo der Sternscheer. Novelle.
Ippolito Nievo.
Richard Viebrich in London.
Realismus und Idealismus im Porträt.
Rudolph Lindau in Paris.
Das rothe Tuch. Novelle.
Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Membranbi von Ryn.
Ludwig Pietzsch in Berlin.
Wilhelm Abbe. Mit dem Porträt v. W. Abbe.
Wilhelm Roscher in Leipzig.
Zur Erinnerung an Friedrich Vff. Ungedruckte Briefe desselben. Mit einer Einleitung.
W. Rittow in Zürich.
Das schweizerische Herwesen. Ein Beitrag zur Beantwortung der Frage nach der allgemeinen Anknüpfung des Mittelalters, auch für die Geete der Großmächte.
G. Vogel in Berlin.
Das Spectrum u. die chemisch. Wirkungen d. Lichts.
Adolf Wilbrandt in Wien.
Der Loosiencommandeur. Novelle.

Inhalt des vierten Bandes.

Januar — Februar — März 1878.
Mit den Porträts von Georg Ebers, Wilhelm Busch, Arnold Böcklin. Rablitz von Raab, Hechl und Schil.
Ludwig Angenruber in Wien.
Zur Psychologie der Bauern. Die fromme Kathrin.

Bruno Buber in Wien.
Zur Popularisirung der Kunst.
Georg Ebers in Leipzig. Mit Porträt.
Mein Grab in Leben.
F. Frensdorff in Göttingen.
Die Entstehung der Hanse.
Ferdinand Freiligrath.
Uebersetzungen. Aus dessen Nachlaß. (Geschichte von Robert Herrick und Th. H. Aldrich.)
Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.
Hohemund. Novelle in Versen.
Georg Gerland in Straßburg.
Centralasien und China.
G. Klebs in Prag.
Schädliche Nahrungsmittel. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte von Krankheiten.
Heinrich von Kleff.
Ueber die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden.
Paul Lindau in Berlin.
Wilhelm Busch. Mit dem Porträt von Wilhelm Busch.
Rudolph Lindau in Paris.
Töbische Fehde. Eine Skizze.
Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Die Cultur der Frührenaissance in Italien.
Jürgen Vona Meyer in Bonn.
Zur Philosophie der Gegenwart. Betrachtungen. I. Der Materialismus.
Lucian Müller in St. Petersburg.
Ein römischer Dichter aus der Zeit des Kaisers Constantin.
Fr. Peßl in München.
Arnold Böcklin. Mit dem Porträt von Arnold Böcklin.
Friedrich Sander in Barmen.
Ueber gute und schlechte Luft.
Ernst Freiherr von Stockmar in Berlin.
Die Flucht des Grafen von Provence (Ludwig XVIII.) am 21. Juni 1791.
Friedrich Vff in Wien.
Herzensdämmerung. Novelle.
Fr. Vischer in Stuttgart.
Wieder einmal über die Mode.
V. Windscheid in Leipzig.
Die geschichtliche Schule in der Rechtswissenschaft.

Inhalt des fünften Bandes.

April — Mai — Juni 1878.
Mit den Porträts von Leopold von Ranke, Berthold Auerbach u. Heinrich Haube. Rablitz von F. Sachs, Hans Meyer und J. Sonnenleiter.
Berthold Auerbach in Berlin. Mit Porträt.
Der Sohn des Ritzchen von Sellbronn. Erzählung.
J. Baron in Berlin.
Der Normalarbeitstag.
H. de Vary in Straßburg.
Ueber die Bedeutung der Blumen.
G. du Bois-Reymond in Berlin.
Ueber das Nationalgefühl. Rede zur Geburtstagsfeier des Kaisers in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 28. März 1878 gehalten.
Franz Delius in Leipzig.
Der Falmdud und die Farben.
J. Genle in Göttingen.
Der weltliche und der religiöse Dualismus.

- Wilhelm Jensen** in Freiburg i. Br.
Ein Frühlingssnachmittag.
- Julius Klüber** in Stuttgart.
Wilhelm Gauß.
- Geinrich Kruse** in Berlin.
Der Dänholm. Idylle.
- Geinrich Laube** in Wien. Mit Porträt.
Eduard Deverant.
- G. Nissen** in Göttingen.
Rocopata.
- G. B. Oppenheim** in Berlin.
Zur Revision der Gewerbeordnung.
- Eduard Osenbrüggen** in Zürich.
Schweizerische Verlesen.
- Joseph v. Raabe** in Berlin. Mit Porträt
Zur Geschichte der italienischen Kunst.
I. Grundzüge und Anfänge; II. Stotio und seine Nachfolger; III. Quattrocentisten; IV. Uebergang vom 15. in das 16. Jahrhundert; V. Erinnerung an Lionardo und Michelangelo; VI. Raphael; VII. Tizian und etnige sein Zeitgenossen.
- J. Reuleaux** in Berlin.
Ueber Deutschlands gewerbliche Bestrebungen und Aufgaben.
- Carl Thomas** in Prag.
Die Großmutter. Novelle.
- G. Wiener** in Leipzig.
Die moderne Gelesgebung gegenüber der Warenfischung.
- Adolf Wildbraudt**.
Untrennbar. Novelle.

Inhalt des sechsten Bandes.

- Juli — August — September 1878.
- Mit den Porträts von Joseph Victor von Scheffel, Emil du Bois - Reymond, Carl Cuxlow. Radirt von G. Sachs, Couvill & Co. und D. Raab.
- P. Anzengruber** in Wien.
Das Sündbild.
- Karl Bartsch** in Heidelberg. Mit Porträt.
Joseph Victor von Scheffel.
- G. Baur** in Leipzig.
Der Elß als eine Pflanzstätte deutschen Lebens und deutscher Gesinnung.
- Karl Biedermann** in Leipzig.
Leßing in England.
- P. B. Gorchhammer** in Kiel.
Das goldene Ritz und die Argonauten.
- Karl Cuxlow** in Sachsenhausen. Mit Porträt.
Bogumil Damjow.
- Paul Heyse** in München.
Kesselfricke.
- An Arnold Böcklin in Florenz. An Otto Ribbed in Leipzig. An Wilhelm Herz in Berlin. An die zu Hause Gebliebenen.
- Rudolph Lindau** in Paris.
Ein verkehrtes Beden. Novelle.
- Emil Naumann** in Dresden.
Klavierispiel ohne Ende.
- Friedrich Nagel** in München.
Die Beurtheilung der Völkter.
- J. Neßenthal** in Erlangen.
Emil du Bois-Reymond. Ein Lebensbild. Mit dem Porträt von G. du Bois-Reymond.
- Franz Nühl** in Königsberg.
Theodor von Schön.
- H. Schöner** in Rom.
Der Palatin und seine Ausgrabungen.

- Carl Thierich** in Leipzig.
Medicinische Wloßen zum Samlet.
- G. W. Vogel** in Berlin.
Die Telegraphenschrift des Himmels.
- G. Volt** in München.
Ueber die Bedeutung des Blutes.
- Adolf Wildbraudt** in Wien.
Der Mitschuldige. Novelle.

Inhalt des siebenten Bandes.

- October — November — December 1878.
- Mit den Porträts von Max Müller, Iwan Turgenjew, Richard Wagner. Radirt von D. Raab, B. Rannfeld und J. A. Raab.
- Karl Braun-Wiesbaden** in Berlin.
Eine unfindbar freie Reichsstadt. Kulturgeschichtliche Skizze.
- Karl Erdm. Adler** in Wien.
Eine Wloznerfahrt. Novelle.
- Karl Emil Franzos** in Wien.
Die Lode der heiligen Kathä. Eine moderne Legende.
- Emanuel Geibel** in Lübed.
Steden Oben des Horay.
- Siegfried Rapper** in Piffa.
Rißer und Klosterleben in der Herzogovina.
- Geinrich Kruse** in Berlin.
Idylle n.
Die Dachreiter. Bilder Wind und Wellen.
- Gugo Maguns** in Breslau.
Die Fardenblindheit.
- F. Max Müller** in Oxford.
Ueber Feilschismus. I. II.
- Ludwig Noire** in Mainz.
Max Müller und die Sprachphilosophie. Mit dem Porträt von Max Müller.
- Ludwig Freiherr v. Dampstedt** in Wiesbaden.
Bilder aus englischen Landhies und Gärten. I. II.
- Ludwig Pießch** in Berlin.
Iwan Turgenjew. Persönliche Erinnerungen.
Mit dem Porträt von Iwan Turgenjew.
- R. Th. Richter** in Prag.
Die Braut. Novelle.
- Justus Scheibert** in Stuttgart.
An den Grenzen der Strategie und Taktik.
- Eduard Schelle** in Wien.
Richard Wagner. Mit dem Porträt von Richard Wagner.
- Bernhard Wagener** in Kiel.
Bilder aus Deutschlands Kriegsmarine.
- Ernst Wichert** in Königsberg.
Sommerfische am Baltischen Strande.
- J. G. Witte** in Bonn.
Kant und die Frauen.

Inhalt des achten Bandes.

- Januar — Februar — März 1879.
- Mit den Porträts von Eduard Hanslid, Hans Gopsen, Wilhelm Jensen. Radirt von Galm und D. Raab.
- Eduard Hanslid** in Wien. Mit Porträt.
Kunst und Künstler in Paris.
- Paul Heyse** in München.
Aus der italienischen Reiseemappe.
- Hans Gopsen** in Berlin. Mit Porträt.
Hiljerts Gild und Ende. Aus den Geschichten des Majors.

- C. Gubner** in Berlin.
Sauton.
- Wilhelm Jensen** in Freiburg i. B. Mit
Porträt.
Im Mal. Eine Symphonie.
- Wilhelm von Kardorff** in Babiñ.
Die wirtschaftlichen und finanziellen Reform-
projecte des Reichstagnlers.
- Fritz Krauß** in Zürich.
Shakespeare und seine Sonette.
- Paul Lindau** in Berlin.
Julian Schmidt und der „Schillerpreis“.
- Nudolph Lindau** in Berlin.
Gute Gesellschaft. Roman.
- Wilhelm Lübke** in Stuttgart.
Die Cultur der Hochrenaissance in Italien.
- Fr. Wexel** in Moskau.
Der Ruß. Eine anthropologische Studie.
- Ludwig von Dampeda** in Wiesbaden.
Bilder aus englischen Landschaften.
- H. B. Oppenheim** in Berlin.
Das allgemeine Stimmrecht.
- W. Freyer** in Jena.
Die Concurrency in der Natur.
- Bibliographie.**

Inhalt des neunten Bandes.

April — Mai — Juni 1879.

Mit den Porträts von Emile Augier, An-
ton Rubinstein und Johannes Huber.
Radirt von B. Mannfeld und D. Raab.

- C. Abel** in Berlin.
Sprache und Aegyptische Sprache.
- Asiaticus.**
Die staatliche und sociale Entwicklung Japans
in den letzten zehn Jahren (1868—1878).
- Emile Augier** in Paris.
Fragment.
- G. Baur** in Leipzig.
Die Salzburger Emigranten. Ein Lebens-
und Lebensbild aus der evangelischen Diaspora,
zugleich ein Zeugniß für die Kirchen-Politik
der Hohenzollern.
- Karl Bed** in Wien.
Erinnerungen an Alexander Petöfi (1846.)
- W. Busch** in Bonn.
Der Fuß und seine Bekleidung.
- M. Carriere** in München.
Johannes Huber. Mit dem Porträt von Joh.
Huber.
- Ernst Dohm** in Berlin.
Fragment. Aus einem unvollendeten Lustspiel
Emile Augier's (Uebersetzung).
- H. Ehrlich** in Berlin.
Anton Rubinstein. Mit dem Porträt von Anton
Rubinstein.
- Theodor Fontane** in Berlin.
Grete Rinde. Nach einer altmärkischen Chronik.
- Ondwig Geiger** in Berlin.
Der dreißigjährige Krieg und die deutsche Literatur.
- Klaus Groth** in Kiel.
Kronprinzens in Holstein. Ein Cyclus platt-
deutscher Gebichte über Land, Leute und Sagen.
- Paul Heyse** in München.
Die Madonna im Delwald. Eine Novelle in
Versen.
- Johannes Huber** in München.
Moderne Magie.

- Paul Lindau** in Berlin.
Emile Augier. Mit dem Porträt von Em-
Augier.
- F. Meucaux** in Berlin.
Ueber den Einfluß der Maschine auf den Gewerbe-
betrieb.
- W. G. Niesel** in München.
Das verlorene Paradies. Novelle.
- Isidor Söha** in München.
Ueber den gegenwärtigen Stand der Bekfrage.
- H. G. Stroussberg** in Berlin.
Zwei Fragen, die nicht brennen.
- Karl Vogt** in Genf.
Eine Naturforscher-Akade im Hoch-Jura.
- Bibliographie.**

Inhalt des zehnten Bandes.

Juli — August — September 1879.

Mit den Porträts v. Alexandre Dumas fils,
Gustav Freytag und Reinhold Begab.
Radirt von B. Mannfeld, Paul Salm
und D. Raab.

- L. Augenruber** in Wien.
Sein Spielzeug.
- Karl Barßch** in Heidelberg.
Italiensches Frauenleben im Zeitalter Dantes.
- J. Baron** in Berlin.
Die neuen Reichsjustizgesetze. Zum 1. October 1879.
- August Demmin** in Wiesbaden.
Sammeler, Sammeln, Sammlungen.
- A. Dove** in Breslau.
Gustav Freytag. Mit dem Porträt von Gustav
Freytag.
- D. Ernst** in Constantinopel.
Die Renegatin. Eine Erzählung aus dem Orient.
- Carl Gerhard** in Bonn.
Das Erkrümen.
- Fr. Gemmann** in Herrliberg.
Charles Sealsfeld.
- Ferdinand Giller** in Köln.
Adolphe Mourril.
- Paul Heyse** in München.
Die Madonna im Delwald. Novelle in Versen.
(Schluß.)
- J. J. Honegger** in Zürich.
Alexandre Dumas fils. Mit dem Porträt von
Alexandre Dumas.
- Johannes Huber** in München.
Moderne Magie (Schluß.)
- Hermann von Ihering** in Leipzig.
Die Thierwelt der Alvenseen und ihre Bedeutung
für die Frage nach der Entstehung der Arten.
- Lothar Meyer** in Tübingen.
Ueber akademische Keuschheit.
- Ludwig Vietich** in Berlin.
Reinhold Begab. Mit dem Porträt von Rein-
hold Begab.
- Ferdinand von Saar** in Wien.
Der General. Eine Novelle aus Oesterreich.
- Otto von Schorn** in Nürnberg.
Das Grotteske und Komische in der Kunst und
im Kunstgewerbe.
- Friedrich von Weech** in Karlsruhe.
Göthes All.
- Hermann Weider** in Halle.
Die persische Bierzeile und der deutsche Volkweim.
- Bibliographie.**

Inhalt des elften Bandes.

October — November — December 1879.

Mit den Porträts von Ernst Dohm, J. von Doellinger und Adolf Menzel. Radirt von W. Krauskopf, Wilhelm Rohr und Paul Galm.

Karl Braun-Wiesbaden in Berlin.
Nur ein Schneider. Bilder aus der deutschen Kleinhaarelei.

François Coppée.
Olivier. Novelle in Versen. Im Versmaße des Originals überfetzt von Wolf Grafen v. Audiffin.

J. Friedrich in München.
Johann Joseph Ignaz von Doellinger. Mit dem Porträt von J. J. v. Doellinger.

A. Gane.
Andrej Florca, der Curcan. Aus dem Rumänischen nach dem Manuscripte und unter Mitwirkung des Verfassers überfetzt von Rite Kremnitz-Bardleben.

J. Heinrich Geffken in Straßburg i. E.
Das Problem des Völkerechts.

Wilhelm Geiger in Erlangen.
Die Mythen vom Tod und vom Jenseits bei den Indogermanen.

Julius Hübner in Dresden.
L'Intorelto.

Karl Koberstein in Dresden.
Prinz Heinrich von Preußen und seine Stellung zur Tradition und Geschichte.

Friedrich Albert Lange in Berlin.
Ueber philosophische Bildung. (Schluß Februar 1880.)

Paul Lindau in Berlin.
Ernst Dohm und der „Klabberadatsch“. Mit dem Porträt von Ernst Dohm.

Edw. Freiherr v. Ompteda in Wiesbaden.
Woburn Abbey.
Die Trinksucht in England.

G. B. Oppenheim in Berlin.
Armand Carrel. Ein Lebensbild aus der Geschichte des Journalismus.

Friedrich Oetler in Kassel.
Zum Beginn des zweiten Verfassungskampfes in Kurheffen.

Ludwig Pietisch in Berlin.
Adolf Menzel. Mit dem Porträt von Adolf Menzel.

Fr. Wilh. Thiele in Weimar.
Das Menschengesicht.

Adolf Wilbrandt in Wien.
Tod und Trost. Ein Cychus.

Bibliographie.

Inhalt des zwölften Bandes.

Januar — Februar — März 1880.

Mit den Porträts des Fürsten Bismarck, von Karl von Solte und Franz von Dingelstedt. Radirt von Paul Galm und W. Krauskopf.

J. Effenhardt in Hamburg.
Der Ursprung der romanischen Sprachen.

Karl von Gebl.
Die Jungfrau von Orleans.

Ferdinand Hiller in Köln.
In Wien vor 52 Jahren.

Edward von Hartmann in Berlin.
Die Bedeutung des Leids.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. B.
Faira. Ein erzählendes Gedicht.

H. Hoffmann in Heidelberg.
Die Bedeutung des Einzellebens in der Darwinistischen Weltanschauung.

Max Kurnik in Breslau.
Karl von Solte. Ein Lebensbild. Mit dem Porträt Karl von Solte's.

Halde Kurz in Florenz.
Galsisch. Aus dem Tagebuch eines Philosophen.

Friedrich Albert Lange.
Ueber philol. obige Bildung (Schluß (siehe November 1879)).

Paul Lindau in Berlin.
Persönliche Begegnungen. Elise.

Meunier der Jüngere.
Fürst Bismarck an der Jahreswende 1879. Mit dem Porträt des Fürsten Bismarck.

G. B. Oppenheim in Berlin.
Aus den Papiere der altfranzösischen Diplomatie.

John Paulsen in Norwegen.
Ein römisches Aber'euer. Novelle.

Heinrich Rakel in München.
Sahara und Sudan.

Oskar von Redwitz in Meran.
Ein Brautfranz in Sonetten.

Sigmund Schleginger in Wien.
Der Theatermann Dingelstedt. Mit dem Porträt Franz von Dingelstedt's.

August Silberstein in Wien.
Der Laden des Raj.

Karl Vogt in Genf.
Zur Physiologie der Schrift.

H. Holz in Potsdam.
Fürst Raunitz.

* * *
Das Deutschthum in den russischen Ostseeprovinzen.
Bibliographie.

Inhalt des dreizehnten Bandes.

April — Mai — Juni 1880.

Mit den Porträts von Theodor Fontane, Alfred Meißner und Emile Zola. Radirt von W. Krauskopf, W. Rohr und Paul Galm.

J. Herm. Baas in München.
William Harvey, der Begründer der neuen Physiologie und ihrer Methode, im Lichte der Culturgeschichte.

Jacob Baechtold in Zürich.
Aus Heinrich Leutholds Nachlaß.

Runo Fischer in Heidelberg.
Ueber G. E. Lessing I. II.
I. Lessings reformatorische Bedeutung in der deutschen Literatur.

II. Lessings Minna von Barnhelm.

Theodor Fontane in Berlin.
Abultera. Novelle. Mit dem Porträt Theodor Fontanes.

Gustav Girsfeld in Königsberg.
Festfeier und Gedentage im griechischen Alterthum.

Edward Graf Lamezan in Wien.
Ueber menschliche Willensfreiheit und strafrechtliche Zurechnung.

Carl Lang in Offenburg.
Ueber aegriechische Musik.

Rudolph Fürst zu Liechtenstein in Neulengbach.

Die Kinder des Orients. Novelle.

Heinrich Leuthold.

Aus Heinrich Leutholds Nachlaß. Eingeleitet und herausgegeben von Jakob Barchold in Altrich.

Wilhelm Lübke in Stuttgart.

Die pergamentenen Fünde.

Alfred Meißner in Bregenz.

Zont. Novelle. Mit dem Porträt Alfred Meißners.

Ludwig Pfau in Paris.

Emile Zola.

Franz Mühl in Königsberg.

Friedrich Christoph Schloffer.

Hans Semper in Innsbruck.

Italienische Studien.

Karl Stieler in München.

Eine Winterreise an den Königssee.

Emile Zola in Paris.

Volgar (in französischer Sprache) (in deutscher Sprache, überfetzt von F. S.) Mit dem Porträt Emile Zolas.

Bibliographie.

Inhalt des vierzehnten Bandes.

Juli — August — September 1880.

Mit den Porträts von Ludwig Knaut, C. F. Lessing und Runo Fischer. Radirt von W. Kraußkopf, F. S. Meyer und Wilhelm Kohr.

George Allan in Bukarest.

Rumänische Gesellschaft. Scenen aus Bukarest.

Runo Fischer in Heidelberg.

Ueber G. A. Lessing (III. Lessings Emilia Galotti).

Lycodor Fontane in Berlin.

D'Abultera. Novelle (Schluß).

Eduard von Hartmann in Berlin.

Die Krisis des Christentums.

Paul Heyse in München.

Die Feiern.

Hans Hoffmann in Stettin.

Der schöne Checco. Novelle.

Wag Jordan in Berlin.

Ludwig Knaut. Mit dem Porträt Ludwig Knaut.

Karl Robertstein in Dresden.

Carl Friedrich Lessing. Mit dem Porträt C. F. Lessings.

Paul Lindau in Berlin.

Goethes „Faust“ als Bühnenwerk.

Wilhelm Lübke in Stuttgart.

Die Kunst und der Kaufmann.

Menenius der Jüngere.

Ein Bild von der politischen Warte.

Friedrich Oetker in Kassel.

Die Herstellung der kirchlichen Verfassung im Frühjahr 1862.

Friedrich Nagel in München.

Die Wasserfälle.

Bernhard Schädel in Darmstadt.

Briefe von Moriz von Schwind.

Rudolf Seydel in Leipzig.

Das Rosenkreuz, ein Sinnbild des Christentums im Uebergange zur Humanitätsreligion.

M. G. von Sosnowski in Posen.

Runo Fischer. Mit dem Porträt Runo Fischers.

Bibliographie.

Inhalt des fünfzehnten Bandes.

October — November — December 1880.

Mit den Porträts von Bret Harte, A. Khenbach, und Friedrich Spielhagen. Radirt von F. S. Meyer und Wilhelm Kohr.

C. von Bask in Wien.

Das Wesen des Kreislaufs.

Udo Brachvogel in New-York.

Bret Harte. Mit dem Porträt Bret Hartes.

Alexander Brüdner in Dorpat.

Zur Naturgeschichte der Prätedenten.

M. Carriere in München.

Wechselbeziehungen deutscher und italienischer Kunst.

F. von Dahn in Heidelberg.

Ueber die Anfänge der Antiken-Sammlungen in Italien.

Heinrich Kruse in Berlin.

Die Siegelbewahrer. Eine Seegelgeschichte.

Paul Lindau in Berlin.

Persönliche Begegnungen. Genet.

Rudolph Lindau in Berlin.

Treu bis in den Tod. Erzählung.

Jürgen Bona Meyer in Bonn.

Zur Philosophie der Gegenwart. II. Nährungs-Wirklichkeitsphilosophie.

Hermann Delschläger in Leipzig.

Bernardo.

Ludwig Freiherr von Ompteda in Wiesbaden.

Der Gaararzt. Aus den Hundstagsferien eines Gymnasialoberlehrers.

Ludwig Vietzsch in Berlin.

Andreas Khenbach. Mit dem Porträt Andreas Khenbach's.

Hermann Schmidt-Rimpler in Marburg.

Ueber Blindstein.

Bernhard Schädel in Darmstadt.

Briefe von Moriz von Schwind. (Schluß.)

D. Schrader in Jena.

Aus der Geschichte der Fausttiere. Eine linguistische Studie.

Lorenz von Stein in Wien.

Der amerikanische Socialismus und Communismus. I—IV.

Alfred Stern in Bern.

Karl von Clausewitz.

Friedrich Spielhagen.

Vorbemerkung der Redaction. Ein Brief an den Herausgeber von „Nord und Süd“.

Adolf Wilbrandt.

Der Berwalter. Novelle.

Ludwig Ziemssen in Neustettin.

Friedrich Spielhagen. Mit dem Porträt Friedrich Spielhagens.

Bibliographie.

Inhalt des sechszehnten Bandes.

Januar — Februar — März 1881.

Mit den Porträts des Grafen Reiske, von Franz v. Söyendarrff und M. Lazarus. Radirung von P. u. Haim u. W. Kraustopf.

Max Cantor in Heidelberg.

Sir Isaac Newton. I. II.

Felix Oberth in Breslau.

Das Gesetz im Leben.

Wilhelm Geiger in Erlangen.

Die älteste Literatur des indischen Volkes.

Wilhelm von Hamm.

Sonntagsglinder.

Paul Heyse in München.

Der lahme Engel. Novelle.

Franz von Holtzendorf in München.

Sozialpolitische Reiseitzgen aus Schottland. Erste Serie. Zweite Serie. Mit dem Porträt Franz von Gattenbarffs. Radirung von W. Kraustopf in München.

Sophie Junghaus in Kassel.

Giulio Valori. Novelle.

Fedor von Köppen in Leipzig.

Motiv und seine Kriegsführung. Mit dem Porträt des Feldmarschall Grafen von Molke.

M. Lazarus in Berlin.

Erziehung und Geschichte. Mit dem Porträt von M. Lazarus.

Paul Lindau in Berlin.

Die Ahnen. Ein Roman von Gustav Freytag. Mit einem Holzchnitt „Immo und Hildegard.“ nach einer Zeichnung von G. Kaufbach. (Aus der „Gustav-Freytag-Galerie“.)

A. N. Kängabé in Berlin.

Die beiden Schwefelern. Eine Novelle.

Rhenanus.

Das deutsch-österreichische Präventiv-Bündniß.

Otto Noquette in Darmstadt.

Die Mischel.

Ernst Eberenberg in Elberfeld.

Gebichte.

H. Schoener in Rom.

Die neue Pompeji-Forschung.

A. Schneegans in Messina.

Etzsburg nach der Uebergabe an Frankreich. 1581—1698.

Bibliographie.

Inhalt des siebzehnten Bandes.

April — Mai — Juni — 1881.

Mit den Porträts des Kaiser Wilhelm, von Felix Dahn und Paul Heyse. Radirung von D. Raab, W. Kohr und Paul Haim.

E. Augengruber in Wien.

Der Einjam. Erzählung.

Adolf Voetischer in Berlin.

Die Stadt des Tantatos.

Heinrich Breittinger in Zürich.

Der heilige Roman Itallens.

Maximilian Carriere in München.

Catherons Akt seiner Ehre und Shakespeare's Othello.

Felix Dahn in Königsberg.

Gedicht zu einem Bilde Kaiser Wilhelms. Mit dem Porträt Kaiser Wilhelms. Radirung

von D. Raab in München. — Friedrich Rückert (mit ungedruckten Briefen und Versen des Dichters). Mit dem Porträt Felix Dahns. Radirung von W. Kohr in München.

Runo Fischer in Heidelberg.

Die hundertjährige Gedächtnisfeier der „Kritik der reinen Vernunft“.

C. Freiherr v. d. Veltz in Berlin.

Etzgen aus der Kriegsführung der Gegenwart.

Franz von Holtzendorf in München.

Sozialpolitische Reiseitzgen aus Schottland. V., VI., VII. (Schluß.)

H. von Jhering in Göttingen.

Die Sitte im Munde der Sprache.

Karl Robertlein in Dresden.

Der Dichter des Frühlings.

Ludwig Kistner in München.

Der geraubte Spielmann. Novelle.

Paul Lindau in Berlin.

Richard Wagner's „Ring des Nibelungen“ in Berlin.

Ludwig Vietich in Berlin.

Paul Meyerheim. Mit dem Porträt Paul Meyerheim's. Radirung von P. Haim in München.

Otto Noquette in Darmstadt.

Der Dadrreiter. Novelle.

Naturkimmern.

H. Schoener in Rom.

Die neue Pompeji-Forschung. (Schluß [siehe Juni 1881].)

Karl Stieler in München.

Ludwig der Vater. Eine Jagdfahrt im Ammergau

Bibliographie.

Inhalt des achtzehnten Bandes.

Juli — August — September — 1881.

Mit den Porträts von Ferdinand Hiller, Anton von Werner und Eduard van Hartmann. Radirung von W. Kraustopf und W. Kohr.

Julius Algeyer in München.

Betrachtungen über bildende Kunst.

Berthold Auerbach in Berlin.

Ferdinand Aiba und Glärschen. Eine Bräufteier Erinnerung.

J. Hermann Haas in Worms.

Die Grenzen des ärztlichen Erkennens.

Oberst z. D. v. Brandt in Berlin.

Das Leben von Collin Campbell, Lord Clyde.

H. Geiger in München.

Die Entschädigung freigesprochenen Angeklagten.

Eduard v. Hartmann in Berlin.

Die tragische Vertiefung der Naturreligion im Germanenthum.

Wilhelm Herz in München.

Die Sage vom Hartzthal und dem Graf.

Paul Heyse in München.

Der Mönch von Montauban. Novelle.

Ferdinand Hiller in Köln.

Frankfurter Tonkünstler vergangener Zeit. Mit dem Porträt Ferdinand Hiller's. Radirung von W. Kraustopf in München.

Heinrich Krufe in Berlin.

Adelarde. Eine Geeschichte.

H. C. in Berlin.

Ein Sommertraum.

A. H. Mayer in Karlsruhe.

Die Reuermähten.

Adolf Bichler in Innsbruck.
Eine Jugendliebe in Wien.
Ludwig Piesch in Berlin.
Anton von Werner. Mit dem Porträt Anton von Berners. Radirung von W. Krauskopf in München.

Carl du Prel in München.
Das zweite Gesicht. Psychologische Studie.

Marie von Medwiz in Meran.
Seine Frau. Novelle.

J. Meuse in Göttingen.
Die Organismen und ihre Ursprung.

Barbara Gräfin Salkhoub (Dantine) in St. Petersburg.
Vater Dionysius.

Adrian Schüding in Harzburg.
Spiegelbilder vom Bosphorus. I. Die Nöwen.

Carl Vogt in Genf.
Niglerisches.

Johannes Volkelt in Jena.
Eduard von Hartmann. Mit dem Porträt Eduard von Hartmanns. Radirung von W. Kohn in München.

Bibliographie.

Inhalt des neunzehnten Bandes.

October — November — Dezember 1881.

Mit den Porträts von Adolph Pörrange, Hermann Helmholtz, Hermann Helmholtz, Hermann Helmholtz. Radirungen von W. Kohn und W. Krauskopf.

Adolph Pörrange in Berlin.
Das Theater und die Gewerkschaft.

Felix Auerbach in Breslau.
Hermann Helmholtz und die wissenschaftlichen Grundlagen der Musik.

Aus Heinrich von Kleist's Lebens- und Liebesgeschichte.
Ungebrachte Briefe des Dichters. Herausgegeben von Karl Hübnermann in Leipzig.

Gugo Blümner in Zürich.
Ueber Trauerspiele und Parodie in der klassischen Literatur.

Adolf Boetticher in Berlin.
Die neuesten Ausgrabungen der Griechischen Archäologischen Gesellschaft.

Felix Zahn in Königsberg i. Pr.
Der Streit um die Krone. Ballade.

G. Ehrlich in Berlin.
Malländer Erinnerungen aus dem Sommer 1881.

Theodor Fontane in Berlin.
Groden und Seichen. Ein märkisches Capitel. Der Scharnhorst-Begräbnisplatz auf dem Berliner Invalidenfriedhof.

J. Genle in Göttingen.
Ueber das Eröthen.

Hermann Gertner in Dresden.
Die Franciscaner in der Kunstgeschichte.

Wilhelm Jensen in Freiburg i/Wr.
Am Abendzug. Gedicht.

Paul Lindau in Berlin.
Herr und Frau Bever. Novelle.

— **Literarische Besprechungen.**
Zur naturalistischen Literatur.
„Angela“ Roman von Friedrich Spielhagen.
Die Karolinger. Trauerspiel in vier Acten von Ernst v. Wildenbruch.

Altdor Soyfa in München.
Die Lust als Trägerin von Krankheitskeimen.

Carl Thomas v.
Magdalena. Novelle.

Johannes Trojan in Berlin.
Die Dorfstraße.

Bibliographie.

Inhalt des zwanzigsten Bandes.

Januar — Februar — März 1882.

Mit den Porträts von Gottfried Keller, A. Fr. Graf von Schack und J. Maj. der Königin von Rumänien. Radirungen von R. Leemann und W. Krauskopf.

Oberst S. von Brandt in Berlin.
Bilder aus Indien.

G. Ehrlich in Berlin.
Die Berliner Kunst-Saison. Rückblicke.

Friedrich Friedrich in Leipzig.
Die Jugendfreunde. Novelle.

Gottfried Keller in Zürich.
Der Apotheker von Chamouët. Fragment aus einem älteren Gedichte.

Mite Krementz in Bukarest.
Garmen Sylva.

Gotthold Kreyenberg in Hferlohn.
Die neue Erziehung.

Paul Lindau in Berlin.
Ein neues Drama von Heinrich Kruse. (Bisjav von Algen.)

Die Frau Burgemeisterin. Roman v. G. Ebers. Geistige Aneignungen und Begegnungen. Gegenstück des Schauspiels „Odette“ von Victorien Sardou.

Nudolph Lindau in Berlin.
Im Paal von Wilers. Novelle.

Ferdinand Lotheisen in Wien.
Die Erzählungen der Königin von Navarra.

Otto Mejer in Göttingen.
Der tömische Kellner.

J. v. Kling-Gartung in Tübingen.
Ein Phantast auf dem Kaiserthron.

Emil Nittershaus in Barmen.
Am Gestade der See.

Adolf Fried. Graf v. Schack in München.
Dichtungen. I. Dittmar. II. Achilles.

Hans Semper in Innsbruck.
Mittelalterliche Baukunst in Italien.

Carmen Sylva.
Das Leiden. Ein Märchen.

Bernhard Wagener in Kiel.
Golgartha. Novelle.

Arnold Bekker in Blankenburg a. S.
Franz Dingelstedt's „Schwadenkreiche“.

Bibliographie.

Inhalt des einundzwanzigsten Bandes.

April — Mai — Juni 1882.

Mit den Porträts von Rudolf Virchow, Johannes Brahms und Hermann Lohse. Radirungen von Wils. Kohn und W. Krauskopf.

Karl Hartsch in Heidelberg.
Das altfranzösische Volkstied.

- Paul Voerner** in Berlin.
Rudolf Binsow bis zur Verfassung nach Würzburg.
- Anton Theobald Brück** in Osnabrück.
Das Alter.
- G. Ehrlich** in Berlin.
Johannes Brahms.
- Wilhelm Jensen** in Freiburg i. B.
Ein Schatten. Gedicht.
- Johann Reike** in Prag.
Die Verwässerung der deutschen Sprache.
- M. Lazarus** in Berlin.
Carnaval. Eine psychologische Studie.
- Paul Lindau** in Berlin.
Toggenburg. Novelle.
Die Geiswäster. Roman in vier Bänden von Carl Frenzel.
Das neueste Werk des Naturalismus. Pot-Bouille von Emil Zola.
- Hermann Lohse** †.
Die Principien der Ethik.
- Arthur Michhöfer** in Berlin.
Heinrich Schlegelmann und seine Werte.
- Vudwig Freih. v. Ompteda** in Wiesbaden.
Das holländische Haus. Eine Erzählung.
- Johannes Scherr** in Zürich.
Deutschland vor hundert Jahren.
- Karl Theodor Schulz** in Danzig.
Geführt. Novelle.
- Rudolf Seydel** in Leipzig.
Rudolf Hermann Lohse.
- V. Siegfried** in Bonn.
Illusionen. Eine psychologische Studie.
- Bibliographie.**

Inhalt

des zweiundzwanzigsten Bandes.

Juli — August — September 1882.

Mit den Porträts von Robert Hamerling, Wilhelm Jordan und Wilhelm Roscher. Abdrungen von Wihl. Rohr und Wilhelm Krauskopf.

Karl Biedermann in Leipzig.
Aus Heinrich von Kleist's Lebens- und Liebesgeschichte. Ungebrachte Briefe des Dichters. (Fortsetzung.)

M. Corvus.
In omnibus charitas. Novelle.

Robert Hamerling in Graz.
Amor und Bische. Gedicht.

Wilhelm Jordan in Frankfurt a. M.
Krauskopf. Gedicht.

A. Koch in Neufes.
Der deutsche Brahmane.

Paul Lindau in Berlin.
Portretes und Portretessa von Joh. Scherr.
Auf dem Wege nach Bayern. Eine Sommerfahrt durch den Bayerischen Wald mit den Leitmotiven des Docters.

Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Zur französischen Renaissance.

- O. Mejer** in Göttingen.
Der römische Reiter. Zweiter Theil 1817—1828.
- Alberta von Puttkamer** in Straßburg.
Aus einem Cyclus. Ein Sommerbild. Novelle in Terzinen.
- Wilhelm Roscher** in Leipzig.
Betrachtungen über die neuen preussischen Gesetze zur Erhaltung des Bauernstandes.
- Johannes Scherr** in Zürich.
Dreißig Jahre deutscher Geschichte.
- Carl Vogt** in Genf.
Eduard Desor.
- Ernst von Wildenbruch** in Berlin.
Brunshild. Novelle.
- Bibliographie.**

Inhalt

des dreiundzwanzigsten Bandes.

October — November — December 1882.

Mit den Porträts von R. Braun-Wiesbaden, Julius Wolff u. Ferdinand Gregorovius, Abdrungen von Wihl. Rohr.

Aus Heinrich von Kleist's Lebens- und Liebesgeschichte.

Ungebrachte Briefe des Dichters. Herausgegeben von Carl Biedermann in Leipzig. (Schluß.)

G. v. Braudt in Berlin.
Bilder aus Indien. II.

Karl Braun-Wiesbaden in Leipzig.
Weltpolitik und Kleinkaaterei 1860.

Die ungarische Staatsidee.
Von J. A.

Jacob von Falke in Wien.
Zeitgemäße Patinafragen.

Paul Heyse in München.
Unvergessbare Worte. Novelle.

Julius Hüner in Dresden.
Das Wiedererwachen der Kunst in Italien und die italienischen Schulen.

Karl Robertlein in Dresden.
Ein märkischer Junker.

Paul Lindau in Berlin.
Akkret Gedichte aus Nord und Süd. Spätsommerlicher Brief.
Rägel. Aus ihrem Leben und Schreiben.

Hermann Lingg in Dresden.
Diotletian in Salona. Scenische Dichtung.

Preuken in Kurbessen.
Erinnerung eines alten Offiziers an die Preussische Expedition in Kurbessen 1850.

Marie von Redwitz in Meran.
Fatina Ganum. Novelle.

Julius Wolff in Berlin.
Die Frau des Rathsherrn. Ballade.

Björnstjerna Björnson.
Staub. Erzählung. Aus dem Norwegischen mit Erlaubniß des Verfassers übersezt von Helene Schröter.

Ferdinand Gregorovius in Rom.
Die Villa Ranzano. Ein Ruhestück der Gorgiabini von Valagna.

Friedrich Althaus in London.
Ferdinand Gregorovius. Ein Lebensbild.

Ferdinand Siller in Köln.
Ein Theaterkind. Von François Coppée.

D. Mejer in Göttingen.
Der römische Kenner.

Heinrich Homberger in Berlin.
Der Posten der Frau.

L. Anzengruber in Wien.
Ein österr. Geistl.

Bibliographie.

J. Hermann Saas in Worms.
Ueber die Grenzen des ärztlichen Könnens.

Christian Elster.
Eine Kreuzträgerin. Erzählung. Aus dem Norwegischen übersezt von Emma Klingensfeld.

Wilhelm von Giesebrecht in München.
Unsere Gymnasien. Pädagogische Briefe.

Otto Gumprecht in Berlin.
Robert Schumann.

Paul Lindau in Berlin.
Ein Roman für Erwachsene von einem jungen Mädchen.
Fedora von Victorien Sardou. Mit einigen Bemerkungen über die Bühnensertigkeit französischer und deutscher Stücke.

Rudolph Lindau in Berlin.
Der Gast. Eine Novelle.

Gustav Mejer in Graz.
Ueber Sprache und Literatur der Albanesen.

Adam Müller-Guttenbrunn in Wien.
Die Frau Gschrählin. Eine wahre Geschichte.

Ludwig Pfleisch in Berlin.
Gabriel Marx.

Johannes Scherr in Zürich.
Ein Jarenmarck.

Heinrich Seidel in Berlin.
Gedichte.

Fr. Th. Vischer in Stuttgart.
Neue Inrische Gänge.

Richard Weltrich in München.
Friedrich Vischer als Poet.

Georg Winter in Marburg.
Die Katastrophe Wallenstr. nach der neuesten archivausschließlichen Publikation.

Bibliographie.

Inhalt des vierundzwanzigsten Bandes.

Januar — Februar — März 1883.

Mit den Portraits von Fr. Vischer,
von Giesebrecht und Gabriel Marx,
Abbildungen von Wilh. Krauskopf und
Wilh. Mejer.

Carl Abel in Berlin.
Ueber die Unterscheidung sinnverwandter Wörter.

Friedrich Althaus in London.
Erinnerungen an Gatsfried Kinkel.



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

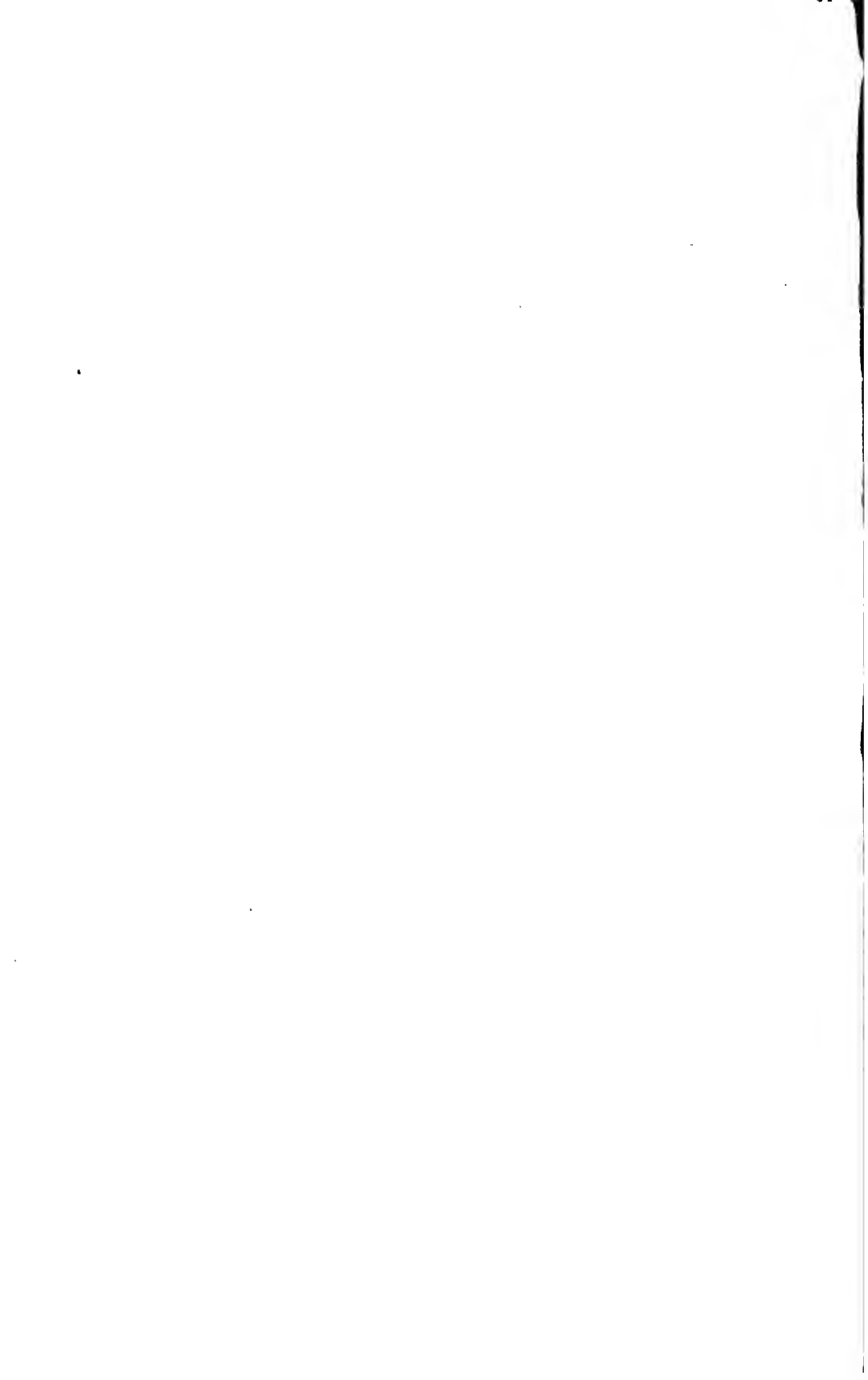
XXV. Band. — April 1883. — 73. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Otto Roquette.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.





Die Vertrauten.

Novelle

von

Otto Haquette.

— Darmstadt. —

Man kann die Leute während des Carnevals, oder vielmehr in der Zeit, welche man in Deutschland Carneval nennt, in den gesellschaftlich stark bewegten Wochen von Neujahr bis gegen Ende Februar, in drei Hauptklassen eintheilen. Die erste umfaßt diejenigen, welche die ganze Reihe von Bällen und sonstigen Festen unbedingt mitmachen; die zweite besteht aus den sehnsüchtvoll Zuschauenden, welche aus irgend einem Grunde dem glänzenden Wirrwarr entsagen müssen; zur dritten gehören Solche, denen diese Dinge ganz gleichgiltig sind, daher sie denn ihren Pflichten und geräuschloseren Erholungen nachgehen. Freilich, für eine Pflicht sieht auch die erste Klasse ihren aufreibenden Gesellschaftsdienst an. Die Empfindungen der dritten können, als eigentlich ganz besriedigende, außer Betrachtung bleiben. Es ist aber die Frage, welche von den beiden anderen die mehr beklagenswerthe sei, die scheinbar genießende, oder die unfreiwillig entsagende? Die Genußfähigkeit der ersten ist im Ganzen bald erschöpft, aber die Ausdauer im Theilnehmen trotzdem nicht gering. So ungeberdig manche zu Hause oder sonst im Stillen werden über den von Woche zu Woche gesteigerten Frohndienst des Vergnügens, über Mitternacht hinaus, bis gegen Morgen, so sind sie doch auf dem Posten, sobald die Schellenkappe läutet, denn sie haben eben Grund, dabei zu sein. Die Kräfte aber werden mehr und mehr abgesspannt, die Gesichter immer fahler, und selbst jüngere Männer, welche ihren Tanzbeinen und sonstigem Zubehör etwas zuzumuthen wissen, erklären diese Zeit für eine sehr ernste.

Wird nun dieser Kreis von Leuten von den sehnsüchtig Zuschauenden wohl gar beneidet, so stehen Viele von den Ersteren nicht an, die Menschen

der dritten Klasse, also die ganz Theilnahmslosen und Unberpflichteten, für die beglücktesten Sterblichen, wenigstens in diesen Tagen, zu erklären.

Zwei Personen der ersten und dritten Klasse, eine Dame und ein Herr, schritten an einem Januarabend, zwischen sechs und sieben Uhr, durch eine der Promenadenstraßen, dem Inneren der Hauptstadt entgegen. Sie kamen aus einer kleinen heiteren Mittagsgesellschaft in einem ihnen befreundeten Hause, welche, da auch für den Abend nichts Erschöpfendes vorlag, als ein Ruhepunkt im großen Treiben betrachtet werden konnte. Da die Dame ohne Begleitung war, hatte der Herr sich ihr als Schutz bis zu ihrer Wohnung angeboten, und ließ es an Unterhaltung nicht fehlen. Dabei funkelten die Sterne wunderbar am Winterhimmel, die Bäume standen von Reif überzogen, und der Schnee knirschte unter den Füßen der Dahinschreitenden.

Plötzlich und mit einiger Lebhaftigkeit unterbrach die junge Dame den Redefluß ihres Ritters mit den Worten: „Bitte, Herr von Sturmfels, nennen Sie mich nicht wieder „meine Gnädigste!“ Sie wissen, mein guter Mann war Gymnasiallehrer und ich bin jetzt Gesangslehrerin. Ich werde überall Frau Friederike Weltheim genannt.“

„Aber meine Gnäd — verehrteste Frau,“ entgegnete der Herr, „warum wollen Sie eine huldigende Anrede ablehnen, welche unsereinem doch jeder Dame gegenüber geziemt. Ich wünsche in Ihrer Gnade zu stehen, und da Sie davon überzeugt sein müssen, so werden Sie es nicht ungnädig aufnehmen.“

Die Dame lachte und kehrte zum Faden der Unterhaltung zurück. „Wenn Ihnen die Ausübung der Kunst so werthvoll ist, sagte sie, daß Sie ihre Beeinträchtigung durch das bunte Gesellschaftsleben beklagen, warum schränken Sie dasselbe nicht ein. Sie, als ein ganz unabhängiger Mann, haben das doch in der Hand!“

„Ach, meine Allergnäd — theuerste Freundin — ich! verzeihen Sie, daß ich nun gar eine Anrede wähle, zu der ich noch nicht berechtigt bin! Aber ich strebe danach, Sie so nennen zu dürfen. Wie bringe ich es nur heraus? Ich bin — in einer ganz verwünschten Lage!“ Die letzten Worte kamen in einem so gut militärischen Tone über seine Lippen, daß er selbst darüber erschrak. Und da er eine Vermittlung zur höflicheren Stimmlage nicht gleich zu finden schien, ließ er einen aus tiefster Brust geholten Seufzer darauf folgen.

Die junge Frau fühlte sich stark belustigt, und mit neckischem Ausdruck fragte sie: „Wohin ging dieser Seufzer, Herr von Sturmfels?“

Der Angeredete suchte sich zu fassen. „Sie kennen die Anziehung des Rheinwald'schen Hauses,“ sagte er, „Sie sind den Damen befreundet, haben in der Familie einen gewissen Einfluß —“

„Oh! unterbrach ihn die Dame mit ganz ernstlicher Abwehr: „In keiner Weise! Nur zu höchster Dankbarkeit fühle ich mich gegen das Haus des Prääsidenten Rheinwald verbunden!“

„Daß Sie die Freundschaft und das ganze Vertrauen der Hausherrin genießen, weiß ich durch die Präsidentin selbst,“ rebete Herr von Sturmfels weiter. „Sie sind die Gesanglehrerin der Tochter, Sie kennen dieses entzückende Geschöpf genau! Sie sind häufig mit Gisela allein. Ein solcher Vorzug ist beneidenswert. Ich wünschte, ich wär' an Ihrer Stelle.“

Die junge Frau entgegnete nicht sogleich. Sie glaubte aus seiner bewegten Stimme, aus dem innerlichen Ausdruck seiner Worte ein ernstes Bekenntniß zu hören. Nach einer Weile begann sie: „Ich weiß nicht, was Sie hindert, Ihre Wünsche offen und einfach da auszusprechen, wo allein darüber entschieden werden kann. Sie sind der Familie länger befreundet, als ich sie kenne. Sie sind fast täglich dort im Hause, haben zu jeder Stunde Zutritt, wie sollte Ihnen die Möglichkeit fehlen —“

„Das ist ja eben das Verteufelte,“ fuhr Herr von Sturmfels heraus, „daß ich so sehr befreundet, daß ich so beliebt in der Familie bin! Mit dem Präsidenten könnte ich allein reden, von der Hausfrau auch eine Privataudienz erlangen, allein so weit bin ich noch lange nicht! Trete ich aber in die Familienzimmer, so fliegt Hänßchen auf mich los, Sulchen will mir zu Leibe, Emma und Fritz sind nicht aus meiner Nähe zu bringen, und Gisela überläßt mich den Kindern, als könnte es nicht anders sein. Wie ich es auch anlege, ich kann mich mit ihr nicht fünf Minuten allein unterhalten. Ich gehe in jede Gesellschaft, ich laufe auf alle Bälle, wo ich sie anwesend weiß, ich tanze mit ihr — aber was ist dabei viel zu reden? Weiß der Himmel, ich bin doch nicht mehr in den Jahren — es handelt sich auch nicht um bloße Courmacherei — kurzum, so hinderlich ist es mir noch niemals ergangen!“

Seine Gefährtin hätte über das stille Bekenntniß, das aus den lezten Worten klang, aufklachen mögen, und er selbst fühlte sich durch die eigene Rede unangenehm berührt. „Sie sehen einen halben Narren vor sich!“ fuhr er fort, „oder auch einen ganzen! Sie haben eben genug gehört. Ich liebe Gisela, kann mich aber nicht überzeugen, ob sie mich versteht. Helfen Sie mir, beste Frau! Gisela besucht sie zur Gesangstunde. Lassen Sie mich das junge Mädchen in Ihrer Wohnung sprechen!“

Friederike Weltheim stuzte, und zögerte mit der Entgegnung. „Ich möchte das doch nicht!“ sagte sie dann. „Ich bin eine einzelstehende, unbeschützte Frau, und andererseits darf ich dergleichen Herrn und Frau Rheinwald gegenüber nicht wagen. Stehen Sie von diesem Wunsche ab, Herr von Sturmfels!“

Schweigend gingen Beide eine Weile neben einander hin. Sie hörten den Schnee unter ihren Füßen knirschen, sie fühlten, wie der Wind den Reif von den Zweigen über sie schüttelte, aber da sie nachdenklich auf den Boden vor sich hin blickten, sahen sie nichts von der endlosen Sternenpracht, die auf ernstere Dinge herabschaute, als den bunten Carneval und die kleinen Herzensgeschichten, die sich unter der Mästarade abspielten.

Der jungen Frau wurde das lange Schweigen peinlich. „Eins kann ich Ihnen versprechen!“ begann sie. „Und ich hoffe dabei nichts gegen das Haus Rheinwald zu verlegen. Ich will im Stillen zu ergründen suchen, was für Gefinnungen Gisela für sie hegt.“

„O, wenn Sie das wollten!“ rief ihr Begleiter mit lebhafter Freude.

„Aber erwarten Sie nicht, daß das von morgen zu übermorgen möglich zu machen ist! Ich brauche Zeit und habe Behutsamkeit nöthig. Gisela darf nichts von einer Absicht gewahr werden.“

Herr von Sturmfels versicherte im Voraus seine ganze Dankbarkeit, und nachdem das Gespräch noch einige Minuten lang bei diesem Thema verweilt hatte, brachte Frau Friederike es auf andere Dinge. So auf ein großes Wohlthätigkeitsconcert, in welchem mehrere Damen aus der Gesellschaft, Schülerinnen von ihr, gesungen hatten.

„Es ist doch merkwürdig, verehrteste Frau,“ begann Herr von Sturmfels, „daß ich Sie selbst noch niemals habe singen hören! Sie verweigern es, sich in der Dessenlichkeit hören zu lassen, aber in kleineren Kreisen singen Sie, so auch bei Rheinwalds. Warum geschah das heut' nicht?“

„Heut'? Nun ja, heut' gerade wär' ich nicht abgeneigt gewesen — wenn ich zum Singen angefordert worden wäre. Aber es geschah nicht. — Auch von Ihrer Seite nicht, Herr von Sturmfels!“ fügte sie neckend hinzu.

Der Betroffene suchte eine Entschuldigung zusammen zu bringen, sie aber fuhr fort: „Ueberhaupt müssen Sie mir gestatten, daß ich Ihre Versicherung, nach meiner Freundschaft zu streben, wenn ich die ganz egoistische Ursache abziehe, einigermaßen bezweifle. Sie waren mit meinem Manne befreundet, schon von der Schule her, wechselten mit ihm noch Briefe, bis kurz vor seiner letzten Krankheit, fügten auch wohl Ihre Empfehlung an mich hinzu, die Sie noch nicht gesehen hatten. Als mein armer Robert aber gestorben war, und ich auch Ihnen die Todesanzeige geschickt, da kam kein Wort von Ihnen an die bekümmerte Witwe. Es mußten drei Jahre vergehen, bis ich Ihnen zuerst im Rheinwald'schen Hause begegnete. Ich habe erst seit etwa zwei Monaten die Ehre, Sie persönlich zu kennen, und kann wirklich nicht sagen, während dieser Zeit besondere Beweise Ihrer freundschaftlichen Gefinnung empfangen zu haben.“

Sie schien keinen Ernst in die letzte Wendung zu legen, da sie die Worte nur wie eine leichte Herausforderung hinwarf, ihr Begleiter wurde aber dadurch um so ernster in Verlegenheit gesetzt. „Sie sollten auch nicht ungerecht sein, meine Gnädig — verehrteste Frau!“ begann er. „Sie lebten mit Ihrem Vatten in der Provinz, weitweg im Osten, wohin er versetzt worden war, ich stand in der Garnison am Rhein. Während des Krieges, da ich in Frankreich war, hatten Sie den Tod unsres Freundes zu beklagen. Ihre Anzeige desselben gelangte nicht an mich, ich erfuhr das Mißgeschick erst lange nachher. Durch andre Beziehungen wurde mir bekannt, daß Sie

ihren Aufenthalt gewechselt hatten. Wo Sie geblieben waren, vermochte mir Niemand zu sagen. Wie konnte ich ahnen, daß ich Sie in der Hauptstadt zu finden hätte?“

Die junge Frau schien mit dieser Erklärung zufrieden, ließ die Sache auf sich beruhen und sprach von ihrem geliebten Verstorbenen.

„Da fällt mir ein,“ begann Herr von Sturmfels, „ich besitze ja noch Gedichte von Robert Veltheim! Sogar Manuscripte aus seiner letzten Zeit, die er mir in seinen Briefen nach Coblenz schickte!“

„Von meinem Vatten?“ rief Friederike lebhaft. „Und das sagen Sie mir erst jetzt? O, bitte, bitte —!“

„Ich fand sie neulich unter meinen Briefschaften, und nahm heut' in die Gesellschaft die Absicht mit, Ihnen diese Dichtungen, wenn Sie dieselben etwa nicht auch besäßen, zur Verfügung zu stellen. Ich hatte das Wort an Sie auch schon auf den Lippen, da — nun da kamen eben andere Gespräche dazwischen. Darf ich Ihnen diese kleinen Schätze morgen persönlich vorlegen?“

Wenn Herr von Sturmfels diese Wendung mit raffinirter Berechnung als einen Haupttreffer aufgespart hätte, um sich das Wohlwollen der jungen Frau und die Erlaubniß zu einem Besuche bei ihr zu eringen, er wäre des guten Erfolges sicher gewesen. Aber er war weitab von solchen Künsten, er redete ganz ehrlich die Wahrheit, und da diese aus dem Tone seiner Sprache gutmüthig genug hervorklang, fand sein Anerbieten einen noch besseren Empfang. Friederike war voll Dankbarkeit und Freude, und alle früheren Einwendungen bei Seite setzend, trennte sie sich von ihm an ihrer Thür mit der Versicherung, daß sie seinem Besuche gern entgegensehe. —

Hans Peter von Sturmfels war ein junger Mann von vierunddreißig Jahren, schlank, hoch gewachsen, im besten Sinne eine noble männliche Erscheinung. Zwei Jahre nach dem deutsch-französischen Kriege, der ihm den Hauptmannsrang eingetragen, glaubte er allen Verpflichtungen und Rücksichten Genüge gethan zu haben, und nahm seinen Abschied aus der Armee, um seinen eigentlichen Neigungen zu leben. Man erwartete, daß er sich der Bewirthschaftung seines Gutes widmen werde, da er inzwischen Herr eines aufsehnlichen Familienbesitzes geworden war. Allein es kam anders. Er ließ das Gut verpachten und wurde Maler. Den Entschluß dazu hatte er lange geplant, und wäre er in seiner Jugend nicht auf unüberwindlichen Widerstand von Seiten der Familie gestoßen, er hätte die Kunst von früh an zu seiner Lebensaufgabe gemacht. Die künstlerischen Neigungen bildeten lange das Band zwischen ihm und seinem Schulfreunde Robert Veltheim, den er seit Jahren nicht mehr gesehen hatte. Zwei verschiedenartiger angelegte Naturen waren zwar wohl selten zu Freunden geworden, und vielleicht war es auf beiden Seiten das Verzichten auf höhere Lebenspläne, welches sie in einem dauernden Briefwechsel erhielt. Als nun Hans Peter von Sturmfels die Freiheit erlangt hatte, der Kunst zu leben, durfte er sich in seiner

günstigen Lebenslage alle Studienmittel gestatten. Ganz unvorbereitet kam er nicht in die künstlerische Laufbahn. Gezeichnet und gemalt hatte er auch als Offizier immer, und sogar aus Frankreich reichliche Skizzen heimgebracht, die seine Begabung darlegten. Mussten das seine neuen Genossen denn auch anerkennen, so geschah es doch mit einer gewissen Einschränkung, zumal er als wohlhabender Mann Zwecke verfolgte, deren Nothwendigkeit man ihm nicht zugeben wollte. Er wurde von den Künstlern der „Hauptmann“ genannt, wozu denn seine Hie und da noch etwas soldatische Art der Rede die Veranlassung gegeben. Glücklicherweise malte er vorwiegend Architektur, ein Gebiet, auf dem die Nachfrage, und daher auch der Wettkampf nicht von Belang war. Ein großes „Interieur“ einer Kirche hatte ihn zuerst bekannt gemacht, und auf der letzten Ausstellung erwarb sich das Innere eines Kreuzganges mit blühendem Klostergärtchen vielen Beifall. Das Gemälde wurde an keinen Käufer abgegeben, sondern hing jetzt, als eine freundschaftliche Weihnachtsgabe, im Wohnzimmer der Frau Rheinwald. Die Kunstgenossen erklärten, wenn er so fortfahre, sei er auf dem besten Wege, das heißt, wenn er ihnen im Kunsthandel nicht Concurrenz mache, sondern seine Gemälde künftig nur zu Geschenken verwerthe.

Der Hauptmann, oder vielmehr Hans Peter, wie er von allen seinen älteren Freunden genannt wurde, war, trotzdem er in die reifereu männlichen Jahre eingetreten, in manchen Dingen eine noch recht kindliche Natur, und erschrak oft selbst vor seiner Unbeholfenheit. In allen Geschäften ganz ein Mann, als Charakter entschieden ausgeprägt, geschätzt und als Muster hingestellt, als Mitglied der guten Gesellschaft überall beliebt, fühlte er sich in Herzensangelegenheiten nicht nur nicht sicher, sondern mißtrauisch gegen sich selbst. Wenn er innerlich ergriffen war, stand ihm ein entschiedener Ausdruck selten zu Gebote, und der sonst so gewandte junge Mann wurde unsicher, verlegen, und war schon zufrieden, wenn es ihm gelang, sich hinter den Anschein von Kühle oder auch Schroffheit zu flüchten. Und dieser scheinbare Weltmann fühlte sich jetzt von Leidenschaft für ein siebzehnjähriges Mädchen fortgerissen, einer Regung, wie er sie noch niemals erlebt hatte. Ob seine Neigung auch nur einigermaßen verstanden wurde, hatte er bis jetzt noch nicht erkannt, denn obgleich seit Jahren ein Freund im Hause des Präsidenten Rheinwald, empfand er sich gerade mit dieser ganz neuen Regung fremder darin, als bisher. Aber er hoffte dennoch auf Verständniß, nicht weil er sich gesagt hätte, daß er ein Mann sei, den man nicht ablehnte, sondern weil sein Herz so erfüllt war von Liebe, daß es ihm unmöglich erschien, nicht ein Verständniß, eine endliche Erhörnung zu finden. Als Künstler sagte er sich zwar, daß Gisela nicht eigentlich eine Schönheit sei, aber dennoch war sie für ihn bezaubernd, unwiderstehlich. Eine schlankte Blondine, kaum zu völliger Jungfräulichkeit entwickelt, nicht klein von Gestalt, mit klugen, sprechenden Augen und geistvoll ausgeprägten Zügen. Mit diesen Augen sah sie ihn zuweilen wie verwundert an, und wenn nichts

Zurückweisendes in ihren Blicken lag, so scheuchte das Räthselhafte darin ihn in sein Inneres zurück und ließ ihn Dinge reden, die mit seiner Empfindung gar nichts zu thun hatten, und ihn nachher bitter ungehalten gegen sich selbst machten. Er hoffte dennoch, er mußte hoffen, er mochte nicht denken, daß er zu hoffen aufhören könne! —

Tags darauf erwartete Friederike Weltheim zu geeigneter Stunde den Besuch des Hauptmanns. Die Präsidentin hatte die Gesangstunde für ihre Tochter absagen lassen, da Gisela sich bei einer kleinen Heiserkeit zu schonen habe. Als es gegen Mittag ging, und Herr von Sturmfels nicht erschien, kam die junge Frau zu der Vermuthung, der Hauptmann habe Kenntniß von der Absage Giselas erhalten; und wer kann sagen, ob sie nicht das Richtige vermuthete. Ein leichter Groll gegen den Wortbrüchigen überkam sie, nicht darum, daß sie seine Gegenwart, sondern die versprochenen Reliquien ihres Gatten länger entbehren mußte. Als sie sich aber mit ihrem Kinde, einem fünfjährigen, kleinen Mädchen, von dem sehr bescheidenen Mittagsmahle erhob, brachte ihr ein Bote ein Päckchen mit der Empfehlung des Herrn von Sturmfels. Sie riß es auf, sie las die Entschuldigungszeilen des Absenders gar nicht, denn sie erkannte theure, geliebte Schriftzüge, die sie an die Lippen drückte, um mit von Schmerz und Freude jeuchten Blicken wieder darauf zu verweilen. Dann bückte sie sich zu ihrem Kinde nieder, küßte und liebte es, als müsse sie ihm auch einen Gruß von dem verstorbenen Vater mittheilen.

Friederike kannte fast alle diese Gedichte und besaß die Mehrzahl in ihrer eigenen Abschrift. Aber nun hier Alles beisammen zu sehen, geschrieben mit den Zügen der theuren Hand, die sie nicht mehr dankbar drücken durfte für die Liebeszeichen, die sie einst von ihr empfangen hatte; Blätter und Blättchen, in großer und in winziger Schrift; der Anblick versetzte sie in ein schmerzliches Glückgefühl, dem sie sich ganz hingab. Sie las nicht, sie kannte ja Alles, sie legte die Blätter ausgebreitet vor sich nieder, und fand in jedem eine Erinnerung an froh bewegte, glückselige, dann ernste, endlich kummervolle und sorgenreiche Tage. Und als sie dem nachdachte, brach ein Strom von Thränen aus ihren Augen. Aber damit ihr Kind sie nicht weinen sähe, eilte sie in die kalte Kammer nebenan, um den inneren Sturm über sich ergehen zu lassen.

Friederike hatte eine Erziehung genossen, welche auf eine Lebensstellung, wie sie sie jetzt einnahm, keineswegs hindeutete. In glänzenden Verhältnissen erwachsen, empfing sie jede Bildung, die für die Gesellschaft, wie für das geistige Leben erwünscht sein konnte. Allein der Glanz der äußeren Verhältnisse war eines Tages, und zwar noch bei Lebzeiten ihres Vaters, dahin, ein öffentliches Unglück, welches ihr jedoch den Vortheil brachte, daß sie nun ihrem Herzen folgen und ihre Hand einem jungen Manne schenken konnte, der zwar ohne Mittel, aber von um so größeren Hoffnungen erfüllt war. Was der Vater früher nimmermehr würde zugegeben haben, gestattete er

jezt unter Seufzen und Klagen, um den Brautstand seiner Tochter wesentlich zu beeinträchtigen. Er starb zu seinem eigenen Glücke bald darauf und Friederike folgte ihrem Gatten in eine kleine Provinzialstadt. Sie war eine glücklich angelegte Natur und sah keine Schwierigkeit darin, auf äußeren Brunk zu verzichten, da ihr inneres Leben so reichen Erfaß empfing. Freilich aber hatte sie, wenn nicht das geistige Leben ihres Gatten, so doch die Gemüthswelt desselben gleichsam zu überwachen; denn während ihr jezt das ganze Dasein in sonnigem Lichte glänzte, bildete sich, bei aller häuslichen Zufriedenheit, ein gefährlicher Trübsinn bei dem jungen Gatten aus. Er hatte gehofft, einst in der literarischen Welt etwas zu gelten, in der Dichtkunst vor Allem sich hervorzuthun. Mehr und mehr aber kam er selbst zu der Ueberzeugung, daß seine Gedichte nur Dilettantenarbeit seien, und ließ sich nicht davon abbringen, wie sehr Friederike es bestritt, und sich durch seine kleinen Schöpfungen beglückt fühlte. Trogdem konnte er das Verschwachen nicht lassen. Er fing an, auch größer Angelegtes, er verwarf wieder, und die unvollendeten Manuscripte häuften sich. Eine Art Verzweiflung überkam ihn zuweilen darüber, und dieselbe gewann Grund, als eine lange versteckte Brustkrankheit in ihm ihre ersten Spuren zeigte. Dieser Schreck fiel mit der Geburt eines Kindes in gleiche Zeit, welches dem Grübler doch wieder ein beglückteres Gefühl brachte und seine Aufmerksamkeit von sich selbst ablenkte. Alles schien gut und schön, er verbarg seiner von innerster Freude strahlenden jungen Frau seinen Zustand so viel als möglich. Im Stillen aber schlichen die Dämonen der Sorge ihm näher und näher. Er mußte sich für krank erklären lassen. Der erweiterte Hausstand, dazu die nothwendig erachtete Pflege für den Leidenden, verlangten größere Mittel als die berufliche Stellung gewährte. Der Unglückliche quälte sich innerlich, Friederike schien an ein drohendes Unheil nicht glauben zu wollen, sie sorgte nur dafür, ihm die Wotken zu verschuchen, ihm jeden Tag schön zu machen. Er war ihr dankbar und fühlte sich durch sie immer noch beneidenswerth; er konnte auch dem Drange, sich in Versen auszusprechen, nicht entsagen. Friederike frohlockte, aber schnell sollte sie an dem neuen Wendepunkt ihres Lebens stehen. Roberts Leiden steigerte sich mit Heftigkeit, warf ihn auf das Krankenlager und raffte ihn nach einigen Wochen dahin. So sah sich Friederike nach einer nur dreijährigen, immerhin hochbeglückten Ehe in ihrem vierundzwanzigsten Lebensjahre als Wittve, mittellos und fast allein stehend in der Welt. Hatte sie in ihrem ersten Schmerz zusammenbrechen wollen, so gab ihr das Gefühl, als Mutter für ihr Kind sorgen zu müssen, neue Kraft für das Leben. Sie zog nach der Hauptstadt, um sich durch ihre musikalische Bildung, hauptsächlich durch ihre schöne Gesangstimme, ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Welche Nöthe sie in den ersten Jahren, welche Enttäuschungen sie zu erleben, von welchen graujamen Lebenserfahrungen sie zu sagen hatte, mag hier bei Seite bleiben. Erst seit das Haus des Präsidenten Rheinwald von ihr Kenntniß genommen, besserte sich ihre Lage

in etwas, da ihr Schwestern aus den wohlhabenderen Kreisen zugewiesen wurden. Daß sie immer noch in großer Dürftigkeit lebte, wußte Niemand in der Gesellschaft, und sollte Niemand bemerken. Ihr sittlicher Stolz verschmähte es, Unterstützungen, die wie Almosen ansahen, anzunehmen, sie wollte nur empfangen, was sie sich selbst verdiente. Obgleich überall beliebt und geachtet, lehnte sie, schon um der Ansprüche an die Kleidung willen, jede Einladung ab, und nur in der Familie Rheinwald erschien sie zuweilen in kleinem Kreise. Und da sie niemals über ihre Lage sprach, überschätzte man dieselbe auch in diesem wohlwollenden Hause. Man freute sich ihrer geistvollen Unterhaltung, ihrer Heiterkeit, ihrer gesellschaftlichen Bildung, und schloß daraus auf jetzt ganz günstige Verhältnisse bei ihr. Und Friederike war genu heiter, es bedurfte nur einer geringen Anregung für ihr sanguinisches Temperament, um sie zu Gunsten einer guten Stunde alle Sorgen vergessen zu lassen. Vor Allem zeigte sie ihrem Kinde nur die froh gestimmte Mutter, damit kein trüber Eindruck in die junge Seele dringe; und sie selbst fühlte sich durch ihr Kind im Innersten beglückt, daß ihr durch ein Lächeln desselben die trüben Gedanken schon verschent wurden.

Der Tag, an welchem Herr von Sturmfels ihr die Gedichte Roberts gesendet hatte, wurde, nachdem der Sturm ihrer Empfindungen vorübergegangen war, ein Festtag für sie. Sie nahm eine weibliche Arbeit zur Hand, setzte sich zu der Kleinen auf einen niedrigen Schemel, spielte und lachte mit ihr, wenn auch zuweilen mit feuchten Augen. Abends aber saß sie wieder bei den geliebten Blättern allein, ließ schöne und trübe Erinnerungen an sich vorüber ziehen, während nahe und fern die Wagen rollten, welche die zu rauschenden Festen geschmückten Leute nach allen Seiten hin führten.

Auch das Haus Rheinwald war in die Festzeit des Carnevals sehr verflochten, obgleich weder der Präsident noch seine Gattin an dem geräuschvollen Treiben Gefallen fanden, und selbst Gisela nicht in dem Maße, wie man es von einem siebzehnjährigen Mädchen, welches seinen ersten Tanzwinter feierte, hätte vermuthen sollen. Vor Allem hielt sie an ihrer Gesangsstunde fest, zumal sie eine herzliche Freundschaft für Friederike empfand. Hans Peter von Sturmfels aber war überall, wo er Gisela wußte. Er tanzte wie rasend, obgleich er das Tanzen seit einer Reihe von Jahren aufgegeben, und konnte er nicht in jedem Tanze die Geliebte durch die Reihen führen, so fühlte er sich schon beglückt, in ihrer Nähe zu sein, ihr mit den Augen folgen zu können. Seine Huldigungen waren augenscheinlich, und man vermuthete, daß dieser Carnival das Paar wohl danernd zu einander führen werde. Es fehlte auch nicht an Anspielungen gegen die Eltern Giselas, welche dieselben jedoch überhören wollten oder ablehnten.

Einige Wochen waren vergangen, als Gisela eines Tages in ruhiger Stunde gegen die Mutter begann: „Ich habe hier ein sonderbares Gedicht, über das ich Dich fragen möchte. Ich fand es bei Friederike nebst anderen

auf dem Clavier liegen, und sie sagte, daß sie diese Lieder von ihrem verstorbenen Robert manchmal nach eignen Melodien so vor sich hin sänge, oder danach auf den Tasten phantasire. Sie erlaubte mir, dieses eine abzuschreiben, weil mir der Inhalt so ganz merkwürdig vorkommt. Ich verstehe das Lied nicht. Lies doch einmal!"

Die Mutter nahm das Blatt und las die Verse, welche die Ueberschrift „Erdenloos“ trugen:

„In Sorgen leb' ich
Von heut' zu morgen;
Mit Sorgen streb' ich
Zu neuen Sorgen.

In Sorgen erwach' ich
Um froh zu scheinen,
In Sorgen lach' ich,
Und möchte weinen!

Die Sorgen haß' ich;
Und tief verborgen
Mein Glück umfaß' ich
In meinen Sorgen.“

Die Mutter dachte: Das klingt, als könnte es Friederike auch gemacht haben! Ihr armer Mann muß in recht beängstigender Lage gewesen sein! Gisela fragte, wie sie sich dies Gedicht erkläre?

„Nun, es ist eben eine gemischte Empfindung in dem Liede,“ entgegnete die Mutter. „Das Glück des Daseins wird als ein nicht reines dargestellt, da es getrübt ist durch Lebenserfahrungen, die —“

„Aber sage mir nur,“ fiel Gisela ein, „wie kann man sein Glück in seinen Sorgen umfassen?“

Die Mutter lächelte in einiger Verlegenheit, denn sie fühlte sich im Commentiren nicht sehr stark, und sah andererseits wohl, daß man einem erfahrungslosen Kinde dergleichen schwer begreiflich machen könne. Aber sie wußte sich zu helfen. „Denke Dir den Fall,“ sagte sie, „daß Friederike, als eine einzeln stehende Person ihr Kind betrachtet. Das Kind ist gewissermaßen eine Sorge für sie, denn sie hat die Zukunft desselben im Auge, dennoch aber macht es ihr Glück aus, und als solches umfaßt sie es.“

Gisela stuzte über diese einfache Erklärung, die ihr doch keineswegs genügte. Denn obgleich in den glücklichen Verhältnissen erwachsen, sogar von ihnen verwöhnt, stellte sie sich in ihrer Mädchenphantasie unter dem Begriffe Glück etwas ganz Märchenhaftes vor, wie eine himmlische Erscheinung, die mit etwas so Rebelhaftem, wie Sorgen, von welchen sie sich gar keine Vorstellung machen konnte, außer allem Zusammenhang stand. Sie schwieg eine Weile und steckte das Blatt ein. Dann begann sie: „Und noch Einz, Mama! Es ist besser, ich sage es Dir endlich. Es betrifft den Hauptmann —“

Die Mutter horchte auf. „Sturmfels? Nun?“

„Er kommt in der letzten Zeit fast regelmäßig während meiner Gesangsstunde zu Friederiken, und hindert uns in unsern Uebungen. Ich weiß, daß Friederike selbst darüber ungehalten ist, aber sie mag sich scheuen, es ihm zu sagen. Könnte er nicht von unserer Seite aufmerksam gemacht werden, daß sich das nicht recht schicken will?“

„Ich denke, es kann Rath dazu werden,“ sagte die Mutter, das Gespräch abbrechend.

Und es wurde noch an demselben Tage Rath dazu. Als Herr von Sturmfels gegen Abend in Sicht war, entlief sie ihm, und überließ ihn der Mutter.

Frau Rheinwald wollte nicht lange Umschweife gegen den ihr sonst so werthen Hausfreund machen. Sie begann also gleich mit dem, was sie von ihrer Tochter vernommen, und bat ihn, um Friederikens Ruf zu schonen, seine Besuche bei ihr einzuschränken.

Hans Peter von Sturmfels fühlte, daß ihm das Blut in's Gesicht schoß, und ohne viel Ueberlegung plakte er mit den Worten heraus: „Es geschieht nur um Giselas Willen! Ich liebe Gisela! Beste Frau — geben Sie mir die Hand Ihrer Tochter!“

Frau Rheinwald schien erstarrt vor Ueberraschung. Auf einen Heirathsantrag, noch dazu in so hastiger Weise, war sie nicht gefaßt gewesen. Auch brachte sie dem Antrage keine Willfährigkeit entgegen, wie sehr sie Herrn von Sturmfels immer schätzte. Die Anspielungen und Zuflüsterungen, die sie sonst wohl vernommen, hielt sie für grundloses Gerede. Daß dem Hauptmann das ausblühende Mädchen wohl gefiel, fand sie selbstverständlich, aber die Annahme, daß er bestimmte Absichten habe, lag ihr ganz fern. Als sie sich von ihrem Erstaunen etwas erholt hatte, überkam sie eine Art von Traurigkeit. Schnell aber fragte sie dann: „Weiß Gisela von Ihrem Schritte?“

„Kein Wort, verehrte Freundin!“ stotterte er. „Ich weiß sogar nicht einmal so recht, ob Gisela — aber ich hoffe auf Ihren Einfluß —“

Frau Rheinwald athmete auf. Dann entgegnete sie ihm offen und ehrlich, daß er auf ihren Einfluß nicht rechnen dürfe. Gisela sei halb noch ein Kind, in vielen Stücken ein ganzes Kind, dessen Entwicklung man nicht vorgreifen dürfe. Sie sei überzeugt, daß er selbst sich mit seinem Antrage übereilt habe, und glaube versichern zu können, daß Gisela seine Wünsche nicht theile — oder noch nicht theile. Kurz, sie sagte Alles, was eine Mutter, welche ihre Tochter noch nicht aus den Händen geben mag, auch einem sonst hochgeschätzten Werber gegenüber, nur sagen kann. Und sie mußte viel reden, denn Herr von Sturmfels zeigte sich so betreten, daß er nach einigen Einwänden schweigend und regungslos vor ihr sitzen blieb.

Der Präsident, welcher von einem Ausgang eben heimkehrte, kam ihr endlich zu Hilfe. Er schien nicht minder überrascht, als er von der Werbung des Hausfreundes erfuhr, und ging noch entschiedener rund heraus in seiner Entgegnung. „Was fällt Ihnen denn ein, lieber Freund!“ rief er. „Wie wäre daran zu denken! Das Kind ist ja eigentlich noch im Wachsen begriffen, wie sollt ich jetzt schon eine Verlobung zugeben? Meine Frau hat ganz Recht, wenn sie Ihre hastige Werbung für eine Uebereilung erklärt.“

Hans Peter von Sturmfels fühlte einen bitteren Groll in sich aufsteigen. „Und so wäre ich ganz und völlig abgewiesen?“ fragte er mit stochender Stimme.

Der Präsident legte ihm begütigend die Hand auf die Schulter. „Lieber Freund,“ entgegnete er, „einen Mann wie Sie weist man nicht ganz und völlig ab! Um so weniger, wenn man mit ihm so steht, wie wir zu Ihnen, da wir Sie fast wie zur Familie rechnen. In zwei Jahren ist Gisela neunzehn Jahre alt, dann wäre eher an eine Verbindung zu denken. Sie selbst sind dann auch nur um zwei Jahre älter geworden, und werden mit sechs- unddreißig, bei Ihrer ganzen Art und Weise, auch noch für einen jungen Mann gelten können. Wenn Ihre Wünsche so lange vorhalten, und sonst kein Zwischenfall eintritt, dann wollen wir weiter darüber reden.“

Zwei Jahre! Hans Peter von Sturmfels schauerte vor dieser Wartezeit. Aber es war ja doch möglich, daß sie durch Giselas eigene Wünsche für ihn abgekürzt werden konnte, so dachte er, halb getröstet. „Wohlan!“ entgegnete er mit Entschiedenheit: „Da Sie mir die Hand Ihrer Tochter nicht durchaus verweigert haben, betrachte ich meinerseits mich von dieser Stunde an für gebunden.“

Dem Präsident schien diese Wendung nicht sehr zu Sinne. „Ich wünsche, daß Sie nicht zu viel dabei auf sich nehmen!“ sagte er. „Zugleich aber muß ich Ihnen das Versprechen unter Männern abnehmen, daß Sie gegen Gisela mit einer Erklärung nicht voreilig handeln — es wird zu Ihrem eigenen Vortheil sein. Beobachten Sie das Mädchen meinethwegen, aber lassen Sie sich das Warten nicht verdrießen! Und nun,“ fügte er gemüthlicher hinzu, „stellen wir die Höflichkeiten und das feierliche Wesen in die Ecke, und verkehren wir als gute Freunde, wie immer! Sie bleiben hier! Wir sind heut' ja wohl ganz unter uns?“

Die Hausfrau sah ihren Gatten mit etwas mitleidigem Lächeln an. „Armer Mann!“ sagte sie. „Du hast vergessen, daß wir heut' in unserem Saale die Probe zu den zwei Lustspielen haben, so wie zu den lebenden Bildern.“

Der Präsident rieb sich hinter dem Ohr und seufzte: „Nun, so bleiben wir wenigstens zu Hause!“ rief er einigermaßen getröstet. „Ich brauche ja nicht von Anfang an dabei zu sein.“

„Allerdings sehen wir unsern Freund heut' Abend auch!“ nahm Frau Rheinwald das Wort, indem sie ihm begütigend die Hand reichte. „Er hat es ja übernommen die Bilder zu stellen, sich sogar bereit erklärt, in einem Stücke eine kleine Rolle zu übernehmen. Jetzt aber muß ich ihn beurlauben, denn ich habe noch zu thun. Also um acht Uhr auf Wiedersehen!“

Als die Gatten sich allein sahen, kamen sie überein, daß sie sich eigentlich keinen vorzüglicheren Freier für eine Tochter wünschen konnten. Wohlstand, geachteter Mann, Charakter, Alles untadelig! Man durfte sie um einen solchen Schwiegersohn beneiden. Einig aber waren Beide auch darin, ihre Tochter noch nicht zu binden, selbst wenn ihre Neigung zu dem Freunde entschieden wäre, woran sie jedoch zweifelten.

Hans Peter von Sturmfels aber, obgleich enttäuscht in seiner Erwartung, hielt sich von diesem Augenblick an für verlobt, zwar heimlich, aber fest verlobt, denn er hatte den Eltern Giselas erklärt, daß er sich für gebunden erachte. Ja, er war im Stillen verlobt, das stand für ihn fest. Es fehlte nur noch die Einwilligung der Braut und die Gewißheit, ob sie seine Liebe erwidere? Trotzdem kam eine gewisse Sicherheit über ihn selbst. Giselas Liebe mußte erworden werden, wenn sie noch nicht für ihn da war. Er nahm sich vor, jetzt ruhiger zu prüfen und dem geliebten Mädchen gegenüber nichts Verwirrendes zu wagen, trotzdem aber seine Herzensneigung nicht zu verbergen.

Dazu gehörte freilich, daß er in dem ganzen Gesellschaftsstrudel mit schwamm, wogte und sich drehte, denn er mußte sie im Auge behalten, mußte sich ihr ritterlich erweisen. In dem Lustspiel, einer Dilettantenvorstellung hatte er nur um Giselas willen eine Rolle von ein paar Worten übernommen, da sie selbst überredet worden war, den Versuch zu wagen. Er spielte jedoch bei der Aufführung, welche bald darauf statt fand, so schlecht, hatte seine Rede so völlig vergessen, daß Gisela, welche dieselbe längst auswendig wußte, ihm mehrmals einhelfen mußte, und sich sehr über ihn ärgerte. Dafür hatte er ihr im lebenden Bilde eine Stellung und eine Beleuchtung gegeben, daß sein Herz unter dem allgemeinen Beifallsturm frohlockte und jubelte. So ging es von Fest zu Fest, von Ball zu Ball, und vor lauter Leben wurden Viele ihres Lebens nicht mehr froh.

Eines Abends versammelte man im Rheinwald'schen Hause nur einen kleinen Kreis. Man wollte einmal freundschaftlich beisammen sein mit Leuten, die man sonst im großen Gesellschaftstreiben nicht zu sehen bekam. Nur zwölf Personen. Auch Friederike hatte sich erbitten lassen zu kommen, sogar Musik mitzubringen und zu singen.

Wie beliebt sie in dem Kreise war, zeigte ihr der herzliche Empfang, sowohl der Familie, wie der versammelten Gäste. Und sie erschien so einfach und heiter, dabei so sicher in der Unterhaltungsform, sie zeigte sich so frei in ihrem Wesen, als habe sie nie anders als in der gewähltesten Gesellschaft verkehrt. Ja, sie übte durch einen anmuthigen kleinen Humor noch eine

ganz besondere Anziehung aus, ohne damit in den Vordergrund der Unterhaltung treten zu wollen.

Zum Singen aufgefordert, ging sie bereitwillig an den in der Mitte des großen Zimmers aufgestellten Flügel, um sich ihr Gesänge kunstfertig selbst zu begleiten. Gisela ließ es sich nicht nehmen, ihr die Notenblätter umzuwenden. Friederike begann mit Goethes *Ganymed*, von jener großartigen Tonsprache Schuberts getragen, einer Festhymne der Seele und der Frühlingsstimmung, die, wie in Worten, so in Klängen ihres Gleichen sucht. Herrlich erhob sich die Stimme durch den Raum, voll, ausgiebig, jedem Ausdruck, jeder künstlerischen Schattirung gewachsen. Die Zuhörer saßen ergriffen und innerlich erhoben. Herr von Sturmfels verließ seinen Platz, und wendete sich einer wenig erleuchteten Ecke zu, von wo aus er die Züge der Sängerin besser betrachten konnte. Es hatte ihn überrieselt, er glaubte niemals solchen Gesang gehört zu haben.

Friederike war gern gefällig, mehr und mehr hören zu lassen. Nur wußte sie den Vortrag dieses und jenes kleinen Liedes mehr fröhlicher Art, auf welches man deutete, freundlich abzulehnen. Im Gespräch gern heiter, verlangte sie im Gesang nach dem Großen, Erhabenen, weisevoll Gestimmten.

So trug sie mehrere im Hymnenstyl gehaltene Gesänge vor, darunter die Lieder *Mignons*, in der Musik von Beethoven und Schubert, welche durch ihre Stimme den mächtigsten Eindruck machten. Sie war in Singelaune, man brauchte sie nicht viel zu bitten, und so hörten die Anwesenden ein Concert, welches sich auch vor dem strengeren Musikrichter vernehmen lassen durfte.

Herr von Sturmfels hatte seinen Platz nicht verlassen, unfähig der Sängerin ein Wort des Beifalls zu sagen. Die Macht der Töne übte einen Bann auf ihn, heut' zum Erstenmal in seinem Leben, der ihn hinderte, etwas Anderes zu thun, als nur zu hören. Der Klang dieser Stimme durchfluthete, durchrauschte sein ganzes Innere, es war ihm als ginge eine neue, nicht geahnte Welt in ihm auf, Empfindungen, unaussprechliche Regungen, beseligend, berückend, sein ganzes Wesen fesselnd. War es die reizende junge Gestalt, welche neben der Sängerin stand und ihr die Blätter wendete, war sie es, von der der Zauber ausging? Er schloß unwillkürlich die Augen, um zu prüfen, ob er die beiden Gestalten im Tonklange vereinigt denken könne. Es war nicht möglich, sie blieben zwei, der Wohlklang drang nicht von den Lippen der kindlich aufmerkamen jungen Gebe.

Die Sängerin, welche ihm in seiner Ecke keine Beachtung geschenkt hatte, erhob sich jetzt, um zur Gesellschaft zu treten. Man sprach in Gruppen, lachte und war guter Dinge. Herr von Sturmfels mußte denn doch seinen vereinsamten Posten aufgeben, und Friederiken ein Wort des Dankes sagen. Er näherte sich langsam dem Flügel, nahm ein Notenblatt in die Hand, blätterte, und beobachtete sie zugleich. Als sie endlich eine Wendung machte,

that er einen Schritt näher. „Was soll ich Ihnen sagen?“ begann er, „ich habe keine Worte —“

Friederike, an Weisfall im Musiksaale gewöhnt, lächelte nur, und plötzlich, mit hellen Augen ihn anblickend rief sie: „Ach, richtig! Sie waren noch niemals gegenwärtig, wenn ich sang!“

„Ich fühle ganz, was ich bisher verfäumt habe!“ entgegnete er mit einem gewissen Schwanken seiner Stimme und einem Blicke, vor welchem Friederike sich befremdet zur Seite wendete. „Es soll doch noch nicht zu Ende sein?“ fuhr er fort. „Wir werden nur durstiger, zu hören, je mehr Sie geben!“

„Die Gesellschaft hat sich bereits dem Gespräch überlassen. Es ist heut' genug.“ Friederike sprach diese Worte mit ruhiger Bestimmtheit aus, und schien zu erwarten, daß er die Unterhaltung in anderer Weise fortsetzen werde. Da kam Gisela auf sie zugesprungen, und umarmte und küßte sie und rief: „Nur ein Lied noch! Ein einziges! Bitte! Bitte!“

„Haben Sie ein besonderes Lieblingslied, Herr von Sturmfels?“ fragte Friederike. „Ein wenig fühle ich mich noch in Ihrer Schuld, und möchte sie abtragen. Ein Lied für Lieder!“

„Ich weiß nichts,“ entgegnete er. „Singen Sie, was Sie sich selbst am liebsten vorsingen!“

Friederike ging schweigend an den Flügel und schlug die Tasten an. Es wurde still im Saale. Dann rauschte es in Tönen wie ein Windeswogen durch Laub und Zweige und sie begann: „Am Brunnen vor dem Thore da steht ein Lindenbaum. Ich träumt' in seinem Schatten wohl manchen süßen Traum.“ Einfach gab sie die wehmüthig süße Melodie wieder mit dem Ausdruck beglückender Erinnerung. Aber wie die Tonmalerei den Sturm erwachen ließ, so steigerte sich auch die Empfindung zu neu aufgestörter leidenschaftlicher Erregung, bis sie endlich beruhigt in der ersten Weise ausklang: „Nun bin ich manche Stunde entfernt von jenem Ort, und immer hör' ich's rauschen: Du fändest Ruhe dort!“

Kein Laut wurde hörbar, als die Sängerin sich erhob und unwillkürlich das Clavier schloß. Die Hausfrau trat auf sie zu, und reichte ihr die Hand, mit den Worten: „Sie haben Recht! Darauf ist nichts mehr zu singen.“

Herr von Sturmfels hielt sich geflissentlich von der Sängerin entfernt, denn er empfand, daß, was er ihr immer dankend hätte sagen mögen, nur dürftig und in unsicherer Rede über seine Lippen gekommen wäre.

Als die Gesellschaft sich in noch nicht später Stunde zum Ausbruch rüstete, wagte er sich endlich zu Friederiken. „Verzeihen Sie mir, wenn ich verstumme —“ begann er, und ließ es wirklich bei diesen Worten bewenden. Aber in seinen Augen mußte etwas Sonderbares liegen, denn Friederike sah ihn verwundert an, schien zu stußen, und verabschiedete sich

schnell von ihm. Er überlegte, ob er sich ihr nicht zum Begleiter für den Heimweg anbieten müsse, aber beinahe fürchtete er sich davor, und es war ihm lieb, daß eine befreundete Familie Friederiken einen Platz in ihrem Wagen anbot.

Hans Peter von Sturmfels trat in's Freie, in einer so räthselhaften Stimmung, wie er sie niemals aus einer Gesellschaft mitgenommen hatte. Nach Hause zu gehen, war ihm unmöglich. Er schritt die Anlagen entlang, immer weiter und weiter, tief in den Wald, in die Finsterniß hinein. Gleichwohl war es keine einladende Februarnacht. Regen und Schnee wurden vom Winde getrieben, der Boden schien kaum gangbar, die alten Föhrentronen ließen ihr dumpf melancholisches Rauschen ertönen, dürres Gezweig prasselte nieder auf den einsamen Wanderer. In seinem Mantel gehüllt schritt er fort, und vor seinem Gehör summtete noch immer der Nachklang aus dem Liebe: „Die kalten Winde bliesen mir grad' in's Angesicht, der Gut fiel mir vom Kopfe, ich wendete mich nicht.“ Den feinen hielt er zwar vor dem Herabfallen fest, drückte ihn sogar noch fester auf die Stirn, aber gewendet waren seine Gedanken rückwärts, denn wie ein innerliches Erlebnis war es über ihn gekommen, das ihn im Tiefsten ergriff, und dessen er sich doch erwehren zu müssen glaubte. So taumelte er Stunden lang im Walde auf Irrwegen umher, und fand den Heimweg erst in der noch finsternen Morgenstunde, da die Karossen von allen Seiten her die erschöpften und schlaftrunkenen Ballgäste oder sonstigen Carnevalschwärmer nach Hause führten.

„Und immer hör' ich's rauschen: Du fändest Ruhe dort,“ das war der Tagesgruß, der ihm nach unruhiger Nacht vor dem Gehör klang. Sonst hatte er beim Erwachen an Gisela gedacht, irgend eine Huldigung für sie erfunden, sich gestreut auf den Augenblick, da er ihr begegnen sollte. Er gedachte ihrer auch heut', sie stand als ein anmuthig reizendes Kind vor seiner Seele, wie bisher, aber eine andere Gestalt an ihrer Seite, eine schöne, reife weibliche Natur — ob sie auch schön von Angesicht sei, darüber wußte er sich kaum Rechenschaft zu geben.

Er wollte das Ungehörige aus seinem Inneren verschrecken, und beschloß, sich durch Arbeit zur Ordnung zu bringen. Ein angefangenes Bild stand auf der Staffelei, ein Klosterhof, und er begann zu malen. Aber dieser graue, verfallene Klosterhof konnte ihn heut' nicht befriedigen, das öde Gemäuer machte ihn ungeduldig. Vor seiner Phantasie stand plötzlich ein lachendes Schloß in Sonnenbeleuchtung, blühende Terrassen und Wälder umher, Berge und rinnende Wasser. Er sprang auf, um das Bild als Skizze festzuhalten. Aber wie langsam, wie ungeschickt war der Griffel heut'! Nichts wollte gelingen, keine Thätigkeit befriedigen.

So ging es mehrere Tage ruhelos in ihm fort, und er mußte sich bekennen, daß er Friederike liebe, leidenschaftlich liebe, ja, daß er eigentlich zum Erstenmal liebe! — Hans Peter von Sturmfels war keine sogenannte

Schmetterlingsnatur. Wenn er in jungen Jahren manchen Eindruck lebhafter erfahren und wieder verloren hatte, so wollte das nichts sagen. Aber daß ein Kind, eine nur eben aufgeblühte Jungfrau, wie Gisela, seine Phantasie in einen Taumel versetzt hatte, erschien ihm plötzlich wie etwas Unglaubliches. Giselas Gestalt und Wesen wurde ihm dabei in nichts beinträchtigt, aber unvergleichlich mächtiger war die Wirkung, die er durch Friederikens Gesang empfing. Das war, statt liebenswürdigen Geplauders, eine ganze Seele, die sich in Tönen tief und reich aussprach, die Macht einer groß angelegten weiblichen Natur, die mit den Erfahrungen des Schmerzes vertraut, sich doch stark über dieselben zu erheben wußte. Bald war es auch nicht mehr ihr Gesang allein, aus dem er dies Alles zu erkennen glaubte. Er dachte allen Begegnungen mit ihr nach, jedem Gespräch, und wenn er sich gleich vergegenwärtigte, daß sie ihn immer nur knapp abgesunden, sogar etwas selbstgefaßt und ironisch abgefertigt hatte, so war er doch der Ueberzeugung, daß sie bedeutender sei, als sie sich gegen ihn gegeben, ja ihre gelegentlichen Neckereien, die er selbst hervorgerufen, übten jetzt erst ihre ganze Anziehung. Verglich er Gisela mit Friederiken, so sprach ihm Alles zu der Letzteren Vortheil. Wo waren seine Augen, seine Vernunft, sein Herz gewesen? Er liebte Friederiken, das wußte er, und — schauderte vor sich selbst. Und nicht nur vor seiner schnellen inneren Wandlung, auch vor der Verwirrung, in die er sich nach außen hin gebracht hatte.

Er wußte sich ja doch so gut wie verlobt, wenigstens gebunden, da er den Eltern Giselas von freien Stücken sein Wort versündigt hatte! Dieses Wort zu brechen, erschien ihm als etwas so Ehrenrühriges, daß er daran nicht denken mochte. So war er mit seiner Pflicht auf der einen, mit seiner Neigung auf der anderen Seite gefesselt, und fragte sich, was daraus werden sollte? Er liebte die Vertraute (gleichviel, daß sie es nur widerwillig geworden), welche ihm den Weg zu Gisela erleichtern sollte. Wenn Friederike jetzt seiner Leidenschaft für sie selbst inne wurde, was mußte sie von seinem Charakter denken? Denn er verhehlte sich nicht, daß er bei ihr gewiß noch nicht auf ein Entgegenkommen zu rechnen habe. Er durfte sie in seinem Zustande auch gar nicht aussuchen, er mußte ihre Nähe zu vermeiden suchen, so sagte ihm sein Pflichtgefühl. Hans Peter von Sturmsfels war sonst in allen Stücken ein ganzer Mann, und kam zu dem Bewußtsein, daß ein solcher Conflict für eine männliche Natur eine nicht gerade würdige Gemüthslage sei; er hatte sogar das Verständniß, daß man denselben, wenn man ihr ferner stände, auch wohl eine komische Seite abgewinnen könne. Er schlug sich vor die Stirn, er beschloß sich zu überwinden, denn die Erfahrungen, die er an sich machte, gingen ihm geradezu wider den Mann.

Friederike zu vermeiden war nicht schwierig, denn sie ließ sich eigentlich nirgends sehen. Allein er wollte auch dem Rheintwald'schen Hause für einige Zeit aus dem Wege gehen, um ganz mit sich zurecht zu kommen.

Daß dieser Entschluß leichter zu fassen als auszuführen war, sollte er schon nach ein paar Tagen erfahren. Wer als täglicher Gast in einem befreundeten Hause zur Gewohnheit geworden ist, hat ein Theil seiner freien Entschlüssen auszugeben, und mit den Gewöhnungen der Freunde zu rechnen. So empfing er ein Billet von der Hausfrau, mit der Bitte, an diesem Tage nicht auszubleiben, da die Damen seinen Rath und seine Hilfe nöthig hätten. Sie würden Abends ausnahmsweise ganz allein zu Hause sein. — Der Hauptmann fühlte sich doch so verwachsen mit dem befreundeten Hause, daß er sich Gedanken machte, was denn nur geschehen sein möchte, da man ihn um Rath und Hilfe ansprach. Er zögerte dann auch nicht, stellte sich zur Theestunde ein, und fragte besorgt, in welcher Weise er zu Diensten sein könne?

Mutter und Tochter sahen ihn fast lachend an, daß er den Ruf so ernst genommen. Es handelte sich um weiter nichts, als um einen neuen Ballanzug für Gisela, in welchem sie demnächst in dem Hotel irgend eines Gesandten erscheinen sollte. Man verlangte seine künstlerische Entscheidung, ob diese oder jene Farbe, ob diese oder jene Blumen zu wählen wären, da Mutter und Tochter nicht einig werden konnten. Die Sache war bald abgethan, da man sich seinem Schönheitsgefühl, sofern es sich der Mode anbequemen wollte, zuweilen fügte. Er blieb bei den Damen sitzen, in Erwartung des Hausherrn, der noch von seinen Acten gefesselt wurde.

Das Gespräch kam schneller auf Friederike, als ihm lieb war. Gisela, welche eine schwärmerische Zuneigung zu ihr gefaßt hatte, wurde nicht müde, Gutes und Liebes von ihr zu sagen. „Gott sei Dank, scheint doch auch ihre Lage sich immer günstiger zu gestalten!“ fügte die Hausfrau hinzu.

Sturmfels wollte sich eigentlich nicht mitredend an dem Gespräch betheiligen, aber unwillkürlich war ihm schon die Frage auf den Lippen: „Ist sie nicht immer in günstiger Lage gewesen?“

„Oh!“ rief die Hausfrau, mit einer vielsagenden Handbewegung. „Sie hat auch in diesen Dingen harte Erfahrungen gemacht.“

„Seit wann kennen Sie Frau Friederike Veltheim?“ fragte er weiter.

„Weihnachten war es ein Jahr, daß ich sie kennen lernte. Und wie es geschah? Wir sind ja unter uns, und Sie, als Freund, dürfen es immer erfahren. Es war also in der Weihnachtszeit, die mir als Mitglied und Vorsteherin verschiedener Frauenvereine immer genug zu thun giebt. Sie wissen, welche Ladungen von Körben und Gepäckstücken aller Art aus unserm Hause zu gehen pflegen, an Waisenhäuser, Familien, zu großen und kleinen Bescheerungen. Ich war mit Allem fertig, da empfing ich am heiligen Abend noch ein Billet von einer Collegin im Vorstande mit der Frage, ob mir eine Wittwe Veltheim bekannt sei, und ob für dieselbe nicht etwas gethan werden könne? Man habe erfahren, daß sie in der äußersten Dürftigkeit lebe. Doch müsse man mit Vorsicht verfahren, da die junge Frau auch nicht einmal zu den verschämten Armen zu rechnen sei. Sie solle eine gute Stimme haben

und hier und da Gesangunterricht geben. — War für den Abend selbst nichts mehr zu thun, so ging mir die Sache im Kopfe herum, und gleich am ersten Feiertage Vormittags rüstete ich mich zu einem Besuche bei der Bezeichneten. Ich fand eine junge Frau von Weltton und guter Erziehung, die von ihrer äußeren Lage nichts durchblicken ließ. Ihre Umgebung freilich deutete nicht auf günstige Verhältnisse, wenn auch ein leidliches Pianino an der Wand stand. Da ich mich nun bei ihr ganz geschäftlich eingeführt hatte unter dem Vorwand, daß ich eine Gesanglehrerin für meine Tochter suchte, so fragte sie ganz unbefangen: „Soll ich Ihnen etwas vorsingen?“ Ich nahm das gern an, und Sie können sich denken, wie überrascht und erfreut ich zuhörte. Wir unterhielten uns bald ohne alle Fremdheit, und mir gefiel das offene, lebensvolle Wesen der jungen Frau immer mehr und mehr. Inzwischen fiel es mir doch auf das Gewissen, daß ich, die ich durch meinen warmen Pelz geschützt war, meine Wirthin so lange in ihrem ungeheizten kleinen Empfangszimmer aufhielt. Ich erhob mich um nicht zu verabschieden.

Da öffnet sich die Thür, und herein tritt ein Kind, ein kleines Mädchen von vier bis fünf Jahren, von einer Schönheit, Bierlichkeit und Anmuth — wie ein Prinzesschen — daß ich ganz bezaubert von seinem Anblick stand. Die junge Mutter stellte mir ihr Töchterchen vor, dieses aber gab mir die Hand und beantwortete meine Fragen ohne Blödigkeit. Es fragte mich, ob ich nicht seine Weihnachtsbescheerung sehen wollte? Ich war so hingerissen von der Liebenswürdigkeit des Kindes, daß ich alle Discretion vergaß, und mich von ihm in das anstoßende Zimmer führen ließ. Der Raum war Wohn- und Schlafstube zugleich, sogar Küche, wie der Ofen bemerken ließ. Die Kleine deutete vergnügt auf einen Stuhl, über welchen ein weißes Tuch gebreitet war. Darauf, in einem dünnen Kränzchen von Buchsbaumgrün, ein Apfel mit einem halb herabgebrannten Pfenniglicht und ein paar bunten Bändchen geschmückt. Das war die ganze Weihnachtsbescheerung! Ich verbarg meine Bewegung, so gut ich es vermochte, sah auch kaum auf, um die junge Frau nicht in Verlegenheit zu setzen, denn mein Eindringen konnte ihr nicht lieb sein.

Das Kind aber erzählte, heut' Abend werde das Licht noch einmal angezündet und der Apfel gemeinsam verspeist, das Kränzchen aber komme um Pappas Bild dort an der Wand. — Daß unter solchen Verhältnissen nicht daran zu denken war, ihr eine Unterstützung anzubieten, lag auf der Hand. Kurz, wir wählten sie zu Giselas Lehrerin, und unserm Vorgang folgten dann Andere. Ich glaube, sie hat jetzt eine Menge Schülerinnen. Man muß aber noch immer sehr auf der Hut sein, sich bei ihr nach ihren Verhältnissen zu erkundigen, denn ihre Zurückhaltung ist mit einem nicht geringen Stolz gepaart.“

Wenn Herr von Sturmfels gehofft hatte, seine Neigung zu bekämpfen, so wurde durch diese Erzählung seinen Flammen nur neue Nahrung zugeführt. Er hätte auffpringen mögen, um zu Friederiken zu eilen, ihr Alles, was

sein war zur Verfügung zu stellen! Aber wie wäre das möglich gewesen? Sie war ja jetzt überdies in günstigerer Lage, wie seine Freundin versicherte. So saß er schweigend unter dem nur verstärkten Ausbruch seiner Empfindungen.

Gisela aber ging an einen Schreibtisch und kehrte mit einem Blatt Papier zurück. „Hören Sie zu, Herr von Sturmfels, ich will Ihnen etwas vorlesen!“ Und sie begann das kleine Gedicht „Erdenloos“ zu recitiren, abschließend mit der Strophe:

„Die Sorgen haß' ich;
Und still verborgen
Mein Glück umfaß' ich
In meinen Sorgen!“

„Von wem ist das Gedicht?“ fügte sie hinzu, den Gast mit prüfenden Augen anblickend.

Dieser sank eine Weile nach. „Es kommt mir bekannt vor“, sagte er. „Ist es nicht von —?“ Er nannte einen modernen Dichternamen.

Gisela lachte ihn aus. „Jahre lang haben Sie es in ihrem Besitz gehabt“, rief sie, und erinnern sich nicht einmal des Verfassers!“

„Doch! doch, ich erinnere mich!“ entgegnete Sturmfels. „Die Verse sind von meinem verstorbenen Freunde Robert Veltheim.“

„Wie verstehen Sie das Gedicht,“ fuhr Gisela fort; „und besonders die letzte Strophe?“

„Da ich Veltheim kannte, so ist mir auch die Bedeutung der Sorgen verständlich. Er fühlte sich als Waise und Vater sehr glücklich, allein der Wurm, der an seiner Gesundheit nagte, vielleicht noch mehr die Furcht vor der Zukunft, bei einer doch sehr beschränkten Lebenslage, übte einen Druck auf sein Gemüth.“

„Der Mann aber hatte doch Freunde,“ redete Gisela weiter. „Ziel denn diesen gar nicht ein, ihm zu helfen?“

Die Mutter warf ihr einen Blick der Ueberraschung zu, Sturmfels aber fühlte eine Art von Vorwurf in seinem Gewissen, und zugleich etwas von Unmuth, das ihn erröthen machte. „Sie meinen,“ begann er, „ich hätte ihm eine Unterstützung anbieten sollen? Da wär' ich schön angekommen!“ Im Stillen aber sagte sich Hans Peter von Sturmfels, daß unter Freunden der Versuch doch wohl zu wagen gewesen wäre, wenn er selbst nur den Einfall gehabt hätte. Denn er, der von Sorgen um das Lebens Nothdurft niemals etwas gemußt, hatte die Verhältnisse des Freundes immer nur so oben hin betrachtet, zumal ihm von diesem auch niemals ein Einblick eröffnet worden war. Und so hatte er auch über die Sorgen des Gedichtes, als etwas poetisch Allgemeines, nur so weg gelesen. Darüber waren Jahre vergangen.

Es blieb ihm nicht verborgen, daß Gisela ihm in den nächsten Tagen freundlicher als jemals entgegenkam. Sie hatte zuweilen geradezu etwas Zu-

thuliches, sie forderte ihn mit allerliebsten Redereien heraus, ja sie bevorzugte ihn in auffallender Weise, wie sonst nicht ihre Art gewesen. Selbst die Mutter wurde aufmerksam, und beobachtete ihre Tochter mit Ueberraschung. Der Bevorzugte aber erschrak mehr und mehr vor dieser Entdeckung. Wenn jetzt eine Neigung für ihn in dem Herzen des jungen Mädchens erwachte, dann stand er vor einem Conflict, noch fürchterlicher, als er ihn jetzt schon empfand. Es war gewiß kein geringes Zeichen von Gunst, als Gisela zu ihm sagte: „Nicht wahr, Herr von Sturmfels, den Cotillon tanzen wir Beide zusammen auf dem Ball beim Gesandten? Es plaudert sich dabei so hübsch!“ Noch vor einem Monat hätte dieses Entgegenkommen ihn hoch beglückt, heut' konnte er es zwar nicht ablehnen, allein es vermehrte nur seine Bedrängniß. Immer von Neuem hörte er fortan in seinem Innern die Worte:

„Mein Glück umfaff' ich
In meinen Sorgen!“

Die Bedeutung die er ihnen jetzt gab, war freilich eine wesentlich veränderte, mehr vertiefte, und er empfand zuerst, daß Freude und Schmerz der Menschenbrust in einer Stimmung leben können.

Es war ein ausnahmsweise schöner Tag im Januar, der ihn in der Vormittagsstunde gleich vielen Anderen in den Sonnenschein hinaus lockte. Da erblickte er eine Gestalt, die ihm auf dem Spaziergange entgegenkam, und ein Freudenstrahl durchzuckte ihn, als er Friederiken erkannte. Das ist ein Wink des Schicksals! so dachte er in der Sophistik des Liebenden. Verwehrte er sich selbst, sie zu besuchen, hier durfte er sie begrüßen, mit ihr sprechen.

Sie wich ihm nicht aus, sondern gestattete arglos, daß er mit ihr umkehrte und sich ihrem Wege angeschlossen. Er hatte sie mit so glücklichem, von Ueberraschung geröthetem Gesicht, mit so froh bewegten Worten begrüßt, daß sie lächelnd die Frage, an ihn richtete: „Ihnen muß etwas sehr Beglückendes begegnet sein, Herr von Sturmfels. Habe ich Recht?“

„Ist es denn nicht des Glückes genug, Ihnen zu begegnen?“ rief er. „Nach so langer Entbehrung, endlich —!“

Sie sah ihn fragend an. „Entbehrung —? Nun ich hoffe, Sie sind meiner Hilfe nicht mehr benöthigt! Der Carneval wird nach der Annahme vieler einen günstigen Abschluß für Sie finden.“

„Oh, lassen wir den Nummenschanz des Gesellschaftstreibens bei Seite, theuerste Freundin!“ rief er. „Ich hasse dergleichen, und lästig ist mir Alles, was mich daran erinnert!“

Friederike schien diese sonderbare Stimmung nicht zu verstehen. „Wie?“ fragte sie. „Und — Gisela?“

Ein innerer Taumel ergriff ihn, und unüberlegt brachte er die Worte hervor: „Nicht Gisela! Sie war nur ein Vorwand für mich! Zu Ihnen wollte ich bringen, zu Ihnen! Sie sind es selbst — Sie! Sie! An Gisela dachte ich nicht — nur an Sie!“

Mehr brachte er nicht über die Lippen. Friederike aber stand wie

gelähmt vor Schreck und hatte keine anderen Worte, als den halbblautenden Ausruf: „Um Gotteswillen —!“

Auch er schwieg, durch das Bewußtsein seiner abscheulichen Lüge nicht wenig verwirrt. Aber es war ausgesprochen, nun mochte kommen, was da wollte! „Sie sind mir theuer, Friederike, mehr als ich aussprechen kann!“ fuhr er fort. „Hören Sie mich an — ich bitte Sie!“

„Hier nicht! Und niemals!“ rief sie zitternd. „Sie wissen nicht, was Sie sagen! Ich bitte Sie, entfernen Sie sich von mir!“

In diesem Augenblick wurde das Gespräch unterbrochen durch einen Zufall, der der jungen Frau höchst willkommen war, Herrn von Sturmfels aber in Bestürzung versetzte. Ein Wagen hielt in der Nähe, Kindergesichter kamen darin zum Vorschein, und ein Winken und Rufen machte sich bemerklich. Gisela stieg aus, und eilte auf Friederike zu. „Ich fahre mit den Geschwistern spazieren!“ rief sie. „Wir haben Ihr Aemchen abgeholt — da ist die Kleine im Wagen! — und es trifft sich glücklich, daß wir Sie selbst doch noch finden! Steigen Sie ein! Wir sind Alle sehr vergnügt da drinnen.“

Friederike war schnell gefaßt und bereit. Während sie zu dem Wagen schritt, wendete sich Gisela munter an Herrn von Sturmfels: „Wollen Sie auch mit? Es ist noch Platz, wenn Sie nämlich zwei von den Kleinen auf den Schooß nehmen!“

Er dankte, half den Damen beim Einsteigen und sah dem dahinrollenden Wagen nach.

Da saßen Sie nun alle Beide drin! Und er selbst ging seines Weges mit dem Gefühl eines moralisch Gerichteten. „Diese niederträchtige Lüge!“ so rief er sich selbst in's Gewissen. „Was kann durch sie jetzt gar angerichtet werden!“ Genau erinnerte er sich nicht mehr, was und wieviel er Friederiken einst über seine Neigung zu Gisela mitgetheilt hatte, aber er besürchtete, daß es doch zu ausgiebig gewesen sein müsse, als daß Friederike an einen bloßen Vorwand glauben könne. So hatte er das beschämende Gefühl, nicht nur eine Unwahrheit gesagt, sondern auch eine unbegreifliche Dummheit begangen zu haben. Immer bedenklicher stellte er sich seine Lage vor, wenn er die Consequenzen seiner Uebereilung zog. Friederiken wußte er mit Frau Rheinwald befreundet; wenn sie der mütterlichen Freundin nun ihr Erlebnis mittheilte? Wie stand er dann vor dem Hause Rheinwald? Heuchlerisch, falsch bis in's innerste Herz, treubrüchig, unsittlich in namhaftem Grade, vielleicht — und im besten Falle noch, gradezu verrückt. Das Alles kam ihm zum Bewußtsein, und wenn er seine Herzenzneigung für Friederike noch so stark fühlte, er sparte keine Selbstanklage, keinen Tadel gegen seine selbstbergessene Verlogenheit.

Hans Peter von Sturmfels schritt zwar im Sonnenschein dahin, aber er merkte nichts davon, er gab in seiner Versunkenheit nicht Acht auf die vielen Hunderte von Menschen, die mit, vor und hinter ihm lustwandelten, er übersah sogar, daß er von mehreren Seiten begrüßt wurde. —

Wer nun so geartet wäre, daß er die Bedrängnisse Hans Peters von Sturmfels, so wie die Ereignisse in dem ihm umgebenden Kreise, für zu geringfügig erachtete, als daß eine ernstere Theilnahme dafür zu gewinnen sei, mit dem wird nicht zu streiten sein. Freilich kann man auch während eines Carnevals unter Umständen Ernsteres erfahren, sich sogar weismachen, Großes zu erleben. Doch wird das meist von der Auffassung abhängen. Was dem Einen ganz unbedeutend erscheint, das bedeutet dem Andern gerade genug zu einem richtigen Erlebniß. So glaubte auch Hans Peter von Sturmfels in schon genügender Verwickelung zu sein, und doch sollte er noch Merkwürdigeres erleben.

Der Tag des Balles im Gesandtschaftshotel war gekommen, und wurde von Einigen in so fern mit Genugthuung begrüßt, als er voraussichtlich die letzte Hauptaction der Saison war.

Vormittags kam Gisela mit gerötheten Augen aus der Gesangstunde, was von der Mutter sogleich bemerkt wurde. Auf ihr Befragen, brach Gisela in Thränen aus, und gab Kunde von einer Begegnung, die von einem so jungen Mädchen wohl als ein „schreckliches Erlebniß“ bezeichnet werden konnte. Sie habe, so erzählte sie, Friederiken besorgt gefunden wegen ihres Kindes, welches über Nacht krank geworden war. Während Beide, die Gesangübung auf sich beruhend, am Lager der Kleinen gesessen sei der Wirth, ein Schuster, in angetrunkenem Zustande hereingestürmt, und habe gedroht, wenn Friederike bis zum Abend die rückständige Miethe nicht bezahle, sie aus dem Hause zu werfen. Die Kleine habe sich vor Entsetzen aufgebäumt, beim Anhören des Lärmens und der Scheltworte gegen die Mutter, und sei darauf wie in Krämpfen zurückgefallen. Der Wirth aber schrie und taumelte in seinem Zustande, sprach von Bettelvolk und Gesindel, das sich großartig stelle, dem er aber jetzt über den Hals kommen werde. Friederike aber beschäftigte sich nur mit ihrem Kinde, während Gisela entsetzt über die Rohheit dastand, und das Unerhörte mit über sich ergehen ließ.

„Komm, zum Vater!“ rief die Mutter. „Er muß es erfahren und soll uns rathen.“

Der Präsident saß an seinem Arbeitstische, und hörte den Bericht, den die Mutter noch einmal von Gisela verlangte. „Hm, hm!“ machte er. „Wie endete der Auftritt?“

„Unglücklicherweise,“ fuhr Gisela fort, „oder auch glücklicherweise, trat Herr von Sturmfels in das Zimmer. So wie er das Betragen des ungeschliffenen Menschen erkannte, ergriff er ihn am Arme und riß ihn in den Hausflur, und dann — dann warf er ihn die Treppe hinunter.“

„Die Treppe hinunter?“ fragte der Präsident aufmerksam.

„Ja!“ schluchzte Gisela. „Ich habe es poltern hören.“

„Das könnte ihm als Uebermaß von Ritterlichkeit angefochten werden!“ meinte der Präsident. „Hat der Schuster Schaden genommen?“

Gisela wußte es nicht. Aber aufgefordert, weiter zu berichten, fuhr sie

fort: „Als der Hauptmann hörte, daß das Kind krank sei, ging er sogleich den Arzt zu holen. Denn, was ich auch heut' erst erfuhr, Friederike ist nicht mehr im Stande, eine Magd zu halten, und seit Anfang dieses Monats ganz ohne Hilfe. Schrecklich war es ihr, daß Sturmfels zu einem solchen Auftritt und zugleich hinter ihre Geheimnisse kommen mußte. Er hat sich aber sehr hilfreich und brav betragen. Er kam bald mit dem Arzte zurück, und dieser erklärte den Zustand des Kindes für nicht unbedenklich. Der Hauptmann stellte sich Friederiken ganz und gar zu Diensten, was sie selbstverständlich ablehnen mußte. Ich konnte ihr auch nichts helfen, doch habe ich wenigstens ein Recept in die Apotheke getragen und darauf gewartet. Und nun ist Friederike mütterseelenallein mit ihrem kranken Kinde!“ So schloß Gisela, um von Neuem in Thränen auszubrechen.

„Sie soll nicht lang allein bleiben!“ sagte die Hausfrau entschlossen. „Es war doch nicht ganz recht von ihr, uns über ihre Verhältnisse zu täuschen.“ Und zu ihrem Gatten gewendet fuhr sie fort: „Ich denke, es wird Dich nicht stören, wenn ich Friederike in unser Haus aufnehme. Das Kind braucht Pflege, sie selbst nicht minder. Wir haben oben die beiden Fremdenstuben, reichlich so groß wie ihre jetzige Wohnung. Ich fahre zu ihr und nehme unsere alte Christine zur Aushilfe gleich mit.“

„Sieh zu, was Du bei ihr ausrichtest!“ entgegnete der Präsident einverstanden. „Bei dem Wirthe sprächst Du auch wohl vor — wegen der Miethen. Auch ist nicht ohne Belang, wie dem Schuster seine Treppenfahrt bekommen sein mag?“

Während die Mutter sich auf den Weg machte, ging Gisela in ihr Zimmer, erschöpft von ungewohnten Wegen und Aufregungen. Zum ersten Mal war dem jungen Mädchen das Rohe, Gemeine, Widerwärtige in seiner häßlichsten Gestalt vor Augen getreten, und ein tiefes Mitleid erfüllte sie, daß ihre so schwärmerisch geliebte Freundin mit solchen Mächten zu kämpfen hatte. Sie blickte um sich, ihr mit Blumen gezierter duftiger Ballkleid lag ihr im Wege, und mit Widerwillen warf sie es bei Seite. Mit diesem Flitter angethan, sollte sie heut' auf dem Ballfeste erscheinen, während die Freundin in Noth und Trübsal zu Hause saß? Es erschien ihr unmöglich. Eine Stunde ist es oft, welche das jugendliche Gemüth zur Reife fördert. Ein plötzlicher Lichtstrahl dringt in die träumerische Dämmerung, gleichviel ob beglückend oder im Tiefsten erschreckend, und neue Anschauungen des Lebens treten mit Deutlichkeit hervor. War Gisela noch halb ein Kind, so hatte sie doch bereits scharf beobachtende Augen und Verständniß für das, was sie beobachtete. Auch heut', am Krankenbett des Kindes war ihr Einiges deutlich geworden, dem sie jetzt ernstlich nachdachte.

Die Mutter kehrte zurück und zwar in angeregter Stimmung, denn sie hatte ihren Zweck erreicht. „Heut' Abend ziehen sie bei uns ein!“ rief sie. „Friederike hat nach einigen Sträuben eingewilligt. Der Arzt, welchen ich selbst sprach, hält den Zustand des Kindes doch nicht für so beängstigend,

und hat nichts gegen den Umzug einzuwenden. Und was nun die angenehmen Wirthsleute betrifft, so sind die ja auch besänftigt. Leider hat Sturmfels die Forderung schon berichtigt. Das muß selbstverständlich geändert werden. Es ist unsere Sache. Der Schuster liegt zu Bette und schläft, und er wird bis morgen schlafen, wie seine Frau mir versicherte. Geschadet hat ihm der Fall nichts, höchstens wird er einige blaue Flecke davon tragen, und die, meint seine Gattin, sei er gewohnt. Wenn er aufwache, werde Alles vergessen sein. Sie habe eigentlich einen ganz guten Mann, bis auf den Kausch, den er sich gern hole, aber sie wisse schon, wie sie mit ihm zurecht komme. Du siehst, mein Gatte, daß eine glückliche Ehe unter den verschiedensten Formen bestehen kann.“

Der Präsident nickte mit Verständniß. Die Hausfrau aber fuhr fort: „Daß ich Euch heut' nicht auf den Ball begleite, werdet ihr mir wohl nachsehen. Ich habe für unsere neuen Hausgenossen zu sorgen.“ Nun wünschte Gisela, ebenfalls von dem Feste zurück zu bleiben, da ihr heut nichts, garnichts an dem Tanzen liege. Der Hausherr aber that Einspruch, obgleich auch er keinem sonderlichen Vergnügen entgegen sah, und sein Wille mußte gelten.

Rüstete man sich nun im Hause des Präsidenten ohne recht günstige Stimmung zu einem Feste, von dessen prachtvoller Ausstattung Andere sich sehr viel versprochen, so war das bei Herrn von Sturmfels noch weniger der Fall, daher er sich denn nicht beeilte, rechtzeitig zu erscheinen. Er würde gar nicht hingegangen sein, wenn ihn nicht Gisela selbst zum Cotillon aufgefordert hätte, bei dem es sich so hübsch plaudern lasse. Da er sonst nicht zu tanzen dachte, kam er erst spät, und blickte theilnahmslos in den erhellten und feenhaft geschmückten Saal umher. Abgeschmackt und dumm kam ihm Alles vor. Die überladene Einrichtung, die Tanzmusik, das abscheuliche Drehen und Zagen, die gelangweilten, lächelnden und sich höchst verbindlich stellenden Gesichter Derer, welche keine Veranlassung mehr hatten, ihre Füße nach dem Takte zu bewegen. Er lehnte den Champagner ab, den die Diener umherreichten, da ihn ein förmlicher Ekel davor erfaßte. Alle seine Gedanken waren bei Friederike, und dem Austritt, zu welchem er heut' zurecht gekommen. Daß sein Besuch so ausfallen würde, lag außer aller Berechnung. Er hatte endlich die Verpflichtung gefühlt, sich gegen Friederike auszusprechen, sein Betragen zu rechtfertigen, die Unwahrheit, die er ihr gesagt, zurück zu nehmen. Das war nun nicht möglich gewesen. Daß sie in das Rheinwald'sche Haus aufgenommen worden, hatte er bereits an Ort und Stelle erfahren. Es tröstete ihn, er mußte bekennen, daß es so am Besten war; gleichwohl bedrückte es ihn auch wieder. Zu ihr zu gelangen, auch nur um zu seiner Rechtfertigung zu sprechen, schien ihm jetzt nur noch schwieriger.

Inzwischen suchten seine Augen nach Gisela, der er sich als ihren Tänzer doch vorstellen mußte. Da flog sie durch die Reihen! Er gestand sich, daß sie ein bezauberndes junges Geschöpf sei -- aber wo war die

Stimmung geblieben, mit der er das sonst empfunden! Sie tanzte mit einem jungen Grafen in Husarenuniform, der sie geschwätzig unterhielt, und sie lachte, wie es schien, sehr vergnügt über seine Einfälle. Hans Peter von Sturmfels fühlte sich von einem Gedanken durchzuckt. Es war eigentlich für einen Mann, der sich für so gut wie verlobt hält, ein ganz nichtsnutziger, es war ein unsittlicher Gedanke, allein was kommen dem Menschen nicht für Gedanken, wenn er auf seine Selbsterhaltung bedacht ist! Ja, wenn man Gisela mit einem Andern verloben könnte! Selbstverständlich war eine Neigung für den Andern in ihrem Herzen dazu nöthig. Ob der junge Husarenoffizier dazu geeignet wäre? Auszusetzen war nichts an ihm. Ein hübscher Junge, von Hause wohlhabend, sehr beliebt bei der jungen Damenwelt, untadelig in seinem Betragen. Hans Peter von Sturmfels mußte wohl, auf welchen üblen Wegen seine Gedanken waren, und dennoch konnte er sie schwer zurücksuchen.

Da der Tanz beendet war, suchte er Gisela auf. „Es ist gut, daß Sie endlich kommen,“ flüsterte sie. „Ich langweile mich zum Sterben, und wünsche mich nach Hause! Dieser Graf P. ist von allen saden Tänzern der sadeste. Ich habe ihm ein paarmal in's Gesicht gelacht vor Aerger!“

Der Freund seufzte, und besorgte Stühle für seine Tänzerin und sich selbst für den auserwählten Tanz. „Wenn Ihnen ebenso wenig wie mir um die Springerei zu thun ist, so bleiben wir sitzen und unterhalten uns!“ sagte sie. Und so führte sie das Gespräch auf das gemeinsame Ereigniß am Vormittage, das so sehr im Gegensatz stand zu ihrer augenblicklichen Umgebung. Gisela sprach mit Ernst, sie sprach mit Entrüstung, sie sprach mit Mädchenchwärmerei, sie konnte von den Vorzügen ihrer Freundin nicht genug sprechen. Nur wenig hatte Sturmfels dazwischen zu sagen, denn mit Allem war er einverstanden, und er fühlte sich innerlich nur mehr und mehr ergriffen und in der eignen Ueberzeugung bestärkt. Und als Gisela eine längere Rede beendet hatte, stand ihm nichts weiter zu Gebote, als ein tiefer Seufzer, so ausgeprägt, daß er seiner Nachbarin nicht entgehen konnte.

Sie spielte mit dem Fächer, und sagte halblaut und mit gesenkten Augen: „Man soll an nichts verzweifeln. Es kann noch Alles gut werden.“

„Was?“ fuhr er plötzlich heraus, so laut, daß Gisela fast zusammenzuckte.

„Sie müssen behutsamer sein, Herr von Sturmfels,“ sagte sie lächelnd, aber mit vorwurfsvollem Tone. „In vielen Stücken müssen Sie behutsamer sein.“

Der Athem stockte ihm. Was wollte das junge Mädchen damit sagen? Wußte sie am Ende gar um allerlei, was er ihr um Gotteswillen verschwiegen wissen wollte?

„Friederike ist jetzt in unsrem Hause“, fuhr sie fort; „und zwar zum Segen für uns Alle. Auch für Sie, Herr Hauptmann.“

„Auch für — aber ich bitte Sie —“ Seine Ueberraschung steigerte sich.

„Ich habe es mir überlegt,“ redete sie weiter, „es ist am Besten, man spricht offen mit einander. Wir sind ja doch schon alte Freunde! Ist es nicht so?“

„Ganz gewiß! Aber, liebes Kind — verehrtes Fräulein —“

„Darum sollten Sie mir Ihr Vertrauen schenken.“ Gisela spielte fortwährend mit ihrem Fächer, ohne aufzublicken, und wußte sich den Aufschein zu geben, als führte sie mit ihrem Nachbar das oberflächlichste Gespräch.

Dieser erstaunte über das Mädchen, und sann darauf, der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben.

Sie aber fuhr fort: „Ganz leicht wird es vielleicht für Sie nicht sein, da Friederike jetzt bei uns wohnt. Eine Vermittelung werden Sie jedenfalls brauchen —“

Er sprang auf. „Wir tanzen! Die Reihe ist an uns!“ So rief er, und zwar mit einem Ausdruck, der so an den Ton des Commando erinnerte, daß sich Gisela, zu unwillkürlichem Gehorsam gezwungen, schnell erhob und sich von ihm durch die Reihen führen ließ. Er walzte mehr als dreimal mit ihr herum, so daß seine Tänzerin dringend bitten mußte, sie wieder abzusetzen.

„Wie kann man so rasen?“ sagte sie athemlos und halb lachend. Er aber, um ihr die Möglichkeit abzuschneiden, auf das frühere Gespräch zurück zu kommen, begann sie zu unterhalten, mit einer Energie und Ausdauer, wie er sie selten bewährt hatte. Er redete über Alles und Nichts, er sprach, daß ihm die Kehle trocken wurde; und wenn der Tanz noch drei Stunden dauerte, er wollte reden und müßte er mit dem letzten Trompetentou der Musik seinen Geist aufgeben!

Allein die Gefahr wurde abgewendet, da der Tanz bald zu Ende ging. Als der Erschöpfte seine Tänzerin zu ihrem Plage führte, begann Sie: „Ich habe Ihre Gesprächigkeit bewundert. Sie wollten heut' dadurch nur ausweichen. Hoffentlich aber beherzigen Sie noch, was ich gesagt!“

Er verneigte sich und verließ in Eile die Gesellschaft. Das hatte nur grade noch gefehlt, um die Sachlage zu verwirren und Alles darin auf den Kopf zu stellen! Friederike, die er einst als Vertraute in seine Herzensneigung eingeweiht, war zur Heißgeliebten geworden, und die einst Geliebte bot sich ihm jetzt zur Vertrauten für die erschwerten Umstände seiner neuen Leidenschaft! Ein Mädchen von siebzehn Jahren, ihm, einem gereiften Manne! Ihm, der sich ja eigentlich, ohne ihr Wissen, mit ihr verlobt nennen mußte, da ihre Eltern sein Wort hatten! Hans Peter von Sturmfels war in äußerster Erregung, als er, solches sich zu Gemüthe

führend, durch die Straßen lief. Giselas Vertrauen lehnte er selbstverständlich ab. Aber wie war denn nun aus diesem Labyrinth heraus zu kommen?

In seiner Wohnung angelangt, warf er sich mißmuthig in einen Lehnstuhl, und überfah in der Zerstreuung einen Brief, der auf dem Tische lag. Endlich entdeckte er ihn, öffnete, und nachdem er ihn gelesen, warf er ihn ergrimmt, als einen Zuwachs von Aerger, von sich. Allein er besann sich, nahm ihn noch einmal zur Hand, und was ihn im ersten Augenblicke mit Unmuth erfüllt, schien ihm plötzlich eine Aussicht auf Erlösung zu bringen. Das Schreiben war vom Gericht der Kreisstadt, in deren Umkreis sich sein Grundbesitz befand. Sein Verwalter hatte sich Dinge zu Schulden kommen lassen, die nicht bloß den Grundherrn, sondern die Behörde angingen, daher er denn bereits gerichtlich zur Haft gebracht worden war.

Es verstand sich von selbst, daß der Gutsherr persönlich nach dem Rechte sehen, daher schleunigst abreisen mußte. Er athmete auf. Diese Wendung war ihm willkommen. „Hinweg aus diesem jämmerlichen Gesellschaftstreiben!“ rief er. „Fort aus der unmännlichen Plunkerei, in die ich mich in meiner Thorheit selbst verrannt habe! Hinweg mit all' der dilettantischen Farbenverschwendung und Pinselerei! Hinaus in's Freie, an rege Arbeit und Thätigkeit in Hof und Feld und Wald, meinethwegen in der Schreibstube! Willkommen Jagdrevier und Erdgeruch des Frühjahrs, das ja nicht mehr lange zögern kann! Meine Liebe nehme ich mit mir, und weiß im Innersten, daß ich sie hierher zurück bringen werde!“

In seiner Aufregung dachte er nicht daran, das Lager aufzusuchen, sondern packte in den Nachtstunden das Nöthigste zusammen. Dann schrieb er einige Zeilen an den Präsidenten, um seine schnelle Abreise zu erklären, und sich den Damen zu empfehlen, und war zum ersten Frühzuge gerüstet. Als Herr Rheinwald seine Zeilen erhielt, befand sich der Absender bereits auf halbem Weg zu seinem Ziele. —

Friederike erwachte, nach fast ruheloser Nacht, aus einem kurzen Morgenschlummer und sah sich halb überrascht in den fremden Umgebungen um. Ihre ersten Schritte waren zu dem Lager ihres Kindes, welches in sanftem Schlaf athmete. Sie kniete vor dem Bettchen nieder, das Haupt auf den Arm gestützt, die Augen an die holden Züge der Kleinen gefesselt, und dachte ihrem neuen plötzlich veränderten Zustande nach. Obgleich sie das liebevolle Entgegenkommen der Freunde ganz mit dankbarem Herzen erkannte, überlegte sie doch, ob sie in ihrem Nachgeben recht gethan habe? Gestern, in der Stunde der Todesangst um ihr Kind und in dem Gefühl der Erniedrigung, war ihr Stolz und ihr Wille gebrochen, und sie konnte sich nur an die Brust der Freundin werfen und über sich ergehen lassen, was diese verfügte. Heut' aber tauchte mit dem Erwachen das Gefühl der Beschämung in ihr auf, lähmend, fast vernichtend. Daß Gisela bei dem ungefügen Austritt zugegen gewesen, daß die Rheinwald'schen Gatten ihre trübseligen Verhältnisse kennen gelernt, das schien ihr überwindlich; aber die Gegenwart

Sturmfels' bei jener Scene, seine Bekanntschaft mit ihrer Lage, wollte wie ein unerträglich Demüthigendes nicht aus ihrem Bewußtsein. Zum Ueberfluß hatte sie von der Wirthin auch noch erfahren, was ihr verschwiegen bleiben sollte, daß Sturmfels ihr, ohne ihr Wissen, auch Dienste zur Befriedigung des Wirthes geleistet hatte. Diese sie im Innersten beleidigende Thatsache machte ihr am meisten zu schaffen. Zwar glaubte sie der älteren Freundin gerne, welche ihr gestern schon vorgestellt, daß Sturmfels in seiner Gutmüthigkeit nur eben dem ersten Impuls gefolgt war, um ihr vor dem rohen Gegner Ruhe zu schaffen; daß er das Peinliche jetzt selbst empfinde, wie er ihr gestanden, da er Abends noch einmal im Hause vorgesprochen; daß er sich selbstverständlich nicht geweigert habe, das in der Hast Dargebotene von dem Hause Rheinwald zurück zu empfangen. Gleichviel, die Thatsache war einmal dagewesen, und ließ sich, bei allen Entschuldigungen, als etwas Verlegendes nicht mehr aus ihrer Erinnerung tilgen.

Und wie sollte sie nun über diesen Mann urtheilen, der sie vor kaum zwei Monaten zu seiner Vertrauten in einer Herzensangelegenheit gewünscht hatte, um ganz unvermittelt sie selbst plötzlich mit einem leidenschaftlichen Ausbruch seiner Gefühle gleichsam zu überfallen? Daß ihm Gisela nur zum Vorwand gebient habe, daran glaubte sie nicht, daher sie denn seine Unwahrheit nur als eine neue Beleidigung empfand. Aber selbst wenn sie dies weniger berücksichtigte, wenn sie annahm, daß seine Neigung zu Gisela geschwunden, und sein Herz sich ihr, der Vertrauten, zugewendet, wie unzuverlässig, wie flattersinnig mußte ihr dieser Mann erscheinen! Freilich seine Leidenschaft für Gisela war ihr immer wunderbar vorgekommen, und zugleich unverständlich, daß er sich nicht an diese selbst, sondern an eine Vertraute wendete. Lag in diesem Vertrauen etwa schon eine Vorbedeutung? — Nein! Nein! So weit wollte, durfte sie nicht denken! Zu fliehen hatte sie diesen Mann, sich vor ihm zu verbergen! Sie, die gestern noch, als Bettlerin gescholten, in Demüthigung vor ihm gestanden, meinte seine Gegenwart nicht mehr ertragen zu können. Und auch darum empfand sie es beängstigend, ja gefahrdrohend, in dem Hause der auch ihm Befreundeten ein Asyl gefunden zu haben.

Diese aufgeregte Stimmung milderte sich, als sie erfuhr, daß Sturmfels für einige Zeit verreist sei.

Die Familie Rheinwald zählte Friederike und ihr Töchterchen nicht nur zu den Hausgenossen, sondern zu den Thrigen, und wollte vorerst von einer künftigen Aenderung nichts wissen. Das Kind genas und spielte bald vergnügt mit den Kindern des Hauses. Die Mutter litt nicht, daß Friederike in der nächsten Zeit ihren Gesangunterricht fortsetzte, da auch sie der Pflege und Erholung bedürfe, und der Hausherr nannte den Gast scherzweise seine „Älteste“. Von Liebe und Herzlichkeit umgeben, kam Friederikens Gemüth mit der Zeit etwas mehr zur Ruhe. Man gab ihr nach, daß sie ihre

Pflichten, wie sie es nannte, endlich nicht mehr versäumte, und ihre Stunden außer halb des Hauses wieder aufnahm.

Frau Rheinwald hatte bereits schriftliche Mittheilungen von Sturmfels erhalten, worin er sich der ganzen Familie und so auch Frau Friederike Weltheim empfehlen ließ. Einige Zeit darauf wurde nun ein Brief im Hause abgegeben, den der Zufall zuerst in Giselas Hände gelangen ließ. Sie las die Aufschrift und erkannte die Hand des Hauptmanns. Der Brief war an Friederike. Das junge Mädchen verbarg ihn hastig und trug ihn darauf selbst in der Freundin Zimmer, auf einem Bettel mit Weistift hinzufügend, daß sie ihn dort niedergelegt habe.

Friederike fand bei ihrer Rückkehr das Schreiben, und da ihr die Schriftzüge unbekannt, sie auch kaum in Correspondenz mit Jemand stand, erbrach sie es nicht ohne Neugier. Als sie aber die Unterschrift gelesen, ließ sie die Blätter erschreckt auf den Tisch zurückfallen, wie etwas, dessen Annäherung oder Berührung Schauer erweckt. Sie konnte sich eine Weile nicht entschließen, einen Blick in die Zeilen zu thun. Aber wer liest nicht einen Brief, der an ihn gerichtet ist, endlich dennoch, selbst wenn er sich vor dem Inhalt zu fürchten Ursache hat? So las denn auch Friederike, anfangs widerwillig, bald mit etwas mehr Ruhe. Denn der Brief selbst war ruhig genug und rein objectiv gehalten. Sturmfels legte ein ganz offenes Bekenntniß ab, ohne sich selbst etwas zu ersparen. Er sprach von seiner anfänglichen Neigung für Gisela, und wie er in seiner Verblendung so weit gegangen sei, bei den Eltern um sie anzuhalten, und sich sogar mit seinem Worte thatsächlich gebunden habe. Er sprach von der inneren Wandlung, die mit ihm vorgegangen an jenem Abend, da er Friederike zuerst habe singen hören, und wie er in der ihn ganz erfüllenden Empfindung für sie die frühere Neigung als einen Irrthum habe erkennen müssen. Er gab in wenigen Zügen Kunde von den inneren Kämpfen, die ihn endlich dennoch fortgerissen, und eine Unwahrheit auf seine Lippen gerufen, die er tief bereue. Der letzten Begegnung, am Krankenbette des Kindes, erwähnte er nicht. Dagegen kam eine Wendung vor, welcher Friederike zu entnehmen glaubte, daß er sich den Eltern Giselas gegenüber schriftlich entweder schon ausgesprochen habe, oder es zu thun beabsichtige. Von seiner Liebe, von seinen Wünschen und Hoffnungen, stand ausdrücklich nichts in dem Briefe, wiewohl sie zwischen den Zeilen genugsam zu lesen waren. Er wollte, wenn er sich nicht rechtfertigen könne, nur seine Schuld bekennen, er sprach nicht einmal eine Bitte um Verzeihung aus. Aber, so schloß er, nicht versagen könne er sich, in einiger Zeit, wenn er Friederikens Gemüth etwas beruhigter glauben dürfe, sich noch einmal schriftlich an sie zu wenden.

Friederike faltete den Brief zusammen und warf ihn in eine Schublade. An eine Entgegnung dachte sie selbstverständlich nicht, sie hätte gern auch an den Brief selbst nicht mehr gedacht, aber wer kann den Gedanken wehren? Sind doch die unwillkommensten immer in erster Reihe da, wenn das Ge-

müth doch einmal aus dem ruhigen Gleichgewicht gebracht ist. Die Wange auf die Hand gestützt, saß sie eine Weile am Fenster, und blickte in den Garten darin bereits die ersten Frühlingsblumen, Crocus, Tulpen und Hyacinthen, aus den Beeten hervorquollen.

Da man nun im Hause Rheinwald sonst an die täglichen Besuche des Freundes gewöhnt war, wurde in seiner Abwesenheit täglich wenigstens von ihm gesprochen. Es fand sich stets ein Anlaß dazu, und wie werth man ihn hielt, kam dabei immer zum Ausdruck. Der Präsident äußerte sich sehr zufrieden, daß Sturmfels sich seines Gutes und der Landwirthschaft gewissenhaft annehme. So hübsch er auch male, die Kunst sei vielleicht doch nicht seine ausschließliche Lebensaufgabe. Da der Hauptmann jetzt Geschmack an seinem Grundbesitz gewonnen, werde er sich hoffentlich dauernd demselben widmen. Es sei ein schönes Besitztum, das ihm genug zu thun geben könne, da in der letzten Zeit viel vernachlässigt worden sei. Unter den jüngsten Sprößlingen des Hauses wurde die Frage laut, warum denn die ganze Familie nicht einmal den Hauptmann auf seinem Gute besuche? Worauf Gifela entgegnete, daß das künftig wohl geschehen werde, für sich selbst wenigstens hoffe sie es mit Bestimmtheit.

Nach Verlauf von acht Tagen erhielt Friederike einen zweiten Brief von Sturmfels, und einige Zeit darauf einen dritten. Sie warf dieselben nicht mehr mißmuthig bei Seite, da sie ihr viel zu denken gaben. Mit großer Zurückhaltung, ohne ein leidenschaftliches Wort, aber mit unerkennbarer Wärme des Gefühls, theilte sich der Schreiber darin mit, wie ein Freund, der sich verpflichtet glaubt, über sein Thun und Treiben Rechenschaft abzulegen. Er erzählte von den Arbeiten seiner Landwirthschaft, von allerlei Verbesserungen, die er einführe, von neuen Anlagen für den Garten, auch von baulichen Aenderungen, von Manchem, was der Zukunft noch überlassen bleiben müsse. Er fragte niemals, er sprach immer nur die Hoffnung aus, daß sie sich wohl befinde, da er eine Antwort von ihrer Seite nicht zu erwarten schien. Von seiner Rückkehr in die Stadt war niemals die Rede.

Friederike wunderte sich, daß im Rheinwald'schen Hause auch nicht die geringste Andeutung über diese Briefe gemacht wurde, da es doch nicht unbekannt geblieben sein konnte, daß sie dergleichen empfangen habe. Sie selbst konnte sich nicht entschließen, darüber zu sprechen, sie wollte es darauf ankommen lassen, ob die mütterliche Freundin einmal das Wort nehmen werde. Daß sie mittlerweile eine etwas bessere Meinung von Herrn von Sturmfels gewonnen, verschwieg sie sich selbst nicht. Eine Stelle aus seinem dritten Briefe berührte sie sogar tiefer. Er sprach von ihrem Töchterchen, welches er sich als wieder gesund und mit aller Lieblichkeit geschmückt denke, und daß es sein aufrichtiger Herzenstwunsch sei, dem lieben Kinde einmal etwas sein zu können.

Inzwischen wurde es blühender, wundervoller Frühling, draußen in Wald und Feld, so wie in den Gärten der Stadt. Da empfing Friederike

einen vierten Brief, sogar einen doppelten von Hans Peter von Sturmfels und erkannte mit nicht geringer Ueberraschung die Handschrift Giselas. Ja, es war ein Brief Giselas an den Hauptmann, welchen dieser in das Rheinwald'sche Haus zurück und zwar an Friederike gelangen ließ. Folgendermaßen hatte die junge Dame an Hans Peter von Sturmfels geschrieben.

„Verehrter Freund und Jugendgenosse! Da Sie mein Vertrauen von Mund zu Mund zurückgewiesen haben, so kommt es Ihnen durch die Feder nachgelaufen. Zwei so alte Freunde, wie wir, sollten immer auf dem Fuße der Wahrheit stehen. Da Sie sich derselben aber entziehen wollen, vielleicht aus Rücksicht, so nehme ich statt der Rücksicht, etwas Bosheit zur Hilfe, wie Sie gleich sehen werden. Denn, daß ich einige Ursache habe, Sie mir gegenüber für strafbar zu halten, das werden Sie doch nicht bestreiten? Die Ursache selbst lasse ich noch auf sich beruhen. Aber wenn ich auch noch eine dumme Person von erst siebenzehn Jahren bin, so bemerke ich doch Manches, was ich den klugen Leuten nicht abmerken soll. So bemerke ich, oder ich witterte dieses nur, daß Sie meine Freundin Friederike in einer gewissen Angelegenheit zu Ihrer Vertrauten gemacht haben mußten. Denn so geschickt sie ist, fühlte ich doch heraus, daß sie mir durch Fragen und Andeutungen eine Art von Fgelle stellen wollte. Als nun aber Friederike einmal bei uns sang, da merkte ich, daß Ihr Gesicht einen Ausdruck annahm, wie ich ihn noch nicht gesehen, und so auch Ihr Betragen gegen Friederiken ein ganz anderes wurde. Dieser Ausdruck in Ihren Zügen kehrte wieder, so oft bei uns die Rede auf sie kam, und endlich erkannte ich in einem schrecklichen Augenblicke, an den ich sonst nicht gern denke, am Krankenlager des kleinen Neunchen, Alles deutlich. Daß ich Ihnen schon damals meinen vollen Segen dazu geben konnte, will ich gleich hinzufügen. Aber noch an demselben Tage, es war auf dem langweiligen Balle beim Gesandten, beschloß ich, Sie ein wenig zu strafen, und so ängstigte ich Sie gründlich, indem ich mich jetzt als zweite Vertraute zudringlich machte. Bei Lichte besehen ist es keine Kleinigkeit, wie Sie mir mitgespielt haben! Denn jetzt will ich nur gestehen, daß ich von Anfang an Ihr Geheimniß gekannt habe. In jener verhängnißvollen Stunde nämlich, da Sie an meine Eltern ein so unerwartetes Ansinnen stellten, welches mich ein wenig mit betraf, befand ich mich nämlich im Nebenzimmer mit Schreiben beschäftigt, und die Thür war sogar nur angelehnt. So mußte ich denn Alles hören, und war mit der Ansicht meiner Eltern ganz einverstanden. Denn, um offen zu sein, wenn ich mir vorstelle, wie derjenige aussehen soll, der — nun, an den ich einmal ganz besonders gern denken würde, so kann ich nur sagen, wie Herr von Sturmfels wird er nicht aussehen, obgleich Herr von Sturmfels sonst auch recht gut aussieht. Ich glaubte, das würde nun Alles ruhig verlaufen. Als nun aber seit jenem Musikabend der Zwischenfall eintrat, überlegte ich, was wohl zu thun sei? Ich überlegte lange. Endlich wurde mir klar: Der Freund wird meinen Eltern nicht bekennen wollen, daß er anderer

(und jedenfalls besserer) Ansicht geworden; meine Eltern können doch auch von nichts zurücktreten, was sie niemals zugestanden haben; so bleibt nichts übrig, als daß ich dumme Person diesen ganz verfluchten gordischen Knoten löse. Also, mein verehrungswürdiger Freund, sage ich Ihnen in meinem und meiner Eltern Namen (sie wissen zwar noch nichts von meinem Schritte, aber sie werden wohl einverstanden sein), daß sie frei sind, ganz frei, so frei als möglich, und daß sich Niemand über diese Freiheit und deren glückliche Folgen mehr freut, als Ihre ganz ergebenste — Vertraute.“

Unter diesen Zeilen stand von der Hand des Hauptmanns: „Die liebenswürdige Absenderin wußte also noch nicht, was ich Herrn Präsidenten Rheinwald längst gestanden, und daß ich von dem Freunde Absolution empfangen habe.“

Was aber der Absender in seinem Briefe selbst heute aussprach, war nicht in diesem leichten Ton gehalten, sondern drang auch durch die Schrift noch so warm aus dem vollsten Innern, daß sich Friederike durchschauert, und ihr Blut rascher pulsiren fühlte. „Sie haben mir,“ so schloß er, „auf keinen meiner Briefe geantwortet, und ich erwartete es nicht. Aber wenn ich nun selbst komme, und Ihnen mündlich Alles wiederhole, was Sie längst wissen, wenn ich das Glück meines Lebens von einer Frage an Sie abhängig mache — was werden Sie sagen?“

Und die Welt wurde „schöner mit jedem Tag,“ wie eines der schönsten Frühlingslieder singt. Es war an einem Sonntag Morgen, als Friederike allein im Musikzimmer saß, um sich in glücklicher Stimmung selbst etwas vorzusingen. Die Fenster nach dem Garten standen geöffnet, Blüthenduft strömte herein, zuweilen auch verlor sich eine Biene in den Saal. Friederike sang eine Arie aus einem Oratorium von Händel, die wie Frühlingssandacht in Tönen durch den Raum quoll. Sie würde erschreckt abgebrochen haben, wenn sie geahnt, daß unter dem Fenster, hart an die Mauer gelehnt, ein Lauscher stand, der ihren Gesang, wie eine innere Offenbarung empfing. Er rührte sich nicht, er hielt fest den Athem an, um nicht den leisesten Ton zu verlieren.

Nach einer Weile erhob sie sich und that einen Blick in den Garten. Aber sie hätte vor froher Ueberraschung aufschreien mögen, über den Anblick, der sich ihr bot. Ihr Töchterchen zog einen Mann mit sich fort nach einem blühenden Kirschbaum, und bat ihn um die weißen Blumen. Sie erkannte Hans Peter von Sturmfels. Er hob das Kind auf den Arm und hielt es mit Kopf und Händchen in die blühenden Zweige hinein, daß es jauchzte, und in der Fülle schwelgend, sich selbst das Begehrte abpflückte. Friederike regte sich nicht, und sah mit innerer Bewegung dem Spiele zu. Da wandte sich Sturmfels, erblickte sie, und eilte, das Kind auf dem Arme, dem Hause zu.

Was er nun sagte, was sie entgegnete — das sind geheimnißvolle Dinge, die sich nicht so recht wiedergeben lassen. Aber bald saßen Beide

Hand in Hand neben einander, während das Kind vor ihnen auf dem Teppich mit seinen Blumen spielte. „Eins wirst Du mir nachsehen, selbst in meinem Glücke!“ begann sie mit feuchten Augen, „daß ich meine theuren Erinnerungen heilig halte!“ — „Sie sollen uns gemeinsam bleiben, ein dauerndes Besiþthum für das Leben!“

So entgegnete er, die Geliebte umschlingend.

Da öffnete sich die Thür und trällernd hüpfte Gisela herein, um wie entsezt zurück zu fahren. Schon machte sie Miene, davon zu laufen, aber sie wurde von Sturmfels eingeholt, bei der Hand genommen und zu Friederiken geführt. Seine Stimme klang ernst bewegt, wenn auch die Worte leicht waren, als er sagte: „Der Jugendgenossin und Vertrauten stelle ich in Friederiken meine Braut vor.“ Die Freundinnen lagen sich in den Armen, das Kind aber sprang auf seinen neuen Freund zu, ließ sich von ihm küssen und lachte glücklich, da es die Uebrigen so vergnügt sah.





Aus der Hamilton-Sammlung.

Botticelli's Dante-Zeichnungen.

Von

Wilhelm Lübke.

— Stuttgart. —

Wenn von einem der großen italienischen Meister des Quattrocento irgend ein bedeutendes Werk der Tafel- oder Wandmalerei plötzlich entdeckt wird, so darf man ein solches Ereigniß immer als ein kunsthistorisch wichtiges bezeichnen. Kommen aber mit einem Schlage ganze Reihenfolgen künstlerischer Entwürfe an's Licht, die auf die Bedeutung und Geistesart eines jener hervorragenden Künstler ein völlig neues Licht werfen, so ist eine derartige Entdeckung geradezu als epochemachend für die Forschung anzuerkennen. Solches ist im hohen Maße der Fall mit den 84 Dante-Zeichnungen Botticellis, welche mit der Sammlung der Hamilton-Manuscripte kürzlich in das Berliner Kupferstichcabinet gelangt sind. Ohne Zweifel wird eine Publikation dieser kostbaren Schätze seitens der Museumsverwaltung zu erwarten sein; ehe aber eine solche erscheinen kann, wird man vielleicht eine kurze Besprechung dieser merkwürdigen Schöpfungen nicht unzeitgemäß finden.

Sandro Botticelli, oder wie er mit seinem eigentlichen Namen heißt: Alessandro di Mariano Filipepi, nimmt unter den großen Florentiner Malern des fünfzehnten Jahrhunderts einen Ehrenplatz ein. In Florenz im Jahre 1447 geboren, traf er mit seiner Jugendentwicklung in jene Zeit, wo die Kunst der Malerei, durch Masaccio zu einem neuen großartigen Styl emporgehoben, nach langem Stillstand sich zu kühnem Fortschreiten aufschwang. Der bedeutendste Nachfolger jenes großen Bahnbrechers war Fra Filippo Lippi gewesen, dessen Schüler unser Sandro wurde, nachdem er widerwillig

eine zeitlang, wie später Francia und Dürer, sich dem Goldschmiedgewerbe gewidmet hatte. Von seinem Lehrmeister in dieser Kunst erhielt er den Beinamen del Botticello. Leicht begreift man, daß ein Geist wie der Sandroß bei der ängstlich zierlichen Arbeit des Goldschmiedes sich nicht beruhigen konnte. Wenn irgend Einem unter den Florentinern jener Zeit, so gebührt ihm der Titel eines Poeten; denn er zumeist und vor Allen begnügt sich nicht mit den Aufgaben der kirchlichen Kunst; vielmehr strebt er die Grenzen der Malerei zu erweitern, indem er die Mythologie und Allegorie eifrig anbaut und in einer Reihe von Schöpfungen voll Anmuth und voll Leidenschaft seinem tiefsinnigen, poetisch angelegten Gemüth zum Ausdruck verhilft. Allen diesen Werken ist eine oft hochpoetische Stimmung eigen.

Erwägt man die jugendliche Begeisterung, welche das damalige Geschlecht dem klassischen Alterthum entgegenbrachte, so wird die geringe Zahl von Schöpfungen der bildenden Kunst, in welchen diese Geistesrichtung zur Erscheinung kommt, stets Befremden erregen. Mögen auch in dem durch Savonarolas Feuersifer veranlaßten Autodas manche dieser Werke untergegangen sein, so sollte doch eine weit größere Zahl sich erhalten haben, als wir in der That beken nachweisen können. Um so wichtiger sind uns die Arbeiten Botticellis, der mehr als irgend Einer seiner Zeit- und Lands- genossen dies anmuthige Feld mit Vorliebe gepflegt hat. An der Spitze dieser Arbeiten steht die für Cosimo Medicis Villa zu Castello gemalte Allegorie des Frühlings, jetzt in der Akademie zu Florenz. Es ist ein Breitbild, dessen ganzer Raum von einem Hain dicht belaubter Bäume angefüllt wird. Unter ihren Baumkronen in woinigem Schatten wandelt in der Mitte des Bildes eine hohe weibliche Gestalt, mit reichen Gewändern angethan, in stilles Sinnen verloren. Neben ihr links schlingen drei schlanke Jungfrauen, offenbar die Grazien, von durchsichtigen Gewändern umhüllt und mit Blumen geschmückt, den fröhlichen Reigen, während Amor mit brennender Fackel zu ihnen hinabschwebt. Neben ihnen sieht man einen leicht bekleideten jungen Mann mit geflügeltem Helm nach Art des Merkur, der mit dem Schwert goldige Drangen von den Bäumen zu schlagen versucht. In die rechte Hälfte des Bildes sind ebenfalls drei Figuren vertheilt und zwar ein heranschwebender Genius, der eine eilend bewegte weibliche Gestalt in durchsichtigen Gewändern und mit einem Bogen in der Hand zu umfassen sucht, indem er sie anhaucht. Ohne Zweifel haben wir in ihm Zephyr zu erkennen. Während das schöne Antlitz der Nymphe in holder Erregung sich ihm zuwendet, sieht man neben ihr eine reich gekleidete, mit blumigen Gewändern geschmückte Jungfrau ruhig und unbekümmert einher-schreiten, indeß ein Blumenregen sich um sie ergießt. Wir verstehen nicht Alles in diesem Bilde, aber so viel ist klar, daß es sich um eine poetische Verherrlichung des Frühlings handelt, und zwar, was bisher unbemerkt geblieben, im Anschluß an die Horazische Ode „Solvitur acris hiems grata vice veris et Favoni“. Jener Genius also ist der Favonius (Südwind,

Föhn), der den Frühling bringt. Für die übrigen Gestalten sind die Verse maßgebend:

„Iam Cytherea chorus ducit Venus imminente luna,
Iunotaeque Nymphis Gratiae decentes
Alterno terram quatiant pede . . .“

Die mittlere Hauptfigur ist also, wie schon aus dem über ihr schwebenden Amor zu schließen, Venus; und ihre Begleiterinnen sind die Grazien und Nymphen.

Einfacher und klarer, daher von unmittelbarer Wirkung ist das als Pendant zu diesem Bilde ausgeführte zweite Gemälde, jetzt in den Uffizien. Der Geburt des Frühlings folgt die Geburt der Venus. Wir sehen die thaurische jugendliche Gestalt der Göttin in einer Muschel stehend auf dem leichtbewegten Meere heranschweben. Während zwei pausbäckige Gestalten der Winde mit kräftigem Flügelschlag dahereilen, einander umschlungen halten, und sie mit ihrem Hauch gegen das Land hintreiben, die Luft aber mit einem Rosenregen angefüllt ist, eilt rechts aus einem dichten Lorbeerhain eine reich gekleidete Dienerin der Göttin entgegen, um sie mit einem prächtigen Mantel zu umhüllen. Die ganze Scene athmet holdeste Poesie, die in dem träumerisch süßen Ausdruck der Göttin gipfelt. Die weiblichen Köpfe Sandros halten sich noch völlig frei von der Aufnahme antiker Idealbildungen; mit ihren breiten Stirnen, der langen, aber stumpfen Nase und dem schmalen Kinn machen sie vielmehr einen durchaus individuellen Eindruck, dessen Reiz beim Mangel stylvoller Schönheit in einer träumerischen, nicht selten wehmüthig angehauchten Stimmung beruht.

Diesen beiden Hauptwerken mythologischen Inhalts schließen sich einige andere an, unter welchen das merkwürdige Bild der Verleumdung des Apelles, nach Lucians Beschreibung, jetzt in den Uffizien, das bedeutendste ist. Bekanntlich war der berühmte Maler von seinem neidischen Rivalen Antiphilos bei ihrem gemeinsamen Gönner, König Ptolemäos, verleumderischer Weise der Theilnahme an einer Verschwörung bezichtigt worden. Nachdem er jedoch glücklich der Gefahr entronnen war, malte er ein allegorisches Bild, welches nach Lucians Schilderung die Meister der Renaissance öfter zur Darstellung gereizt hat. In einer prachtvollen, mit Reliefs und Statuen geschmückten Halle, welche von des Künstlers Verständniß der antiken Architektur Zeugniß abgelegt, malte Botticelli einen thronenden, mit der Krone geschmückten Richter, in dessen riesige Ohren zwei sich an ihn drängende Weiber, Unwissenheit und Verdächtigung, eifrig flüstern. Vor dem Richter steht als Ankläger in schäbigem zerlumptem Anzug der Neid und hinter diesem die üppige Gestalt der Verleumdung, welche, von der Arglist und der Täuschung mit Blumen und Bändern aufgepußt, ihr unschuldiges Opfer, einen nackten Jüngling, an den Haaren herbeischleift. Langsam folgt hinter dieser Gruppe die abschreckend garstige Gestalt der Neue, einen bösen Blick auf die edle, völlig unbekleidete Gestalt der Wahrheit werfend, die mit

betheuernd emporgehobener Rechten den Zug schließt. Die ergreifende Scene ist von einer phantastisch wilden Poesie erfüllt. Die sorgfältige und scharfe Modellirung deutet auf jene mittlere Zeit des Künstlers, wo er unter dem Einfluß der plastischen Schulen der Verrocchio und der Pollajuoli stand.

Noch manche andere, wenngleich minder bedeutende Bilder zeugen von der Hingabe an die Welt des klassischen Alterthums, welcher Botticelli in seinen früheren Zeiten huldigte. Dahin gehört die Venus in der Galerie zu Berlin, offenbar ein Studium nach der medicaischen und wohl für das oben erwähnte große Bild ausgeführt. Eine andre auf blumenreichem Wiesengrund lagernde und von Amoretten umspielte Venus sieht man in der Sammlung des Louvre und eine ähnliche in der Galerie Barker zu London. Diese Werke sind freilich noch weit entfernt von dem wonnigen Lebensgefühl der üppigen Venusgestalten eines Tizian; sie haben einen kühleren, bescheidneren Charakter, der sich indeß zu sinnig poetischer Stimmung steigert. Zwei andere Venusbilder besitzt Lord Ashburton; auch eine große allegorische Figur in der Sammlung Reiset zu Paris, sowie die Galatea der Galerie zu Dresden, diese aber nur ein schwaches Schulbild, gehören derselben Richtung an. Höchst merkwürdig ist sodann ein völlig unbelleidetes weibliches Brustbild in der Sammlung Reiset. Das zierlich geordnete Haar der Dame und ihr mit Perlen und Juwelen geschmückter Hals erhöhen das Verführerische der Erscheinung, wie man es von einer Geliebten des Lorenzo de' Medici wohl erwartet. Es ist die berühmte „Bella Simonetta“. Man sieht aus alledem, daß Botticelli damals der Lieblingsmaler der Medici war, wie er denn unter den gleichzeitigen Künstlern am meisten fröhlichen Welt Sinn hatte und nach dem Tode Fra Filippos überhaupt für den besten Maler in Florenz galt.

Als echter Poet erweist er sich auch in einer Reihe novellistisch aufgefaßter, geistreich behandelter Bilder, deren Themata dem klassischen Alterthum, dem alten Testament, oder den profanen Dichtern der Renaissancezeit angehören. In diesen Schilderungen macht sich oft ein energisch dramatischer Zug geltend, wie wir ihn so lebensprühend bei keinem andern der gleichzeitigen Florentiner finden. Eine wahre Perle dieser Art ist das Bild bei Senator Morelli in Mailand, welches in sechs ungemein belebten Scenen, die sich in einer prachtvollen korinthischen Halle abspielen, die Geschichte der Virginia behandelt. Nicht minder lebendig und von ähnlich novellistischem Reiz sind die beiden kleinen Bilder aus der Geschichte der Judith, welche man in den Uffizien sieht. Besonders das zweite, wo das Helidentweib nach vollbrachter That zu den Thürigen heimkehrt, in der Rechten das bloße Schwert, in der Linken einen Delzweig haltend, während die voranschreitende Magd in einem Bündel auf dem Kopf das Haupt des Holofernes trägt, ist von merkwürdiger Kraft der Stimmung. Keiner von den damaligen Künstlern wäre im Stande gewesen, die Gestalt der Heldin, wie sie träumerisch, fast melancholisch zurückblickt, mit solcher psychologischen

Feinheit zu zeichnen. Weiter besitzt die Galerie zu Turin ein anziehendes Bild mit der Darstellung des jungen Tobias und des Erzengels Gabriel. Auch eine Predella mit den Wunderthaten des heiligen Zenobius, aus der von Quandt'schen Sammlung in die Dresdner Galerie gelangt, enthält Züge voll novellistischen Reizes.

Nicht minder weiß Sandro die bei den italienischen Dichtern enthaltenen Inspirationen zu malerischen Motiven zu verwerthen. So sieht man, nach den Triumphen Petrarca's, vier Bilder im Oratorium von St. Ansano, welche den Triumph der Liebe, der Keuschheit, der Zeit und der Gottheit schildern. Den Triumph der Keuschheit finden wir dann wiederholt in einem kleinen zierlichen Bilde der Galerie zu Turin. Auf einem von Einhörnern gezogenen Siegeswagen thront die Keuschheit, zu deren Füßen der gefesselte Amor sitzt. Eine Jungfrau mit drei Lämmern, Symbolen der Unschuld (oder Hermeline?), geht voraus; allerliebste aber ist die Schaar junger Mädchen, welche dem Wagen der Keuschheit folgt. Das Ganze von köstlichem Reiz, voll Naivetät und Poesie! Einem minder keuschen Dichter ist sodann der vielseitige Künstler ein andres Mal gefolgt, indem er in einer Novelle Boccaccio's Gelegenheit zu einer anziehenden Schilderung gefunden hat. Es ist die Liebesgeschichte des Nastagio degli Onesti, welche Botticelli im Jahre 1487 zur Vermählung des Pier Francesco Vini mit Lucrezia Pucci auf eine Hochzeittruhe malte. Erst kürzlich aus der Casa Pucci in die Sammlung Barler nach London gekommen, geben die vier kleinen Bilder in lebendig novellistischer Schilderung die Trauer des von seiner Geliebten kaltherzig zurückgewiesenen Nastagio und die Wendung seines Geschicks durch die Erzählung jener Vision, in welcher ein Ritter eine nackte Spröde verfolgt und ihr das Herz aus dem Leibe reißt, um es seinen Hunden vorzuwerfen. Der phantastische Hergang mit seinen Konsequenzen ist vom Maler mit großer Naivetät geschildert worden.

Aus alledem erkennen wir in Botticelli einen Künstler von poetischer Sinnesart und von vielseitiger Anlage, der seine Stoffe den mannigfachsten Gebieten zu entnehmen weiß. Denselben poetischen Zug finden wir in den großen Fresken, welche er in der sizilianischen Capelle auszuführen hatte. In der Vernichtung der Nothe Hora, in den Scenen aus dem Leben Moses in Aegypten, endlich in der Versuchung Christi sind es vor Allem die schönen landschaftlichen Gründe, ist es die theils idyllische, theils leidenschaftlich bewegte Stimmung, welche uns fesseln und uns vergessen machen, daß die feierliche Großartigkeit und die feine Rhythmit eines Shirlandajo und Perugino ihm versagt ist.

Vor Allem aber kommt der ganze Poet in ihm zur Entfaltung in seinen köstlichen Madonnen. Fra Filippo war der Erste gewesen, der die Himmelskönigin von ihrem erhabenen Throne erlöst und auf die Erde verpflanzt hatte. Seine Madonnen, der transcendenten Feierlichkeit entkleidet, sind einfache irdische, ja bürgerliche Frauen, im fröhlichen Mutterglück strahlend;

kein Zug in ihnen deutet auf eine mystische, wunderbare Sendung. Das Göttliche ist hier ganz in's Irdische umgekehrt. An diese Auffassung knüpft Sandro an; sogar das von seinem Lehrer eingeführte, fortan bei den Florentinern so beliebte Tondo (Rundbild) hält er mit Bevorzugung fest; aber er schüttet ein ganzes Füllhorn von Poesie über diese Compositionen aus. Kann man etwas Sinnigeres sehen als jenes Rundbild in den Uffizien, wo die Madonna, in frühlingstlarer Landschaft sitzend, liebevoll auf ihr Kind niederblickt, während sie eben im Begriff ist, die Feder einzutauchen, um in ein großes Missale das „Magnificat“ zu schreiben. Buch und Tintensatz werden ihr von zwei pagenartigen Knäblein dargereicht, und das Christkind selbst führt wie im Spiel die Hand der Mutter. Ein schöner Engel steht schützend hinter den Knaben, und zwei andere setzen der Madonna die Krone auf. So ist die sonst so feierliche Scene der Krönung Mariä in's Idyllische eines intimen Familienvorgangs umgewandelt. Oder giebt es etwas Poetischeres als das schöne Rundbild in der Galerie zu Berlin, wo eine Schaar rosenbekränzter Engel, in den Händen brennende, ebenfalls mit Rosen umwundene Wachskerzen haltend, sich in liebevoller Verehrung um die heilige Jungfrau mit dem Christuskinde drängen? Oder jene andere Madonna in den Uffizien, welche ihr Kind auf dem Schooße hält, während holdselige Engel mit Lilien und Gebetbüchern die liebliche Gruppe umgeben. Sandro's Frauen haben niemals ein Gepräge idealer Formschönheit, aber seine Madonnen erhalten durch einen Zug stillen, fast wehmüthigen Versunkenseins einen besonderen Ausdruck von Innigkeit und damit einen poetischen Reiz. Auch da bleibt ihm diese dichterische Kunst der Auffassung treu, wo er in großen Altarbildern, wie in jener für S. Piero Maggiore ausgeführten Himmelfahrt Mariä, den ganzen himmlischen Hofstaat in strahlenden Chören von Engeln und Erzengeln aufzubieten hat, deren Anordnung die unermesslichen Räume des Paradieses ahnen läßt. Das hier genannte Bild erhält dadurch eine culturgeschichtliche Bedeutung, daß es der Geistlichkeit, die sonst zu jener Zeit wahrlich nicht sanatisch gestimmt war, einen Anstoß gab, weil man in der Schilderung der Engelchöre eine keizerliche Ansicht des Drigines zu erkennen glaubte, daher das Bild mit Beschlag belegte und auf längere Zeit der Oeffentlichkeit entzog!

Uebrigens lag damals durch Savonarolas Auftreten etwas von dieser mönchisch düsteren Gesinnung in der Luft. Die strenge Sittenreinheit und der Ernst des Bußepredigers gewannen ihm selbst unter den Künstlern starken Anhang. Auch der sonst so heitere Sandro konnte diesem Zuge der Zeit nicht widerstehen, und Vasari berichtet uns, daß er zu den Piagnoni (Klagebrüdern, so nannte man die Anhänger Savonarolas) gehört habe. Der ehemals der weltlichen Poesie und dem klassischen Alterthum hingeebene Meister verfiel nun einem mystischen Tiefsinn, von welchem ein noch vorhandenes, jetzt in England (Sammlung Fuller Maitland in London) befindliches Bild Zeugniß ablegt. Es trägt eine griechische Inschrift, welche

unter Beziehungen auf die Offenbarung Johannis die Angabe enthält, daß Botticelli dasselbe im Jahre 1500 gemalt habe, „während der dreieinhalbjährigen Vollendung des Teufels“. Es ist eine Anbetung der Hirten, und in der That sieht man, während jubelnde Engel aus Freude über die Geburt des Erlösers die Hirten umarmen, mehrere Teufel zu beiden Seiten sich vertriehen. Auch hier also hat Sandro das Bedürfniß, aus eigener poetischer Intention allerlei selbständige Züge in sein Werk aufzunehmen.

Doch genug; das Gegebene wird hinreichen, um die besondere Geistesart und Richtung dieses ausgezeichneten Künstlers zum Verständniß zu bringen. Lernet wir ihn als einen vielfach belesenen Meister kennen, der seine Anregungen nicht bloß aus antiken Autoren, sondern auch aus Dichtern wie Petrarca und Boccaccio schöpfte, so wird es uns nicht befremden, wenn wir nun erfahren, daß er dem größten italienischen Dichter nicht fern geblieben ist. Und wie hätte nicht die *Divina Commedia* ihn mächtig ergreifen und zur Nachbildung reizen sollen, da seinem grüblerischen Wesen grade der Tief Sinn eines Dante innerlich verwandt war. In der That fehlt es nicht an Nachrichten, welche dies bezeugen. Vasari in seinem Leben des Meisters berichtet, daß er nach Vollendung seiner Arbeiten in Rom nach Florenz zurückgekehrt sei und sich dort „als ein Mann von grüblerischer Sinnesart“ damit beschäftigt habe, einen Theil von Dante zu commentiren und die Hölle zu illustriren, die er dann in Druck habe ausgehen lassen: eine Arbeit, auf welche er viel Zeit verwendet habe, so daß er nichts Anderes unternehmen konnte, wodurch viel Unordnung in sein Leben gekommen sei. Diese etwas unklare Notiz wird durch eine kürzlich in der neuesten Ausgabe des Vasari von Milanesi (III, 317.) aus einem Manuscript der Biblioteca nazionale in Florenz mitgetheilte Nachricht dahin ergänzt, daß Botticelli eine Pergamenthandschrift des Dante für Lorenzo di Pierfrancesco de' Medici illustrierte, wobei der Berichterstatter hinzufügt: „was für ein bewundernswürdiges Werk gehalten wurde“ (*il che fu cosa meravigliosa tenuto*).

Allerdings besteht ein Verhältniß zwischen den jetzt an's Licht gekommenen Dantezeichnungen Botticellis zu der 1481 in Florenz erschienenen Ausgabe der *Divina Commedia*. Dieselbe ist nämlich in der ersten das Inferno umfassende Abtheilung mit einer Anzahl kleiner Stiche geschmückt, welche man wohl mit Recht dem Vaccio Valbini zuschreibt. Die Anzahl der Bilder ist in den einzelnen Exemplaren verschieden. Die reichsten scheinen 19 bis 21 zu enthalten; das Exemplar der Stuttgarter Bibliothek besitzt nur zwei, zu den beiden ersten Gefängnissen der Hölle gehörende, die aber bemalt sind. Im Text sind jedoch bei jedem Exemplar Plätze für die folgenden etwa noch einzuzulebenden Bilder ausgespart. Man erkennt sofort, daß diese Illustrationen auf den Entwürfen Botticellis beruhen, nur sind sie mit Rücksicht auf den beschränkten Raum vereinfacht und auf eine weit geringere Figurenzahl zurückgeführt. Es kann also kein Zweifel sein, daß Botticelli dem Stecher seine Zeichnungen zur Verfügung gestellt hat, wie denn in der That mehrere

Blätter die Einwirkung dieser Benutzung verrathen. Da nun selbst in den reichsten Exemplaren nur die Hölle illustriert ist, so begreift man die Entstehung der Vasari'schen Notiz.

Daß aber die Zeichnungen selbst nicht einem müßigen Spiel des Künstlers, sondern der Bestellung eines vornehmen Liebhabers ihre Entstehung verdanken, bezeugt der Charakter dieses prachtvollen Manuscripts. Dasselbe besteht nämlich aus 86 Pergamentblättern in Folio, 32 Centimeter hoch und ca. 47 Centimeter breit. Auf der Vorderseite ist in vier Spalten von je 38 Zeilen (bezügl. etwas mehr oder weniger, je nach der Ausdehnung des Gesanges) in schöner klarer Antiquaschrift jedes Mal ein Gesang geschrieben, auf der Rückseite sind die Illustrationen gezeichnet, und zwar so, daß der Text mit dem dazu gehörigen Bild gemeinsam vor Augen kam. Für die Initialen jedes Gesanges ist der erforderliche Raum ausgespart, aber nie ausgefüllt worden. Schon daraus erkennt man, daß das kostbare Manuscript nicht vollendet worden ist. Noch deutlicher erkennt man dies aus dem Zustande der letzten Blätter, welche theils leer geblieben sind, theils nur in Metallstift die Vorzeichnungen der Compositionen enthalten. Wurde durch den Tod des Lorenzo de' Medici (1503) die Arbeit unterbrochen, oder war es ein anderer Grund, der den Künstler von seinem Werke abzog? Wir wissen es nicht. Wichtig aber ist die Beziehung der Zeichnungen zu den Stichen des Druckes von 1481, weil daraus unzweifelhaft hervorgeht, daß Botticelli in jenem Jahre bereits eine Reihe seiner Compositionen vollendet haben mußte. Daß er in der That längere Zeit mit dieser Arbeit beschäftigt war, erkennt man vor Allem aus dem verschiedenen Charakter der einzelnen Blätter. Manche derselben sind noch unbehilflich und ungeschickt in der Ausführung und deuten offenbar auf eine frühere Zeit des Künstlers, der erst allmählich mehr in die Aufgabe hineinwuchs und zu immer größerer Freiheit sich emporshawang. Diese Ungleichheit der Blätter entging dem Scharfblicke Waagens nicht, der als der einzige unter allen Kunstforschern Bericht von diesem merkwürdigen Werke gegeben hat und die naheliegende Vermuthung (in seinen *Treasures of art in Great Britain*) ausspricht, daß zwei Hände in der Ausführung der Zeichnung zu erkennen seien. Wir, denen die glückliche Gelegenheit zu genauer Untersuchung geboten ist, erkennen leicht, daß es sich um Entwicklungsstufen in der Kunst desselben Meisters handelt, dessen Hand unzweifelhaft aus allen Blättern uns entgegen leuchtet. Zum Ueberfluß hat er sogar, was höchst selten bei ihm vorkommt, seinen Namen hinzugesügt, aber freilich in sehr versteckter Weise. Auf der Zeichnung, welche dem 28. Gesang des Paradieses gilt, sieht man die neun Chöre der Engelscharen schweben; manche von diesen lieblichen Gestalten tragen Täfelchen in Händen; auf einem derselben liest man in winzigen Buchstaben: Sandro di Mariano.

Es ist wohl unzweifelhaft, daß der Künstler in dieser großartigen Illustration eine Lieblingsarbeit gesehen hat, an der er viele Jahre thätig war, indem er zwischen seinen großen öffentlichen Arbeiten — denn er war mit

Bestellungen überhäuft — die Mußestunden auf die Förderung dieser intimen Schöpfung verwendet hat. So erklärt sich auch leicht und ungezwungen der lange Zeitraum, der offenbar mit der Ausführung des Werkes hingegangen ist. Noch Eins: wir besitzen leider diese großartige Reihenfolge nicht mehr vollständig. Nach der Zahl der Gesänge der Divina Commedia müssen ursprünglich hundert Blätter vorhanden gewesen sein. Es fehlen aber die ersten sechs Gesänge sowie der achte bis fünfzehnte (einschließlich) der Hölle: bleiben also sechsundachtzig. Ob jene fehlenden sich noch einmal finden werden; ob fortgesetzte Forschung etwas von der Geschichte dieses Codex ermitteln wird, so daß wir von seiner früheren Existenz und seinen späteren Schicksalen Kunde erhalten, das Alles muß einstweilen dahingestellt bleiben.

Treten wir nun an die Betrachtung der Zeichnungen selbst heran. Ueber die Art ihrer Entstehung giebt uns der unfertige Zustand mancher Blätter erwünschten Aufschluß; wir blicken unmittelbar in die Geheimnisse des künstlerischen Schaffens hinein und glauben dem Zeichner über die Schulter zu schauen, wie er zuerst mit dem Metallstift in genialer Skizzirung seine Compositionen auf das Blatt hinwirft und dann, bald mit spitzerer, bald mit breiterer Feder, die er in eine bräunliche Tuschfarbe taucht, das Ange deutete in leichten Umrissen fixirt. Bei dieser Arbeit ist er nicht immer mit den Linien des ersten Entwurfes zufrieden: manchmal ändert er, giebt besonders den Köpfen und Händen neue Wendungen, den Bewegungen veränderte Motive, den Gewändern lebendigeren Faltenwurf. Man erkennt dann deutlich die stehen gebliebene erste Vorzeichnung und kann sich Rechenschaft geben über die Beweggründe, welche den Künstler geleitet haben. In der Art, wie die Federzeichnung gehandhabt wird, bemerkt man bald ein Fortschreiten von einer noch besangenen, fast ängstlichen und ungelenteten Behandlung, die namentlich in der Zeichnung der Hände und Füße sich verräth, zu einer immer kühneren und freieren Technik, in welcher dann erst die Intentionen der genial schöpferischen Phantasie zum vollen Ausdruck kommen. Diese Verschiedenheiten werden bei genauerm Studium der ganzen Reihenfolge, als sie mir bei beschränkter Zeit gestattet war, wohl zu beachten sein, deun sie dürften für die Entstehungszeit der einzelnen Zeichnungen maßgebend werden.

Noch ein anderer, ebenfalls wichtiger Punkt muß hier hervorgehoben werden: die Verschiedenheit in der Auffassung des Dantekopfes. Auf vielen Blättern hat Botticelli dem Dichter einen ganz allgemein gehaltenen Gesichtstypus gegeben, und man darf in dieser Gleichgiltigkeit gegen das Individuelle wohl eine Nachwirkung mittelalterlicher Anschauungsweise erkennen. Aber — vielleicht von befreundeter Seite hierauf hingewiesen — plötzlich ändert der Künstler sein Verfahren und greift zu dem bekannten gleichsam typischen, machtvollen Dantekopf, wie ihn bis auf den heutigen Tag das auf Giotto zurückgeführte Wandbild in der Capelle des Bargello zeigt. Und hierin haben wir einen Fortschritt zum Streben nach individueller Ausprägung der Charaktere zu begrüßen, wie es dem tiefen Naturfönn der Renaissancezeit

eigen war. Man darf daher wohl auch aus diesen Unterschieden der Behandlung Schlüsse auf die Entstehungszeit der einzelnen Blätter machen.

So leicht andeutend nun alle diese Zeichnungen sind, so giebt ihnen die warme braune Färbung in Verbindung mit dem feinen Ton des Pergaments einen besondern Reiz, den man nicht mit farbenreicher Wirkung vertauschen möchte. Und doch hat Sandro einen Versuch gemacht, ob er nicht vielleicht mit den farbenstrahlenden Miniaturen der beliebten Pracht-codices wetteifern solle. Er wählte sich dazu die Illustration zum 18. Gesänge der Hölle, wo man die Betrüger und Kuppler, die Schmeichler und Verführer in ihrem Schlammfuhr waten sieht. Es ist eine der reichsten Compositionen, sechsmal gewahrt man Dante und Virgil an den schroffen Abhängen des Höllenpfuhls in verschiedenen Stadien ihrer Wanderschaft, denn nach der naiven Kunstweise jener Zeit, die Botticelli auch in seinen Fresken der Sixtina befolgt, pflegt der Maler durch das Nebeneinander im Raume das Nacheinander in der Zeit auszudrücken. Um alle die Schaaren der Unglücklichen unterzubringen, vertheilt er sie in zwei durch steile Felsen getrennte Pfuhr, in welchen die verdammten unter den kühnsten Bewegungen und gemagtesten Verfüzungen mit dem Ausdruck leidenschaftlichen Sammers umherschwimmen. Fünf kupferrothe Teufel mit Eberköpfen und Stierhörnern, phantastisch grauenhafte Unholde, plagen in wilder Lust die Armen, indem sie mit ihren Harpunen nach ihnen stoßen. Dies Alles ist in kräftigen bräunlich düsteren Farbentönen gehalten, um der Trübsal des Ortes gerecht zu werden. Davon stechen die lebhaften Costüme der beiden Wanderer merklich ab: Dante in hellgrünem Gewand und scharlachrothem Mantel, Virgil in violettem Mantel, blauem Gewand und eigenthümlicher tiarenartiger Mütze, wie sie ähnlich Botticelli auch seinen Gestalten des alten Testaments in der Sixtina verleiht. So interessant diese in kräftigen Deckfarben ausgeführte Malerei ist, so dürfen wir doch froh sein, daß sie der einzige Versuch blieb. Der Realismus der Farbe entspricht zu wenig den Vorstellungen des Ueberfönnlichen, als daß er nicht der Phantasie Zwang anthäte. Für solche Themata kann nur die leicht andeutende Zeichnung den entsprechenden Ausdruck bieten, da sie den Beschauer anregt, das Gegebene weiter zu führen. So entsteht eine Wirkung, die weit über die engen Grenzen der Realität hinausgeht.

Betrachten wir nun im Zusammenhange zunächst die Zeichnungen zum Inferno. Da hier vierzehn Gesänge im Manuscripte fehlen, so sind nur neunzehn vorhanden. Sie beginnen mit dem siebenten Gesänge, um sofort zum sechszehnten überzuspringen. Wir kommen hier zu demjenigen Theil der Darstellungen, der am meisten dem Gedankenkreise des Mittelalters angehört. Die mittelalterliche Phantasie hat in Nichts so sehr geschwelgt, wie in den Vorstellungen von der Hölle und ihren Strafen. Das geheimnißvolle, mit Grauen gemischte Interesse am Ungeheuerlichen und Furchtbaren, das der Menschennatur tief eingepflanzt ist, mußte wohl in einer Zeit, welche die

Phantasie in's Maßlose emporkwuchern ließ, sich auf's Höchste steigern. Kein Wunder daher, daß die Kunst des Mittelalters überfließt von Schilderungen des schreckenvollen Reiches des Höllenfürsten. Namentlich in Frankreich beginnen schon mit dem 12. Jahrhundert die figurenreichen Sculpturen der Kirchenportale dies Thema zu behandeln. Die Kathedralen von Bourges und Le Mans, die Kirche zu Bezelay und viele andere liefern Beispiele. Ohne Zweifel hatte Dante solche Werke auf seinen Reisen kennen gelernt. In Italien war bis auf seine Zeit jedoch diese Art von Darstellungen kaum in der monumentalen Kunst aufgetreten. Da kam der große Dichter, faßte die Anschauungen seiner Zeit in seiner *Divina Commedia* zusammen und brachte System in diese Dinge, indem er im *Inferno* gleichsam einen poetischen Criminalcodez der Höllenstrafen hinstellte. Begreiflich, daß seine Dichtung gewaltig auf die Geister einwirkte und fortan der bildenden Kunst mächtige Impulse gab. Wir erkennen diesen Einfluß besonders bei dem Wandgemälde der Hölle im Camposanto von Pisa, wo die Eintheilung in verschiedene Kreise („bolge“) und mancher Einzelzug, namentlich die Frauengestalt Lucifers, der die drei Hauptverräther frißt, auf Dante zurückweisen. Aber der Künstler hat in der Ausmalung der Höllenstrafen in derb volksthümlicher Weise manchen ekelhaften Zug hinzugefügt, für welchen der Dichter nicht verantwortlich ist. Höher steht die Darstellung des *Inferno* in der Capella Strozzi in St. Maria Novella; hier sind auch die Anklänge an Dante noch prägnanter. Aber die mittelalterlichen Künstler mußten schon deshalb an solchen Aufgaben scheitern, weil ihrer Kunst der Begriff des vertieften Raumes fehlte. Erst die Epoche der Renaissance mit der wissenschaftlich begründeten Perspective vermochte ihnen gerecht zu werden, namentlich da, wo es sich nicht um ein fast unmögliches Zusammendrängen der ganzen Hölle Dantes in ein einziges Bild, sondern um Zertheilung derselben in einzelne selbständige Darstellungen handelte. Allerdings greifen diese zuweilen in einander über, knüpfen an das Vorhergehende an, indem sie einzelne Motive wohl wiederholen oder doch an sie sich anschließen, ganz wie es der Dichter gethan; allein es sind doch im Wesentlichen lauter Einzelbilder, welche die Phantasie des Künstlers uns vor Augen zaubert.

Es versteht sich von selbst, daß die Hölle sowie das Fegeseuer einer bildlichen Darstellung am meisten Anhaltspunkte bieten. Auch die Vorliebe der Menschen wandte sich mit jenem allgemeinen Zuge nach dem Schauerlichen vorzüglich diesen Theilen zu. Finden wir ja selbst in manchen Dante-Ausgaben der Zeit, wie eben in der früher erwähnten Florentiner von 1481 und den von ihr abgeleiteten, nur das *Inferno* illustriert. In anderen, wie in der 1487 in Brescia von Bonino de Bonini aus Ragusa („di Ragusci“) gedruckten, ist die Illustration mit auf das *Purgatorio* ausgedehnt, aber das *Paradies* entbehrt der figürlichen Darstellungen. Wo jedoch solche vorhanden sind, wie z. B. in der reich mit Holzschnitten ausgestatteten Venezianer Ausgabe von 1491, von Bernardino Venali und Matteo de Parma gedruckt,

erstreckt sich zwar die Illustration auch über alle Theile des Paradieses, aber diese sind auch in ihrer kindlichen Naivetät die ungenügendsten. Und noch in der jüngsten Gegenwart ließ sich Aehnliches beobachten. Dore's Phantasie hat in Hölle und Fegefeuer mit großartiger dramatischer Kraft in kühnen Conceptionen oft Hochbedeutendes geschaffen, während beim Paradiese sein Griffel erlahmt und nur schwindfüchtige Schemen von Gestalten hervorzubringen weiß. Da nun Michelangelos Zeichnungen zu Dante leider vom Meere verschlungen wurden, so ist und bleibt Botticellis *Cyclus* das umfangreichste und großartigste von allen Werken, welche in alter Zeit eine künstlerische Darstellung der *Divina Commedia* versuchten.

Wohin wir blicken mögen in der Reihenfolge dieser Blätter, mit wunderbarer Kraft, mit der ganzen wilden Dramatik, die ihm eigen ist, führt Sandro uns mitten in die Scenen hinein. So gleich in dem ersten, den 8. Gesang des *Inferno* illustrirenden Bilde. Dante und Virgil sind eben am Thor der Höllestadt *Dis* angelangt. In der Barke, die von dem dämonischen Fährmann gesteuert wird, kauert eine Schaar armer Seelen mit dem Ausdruck entsetzenvoller Angst. In Sarkophagen, aus welchen Flammen züngeln, sieht man die Trägen und Zornigen sich wild gebärden. Aus dem Schlammpsuhl taucht Filippo Argenti auf, um die Wanderer gewaltsam zu hemmen; aber Virgil stößt ihn zurück: „dicendo, via costà con gli altri cani.“

Und sagte: „Paß Dich mit den andern Hunden“. Dann springt die Darstellung zum 16. Gesang über. Dante und Virgil werden von Geryon hinabgetragen. In der Darstellung des dreileibigen Ungeheuers, das unter schändlichem Verrath die Gastfreunde seinen Stieren vorwarf, bis *Hertules* ihm den Tod gab, — hier als Sinnbild des Truges mit ehrlichem Mannesantlitz, aber mit Rapsenkralen, buntem struppigem Schlangenleib und Scorpionenschwanz — kommt die ganze dämonische Phantastik zu wunderbarem Ausdruck. Nicht weniger als drei Mal sind die seltsamen Reiter dargestellt. Rings sieht man brennende Verdammte, die schmerzhaft nach den Stellen greifen, wo die Flammen an ihnen herauszüngeln.

Das Bild zum 18. Gesang ist das schon oben geschilderte, in Farben ausgeführte. Beim folgenden Gesang treffen die Wanderer die in brennende Böcher umgekehrt hineingestürzten Verräther und Simonisten. Man sieht an den herausgestreckten Füßen die Flammen hervorzüngeln. Papst Nicolaus III. ist unter ihnen. Nicht minder erschütternd sind die folgenden Blätter, wo die Betrüger dargestellt sind, denen der Hals umgedreht ist, so daß der Kopf auf dem Rücken steht; prachtvoll gezeichnete nackte Gestalten (20); ferner die von Schlangen umwundenen Diebe (24), leidenschaftlich bewegte Gruppen; sodann (28) die zerfetzten und verstümmelten Leiber derer, die Zwiespalt gestiftet haben, darunter *Vertram* von *Bornio*, der sein abgehauenes Haupt in der Hand trägt. Ferner in den folgenden beiden Gesängen die Fälscher, die in unreiner Luft, mit ekelhaften Krankheiten behaftet, sich kratzen und

einander beißen und zerfleischen, Bilder einer im Dämonischen schwelgenden Phantasia.

Der Künstler steht überall auf der vollen Höhe seines Gegenstandes, den er in seiner ganzen Unheimlichkeit und Fruchtbarkeit uns anschaulich zu machen weiß. Er beherrscht die nackte menschliche Gestalt mit einer Meisterschaft, wie man sie bisher unter den Quattrocentisten nur dem Signorelli zugetraut hat. Alle erdenklichen Stellungen und Bewegungen in den kühnsten Verkürzungen, jeder Ausdruck leidenschaftlicher Dual steht ihm zu Gebote. Zu den ergreifendsten Compositionen gehört die zum 21. Gesang, wo die im Pechsee schwimmenden Bestenlichen dargestellt sind. Erschütternd ist der Kampf mit der furchtbaren zähen Fluth veranschaulicht. Gräßliche Teufel packen sie und stoßen sie mit ihren Haken; ein Dämon schleppt hudepad die Seele eines Rathsherrn aus Lucca, die er an den Weinen gefaßt hat, herbei; grandios ist geschilbert, wie der Unglückliche sich verzweiflungsvoll über den Kopf des Teufels häuptlings hinausbäumt. Auch die Heuchler in ihren vergoldeten Bleikutten, die jammern über den am Boden liegenden Raiphas hinfahren, sind mit erschütternder Wahrheit vorgeführt. Noch mehrere Gekreuzigte sieht man am Boden. Oben in der Luft trägt Virgil den ohnmächtigen Dante hinweg, um ihn vor der Verfolgung einer Schaar wüthender Dämonen, die mit ihren Harpunen ihnen nachsetzen, zu retten. Es ist eine Scene von grandioser Phantastik.

Immer gewaltiger steigert sich in ungeheurerlicher Dramatik die entfesselte Phantasia des Künstlers, da die Wanderer sich dem Mittelpunkte der Hölle nahen. Schon auf dem 30. Blatt sieht man von oben die Beine der drei Giganten in das Bild hineinragen. Dann folgt eine der kühnsten Compositionen, welche die verrätherischen mit Ketten gefesselten Giganten selbst darstellt: einige ragen nur zur Hälfte aus dem Abgrund empor; einer (Mimrod) stößt in ein riesiges Horn; ein anderer, ebenfalls blasend, wird von der Seite sichtbar; wieder Einer, der in der Stellung auffallend an Michelangelos David erinnert, zeigt sich von hinten, während ein anderer (Antäus) sich bückt, in prachtvoller Verkürzung nach unten greifend, um beide Wanderer in den Abgrund hinabzustürzen. Hier ist Kühnheit der Stellungen und Verkürzungen, meisterliche Sicherheit in der Behandlung des Nackten, dämonische Gewalt des Ausdrucks verbunden. Auch der Charakter der Köpfe ist durchaus individuell. Nicht minder unheimlich ergreifend wirkt das letzte Blatt der Hölle, Lucifer selbst, eine grauenhafte, behaarte Mißgestalt von kolossaler Größe, thronend vorgeführt, wie er die drei Hauptverräther Judas Ischarioth, Brutus und Cassius, in seinem dreifachen Rachen zermalmt.

Damit schließt das Inferno ab, und wir betreten nun das Gebiet des Fegefeuers. Vortrefflich hat der Künstler in den folgenden Bildern die reinere Stimmung, die in diesen Regionen herrscht, zum Ausdruck gebracht. Wenn auch bisweilen noch leidenschaftliche Accente vernommen werden, so überwiegen doch in der Schilderung Gram und Seelenqual. Zuerst sehen

wir Dante und Virgil am Fuße des wild zerrissenen und zerklüfteten Fegfeuerberges ankommen. Eine herrlich gezeichnete Gruppe Abgeschiedener naht sich ihnen, um mit ihnen zu reden. Tief empfunden ist der Ausdruck der Ergebung, aber auch der Abwehr und des Entsetzens. Im Hintergrunde sieht man den Engel als Fährmann in seiner eigenthümlich geformten Barke, die durch seinen Flügelschlag bewegt wird. Die Gestalten der beiden Wanderer sind vier Mal wiederholt. Auch das folgende Blatt bringt wundervoll gezeichnete nackte Gestalten dahinschreitender Seelen, mit edlem Ausdruck der Trauer, die Arme auf der Brust kreuzend oder gegen Dante ausstreckend. Dann wieder kniet Dante vor dem Engel mit dem Schwert, der den Drachen verschleucht. Weiter unten im Vordergrunde trägt ein mächtiger Adler die beiden Wanderer empor; dabei edel empfundene Gruppen träumerisch dastehender Seelen. Mehrfach wiederholen sich auf den einzelnen Blättern leidenschaftlich bewegte Gruppen nackter Gestalten, mit hastigen Fragen auf die Wanderer zustürzend, oder auch düster in ihr Geschick verloren dastehend. Einmal sieht eine solche Figur, mit dem Ausdruck tiefster Verzweiflung sich hoch emporredend und entsetzensvoll die Hände zurückstreckend, ganz ähnlich wie man eine solche Gestalt auf Signorellis „Jüngstem Gericht“ in Orvieto erblickt. Ein Beweis von nahen Beziehungen zwischen beiden Künstlern. Dann wieder unklammert eine der leidenden Seelen die Kniee Virgils.

Manche dieser Blätter sind nur mit dem Metallstift vorgezeichnet, so daß schon hier sich der unvollendete Zustand des Ganzen erkennen läßt. Die meisten Compositionen zeigen den Künstler auf der Höhe der Vollendung, in genialer Leichtigkeit und kühner Freiheit der Zeichnung. Auf einem Blatte, wo Dante und Virgil unter trauernd dastehenden Seelen hinschreiten (Gesang 13), erinnern die herrlich aufgebauten Gruppen mit ihrem ergreifenden Ausdruck von Weh an Michelangelos Gruppen der Vorfahren Christi in der Sixtinischen Capelle. Die Fortsetzung davon bringt das folgende Blatt, wo außerdem die Figur des mächtig nach oben weisenden Engels von großer Schönheit ist. Mehrere der folgenden Blätter variiren diese Themata in unerforschlicher Fülle der Erfindung; besonders fesselnd sind jedesmal die Schaaren der leidenden Seelen, wie sie in angstvollen Gruppen die Wanderer umdrängen oder leidenschaftlich ihnen nachstürzen. Hier ist namentlich die Kühnheit und Mannigfaltigkeit, das gewaltsam Momentane der Bewegungen eines Michelangelo würdig. Nicht minder bedeutend sind die gefesselten, am Boden liegenden Seelen in kühnen Verkürzungen dargestellt; aber auch in der Schilderung des von tiefem Mitleid bewegten Dante ist der Künstler unübertrefflich.

Dagegen giebt es auch mitten in der Reihenfolge einzelne Blätter, die offenbar zu den frühesten gehören, wo der Künstler noch schwankend, ja selbst ungeschickt erscheint: ein Beweis, daß Botticelli der Dichtung nicht Schritt für Schritt gefolgt ist, sondern bald hier, bald da, wie die Stimmung ihn trieb, eine Scene herausgegriffen hat. Dieser Art ist z. B. die Zeichnung zu Purgatorio 23, wo der umgekehrt wachsende Baum der Er-

kenntniß dargestellt ist; eine der schwächsten und geringsten in der Ausführung. Dagegen gehört wieder zu den schönsten Blättern die bewegte Scene, in welcher eine Schaar prächtig gezeichneter und wundervoll gruppirter Gestalten eilend auf die beiden Wanderer zustürzt, während oben in gebietender Hoheit ein herrlicher Engel sitzt. Auch deßhalb eines der merkwürdigsten Blätter, weil die Gruppen zur Rechten erst mit dem Metallstift angedeutet sind und am besten die Art des Entwerfens veranschaulichen. Zu den herrlichsten Compositionen zählt ferner die zu Purgatorio 18, wo prachtvolle nackte Gestalten in jeder Art des Schreitens, Stürmens, Vorwärtsdrängens, aber auch des düstern Brütens dargestellt sind. Mit gleicher Lebendigkeit werden die Reibischen geschilbert, (Purg. 13), die in trüben Schaaren mit zugedehnten Augen zusammenkauern, erschütternde Bilder des Jammers. Bei der Darstellung der Hochmüthigen (Purg. 10), die von Felslasten zu Boden gedrückt werden, läßt der Künstler nach des Dichters Vorschritt Bilder der Demuth an der Felswand erscheinen: die Verkündigung, ferner David mit dem Tamburin vor der Bundeslade tanzend, die nicht ganz fertig gezeichnet ist, und endlich, nach der bekannten mittelalterlichen Legende, die Gerechtigkeit des Trajan, der beim Auszuge in den Krieg von einer Mutter um Rache für ihren ermordeten Sohn angefleht wird. Die letztere Scene hat der Künstler sichtlich mit besonderer Vorliebe behandelt und ein Cabinetstück miniaturartig seiner Zeichnung geschaffen, welches sowohl in den kleinen menschlichen Figuren als namentlich in den feurig charakterisirten Pferden an den Einfluß Verrocchios gemahnt, und selbst eines Lionardo würdig wäre. Hochbedeutend ist ferner das Blatt zu Purgatorio 12, wo man die Wanderer fünf Mal in verschiedenen Stadien des Vordringens sieht. Auf den Boden hingestreckt liegen die gefallenen Hochmüthigen, Soliath und mit dreifachem Flügelpaar Lucifer; Dante und Virgil steigen mühsam die schroffe Felsentreppe hinan, nachdem der Engel mit kühnem Flügelschlage an Dantes Stirn das P getilgt hat. Noch einmal sieht man Dante, vom Engel umarmt, mit wunderbarem Ausdruck von Ekstase und leidenschaftlichem Verlangen.

Staunenswerth ist die fast immer auf gleicher Höhe stehende Kraft der Empfindung, der Reichthum an mannigfaltig aufgebauten und gegliederten Gruppen; man muß gestehen, daß der gewaltige Dichter hier einen Illustrator gefunden hat, der sich ihm ebenbürtig erweist an Tieffinn und grandioser Kühnheit. Im 21. Gesange tritt eine neue Gestalt auf: Statius gesellt sich zu den Wanderern. Der Künstler charakterisirt ihn durch die antike Toga, und specieller noch durch einen eigenthümlich geformten Hut, dessen breite Krempe zerschnitten und nach oben umgeschlagen ist. Es kommt nun eine Reihe von Scenen tieffinnig symbolischer Conception. Dante betritt mit seinen Begleitern einen dichten Hain (Gesang 28) und erblickt an dem Bach eine schöne Frau, welche Blumen pflückt und dazu singt (Mathilde); aber erst nachdem Beatrice, die ihm plötzlich erscheint, ihn in die Lethé

getaucht hat, kommt ihm das Vergessen und der reine Genuß der Paradiesesfreuden. Vier edle weibliche Gestalten (die Cardinaltugenden) bringen ihn nun vor den Greifen, der den Triumphwagen der Kirche zieht. Es ist eine der großartigsten Compositionen: der Wagen wird von den vier Evangelistensymbolen begleitet und von den Häuptern der Kirche, Petrus, den Päpsten und anderen Heiligen umringt, während im Kreise die 24 Aeltesten der Apokalypse, ihre Bücher schwingend, ihn umgeben. Auf den folgenden Blättern tritt der Wagen mit seinen Begleitern wiederholt auf, bald in dieser, bald in jener Wendung, und überall hat der Künstler den höchsten Glanz von Schönheit über all' diese verklärten Gestalten ausgegossen. Besonders herrlich sind die sieben Frauen, welche brennende Kerzen tragen, die Gaben des heiligen Geistes versinnlichend. „Da sah ich Schaaren, die als ihren Führern den Lichtern folgten, ganz in Weiß gekleidet. Und nimmer sah man diesseits solche Reinheit.“ In diesem glanzvollen Gefolge ist das Ideal der Kirche Christi gezeichnet. Nun stürzt der räuberische Fuchs sich herab, und der Drache entsteigt der Erde, um den Wagen zu zerstören: Bilder tiefer Symbolik, aus welchen der Künstler das für die Darstellung Taugliche mit geschickter Hand herausgehoben hat.

Bilden die letzten Blätter den Uebergang zur Schilderung einer höheren, reineren Sphäre, so beginnt nun mit dem Paradiese eine ganz neue Aufgabe für den Illustrator. Sandro hatte in den Abtheilungen der Hölle und des Begegners seine Phantasie zumeist nach der Seite des Dramatischen, leidenschaftlich Gewaltigen ergehen lassen, wie es die Aufgabe heischte. Mit dem Paradiese betritt er das Reich himmlischer Verklärung, strahlender Anmuth und Schönheit. Wenn in einzelnen seiner Altarbilder, wie in der Krönung der Maria (Akademie zu Florenz) die Chöre von jubilirenden, blumenstreuenden Engeln das Gefühl paradiesischer Wonne und die Vorstellung von der Unermeßlichkeit der Himmelsräume in uns wecken, so kommt diese Stimmung noch vollkommener zum Ausdruck in den Zeichnungen zum Paradiese. Hier berührt uns mit wunderbarem Zauber die Ekstase des Anhängers Savonarolas, und wir fühlen, daß diese herrlichen Compositionen aus jener tiefen religiösen Gesinnung hervorgewachsen sind, welche der feurige Bußprediger seiner Umgebung einzusößen wußte. Sandro berührt sich hier mit Fra Angelico, nur daß seine himmlischen Gestalten von einer tieferen und reicheren Fülle mannigfachen individuellen Lebens durchdrungen sind. Wahrhaft bewundernswürdig ist die Kraft der Empfindung, mit welcher er die außerordentliche Einfachheit der Situationen seelenvoll zu variiren weiß. Denn zumeist handelt es sich hier darum, Dante an der Hand Beatrices in den verschiedenen Aeußerungen des Staunens, Zweifels, Betroffenseins, glühenden Verlangens und hingebender Ekstase zu schildern. Diese beiden Gestalten, die fortan im Mittelpunkt der Schilderung stehen, überragen alles Vergangene schon an Größe des Maßstabes; aber Beatrice wächst darin noch über den Dichter hinaus, so daß sie wie eine gottgesandte Prophetin, wie

eine Muse oder Sibylle ihm zur Seite steht. In dem ersten Bilde sehen wir, wie die Beiden zu den Sternen emporfliegen. Das mächtige Weib hebt ihn mit sich hinauf, und wundervoll ist in Dante der Ausdruck der Sehnsucht, wie er mit ihr durch die zarten Lorbeerhaine unaufhaltsam emporschwebt. Interessant ist hier die Beobachtung eines Pentimento, denn man bemerkt deutlich, daß die Composition ursprünglich im Verhältniß zu der Textschrift auf dem Kopfe stand, bis der Künstler dann seinen Irrthum merkte. Dies ist einer der Beweise dafür, daß die Schrift zuerst ausgeführt worden.

Auf dem folgenden Blatt sieht man Dante an Beatrices Seite einerschreiten in der Empfindung des Staunens und bangen Zagens, während seine Führerin mit der Rechten emporweist. Hier finden sich nun mehrere Blätter, welche offenbar zu den frühesten gehören, da man eine unfreie und ungeschickte Art der Federführung an ihnen bemerkt. Solcher Art ist z. B. die Zeichnung zu Paradies 7, wo zwar die Gestalten vornehm und edel aufgefaßt sind, Hände und Füße aber merkwürdig ungelent erscheinen. Ebenso Paradies 9, obwohl auch hier die Composition voll Schönheit ist, namentlich der Ausdruck von Demuth, mit welchem Dante die Arme über der Brust kreuzt, während Beatrice mit der Hand nach oben weist. Dasselbe gilt von Paradies 11, wo bei großartiger Bewegung die Formgebung auffallende Schwächen verräth. Auch Paradies 16 zeigt ähnliche Mängel, während die Schönheit der Composition sich immer auf gleicher Höhe hält.

Da hier eine ganze Reihe schwächerer Zeichnungen vorliegt, die Erfindung aber, wie gesagt, auf der vollen Höhe steht, so erhebt sich die Frage, ob nicht Waagen doch Recht behält, und man für diese in der Ausführung geringeren Blätter die Hand eines Gehilfen annehmen muß, der mehrere der von Botticelli mit dem Metallstift entworfenen Compositionen mit der Feder ausgeführt und dabei dann eine ungeübte Hand verrathen hat. Es läßt sich kaum annehmen, daß der Meister selbst so schwach daß von ihm selbst so genial Entworfenen in Federzeichnung umgesetzt habe. Sehr wichtig allerdings ist diese Frage nicht, da die Entwürfe ohne Zweifel sämmtlich von keiner andern Hand als der seinigen herrühren. Um so mehr ist dies zu betonen, als die Größe und Erhabenheit seiner Phantasie, die feierliche Schönheit und der wunderbare Seelenausdruck seiner Gestalten nirgends in hellerem Glanz erscheinen. Daß eine Mal (Parad. 6) steht Dante gefaßt und in sich gefehrt vor Beatrice, welche ihn zu segnen scheint; dann wieder (Parad. 8) schreiten sie neben einander hin, wobei sie ihn liebevoll belehrt; oder Beatrice streckt (Parad. 10) in feierlicher Erregung die Rechte aus, wobei man in Blei noch zwei andere Motive der Armbewegung vorgezeichnet sieht; dann wieder (Parad. 12) dringen sie stürmisch vor, Beatrice in kühner Bewegung vorauseilend und ihren Freund mit fortziehend. Diese unaufhaltsame Bewegung kommt wiederholt (Parad. 13 u. f. w.) aufs Herrlichste und mit immer neuen Motiven zum Ausdruck. Großartig und feierlich wie

eine Muse schwebt Beatrice ihm voran; unendlich mannigfaltig ist bei Dante die Abstufung der Empfindungen von bangem Zweifeln und Staunen, von Bestürzung, erschrockenem Zusammensfahren, sehnsuchtsvollem Aufschauen, gluthvollem Entzücken. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß im ganzen Umkreis des Quattrocento kein Künstler angetroffen wird, der über diese mannigfachen Register psychologischer Feinheiten zu gebieten weiß. Dabei ist der Kopf Beatrices keineswegs von idealer Schönheit, trägt vielmehr den bekannten, bei Sandro stets wiederholten Typus; aber die seelenvolle Empfindung, welche die Züge durchgeistigt, adelt selbst die minder schöne Form. Ebenso charakteristisch für Botticelli ist der Styl ihrer Gewänder in ihrer großartigen oft stürmischen Bewegung, die in herrlichem Contrast steht zu dem meist ruhigen Faltenwurf, in welchem Dante sich zeigt.

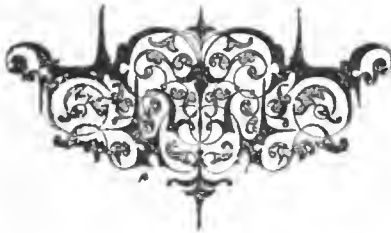
Es kann nicht die Absicht dieser flüchtigen Zeilen sein, den unermesslichen Reichthum dieses mächtigen Werkes auch nur andeutend erschöpfen zu wollen, nur auf einige der herrlichsten Compositionen möchte ich noch aufmerksam machen. Sie gehören den späteren Gefängen des Paradieses an. Im 21. Gesange gelangen die Wanderer zur siebenten Himmelspforte und zur Jacobsleiter, auf welcher die Seeligen auf und nieder schweben. Es ist ein köstliches Gewimmel niedlicher Engelknirpse, die in entzückenden Bewegungen die Stufen der Leiter und die Luft ringsum erfüllen. Heiterer und jubelvoller ist dies selige Völklein weder von Correggio noch von irgend einem großen Meister der Folgezeit geschildert worden. Am Fuß der Leiter steht Beatrice, von stürmisch bewegten Gewändern umwallt, und fordert den wie gebildet emporstaunenden Dante auf, die Leiter mit ihr zu besteigen; eine Gruppe von kühner Großartigkeit. Botticelli hatte aber, dem Texte vorgreifend, beide Gestalten schon oben auf der Leiter hinaufklimmend gezeichnet; als er seinen Irrthum wahrte, radirte er beide Figuren aus, doch nicht so, daß man sie nicht recht wohl erkennen könnte. Erst auf dem folgenden Blatt zeigt er sie uns in dieser Stellung, aber zugleich in einem früheren Moment am Fuß der Leiter, wo Beatrice ihren Freund liebevoll mit den Armen umfaßt, um ihm das Aufsteigen zu erleichtern. Von beiden Bildern bringt das vierte Heft der „Zeitschrift für bildende Kunst“ verkleinerte Copieen. Noch reicher und herrlicher ist die Zeichnung zum dritten Gesang des Paradieses, wo Dante mit seiner Führerin in die Sphäre des Mondes eintritt und aus dem Lichtmeer die Seelen derer auftauchen sieht, welche ihr Gelübde nicht ganz erfüllt haben. Voll Großartigkeit ist die mächtige Gestalt Beatrices, die dem staunend hinaufschauenden Dante die Erscheinungen erklärt; diese selbst aber in dem köstlich leichten Emporschweben und dem mannigfaltigen Ausdruck inniger Sehnsucht sind von unvergleichlicher Schönheit. Der vierte Jahrgang des „Jahrbuch der k. preussischen Kunstsammlungen“ enthält in seinem ersten Heft eine Nachbildung dieser schönen Composition, nebst einem eingehenden Aufsatz von F. Lippmann. Nicht minder herrlich sind andere Blätter, z. B.

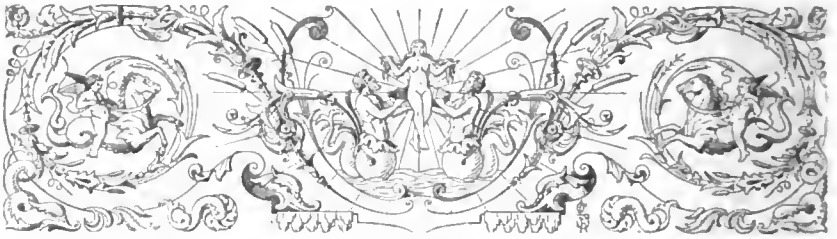
Paradies 28, wo die Schaaren aufschwebender Engel, kleine Täfelchen haltend oder die Arme sehnsuchtsvoll ausbreitend, einen reichen Accord jubelnder Lust und Schönheit bilden. Von entzückender Poesie ist auch das Bild zu Paradies 30.

„Lichtfülle sah ich, glänzend wie von Blüten,
Gestaltet wie ein Fluß, daß beide Ufer
Die wunderbarste Pracht des Frühlings malte.
Es sprühten aus dem Fluß lebend'ge Funken,
Die in die Blumen rings sich niederließen,
Rubinen gleich, gefaßt in gold'ne Reifen.
Dann tauchten sie, wie von den Dürften trunken,
Sich wieder unter in den Wunderstrom,
Indessen and're sich aus ihm erhoben.“

Diese glanzvolle Vision des Dichters hat der Zeichner mit den Mitteln seiner Kunst in ein nicht minder herrliches Bild umgesetzt, in welchem die Pracht der Blumen und das jubelnde Entzücken der kühn bewegten Engelgestalten sich zu einem Accord berauscher Lust verbindet. Es ist eins der letzten, aber auch eins der schönsten Blätter, denn die folgenden sind leer geblieben und nur auf dem zum 31. Gesange gehörenden sieht man drei kleine Figuren, Christus und die Madonna thronend, nebst einem Engel als Anfang einer nicht mehr zur Ausführung gekommenen Composition.

Ich schließe meinen Bericht. Er ist arm und dürftig, gegenüber dem unererschöpflichen Reichthum dieses wunderbaren Werkes, aber er wird einstweilen, bis eine vollständige Publication vorliegt, hinreichen, um die Vorstellung zu erwecken, daß in dieser unvergleichlichen Bilderfolge nicht bloß die Geistesart Botticellis, sondern die Kunst des gesammten Quattrocento zu einer ungeahnten Großartigkeit, Gedankentiefe und Formenschönheit sich aufschwingt.





Erinnerungen an Gottfried Kinkel*).

Von

Friedrich Altjhaus.

— London. —

Befreiung und Flucht.

Bemühungen, das harte Loos Kinkels im Zuchthause zu erleichtern, hatten seit seiner Verurtheilung theils direct, theils auf den mannigfachen Umwegen, von vielen Seiten her stattgefunden. Die Sympathie für ihn war in ganz Deutschland weit verbreitet und auch während jener eisernen Reactionsjahre konnten die herrschenden Männer sich dem Einfluß der öffentlichen Meinung nicht völlig entziehen. Aus den von mir mitgetheilten Briefen Kinkels aus Naugard und Spandau geht hervor, daß die Bemühungen seiner Freunde nicht erfolglos waren, daß sie überdies gefördert wurden durch den Eindruck, welchen die Persönlichkeit des Gefangenen auf seine Kerkermeister selbst hervorbrachte. Auch in Spandau, wo man ihn anfangs mit erneuter Härte behandelte und Versuche anstellte, die Spannkraft seines Geistes durch pietistische Künste zu brechen, wurde ihm nach einigen Monaten, in den Freistunden nach der Sträfungsarbeit, die Lectüre wissenschaftlicher Bücher erlaubt. Diese Gunst verdankte er zum Theil der Anhänglichkeit eines früheren Schülers, eines wohlhabenden jungen Mannes aus Bonn, der sich der Politik fern hielt, aber von Begeisterung erfüllt war für Kinkel als Lehrer der Kunstgeschichte, als Mensch und als Dichter, und wie er mir selbst erzählte, durch einflußreiche Verbindungen den damaligen Ministerpräsidenten von Manteuffel zu einem Besuch in Spandau bewog, welcher die erwähnten Erleichterungen zur Folge hatte. So tröstlich jedoch solche Nachgiebigkeiten für den Augenblick sein mochten, so wenig konnten sie Kinkels Angehörige und Freunde mit der Aussicht verhöhn, welche der Gedanke an den Spruch seiner Richter unvermeidlich vor

*) Vergl. „Nord und Süd“, Februar 1883.

die Seele rief. Lebenslängliche Zuchthaushaft — das freilich schien unmöglich. Ein Regierungswechsel mit der üblichen Amnestie, eine neue Revolution mit ihren kerkeroöffnenden Gewalten, traten als Phantasiebilder der Hoffnung jenem Urtheil der erbarmungslosen Rache gegenüber. Aber wer wußte, wie lange die Zwischenzeit dauern und welchen zerstörenden Druck die todte Schwere ihrer Dauer auf die Körper- und Geisteskräfte des Gefangenen ausüben würde! Befreiungspläne kreuzten sich daher bald mit den Bemühungen um eine Milderung seiner traurigen Lage, und einige Monate nach Kinkels Ueberführung nach Spandau nehmen diese Pläne eine bestimmtere Gestalt an.

Im Juli und August 1850 gastirte Mademoiselle Rachel mit ihrer französischen Truppe im Opernhaufe in Berlin. Zu Ende der ersten Augustwoche sah ich sie dort als Maria Stuart. Als ich in einem der Zwischenacte die Blicke in dem gedrängt vollen Hause umhersehweisen ließ, fesselte eine plötzlich in mein Gesichtsfeld tretende Gestalt vor allen Andern meine Aufmerksamkeit. Ich traute meinen Augen nicht; aber es war keine Täuschung! Deutlich erkennbar in dem hellerleuchteten Hause stand nicht weit von mir im Parterre die wohlbekannte Gestalt meines Freundes Karl Schurz. Ich erkannte ihn zuerst an dem braunen Vodenkopf; dann, bei einer Wendung, traten seine Gesichtszüge unverkennbar hervor. Ein paar Minuten darauf drückten wir uns die Hand und nach dem Schlusse der Aufführung wanderten und saßen wir noch lange bis nach Mitternacht beisammen. Auf meine erstaunten Fragen theilte er mir mit, daß er erst ganz vor Kurzem von Paris und vom Rheine in Berlin eingetroffen sei und beabsichtige, sich einige Zeit dort aufzuhalten. Dann habe er vor, auch andere Theile Norddeutschlands zu bereisen, ehe er wahrscheinlich nach Paris zurückkehre, wo er sich dauernd niederzulassen gedenke. Aus diesen Mittheilungen, sowie aus seiner äußeren Erscheinung schloß ich, daß er sich in bequemen Verhältnissen befinden müsse. Er war elegant gekleidet, in Cylinderhut und Glacéhandschuhen, aufstehendem Hemdkragen und seidener Halsbinde, führte auch statt des studentischen Ziegenhainers einen modischen Spazierstock und erweckte in seiner heitern Ungenirttheit eher die Vorstellung eines harmlosen Flaneurs als eines Revolutionärs, der sich mit staatsgefährlichen Gedanken trug. Keine Bekleidung hätte ihn in jener an den wunderbarlichsten demokratischen Schaufiguren so reichen Zeit der Beachtung der Polizei besser entziehen können als diese mit völliger Natürlichkeit angenommene harmlose Charakterrolle. Aber freilich war eine solche für ihn auch sehr nöthig. Denn durch seinen Besuch in Berlin setzte er, dessen Theilnahme an dem mißglückten Zuge nach Siegburg und an dem pfälzisch-badischen Aufstande keineswegs unbekannt war, vielleicht sein Leben, jedenfalls seine Freiheit auf's Spiel. Gleich jener erste Abend brachte uns eine Art von Warnung zur Vorsicht. Auf unserm Wege Unter den Linden nach dem Brandenburger Thore zu trafen wir mehrere Bekannte aus Woun, die schon von Schurz' Anwesenheit wußten und bei einem, von welchem er

einquartiert war. Wir gingen Alle in eine Restauration, nahmen aber nicht in dem Hauptlocal Platz, sondern in einem der Nebenzimmer, dessen Thür geschlossen wurde. Nach einer Weile öffnete sich die Thüre und ich bemerkte ein Aufzucken der Ueberraschung in den Zügen eines unserer Gefährten, der sich nach dem Eintretenden umsah. In demselben Augenblick sprang er auf, ging auf den Fremden zu, richtete an diesen einige halbblaute Worte und begab sich mit ihm hinaus. Nach einer Weile kehrte er zurück und wir erfuhren, jener Eindringling sei ein früherer Student aus Bonn gewesen, dessen Name mir nur zu gut erinnerlich war. Anfangs ein hitziger Demokrat, war er später in das reactionäre Lager übergelaufen, hatte mit Schurz erbitterte Zeitungskämpfe geführt und war damals, wie es hieß, zum Mitarbeiter der Neuen Preussischen Zeitung befördert. Man traute ihm alles mögliche Schlechte zu. Jedenfalls war es wünschenswerth, daß die Anwesenheit unseres Freundes vor ihm geheim gehalten wurde.

Mein eigener Aufenthalt in Berlin näherte sich mit dem Abschluß des Sommersemesters seinem Ende; nur noch etwa eine Woche sollte er dauern. Aber während dieser Zeit sah ich Schurz täglich und er erzählte mir viel von seinen Erlebnissen während der jüngstverfloffenen Jahre. In dem babilonischen Feldzug hatte er eine Anstellung in dem Generalstab der ausländischen Armee gefunden und war, besonders weil er gut reiten konnte, wie er sagte, rasch zum Adjutanten aufgerückt. Nachdem er bei mehreren Gefechten zugegen gewesen, war er mit dem Hauptrest der Armee nach Raastadt gezogen, hatte dort an einer Anzahl von Ausfällen theilgenommen und war einmal nur mit genauer Noth durch die Schnelligkeit seines Pferdes der Gefangennahme entgangen. Er befand sich in Raastadt, als die Festung an die Preußen übergeben wurde, rettete sich jedoch durch einen halb verfallenen unterirdischen Gang, der nicht weit vom Rheine in offnes Feld mündete und ging dann durch Frankreich in die Schweiz, damals der Zufluchtsort so vieler deutscher Flüchtlinge. Hier hatte er, nicht ohne mancherlei Abenteuer, ein arbeitsames Leben geführt. Aber das Flüchtlingstreiben behagte ihm nicht. Er bedauerte die Unterbrechung seiner Studien und sehnte sich nach einer geregelten Thätigkeit. Wo jedoch eine solche finden?

Natürlich kam bei unseren Zusammenkünften die Rede auch öfter auf Rinkel. Schurz vertraute mir an, daß er auf dem Wege von Paris nach Berlin Rinkels Frau in Bonn besucht habe, und daß Bemühungen im Werke seien, nicht bloß eine Besserung in der Lage des gefangenen Freundes, sondern wo möglich seine Befreiung herbeizuführen. Je weniger man indeß von diesen Dingen rede, um so besser. In der That deutete keine seiner Aeußerungen an, daß er persönlich, außer mit guten Wünschen, an jenen Bemühungen irgendwie theilhaftig sei. Was hätte er, der Flüchtling, der Geächtete, auch für den Freund, der wohlverwahrt hinter Zuchthaus- und Festungsmauern saß, thun können? Und doch trug er damals den ganzen Befreiungsplan schon im Kopfe. Aber freilich übersah er mit seinem klaren,

kühlen Verstande auch alle dem Gelingen entgegenstehenden feindseligen Möglichkeiten, und ebenso tief war er durchdrungen von der Nothwendigkeit, jedes Mitwissen über das beabsichtigte Wagniß auf den engsten Kreis der Eingeweihten zu beschränken. Eine solche Verbindung kühler Entschlossenheit und aufopfernder Hingabe mit vollkommener Ruhe und Selbstbeherrschung war gewiß ein seltenes Phänomen bei einem einundzwanzigjährigen jungen Mann; sie war aber auch ebenso unzweifelhaft eine nothwendige Vorbedingung für den Erfolg seines Unternehmens. Jedenfalls ist es interessant, in der Geschichte dieser berühmten Befreiung die Thatsache festzustellen, daß Schurz an Ort und Stelle volle drei Monate mit den Vorbereitungen beschäftigt war, ehe der letzte entscheidende Schritt gethan wurde; denn erst zu Ende der ersten Novemberwoche, ein Vierteljahr nach jenem Zusammentreffen, fand die Flucht Kinkels statt. Aus jenen Berliner Tagen erinnere ich mich außerdem noch, daß Schurz anfang in der Umgegend Besuche zu machen, über die ich Näheres nicht erfuhr, dann aber in Folge eines Falles in der Schwimmanstalt genöthigt war, einige Zeit das Haus zu hüten. Ob dieser Fall ein wirklicher oder ein diplomatischer war, weiß ich nicht. Auf alle Fälle hatte er einen fremden Namen und einen fremden Paß, der ihn als Doctor der Medicin legitimirte und als solcher befand er sich auch im Besiß eines Bestecks mit ärztlichen Instrumenten. Vor meiner Abreise bemerkte er, es sei nicht unmöglich, daß er mich im Herbst, bei der Rückkehr nach Paris, auf einige Zeit in Detmold besuchen werde; inzwischen könne er, da er viel umherreisen werde, keine bestimmte Adresse angeben.

Mehrere Monate verfloßen dann, ohne daß ich von Schurz hörte. Um die Mitte des Octobers besuchte Adolph Strodtmann, der eben sein Buch über Kinkel beendet hatte, uns auf der Durchreise nach Paris in Detmold. Er hatte die Charakteristik Kinkels in dem kurz vorher erschienenen Buche meines Bruders „Aus dem Gefängniß“ gelesen und kam besonders, um meines Bruders Bekanntschaft zu machen. Er war voll von Kinkel, erzählte Manches, was er über dessen Gefängnißleben wußte und declamirte uns mit vielem Feuer mehrere der damals noch unveröffentlichten Gedichte Kinkels aus der Gefängnißzeit vor, darunter die in Kassel entstandenen Strophen „Vor den achtzehn Gewehrmäulern“, und das Fragment „Die Klassiker“ aus Naugard. Beiläufig erwähnte er, er habe Schurz in Hamburg gesehen und denke später in Paris wieder mit ihm zusammenzutreffen. Sonst schien Strodtmann von den Plänen und Fahrten unseres Freundes nichts Näheres zu wissen. In der That verbreitete erst eluige Wochen später die völlig überraschende unglaublich frohe Nachricht der Zeitungen: Kinkel ist entflohen! über Schurz' Erscheinen in Berlin und Norddeutschland für mich ein plötzliches Licht. Ich verstand nun auch, weshalb er die Möglichkeit eines Besuches in Detmold in Aussicht gestellt hatte. Mit allen Kräften auf den Erfolg seines gefährlichen Wagnisses bedacht, hatte er zugleich die Möglichkeit eines Mißlingens fest im Auge behalten und sich für diesen Fall in dem

abgelegenen Städtchen einen sichern Zufluchtsort auferkoren. Zur vollen Gewißheit wurden meine Vermuthungen durch einen Brief des Freundes aus Warnemünde, der mir nicht bloß die Thatfache bestätigte, daß er Kinkels Befreier sei, sondern auch die Gewißheit gab, daß alle polizeilichen Nachforschungen auf falscher Fährte stattgefunden hatten und daß, während der Telegraph noch von Berlin nach Hamburg und Bremen und auf der andern Seite nach dem Rhein und an die belgisch-französische Grenze verworren hin und her spielte, die Flüchtlinge bereits auf den Wellen der Ostsee dem freien Boden Englands entgegenfuhrten.

Leider ist dieser Brief nicht mehr in meinen Händen und in seinen Einzelheiten auch aus meinem Gedächtniß entschwunden. Er spiegelte in erster Frische das Glück der gelungenen That, das Glück der Freiheit, das beide Freunde unter so außerordentlichen Umständen wie ein neu geschenktes Dasein mit Entzücken genoßen. Auch eine Reihe späterer Briefe von Schurz aus England und Frankreich, voll interessanter Details über seine und Kinkels Meerfahrt und Ankunft in England und über das dortige Flüchtlingstreiben bis zum Frühling des Jahres 1852, ist mir verloren. Sie fielen während eines neuen Aufenthalts in Berlin im Jahre 1852 der Aera der hämißchen Verdächtigungen, der polizeilichen Hausfuchungen und Verhaftungen — und zwar leider, wie sich später herausstellte, ohne Nothwendigkeit — auf einem selbsterrichteten Scheiterhaufen zum Opfer. Um so angenehmer ist es mir, in der Lage zu sein, diese Lücken aus der schon oben benutzten Sammlung von Briefen Kinkels an eine Freundin wenigstens theilweise ergänzen zu können. Ehe ich indeß von Kinkels Leben in England rede, muß ich noch einige authentische Thatfachen hinzufügen zu der Geschichte seiner Flucht, einem Ereigniß, das mit Recht vom ersten Augenblick an allgemeine Beachtung erregte und in der Folge in eine noch interessantere Beleuchtung gerückt wurde durch die spätere glänzende Laufbahn seines Freundes und Befreiers, andrerseits aber auch dem mythenbildenden Zeitgeist zu manchem wunderlichen Hirngespinnst Veranlassung geboten hat.

Schurz erzählte mir diese Geschichte während seines Aufenthaltes in England in den Jahren 1855—56. Er hatte sich inzwischen verheirathet, war in Amerika gewesen und kam nun mit Frau und Kind zu einem längeren Besuch nach London, wo er ganz in meiner Nähe wohnte, und wo wir uns sechs oder sieben Monate hindurch fast täglich sahen. Im Verlauf eines so intimen Verkehrs kam selbstverständlich die Vergangenheit fast zur Sprache und, unter ihren hervorragenden Ereignissen, die Theilnahme des Freundes an Kinkels Befreiung. Es kostete einige Ausdauer, Schurz zu Mittheilungen über diese Sache zu bewegen: anfangs wurde er regelmäßig einsilbig und schweigsam, so oft sie berührt wurde. Wie er selbst gestand, war ein Hauptgrund seiner abwehrenden Haltung die Besorgniß: irgend etwas, was er erzähle, könne, allem guten Willen seiner Zuhörer zum Troß, auf irgend einem Umwege andern Betheiligten zum Schaden gereichen. Ein ebenso

starkes Motiv war aber auch die tiefe Scheu seiner Natur vor jeder Ostentation, die instinctive Abneigung gegen Alles, was auch nur den Schatten eines Verdachts von Selbstlob erwecken konnte. Wie er endlich bewogen wurde, sein Schweigen zu brechen, erinnere ich mich nicht mehr. Theilweise gab er, glaube ich, den Bitten der Frauen nach. Kurz, eines Tages erzählte er uns im engsten Kreise das Wichtigste über Kinkels Befreiung, und da gegenwärtig keinerlei Veranlassung mehr vorhanden ist, das Geschehene geheim zu halten, schliesse ich hier, ohne Namen zu nennen, dem bereits Mitgetheilten die Fortsetzung der Geschichte des zu so glücklichem Ende geführten Unternehmens an.

Schon ehe Schurz, wie oben erwähnt, im August 1850 nach Berlin kam, war sein Plan der Hauptfache nach entworfen. Die nöthigsten Geldmittel waren von Freunden beschafft und die Mitwirkung andrer Freunde und Parteigenossen stand in Aussicht. In Berlin und dessen nächster Umgebung, in Spandau selbst, in Mecklenburg und andern Theilen von Norddeutschland fehlte es nicht an directen Anknüpfungspunkten. Die Aufgabe war, alle diese Fäden in der Hand zu behalten, die Wege für die That der Befreiung zu bahnen und diese, wenn alle Vorbereitungen getroffen waren, im richtigen Augenblick in's Werk zu setzen. Zu diesem Zwecke wurde, nachdem Berlin als Hauptoperationsbasis gewählt worden, zunächst eine Recognoscirung des Angriffsobject's nothwendig. Es galt gleichsam den Sturm einer Festung und zwar einer Citabelle innerhalb einer Festung; denn die Lage des Zuchthauses in den Mauern von Spandau erschwerte den Zutritt wie das Entkommen. Wiederholte Besuche in Spandau bildeten daher das erste Stadium einer schwierigen, verwickelten Aufgabe. Theils um die scharf bewachte Eisenbahn-Station zu vermeiden, theils um eine spätere ungehinderte Ausfahrt vorzubereiten, machte Schurz diese Besuche meist zu Wagen und trat die Rückfahrt nach Berlin zu verschiedenen Stunden, öfter im Abenddunkel oder Nachts an, wobei am Thore der fremde Paß und das Besteck mit ärztlichen Instrumenten ihre Dienste leisteten. Ein weiteres Problem war es, zu entdecken, in welchem Theile der Anstalt Kinkels Zelle liege, und welche Möglichkeiten des Entkommens die Lage derselben darbiete. Die Legende erzählt, Schurz habe das Zuchthaus in Spandau umwandert als singender Orgeldreher, um durch seinen Gesang die Aufmerksamkeit des gefangenen Freundes zu erregen, wie einst Blondel den Thurm des gefangenen Richard Löwenherz umwanderte. Doch diese Erzählung ist in Wahrheit nichts als eben ein Stück Legende. Es war Kinkel und seiner Frau gelungen, sich in ihren Briefen, die sämmtlich durch die Hand des Zuchthausdirectors gingen, mittelst gewisser improvisirter Schriftzeichen kurze geheime Mittheilungen zu machen und diese Geheimschrift trug auch Fragen nach der Lage von Kinkels Zelle und Antworten auf diese Fragen hin und wieder. Bald jedoch wurde es klar, daß an Befreiung von außen ohne eine directere Mitwirkung von Innen nicht zu denken sei. Einer oder mehrere der Gefängnißwärter mußten gewonnen und zu thätiger Beihilfe bewogen werden.

Hiermit trat das Befreiungswerk für den Befreier in ein kritisches Stadium. Doch er war bereit, Alles zu wagen und schwankte keinen Augenblick. Wenn seine That gelingen sollte, so konnte sie nur gelingen durch ausdauernden Muth und kühle Berechnung der Möglichkeiten und beide standen ihm, jung wie er war, in seltenem Maß zu Gebote. Nicht lange, so konnte er die Gefängnißwärter von Ansehen und wußte, wo sie ihre Freistunden beim Glase Bier zuzubringen pflegten. Das nächste war eine gelegentliche Annäherung, wie sie dem Fremden in der Gaststube erlaubt ist: theilnehmende Fragen nach Kinkel und wenn diese eine anklingende Saite rührten, Fragen, ob das harte Loos eines solchen Gefangenen sich nicht mildern lasse durch gelegentliche Ueberbringung kräftigender Speisen und Getränke, oder auch nur durch einen Strauß frischer Blumen in seiner Zelle. Gelang es auf solche Art der Ueberredung der Freundschaft, Mitgefühl zu erwecken, so war der Boden für weiteres Vorschreiten gewonnen, bis endlich der entscheidende und gefährvolle Moment herankam, in welchem die Frage der Mithilfe zu Kinkels Befreiung auftauchte. Ein Wärter lehnte ab, ein anderer der eben gewonnen war, wurde versetzt, ein dritter besann sich, nachdem schon einleitende Schritte geschehen waren, eines Besseren.

Man mag sich Schurz' Lage unter diesen Umständen vorstellen. Er trug während jener Wochen und Monate sein Leben und seine Freiheit täglich in der offenen Hand, aber mit unerschütterlicher Ausdauer ging er nach jedem Mißlingen von Neuem muthig an die Arbeit. So war der October ohne Entscheidung herangelommen, als endlich ein letzter Versuch die lange verzögerte Hoffnung auf Erfolg ihrer Erfüllung näher führte. Es bedurfte nun nicht mehr der geheimen brieflichen Zeichenschrift: Kinkel konnte auf unmittelbare Weise von dem Bevorstehenden in Kenntniß gesetzt werden. Nichts destoweniger war auch jetzt erst ein Theil der nothwendigen Vorbereitungen erledigt. Ehe die Befreiung in Spandau stattfinden durfte, mußten noch umständliche Maßregeln getroffen werden zur Sicherung der Flucht vor den nachsehenden Verfolgern, zu ihrer Richtung auf ein bestimmtes rettendes Ziel. Zu diesem Zweck bereifte Schurz während der letzten Hälfte des Octobers die Landschaft, die sich nordwestwärts von Spandau durch die Mark Brandenburg in der Richtung nach Rostock an die Ostsee erstreckt. Die Vortrefflichkeit dieser Route erhellt bei dem ersten Blick auf die Karte, aber das mindert nicht den Ruhm des Scharfblicks und der Umsicht, welche eine wenig befahrene, nur an einem Punkte, in Mecklenburg, von Eisenbahnen und Telegraphen durchschnittene Landstraße für die Flucht auswählten und verwendbar machten. Verbindungen in dieser Richtung waren schon früher angeknüpft. Jetzt wurde das Wort gegeben, Relais von Pferden an gewissen Stationen für die nächste Zeit in Bereitschaft zu halten. In Rostock und Warnemünde wurde Quartier bestellt und ermittelt, daß auf einem demnächst nach Schottland bestimmten Getreideschiff eine Cajüte bereit-

stehe für etwaige Passagiere. Nach Erledigung aller dieser Details lehrte Schurz nach Berlin und Spandau zurück, um die letzten Anordnungen zu treffen.

Erwähnung verdient an dieser Stelle noch ein Umstand, der meines Wissens bis jetzt nie öffentlich bekannt wurde, aber in mehrfacher Hinsicht von Interesse ist. Von dem Gefühl der Verantwortlichkeit durchdrungen, welche die Mithilfe im Innern des Zuchthauses ihnen auferlegte, hatten nämlich Kinkels Freunde Schurz ermächtigt, den hilfsbereiten Mann selbst an der Flucht theilnehmen zu lassen und ihm die Mittel zur Begründung einer neuen Existenz in Amerika zu gewährleisten. Alles war schon in diesem Sinne verabredet; allein im letzten Moment fehlte dem Betreffenden der Muth oder der Wille. Er zog es vor, zu bleiben und der Strafe, die ihn erwartete, die Stirn zu bieten.

Es hatte sich inzwischen herausgestellt, daß Kinkels Entkommen bedingt sein werde durch einen nicht gefahrlosen Weg über das Dach und das Herablassen von diesem an der äußern Umfassungsmauer seines Kerkers. Kinkel aber, von Jugend auf ein in allen körperlichen Uebungen gewandter Athlet und Turner, war zu jedem noch so gefährlichen Wege bereit; durfte er doch hoffen, daß es der Weg sein werde in die Freiheit. Noch ein scharfer Schmerz war ihm während dieser letzten leidenschaftlich bewegten Tage vorbehalten. Die Flucht war für die Nacht vom 5. auf den 6. November festgesetzt, doch eben an diesem Tage wurde unerwartet das Wärterpersonal gewechselt. Indeß die Enttäuschung dauerte nicht lange. Schon am folgenden Tage konnte von Neuem das Signal zur Bereitschaft gegeben werden und als am Abend des sechsten der Director in Begleitung des Wärters wie gewöhnlich in Kinkels Zelle hineingerufen: „Kinkel bist Du da?“ und die pflichtgemäße Antwort zurückgeönt war, wußte der Gefangene, daß die Stunde der Befreiung nahe sei. Gegen Mitternacht öffnete sich seine Zellenthüre; ein wegtundiger Führer leitete ihn auf das Dach und reichte ihm das bereit gehaltene Seil. Er verlegte sich die Hände schmerzhaft an vorstehenden Nägeln, langte aber rasch und sicher auf ebener Erde an, und fand dort den treuen Freund Schurz seiner wartend. Im nächsten Augenblick hatte ein Mantel und ein Hut seine Sträflingsstracht verhüllt; wenige Minuten später befanden die Freunde sich in einem Privathause, wo Kinkel die Kleider wechselte und sich für die bevorstehende Fahrt durch einen Trunk stärkte. Erstaunlich, aber vollkommen verbürgt, ist die Thatsache, daß an demselben Abend, in demselben Hause, der Zuchthausdirector bei einer Gesellschaft anwesend war und daß die Freunde ihre Gläser aus derselben Punschbowlle füllten, die vor jenem gedampft hatte. Aber nicht lange zögerten sie. Der Reisewagen stand bereit; er fuhr auf das Thor zu, durch dessen Mauern Schurz während der verfloßenen Monate so oft aus- und eingefahren war. Schurz lehnte sich zum Fenster hinaus; man erkannte ihn, ließ den Wagen passiren und rasch ging es hinaus in die Nacht und in die Freiheit.

So war eine That gelungen, die in der Geschichte der deutschen Freiheitskämpfe des neunzehnten Jahrhunderts immer denkwürdig bleiben wird. Der Schüler hatte dem Lehrer, der Waffenbruder dem Waffenbruder, der Freund dem Freunde Leben und Freiheit gerettet und groß und weit verbreitet war in jener trüben Zeit allgemeiner Reaction die Freude über den Erfolg des heldenmüthigen Unternehmens. Was Pinkels eigene Gefühle waren, zeigt der nachstehende Brief, den er kurz vor der Abfahrt von Warnemünde an die Freundin richtete, aus deren Correspondenz mit ihm bereits mehrere Auszüge mitgetheilt wurden. Der Brief ist datirt: „An der See, November 1850“ und lautet wie folgt:

„Drei Frauen, meine treue Auguste, haben durch Unablässigkeit es durchgesetzt, in meine furchtbare Nacht den Gruß der Theilnahme zu senden: Johanna, Sie, Marie Bruiningk. Ich halte es für Pflicht, Ihnen diesen Brief zu schreiben, der, wenn er erst in Ihre Hände gelangt ist, Ihnen anzeigt, daß, ganz besonderes Unglück abgerechnet, ich gerettet bin. Verlaugen Sie indessen heut' nur diesen Ausdruck des Dankes für all' Ihre Güte diese anderthalb Jahre her: ausführlich und gesammelt kann ich heute nicht schreiben; denn einmal ist meine Hand leicht verwundet und Schreiben schmerzt mich ein wenig; dann aber umgibt mich in meinem Asyl jene Ihnen wohl bekannte norddeutsche Herzenswärme der Familie, die es mir erschwert, mich zu ruhigem Styl zu sammeln und in freundlichstem Gegensatz zu der starren Einsamkeit des Kerkers steht. Sie ist noch einmal schauerlich gewesen in den letzten Wochen, diese Einsamkeit, und das wurde Schuld von der Heftigkeit des Gefühls, die in meinem letzten Brief an Sie vorbrach, und die um so wilder zudte, da zwischen sie schon die ersten Lichtblitze der Freiheit einschlugen, die sich als Hoffnung mir ankündigte. Es war, als sollte die letzte Zeit mir nur Vermuth bringen: selbst in die Freundlichkeit Ihres letzten Briefes versteckte sich dieser. Wenn schon der krankte Zustand meiner Mutter mich heftig angriff — es drohte da der erste Schritt, den der Tod in meine alten Verhältnisse machen wollte, und durst' ich hoffen, es werde der letzte sein? — so betrübte mich auch tief Ihr Geständniß, das mir ganz unerwartet kam, daß Ihr vielfältiges Leiden seit dem Tode des lebenswürdigsten Bruders auch Ihre Gesundheit geknickt habe. Ich bin so stolz, ich fühle mich Ihrem Leben so nahe verbunden, daß ich glaube, mein wunderbares Errettungs Glück werde etwas dazu beitragen, Ihr Leben auszufriichen, Ihre Gesundheit vielleicht durch frühliche Erregtheit neu zu stärken.

„Mein Retter ist Karl. Sie wußten von diesem Entwurfe nichts, der nur durch Treue, Ausdauer und Glück, neben großem Verstande und kühner Thatkraft ausgeführt werden konnte: Eigenschaften die jener seltene Jüngling im Bunde mit allen bezaubernden Gaben der Anmuth in einzigem Maße besitzt. Ihm danken mich meine Freunde: ihm danke ich, daß ich nicht als zerbrochener Amnestirter in's Leben zurückkehre, der, wenn er thätlos blieb, schwächlich, wenn er handelte, unedel erscheinen mußte. Karl hat neben dem Leben das unschätzbare Glück mir gerettet, dies Leben auch ohne Zaghaftigkeit benutzen zu dürfen, was fast mehr als das Leben ist. Denken Sie mich auf Ehrenwort nach Amerika ausgewandert — dann die junge Revolution ausbrechend! denn ausbrechen wird sie —.“

Hieran schließen sich Antworten auf Bemerkungen in dem letzten Briefe der Freundin über ihren Aufenthalt in München. Dann bricht Pinkel ab, da „die Hand ihn zu sehr schmerze und er auch geistig müde sei.“ Am folgenden Tage fügt er hinzu:

„Ansonst versuche ich heute die Fortsetzung. Man hat mir einen Finger der rechten Hand, wie ich denn noch nachträglich ein Pechvogel bin, mit Höllestein gebrannt

und die Feder zu halten wird mir schwer. Dazu tritt die Nachricht, die mich innerlich in Unruhe versetzt, daß vielleicht schon morgen ich mit Karl in See gehe, wo es denn vorher noch Mancherlei zu paden und zu besorgen gibt. Wenn nun nicht an der letzten Schwelle, oder eigentlich schon im Vorhofe des Vaterlandes das Unglück uns noch ertit, so darf ich hinfort ein schönes und reiches Leben erhoffen, da das schwere Leiden der letzten Jahre, weise benutzt, einen festen Grund bildet, um einen sicheren Ferk über ihm aufzubauen. Ich blide muthig und froh in's Leben, alt genug um besonnen handeln zu dürfen, hoffentlich aber auch zu voller That- und Arbeitskraft noch jung genug. Mit diesem Gefühl nehme ich für heute Abschied von Ihnen. Erhalten Sie Ihr warmes Herz auch dem nunmehr glücklichen Freunde unverändert.

England.

Die Freunde hatten auf dem rettenden Schiff in Ost- und Nordsee eine stürmische Ueberfahrt. Schurz, der in aller Unruhe Ruhige und Gefakte, fand sich ohne Mühe auch in diese Veränderung seiner Lage. Es war ihm wohl im Kampf der Elemente, und an den Mast gelehnt, erfreute er sich des Anblicks des sturmgepeitschten Meeres mit den tosenden hochaufschäumenden Wogen. „Kinkel lag krank in der Kajüte und“ (die einzige Stelle aus jenem im Jahre 1852 verbrannten Briefe von Schurz, worin er mir diese Fahrt beschrieb, die mir wörtlich im Gedächtniß geblieben ist) „opferete dem Poseidon reichliche Hekatomben.“ Die Ueberfahrt dauerte im Ganzen vierzehn Tage. Zuletzt aber endete auch diese Odyssee. Die schottische Küste kam in Sicht und die glücklich Geretteten landeten in Leith, dem Hafen von Edinburgh. Nur kurze Zeit blieben sie vorläufig in London. Sie eilten von dort auf die Einladung der Freundin, deren hochherzige Freigebigkeit zu dem Gelingen der Flucht entscheidend mitgewirkt hatte, der Baronin Bruiningk, nach Paris, wo Kinkel nach der Debe des Kerkers und des Meeres in der leichtbeschwingten Lebenslust der Freiheit aufathmete, in der Kunstausstellung schwelgte und bald auch seine Frau und Kinder nach den furchtbaren Jahren der Trennung zuerst wieder in die Arme schloß. Allein Paris, obgleich damals noch die Hauptstadt der zweiten französischen Republik, konnte kein dauernder Aufenthalt für ihn werden. London hatte bereits als der anerkannte Mittelpunkt der europäischen Emigration Flüchtlinge aller Länder angezogen und dort ließ auch Kinkel noch vor dem Schluß des Jahres 1850 sich mit seiner Familie häuslich nieder.

Ich selbst war kein Zeuge jener ersten Jahre seines englischen Exils; denn erst im November 1853 sah ich ihn in London wieder. Eine vortreffliche Schilderung der Kämpfe und Leiden, der tragischen und der komischen Charakterzüge dieses Zeitraums hat Johanna Kinkel in dem Romane „Hans Ibeles in London“ gegeben, einem Werke das auch als Denkmal der bedeutenden literarischen Talente der seltenen Frau dauernde Beachtung verdient. Wie zu erwarten, wurde Kinkel gleich bei seiner Ankunft in die leidenschaftlichen Parteiströmungen hineingerissen, welche unmittelbar nach dem Scheitern der Revolution auf dem europäischen Festlande die

Kreise der Flüchtlinge in London stürmisch aufrührten. Er theilte die weitverbreitete Hoffnung der meisten dieser Flüchtlinge auf den baldigen Ausbruch einer neuen Revolution. Als gefeierter Revolutionsheld von vielen Leidens- und Gefinnungsgenossen umdrängt, hielt er die politische Arbeit für seine nächste Hauptaufgabe. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht eine Aeußerung aus der Zeit seiner ersten Ankunft in London, die mir vor Kurzem von einem weniger sanguinischen deutschen Freunde Kinkels erzählt wurde, der schon lange vor ihm als Lehrer in England ansässig gewesen war. Ein rheinischer Landknecht, war er mit Kinkel in der friedlichen Bonner Zeit bekannt gewesen und kam nun von Edinburgh nach London, um den Freigewordenen zu beglückwünschen. Im Laufe der Unterhaltung bemerkte er, daß unmittelbar Nothwendige werde demnächst wohl für Kinkel sein, daß er Englisch lerne, um in englischer Sprache unterrichten zu können. „Englisch lernen!“ rief Kinkel, „was denken Sie? Ich bin hier nur Zugvogel, meine Wirksamkeit liegt in Deutschland; in spätestens drei Jahren bin ich wieder dort — an der Spitze der Bewegung!“

Das war die vorherrschende Stimmung. Dennoch mischten sich mit solchen phantasiervollen Erwartungen schon andere Gedanken. In Deutschland gingen, wie ich mich noch wohl erinnere, während jener Zeit die wunderbarsten Gerüchte um über Kinkels Treiben in London! Das große theure Haus, das er bewohne, das lustige Leben, das er führe — und Alles auf Kosten der Partei! Nichts konnte unbegründeter, vollständiger aus der Luft gegriffen sein, als solche Beschuldigungen. Kinkel genoß nicht, er arbeitete; sein Haus war eine bescheidene kleine Vorstadtwohnung, die wir noch 1875, als ich auf einem Spaziergang mit Schurz daran vorbeikam, und Schurz an jene Beschuldigungen erinnerte, nicht ohne Rührung betrachteten. Und was das Leben auf Kosten der Partei betraf, so fand er sich eher in die unerfreuliche Lage versetzt, selbst als Opfer maßloser Parteiansprüche zu leiden. Es wird daher als Beitrag zur Geschichte der Emigration wie als Act der Gerechtigkeit gegen Kinkel von Interesse sein, wenn ich zur Charakteristik seines Lebens während der ersten Jahre seines Londoner Exils hier einige Auszüge aus der schon mehrfach benutzten Sammlung seiner gleichzeitigen Briefe an die Freundin mittheile. Der erste dieser Briefe, vom 20. Juni 1851, beginnt wie folgt:

„Eine schwere Zeit liegt hinter mir, theure Freundin! schwer von! Kampf, Weltgedränge, Arbeit, verzehrter Lebenskraft. Die Summe von Liebe, welche Partei und Nicht-Partei während meines Unglücks auf mich gehäuft haben, entlud sich, sobald man mich in meinem eigenen Hause aufzufinden vermochte, in einer unerhörten Fülle von Forderungen. Von dem hervorragenden Refugio fordert Jedermann was sonst eine Regierung leisten soll: Verwendung um Brot und Anstellung, Geld, Schöpfung großer durchgreifender Organisationen. Aber Niemanden fällt es ein, ihm auch die Mittel einer Regierung, Geld, Gehorsam, zur Ausführung bereite Hände, zu spenden. Die Fraktionen, in der Emigration von starken, thatmuthigen, stolzen und ehrgeizigen Charakteren getragen, stehen sich hier innerhalb der Partei mit vernichtender Schärfe entgegen und die theoretischen Systemfragen, namentlich ob Socialismus oder

Communismus, kämpfen auf Tod und Leben. Viele forderten von mir eine Union, die momentan hier nicht geleistet werden kann; man drängte mich, an die Spitze einer Zeitung zu treten, man versuchte, mich an eine Fraction zu fesseln, man sprach von Herausforderungen — und zugleich drang das Gerücht vor, die preussische Polizei wolle mich, etwa durch Chloroform, heimlich aufheben und nach Silberberg stecken.

„Das ungefähr ist Nummer Eins. Daß diese Dinge die Kraft eines gewöhnlichen Arbeiters verschlingen, mag schon die eine Thatsache darthun, daß ich in mein Briefbuch, Einladungs- und Zusendungsbriefe ungerechnet, heute unter den empfangenen Briefen den hundert und ersten vom 1. April an eintrug, welche denn alle mündlich oder schriftlich beantwortet werden müssen.

„Nummer Zwei. Ich muß, da man in England meinem Loose Theilnahme schenkt, meine Stellung benützen, um die deutsche Revolution ehrenhaft vor der Fremde zu vertreten. Dazu muß ich nicht allein das fürchtbar aufreibende Besuchsleben Londons mitmachen, sondern auch Geld und zwar viel Geld verdienen. Durchschnittlich kann man sagen, daß London doppelt so theuer als Bonn ist, was Ihnen einen Maßstab giebt. Ich habe daher Vorträge über Theatergeschichte begonnen, zu denen nebst manchen Deutschen auch sehr gebildete Engländer kommen. Dabei erfahre ich denn, wie total verändert alle Standpunkte auch in der Wissenschaft durch die Revolution sind. Ich kann hier natürlich über Shakespeare nicht sprechen wie Anno 1845 in Bonn: es muß Alles umgebrochen, neu studirt, neu ausgearbeitet werden, höchst populär und doch höchst gründlich. Dazu habe ich Klassenunterricht für Mädchen, unterrichte Toni Schurz und auch noch täglich meine drei ältesten Kinder eine halbe Stunde. Das wäre Alles miteinander nun wieder genug für eine volle Menschenkraft, und wenn z. B. ein Bonner Professor es leisten sollte, würde er den Minister sofort um Gehaltszulage anstellen.

„Endlich Nummer Drei: Der Besuch von Freunden vom Continent. Und zwar von Menschen, die mit treuer, aufopfernder Liebe uns geholfen haben und denen wir, wo Nichts mehr, doch unsere Zeit schulden. Sie, geliebte Freundin, wissen aber, was Zeit bei uns zu bedeuten hat. Unter andern war die Familie hier, bei der ich Gastfreundschaft auf meiner Flucht genoß, in deren Schiffe ich hierher kam; Parteigenossen aus verschiedenen Ländern, reizbar, wenn man ihnen sich nicht zu Dienst stellt. In der letzten Woche kam Frau von Bruiningk, in Hamburg von der Polizei verfolgt, und wohnte eine Woche bei uns, bis zur Herüberkunft der Familie. Dieses dritte Etüd meiner Thätigkeit würde wieder ein Leben vollkommen ausfüllen, und Sie ahnen nun, wie fürchtbar die Arbeitslast auf mir liegt. Heute wage ich es darauf, am Montag schlecht über Corneille zu sprechen, um Ihnen für all' Ihre hingebende Erue wenigstens endlich einmal zu sagen, daß wir täglich an Sie denken, täglich uns grämen, unserer Pflicht gegen Sie nicht mehr nachzukommen.“

„Mit R.“, bemerkt Kinkel gegen den Schluß desselben Briefes, „bin ich auseinander, seit ich ein von ihm gebildetes Comité verlassen habe, das mir zur Majorität der Partei eine falsche Stellung gab. Er hat mich seitdem angegriffen, und ich antworte ihm nicht, meiner alten Bonner Taktik gemäß. Ueberhaupt wird nachstens über mich ein sehr anständiges Geschimpf losgehen, die Reaction gegen die Rauchfässer, die man mir um den Kopf schlug, als ich gefangen war und Keines Ehrgeiz kreuzte. Daneben dauert eine ebenso alberne Vergötterung noch fort. Beides wird mich nicht caput machen.“

Der nächste Brief, vom 28. Juli 1851, klingt heiterer, wiewohl es auch hier weder an Hinweisungen auf schwere Arbeit noch auf die eigenthümlichen Leiden des hervorragenden politischen Flüchtlings fehlt.

„Die Geldsorge“, schreibt Kinkel der Freundin, „haben wir noch nicht gekannt, aber wir arbeiten auch angespannt. Die Sonntage allein werden officieell verfaulenz;

an den Wertagen, wenn ich nicht Stunde drauhen habe, komme ich oft erst um 8 Uhr Abends zu einem Spaziergang, oder zu einer Omnibusfahrt in Geschäften, meist in Parteisachen, Besuchen zc. aus dem Hause. Im Winter denke ich in einer oder zwei größeren Städten des Nordens deutsche Vorträge zu halten und dadurch indirect die Revolution zu propagandiren, d. h. der deutschen Bewegung englische Gunst und später englisches Geld zuzuwenden.

„Die hiesige Emigration war stark in sich gespalten. Die energischen und stolzen Charaktere, die hier sich zusammenfinden, repräsentiren die verschiedenartigsten Systeme innerhalb derselben Partei und Jeder bringt den Glauben an andere jetzt zu ergreifende Maßregeln nach London mit. Vertrauliche Briefe werden vorschnell abgedruckt, rasche Worte lange nachgetragen: Kleine und eitle Naturen bauen sich Piedestale aus gestülzten Potenzen und greifen jedes hervorragende Haupt verbittert an. Die Verbigkeit der Flüchtlingsbezirgung macht die Meisten obenein trotzig, ingrimmig, Einzelne sogar bösbartig. Man braucht sich das Alles nur zusammenzudenken, so sieht man, daß Reibungen eintreten müssen. . . . Um mich und mein Durchkämpfen bis zur Revolution seien Sie unbesorgt! Ein einsamer Abend oder Sonntag in freier Luft verbracht, entschädigt für Vieles. Sonst sehe ich fleißig Galerien und bleibe auch im Familienkreise neben dem Politiker stets genießender Mensch! O, könnten Sie Sonntags Mittags bei uns sein, wenn Schurz und Strodtmann regelmäßig unsre Gäste sind! Letzten Sonntag speiste auch Behn-Eschenburg aus Zürich bei uns; Nachmittags spielten wir mit den Kindern auf der Wiese. In deutsche Blätter schreibe ich jetzt fast gar nicht, mehr nach Amerika.“

Man sieht aus diesen Briefen, wie Kinkel vom ersten Beginn seines Exils an die tapfere Arbeit zur Begründung einer neuen Existenz für sich und seine Familie mit der politischen Agitation vereinigte. In der That erwähnt er in einem späteren Briefe, wie schon im Jahre 1851 in Flüchtlingskreisen ihm ein bitterer Vorwurf daraus gemacht worden, daß er, statt in der glänzenden Erwartung eines revolutionären Millenniums zu schwelgen, seine Zeit mit so unpatriotischen Bemühungen vergeude wie mit der Arbeit für die sorgenfreie Existenz seiner Familie. Wie ernst er bei alledem seine Pflichten gegen Partei und Volk vom Standpunkt des Flüchtlingthums auffaßte, bewies in eben jenem Jahre 1851 das Unternehmen, welches die Höhe seiner politischen Thätigkeit während jener ersten Periode seiner Verbannung bezeichnete: seine Reise nach Nordamerika. Manche der weit-sichtigeren und entschiedeneren Flüchtlinge waren damals zu der Ueberzeugung gelangt, daß auf die Dauer die revolutionäre Agitation in leeren Luftgebilden enden müsse ohne die Verfügung über bedeutende Geldmittel, und Kinkel übernahm es, die Deutschen in den Vereinigten Staaten, bei denen man zugleich Wohlhabenheit und republikanische Gesinnungen voraussetzte, für die von den Verbannten in London beabsichtigte Gründung einer deutschen Republik zu begeistern und zur Beisteuer der dazu erforderlichen Hilfe in Form edler Metalle zu veranlassen. Im Spätsommer 1851 trat er also seine Fahrt nach Amerika an, bereiste den größten Theil der Vereinigten Staaten, hielt Meetings und Reden und sammelte die Spenden mitsührender Freunde und Parteigenossen zu dem erhofften Revolutionsfchaze. Aber auch während dieser Agitationsreise kreuzten sich Hoffnungen auf das Glück einer friedlichen Thätigkeit mit seinen revolutionären Gedanken.

„Meine Sendung hierher,“ schreibt er der Freundin, „Auf dem Ohio, nahe dem Grenzpunkte von Virginia und Kentucky am 31. October 1851“, „unternommen um der nächsten Revolution die Mittel zu verschaffen und Amerika über die Revolutionspartei aufzuklären, führt mich über alle Höhen des Lebens. Der zweimal der Nationalcocarde beraubte Züchtling hat seine Hand in die des Präsidenten gelegt und in sie von tapferen Amerikanern das Gelübde abgelegt erhalten, daß ihr nächstes und zweites Mexiko die deutsche Monarchie sein wird. Persönlich schließt sich mir die Weltanschauung jetzt durch den Anblick dieser zweiten Erdhälfte ab. Ich habe die Handelszone am Atlantischen Meer hinter mir und Baltimore's goldne Herbstsonne sinkt hinter uns in die ewig klare Seeluft hinab. Jetzt durchschneiden wir die Kohlen- und Eisengegend, die Fabrik und Industrie, und hinter Cincinnati werden wir in das Reich der Naturstille, in den ruhigen Ackerbau und das einsame Farmerleben hineintreten. Die drei Schichten menschlicher Thätigkeit, Landbau, Fabrik und Ausfuhr, lagern sich hier von West gegen Ost erkennbar an einander wie nirgendwo wieder auf dieser Erde.

„Ueber mein Wirken und meine Erfolge dürften Ihnen die Zeitungen Einiges bringen. Das Beste kann erst die Zukunft offenbaren. Es war mir entsetzlich schwer, auf ein Vierteljahr von Weib und Kind zu scheiden, aber ich sagte mir, daß für den Moment Niemand sonst diese Mission so gut ausführen könne, und so ging ich. Wesscheiden werde ich zurücktreten, sobald im Momente eines anderen Handelns mein Volk auch andere Führer wählt. Mir bleibt nur ein Ehrgeiz: in der deutschen Republik als guter alter Seminardirector thätig zu sein und uns eine gebiegene Lehrgeneration zu erziehen.“

Ob Kinkel in Bezug auf den praktischen Erfolg seiner Sendung je sehr glänzende Hoffnungen hegte, mag zweifelhaft scheinen. Jedenfalls war das Endresultat ein wenig ermutigendes. Denn die ganze große Summe, die er aus den Vereinigten Staaten zur Revolutionirung Deutschlands zurückbrachte, belief sich in runder Zahl auf nicht mehr als 10,000 Dollars. Auch die Befriedigung, welche seine amerikanische Reise ihm überhaupt gewährt haben mochte, mußte er theuer genug bezahlen. Zwerghaft klein wie die gewonnenen Mittel im Verhältniß zu dem titanischen Zwecke waren, in den Augen heimathloser und nothbedrängter Flüchtlinge waren sie ein Schatz und die Beharrlichkeit, mit welcher seitdem das Problem erörtert wurde, was mit diesem Schatze gethan werden solle, verursachte dem Schatzmeister manche peinlich verdrießliche Stunde. Der deutsch-amerikanische Revolutionschatz wurde, wie einst der Nibelungenhort, ein Bankapfel nicht bloß der Parteien, sondern persönlicher Begehrlichkeit. Jeder Flüchtling hatte seine eignen Beglückungspläne, jeder hielt sich vorzugsweise nicht allein zum Weirath, sondern zum Mitgenuß berechtigt; fand er sich in seinen Vorsetzungen getäuscht, so folgten auf die Applicationen die Insinuationen. Der erfolglose Applicant verwandelte sich in einen persönlichen Gegner des unglücklichen revolutionären Schatzmeisters und hatte irgend eine dunkle Andeutung von Selbstsucht, von Bornirtheit, ja von Verunreinigung bereit, um sich für die widersahrene Zurücksetzung zu rächen. Noch erinnere ich mich des eigenthümlichen Ausdrucks von Staunen, Heiterkeit und Ironie, der sich über Kinkels Büge verbreitete, als ich ihn einmal, zu Anfang der sechziger Jahre, ganz zufällig und in völlig objectiver Unschulb nach dem Schicksal

des berühmten Revolutionsforschers fragte. „Also auch Sie!“ rief er in dem Tone des Et tu Brute! Ich erfuhr dann, daß er schon längst gethan habe, was unter den Umständen gewiß das allein Richtige war. Ueberzeugt von der vorläufigen Hoffnungslosigkeit aller Versuche zur Revolutionirung Deutschlands, hatte er bald nach seiner Rückkehr von Amerika die ihm anvertrauten 10,000 Dollars auf der Bank von England deponirt und sie dort Zinsen tragen lassen, bis ein günstiger Zeitpunkt zu zweckmäßiger Verwendung kommen würde. Bekanntlich erschien dieser Zeitpunkt nie. Der Revolutionsforscher wurde zuletzt, mehrere Jahre nach Kinkels Uebersiedlung in die Schweiz, zur Gründung einer republikanischen Zeitung verwendet, an deren Redaction ein früherer erbitterter Gegner Kinkels aus den ersten Jahren seines englischen Exils, der Exminister der badischen Republik, Gögg, hervorragenden Antheil nahm.

Schon vor Kinkels Rückkehr aus Amerika hatte in Europa ein Ereigniß stattgefunden, das die hoffnungreichen Aussichten der Emigration mit einem Schlage umbüferte und die nächste Zukunft in ganz anderem Lichte erscheinen ließ, als vorher. Louis Napoleon hatte durch seinen Staatsstreich vom 2. December 1851 das Werk der europäischen Reaction vollendet. Daß bei dieser Lage der Dinge von einer Revolutionirung Deutschlands nicht mehr die Rede sein könne, daß vielmehr für die deutschen, wie für die europäischen Flüchtlinge eine lange Dauer des Exils bevorstehe, mußte auch der hoffnungsvollsten Flüchtlingsseele einleuchten. In der That wurden die Wirkungen des Napoleonischen Staatsstreichs auf die in London versammelte Emigration bald genug fühlbar. Kinkel beschreibt sie im Juli 1852 in seinem nächsten Brief an die Freundin. Während im vorigen Jahre, so bemerkt er, Viele ihn getadelt, daß er sich im Exil zu besätigen suche, so finde er jetzt umgekehrt, daß diese Tadler alle revolutionäre Thätigkeit verließen, weil, wie ein geistvoller Emigrant es ziemlich verblümt ausdrückte, „die Emigration die Tendenz angenommen habe, in das bürgerliche Leben aufzugehen.“ Dabei werde die Auswanderung der Emigration nach Amerika immer stärker. Was ihn selbst betreffe, so sei seine zähe Natur nicht so leicht zu brechen, und wo irgend eine Aussicht sich zeige, werde er wieder von Neuem anfangen. Die Zustände seien denen vom Jahre 1811 ähnlich und an Deutschlands Rettung von Napoleon habe Goethe noch nach dem Brande von Moskau verzweifelt. So gehe es gerade den Klügsten, wenn sie glaubenslos seien. — Trotz alledem deutet der ganze Ton, die ganze Haltung dieses Briefes das Einlenken von der revolutionären Agitation in die Thätigkeit des bürgerlichen Lebens unverkennbar an.

„Der Erwerb in London,“ fährt Kinkel nach den erwähnten Auslassungen fort, „wird etwas schwerer als im vorigen Jahr, da ich sechs Monate Arbeit verloren habe. Die Saison war durch die bevorstehende Parlamentsauflösung beunruhigt und gestört: alle Lehrer, Theaterdirectoren zc. beklagen sich, und in Deutschland druckt man von Exilirten jetzt noch minder gerne etwas als vorher. Indessen werden wir uns durch-

schlagen. Wir haben unsere Haushaltung etwas zusammengezogen, unsere Gesellschaften auf die nöthlichen beschränkt und durch die politische Windstille etwas mehr Zeit zum Arbeiten gewonnen. Ich schreibe an einem Werke über Amerika und suche einen Abnehmer dafür, der sich indessen wohl schon finden wird. Die Gedichte kommen bald in die vierte, Otto der Schütz ist in der zehnten Auflage. Sonst geben wir Unterricht. Meine Frau gibt eben ein Colfeggienheft für Kinderstimmen von kleinem Umfang heraus, ein Werkchen von ihr über Clavierunterricht ist im Druck und ich selber schreibe wöchentlich einen Uebersichtsartikel über europäische Politik in ein deutsch-amerikanisches Blatt. So strömt aus vielen Quellen doch Geld zusammen, soviel man für eine Londoner Haushaltung braucht. Im Ganzen bin ich vergnügter als je; wir gehen Sonntags mit den Kindern faulenzeln in Parks, Wiesen oder Wäldern, besuchen zwei bis drei Mal die Woche die englische Gesellschaft und sind sonst sehr zurückgezogen — für die Keinen Theater stehen mir Einladungen gratis zu Gebot, aber ich besuche sie nicht, weil mir die Abende zu werthvoll sind. Von Engländern habe ich meine Verbindungen, außer einer chartistischen, mit der free-trade und Manchester-Partei (Cobden), welche nach einem nächsten Whigministerium ans Ruder kommt. Sie sehen, ich bereite langsam, wie man es auf diesem Boden muß, Anknüpfungen späterer politischer Wirksamkeit.

„Meine Studien liegen wieder auf ganz anderen Gebieten, als je vorher. Das Exil giebt mir einen neuen Reichthum an Erkenntniß. Ich studire über Australien, Geschichte von Amerika, englische Literatur, in letzter Zeit über die merkwürdige Secte der Mormonen, deren Gottesdienst ich hier einmal besucht habe. Hin und wieder besuche ich eine Bildergalerie und halte mich, was Kunstgeschichte angeht, ungefähr in Kenntniß des neu sich Anammelnden. In diesem Fach, wo vieles Gedächtnißwissen ist, kann ich mich eben auf mein Gedächtniß verlassen. Ferner habe ich für meinen Unterricht eine Theorie der Beredsamkeit zusammengestellt. Mit Gottfried treib' ich Griechisch, wir sangen in ein paar Monaten die Odyssee an; alle vier Kinder lernen Geschichte bei mir, jetzt sind wir am Vespaßan; Kunst, Literatur, Sitten werden in die politische Geschichte mit eingeschlossen. So arbeite ich dem letzten Ziel meines Ehrgeizes entgegen, in der deutschen Republik ein guter Seminardirector zu werden und im Alter noch eine Reihe tapferer Schulmeister zu erziehen. Geben Sie mir in der Republik noch zehn Lebensjahre und jährlich 300 Seminaristen und 300 Arbeitslehrerinnen zu unterrichten, zu bilden, geistig von jeder Knechtschaft zu erlösen. Das macht 600 Köpfe, lauter Exponenten. 6000 Schulmeister und Frauenerzieherinnen — notabene solcher — durch Deutschland angestellt: das ist eine Pylanz der Freiheit, die kein Pfaff noch Fürst mehr niederbricht!“

Als ich Kinkel im November 1853 in London wieder sah, war jener Uebergang aus der revolutionären Agitation in das bürgerliche Leben in jeder Hinsicht vollendet. Ich zögerte, ihn zu besuchen, weil ich von anderen deutschen Freunden hörte, wie stark seine Zeit in Anspruch genommen sei und wie er überdies noch immer von allen Seiten überlaufen werde. So kam es, daß ich ihn zuerst ganz unerwartet in einer englischen Gesellschaft begegnete. Es war eines Sonntags in dem Salon der Mrs. Milner-Gibson (der Frau des bekannten Parlamentsmitgliedes und Führers der Manchester-Partei) wo man sich zu einer sogenannten small and early party zusammensand, d. h. zu einer Gesellschaft, die um halb zehn Uhr Abends anfang und Haupt- und Nebenzimmer bis zum Gedränge mit Herren und Damen füllte. Man sah dort viele Flüchtlinge, besonders Italiener, aber auch an Franzosen und Russen, Deutschen und Ungarn, war kein Mangel: Alexander Herzen

und Zwan Golowin, Franz Pulkth, General Haug und Louis Blanc tauchten dort auf. Ich sprach eben mit dem Bombenwerfer Orsini, den ich von Italien her kannte, als der an der Thür stehende Diener in Plüschhosen und gepudertem Haar mit lauter Stimme: Doctor und Mrs. Kinkel ankündigte. Beim Hereintreten der Beiden fiel mir sofort Kinkels grau gewordenes Haupt auf, sonst fand ich ihn wenig verändert. Wir begrüßten uns wie alte Freunde und er forderte mich auf, ihn bald zu besuchen. Er verschwand übrigens schnell und auch später traf ich ihn bei diesen Gesellschaften, die sich mehrere Monate hindurch allsonntäglich wiederholten, nicht wieder. Seine Arbeiten häuften sich und die weiten Wege, wie die späten Stunden dieser small and early parties an dem einzigen freien Tage, an dem überdies noch Manches beschafft werden mußte wozu die Wochentage keine Zeit boten, wurden ihm unbequem.

Abgesehen davon fand ich ihn in bester Stimmung. Er wohnte damals nicht mehr in der Vorstadt St. Johns Wood, sondern in Paddington, grade gegenüber dem neu errichteten Bahnhof des Great Western Railway, wo er in einem geräumigen Hause gemüthlich eingerichtet war, und seine ganze Haltung machte den Eindruck, daß er sich in den neuen Verhältnissen zufrieden und glücklich fühle. Das freie großartige Leben Londons, gegenüber der öden Enge und Gefängnißluft der damaligen Zustände des europäischen Festlandes, erfüllte ihn mit einer Begeisterung, der man sonst selten bei den Flüchtlingen begegnete; das Bewußtsein, nach allen Kämpfen und Leiden auf diesem Boden durch rüstige, ausdauernde, wenngleich schwere Arbeit den festen Grund einer unabhängigen Existenz gelegt zu haben, von dem aus er der Zukunft ruhig entgegensehen durfte, ließ kaum einen trüben Rückblick auf die Vergangenheit zu, wenigstens erinnere ich mich aus jener Zeit keiner Aeußerung, die in diesem Sinne charakteristisch gewesen wäre. Kinkel schien den Flüchtling abgestreift zu haben, ganz seinem Lehrerberuf und seinem Familienglück zu leben. Englisch hatte er schon viel früher gelernt, und zwar so rasch und erfolgreich, daß er bereits im Herbst 1852 im Stande gewesen war, einen Course von Vorlesungen über Kunstgeschichte vor einem gemischten hauptstädtischen Publikum im University College in London zu eröffnen. Diese Vorlesungen, die bis zum Mai 1853 fortbauerten, bildeten das erste glänzende Debüt seiner Lehrthätigkeit in England und hatten manche andere Anerbietungen und Anstellungen zur Folge. Als ich ihn im November 1853 in seinem Hause in Paddington besuchte, wirkte er bereits als Professor in den beiden ausgezeichnetsten Damencollegien Londons, dem Hyde Park College und dem Bedford College, in diesem als Professor der Kunstgeschichte und bald nachher auch der physikalischen Geographie, in jenem als Professor der deutschen Sprache und Literatur. Die Professur der Kunstgeschichte in Bedford College wurde besonders für ihn geschaffen, in der That war er der Erste, der diesen Gegenstand in das Programm der höheren Damenschulen in England einführte, so daß es ihm neben allen

anderen durch den Drang der Umstände aufgezwungenen Arbeiten vergönnt war, wenigstens theilweise seine alte Berufsthätigkeit von Neuem aufzunehmen.

Ausführlicher über diese Seite von Kinkels Leben in seinem englischen Exil zu reden, ist nicht meine Absicht. Nur durch einige wenige Punkte möchte ich das schon Gesagte noch ergänzen. Zunächst, daß er mit bedeutendem Erfolg arbeitete, was bei seinen Talenten, seiner Beredsamkeit und Energie und der glänzenden persönlichen Liebenswürdigkeit, welche ihm besonders die Herzen der Frauen gewann, nicht zu verwundern war. Während des ersten Jahres meines Aufenthaltes in London lud er mich ein zu einer Antrittsvorlesung, mit der er den Wiederbeginn der Studien in einer Damenschule eröffnete, und der Eindruck, welchen diese Vorlesung hervorbrachte, ist mir noch in lebhafter Erinnerung. Nichts, so schien mir, konnte vortrefflicher sein, als seine Behandlung des Gegenstandes und die Art, wie er seinen Vortrag den Verhältnissen anpaßte. Seine Aussprache des Englischen ließ noch Manches zu wünschen übrig, aber Form und Styl hatte er sich schon in merkwürdigem Grade zu eigen gemacht und sein ganzes Auftreten, wie seine schöne, stattliche Erscheinung, ließen seine Erfolge im voraus ahnen. Auch blieb seine Lehrthätigkeit nicht lange auf London und dessen nächste Umgebung beschränkt. Bald erreichten ihn Einladungen von literarischen und wissenschaftlichen Instituten anderer Städte: bis nach Birmingham, Manchester, Liverpool, Bradford, Newcastle und Edinburgh erstreckten sich seine Wandervorträge. Es war ein aufregendes, anstrengendes, mitunter ein erschöpfendes Leben, völlig verschieden von der Existenz, an welche der deutsche Professor gewöhnt gewesen war. Doch andererseits hatte dies Leben auch große Vorzüge: die Abwechslung, die freie Umherbewegung, den rasch wachsenden Erfolg, und erstaunlich war die Rüstigkeit und Frische, mit der Kinkel inmitten so vieler an seine Kraft und Zeit gemachten Ansprüche sich tummelte. Erst während der letzten Jahre seines Exils stellte eine Ermattung oder ein Ueberdruß gegen diese Art der Thätigkeit sich ein. Er fing an, sich nach einer festen Anstellung an einem bedeutenden öffentlichen Institut zu sehnen, und der Umstand, daß eine solche sich nicht für ihn finden wollte, bestimmte wesentlich den Entschluß zu seiner Rückkehr auf das Festland, als ihm von dort Anerbietungen gemacht wurden. Nicht lange vorher hatte er einen Beweis von jener Unabhängigkeit und Entschiedenheit des Charakters abgelegt, die er bei dem geschmeidigen Anpassen an die englischen Verhältnisse nie verleugnete. Er bewarb sich um die Professur der deutschen Sprache und Literatur an einer der bedeutendsten öffentlichen Lehranstalten Londons und war schon so gut wie gewählt, als der Wahlkörper der Anstalt — einer Anstalt, die sich auf ihre Vereinerung von Religion und Wissenschaft etwas zu gute thut -- von irgend einer Seite auf Kinkels antitheologische Antecedentien aufmerksam gemacht wurde. In Folge dieses Winks erging an ihn die Frage, ob er bereit sei, als Professor auch die mit der Anstalt verbundene Kirche zu besuchen. Diese Zumuthung lehnte Kinkel ohne weitere Umschweife ab und verlor dadurch die fast schon gewonnene Professur.

So erfolgreich er in seiner Berufsthätigkeit war, so glücklich war er in seinem Familienleben. Von diesem Glück war ich ein häufiger Zeuge, denn wir besuchten einander oft und es waren schöne, harmonisch gestimmte Stunden, welche uns in diesem Verkehr dahin flossen. Johanna Kinkel erhöhte den Genuß dieser Stunden durch ihr meisterhaftes Clavierspiel und die Kinder, die in dem Exil frisch heranwuchsen, nahmen meist heitern Antheil daran. Aus den ersten Zeiten meines Aufenthalts in London ist mir noch besonders ein Abend erinnerlich, als die vier Kinder Kinkels unter der Leitung der Mutter eine von dieser neu componirte humoristische Cantate, „The Baker and the Mice“, mit jugendlicher Laune vortrugen — ein reizendes kleines Concert, unbergänglich als Symbol des neu erblühten Familienglücks. Ein frischer Reiz wurde diesem Verkehr hinzugefügt, als im Sommer 1855 Karl Schurz mit seiner Frau zu einem längeren Besuch nach London kam. Wir sahen uns nun abwechselnd in den verschiedenen Häusern und Vieles wurde aus Vergangenheit und Gegenwart besprochen, manche alte Erinnerungen erneuert, Ansichten über die Zukunft von europäischen und amerikanischen Gesichtspunkten ausgetauscht. Es war interessant, die beiden durch so merkwürdige Schicksale eng verbundenen Freunde zusammen zu sehen. Verschieden wie sie waren, in Alter und Temperament, wichen auch ihre Anschauungen in manchen Dingen von einander ab, aber sie verkehrten mit einander wie Waffenbrüder und Schicksalsgenossen, die sich gegenseitig kennen gelernt und erprobt hatten. Dester, wenn auf rheinische Erinnerungen die Rede kam, fiel Kinkel in den alten gemüthlichen Volksdialekt und zum Theil in diesem Dialekt hielt er Schurz und mir, seinen alten Schülern in der Kunstgeschichte, auch einmal am Schlusse eines äußerst vergnügten Abends eine kleine Vorlesung, — über die Schönheiten von Rubens, (eines immer sehr von ihm bewunderten Künstlers,) die meinen heitersten Erinnerungen aus jenen Tagen zuzählt. Sonntags, bei schönem Wetter, unternahmen wir öfters gemeinsame Ausflüge in die Umgegend von London. So nach dem Krytallpallast in Sydenham, der uns, während das allgemeine Publikum ausgeschlossen war, durch die Gefälligkeit eines mit Kinkel befreundeten Directors geöffnet wurde — oder nach Hampton Court mit seinen Kunstschätzen und dem umgebenden herrlichen Bushey-Park. Kinkel war bei diesen Veranlassungen immer die Seele der geselligen Heiterkeit. Der Gedanke an die Arbeitslast war abgeschüttelt, die Gunst der Stunde, der Genuß des Augenblicks und seiner Freiheit herrschte. Ich sehe ihn noch, mit welchem Behagen er uns in das Maze, das grüne Labyrinth dichter hoher Hecken im Garten von Hampton Court, führte, sich an unserer Verlegenheit, den Ausgang zu finden, ergöhte, und dann das Geheimniß des Ariadnefadens in diesem modernen Wirrsal verrieth. Später wanderten wir in den Theil des Parks wo die Heerden zahmen Roth- und Falbwilds weiden, lagerten unter hohen Bäumen auf dem üppigen Rasen und ersreuten uns beim Glase Wein der frischen Luft, des Spiels der Lichter und Schatten, der duftigen Ferne und der fernern Sommerwolken, die hoch zu Häupten dahinzogen.

In dieses glückliche Leben machte der jähe Tod von Kinkels Frau im Nov. 1858 einen tiefen Riß. Kinkel raffte seine ganze Manneskraft gegen diesen furchtbaren Schicksalschlag zusammen. Ich hörte ihn auf dem Kirchhof in Woking der Dahingeshiedenen mit fester Stimme selbst die Grabrede halten, während Freiligrath den Vorbeerfranz auf ihren Sarg legte; aber er durchlebte eine schreckliche, verzweiflungsvolle Zeit. Um sich von dem niederdrückenden Gefühl des unerzehllichen Verlustes und der Lebensleere zu erretten, fügte er der schon erdrückenden Arbeitslast noch eine neue hinzu, indem er zu Anfang des Jahres 1859 den „Hermann“, eine deutsche politische Wochenzeitung, begründete. Das Unternehmen hatte Erfolg, größeren Erfolg als irgend ein anderes ähnliches Unternehmen der Deutschen in London. Aber Kinkel hatte sich zu viel zugemuthet.

„Das Zeitungsunternehmen“, schrieb er seiner Freundin im Juni 1859, geht gut fort — und viel guter Wille kommt mir entgegen; aber das zu der andern Arbeit war doch zu viel. Ich bin so müde, so müde, Sie glauben es nicht. Ich wollte mich aus dem zerschmelzenden, miserablen Schmerz erlösen durch eine neue Arbeit, ein frisches Interesse; ich besorge, die Cur ist böser als das Uebel. Sonst leben wir und erwerben auch unser Brod. Das ist die Lage — aus solcher Lage heraus kann man nicht correspondiren. Ich heiße die Zähne zusammen und lebe drauf los. Der Mühe werth ist's nicht.“

Gegen das Ende der Saison war er ernstlich leidend und mußte die Redaction des „Hermann“ andern Händen übergeben. Zur Erholung ging er in den Ferien nach dem Seebade Llandudno in Wales. Von dort schrieb er am 29 August:

„Wollte ich leben, so mußte die Redaction des „Hermann“ über Bord geworfen werden — ich that es also. Das Uebel war natürlich nur vom Gehirn, und von der tödtlichen Erschöpfung des Gehirns aus war das Rückgrat afficirt. Das war Alles und mit der Schonung des Gehirns war auch das Andre sofort abgethan. Meinen Troß verlor ich nicht. Als ich sechs Tage hier gewesen und der Gedankenlasten wieder in Ordnung war, beschloß ich kurzweg zu wissen, ob ich mich noch auf den Stahl in mir verlassen könnte. Dieses Llandudno liegt an einer Bai, von zwei hohen Felsencaps eingeschlossen, dem Great Orme's Head und dem Little Orme's Head. Die Spitzen sind drei englische Meilen von einander. Am letzten Donnerstag bin ich Mittags quer über die Bai vom einen Cap um's andre geschwommen. Es kostete eine Stunde und fünfzig Minuten. Es hat das hier noch Niemand gethan und man hat es vor- und nachher für eine Unmöglichkeit erklärt. Ich würde, da ich noch nicht erschöpft war, es diesen Sommer unternehmen, über die Dardanellenstraße zu schwimmen, was über fünf Meilen sein soll. So viel über die Gesundheit, und da seit letztem November mir Alles in der Welt so ziemlich gleichgiltig ist, so werde ich wohl auch in London nicht mehr mich krank arbeiten. Vom Gemüth ist's besser nicht zu reden. Meine Pflicht und Schuldigkeit habe ich bisher ja noch immer zu leisten vermocht und hoffe es ferner zu thun.“

Hierauf sah ich Kinkel zunächst wieder in dem Comité, das im October 1859 zur Vorbereitung der Schillerfeier in London zusammentrat. Er schien mir heiterer und frischer als seit langer Zeit und nahm an den Verhandlungen lebhaften Antheil. Die Schillerfeier bezeichnete, wie in Deutschland so auch unter den Deutschen in England, das erste Wiedererwachen eines nationalen

Sinnes nach den zersplitternden Parteikämpfen, der niederdrückenden Reaction der vorhergehenden Jahre. Deutsche aller Parteien und aller Stände fanden sich vereinigt in dem Festgefühl dieser im höchsten Sinne nationalen Feier unseres großen Dichters, die in den weiten, kunstgeschmückten Hallen des Krystallpalastes einen würdigen Schauplatz hatte. Freiligrath dichtete die Festcantate, Kinkel hielt die Festrede, Blind veröffentlichte eine Festschrift, ein deutscher Musiker lieferte die Compositionen, die von deutschen Gesangvereinen gesungen, ein deutscher Bildhauer die Kolossalbüste Schillers, die während der Festrede enthüllt wurde. Nicht lange nachher lud Kinkel uns zu einer kleinen Gesellschaft ein, bei der außer uns Beta, Deutsch, Fuch und Rodenberg zugegen waren. Im Laufe des Abends kündigte er uns seine Verlobung an und stellte uns seine Braut vor. Bald darauf folgte seine Verheirathung und sein Leben im Exil erschien seitdem um so mehr wieder in hellerer Beleuchtung, als auch die bei der Schillerfeier ausgedämmerten Hoffnungen nicht ganz ohne Erfüllung blieben. Kinkel war nicht starrer Parteimann genug, um sich dem Mitgefühl für das damals in Deutschland wieder erwachende freiere öffentliche Leben zu verschließen. Er gab diesem Gefühl gelegentlich im „Hermann“ Ausdruck und begründete zu Ende des Jahres 1860 einen deutschen Nationalverein in London, dessen Programm in allen Hauptpunkten dasselbe war wie das des gleichnamigen Vereins in Deutschland. Als Präsident jenes Vereins leitete er dann die Discussion politischer Fragen, besonders der mit der nationalen Entwicklung Deutschlands zusammenhängenden, bis er in die Schweiz übersiedelte. Merkwürdig war in den Anfängen dieser Thätigkeit sein Streit mit Lothar Bucher. Bucher, gründlich verbittert durch sein einjames Exil, zerfallen mit sich selbst und der Welt, hielt damals vor den Deutschen in der Londoner Vorstadt Camberwell Vorträge, welche den Zweck hatten, gegen die Ansprüche Preußens auf die Oberherrschaft in Deutschland die Ansprüche Oesterreichs zu befürworten. Ich traf Kinkel eines Abends dort und das aufgeregte Interesse, die kopfschüttelnde ironisch lächelnde Opposition, womit er der geistvollen, aber uns nicht überzeugenden Rede Buchers folgte, waren äußerst charakteristisch. Er griff Bucher im Nationalverein und im „Hermann“ an und es entspann sich ein Streit, der vorläufig ohne weiteres Resultat blieb, aber von eigenthümlichem Interesse ist, wenn man die späteren Schicksale beider Männer bedenkt. Eine andere spätere Erinnerung aus dieser zweiten politischen Periode in Kinkels Exil ist ein Besuch, den ich zu Ende Juni 1866 von ihm empfang. Die frühesten Siegesnachrichten des beginnenden preussisch-oesterreichischen Krieges, die Nachrichten von der Eroberung Sachsens und Hannovers und dem Vordringen durch die böhmischen Bergpässe waren eben eingetroffen. Ich meinerseits schwankte noch in meinem Gefühl über diese Begebenheiten, aber Kinkel war voll froher Erregung. Der Sieg Preußens schien ihm so gut wie entschieden und ebenso klar schien er sich über die Folgen, welche dieser Krieg für Deutschland nach sich ziehen müsse. Er war in seinem politischen Gefühl

zu dem Zeitpunkte zurückgelehrt, als er im Jahre 1849 für die bedrohte Reichsverfassung die Waffen ergriff und erwartete offenbar von diesem neuen Aufschwung die beginnende Erfüllung der Hoffnungen, welche damals so bitter enttäuscht wurden.

Neben seiner politischen Thätigkeit ruhte auch die literarische nicht. Im Jahre 1864 entstand besonders durch seine Anregung der deutsche „Verein für Wissenschaft und Kunst“ in London, und so lange er in England war, leitete er diesen Verein als Vorsitzender. Unter den dort von ihm gehaltenen Vorträgen erwähne ich beispielweise den über „Stonehenge“, der später in seinem Werke „Mosaik zur Kunstgeschichte“ abgedruckt wurde. Auch an anderen Vereinstätten des deutschen Lebens in London sah man Kinkel öfter erscheinen, so besonders in der deutschen Turnhalle. Allein sein Aufenthalt im Exil neigte sich seinem Ende zu. Schon vor dem Ausbruch des preußisch-österreichischen Krieges, im Mai 1866, verkündete, daß er einen Ruf als Professor der Kunstgeschichte an das Eidgenössische Polytechnikum in Zürich erhalten und angenommen habe. Zu Ende September desselben Jahres fand in dem großen Saale des Whittington Clubs in London ein Abschiedsmahl statt, bei dem ihm von Seiten seiner deutsch-englischen Freunde ein werthvolles Gastgeschenk überreicht und Lebewohl gesagt wurde. Etwa 5—600 Männer und Frauen waren unter dem Vorsth des Dr. Siemens bei dieser Gelegenheit versammelt. Es war das letztemal, daß ich Kinkel sah und reden hörte.

Aus Zürich schrieb er mir noch öfter, zuletzt im Jahre 1875, bei Uebersendung seiner „Mosaik zur Kunstgeschichte“. Abgesehen von diesen Lebenszeichen, liegt jedoch jene letzte Epoche seines Lebens außerhalb des Kreises meiner persönlichen Erinnerungen, von denen hier allein die Rede sein sollte. Ich schließe daher hier, indem ich dem Mitgetheilten nur noch den Ausdruck der Befriedigung hinzufüge, daß es dem dahingeshiedenen Freunde vergönt war, sein kampfs- und sturmvolles Leben mit einem so vollen schönen Accord harmonischer Weltanschauung zu schließen, wie dem, welcher dem Leser aus seiner vor Kurzem veröffentlichten letzten Dichtung „Tanagra“ entgegenönt.





Musik und Staatswissenschaft.

Von

Lorenz von Stein.

— Wien. —

I.

Musik der alten Zeit.

Diejenigen Dinge, denen wir, sind in sich reich, welche die Fähigkeit haben, wenn sie in ein ihnen scheinbar fremdes Gebiet hinüberklingen, dasselbe zu bleiben was sie an sich sind, und doch neue Gestalten anzunehmen.

Es hat nie ein Volk ohne Musik, und wenig Völker ohne Liebe und Verehrung für sie gegeben. Merkwürdig nur, daß das Volk, welches unter allen am meisten der Musik froh und ihrer unter allen am meisten mächtig ist, das deutsche, gerade auf dem Gebiete über die Musik nicht nachsinnt, wo es sonst am meisten zu denken und am wenigsten zu thun berufen erscheint, auf dem Gebiete des Staatslebens. Und doch verehrt es die Griechen und Römer; freilich sehr oft nur in seiner philologischen Weise. Und die Griechen hatten die Musik in ihrer ganzen Staatsverfassung aufgenommen und mit ihrer ganzen öffentlichen Bildung innig verwoben; unter den Römern hat uns Boethius in fünf Büchern die ganze Tonlehre der Griechen erhalten; die ganze Christenheit beginnt schon mit dem heiligen Ambrosius und Basilius die Musik für ein wesentliches Element des Gottesdienstes zu erklären, und Gregorius Magnus schrieb für das kirchliche Rituale schon im sechsten Jahrhundert sein Antiphonarium; Karl der Große ließ die Sänger aus Italien kommen, um den Kirchengesang bei dem Germanen einzuführen,

der freilich, wie er selber meinte, aus deutschen Rehlen ungefähr so klinge, wie „wenn ein Wagen über einen Knitteldamm fährt“ — ein Motiv, das Wagner noch immer nicht ausgebeutet hat; die Deutschen selbst aber sangen ihre Lieder in eigener Weise unter Waffentanz und Schwerterklang, wie das alte Dithmarscher Lied, nachdem die freien Bauern der Westküste Schleswig-Holsteins den dänischen König Johann und seinen Feldherrn, den ungesügten Reden, den Junker Slanz, geschlagen hatten, und der Letztere von der Faust eines freien Bauernsohnes gefallen war, wenn die stolzen Bauerngemeinden zum Landesfeste zusammenkamen, und sich ihrer Thaten rühmten; wie uns Neocorus erzählt, den Dahlmann übersezt und den die gelehrte Welt zimlich vergessen hat:

„Wer hat den stolzen Junker Slanz erschlagen?
Das hat der lange Rymer von Rymerdorf gethan,
Mit seinem langen, blonden, krausen Haar.“

Und es mochte trotz alles Mangels an der edlen Musika wohl die deutschen Herzen mit Stolz erfüllen, wenn das Lied ertönte und wie bei den Helenen in ihrer Lampadarchie der Fackeltanz mit Schwertergelirr den Sieg der Heimath feierte. Und hat nicht in allen Theilen Deutschlands das Lied den Kampf begleitet und die Musik den Marsch der Bataillone geführt, bis sich die Melodie mit dem Andenken an Schlachten und Siege verband, und die Heeresmusiker den Desser, den Prinz Eugen, den Laudoner Marsch bliesen und trompeteten, und in unserem Jahrhundert auf den Flügeln der Töne die wiedererwachte deutsche Kraft „zum Rhein und über'n Rhein“ hinaus stürmte? Und alles das soll nichts sein als „Musik“? Ist es aber Musik und daneben doch noch etwas Anderes, was ist dann noch die Musik, und was ist jenes andere Etwas, das wir zuletzt zwar nur zu oft ohne Harmonie, aber nie ganz ohne seine Musik denken können? Ist es denn, wenn der Deutsche seiner Musik froh und ihres unvergleichlichen Reichthums stolz ist, wenn er mit ihren Klängen seine edelsten Augenblicke ungiebt, wenn er den Marsch der Regimente, wie die Feier des Gottesdienstes und des Volksfestes mit ihrem Rhythmus begleitet und die einfache Melodie zur großen historischen Tradition wird, wirklich gar so weit von der Musik zum Staatsgedanken?

Nun würde es gewiß keine undankbare Aufgabe sein, hier zu untersuchen, was denn eigentlich Musik ist; aber es ist eben so gewiß sehr zweifelhaft, ob wir sie zu lösen im Stande wären. Und doch muß man, wenn man einmal Musik und Staatswissenschaft zusammenstellt, wenigstens das von der Musik wissen, woran, so weit wir sehen, bisher noch gar wenig Musiker gedacht haben, weder Ambros, der die Geschichte der Harmonie, noch Riehl, der die Geschichte der Italiener, noch D. Zahn, der Beethoven so trefflich behandelt. Nämlich daß das, was wir Alle im gewöhnlichen Leben Musik nennen, erstlich auf einem Instrumente gemacht wird, und zweitens die — ja nicht bloß dem musikalischen Genius — so verständliche Eigenschaft hat,

daß sie immer viel Geld kostet, und zuweilen etwas einbringt, und daß man sie sich recht oft darum etwas kosten läßt, weil sie auch vermag etwas einzubringen. Es ist das zwar sehr trivial, aber Niemand, auch die Kunst nicht, ist ein großer Mann vor seinem Kammerdiener. Und wären jene leidigen Factoren nur noch bloß die Kammerdiener jener Musik! Sie sind da, beide gegenwärtig; sind sie etwas Anderes, oder sind sie gar mehr für die Musik als ihre Diener und „treue Gefellen“? Vielleicht daß wir es gleich sehen; aber es ist gewiß, daß wir Alles, was der Mittel zur Thätigkeit bedarf, eine Arbeit, das was etwas kostet und daher etwas werth wird, ein Gut, und die Wissenschaft von Arbeit und Gut die Nationalökonomie nennen. Ist es also so ganz „aus der Welt“ auf einmal, Musik und Nationalökonomie zusammenzufassen? Adam Smith erklärte, daß Flötenblasen kein Gut sei; der Mann hatte offenbar ein Bewußtsein wie ein Baumwollenbaron, denn es fiel ihm dabei nicht ein, daß das Hören und nicht das Blasen Geld kostet, und daß daher das Hören eine Verschwendung und das Blasen ein volkswirtschaftlicher Parasit sein könne. Herbart nannte die Musik ein „angenehmes Geräusch“; der scharf beobachtende Philosoph wohnte wahrscheinlich nicht unmittelbar über einer Coloratur-Sängerin, wie der melancholische Schreiber dieser Zeilen; andere, namentlich die Poeten, reden von der Musik des säuselnden Haines oder des rollenden Donners; vielleicht haben sie auch hier auf Alles ein Recht, was sie in ihrem Bilde gebrauchen können. Noch viele Andere denken bei der Musik allerdings an sehr praktische nationalökonomische Themata, die sich für Directoren und Sänger zu ganzen Fugen und allerlei Variationen entwickeln. Vieles Andre ließe sich betrachten; wir fügen nur noch das hinzu, daß, wenn der Musiker von der Musik zur Nationalökonomie kommen kann, wir unsererseits es nicht zu vermeiden wissen, von der Nationalökonomie zur Musik zu gelangen; wenn nicht anders, so schon deshalb, weil die Disharmonie hier für den Musiker nicht immer bloß im Unmusikalischen liegt. Allein vielleicht wird man uns mit gutem Recht sagen, daß dann jene Disharmonie eben in etwas Anderem besteht und daher die Musik nichts angeht. O, der glückliche Platoniker, der es vermag, das Bedürfniß des Musikers von der Musik zu trennen! Gleichviel — einen ersten, kleinen Schritt zur Musik und Staatswissenschaft hätten wir gethan. Ein Stück praktischen Bodens für diesen Gedanken wäre in sehr naher Aussicht; Gage, Honorar, Stundengeben, Engagement, Agenten, Kasse, gefülltes Haus — sie steigen hinauf, sie steigen nieder, die goldenen Eimer; aber ist das Alles „Staatswissenschaft“? Denn Musik ist es gewiß nicht.

Also dürfen wir schon ernstere Töne anschlagen.

Seitdem wir die neuere Physiologie kennen, giebt es auch mit und ohne Darwin und Du Bois-Reymond eine Thatsache, die eigentlich recht ernst ist. Wir haben mit den Augen hören gelernt. Diese unpoetischen Mikroskope haben uns gezeigt, was ein Ton und was eine Harmonie ist. Wenn

Boëthius in seinem mit so viel Gelehrsamkeit geschriebenen und mit so viel Unrecht vergessenen Büchern *De musica* nach griechischen Mustern schon 456 n. Ch. sagt: *Vox est aer ictus, sensu perceptibilis*, so haben wir etwas geleistet, was jene Zeit nicht vermochte; wir haben eine Bewegung der Luft gemessen, und können sagen, daß der Ton die gemessene Luftschwingung ist, während das „Geräusch“ des Göttinger Philosophen nichts ist, als diejenige Bewegung der Luft, welche sich dem sichtbaren Maße entzieht. Wir können uns ferner mit aller Bestimmtheit sagen, daß der Einfluß der Musik einfach darauf beruht, daß sich die Luftschwingungen unserem ganzen körperlichen Organismus mittheilen, und daß dadurch zuerst das entsteht, was wir den Takt nennen, indem die bestimmte Ordnung jener Luftschwingungen sich in unserer Bewegung Geltung verschafft, und die Harmonie schließlich nichts anderes ist, als das Zusammensallen der Tonschwingung mit der Schwingung unseres — sagen wir Nervensystems, so daß die Amöben, die neben den Blutkügelchen in uns etwa im Verhältniß von 1 zu 100 herumgetrieben werden, jenes Gefühl des Unbehagens, das in der Disharmonie liegt, in ihrem unwilligen Widerstreben gegen den Ton, der sie in seiner Bewegung hin und her zerrt, auch unserm Gehirn und von da aus eventuell dem Magen mittheilen. Es ist eine eigene Sache um diese Naturwissenschaft, deren tiefstes Wesen darin besteht, daß sie nie ein Ding als Ganzes anerkennt, sondern es erst dann begreift, wenn sie es in seine letzten Bestandtheile auflöst; sie hat die gewaltige Aufgabe, die Wissenschaft des noch nicht oder nicht mehr Lebendigen zu sein; sie hat mit Helmholtz statt des Sehens uns das Auge — sehen gelehrt, und mit Curti im Ohre das Nervenclavier entdeckt, dessen Tasten der *aer ictus* des Boëthius trifft, um uns Töne empfinden zu lassen. Wir wissen jetzt, daß der Ton für den Naturkundigen sein höchstes Interesse dadurch entfaltet, daß er ein Ton ist, der berechnet und gesehen wird ohne gehört zu werden, daß er aber, wenn er gehört wird, eben wieder kein Ton mehr, sondern nur noch die Ursache seines Gehörtwerdens ist. Wir bewundern diese unzweifelhaften Wahrheiten, die ihr wissenschaftliches Wesen auch in unserem Gegenstand dadurch manifestiren, daß sie den einen Sinn durch den anderen erklären; aber wo ist die Musik geblieben? Ja, es giebt nicht bloß eine Rationalökonomie, sondern jetzt auch eine Naturwissenschaft der Musik, und ganz nahe bei ihr liegt die Naturwissenschaft der musikalischen Instrumente, da wir wissen, daß, ich selber ich weiß nicht wie, die Tonnellen je nach der Substanz schärfere Spitzen oder weichere haben; und das ist gut zu wissen trotz Mozart und Beethoven. Aber, und unsere Frage ist wieder die alte: ist das alles „Staatswissenschaft“? Denn Musik ist es gewiß nicht.

Wir müssen also, um von dem Preis und den Kosten der Töne und von ihrer physikalisch-anatomischen Natur zu ihrer Musik zu gelangen, einen Schritt weiter gehen.

Dabei werden wir uns aber nicht in philosophische Fragen einlassen.

Eine gute Musik wird gemacht, und zwar liegt es in ihrer Natur, daß sie für Andere gemacht wird. Das heißt, in der Mitte der Andern; das heißt in der Gemeinschaft der Menschen. Insofern ich sie denke als etwas, was nur für den Einzelnen da ist, nenne ich sie je nach ihrem Inhalt und ihrem Reichthum ein Lied, eine Melodie, eine Harmonie; aber Musik entsteht erst da, wo die Gemeinschaft das Leben der Töne in sich aufnimmt. Die Gleichartigkeit der Tonschwingung erzeugt die Gleichartigkeit der Bewegung in dieser Gemeinschaft der Hörer; millionenfach wiederholt in Allen, wird sie für jeden Einzelnen eine Macht; diese Macht erfährt zuletzt den ganzen Menschen und reißt ihn fort; sie zeigt ihm eine Welt, die außer ihm liegt; sie zeigt ihm eine Harmonie, die unwiderstehlich ist, weil sie weder Frage noch Zweifel zuläßt; sie wird dadurch zum Ausdruck dessen, was sie selbst erzeugt, die Erhebung des Individuellen zu einer gemeinsamen Empfindung; so wird das Bedürfniß nach der Gemeinsamkeit und Gleichartigkeit des Gefühls zum Bedürfniß nach Musik, und so geschieht es, daß keine Art des Gesamtlebens, so lange es eine Gemeinschaft der Menschen gegeben hat, je der Musik hat entbehren können. Aus der Thatsache dieser Gemeinschaft aber löst sich allmählich der Gedanke heraus, der sie in ihrer persönlichen Gestalt den Staat nennt. Der Staat kann tausend Formen und tausend Bewegungen haben; aber immer hat er in allen Gestalten in denen er als Gemeinschaft erscheint, Anlässe und Augenblicke, in welchen er ein einheitliches Gefühl zum Ausdruck bringt. Und wo er das in der Welt der Töne thut, erzeugt er Musik, sei es bei seinen Festen, sei es bei seinen Kämpfen, sei es bei seiner Trauer. Musik ist der Ton, der für die Gemeinschaft erzeugt wird und die Empfindung der Gemeinschaft ausdrückt.

Und hier, glauben wir, beginnt ein Stück Wissenschaft der Musik, dessen Umrisse nicht gerade Jeder zu verfolgen Anlaß nimmt.

Ist die Musik die Tonwelt für das Leben der Gemeinschaft, so wird sie nicht aus sich selbst entspringen, sondern sie wird von der Natur und dem Zustande eben derselben Gemeinschaft bedingt, bestimmt, ja geschaffen, welche ihrer bedurft hat. Ich kann mir denken, daß das Individuum dieses Bedürfniß auch individuell hat, und ebenso auch individuell Musik macht; ich kann mir denken, daß diese seine Musik der Gesamttempfindung entspricht, oder daß sie nicht entspricht. Allein eine Musik, welche Niemand hören will, ist eben eine unmögliche. Die Musik ist entweder für Alle da oder für Niemanden. Nun aber ist eben jene Gemeinschaft der Menschen nicht die gleiche. Sie ist als solche in ewigem Werden und Wechseln begriffen. Sie hat etwas, was wir ihre Geschichte nennen. Ist das der Fall, so kann auch die Musik, der sie bedarf, nicht die gleiche sein. Sie wird stets als eine verschiedene auftreten. Aber diese ihre Verschiedenheit wird eben dadurch, daß sie selbst dem Leben als Gemeinschaft unmittelbar angehört, nicht als eine zufällige erscheinen. Sie wird den Wechsel und das Werden der Geschichte der Völker begleiten; und indem sie das

thut, wird sie in allen ihren Formen und Ausstattungen wieder von den Entwicklungsstadien dieser Geschichte bedingt werden; sie wird durch das beherrscht werden, was sie selber erzeugt; sie wird, und zwar nicht mehr als Ton der Melodie oder Harmonie und nicht mehr als Composition oder Instrumentirung, sondern sie wird als immanenter Theil des Gesamtlebens ihre Geschichte haben, und diese Geschichte wird dann ein Theil der Weltgeschichte sein. In dem Augenblick aber, wo ich dieselbe in diesem Sinne verstehe, ändert sie ihren Charakter. Aus einem scheinbar ursprünglichen Erguß des Harmonischen in uns wird sie zu einer Consequenz der Ursachen, die, im Leben der Gemeinschaft liegend, die Harmonie zur Musik machen; sie hat ihren Ursprung in etwas, was nicht mehr bloß sie selber, und eine Wirkung, die nicht mehr bloß eine harmonische ist. Die Harmonie indem sie Musik wird, fällt jetzt in das Gebiet der Causalität; und indem sie das thut, giebt es eine Wissenschaft der Musik neben der der Töne und der Harmonie. Darf ich jetzt einen Augenblick das fast unendliche Gebiet beschreiten, das sich uns hier öffnet?

Wenn jene Verschiedenheit des Staatslebens die Verschiedenheit der Musik erzeugt, so wird der Grund der Verschiedenheit des ersteren der Grund und damit die Erklärung der Verschiedenheit der zweiten und mithin die Basis ihrer Geschichte enthalten?

Der Grund der ersten nun faßt sich, nach dem gegenwärtigen Stadium aller Staatswissenschaft, in einen Gedanken zusammen. Der Staat ist eine in allem Wesentlichen sich ewig gleiche Persönlichkeit; ihre organischen Elemente sind ewig dieselben. Allein das was aus diesem persönlichen Organismus die staatliche Individualität macht, ist die jedesmalige Ordnung der Gesellschaft. Die Ordnung der Gesellschaft ist im Unterschiede von der Staatsordnung die Ordnung der Ungleichen. Diese Ungleichheit hat zu ihrer Grundlage die Verschiedenheit in Ort und Maß der Güter. Nicht der Staat, wohl aber jede Verfassung und Verwaltung des Staats, jede Bewegung innerhalb desselben, jede Empfindung und jeder Streit, jede Ordnung seiner Kräfte und jede Verbindung des Einzelnen mit der Einheit empfängt Gestalt und Gewalt durch die gesellschaftliche Ordnung. Die wahre innere Geschichte jedes Staats ist daher die Geschichte seiner Gesellschaft; ihre Grundlage bleibt die Vertheilung der Güter. Mit tausend anderen Dingen gehört nun die Musik im wissenschaftlichen Sinne des Wortes dem Staat, also der Gesellschaft; also ist es diese gesellschaftliche Ordnung, welche das Bedingende und Erzeugende für diese Musik ist; also gibt es keine Geschichte der Musik ohne die Geschichte der Gesellschaft, und wenn die Harmonie an sich eben so zusammenhängt mit der menschlichen Gesellschaft wie der Begriff des Grundbesitzes oder des Geld-Capitals an sich, so ist eine Wissenschaft der Musik undenkbar ohne eine Vorkenntniß der Elemente der Gesellschaftslehre, der Vertheilung und Ordnung der wirtschaftlichen und geistigen Güter in der Gemeinschaft.

Man sagt nun mit gutem Recht, daß die Illustrationen in der Zeitliteratur die Gewalt haben über den Text. Gewiß haben sie es mit Recht da, wo man wenig Zeit hat, den letzteren zu lesen. Wir unsrerseits müssen an dieser Stelle darauf verzichten, für das, was wir sagen, unsere Leser um Zeit zum Nachsinnen zu bitten. Wir begnügen uns daher Bilder statt einer pragmatischen Wissenschaft zu geben. Es wird aber eine Zeit kommen, wo man auch von der Musik anerkennen wird, daß man sie eben so wenig begreifen kann, so lange ich bloß in der Musik selbst bin, als ich ein Haus kennen lerne, so lange ich nicht aus demselben herausträte. Möge man uns daher nur einen Schritt vor das Portal einer künftigen Staatswissenschaft der Musik folgen.

Wir unterscheiden drei große Grundformen der menschlichen Gesellschaft. Die erste beruht auf der Herrschaft und Vertheilung des Grundbesitzes und heißt die Geschlechter-Ordnung; die zweite beruht auf der Herrschaft und Vertheilung der Lebensberufe, und heißt die ständische Gesellschaft; die dritte beruht auf der Herrschaft und Vertheilung des Capitals, und heißt die industrielle oder staatsbürgerliche Gesellschaft. Diese drei Ordnungen folgen einander, vermengen sich, kreuzen sich, sind nie ganz rein vorhanden, aber sie sind die Grundlagen der ganzen inneren Geschichte der Menschheit. Und darum fängt erst bei ihnen auch die Geschichte der Musik an, eine Wissenschaft zu werden.

Die Geschlechter-Ordnung hat zu ihrer Grundlage den landwirthschaftlichen Betrieb; der landwirthschaftliche Betrieb hat seine Ordnung, mit ihr seine Feste; mit dem Grundbesitz der Stammesgenossen seine Einheit, seine Gränze, seine Waffen und seine Kämpfe nach Außen. Seine erste Form ist die Gemeinschaft in allen diesen Dingen, weil alle Geschlechter-Ordnung mit der Gemeinschaft des Besitzes beginnt. Aber sie erscheint in zwei Dingen, dem Gottesdienst und dem Waffendienst. Daher ist alle Musik der Geschlechter-Ordnung entweder eine Musik des gemeinschaftlichen Gottesdienstes der Verehrung des bestimmten Landes für seine Götter, und darum stets ein Gesang — das ist ein Landesgesang, Chor — von *χώρα*, das Land. Der gottesdienstliche Gesang ist historisch stets die erste Musik. Im Namen des Gottes kämpfen dann die Geschlechter mit dem Feinde; so wird aus dem Tempelchor der Kriegschor. Nach dem Rhythmus des Liedes marschiren die ersten Bataillone; die menschliche Stimme ist so lange die einzige Musik, als es noch Gütergemeinschaft giebt. Aber die menschliche Stimme kann ihren Dienst versagen: das Bedürfniß nach Musik bleibt dauernd. Jetzt beginnt der Mensch die Function der ersteren auf das Instrument zu übertragen; die drei landwirthschaftlichen Instrumente entstehen: die Flöte, aus dem Rohr geschnitten, die Leier aus der Saite, das Horn dem Stier entnommen. Ist das Instrument aber da, so kann es nicht zugleich als Waffe dienen. Die Musik scheidet sich vom Kampfe; der Musiker entsteht; die Musik empfängt ihren Werth, mit ihm

ihren Stand; der Regimentspfeifer der Lykurgischen Verfassung, der Flötenbläser bekommt seine wichtige Function; der Tonfall der Musik wird zum Schrittfall des Wehrmannes. Die Phalanx ist ohne Musik nicht mehr möglich. Mit allem Diesem ist die Musik eine öffentliche Angelegenheit geworden; wer nicht Musik versteht, kann nicht marschiren; der Feldzug macht die Musik zu einem Theile der öffentlichen Bildung; sie empfängt damit ihre gesellige Stellung; während die jungen Krieger den Marschrhythmus in den Palästreten Athens singen mit den traditionellen Schlachtliedern die noch Aristophanes kennt, und die in ernstem Tone gesungen werden als die Nationalhymne der Stadt: bald „Pallas, die Städtebegründerin“ — bald „fernhin tönende Leier“ — geht beim Symposium diese Leier von Hand zu Hand; Jeder singt sein Lied im Mundgesange; bald entsteht der Kampf zwischen ihr und der Flöte, und diese wird besiegt; aber der Chor dauert fort; die festlichen Aufzüge mit den singenden Kindern ziehen durch die Stadt, und die Männer singen den Chor im Schauspiele, der Feier der Volkssiege. Was die Musik damals gewesen, wissen wir nicht; was sie bedeutet, sehen wir. Es sind die ältesten, streng von den Prytoren bewachten Mlodgeschlechter des hellenischen Bauernstammes, welche im Chorus ihre Volksmusik machen. Kein Unfreier darf Theil nehmen, an ihm so wenig als an den Waffen; erst Hellas ist die erste Heimath des Chores, weil es die erste Heimath des freien Geschlechterbesitzes ist. Der ganze Orient kennt keinen Chorgesang, er hat keine Musik, denn es giebt keine Musik ohne ein freies Volk.

Als sich aber nun die Stadt vom Grundbesitz löst und der Bürger, von den Geschäften in Anspruch genommen, bei allen Dingen an den Erwerb denkt, da beginnt er auch bei der Musik an denselben zu denken. Auch die löst sich ab vom Gesammtleben und wird ein Gewerbe. Schon Athen hatte seine Stundenlehrer in Musik und Tanz; es ist ein eigenes Gebiet der Bildungsgeschichte, das zu verfolgen. Aber das Wesentliche war ein anderes. Mit dem Entstehen der Stadt legt der Stadtbürger die tägliche Waffe ab; der Söldner beginnt für ihn die Waffe zu tragen; der nun hat keinen Laudesgesang mehr zu singen im Marsch; er gehorcht nicht mehr einem Vaterlande, sondern er dient dem Herrn. Jetzt muß auch die Musik eine neue Gestalt gewinnen; sie wird aus einem Ausdruck des Gesammtgefühls ein Organ für den Befehl des Heerführers. Diesem nun genügen nicht mehr Leier und Flöte; der Gehorsam im Augenblicke, wo die Waffen gegeneinander klirren, bedarf des lauterer Rufes; das metallne Instrument, die Tuba, die Trompete, die Posaune, entsteht und jedes Geschwader empfängt seine Regimentsmusik, so wie aus den unregelmäßigen Raubeinfällen, wie sie noch der peloponnesische Krieg zeigt, regelmäßige Feldzüge mit geordnetem Heere wurden. Ueber das Stadium dieser Regimentsmusik hat sich das in seinen Feldzügen sein Leben erschöpfende Rom nie erhoben; der Römer hörten nur mit stiller Verwunderung zu, wenn die Griechen von der Lehre der musikalischen Bildung, oder von einer selbständigen Tonlehre redeten;

seine Kinder kannten weder Flöte noch Leier; es schien ihm genug, daß sie die Welt eroberten. Als die Musik von Griechenland über das Adriatische Meer nach Rom wanderte, ist sie gestorben; die Legionen waren keine Heimath für harmonische Schönheiten.

Wir werden das Alles die erste Epoche der Musik nennen. Sie ist die strenge Consequenz der Gesellschaftsordnung, welche ihrer bedarf. Ihre Instrumente sind Consequenzen von Grundbesitz und Landwirthschaft, ihr Rhythmus Consequenzen des Heermarsches, ihre ethische Weihe die des Gottesdienstes, an welchem das ganze Volk Theil nimmt. Die Folge ist, daß der Kreis des musikalischen Inhalts ein sehr geringer gewesen sein muß. Die Geschlechter-Epoche der Musik kann ihrem Wesen nach zwei Dinge nicht kennen; erstlich hat sie, an den Marsch der Landesbataillone als des Chor-Aufzuges gebunden, nur lange Noten gehabt; es ist unmöglich, daß es Coloratur gegeben habe, unmöglich, sich in dieser Musik Achtel- oder gar Sechzehntel-Noten zu denken. Zweitens schließt diese Epoche absolut die Composition aus; es kann nur traditionelle Melodien gegeben haben in der Volksmusik. Deshalb hören wir in der hellenisch-römischen Geschichte von Rednern, Dichtern, Bildhauern, Malern, aber nie von einem Musiker. Es wäre ein Widerspruch in der Natur der Musik gewesen, hätte es einen solchen gegeben. Erst in der römischen Kaiserzeit tritt das Element der Virtuosen auf. Warum, werden wir gleich sehen.

Ein ganz anderes Bild erscheint nun, wenn wir mit dem Christenthum die Alpen überschreiten. Wir wissen, daß Karl der Große die Musik einführt. Wo führt er sie ein? In der Kirche. Warum? Weil diese Kirche ihm die geistige Einheit der germanischen Welt bedeutet, während das Kaiserthum die staatliche ist. Seit Karl dem Großen entsteht im Abendlande aus dem bloßen Kirchengesang die Kirchenmusik. Die erste Orgel erscheint im Occident. Sie ist in der Kirche und für die Kirche entstanden. Sie ist das gothische Pfeiler- und Spitzbogensystem der Tonwelt und reicht der Glocke die Hand, welche neben dem Urhorn das Aufgebot zum Gottesdienst über das Land trägt. Jetzt scheidet sich zum erstenmal endgiltig diese Kirchenmusik, vermöge ihrer Aufgabe, von aller übrigen Musik; zunächst in ihrer Form und ihrem Inhalt; lange getragene Töne, die das Gewölbe der Kirche ausfüllen; nach althellenischem Brauche singt die Gemeinde mit; da kann es Jahrhunderte hindurch keine Bewegung im Rhythmus, keine Variation geben; der Choral in der christlichen Kirche ist der alte Landesgesang, der Chorus in der Choregie des Christenthums, hier wie dort ein immanenter Theil des Ritus. Und deshalb empfängt er den gleichen Werth mit den übrigen Theilen desselben, es wird ein selbständiges Gebiet der kirchlichen Erziehung, in den Kathedralschulen steht der Cantor neben dem Rector, der Grammatik und Rhetorik beherrscht; die Musik der Kirche empfängt ihre erste selbständige Weihe und die Scheidung zwischen Kirchenmusik und profaner Musik tritt auf. Mit ihr erscheinen die ersten Com-

ponisten; es gibt noch keine traditionelle Melodie; die kirchliche Begeisterung muß sie selbst erfinden wie sie ihr Motiv empfindet; von jetzt an hat die Kirchenmusik ihre eigene Geschichte. Sie ist die erste, ganz bestimmt ausgesprochene ständische Musik.

Neben ihr entstehen nun die anderen Formen derselben, nicht minder bestimmt, aber minder musikalisch. Wie gerne verweilen wir hier, in der Fülle eines Stoffes, der nur der kundigen Hand bedarf, um uns den ganzen Reichtum seines so vielgestaltigen Inhalts zu zeigen! Jene ständische Welt, in der noch die Kirche mit ihrer Ausschließlichkeit auch in der Musik als eine selbständige großartige Erscheinung dasteht, hat einen ganz bestimmt ausgeprägten Charakter. Sie ist die, in Rechtsordnung und Sitte gleich durchgreifend auftretende Scheidung der Verufe. Aber jeder Beruf gehört dem Leben der Gemeinschaft; darum erzeugt er alsbald neben hundert anderen Dinge auch seine Musik. Und wie nun an diesen Verufen die Stände sich scheiden, scheiden sich auch die Gebiete der Musik, und mit der Musik auch die Instrumente. Jeder Stand entwickelt seine Weisen, jeder Stand hat sein Instrument. Ein gemeinsames musikalisches Leben giebt es nicht; der Ritter sitzt auf seiner Burg, der Bauer auf der Hufe, der Städter hinter seiner Mauer; jeder macht seine Musik. Der Ritter braucht die Trompete in Turnier und Schlachtritt, wesentlich als Fanfare, wie es in der Natur der Blasinstrumente liegt, noch ohne Melodie; in Forst und Haide hat er sein Hifthorn; man hört es ertönen beim Abritt und Eintritt in das geöffnete Burgthor, wie der französische Refrain erschallt: *miroton ton ton, mirotaine*. Dann zieht der junge Geschlechtersohn hinaus auf die Liebes-Aventiure; das alte landwirthschaftliche Instrument, die Leier, als Harfe in Britannia, als Mandoline unter den Orangen, als Guitarre unter dem Weinlaub, hängt an seinem Halse, aber schon an seinem Bande; er singt dem Herzen der Frauen, ein lieber Gast in der unendlichen Langeweise der züchtigen Frauen-Kemenate; vom untersten Burgherrn bis zum Fürsten begrüßen ihn Alle: sein Lied ist frei, er muß es finden, „mit der Sonne, mit dem Wind, mit dem Fuß vom hübschen Kind“, er wird der Liedfinder, der Troubadour; er wird der Sänger der Liebe; Anakreon und Sappho werden dem rauhen Germanen wiedergeboren; der Minnesänger entsteht „unter den Linden, auf der Haide“; Osterbingen, Eschenbach, Liechtenstein ziehen durch die Länder; es ist die Zeit des Liebes; es ist die Zeit, in welcher die Musik nur noch in Melodie und eintöniger Begleitung da ist; aber Lied und Begleitung sind nicht mehr bloß Einzelgenuß, sondern sie sind schon für die Gemeinschaft da, sie sind Musik. Und jetzt ist es auch, wo diese Musik ihre zweite Function auch für den Stand der wehrhaften Ritter erfüllt; neben der Melodie des Liebes beginnt sein Inhalt eine Macht zu werden, und unvergänglich bleibt der Name des ersten, der dem goldnen Becher der Lüne seinen staatlichen Inhalt gegeben, Bertrand de Born. Freilich geht von da an die Melodie an der politischen Aufgabe verloren, und hinter

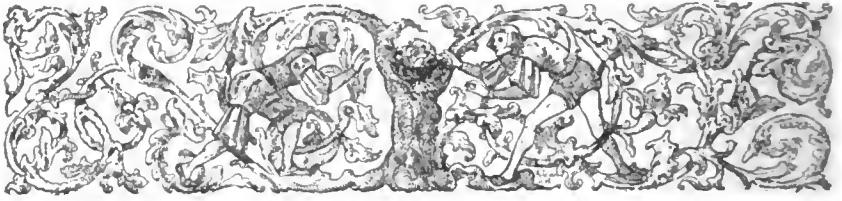
ihr entsteht der politische Dichter, der zuerst zwar gehört, aber bald nur noch gelesen wird. Die Musik verliert ihren Boden; sie bedarf eine neue sociale Ordnung, um selbst neu zu werden. Während das nun in der zweiten ständischen Ordnung geschieht, baut die dritte, die städtische, ihre Thürme und Thore; hinter ihnen steht der Bürger zu Fuß mit Speer und Schwert, bereit zum Marsche. Dem nützt Mandoline und Liebeslied nicht; er will von der Musik vor Allem denselben festen Takt und einfachen, aber unwiderstehlichen Vormarsch, der die Bedingung seines ganzen Lebens ist. So findet er die Trommel, für die der Küfer ihm das Holz und der Gerber das Leder, der Seiler die Stricke liefert, und während der Pfeifer noch dem Rath untersteht als Musikgewerbe für Kindtaufe und Hochzeit, beginnen die Bünste die Trommel mit der Pfeife zu verbinden, und den geschlossenen Gewalthaufen um die Zunftfahne zu bilden; der Wächter auf dem Thurm bläst dazu das Signal auf dem Horn; die städtische Musik entsteht und wird selber Zunft; es ist eine Musik ohne Melodie und Harmonie, aber eine Musik mit einem ganz bestimmten öffentlichen Zweck und eben darum eine Musik, die ursprüngliche Musik des Bürgerstandes und der geordneten Fußtruppen gegenüber den schmetternden Faujaren der Trompeter hoch zu Noth, die bald die Trommel als Pauke an den Sattelknopf binden, des tiefen Tones und Taktes froh, den sie der Blechmusik allein zu geben vermag, während in der Kirche Orgel und Ritualgesang feierlich und unweltlich über beide in ihrem Frieden hinziehen. Der Landmann aber, jetzt ohne Kunstsinne wie der Städter und ohne Waffen wie die Ritter, hält das eigentliche Lied fest, das sich zum ländlichen Tanze verbindet und Duft, Lust und freie Fröhlichkeit athmet. Aber schon ist er von dem abligen Herrn unterworfen; die Unfreiheit naht auch ihm und seinem altfreien Grundbesitz; Zehnten und Frohnden kommen und legen ihre bleierne Hand auf Wohlstand und Freiheit; da ergrimmt er, und was ihn im Glücke erstreut, wird im Unheil der Ausdrucks seines Hornes, wenn er singt: „Als Adam webte und Eva spann, wo war da der Edelmann?“ oder seines Gottvertrauens auf eine bessere Zukunft, wenn er unter den Tönen des Fadinger'schen Liedes mit der Sense gegen den Panzer hoffnungslos kämpft. Aber er wird bewältigt; sein Boden ist unfrei, seine Söhne sind Knechte, seine Töchter sind Mägde des gnädigen Herrn; die Trauer erfasst ihn und erfasst auch sein Lied, und jetzt entsteht das was so wunderbar und doch so natürlich ist; das Moll tritt neben der Dur in das Volkslied, aus der individuellen Klage wird die Landesklage über die verlorene alte Freiheit; das Moll ist die Tonart der hoffnungslosen Unfreiheit, der Grundton des Volksliedes im unfreigewordenen Grundbesitz; ein Volkslied in Moll hat kein freies Volk; die Dur ist der Ton der freien Besitzer. Darf man das verfolgen? Wenigstens nicht an dieser Stelle. Aber sagt man nun das ganze Bild zusammen, wie alle diese Arten der Musik durcheinander tönen, jede dem Ihrigen ange-

hörend, jede das Ihrige bedeutend, voll von tiefen, ernsten und oft auch so liebenswürdigen Einzelheiten, wie die ganze Gesellschaftsordnung dieser Zeit, aber auch ohne Einheit, wie sie, so ist es kein Zweifel, wir stehen hier mitten im Mittelalter der germanisch-europäischen Musik. Etwas Aehnliches hat kein anderes Volk, keine andere Zeit aufzuzeigen.

Und wenn wir jetzt das mit der unsrigen vergleichen, woher ist denn der unerschöpfliche, ja fast erbrückende Kunstsim der Musik gekommen, der uns heute umgiebt? Ist derselbe bloß eine Thatfache, oder ist auch er eine Consequenz, und kann ich auch diese Erscheinung nicht bloß bewundern, sondern auch begreifen?

(Schluß folgt.)





Das Passionspiel von Gmünd.

Eine Jugenderinnerung.

von

Johannes Scherr.

— Zürich. —

Zwischen den Thälern, welche die Fils und die Rems in ihrem oberen Laufe durchfließen, liegt eine länglich von Osten gen Westen streichende, südwärts und nordwärts ziemlich steil abfallende Hochebene. Aus dieser steigen, in unregelmäßigem Dreieck einander gegenübergestellt, drei Bergkluppen auf: der Hohenstaufen im Osten, der Hohenstaufen im Westen, der Hohenrechberg im Norden. Die Spitzen der beiden erstgenannten sind kahl. Wenigstens waren sie so, als ich sie vor 35 Jahren zuletzt gesehen. Die letzten spärlichen Mauerreste von der Burg auf dem Hohenstaufen, deren ich mich aus meinen Knabenjahren noch erinnere, seien jetzt, hör' ich, auch verschwunden. Der Rechberg trägt auf seinem breiten Gipfel die Kirche, den Friedhof, den Pfarrhof und das Meßnerhaus der Gemeinde, welche aus den beiden östlich und südlich an seinem Fuße gelegenen Weilern gebildet wird. Wo der Berg nach Westen abfällt, erhebt sich, durch einen tiefen Einschnitt von ihm getrennt, ein umfangreicher Felsbühl, auf welchem die Ruinen vom Stammschloß des alten und hochangesehenen Dynastengeschlechtes Derer von Rechberg und Rothenslöwen ragen. Das war bis zum Jahre 1865 eine stattliche, eine pfalzartige Herrenburg. Da aber hat mitten im Winter an einem Januartag der Blitz in sie geschlagen, um nach wenigen Stunden nur noch Trümmer und Asche zurückzulassen. Am Fuße des Burghügels, ganz am westlichen Ende des Weilers, lag zwischen seinem Baumgarten und seinem Gemüsegärtlein mein elterlich Haus, worin ich am 3. October im Theuerungs-jahr 1817 als das zehnte Kind des Schulmeisters geboren wurde. Aus den Fenstern unserer Wohnstube sahen wir auf den nahen Hohenstaufen und

fernhinüber auf die vorspringenden Gipfel der „schwäbischen Alb“, Neuffen, Teck, Achalm. Vielleicht darf ich sagen, daß mir von der Weite dieses Ausblicks von jugendauf etwas in der Seele geblieben.

In der breiten, anmuthigen, von der Rems durchflossenen Thalmulde, zu welcher die oben beschriebene Hochebene gen Norden sich abdacht, liegt die alte Reichsstadt Gmünd, von deren Ursprung nur die Sage zu raunen, die Geschichte aber nichts Bestimmtes zu sagen weiß. Schon vor Alters, wie auch heute, um ihrer gewerblichen Thätigkeit, namentlich um ihrer Gold- und Silberschmiedearbeiten willen weitem bekannt, blühte Gmunda oder Gmünd — welchen Namen der Ort etwa davon erhalten haben könnte, daß nahebei verschiedene Bäche in die Rems mündeten — unter dem Schutze der Staufer empor und wurde dann eine „freie Reichsstadt“, was sie dem Namen nach bis zum November von 1802 blieb. Da ist sie, nichts weniger als gern, eine württembergische Oberamtsstadt geworden, welche ihrem neuen Herrn, dem Kurfürsten Friedrich von Württemberg, am 20. Juli von 1803 die feierliche Huldigung leisten mußte.

Die Gmünder standen von altersher in dem Ruf, ein lebenslustiges Völklein zu sein, und ein Schalk hat darum die Behauptung aufgestellt, der Name ihrer Stadt hätte ursprünglich „gaudia mundi“ gelautet. Daraus wäre mittels corumpirender Verkürzung allmählig Gmünd geworden. Die Bewohner der alten Reichsstadt waren aber ebenso strammkatholisch als frohsinnig. Zwar zur Reformationszeit, so von 1530 bis gegen 1580 hin, haperte es zuweilen mit dem strammen Katholicismus der guten Gmünder ganz bedenklich, — so bedenklich, daß um 1546 die Stadt fast für lutherisch gelten konnte. Allein das Messbuch gewann doch immer wieder die Oberhand über die Augsburger Confession und schließlich schlug der Weihwedel die Bibel endgiltig in die Flucht. In Gmünd gab es eben muskelkräftige und entschlossene Weihwedelschwinger, das muß man sagen. So ein richtiger Streithahn der ecclesia militans war z. B. der Pater Laib, Guardian der Minoriten. Als der etnes Tages vernahm, ein lutherischer Prädikant wollte sich erdreisten, die von dem „stinkenden, meineidigen wittenberger Mönch“ aufgebrachte Ketzerei und Rebellion“ von der Kanzel der altehrwürdigen Johanneskirche herab zu predigen, machte er sich von seinem Kloster alsbald zur genannten Kirche auf. Richtig, der Prädikant stand auf der Kanzel und hatte eine zahlreiche Zuhörerschaft. Mein Herr Guardian Hochwürden aber, nicht faul, stürzte auf die Kanzel, nahm den Ketzer beim Kragen, schmiß ihn hinunter, löste dann seinen Kuttenstrick und argumentirte mit selbigem den lutherischen Missionär zum Tempel hinaus. Dies vollbracht, kehrte er zurück, bestieg die Kanzel und orgelte von derselben ein so feurigkatholisches Witz- und Donnerwetter herab, daß die versammelte Menge sich reuevoll bekreuzte und alle ketzereischen Gelüste fahren ließ. Dieser streitbare Pater brachte es auch zuwege, daß die Gmünder Rathsherrn zum Zeugniß ihrer Rechtgläubigkeit nicht anders als mit dem Rosen-

Kranz in der Hand zu den Rathsitzen gehen durften, — ein Brauch, der erst mit dem Untergange der Reichsstädtlichkeit aufhörte. Trotzdem tauchte der Protestantismus immer wieder in der Stadt auf, was daraus erhellt, daß die Gmünder im Jahre 1570 eine Anzahl lutherisch gewordener Mitbürger gewaltsam aus der Stadt jagten. Eine letzte keßerische Regung machte sich i. J. 1620 bemerkbar. Von da an erfreute sich Gmünd bis zum Jahre 1803 der Wonne tirolisch-gehrer Glaubenseinheit. Denn Protestanten durften die Reichsstadt nicht bewohnen und Juden durften dieselbe gar nicht betreten.

Daß an einem so glaubenstreuen Orte der Eifer für das Reich Gottes groß und der Eifer gegen das Reich des Teufels fast noch größer sein mußte, liegt auf der Hand. Demnach florirte die thatkräftige Bezeugung dieses Doppelleifers, der Hexenproceß, in Gmünd gar sehr. Namentlich im siebzehnten Jahrhundert, allwo bekanntlich Katholiken und Protestanten in brennender Liebe für ihre der Zauberei verdächtigen Mitmenschen wüthend wetteiferten. Das erkatholische Gmünd wollte im Hexenhaf und in der Hexenvertilgung keiner erzlutherischen Stadt im Heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation nachstehen. Das Malefizgericht unserer Reichsstadt hatte aber auch noch eine andere und zwar eine ebenfalls gutkatholische Concurrrenz auszuhalten, nämlich die mit dem Malefizgericht der reichsfreien Herren von Rechberg-Rothelöwen. Daraus ergab sich für die beiden, etwa 1½ Wegstunden von einander entfernten Malefizgerichte ein ganz eigenes Verhältniß. Sintemalen nämlich die Gmünder und die Hohenrechberger Inquisitoren nach dem berühmten Axiom verfahren: „Hau' du meinen Juden, so hau' ich deinen Juden“ — gelangten sie nach mancherlei aus Geschäftszneid entsprungenen Machenschaften zu dem stillen Compromiß, einander gegenseitig freundnachbarlich ihre Hexen zu verbrennen. Besonders fruchtbar an Hexenbränden waren die Jahre 1613 bis 1616. An einem Tage, dem 29. October von 1613, wurden in Gmünd 4 „Hexen“, das Steibel-Madele, des Büchsenstoffs Weib, die Todtengräberin und die Hutten-Lene mitsamt dem „Hexenmeister“ Blezing „eingesäthert“. Am 2. Februar von 1614 mußten den Feuertod sterben die 6 „Hexen“: Das Hecken-Kätzerle, die Umber-Lene, die Ulmer-Böttin, die Kupfer-Urschel, die Hutten-Steine und die alte Scherrin — vielleicht eine meiner Ahninnen. Soweit eine altentworfene Controle möglich, steht fest, daß die Gmünder dem Moloch des Hexenwahns 52 Menschenbrandopfer dargebracht haben. Das kann noch maßvoll und sparsam erscheinen, verglichen mit dem Brandopferzeifer, welchen andere, kleinere, theilweise viel kleinere schwäbische Ortshäfen entwickelten. Zu Rottenburg am Neckar sind binnen wenigen Jahren 50, im benachbarten Gorb 27, in Hechingen 15, beim Kloster Marchthal in einem und demselben Jahre 16 „Hexen“ eingesäthert worden. Noch großartiger trieb es das kleine Städtchen Wiesensteig im „Geißenthäle“. Denn dasselbe veranstaltete einen Hexenbrand, welcher mit einmal 25 „Hexen“ verzehrte und demnach

kecklich mit jedem spanischen „Glaubensakt“ (auto da fé) den Vergleich auszuhalten konnte. Natürlich durfte und wollte die lutherische Orthodogie hinter der römischen nicht zurückbleiben. In dem kleinen protestantischen Ingefing am Kocher mußten im Jahre 1592 binnen drei Monaten 13 Hexen und Hexenmeister in Scheiterhausensflammen sterben. Die Reformation hat ja, wie jedermann wissen könnte, den Teufels-, Zauber- und Hexenwahn nicht nur nicht geschwächt, sondern vielmehr gestärkt. Luther selbst war bekanntlich ein wilder Fanatiker des Teufelsglaubens und auch der „milde“ Melanchthon hatte gegen die Hexenbrennerei nichts einzuwenden. Der ganze Wahntwiz mit allen seinen entseßlichen Folgen lag eben in den Anschauungen und Stimmungen einer Zeit, welche Jahrhunderte währte, und dieser Wahntwiz wurde durch die Gegensätze und Kämpfe zwischen Katholicismus und Protestantismus noch beträchtlich verschärft. Aber es soll, wem Gerechtigkeit lieb ist, keine sich darbietende Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne daran zu erinnern, daß der erste große Bekämpfer des Hexenproceßgräuels nicht aus dem Protestantismus hervorging, sondern aus dem Jesuitenorden, der hochherzige Graf, Pöel und Jesuitenpater Friedrich von Spee („Cautio criminalis“, 1631).

Zu den Merkwürdigkeiten Gmünds gehörte in meiner Jugendzeit und gehört wohl noch jetzt der „Sankt Salvator“, ein aus der ganzen Umgegend vielbesuchter Wallfahrtsort oder vielmehr Wallfahrtsweg. Verläßt man nämlich die Stadt durch eins ihrer beiden gen Westen gelegten Thore, so gelangt man auf der nach Vorch führenden Straße, aber jenseits der über die Rems gelegten Brücke rechts hin abbiegend und eine Pappelallee entlang wandelnd, an den Fuß eines waldbekrönten Bergabhanges. Hier öffnet sich ein Weg, der in mannigfachen Wendungen aufwärts führt, zur rechten Hand in Zwischenräumen eingefaßt von den Stationen eines „Kalvarienberges“. Dieser besteht aus einer Reihe von halb oder ganz offenen Kapellen, in welchen die Leidensgeschichte Jesu in lebensgroßen, bemalten Figuren und Gruppen aus Holz und Stein dargestellt ist. Als Schlußstation steht droben eine Kirche, welche zwei Stockwerke oder Kapellen hat, deren untere ganz, deren obere halb in den „Epperstein“ genannten Felsen eingehauen ist. Fabulirerin Sage rückt die Entstehung dieser Felskirche bis in die Zeit der Merwiger zurück. Es ist aber nichts damit. Wenigstens reicht die Entstehung dieses eigenartigen Heiligthums in seiner jetzigen Gestalt nicht weiter als in den Anfang des 17. Jahrhunderts hinauf. An gewissen Fest- und Gedenktagen war der Salvator, von dessen Höhe man den Stausen, den Rechberg, den Stuisen und die ganze Bergreihe des „Altbuch“ erblickt, das Ziel prächtiger Proceffionen, welche mit wehenden Fahnen und klingender Musik — ich erinnere mich, bei einer solchen Proceffion auch eine tragbare Orgel von dem „Rantor und Chorregenten“ der Stadt im Gehen „schlagen“ gesehen und gehört zu haben — den Kalvarienberg sich hinaufbewegten. Droben wurde dann von einer im Freien stehenden Kanzel herab gepredigt und

hierauf an einem allem Volke sichtbaren Altar in der Vorhalle der oberen Zelkapelle ein Hochamt celebrirt.

Es ist sehr möglich, daß der junge Schiller als sieben- oder achtjähriger Knabe da droben einmal Zeuge einer solchen Feierlichkeit gewesen, zur Zeit, wo sein Vater, der Hauptmann Johann Kaspar Schiller, als Werbhoffizier mit den Seinen im Gasthaus „Zur Sonne“ in dem württembergischen Grenzfloden Lorch lebte (1765—68). Der Herr Hauptmann hat uns ja in einem am 6. März 1790 an seinen Sohn geschriebenen Briefe bezeugt, daß „Frisble mit Mama nach Schwäbisch-Gmünd gefahren“, und Schillers ältere Schwester Christophine hat erzählt, daß sie mit ihrem Bruder mehrmals den Kalvarienberg besucht habe*). Mein Vater, der ein Kenner und Verehrer des großen Dichters war, theilte mir einmal gelegentlich mit, er hätte von einem alten Gmünder Geistlichen — dem Caplan Reiß oder Reuß, dessen hohe Greisengestalt mit langen schneeweißen Haaren mir selber noch im Gedächtniß steht — vernommen, daß der Herr Hauptmann Schiller mit seiner Familie einer Aufführung des Gmünder Passionsspiels angetrohet habe. In späterer Zeit, als ich mich anschickte, mein Buch „Schiller und seine Zeit“ zu schreiben, gab ich mir Mühe, zu erkunden, ob jene Mittheilung begründet wäre. Der Knabe Schiller konnte ja möglicherweise durch dieses Passionspiel die erste dramatische Anschauung und Anregung erhalten haben. Meine begüglichen Nachforschungen blieben aber resultatlos, weil der Caplan Reiß, welcher in seinen jüngeren Jahren der Hofprediger des bekanntlich katholischen Herzogs Karl Eugen von Württemberg gewesen, schon 20 Jahre zuvor gestorben und eine andere Spur der erwähnten Ueberslieferung nicht aufzufinden war.

Als kleiner Junge hab' ich mit meiner frommen Mutter — fromm

*) Schillers Leben nach Erinnerungen der Familie u. s. w. verfaßt 1830, S. 10. Die Verfasserin dieser Biographie, Karoline von Wolzogen, hat aber Christophines Erzählung nicht recht verstanden oder aber ungenau nacherzählt. Denn von „Spaziergängen“, welche das kleine Geschwisterpaar von Lorch aus nach dem gmünder Kalvarienberg unternommen hätte, konnte keine Rede sein, maßen Lorch nahezu 2 Wegstunden von Gmünd entfernt liegt. Den Hauptmann Schiller führten seine Werbegeschäfte zweifelsohne nicht selten in die alte Reichsstadt herauf und hielten ihn auch wohl längere oder kürzere Zeit daselbst fest. Da mag ihn denn sein „Lisele-Dorle“ — wie man in Schwaben den vornehmen Namen Elisabeth-Dorothea vertraulich — ab und zu mit den Kindern besucht haben. Hier böte sich nun diesem oder jenem Schiller-Philologen die schöne Gelegenheit, eine „grundlegende“ Abhandlung zu verfassen über das bedeutsame Problem, ob die Frau Hauptmännin von Lorch nach Gmünd in einem einspännigen oder aber in einem zweispännigen Fuhrwerk heraufgefahren, ja wohl sogar ein „abschlußgebendes“ Buch zu schreiben, um unanfechtbar festzustellen, allwo bei solchen Anlässen der Hauptmann Schiller mit den Seinen geherbergt habe, ob im Ritter Saunt Jörg oder in der Blauen Ente oder im Schwarzen Bod oder im Rothen Ochsen. Das müßte ja ganz neue Lichter auf Schillers Leben und Dichten werfen und demnach würde der oder würden die Lichterwerfer um die Wissenschaft und folglich um das Vaterland höchlich sich verdient machen.

nicht allein im kirchlichen, sondern auch im besten und schönsten Sinne, welcher dem Worte innewohnen kann — die Wallfahrt auf den Sanct Salvator oft gemacht. Einmal, als sie beim Herabgehen vom Kalbarienberg bemerkte, daß die Betrachtung der heiligen Tragödie in Holz und Stein mich besonders angeregt und ergriffen hatte, sagte sie: „Ja, da hättest du das Herrgöttle-Spiel sehen sollen, welches in der Charwoche bei der Pfarrkirche stattfand, bevor die württembergischen Schreiber in's Land kamen.“ Meine Mutter, in ihrer Rechtschaffenheit und Herzengüte, war sonst gegen jedermann gerecht und duldsam. Auch gegen Protestanten und Israeliten, was dazumal in meiner Heimatgegend keineswegs schon selbstverständlich war. Im Gegentheil, so wenig selbstverständlich, daß z. B. die katholische Gemeinde Neckberg und die lutherische Gemeinde Stausen, ob zwar ihre Feldmarken zusammenstießen und sie nur eine Wegstunde von einander entfernt lagen, durchaus keine Beziehungen mitsammen hatten. Aber auf die „würtembergischen Schreiber“ war auch meine tolerante Mutter nicht gut zu sprechen. Die Einverleibung der reichsstädtischen, reichsgräflichen und reichsfreiherrlichen Gebiete Mittel- und Oberschwabens in Württemberg war nicht ohne mancherlei Gewaltthatigkeit und Gehässigkeit vor sich gegangen, zumal der richtige altwürttembergische Beamte durchschnittlich der Ueberzeugung lebte, er wäre es seinem Amte schuldig, grob zu sein. Das, verbunden mit dem zudringlichen Hineinregieren des württembergischen Polizeistaats in alles und jedes, hatte die an einen behäbigen Schlenkrian gewöhnten Bewohner der ehemaligen Reichsgebiete sehr unanft berührt und tief verstimmt. Dazu war noch der Groll und die Trauer über den furchtbaren Blutzehnten gekommen, welchen der vom Herzog zum Kurfürsten und dann vom Kurfürsten zum König Napoleonis gratia vorgerückte neue Landesherr auf Befehl seines Protectors von den neuen Unterthanen erheben mußte. Kein Wunder demnach, daß in unserer Gegend während meiner Kindheit und noch weit später der „würtembergische Schreiber“ für ein Schimpfswort galt. Der Ausgleich zwischen Alt- und Neuwürttemberg hat eine geraume Zeit erfordert, um perfect zu werden. Wenn er es geworden, mag es hauptsächlich dem Umstand zu verdanken sein, daß die confessionellen Gegensätze, welche ja vorhanden waren und sind, hier nie zu so heftiger Reibung gekommen sind, wie anderwärts. Wer gerecht urtheilen will, muß anerkennen, daß das württembergische Regiment von Anfang bis heute den Bedürfnissen der Katholiken des Landes zukommend und ausreichend Rechnung trug. Nicht minder aber auch, daß die katholische Hierarchie Würtberg's, wenigstens in ihren maßgebenden Spitzen, in dem Staat keineswegs nur einen um jeden Preis und mit allen Mitteln zu befehdenen „Racker“ gesehen hat, sondern eine berechnigte Lebensmacht, mit deren Bedürfnissen und Forderungen ebenfalls gerechnet werden mußte. Am Ende aller Enden handelt es sich ja allzeit und überall darum, einen erträglichen „modus vivendi“ zu finden, und wo und wann Menschen oder Völker, Confessionen oder Parteien, Staaten oder Kirchen einen solchen gefunden, dürfen sie schon zufrieden sein.

Am Tage, von welchem ich gesprochen, führte mich meine gute Mutter vom Salvator in die Stadt, um meine neugierigen Fragen nach dem „Herrgöttlespiel“ an dem Orte zu beantworten, allwo es tragirt worden war und sie es zu wiederholten Malen mitangesehen und mitangehört hatte. Das war der große freie Platz, welcher sich die ganze Nordseite der Stifts- oder Pfarrkirche von Gmünd entlang zieht. Der Grundstein zu diesem gewaltigen gothischen Bau wurde 1351 gelegt und der erste Baumeister war derselbe, welcher auch am Dom von Mailand mitgebaut hat. Heinrich Arler, ein Bürger von Gmünd. Sechszwanzig Jahre lang hat die Arbeit an diesem Münster gewährt, das aber nicht mehr ganz in seiner vollendeten Gestalt vorhanden ist. Denn die westliche Fassade mit der Hauptpforte flankirten zwei hohe Thürme, welche in der Karfreitagsnacht von 1497 zusammenstürzten, nicht in Folge eines Erdbebens, sondern in Folge einer unbedachterweise im Innern der Kirche vorgenommenen baulichen Aenderung, welche die Construction der beiden Thürme stark geschädigt hatte. Im übrigen ist der stattliche Bau ein schönes Zeugniß, was mittelalterlicher Gemeinssinn auch in verhältnißmäßig kleinen Städten zu unternehmen und durchzuführen vermochte. Freilich brauchte man dazumal, wann es sich um einen Monumentalbau handelte, noch nicht Hunderttausende oder gar Millionen auszugeben, bis auch nur der Bauplatz und der Bauplan festgestellt waren, wie das etwa bei dem Reichstagsgebäude des neuen deutschen Reiches der Fall — einer Baugeschichte oder vielmehr Bauvorgeschichte, welche zu einer Krähwinkelias höchster Potenz ausgiebigen Stoff liefern könnte. Im 14. Jahrhundert baute man spottbillig. Die Herren Baukünstler und Bauunternehmer von heute werden große Augen machen, wenn sie erfahren, daß das Honorar, welches der Meister Heinrich Arler beim Bau der Gmünder Stiftskirche von dem Bauherrn, d. h. von der Gemeinde empfing, nicht weniger und nicht mehr betrug als täglich 1 Pfennig, 1 Laib Brot und 1 Maß Wein.

Etwas später, als ich ein Schüler des gmünder Unterghymnasiums geworden, tagtäglich Sommers und Winters mit meinem Bücherranzen auf dem Rücken aus meinem dörflichen Heim frühmorgens zur Stadt wandernd, hatte ich Gelegenheit, das, was mir die Mutter und der Vater vom Passionspiel erzählten, vielfach vervollständigen zu lassen. Auch durch eine Nonne. Das Gymnasium war nämlich in dem Obergestock vom „Klosterle“ untergebracht und auf demselben Boden bewohnten einen abgeschlossenen Flügel noch drei Nonnen, die letzten von den zwölfen, welche der Convent zum Sanct Ludwig bei der Säkularisation im Jahre 1803 gezählt hatte. Schwester Agathe — so war, wenn mir mein Gedächtniß treu, ihr Klostername — begrüßte mich bei unsern Begegnungen im Corridor und auf den Treppen immer sehr freundlich, seit ich ihr einmal zur Winterszeit auf dem mit Blatteis bedeckten Hofraum einen kleinen Dienst hatte erweisen können, und ich sehe sie noch vor mir, eine schöne Greisin, in ihrer

schwarzen Kutte, das frische rothbadige Gesicht mit den klugen Augen gar hübsch eingerahmt von dem blendend weißen, kunstvoll gefästelten Weihel. Noch viel ausführlicher aber als die Schwester Agathe wußte der alte „Cantor“ Wetter, bei welchem ich hätte nicht nur singen, sondern auch „Navierschlagen“ und „geigen“ lernen sollen, vom Passionspiel zu reden, und er hatte es gern, wenn man ihn auf dieses Thema brachte. War er doch auch einer der „Actores“ gewesen. So hießen alle Mithandelnden, auch die weiblichen, und es gab kaum eine Familie in der Stadt, welche nicht eins ihrer Mitglieder zum Personal des ungemein volksthümlichen Spiels gestellt hätte. Die Armen waren von der Theiligung nicht ausgeschlossen und die Reichen machten sich eine Ehre daraus, mitzuspielen.

Ihnen fielen natürlich die „fürnehmen“ Rollen zu, weil die Beschaffung der prächtigen Gewänder viel Aufwand erforderte. Armeren wurden ihre bezüglichen Unkosten entweder durch wohlhabende Mitbürger, oder aber aus dem „Passionspielkasten“ ersetzt, in welchen das von den Zuschauern erhobene, sehr mäßige „Schaugeld“ floß. Die Anzüge der Actores müssen übrigens, wenn ich alles mir darüber Mitgetheilte zusammenhalte, ein etwas barockes Gemisch von altjüdischen Trachten, von altrömischem Rüstzeug und von Rococo-Moden des 18. Jahrhunderts dargestellt haben.

In früheren Zeiten tobte der Kampf um's Dasein noch nicht so heftig und ruhelos wie heute. Die Menschen hatten daher mehr Zeit, als sie jetzt haben, und waren auch nicht so peinlich auf das Einmaleins gestellt. Man war in allem und jedem einfacher und genügsamer und konnte darum auch mehr leben und leben lassen. Der alljährliche Aufwand von Zeit, Mühe und Hingebung, welchen ihr Passionspiel den guten Gmündern verursachte, wäre heutzutage unmöglich, ja kaum noch denkbar. Die Leute sind seither gescheiter, d. h. wissender, aber auch schlechter, d. h. selbstfüchtiger geworden. Früher waren die Bauern in den Dörfern der Nachbarschaft von Gmünd uneigennützig genug — ein richtiger Rechner von heute müßte eigentlich sagen „dumm genug“ — alter Gepflogenheit gemäß das zur Passionsbühne nöthige Holz aus ihren Wäldern „ganz umsonst“ zur Stadt zu bringen und an dem Aufbau des Gerüstes mitzuarbeiten.

Den Platz auf der Nordseite der Stiftskirche, wo die Bühne aufgeschlagen wurde, habe ich schon bezeichnet. Er mochte an 15,000 Zuschauer fassen. Etwa ein Drittel des Raumes war mit Schranken eingegrenzt, innerhalb welcher Sitz- und Stehplätze vorhanden. Außerhalb dieser Schranken konnte jedermann ebenfalls „ganz umsonst“ zuschauen, freilich, der weiten Entfernung von der Bühne wegen, ohne etwas zu hören. Alle Zuschauer, die zahlenden wie die nichtzahlenden, standen und saßen unter freiem Himmel, weil nur die Bühne bedacht war. Diese zeigte drei neben einander stehende tempel- oder palastartige Gebäude, deren Eingänge mittelst Vorhängen verschlossen waren. Der Scenenwechsel wurde dadurch bewirkt, daß bald vor diesem bald vor jenem dieser Bauwerke die Vorhänge

zurückgezogen und nach abgeplaytem Auftritt wieder geschlossen wurden. Links, vom Zuschauertraum aus gemeint, hatte die Bühne noch einen aufsteigenden Anbau, welcher den Delberg vorstellte.

Der Text des Passionspiels war zumeist in gereimten jambischen Versen von drei Hebungen verfaßt. Doch ist dieses Textbuch, wie es ja jetzt auch gedruckt vorliegt*), keineswegs das ursprüngliche, sondern eine sehr späte Umarbeitung und Erweiterung, schließlich etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts redigirt. Noch spätere Einschüßel sind nicht ausgeschlossen. Auf das Alter des gmünder Mysteriespiels gestattet dieses modernisirte Textbuch natürlich keinen Schluß. Wann dasselbe in der alten Reichsstadt zum erstenmal tragirt worden, ist meines Wissens nicht festgestellt und nicht festzustellen. Gewiß ist jedoch, daß Weihnachts- und Osterspiele schon im frühen Mittelalter in die alemannischen Gegenden Eingang gefunden haben. Ich will nur daran erinnern, daß die Kirche des Klosters St. Gallen diesseits der Alpen eine der ältesten Osterspielstätten gewesen ist. Seine Entwicklung vom primitiv Dramatischen zum vielseitig Theatralischen hat jedoch das kirchliche Schauspielwesen in süddeutschen Landen gewiß nicht vor dem 15. Jahrhundert gefunden. Im übrigen zerfiel das gmünder Passionspiel in 24 Auftritte. Das erste Duzend wurde am Gründonnerstag, das zweite am Karfreitag gespielt.

Die ganze Handlung behielt bis zuletzt ihren kirchlichen Charakter. Allerdings liefen einzelne Auftritte nicht ohne weltlichen Schabernack ab und namentlich trieb die mitspielende zahlreiche Teufelrotte gelegentlich diesen und jenen derben Zug und Ull mit den Zuschauermassen. Aber das geschah doch nur episodisch und beeinträchtigte die feierliche Haltung der Actores und der Zuschauer kaum bemerkbar. Nicht selten erhob sich die Stimmung der Zuschauermasse zu wirklicher Andacht, auch brachen insbesondere die Frauen dann und wann in lautes Weinen aus.

Am Grünen Donnerstag Abends um 7 Uhr, begann bei Fackelbeleuchtung das Spiel. Während das vom Stadtzintenisten dirigirte Orchester ein ernstes Päludium spielte, trat droben auf der noch geschlossenen Bühne der Dekan der Stadtkleriker unter die versammelten Actores, ermahnte sie, daß jeder und jede zur würdigen Durchführung der heiligen Action beitragen möchten, sprach dann ein Gebet und schloß mit den Worten: „Nun, im Namen Jesu, fauget an!“ Der erste Auftritt gab, so zu sagen, die Exposition des ganzen Drama's: den Abschied Jesu von seiner Mutter Maria vor seinem Ausbruch gen Jerusalem. Dort spielte der zweite Auftritt, eine Sitzung des jüdischen Synedriums unter dem Präsidium von Kaiphas. Der dritte Auftritt brachte die Verhandlung des Judas von Karioth mit dem hohen Rath. Die bekannte Provisio — in Wien

*) Katholische Tröbsteinsamkeit, herausgegeben von Pfarrer Holzwarth, Bd. 7, S. 117 fg. Mainz 1856.

würde man sagen das „Trinkgeld“ — von 30 Sekteln oder Silberlingen für das Verrathsgeschäft wurde gefordert und bewilligt, worauf der Verräther triumphirend abging mit den Worten:

„Gelt, Jesu! ist hab' ich ein's Dir
 Gar meisterlich verſeſet?
 Erfahren wirſt Du bald von mir,
 Wie hoch Dich Judas ſchätzet.
 Doch muß ich mich noch ſtellen an,
 Als ob ich wär Dein Freunde,
 Damit vermerken niemand kann,
 Daß Judas ſei Dein Feinde.“

Folgten dann die Fußwaſchungs- und Abendmaßſcenen, denen ſich der große Auftritt auf dem Delberge anſchloß. Aus der Judenrotte, welche gekommen, den Sohn Gottes zu fangen, tritt Judas hervor, küßt den Verräther und ſpricht:

„Oh, Meiſter, ſei auf's ſchönſte mir
 Zu tauſendmal gegrüßet —“

worauf Jeſus:

„Oh, Freund, was gabe Anlaß Dir,
 Daß Du mich ſo geküſſet?
 Wenn auch Du warſt entſchloſſen ſchon,
 Von mir ganz abzuweichen,
 Warum verrathſt des Menſchen Sohn
 Durch dieſes Freundschaftszeichen?“

In den weiteren Scenen, biß zur zwölfſten, ſpielten ſich ab die Anklage und Verurtheilung Jeſu vonſeiten des Synedrums, die Verleugnung und die Neue Petri, die Klagen der Maria über das Loos ihres Sohnes u. ſ. w. Um 10 Uhr Abends wurde das Spiel beſchloſſen, um am folgenden Tage, Mittags 12 Uhr, wieder aufgenommen zu werden. Dieſe zweite Abtheilung eröffnete die endgültige Beſchlußfaſſung des hohen Rathes über den verleugneten, verrathenen und verurtheilten Meſſias: —

„Er ſterbe! Ja, das wollen wir:
 Kein' Gnad' ſoll er erlangen.
 Pilato gleich ihn führ' man für!
 Am Kreuzholz muß er hangen.“

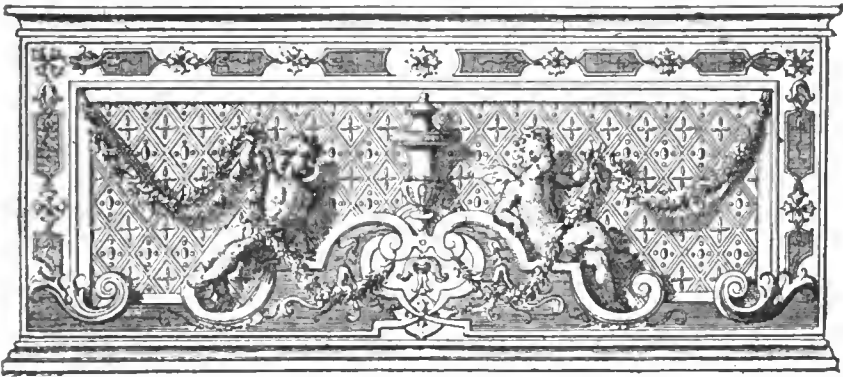
Während hierauf die Competenzconflicte zwiſchen dem Synedrium, dem römischen Landpfleger und dem König Herodes dramatiſch erlebigt werden, hat ſich der Mann mit den 30 Silberlingen verzweifelt erhenkt und iſt zur Hölle gefahren. Der Höllenrachen thut ſich auf und ſpeit Flammen. Man ſieht eine Menge von Teufeln darin herumwuſeln und hört den verdamnten Verräther jammern:

„Ach weh, ach weh! Oh, Bitterkeit!
 Ach, Elend! Noth in Ewigkeit!
 Hätt' ich den Meiſter nit verrathen,
 Müßt' ich nit ewig, ewig braten!“

Der 23. Auftritt zeigte das Jammerbild des „Ecce Homo!“ und der 24. die Ausfällung des Todespruches über den Heiland. Derweil sodann das Personal des Passionsspiels zur Kreuzwegprocession sich rüstete und ordnete, wurde zur Erbauung der Zuschauer eine Reihe von lebenden Bildern auf der Bühne gestellt, vorgeführt und mittels kurzer Sprüche erklärt, in etwas naiver Verbindung freilich. Denn neben alttestamentlichen Gruppen wie Adam und Eva, Josef und seine Brüder, Jephtha und seine Tochter sah man allegorische Figuren wie die sieben Todsünden und Gestalten der deutschen Sagenwelt wie die Pfalzgräfin Genovefa mit ihrem Schmerzreich und der Hirschfuß. Die Kreuzwegprocession, den Schmerzensgang des sein Kreuz schleppten Jesus nach Golgatha darstellend, bewegte sich von der Stätte des Passionsspiels aus durch verschiedene Gassen der Stadt und lehrte über den großen Marktplatz zur Stiftskirche zurück. Der Act der Kreuzigung selbst fand nicht statt. Die Aufrichtung des Kreuzes Jesu und der beiden Schächerkreuze auf der Bühne beschloß das ganze Spiel und unter den Klängen eines Trauermarsches wurden die Vorhänge zugezogen.

Die Gesamtwirkung wird, wie mir scheint, dadurch bezeugt, daß die nach der Stadt geströmten Volksscharen nach Beendigung des Mystariums nicht lärmend und lachend, sondern still, ernst und nachdenklich in ihre Dörfer heimzukehren pflegten. Allem nach, was ich darüber in Erfahrung bringen konnte, hatte das Passionspiel von Gmünd durchaus nicht den häßlichen Weigeschmack einer geschäftlichen Speculation, sondern war und blieb bis zuletzt eine wesentlich religiöse Handlung. Nur die dünhelhafte Vielwifferei unserer Tage weiß aber nicht oder leugnet in ihrer Bornirtheit und Volkshremdheit, daß das Volk — worunter ich freilich nicht die Böbelhorden der großen Städte verstehe — nur mittels religiöser Vorstellungen mit der idealen Welt in Beziehung gesetzt werden kann. Ich stehe daher keinen Augenblick an, zu sagen, daß die mittelalterlichen „Mysterien“ und „Moralitäten“ allen ihren Graß- und Grellheiten zum Troß für das Volk immerhin eine gesündere Geistesnahrung waren, als es die scham- und zuchtlosen Ringeltangeleien von heute sind.

Das Passionspiel von Gmünd stand und fiel mit der Existenz seiner Heimatstätte als Reichsstadt. Zur Osterzeit von 1803 ist es demnach zum letztenmal tragirt worden. Das anhebende Jahrzehnt der Franzosennoth mag den Gmündern die Sache wohl noch mehr verleidet haben als das ihnen anfänglich so unliebsame „würtembergische Schreiberregiment“. Der Bürger, welcher bei der letztmaligen Aufführung den Heiland spielte, hieß Nepomut Forster und hatte den freilich nicht sehr heiländisch klingenden Spitznamen „Der Geigelesbid“.



Marime Du Camp.

Don

Ferdinand Hiller.

— Köln. —

Linnerhalb der letzten 18 Monate hat die „Revue des deux mondes“ ihre Leser mit einer Folge von Abschnitten beschenkt, die jetzt zum Abschluß gelangt sind — sie bilden einen vollen stattlichen Band, ein fesselndes, anregendes Buch unter dem Titel: „Souvenirs littéraires par Maxime Du Camp, de l'Académie française.“ Der Name des Buches (ich sage nicht des Autors) verspricht viel weniger, als es hält.

Die Freude, die diese „Erinnerungen“ mir gemacht, möchte ich gern denjenigen verschaffen die der französischen Rundschau fernstehen, indem ich sie darauf hinweise, und dieser lobenswerthen Absicht entspringen die folgenden Mittheilungen. Leicht würde es gewesen sein, aus dem Capital-Buche ein glänzendes Capitel zusammen zu stellen, aber das wäre, wie wenn man einem schönen Vogel einige seiner strahlendsten Federn ausrupfte, um zu zeigen, wie schön er sei. — Man mißhandelt das arme Geschöpf und giebt doch keine Anschauung desselben.

Lieber möchte ich versuchen, ein Bild des Verfassers zu entwerfen, wie es in mir entstanden, — aus seinen verschiedenen Schriften sich verkörpert hat — (leider hatte ich nie das Glück, ihm persönlich zu begegnen). Man mag sich dann vorstellen, was er alles zu sagen weiß, wenn er sich — auch nur in beschränktem Maße — seinen „Erinnerungen“ hingiebt, — erzählend, beschreibend, lobend und tadelnd, plaudernd und betrachtend, aus guten und schlimmen Tagen.

Ein Stück polizeilicher Auskunft gehört unabweislich zu jeder Personalkenntniß. Maxime Du Camp, geboren den 8. Februar 1822 in Paris, verlor den Vater, einen bedeutenden Wundarzt, schon im dritten Jahre — keine näheren Familienbeziehungen griffen in sein Leben ein, als die zur Mutter und — zur Großmutter. In unabhängigen Vermögensverhältnissen, verwandt und befreundet mit bedeutenden Geschlechtern, trat er in die Welt mit jener Freiheit und Gleichheit, die so viel beneidet und so gefährlich sind. Kaum mündig, erwählte er das Schriftstellerthum als Lebensberuf; der Leidenschaft, mit der er es ergriff, ist die Liebe gefolgt, und dem Ende seiner Laufbahn sich nähernd, stellt er es mit troziger Ueberzeugungstreue als das Beste und Höchste hin, was dem Menschen hienieden gegeben, — in guten Stunden zu doppelter Freude, in schlimmen zu beruhigendem Troste.

Er mag recht haben, wenn man es so auffaßt wie er es thut, auch abgesehen von den günstigen Lebensbedingungen, die ihm zutheil geworden. Wer hat in gleichem Maße wie der Schriftsteller das Recht, die Welt anzupacken, wo es ihm gefällt, wo er glaubt wirken zu können, wo er hoffen darf Neues zu entdecken, wo er sich gedrungen fühlt das auszusprechen, was er für das Rechte, das Wahre hält? Er vergräbt sich in die Einsamkeit, er durchfliegt Länder und Meere, vertieft sich in die Mysterien der Künste, in die Geheimnisse der Natur, er beobachtet die Menschen in der ungeheuren Mannigfaltigkeit ihrer Beschäftigungen, ihrer Existenzbedingungen, ihrer Leidenschaften; sich selbst beobachtend durchlebt er sein Leben und darf hoffen Tausende zu erquickten durch die Erlebnisse, die ihm geworden, durch die Erfahrungen die er gemacht und durchdacht hat.

Leider heißt es aber hier nicht: grau ist die Theorie! Nein, die Theorie ist pracht- und prunkvoll, die Wirklichkeit jedoch ist allzuoft nicht grau, nein, dunkelschwarz, wenn die Freiheit der persönlichen Stellung, den plumpen Erfordernissen des Lebens gegenüber, nicht gewahrt ist. Das bedarf keiner weitem Ausführung, und Du Camp selbst bringt uns Beispiele genug solch' unglückseliger Kämpfe gerade da, wo wir sie am wenigsten vermuthen. Er selbst freilich benutzte die ererbte Unabhängigkeit, um sie sich nach allen Seiten hin zu wahren, trachtete weder nach Stellen noch Ehren, gab sich keiner Gattung von Partei hin und auch von den beglückenden und stählenden, immerhin fesselnden Banden der Familie blieb er frei, gleichviel ob es sich so machte, ob er es so wollte. Das Gewollteste und Ungewollteste entspricht gleichmäßig unserm Ich, mag dieses selbst sich so abhängig oder unabhängig vorstellen als es wolle.

Durchfliegen wir nun Du Camps Leben, betrachten wir die Verührungen in die es ihn brachte mit Land und Leuten, mit Individuen, Verhältnissen, Begebenheiten — die Ergebnisse werden sich dann leicht finden.

Schon in der Wiege knüpfte sich ein nie gelockertes Freundschaftsband mit Louis de Cormenin, dem Sohn jenes Cormenin, der durch seine unter dem Namen Timon veröffentlichten Schriften eine so ernste, geachtete und

gefürchtete Stellung errang. Die Julitage warfen ihre Schatten in Du Camps Kinderjahre, während welcher Ernst Feydeau, ein gleichaltriger Knabe, sich schon in der Schule auf's Eigenthümlichste bemerkbar machte. Während Magime in den großen Pariser Collegien Jahre widerwärtigster Sklaverei zubringt, wüthet die Cholera, und die Insurrectionen der dreißiger Jahre dringen durch die Pforten der Bildungsstätten. Seltsame Besuche des Theaters, insbesondere die erste Aufführung von Alfred de Vigny's „Chatterton“ bekräftigen seinen Enthusiasmus für das Wirken des Schriftstellers, des Dichters — die romantische Schule, mit Victor Hugo an der Spitze, vereint die jungen exaltirten Köpfe und befördert das Wachsthum tollster literarischer Projecte. Nach Absolvirung der Gymnasialstudien kommt eine Zeit unregelmäßigen geistigen Vagabundirens, dessen Kern aber doch stets das leidenschaftliche Interesse für allseitige Literatur bildet, bis dann der Entschluß, nichts sein zu wollen, als Schriftsteller — nichts erlangen zu wollen, als was diesem erreichbar, sich trotz aller Widersprüche der Seinen bethätigt und so der Grund für alle Zukunft gefestigt wird.

Unter den unbekannt Gebliebenen, halbbekannt oder berühmt Gewordenen, mit welchen Du Camp seine schriftstellerischen Neigungen zusammenbringen, befindet sich auch Gustav Flaubert, der später als Verfasser von „Madame Bovary“, „Salambo“ und anderen weniger gelungenen Werken sich eine so große Stellung in der neuern französischen Literatur erwarb. Mit diesem außerordentlichen, ja ungeheuerlichen Menschen befreundete sich Du Camp auf's Engste, mit seinem Tode schließen auch die „Erinnerungen“ ab, als deren Held er fast erscheint. Wie unendlich verschieden viele der genanntesten französischen Autoren und Künstler von den Wildern sind, die sich bei uns mit allem Französischen verknüpfen, springt in Du Camps Schilderungen fortwährend in die Augen. Seltsame, originale, ja bizarre Charaktere, wie sie sogar bei den Engländern, diesen Idealen der Absonderlichkeit, kaum vorkommen mögen. — Eine unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Orient, genährt durch Bücher und Persönlichkeiten, veranlaßte den unabhängigen Jüngling zu einer Reise in den Archipel, nach Constantinopel — auf dem Rückweg machte er von Rom aus einen Abstecher nach Algier. Er lernt da die vornehmsten Orientalen kennen, lebt in der Villa Medici in Rom inmitten seiner vaterländischen Kunstgenossen, in Afrika mit seinen Landsleuten, den französischen Offizieren, wie mit den Arabern, zu welchen er auch später in freundlichen Verhältnissen bleibt.

Nach der Rückkehr in die Vaterstadt treten, neben Flaubert, der Bildhauer Pradier, der berühmte Maler Millet, Chateaubriand und Andere in den Vordergrund. Ohne politischen Enthusiasmus, aber als Cultur mensch betheilt sich Du Camp, Offizier in der Nationalgarde, an dem furchtbaren Sunikampf des Jahres 1848 und erhält aus den Händen Cavaignacs selbst den Orden der Ehrenlegion. (Nicht er spricht von dieser Auszeichnung, sondern die trocken-sachliche „Biographie nationale des Contemporains“). Nur langsam

genas er von einer bedeutenden Verwundung. Ein anderer literarischer Held, der gefeierte Théophile Gautier erscheint auf der Pariser Scene. Dann geht er wieder, diesmal in Gesellschaft Flaubert's, über's Meer. Die Freunde halten sich in Alexandrien, Constantinopel, Athen längere Zeit auf — sie begegnen den tollsten Figuren, den fabelhaftesten Abenteurern und Flaubert entwickelt Seltsamkeiten, die unglaublich scheinen. Napoleons Staatsstreich erlebt Du Camp wieder in der Hauptstadt, wo er sich an der Gründung der „Revue de Paris“ betheiligt. Seine zahlreichen in Egypten und Rubien, Kleinasien und Palästina gefertigten Clichés, die dem ersten Werke als Grundlage dienen, in welchem Photographie und Typographie sich verbanden, brachte ihn in vorübergehende Berührung mit dem künftigen Kaiser, dessen Regiment, namentlich durch die Anebelung der Presse, ihm zu schaffen machen sollte — „Madame de Bovary“ erschien in der „Revue de Paris“ — seinem literarischen Lieblingskinde, — großer Aufruhr — und später Unterdrückung der beliebten Rundschau.

Unterdessen befreundet sich Du Camp mit dem Chef der St. Simonisten, dem père Enfantin — er beobachtet die Verrücktheiten der Spiritisten in der Nähe. Der Krieg in Italien lockt ihn dorthin — er sieht Cavour — folgt den Zügen Garibaldi's und verlebt mit Alexander Dumas in Neapel die interessantesten Tage.

Wer tritt nicht in den Gesichtskreis unserer „Bitteraten?“ Lamartine Banfrev, Mérimée — die epochemachenden oder gemacht habenden Maler Eugres, Bernet, De la Croix! Es kostet die größte Ueberwindung, Nichts zu verrathen, von allem, was da zur Sprache kommt — von merkwürdigen Zügen, köstlichen Aneboten — aber ich bescheide mich.

Ueber Lui et elle, elle et lui — nämlich Alfred de Musset und George Sand, liest man hier die Wahrheit. Die bedeutendsten Mitarbeiter der „Revue des deux mondes“, in welcher er jetzt seine Arbeiten veröffentlicht, im „Journal des débats“ u. s. w., die J. Janin, de Sach, Paradol, treten uns vor's Auge und man weiß kaum mehr, wo man hinzusehen hat. Die politischen Revolutionen seines Vaterlandes hatte Du Camp mit einer Art entfagender Indifferenz an sich vorüberziehen lassen, ja die Umkehr des Kaisers zum Liberalismus erfüllte ihn mit frohen Hoffnungen, als der Krieg vom Jahre 1870 eintrat, mit dem unerhörten Falle des Kaiserreichs, mit der darauf folgenden Belagerung und dem furchtbaren Finale der Commune, während welcher Bedrängnisse Du Camp seine Vaterstadt nicht verließ. Man begreift, wie diese Schicksalschläge auf ihn wirken mußten. Schon vorher hatte er den Freund der Kindheit, Cormenin, verloren — im Jahre 1880 starb auch Flaubert. Tief gebeugt setzt er sich nun hin und läßt die Manen der Verbliebenen, die Manen des Erlebten an sich — an uns vorüberziehen. Der Titel seines Buches ist vielleicht das Einzige was darin nicht richtig — nicht „Souvenirs littéraires“ dürfte es heißen, sondern „Souvenir d'un littérateur. Weit gehen die Erinnerungen hinaus über das, was man

litterarisch nennen darf, man müßte denn die ganze Welt mit diesem Worte umfassen wollen.

Du Camp hat viele Bände geschrieben, die, wenigstens außerhalb seines Vaterlandes, nicht zu großer Verbreitung gelangt sind, in Versen und in Prosa: Reisen im Norden und im Süden — Kunstcritiken — Novellistisches — didaktische Gedichte und was nicht alles mehr. Das Werk aber, welches jedenfalls den Schwerpunkt seiner Leistungen bildet, wenn ihm auch nicht der populäre Reiz der „Erinnerungen“ innewohnt, heißt: „Paris, ses organes, ses fonctions et sa vie“ (1869). Wir haben es in der „Revue des deux mondes“ nach und nach in seinen einzelnen Theilen kennen lernen und bewundert. Ich kann mich nicht enthalten aus den „Erinnerungen“ etwas ausführlicher mitzutheilen, wie es entstanden; auch hier, wie so oft, weiß man nicht, ob eine Art von Zufall, ob eine plötzliche innere Erleuchtung, das zu Tage gefördert, was dann später als ein Unausbleibliches, Nothwendig-Geborenes erscheint.

„Um's Jahr 1865 litt ich“ — erzählt Du Camp — „an meinen sonst vortrefflichen Augen — man schickte mich zu einem bekannten Optiker in der Nähe des Pont-Neuf — er legte mir ein Buch vor, in normaler Entfernung und ich warf den Kopf zurück. ‚Ach, rief der brave Mann aus, Sie blasen Posaune! — da hilft nur die Brille.‘ — Ich fügte mich und ging, um ihm Zeit zu lassen, zur Brücke, wo ich mich, es war ein schöner Maiabend, auf eine Bank setzte. Auf der Seine ruderte man die Pontons einer Schwimmschule zusammen; die „Münze“ jagte ihre Rauchwolken gegen den Himmel; Droschken waren aufgestellt und Omnibusse rasselten vorüber; Stadtfergeanten, aus der Polizeipräfectur kommend, vertheilten sich gruppenweis, nach verschiedenen Richtungen ziehend; der Wagen eines Zellengefängnisses drängte sich durch die Volksmenge; Händler und Krämer suchten mit ihren Karren durchzukommen. Wie oft hatte ich alles das vor Augen gehabt? Warum bewegte mich dies Schauspiel an jenem Abend auf eigene Weise? Warum erblickte ich in all dem Treiben die Offenbarung einer höheren Vorsicht? Ich weiß es nicht zu sagen, — aber Paris erschien mir plötzlich wie ein ungeheueres Geschöpf, seine Functionen durch die eigensten Organe mit bewundernswerthester Sicherheit und Genauigkeit vollendend. Ich verfiel in tiefes Sinnen — unbeweglich blieb ich sitzen — durch die Gedanken, die sich meiner bemächtigt, allem äußeren Treiben entzogen; als die Dämmerung eintrat, erwachte ich — längst hatte ich vergessen, daß der Brillenmann seit zwei Stunden mich erwartete — aber fest entschlossen stand ich auf, das Räuberwerk, das Paris in Bewegung setzt, bis ins Einzelne zu ergründen.“

Ich verlasse die weitere Ausführung und füge nur noch hinzu, daß sich Du Camp mit jener Energie seiner Arbeit hingab — die sie erforderte und die ihn freilich zwang, sich allen möglichen und unmöglichen Beschäftigungen hinzugeben. „Ich lebte auf der Briefpost,“ erzählt er uns, „war wie angestellt an der Staatsbank — ich habe mit den Messgern Ochsen geschlachtet,

mich den verschiedenen Gattungen von Polizeiagenten auf ihren Expeditionen gefolgt, — in den Zellen der Gefangenen hielt ich mich auf und begleitete zum Tod Verurtheilte bis auf die Bretter der Anatomie, — die Stätten des Elends habe ich aufgesucht, in Betten der Spitäler geschlafen, die Schmuggler mit den Zollbeamten belauscht. Auf den Locomotiven der Schnellzüge bin ich gereist, habe mich in Häusern der Geisteskranken einsperren lassen, um die armen Narren zu beobachten. Von keiner Ermüdung, von keiner Untersuchung, von keinem Ekel habe ich mich zurückschrecken lassen; aber das sind keine litterarischen Erinnerungen — ich muß zu diesen zurückkehren und darf nicht von persönlichen Dingen sprechen, die den Leser nicht interessiren können.*

Wer jene Studien gelesen, weiß, daß noch viel mehr in ihnen enthalten, als angedeutet. Die Erziehungsanstalten defecter Menschenkinder, wie die höchsten Bildungsstätten treten uns vor die Augen, und je mehr, je Genaueres man erfährt, desto höher wächst das Interesse. Kein Roman ist fesselnder, kein Schauspiel anregender, als die Darlegung aller jener Institutionen, in welchen sich die ungeheure Macht unserer heutigen Kulturverhältnisse auf's Großartigste offenbart. Mit gleicher Gewissenhaftigkeit gab Du Camp in der „Revue“ seine Erfahrungen und seine Untersuchungen, die Herrschaft der Commune betreffend, wieder — neben der ganzen Fülle sittlicher Entrüstung doch auch keinen Menschen, keinen Zug vorübergehen lassend, die versöhnend aus jener Nacht hervorleuchteten.

Welch ein reiches, beneidenswerthes Leben liegt hier vor uns ausgebreitet — welcher Gaben bedurste es aber auch, um es durchleben zu können! Welcher Anlagen, welcher Kräfte!

Du Camp ist offenbar eine jener elastischen Naturen, wie sie bei den Männern des Südens, speciell bei den Franzosen, nicht selten angetroffen werden, körperlich und geistig gewandt, körperlicher und geistiger Anstrengungen spottend. Sein Gedächtniß, die Grundlage für jede höhere Leistung, scheint staunenswerth — die kleinsten Einzelheiten aus den fernsten Zeiten stehen ihm vor den Augen; und er giebt sie wieder, wie wenn er sie im Moment abzeichnete. In Sprachen und Litteraturen muß er sich gewaltig umgethan haben — er versteht den Occident und den Orient. Seine eigene Sprache behandelt er mit jener Leichtigkeit, Lebendigkeit, Durchsichtigkeit und Anmuth, wie sie das unbestrittene Vorrecht unserer gallischen Nachbarn sind. Was er erzählt, hören wir nicht an — wir erleben es. Die Resultate, zu welchen er gelangt, haben wir selbst gefunden. — Geistreich, witzig zu sein, liegt außerhalb seines Willens — vielleicht fehlen ihm die nöthigen Ingredienzien zu dem, was man oft darunter versteht. Aber allem, was er sieht, hört, erfährt, beobachtet, weiß er die charakteristische Seite abzugewinnen, weiß es ergötzlich, ja komisch, — ernst, ja tragisch hinzustellen. Jede Uebertreibung liegt ihm fern — höchstens könnte man ihm vorwerfen, daß seine Bescheidenheit allzu sehr hervortritt — man kann unmöglich weniger von eigenen Leistungen sprechen, wenn man die eigenen Erinnerungen

niederschreibt. Die Bescheidenheit zeigt sich jedoch hauptsächlich in dem, was er verschweigt oder nur kurz berührt — der Ton des Sprechenden hat eine eigenthümlich schneidige Vibration und manches ist so gesagt, als ob ein Widerspruch wie ein Defsi aufgenommen werden würde. Es bedurfte dessen nicht, um jeden Zweifel an der Wahrheitsstreue des Erzählers zu beseitigen. Auch das Wesen seiner liebsten Freunde schildert er ohne jede Uebertreibung, ohne Bemäntelung ihrer Schwächen, ohne Entschuldigung ihrer Fehlgriiffe. — Wir sind nun einmal gar sehr unvollkommene Geschöpfe! Das ist bei ihm, wie immer und überall, das Ende vom Liede. Diese allgemeine Erfahrung aber legt seiner Entrüstung dem Schlechten gegenüber keine Schranke auf, und es ist unmöglich, das, was seine Landsleute verbrochen, mit schärferen Worten zu beurtheilen, als Du Camp es thut. Es giebt freilich Dinge, über welche Freunde und Feinde zu demselben Ergebniß gelangen müssen — wenn sie nämlich die Kraft haben, der Wahrheit in's Antlitz zu schauen. Dieser Kraft ermangelt unser Autor nie, wo ihm das sittlich Schlechte entgegentritt. In seiner Würdigung derjenigen Dinge aber, wo es sich, wie in Kunst und Litteratur, um verschiedene Richtungen handelt, die sich freilich oft genug diametral gegenüber stehen, sucht er einen möglichst unparteiischen Standpunkt einzunehmen — das Interessante, Geistreiche, Bedeutende, Schöne zu erkennen, unter welcher Form es sich finde. Sowohl in seiner Würdigung der plastischen Künste als der Erzeugnisse der Litteratur tritt dies fortwährend zu Tage. Es ist der richtige Standpunkt des Kritikers! Unsere Tonkunst wird leider selten berührt — mir scheint jedoch der Verfasser hier einseitiger zu sein, wofür ich ihm danke, denn die echte Liebe ist nicht objectiv.

Ich glaube schon erwähnt zu haben, daß Du Camp in Dingen der Politik eine eigenthümliche Ruhe bewahrt, wahrscheinlich weil er für das, worum es ihm zu thun ist, Freiheit und Gerechtigkeit für sich und Andere, keine besondere politische Partei findet, und weil unter allen Regierungsformen fast gleichmäßig dagegen gesündigt wird. Politischer Ehrgeiz liegt ihm fern! Wir haben es, alles in allem, mit einem unabhängigen Geiste und Charakter zu thun, dem nichts so sehr am Herzen zu liegen scheint, als Wahrheit im Fühlen und Denken, im Leben und Handeln. Daß daneben die Liebe, die echteste Liebe, sehr wohl bestehen kann, zeigt seine hingebende Treue den Freunden gegenüber — nie macht sie ihn wankend in seinen Ueberzeugungen, aber er bewahrt sie auch da, wo er mit seinem Urtheil nicht beistimmen kann. Wie er es Freundinnen gegenüber gehalten? — das scheint nicht in litterarische Erinnerungen zu gehören — wir können aber versichert sein, daß der Mann von Ehre sich nie verleugnet haben wird.

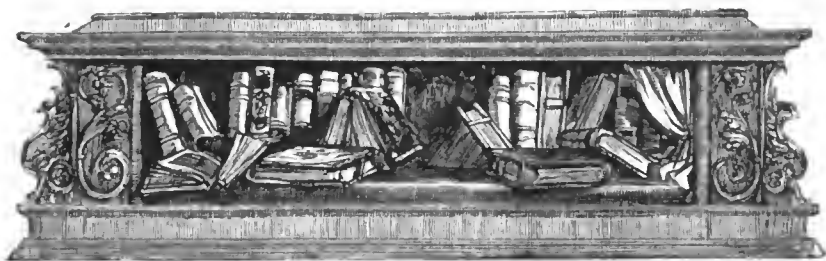
Fast fürchte ich schon zu viel gesagt zu haben, sowohl für die, die mir Glauben schenken, als vollends für solche, die dazu keine Neigung verspüren, aber es ist schwer zu enden, wenn die Ueberzeugung die Feder führt. Zum Schluß erlaube man mir die Worte herzusetzen mit welchen der Autor seine Erinnerungen zusammenfaßt, das Glaubensbekenntniß des Schriftstellers und des Mannes.

„Was ich diesen traurigen Seiten zuzufügen habe, ist schnell ausgesprochen. Man behauptet Willemain habe gesagt; „Das Schriftstellerthum führt zu Allem, wenn man aus ihm heraustritt — ich behaupte dagegen, es bringt Trost für Alles, wenn man ihm treu bleibt, wenn man sich ihm ganz hingiebt und ihm nie die höchste Achtung verweigert. Die litterarische Thätigkeit ist in guten und schlechten Stunden das Beste, was man finden mag; um den, der sie liebt, bildet sie einen Wall gegen alles Ephemere, sie zieht einen Kreis um uns, der keine Freude ausschließt, aber dem Gemeinen den Eintritt verbietet. Ich kenne keine schönere Wirksamkeit, als die des unabhängigen Schriftstellers. Wenn er mit der Liebe zur Arbeit und zur Wahrheit ein wenig Bescheidenheit verbindet; wenn er, unbekümmert um vorübergehende politische Formen, nach der Gerechtigkeit und Wahrheit strebt; wenn er keinen andern Ehrgeiz kennt, als sein Bestes zu thun; wenn er, trotz aller Deceptionen, die das Leben bringt, die Größe seiner Zeit erkennt und bewundert; wenn er das Glück hat, Freunde besessen zu haben und zu besitzen, wie die, die ich verloren und die die mir geblieben, — so mag er seinem Schicksal danken, es war ein glückliches.“

Sein Bestes kann man freilich überall thun, Freunde haben wir hoffentlich Alle, und Vieles vom Schönsten, was Du Camp zu dem Glück des Schriftstellers zählt, kann man auch in anderen Sphären erreichen. Hoch erfreulich ist es aber, einem hervorragenden Manne zu begegnen, der am Ende seines Lebens seinem Berufe gerecht bleibt, wenn er in demselben auch nicht alles gefunden, was er zu erreichen getrachtet und gehofft haben mag. Allzu oft schreibt der Wanderer es dem Wege zu, wenn er nicht kräftig genug auszusprechen wußte, um ans Ziel der Reise zu gelangen.

Köln, im November 1882.





Au Bonheur des Dames.

Roman von Emile Zola.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Alle Männer, auch diejenigen nicht ausgenommen, die im Begriff stehen, sich mit der Längstersehnten und Heißgeliebten zu vermählen, werden mir zugeben, daß es hienieden kaum etwas Abspannenderes, Ermüdenderes giebt, als das stundenlange Verweilen in einem großartigen Modegeschäfte, vollgepfropft mit Waaren von erdrückender und betäubender Mannigfaltigkeit, mit Hunderten von verbindlich lächelnden, die Vorzüglichkeit der Artikel anpreisenden Verkäufern und Verkäuferinnen, mit gar nicht zufriedenzustellenden, mäkkelnden, feilschenden Kunden und deren mißmuthigen Begleitern — daß es nichts Entseßlicheres giebt, als den Aufenthalt in einem jener mit schreiender Pracht ausgestatteten, überladenen von buntsfarbigen Stoffen aller Art schillernden, von Bändern und Federn durchflatterten Riesengeschäfte, wie sie das Großcapital in den Weltstädten geschaffen hat, um den heißhungrigen Bedürfnissen des Luxus zu entsprechen und die pimmerfatte Gier der Puzsucht wo möglich noch anzustacheln. Der Besuch eines dieser gewaltigen Räume, dieser „dem verschwenderischen Wahnsinn der Mode geweihten Tempel“, bietet alle Unzukömmlichkeiten dar, welche die Besichtigung der Museen und Sammlungen mit sich bringt, ohne eine der Entschädigungen, die uns die Werke der beruhigenden Kunst gewähren. Eine Viertelstunde, meinetwegen eine halbe Stunde, läßt man sich den Spaß gefallen, man interessirt sich für die Großartigkeit der Verhältnisse, für die Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit der Verwaltung und inneren Einrichtung, man bewundert den Geschmack in der Anordnung, man staunt über den eigenthümlichen und beredten Ausdruck, den hier die Macht des Capitals findet. Die unaufhörliche Fluth der zuströmenden und abfließenden Menge,

das geschäftige Hin- und Herlaufen der Verkäufer, der Pakete schleppenden Bedientener, der Sturm auf die Kasse: mit einem Worte, das ganze, eigenartige, unglaublich belebte Bild fesselt unser Auge, und das tausendstimmige Summen und Surren, das es begleitet, beschäftigt unser Ohr. Aber bald wirkt diese Scene trotz ihrer Mannigfaltigkeit oder vielleicht gerade deswegen tödtlich einsörmig und erschlassend; wir fühlen uns wie zerschlagen und athmen auf, wenn der Schweizer in strahlender Livree die Thür hinter uns schließt.

In seinem neuesten Roman: „Au Bonheur des Dames“ *) hat Emile Zola nun die Grausamkeit, uns volle zehn Stunden — denn diese Zeit beansprucht das aufmerksame Lesen des merkwürdigen Buches — in einem solchen Modegeschäft festzuhalten. Fast ohne Unterbrechung müssen wir ihm während dieser zehn Stunden durch alle Geschäftsräume, vom Keller bis zum Söller folgen; sieben oder achtmal müssen wir den einkaufenden Damen oder den besichtigenden Directoren in ganz langsamem Schritt durch den dichten Schwarm der schwabenden und klatschenden Käufer und Verkäufer folgen. Wir sind todtmüde, wir bitten um Gnade; aber unser schonungsloser Führer ist unbittlich! Immer wieder müssen wir den verhassten Rundgang antreten, immer wieder die verschiedenen Lager mit einer Aufmerksamkeit, die uns aufgezwungen wird, mustern, immer wieder die schwarzen Wollstoffe, die buntfarbigen und bedruckten Baumwollstoffe, die Damentoiletten, die Kinderanzüge, Cravatten, Spitzen, Weißwaaren, Tischwäsche, Küschen, Gardinen, Futterstoffe, Strumpfwaaaren, gewirkte Waaren, Shawls, Handschuhe, Parfümerien, Schirme, Möbelstoffe, Teppiche, Posamentierwaaren, Federn, Bänder u. ganz genau in Augenschein nehmen. Hat diese Aufzählung schon etwas Langweiliges, so bedenke man nun, was die Schilderung aller verschiedenen Lager in ihren Einzelheiten, mit genauer Bezeichnung der speciellen Stoffe und Schnitte, dem Leser eines Kunstwerkes für Qualen auferlegt und einen wie tiefen Mißmuth sie bereitet. Sind wir in Wahrheit in einem solchen kolossalen Geschäft, so können wir doch unter Umständen die Augen schließen; wir brauchen doch nicht überall stehen zu bleiben und Alles zu besichtigen! Aber bei Zola sind wir viel übler daran: wir sehen Alles ganz genau; die Anschaulichkeit seiner Schilderung ist wahrhaft entsetzlich! Ab und zu wandelt uns die Lust an, etwas leichtsinniger über diese Schilderungen hinwegzulesen, ein bißchen zu schmökern; aber das geht nicht. Die eigenartige Kunst Zolas fesselt uns wider Willen, und wenn wir uns auch gar nichts daraus machen, einem Frühjahrsverkauf beizuwohnen, wenn wir uns auch für die Einführung eines neuen Seidenstoffes nur mäßig interessiren und es uns ziemlich kalt läßt, ob derselbe fünf Centimes mehr oder weniger im Meter kostet, wir müssen es ruhig über uns ergehen lassen, denn die Kunst der Darstellung läßt uns nicht los. Auf diese Eigenthümlichkeit werde ich leider noch zurück-

*) Paris, E. Charpentier, 1883.

kommen, hier habe ich sie nur flüchtig berühren müssen, um festzustellen, daß der Ort der Handlung den meisten männlichen Lesern durchaus antipathisch sein muß und sie aufs Außerste ermüdet. In demselben Maße aber ist die Handlung selbst diesmal erfrischend und sympathisch.

Wie immer bei Zola ist auch in dem neuesten Romane diese Handlung, wenn ich mich des Bildes bedienen darf, nur die Melodie, die von den breiten, rauschenden Harmonieen einer großen Idee getragen wird. Es handelt sich diesmal um den Todeskampf, das letzte Nöcheln des vom Großhandel zu Boden gedrückten und vernichteten Kleinhandels.

Mit einer gewissen trüben Theilnahme sieht Zola diesem Vernichtungskampfe zu, dem Dahinschlachten des redlichen, arbeitsamen, tüchtigen kleinen Mannes, der das ererbte Geschäft auf derselben Grundlage, auf der es ihm überkommen ist und auf der es den Wohlstand der vergangenen Geschlechter gegründet hatte, fortführen will, durch den ungeschlachten Koloss, der Tausende von Einzelkräften zu einer erdrückenden Gewalt vereinigt.

Es ist ganz richtig, daß sich in dem letzten Jahrzehnt des Kaiserreichs dieser Gang zum Ungemessenen, Gewaltigen und Großartigen besonders deutlich gezeigt hat, — das Bestreben, durch die Größe, das Kolossale, Uebermächtige, Uebermenschliche und Ungeheure zu erdrücken, wie es sich auch in der Kunst des zweiten Kaiserreichs, in den Bauten der neuen Theater, der Boulevards u., ausgesprochen hat, — durch das Unverhältnißmäßige zu wirken, das gewissermaßen den Ring zwischen den ersten Anfängen und den letzten Ausläufern der Cultur schließt, in dem sich die rohe Barbarei des Thurmbaus zu Babel und die Ueberkultur der letzten Weltausstellung begegnen. Dieses Bestreben hat sich auch des Handels und Gewerbes bemächtigt. Die Industrie, die sich das Großcapital dienstbar gemacht hat, ist immer mehr erstarkt, und das auf die bescheidenen Mittel des Einzelnen angewiesene Kleingewerbe verkümmert. Zola empfindet für die unglücklichen Schlachtopfer, welche die Neuzeit in die Arena treibt, um von den eisernen Fäusten der Großen zermalmzt zu werden, allerdings ein aufrichtiges Mitgefühl, aber er ist doch zu sehr ein Kind seiner Zeit, um nicht zu erkennen, daß es unmöglich ist, diesem Vernichtungskampfe Einhalt zu thun, und um nicht zuzugeben, daß die Allgemeinheit aus dieser Hinnegelung des Schwachen durch den Starken Gewinn zieht. Die armen Opfer thun ihm leid, aber sie müssen fallen, und der Boden, den ihre Leichname düngen, zeitigt die Ernte, die die Allgemeinheit zu ihrem Wohlbefinden einsäht. Der Stillstand hat Unrecht und der Fortschritt hat Recht.

Denise, ein zwanzigjähriges, unansehnliches Mädchen, deren einzige Schönheit ihre ganz wundervollen bis zu den Knöcheln herabflutenden blonden Haare sind, die aber trotz der mangelnden körperlichen Reize die ganz unwiderstehliche Anmuth des wahrhaft Mädchenhaften, Jungfräulich-Keuschen besitzt, kommt mit ihren beiden Geschwistern in Paris an. Sie ist eine Waise; ihr Vater hat bei seinem Tode Nichts hinterlassen. Sie ist in

Balognes in das größte Modegeschäft als Verkäuferin eingetreten und hat es durch Sparfamkeit und Entbehrungen ermöglicht, ihre beiden Geschwister und sich selbst mit knapper Noth zu ernähren. Ihr Bruder, Jean, verräth Talent zur Bildschneiderei, und ein Herr, der eine von ihm gefertigte Kleinigkeit sieht, räth ihm, in Paris sein Glück zu versuchen. Er verspricht ihm, ihn gleich bei einem Meister, der ihn beköstigen und ihm Wohnung geben wird, unterzubringen. Da erinnert sich Denise des freundlichen Briefes, den sie nach dem Ableben ihres Vaters von dessen Bruder, dem Onkel Baudu erhalten und in dem dieser ihr gesagt hat, daß sie im Nothfall immer eine Zufluchtsstätte bei ihm finden würde. So entschließt sie sich denn zur Reise nach der Hauptstadt. Für den fünfzehnjährigen Jean ist ja gesorgt, der Jüngste, der kleine fünfjährige Bépé, wird wenig Last machen, und sie selbst, die arbeiten kann und arbeiten will, wird in Paris schon ihr Unterkommen finden, wie sie es ja in Balognes gefunden hatte.

Von der langen Eisenbahnfahrt auf den harten Bänken der dritten Klasse ermüdet, treffen sie auf dem Pariser Bahnhof ein und legen den zweiten Weg bis zur Wohnung des Onkels, nach der sie sich von der einen Straße zur andern zurechtfragen, zu Fuß zurück, alles bewundernd und anstarrend. Wie gebannt bleiben sie vor einem großartigen Magazin stehen, in dem sich soeben das erste Leben des Tages regt. Auf langen Seiten schildert Zola die Pracht des Einganges und der Schaufenster, die die kleine Gesellschaft nicht genug anstaunen kann. Endlich müssen sie sich doch von dem glänzenden Schauspiel losreißen. Man weist sie auf ein unansehnliches altes haufälliges Gebäude gegenüber, in dessen Erdgeschoß ein dunkler, muffiger Tuchladen sich befindet, als auf dasjenige, nach dem sie suchen. Dort steht auch mit mißvergnügtem galligem Gesicht der Principal, Onkel Baudu, den sie bisher nicht gekannt haben und der seinerseits von der Bekanntschaft mit seiner Nichte und seinem Neffen ganz und gar nicht erbaut ist. Freilich hatte er unter dem Eindruck der Todesnachricht einmal eine etwas unvorsichtige Redensart gebraucht, aber man fällt doch den Leuten nicht gleich in's Haus; Denise hätte doch vorher schreiben sollen! Er würde ihr dann gerathen haben, den Voratz, nach Paris zu kommen, aufzugeben; denn in Paris ist nichts zu holen! —

Der alte Baudu ist kein schlechter Mann; er ist nur auf's Aeußerste verstimmt über den unaufhaltsamen Rückgang seines Geschäftes und über das entsetzliche Gedeihen des Concurrenten da drüben. Als er die bestürzten Gesichter seiner Verwandten sieht, macht er gute Miene zum bösen Spiel und führt sie in die dumpfe feuchte Behausung ein. Denise lernt die andern Verwandten kennen: die Tante Baudu, eine bleichsüchtige, gramverzehrte Frau, der der geschäftliche Kummer ihres Mannes am Herzen frißt; denn sie hat ihm das einst blühende Tuchgeschäft in die Ehe mitgebracht, und ihre Cousine Geneviève, ein hageres, mageres, armes Mädchen mit der Figur eines unentwickelten Kindes, ein blutleeres Geschöpf mit ebenfalls wunder-

vollen Haaren, die ihre ganze Lebenskraft aufzusaugen scheinen. Der Ueberlieferung des Hauses folgend, ist die Tochter mit dem ersten Commis, der nunmehr der einzige geworden ist, einem gewissen Colomban, verlobt worden, einem ganz unbedeutenden Menschen, der sich das Vertrauen des künftigen Schwiegervaters dadurch erhält, daß er ihm immer Recht giebt. Die Vermählung der Beiden ist seit langen Jahren eine abgemachte Sache, die wie ein Naturgesetz hingenommen wird; man wartet nur darauf, bis das Geschäft sich wieder etwas hebt, um dieselbe zu vollziehen, weil Daudu den Ehrgeiz hat, das Geschäft in demselben blühenden Zustande, wie er es einst aus den Händen seines Schwiegervaters empfangen hatte, auch seinem Schwiegersohn zu übergeben.

Die Concurrenzstimmung ist in diesem Eingangskapitel ganz meisterhaft geschildert: dieser verzehrende, nervenaufreibende Neid, der Haß des rechtschaffenen Krämers gegen den Alles verschlingenden Großhändler, der natürlich, weil er Erfolge auf Erfolge erzielt, des Schwindels bezichtigt wird. Beinahe tragisch klingt die Klage des Krämers der alten Schule über den wüsten Neuerer. Und sie können den Blick von dem verhassten Schauspiel nicht abwenden! Immer wieder müssen sie hinüberblicken nach den glänzenden Spiegelscheiben, hinter denen Waaren aller Art von den einfachsten bis zu den prächtigsten im Werthe von Millionen prahlerisch und die Kauflust reizend bergehoch aufgestapelt sind. Immer wieder müssen sie das riesenhafte Schild, das von zwei Genien getragen wird, lesen: „Au Bonheur des Dames“, so schmerzlich und widerwärtig es ihnen ist. Wie die Motten flattern sie zum Lichte, um sich die Flügel zu versengen.

Daß in diesem traurigen, dem Untergange zueilenden Hause ihres Bleibens nicht ist, erkennt Denise sogleich. Ein benachbarter Kaufmann sucht ein „Fräulein“ für sein Geschäft, und der Onkel begleitet sie dorthin. Die Stelle ist zwar vergeben; aber sie hört dort, daß das große Geschäft gegenüber, das sich wiederum erweitert habe, neue Verkäuferinnen suche. Denise hat für ihr Unterkommen und für das Unterkommen ihres kleinen Bruders zu sorgen; sie kann ihrem Onkel den Schmerz nicht ersparen, sich bei dem verhassten Nebenbuhler zu melden.

Der Chef des Hauses ist Octave Mouret, derselbe junge Mann, den wir in dem vorigen Roman „Pot-Bouille“ aus der Provinz nach Paris kommen und hier sein Glück machen sehen. Wir erinnern uns, daß er damals mit seinen goldbraunfarbigen Augen bei allen möglichen Weibern die beneidenswerthesten Erfolge erzielte, leichtsinnig wie der echte junge Mann in den Tag hinein lebte, um schließlich einer gezehten und aumuthigen Frau, der verständigen Leiterin eines guten Geschäftes, die Hand zum ewigen Bunde zu reichen. Octave Mouret hat sich seitdem in sehr vortheilhafter Weise entwickelt. Seine Rührigkeit, sein Unternehmungssinn, seine Erkenntniß der Macht des Weibes, sein unausgesetztes Bestreben, diese zu seinem Vortheil zu verwerten, haben in das nach der alten Schablone bisher

geleitete Geschäft frisches Blut und Leben gebracht. An seiner verständigen Frau, die ebenfalls ihre Zeit begreift, hat er die volle Unterstützung gefunden. Das Geschäft ist umgebaut, ein Nachbarhaus nach dem andern ist angekauft und mit dem Geschäfte vereinigt, immer mächtiger sind die Verhältnisse geworden, und als Frau Octave Mouret, die verwitwete Hedouin, in Folge eines Unglücksfalls beim Neubau von ihm scheidet, ist Octave der Erbe des kolossalen Geschäftes, einer der angesehensten und erfolgreichsten Kaufleute von Paris.

Diesem mächtigen Gebieter auf dem Pariser Marke tritt nun das schüchterne Mädchen zitternd entgegen. Sie gefällt ihm nicht übel; sie ist zwar recht kindlich unentwickelt, ein bißchen linksch und durchaus nicht schön, aber ihre Haare sind prachtvoll, und sie besitzt irgend etwas, was freundlich stimmt, eine gewisse seelische Ausgeglichenheit, Klarheit und Ruhe, die Wohlgefallen hervorruft; kurz und gut, er versucht es mit dem jungen Mädchen, und Denise tritt in das Geschäft probeweise ein. Sie wird von dem übrigen Personal ganz niederträchtig behandelt. Das seidene Kleid, das ihr vom Geschäft geliefert wird, sitzt schlecht, ihre schweren Provinzialstiefel erregen den Hohn der andern Mädchen, die sich auf dem nicht ganz unbekanntem Wege alle möglichen Luxusartikel, Spitzen und Sumelen mit der Zeit verschafft haben. Sie wird das Stuchblatt aller Hänseleien und Witzeleien, ihre Vorgesetzte ist besonders streng und lieblos gegen sie; bei jedem Anlaß und ohne Anlaß wird sie gescholten; aber sie hält tapfer Stand, sie muß Stand halten. Abends indessen, wenn sie in ihrem erbärmlichen Schlafstübchen ist, weint sie sich aus. Nur eine ihrer Colleginnen hat Mitleid mit ihr, Pauline Eugnot, eine Verkäuferin im Weißwaarenlager, und zwischen den beiden Mädchen spinnt sich eine innig rührende Freundschaft, so verschieden die Beiden auch sind. Pauline hat ihren Geliebten und findet das ganz selbstverständlich; sie begreift nicht, weshalb Denise sich dagegen sträubt, ein Gleiches zu thun. Denise ihrerseits fehlt wiederum der Sinn dafür, so zu leben wie Pauline. Sie ist keineswegs enttäuscht darüber; aber es wiederstrebt ihr nun einmal. Sie ist ein unbewußt anständiges Mädchen. Sie besitzt ihre Tugend, wie sie ihre schönen Haare besitzt, als eine Gabe des Himmels, deren sie sich nicht rühmt, die ihr nun einmal zu eigen ist und die sie nicht aufgeben mag. Nur bei Paulinen findet Denise Theilnahme und liebevolles Verständnis. Bei dem männlichen Personal ergeht es ihr nicht besser als bei dem weiblichen. Auch die „jungen Leute“ machen sich über das bescheidene, stille Mädchen lustig; aber auch unter diesen befindet sich Einer, der eine Ausnahme macht: Henri Deloche, der an demselben Tage wie sie in das Geschäft getreten und ihr auf der Schwelle, die sie zum erstenmal überschritt, begegnet ist, und der auch im Geschäft ein ähnliches Schicksal erleidet wie sie. Henri ist ein wenig gewandter Verkäufer und auch er wird beständig von seinen Kameraden wegen seiner Tölpelerei und wegen seines unersättlichen Appetites zum Narren gehalten. Das Freundschaftsver-

hältniß zwischen Denise und Henri ist in ganz reizenden Farben geschildert, so fein und zart und duftig, wie man es bei Zola, der sonst seine Farben ziemlich stark aufträgt, nur selten findet, ein zierliches Pastellbild von ungewöhnlichem Liebreiz.

Mit Denise lernen auch wir die Einrichtung eines großartigen Modegeschäftes in allen Einzelheiten kennen, und der Leiter desselben, Herr Octave Mouret, flößt uns gehörigen Respect ein. Octave ist kein trauernder Wittwer. Augenblicklich hat er ein zärtliches Verhältniß mit einer recht hübschen, reichen Frau, welche zur guten Gesellschaft gerechnet wird und die gute Gesellschaft in ihren Salons empfängt: Madame Desforges. In diesen Salons treffen wir mit einer ganzen Schaar von neuen Bekannten, die uns Zola sammt und sonders mit größter Genauigkeit schildert, zusammen. Aber bei dieser Gleichmäßigkeit der Ausführung in der Zeichnung und Färbung aller der Leute, die bei Madame Desforges Thee trinken, ist es uns kaum möglich, die Einzelnen auseinanderzuhalten. Sehr viele dürfen uns in der That ziemlich gleichgültig sein; wir begegnen ihnen zwar immer wieder und wieder in den unermeßlichen Räumen des „Bonheur des Dames“, aber wir sehen uns doch nicht alle Leute an, die an uns vorübergehen. Ich halte diese Gleichmäßigkeit in der Ausarbeitung für einen Fehler Zolas. Mir liegt gar nichts daran, daß ich eine jede Gestalt, die in die Erzählung eingeführt wird, lebhaftig vom Scheitel bis zur Sohle vor mir sehe, daß ich mit ihren Familienverhältnissen vertraut gemacht werde. In der Beziehung könnte Zola vom Meister Turgenjew unendlich viel lernen. Die Vollständigkeit, die ängstliche Genauigkeit in der Schilderung ist nicht die Aufgabe der Dichtkunst; der Dichter soll eben nur das Charakteristische erfassen und schildern. Ein Wort von Turgenjew sagt mir oft mehr, als ganze Seiten von Zola. Wenn Turgenjew mir sagt, wie die Cravatte einer seiner Persönlichkeiten geschlungen ist, wie eine feiner Figuren eine Bewegung mit dem kleinen Finger macht, so sehe ich die ganze Gestalt anschaulicher vor mir, und sie erscheint mir tiefer empfunden und richtiger erfaßt als die notarielle Aufnahme, die uns Zola von den feinen giebt.

Die Veränderung der Decoration von dem Kaufsalon des „Bonheur“ in den Salon der Madame Desforges ist übrigens nur eine scheinbare. Auch bei Madame Desforges vernehmen wir nichts anderes als Toilettengeschwätz. Es ist nur von neuen Stoffen zu ungewöhnlichen Preisen, von neuen Schnitten u. die Rede. Octave, in dessen Gehirn immer neue Pläne arbeiten, träumt von einer abermaligen, kolossalen Erweiterung seiner Geschäftsräume, und zu dem Behufe setzt er sich in Verbindung mit dem Director einer großen Bank, dem elsässischen Baron Hartmann vom Credit Immobilier, einem früheren Geliebten der Madame Desforges. Mit der Beredsamkeit des Südfranzosen entwickelt er sein Programm, bei dem dem nüchternen Finanzmann beinahe die Augen übergehen. Das Geschäft, das jetzt etwa vierhundert Angestellte hat, müsse es auf ein Personal von mehreren

Tausenden bringen, und die Tageseinnahme, die jetzt an einem besonders glücklichen Tage die Maximalhöhe von achtzigtausend Francs erreicht, müsse bis auf eine Million hinaufgeschoben werden können. Er habe die Weiber für sich, und mit den Weibern regiere man die Welt. Baron Hartmann macht seine Unterstützung abhängig von dem Erfolge des kolossalen Geschäftes, das Octave für die nächsten Tage ausgedacht und auf das er durch die unglaublichsten Reclamen schon seit Wochen die Pariser Damenwelt lüftern gemacht hat.

Der entscheidende Tag, an dem dieser Massenverlauf stattfinden soll, bricht herein. Man erinnert sich vielleicht aus dem früheren Romane „Le ventre de Paris“ der Schilderung der Markthallen und besonders der Schilderung der verschiedenen Käsegerüche. Man erkennt an der Art und Weise, wie Zola den Duft der verschiedenen Käsearten schildert, die einzelnen ganz genau wieder, wenn man deren Namen auch längst vergessen hat. Dasselbe Kunststück hat Zola hier fertig gebracht in der Schilderung des Confectionsgeschäftes. Man weiß nun, wie alle die Dinge heißen, die man früher einmal flüchtig gesehen hat — aber wozu dient das Alles? Wozu dieses Kunststück, das keine Kunst ist? Wer mit guten Augen gesegnet und des Ausdrucks mächtig ist, der bringt es bei einigem Fleiße, und wenn er selbst die Geduld nicht verliert, doch ohne besondere Schwierigkeit fertig, nach einem vorhandenen Modell eine ganz genaue Schilderung zu geben. Wenn man mir Zeit läßt, auf zehn Druckseiten zu schildern, wie es auf meinem Schreibtische aussieht, so glaube ich, werde ich das ebenfalls leisten können. Zola hat Specialstudien gemacht, um die ich ihn nicht beneide, aber wenn ich ein großes Modengeschäft zu begründen hätte, so würde ich ihn sicherlich um seinen sehr bewährten Rath freudlichst bitten. Er weiß Alles. Auf zwanzig und mehr Druckseiten schildert er uns, wie ein Modeartikel verkauft wird, und wer ganz genau wissen will, wie es an dem Tage der Einführung eines neuen Artikels in einem solchen Geschäft aussieht, der wird hier seinen Wissensdrang befriedigen können. Aber ich gehe nicht hin! Und wenn ich auch die Genauigkeit und Vollständigkeit der Schilderung anerkenne, so muß ich doch sagen: diese ganze Angelegenheit langweilt mich. Was mache ich mir daraus, zu hören, wie sich die Commis Bemerkungen über diesen und jenen zutuscheln, wie sie sich die Kunden abjagen, triumphiren und enttäuscht sind; was mache ich mir aus den unerheblichen Damen, die dummes Zeug schwätzen, sich für Stoffe begeistern, die mir, so lange sie nach dem Meter gemessen werden, vollständig gleichgültig sind, die wählen und quälen? — Und ich muß ganz genau erfahren, wie die Commis und die jungen Damen wohnen, wie sie sich kleiden, wie sie schlafen, wie sie schnarchen, wie sie essen, wie sie trinken, wie die Füße der Verkäuferinnen am Abend aussehen und so weiter, und so weiter!

Allmählich fühlt sich Denise in der unangenehmen Umgebung etwas sicherer und selbständiger. Sie nimmt auch einmal an einer kleinen Land-

partie Theil, zu der Pauline und deren Geliebter sie eingeladen haben. Sie sieht da einen der Verkäufer, einen hübschen Menschen, übrigens einen Lummel, und in ihrer Arglosigkeit glaubt sie, daß sich in ihrem Herzen für diesen Herrn Gutin so etwas wie Liebe rege; es ist indessen nur eine Selbsttäuschung. Vor dem gestrengen Chef, Octave, empfindet sie eine eigenthümliche, aber nicht unangenehme Scheu, und auch dieser bewahrt dem jungen Mädchen seine Wohlgesinnung. Sie gefällt ihm eben, er weiß selbst nicht, warum. Die Uebrigen aber hat sie noch nicht für sich zu gewinnen vermocht, sie wird noch immer so schlecht wie möglich von ihren Colleginnen und ihrer Vorgesetzten behandelt; die undankbarsten Aufgaben werden ihr zuertheilt; sie bekommt nie ein freundliches Gesicht zu sehen. Der sanfte, ungeschickte Henri seufzt im Stillen für sie.

Doch, noch Einer ist da, der sie mit freundlichen Augen betrachtet, sogar mit zu freundlichen: der Inspector Jouze, ein früherer Offizier, der, das rothe Bändchen im Knopfloch, mit einer großen rothen Nase und sinnlich geschwellenen Lippen die Leistungen der Angestellten überwacht. Er sieht ihr mancherlei kleine Vergehen nach, aber er beansprucht allerdings auch Gegendienste. Eines Tages versucht er in einer dunklen Ecke des Ladens sie zu umarmen und zu küssen. Sie stößt ihn so energisch zurück, daß er taumelt und auf einen Stuhl fällt. Von Stund' an hat sie einen erbitterten und mächtigen Feind mehr im Geschäft. Ihr jüngster Bruder, Pépé, ist in einer Pension untergebracht, für die sie die Kosten mit Mühe und Noth erschwingt, der ältere, Jean, ist ein liebenswürdiger Strich, der trotz seiner sechszehn Jahre beständig Frauengeschichten im Kopfe hat und immer in Verlegenheit wegen zwei bis drei Francs ist, die er regelmäßig unter den heiligsten Bethuerungen, daß er sich nun bessern werde, bei seiner armen Schwester erhebt. Jean braucht wieder einmal einige Franken, „weil sonst die Ehre einer Frau verloren ist“ — das ist sein beständiger Vorwand, und wiederum ist er in den glänzenden Laden geschlichen, um mit seiner Schwester ein Wort zu reden, als der wüthende Inspector die Weiden in einem entlegenen Winkel abfaßt und die Freblerin sofort dem Borne der Vergeltung opfert. Denise wird Knall und Fall mit fünfundzwanzig Franken in der Tasche fortgeschickt. Octave ist das freilich gar nicht recht, und er wird sogar ernstlich böse, als ihm die Mittheilung gemacht wird; denn die Kleine war ein ruhiges, ansprechendes Mädchen; aber er hat schließlich doch den Kopf zu voll, als daß er sich des Schicksals einer seiner zahlreichen Verkäuferinnen besonders annehmen sollte.

Denise ist nun auf dem Pflaster. In rührendster Weise wird das Loos eines armen anständigen Mädchens in Paris geschildert. In einer baufälligen alten Baracke, die sich eigensinnig neben dem Prachtbau des „Bonheur des Dames“ wie ein Protest der alten Zeit gegen die neue erhält, bei dem alten Schirmhändler Bourras, einem alten Sonderling mit buschigen Brauen und lang herabfallenden weißen Haaren, mit dem Kopfe

eines Propheten, findet Denise ein Unterkommen. Dieser Bourras ist ein prächtiger Typus. Auch er haßt das „Bonheur des Dames“ tödtlich und aus tiefstem Herzen. Es nimmt ihm das Brod weg wie allen Andern. Aber er kann den glänzenden Octave Mouret hinciren, und er thut es mit einer an Wahnsinn grenzenden Halsstarrigkeit. Mouret will längst die alte baufällige Bude kaufen, aber Bourras hat einen zehnjährigen Contract, und wenn er wie ein Hund crepiren sollte, er weicht nicht von der Stelle. Es werden ihm fabelhafte Abfindungssummen geboten, erst 20^z, dann 80^z, dann 100,000 Franken — er weicht und wankt nicht. Er hungert lieber, als daß er dem Todfeinde ein Zugeständniß macht.

Denise verbringt lange Wochen in herzzerreißendem Elend. Sie findet keine Arbeit, sie kann die Pension für ihren kleinen Bruder nicht mehr bezahlen und muß auch diesen nun zu sich nehmen. Der alte Bourras läßt sich aus Mitleid dazu bestimmen, sie zum Ausbessern von Schirmen und dergleichen gegen einen bescheidenen Entgelt zu beschäftigen, nur damit sie ihren Bruder und sich ungefähr ernähren kann. Endlich gelingt es ihr, in einer Modehandlung, die den Kampf gegen das „Bonheur des Dames“ aufnehmen will, bei Robineau, eine kleine Stelle zu finden. Für sie selbst und ihren Bruder ist nun einstweilen gesorgt; aber das Geschäft, in das sie eingetreten ist, spinnt keine Seide. Es will durch Billigkeit den Strom der Käufer vom „Bonheur des Dames“ ablenken, aber das mächtige Geschäft drückt das schwächere; es verkauft noch billiger und setzt die Preise immer niedriger, verkauft mit Schaden, nur um die Concurrrenz todzumachen. Es kann es ja aushalten und bringt die Verluste auf der andern Seite wieder ein. Nun erinnert sich auch Onkel Vaudu wieder des armen Mädchens und ladet Denise zu Tisch ein.

Denise findet das Haus des alten Tuchhändlers in immer trostloserem Zustande. Vaudus Stern sinkt in der That tiefer und tiefer. Er hat sein Landhaus, das sein ganzer Stolz war, verkauft und noch dazu an einen Kassirer des „Bonheur“; es vergehen Tage, während dem sich kein Käufer in dem verwinkelten, schlecht gelüfteten, freudlosen Raum sehen läßt, und die unglückliche Tochter, Genevière, schiebt langsam dahin. Sie liebt in ihrer Weise den ihr zum Gatten bestimmten Colomban; sie hat es nicht anders gewußt, als daß es so sein sollte; sie kennt ihn von Kindesbeinen an, und dieser Colomban hat sich in eine der sittenlosen Verkäuferinnen vom „Bonheur des Dames“, die er täglich hinter den glänzenden Spiegelscheiben erblickt hat, vergafft, in die hübsche, liederliche Klara, mit der auch Octave gelegentlich einige Schäferstunden verbringt. Und um dieses Geschöpfes willen täuscht er die arme Genevière, die Alles weiß und nun vor ihrer Freundin und Cousine ihr geplagtes Herz ausschüttet. „Mir bricht das Herz!“ ruft sie aus, „das sind Qualen, die ich gar nicht kannte; es saßt mich in der Brust und im Kopfe, und dann verbreitet es sich überall; es tödtet mich.“ — Das „Bonheur“ verwüthet das ganze Stadtviertel, es

saugt gierig den ganzen Handel auf. Robineau muß sich einschränken, und Denise thut ihm einen Gefallen, als sie ihm kündigt. Sie ist Octave begegnet, die Weiden haben freundliche Worte miteinander getauscht, und Octave hat ihr gesagt, daß sie jeden Augenblick wieder in das Geschäft eintreten könne. Sie macht von dieser Berechtigung Gebrauch.

Diese besondere Theilnahme des gefürchteten, siegesgewissen und siegesbewußten Octave Mouret für ein schlichtes harmloses Kind, für diese unansehnliche Denise, die eben nur einfach und sanft und verständig ist, ist durchaus wahr. Schon zu Beginn des Romanes spricht ein Bekannter Mouret gegenüber das prophetische Wort aus: „Nimm Dich vor den Weibern in Acht! Du hast sie zu sehr ausgebeutet, sie werden sich rächen, und Eine wird die Rache für die Anderen übernehmen. Das ist Dein Verhängniß!“ Aber Mouret lacht darüber. Und dieselbe prophetische Stimme sagt später, als das anscheinend so ungefährliche Mädchen vorübergeht: „Nimm Dich vor der in Acht! Mit der wird es schließlich ganz ernsthaft werden.“ Octave zuckt wiederum die Achseln. Aber er leugnet nicht mehr, daß das Mädchen doch einen besonderen Eindruck auf ihn macht, einen andern als andere. Und wie ist das nur möglich? Sie ist weder schön, noch geistvoll, noch besonders unterhaltend; sie ist verständig, artig, sanft, sie ist mädchenhaft. Das ist der Zauber, mit dem sie wirkt. Geschieht ihr Unrecht, so treten ihr zunächst wohl die Thränen in die Augen, aber sie saßt sich bald; sie besitzt eine sanfte und unbeugsame Kraft des Willens; sie sieht mit klaren Augen in die Welt und thut das, was sie für das Rechte hält, ohne Anerkennung zu verlangen und ohne sich über Ungerechtigkeiten zu beklagen. Sie belästigt Niemanden, sie ist bescheiden, und sie blickt auf eine ganz eigenthümliche Weise: klar und freundlich. Denise hat sich auch während der Zeit — denn es sind inzwischen Jahre vergangen — sehr entwickelt, und nur zu ihrem Vortheile. Eine Schönheit ist sie nicht geworden, aber ein Weib. Mouret wird immer mehr in den Zauberkreis dieses eigenthümlichen Mädchens gebannt, deren Eigenthümlichkeit eben die ist, daß sie gar nichts besonders Auffälliges hat, nur die allgemeine, Respect gebietende Anmuth der Jungfräulichkeit, die sanfte Gewalt des „Ewig-Weiblichen“; Zola gebraucht dieses Goethe'sche Wort, das uns in der klaren, aber etwas stimmungslosen französischen Sprache eigenartig berührt: „l'éternel Féminin“. Denise könnte zehnmal an uns vorübergehen, ohne daß wir sie bemerken würden; bemerken wir sie aber und betrachten sie genauer, so muß sie uns gefallen. „Ihr Lächeln ist untwiderstehlich: alles lacht in ihrem bleichen Gesicht, ihre Augen, ihre Wangen, ihr Kinn mit dem Grübchen, während ihre blonden, schweren Haare sich gleichfalls leuchtend zu erhellen scheinen in königlicher erobernder Pracht.“ Octave sagt ihr jetzt schon etwas freundlichere Worte; er macht ihr sogar schüchterne Anträge, aber sie entwaffnet ihn durch ihre Ruhe, ihre Sanftmuth und Artigkeit. Die Einzige, die die Gefahr instinctiv ahnt, ist Madame Desjorges,

der die Eifersucht die Augen schärft, die Denisen haßt und bei erster Gelegenheit tief zu demüthigen entschlossen ist. Inzwischen äußert sich die Wohlgefönnung Octaves für Denise nur darin, daß er ihr eine bevorzugte Stelle als zweite Verkäuferin giebt.

Octaves Leidenschaft wird durch die treuherzige Zurückhaltung des jungen Mädchens immer mehr entfacht, und eines Tages wird ihr durch eine seiner Vertrauensdamen ein Brief zugesteckt: Octave ladet sie zum Essen ein. Diese Briefe sind in dem ganzen Geschäfte sehr bekannt, sie sind das Taschentuch, das der Sultan wirft. Ueber die „Desserts“ bei diesen Dinern sind die boshaftesten Scherzworte im Umlauf. Stillschweigend verbündet sich das ganze Personal mit dem Chef, um ihn mit dem jungen Mädchen zusammenzukuppeln. Denise aber lehnt die Einladung dankend ab. Im Geschäfte gilt es indessen nun als ausgemachte Sache, daß Denise die Geliebte Octaves ist.

Wenn diese Weigerung schon dazu angethan ist, Octaves ihm selbst unbegreifliche, aber der Natur der Sache nach so richtige Leidenschaft für Denise anzuspornen, so führt ihn ein anderes Moment dazu, sich ganz ernsthaft in Denisen zu verlieben. Madame Desforges, die sich vernachlässigt fühlt, und die Denisen beargwohnt, Mouret ihr abspenstig gemacht zu haben, will sich an der Urheberin ihrer Qualen rächen. Unter dem Vorwande, sich einen Mantel anprobiren zu lassen, bescheidet sie Denisen zu sich. Zur selben Zeit hat sie auch Octave zu sich geladen. In Octaves Gegenwart demüthigt sie das arme Mädchen in jeder erdenklichen Weise. Denise läßt Alles ruhig über sich ergehen. Diese Ruhe bringt Madame Desforges ganz außer sich, und schließlich schleudert sie ihr die beleidigendsten Schimpfworte in's Gesicht. Das kann Octave nicht länger mit anhören. Er nimmt sich des armen Mädchens mit Wärme an, geleitet sie ritterlich zur Thür und Madame Desforges unterliegt in dem Zweikampfe. Aus Haß gegen Octave wendet sie sich nun zu dessen erstem Commis, der gerade entlassen worden ist, verschafft diesem, immer durch den Baron Hartmann, Capitalien zur Begründung eines Concurrrenzgeschäftes und sucht nun den Kampf auf dem geschäftlichen Gebiete fortzusetzen.

Denise gewinnt immer mehr Macht und Einfluß, ohne irgend etwas Besonderes zu thun, lediglich durch die Reinheit ihres Wesens, durch ihre holde Mädchenhaftigkeit und Sittlichkeit. Diesem kleinen Mädchen gegenüber ist der Riese Mouret, vor dem Alles zittert, ohnmächtig. Er wird sogar eifersüchtig auf Gutin und den unschuldigen Deloche. Denise wird bei ihm verkleumdet, er ist tief unglücklich, er will sie mit Schimpf und Schande davonjagen und bescheidet sie zu sich in sein Bureau. Sie sagt wenig oder nichts zu ihrer Vertheidigung; er glaubt ihr. Die Macht der einfachen Wahrheit verhilft ihr auch hier zum Siege, und die Scene, die so stürmisch zu beginnen drohte, nimmt den harmlosesten und friedlichsten Verlauf. Sie wird gemüthlich, freundschaftlich zu Mouret; er liebt und achtet sie immer

mehr; sie steigt zur ersten Stelle auf; ihre humanen Auffassungen über die Behandlung der Leute dringen bei ihm durch, kurz, sie beherrscht ihn ganz, ohne sich anzustrengen, ohne sich etwas darauf einzubilden, ohne ihre Herrschaft nach irgend einer Richtung hin zu mißbrauchen.

Man mag gegen die Sittlichkeit der Zola'schen Romane mancherlei Beschwärde haben erheben dürfen; einen sittlicheren Roman als diesen, wenn man von einzelnen bei Zola unausbleiblichen Einzelheiten absieht, giebt es nicht. Die Gewalt der unbewußten Reinheit hat niemals einen stärkeren und überzeugenderen Ausdruck gewonnen, als in diesem Roman. Und es ist Alles so glaubhaft, so vollständig in der Ordnung! Es kann nicht anders sein.

Während das moderne, gewaltige Geschäft des Großhändlers, der seine Zeit versteht, immer mehr an Macht gewinnt und ein immer mehr strahlenderes Licht ausströmt, versinkt der Kleintram der guten alten, dahingeschwundenen Zeit immer tiefer in die Nacht des Siechthums. In dem alten Tuchladen des Onkels Baudu, in dessen stickiger, dumpfig-feuchter, sonnenleerer Luft Alles verkümmert, die Menschen und ihre Thätigkeit und die Waaren verschimmeln, haben wir ein wahrhaft ergreifendes Bild dieser Götterdämmerung des rechtschaffenen Kleinhandels von ehedem, und in der tödtlich getroffenen Geneviève dessen leibhaftiges Conterfei.

Ein Gemälde von herzerreißender Traurigkeit!

Man vergißt diese Seiten nicht wieder, wenn man sie einmal gelesen hat. Man sieht mit Denise, die bekommen in das unerfreuliche Gemölbe ihres hart geschlagenen Verwandten tritt, die ruhige Trostlosigkeit des Ganzen: die blutleere leidende Mutter auf dem durchgefessenen Bänkehen hinter dem Rechnungsbuche, dessen letzte Eintragung schon Tage alt ist, die grausige Seere vor dem Sabentische und hinter demselben. Denn auch der einzige Commis, Colomran, hat das sinkende Schiff verlassen. Er hat zunächst eine Zeit lang mit der hübschen, leichtsinnigen Verkäuferin auf dem „Bonheur des Dames“, mit Klara, vergnügte Stunden verbracht und ist dann in eines der blühenderen Concurrrenzgeschäfte eingetreten. Er hat das alte Geschäft, in dem er aufgewachsen und wie der Sohn des Hauses behandelt worden war, er hat seinen väterlichen Freund, er hat seine unglückliche Braut ohne Gewissensbisse im Stiche gelassen. — Auf der Treppe, die nach dem obern Stockwerk hinaufführt, erscheint der alte Baudu ganz gebrochen, das Gesicht noch galliger denn je. Er kommt vom Krankenbett seiner sterbenden Tochter, die eben eingeschlummert ist. Diese stumme ergebene Verzweiflung macht einen tiefen Eindruck. „Es ist das Ende,“ sagt Baudu. „Sie haben uns unsern Handel getödtet, und nun tödtet uns eine ihrer Schelminnen unser Kind!“

Geneviève erwacht; man hört; wie sie mit dem Stock auf den Boden klopft. Denise tritt in das Krankenzimmer. Da liegt das arme Mädchen im Bett, so hinsällig, so geschwunden, daß man kaum noch die Gestalt und das Vorhandensein ihres Körpers unter den Falten der Decke wahrnimmt.

„Ihre abgemagerten Arme, vom heißen Fieber der Schwindsüchtigen erhitzt, hatten eine beständige Bewegung ängstlichen und unbewußten Suchens, während ihre schwarzen Haare, schwer von Leidenschaft, noch dichter erschienen und gierig das Leben aus ihrem armen Gesicht aussogen, auf dem die letzte Entartung einer alten Familie dahinschwand, die im Schatten in diesem Keller des alten Pariser Handels aufgewachsen war.“ — Als Denise sie trösten will, schlägt die Kranke plötzlich die Bettdecke zurück „mit der leuschen Geberde einer Jungfrau, die im Sterben nichts mehr zu verbergen hat“. „Sieh' mich an: nicht wahr, es geht zu Ende?“ — Zitternd trat Denise vom Lager zurück, als fürchtete sie durch einen Hauch diese elende Nachtzeit zu zerstören. Es war der Körper einer Braut, der, im ewigen Warten aufgezehrt, zur hageren Kindheit der ersten Jahre zurückgekehrt war. Sie weiß ganz gut, daß sie stirbt, sie weiß, daß sie nur noch wenige Stunden zu leben hat; als aber ihr Vater im Krankenzimmer erscheint, sagt sie, während sie Denise verabschiedet: „Morgen brauchst Du nicht zu kommen; aber komm' Sonntag, wir verbringen den Nachmittag zusammen.“ Am andern Morgen um sechs Uhr stirbt sie.

Das Begräbniß Genevièves wird von dem benachbarten Kleinhandel zu einer Art von Demonstration benutzt — ein tragischer Protest der dem Tode Geweihten gegen den siegreichen Mörder. Denn das „Bonheur des Dames“ hat ihnen Alles genommen: dem Vater das Vermögen, der Mutter die Tochter, der Tochter den Mann, mit dem sie seit zehn Jahren verlobt war. Geneviève wird aufgebahrt, und alle Kaufleute der Umgegend versammeln sich vor dem Sterbehause. Einige Commis sehen hinter den Glasscheiben des „Bonheur“ neugierig dem Schauspiel zu: „aber der Koloss selbst bewahrte die Gleichgiltigkeit einer im vollen Dampf dahinsausenden Locomotive, die sich nicht um die Wesen, die sie in ihrem Laufe zermalmt, weiter kümmern kanu.“ — Langsam legt der lange Trauerzug den weiten Weg bis zum Kirchhof Montmartre zurück, und die ihm folgen, sind wahrhaft Leidtragende. Ihr schweres Herz verschafft sich in bitteren Klagen, in haßerfüllten Verwünschungen Erleichterung. Einer nach dem Andern unterliegt in dem Kampfe. Alle sind am Vorabend des Ruins. Im ganzen Viertel wird es bald kein anderes Geschäft mehr geben als das „Bonheur des Dames“. „Wenn die Ellenreiter nun gar anfangen, Seife und Stiesel zu verkaufen, dann werden sie wahrscheinlich bald auch Bratkartoffeln ihren Kunden anbieten. Die Erde geht aus dem Leim, meiner Treu, sie geht aus dem Leim!“ Am wüthendsten ist der alte Bourras, der Schirmhändler. „Ihm war, als hörte er hinter dem Dntel, der schwerfällig und blind dahertappte, wie ein vom Todeschlage betäubter Stier, das Trippeln einer Herde, die man zur Schlachtbank führt. Es war der Untergang aller Geschäfte eines Stadtviertels, der da folgte, der Kleinhandel, der mit dem eigenthümlichen schlürfenden Geräusch nasser Schuhe seinen Ruin durch den Noth von Paris daherschleifte.“ Dieses Begräbniß ist wiederum ein wahres Meisterwerk der Schilderung.

Der unglückliche Robineau, der den Kampf gegen das „Bonheur des Dames“ hat unternommen wollen, wird über den Haufen gerannt, wie alle Anderen. Er sieht den Ruin vor sich, er macht sich die schwersten Vorwürfe darüber, das von seiner geliebten, rührend guten Frau eingebrachte Vermögen verloren zu haben, und im Augenblicke der Verzweiflung wirft er sich vor einen schnell dahersahrenden schweren Omnibus. Er wird indessen nicht getödtet, da der Kutscher rechtzeitig die Pferde halten kann, doch eines seiner Beine wird gebrochen. — Der alte Bourras, dessen Halsstarrigkeit ungebrochen geblieben ist, und der seine Baracke um keinen Preis der Welt hat hingeben wollen, wird nun ebenfalls niedergeworfen. Er hat sich in Schulden stürzen müssen; der mächtige Capitalist hat ihn schließlich ermitteln können. Bourras steht dem Hause gegenüber, das er um keinen Preis hat verlassen wollen. Er sieht, wie die geschäftigen Maurer sich daran machen, seine Stanmburg, die er so zähe verteidigt hat, zu vernichten. Er kann nicht von der Stelle weichen; er sieht, wie die ersten zerstörenden Schläge fallen, und in demselben Augenblicke stürzt auch schon die morsche, baufällige Mude, die nicht erst niedgerissen zu werden braucht, von selbst zusammen.

Der alte Baudu ist nun in seinem Laden ganz allein. Seine Frau ist der Tochter bald gefolgt. Es geht ihm schlechter und schlechter. Sein ganzes Vermögen ist dahin. Mit demselben schwerfälligen, gedankenlosen Schritt, mit dem er den Leichen der Seinigen gefolgt war, läuft er jetzt stumpfsinnig in dem öden Laden auf und ab. Denise besucht ihn oft, aber sie kann ihn nicht trösten. Das Schicksal ihres Verwandten rührt sie tief; sie besitzt im „Bonheur“ den größten Einfluß, und sie darf es wagen, in einer traurigen Stunde ganz schüchtern und ängstlich ihm den Vorschlag zu machen, als Inspector unter guten Bedingungen in ein Geschäftshaus zu treten. „Wo?“ fragt Baudu. „Mein Gott, da drüben, bei uns. Sechstausend Franken und nicht viel zu thun.“ — „Da blieb er plötzlich vor ihr stehen; anstatt aber aufzubreusen, wie sie es befürchtet hatte, wurde er sehr blaß und unterlag mit bitterer Ergebenheit einer schmerzlichen Nührung.“ „Da drüben, da drüben,“ wiederholte er stotternd mehreremale, „Du willst, daß ich da drüben eintreten soll?“ — „Denise war von dieser Nührung ergriffen. Sie dachte an den langen Kampf der beiden Geschäfte, sie dachte an das Begräbniß der Geneviève und der Madame Baudu; sie sah vor ihren Augen das alte zu Boden geworfene Tuchgeschäft, das vom „Bonheur des Dames“ erdroffelt war. Und der Gedanke, daß ihr Onkel da drüben eintreten und mit weißer Binde durch die unermesslichen Räume dahinschreiten sollte, hob ihr Herz vor Mitleid und Entrüstung.“ — „Sage mir, Denise, mein liebes Kind, ist denn das möglich?“ sagte er einfach, während er seine armen zitternden Hände ineinanderlegte. — „Nein, nein, lieber Onkel!“ rief sie in einer Aufwallung ihres rechtlichen und guten Wesens aus. „Es geht nicht, vergeben Sie mir, ich bitte Sie.“ — „Er ging wieder auf und ab, und unter seinen Schritten erzitterte die tödtliche Einöde des Hauses.“

Diesem tragischen zusammenbröckelnden Zerfall gegenüber hat Zola nun den immer gewaltiger werdenden Prachtbau des modernen Großhandels errichtet. Was er davon denkt, läßt er Denise sagen, noch während sie in dem kleinen concurrirenden Geschäft von Robineau als Verkäuferin angestellt ist: „Ich habe vielleicht Unrecht, aber ich spreche meine Gedanken aus. Während früher die Preise von fünfzig Häusern gemacht wurden, werden sie jetzt von vier oder fünf gemacht und allmählich herabgesetzt, weil diese wenige über große Capitalien und über eine mächtige Kundschaft verfügen. Das Publikum gewinnt dabei, das ist meine Meinung.“ — Das von Mouret in wahrhaft genialer Weise geleitete Geschäft gewinnt immer mehr und mehr an Ausdehnung, und endlich sieht Mouret seinen kühnsten geschäftlichen Traum verwirklicht. Das ganze Häuserviertel hat er an sich gebracht, niedergerissen und zu einem ungeheuren Verkaufsladen, in dem sich fünfzig bis sechszig großartige Geschäfte vereinigen, umgeschaffen — eine Sehenswürdigkeit von Paris, ein gewaltiges Gebäude, das aus den engen winkligen Straßen von Alt-Paris herausgetroffen ist und nun in einer der schönsten neuen Straßen, die da gebrochen sind, seine Prachtfaçade den erstaunten Blicken darbietet.

Meinem Bedürfnisse als Leser würde die Beschreibung dieser Thatfache vollauf genügen, und ich könnte mir ganz gut vorstellen, wie herrlich das neue Weltgeschäft aussieht; Zola aber hält es für erforderlich, uns die Geschichte des Neubaus mit allen Einzelheiten zu erzählen, uns keine der Umgestaltungen, die die Verwaltung vornimmt, zu verschweigen, uns nun zum dritten- oder viertenmale mit allen Geheimnissen des Geschäftes vertraut zu machen. Ja, wir müssen sogar, nachdem wir nun ganz genau wissen, wo man Strümpfe, Handschuhe, Weißwaaren, Seidenstoffe u. kauft, schließlich noch Inventur aufnehmen!! Und das ist nicht mit der einen Zeile abgemacht; eine halbe Stunde und länger müssen wir die Restanten mit den Commis mitzählen. Ich will, um die Sache ganz anschaulich zu machen, einige Zeilen aus dem langen Capitel wiedergeben, wobei ich mir die Erleichterung gestatte, die französische Bezeichnung da beizubehalten, wo mir als Laien in der Branche der Damen-Confection der richtige deutsche Ausdruck fehlen würde:

„5 Mäntel, Tuch, pelzgefüttert, . . . 3. Größe, zu 240 Francs,			
rief Marguerite.	4 idem	1. Größe, zu 220	=
	7 Schleier à la visillo, Sicillienne	1. Größe, zu 130	=
	3 Pelzmäntel, Surah	2. Größe, zu 150	=
„Können Sie folgen, Fräulein Daubu?“			
„Zawohl.“	20 Paletots, Doppelfaschmir	4. Größe, zu 180 Frans 50 Cents.	
rief Marguerite mit singender Stimme.	14 Jaquets, englisches Tuch	2. Größe, zu 15	=
	Gemusterte Seide, 21 Meter	zu 6	= 50 =
	idem 25 =		
	Gemusterte Seide, Klein carrirt 22 Meter	zu 6	= 50 =
	Gemusterte Seide, Klein carrirt 28 =	zu 6	= 50 =
	Starres Seidenzeug, weiß . 35 =	zu 8	= 75 =

Ich frage mich, wie ein Mann von der Bedeutung Zolas sich das kindliche Vergnügen machen kann, in dieser Weise den Prospect eines beliebigen Modebazars auszuschreiben, und wie er den Anspruch erheben kann, daß sich vernünftige Leute dafür interessiren sollen. Wir haben nun längst erfahren, wie die Commis bisher beköstigt worden sind; jetzt müssen wir uns erzählen lassen, wie sie unter den neuen Verhältnissen beköstigt werden. Ich gestehe, daß es mir vollständig gleichgültig ist, was die Commis essen, ob es gut oder schlecht ist, viel oder wenig. Das haben die Herren doch lediglich unter sich auszumachen; und daß bei der Gelegenheit uns gar noch unappetitliche Einzelheiten mitgetheilt werden: wie der Koch sich in den Finger schneidet und das Blut in den großen Kessel tropft, ist eine recht überflüssige und geschmacklose Quälerei. Aber Zola hält es für durchaus erforderlich, uns darüber zu beruhigen, daß die Herren Handlungsdienner, die Verkäuferinnen und Probirmamells im „Bonheur des Dames“ täglich 16 Hektoliter Kartoffeln, 120 Pfund Butter, 1200 Pfund Fleisch gebrauchen, wir wissen ganz genau, daß das Geschäft, welches zu Beginn der Handlung vierhundert- unddrei Angestellte hat, später gegen tausend, dann gegen zweitausend, und zum Schluß, also nach etwa sieben Jahren, dreitausendfünfundvierzig Leute beschäftigt; daß die Maximaleinnahme des Tages im ersten Jahre des Romans 80,742 Francs, nach einigen Jahren 587,210 Francs 30 Centimes, die Jahreseinnahme achtzig Millionen, und daß zum Schluß das vermessene Ideal der Tageseinnahme von einer Million erreicht wird. An dem letzten großen Verkaufstage, dem wir bewohnen — gottlob, daß es der letzte ist — überreicht der Kassirer dem siegreichen Chef die stupende Baareinnahme von 1,000,247 Francs 95 Centimes.

Octave hat in der That alle Hebel in Bewegung gesetzt. Er hat die Reclame mit amerikanischer Großartigkeit betrieben. Hunderttausende von Prospecten mit Schnittmustern werden unter die Kunden der ganzen Welt verschleudert, die Zeitungen haben seitenlange Anzeigen, auffallende Wagen, mit schönen Pferden bespannt, rasseln beständig durch die ganze Stadt und zeigen in größter Schrift die weltberühmte Firma. Um eine Idee beneidet Octave seinen Concurrenten, der übrigens bald unschädlich wird, da sein Magazin niederbrennt; dieser hat nämlich den guten Gedanken gehabt, den neuen Laden durch den Pfarrer der Madeleine und die gesammte Geistlichkeit der großen Kirche einsegnen zu lassen. „Eine großartige Reclame!“ ruft Octave mit Achtung aus. „Ich muß mir den Erzbischof von Paris verschaffen!“

Zola ist unerbittlich bis zum Schluß, und am Schluß erst recht quält er uns mit den endlosen Schilderungen desselben Geschäfts. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß die Beschreibung dieses Geschäftes, der Waaren, des Personals — wobei ich die Helben nicht mitrechne — der Baulichkeiten, der Verwaltung gewiß an die dreihundert enggedruckte Seiten füllt, daß sie also den Umfang eines stattlichen Romans hat. Wenn diese Aufzählungen

von ganz überflüssigen und uninteressanten Einzelheiten von dreihundert auf dreißig Seiten zusammengestrichen würden, so würde Zola ein Meisterwerk der neuen erzählenden Dichtung geschaffen haben; denn der merkwürdige Kampf der gewaltigen Neuzeit gegen die ohnmächtige, dem Untergang geweihte alte auf der einen Seite, auf der anderen die ruhige, anspruchslöse, aber unwiderstehlich erobernde Gewalt der Wahrheit und Sittenreinheit über die Schrankenlosigkeit der Begierden, die „sinnliche Sturmfluth unserer Zeit“ — das Erbtheil der Maquarts — über die Genußsucht, die trotz des verschwenderischen Reichthums sich zur Ohnmacht verurtheilt sieht, ist in diesem neuesten Werke Zolas in ganz ergreifender und wahrhaft rührender Weise meisterlich veranschaulicht.

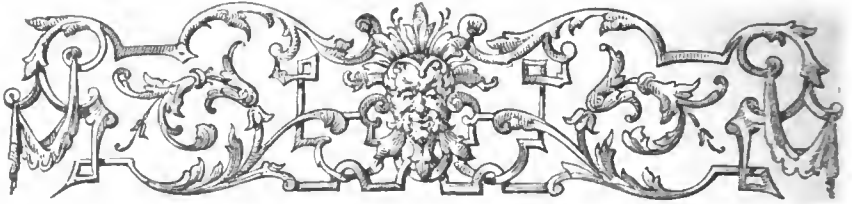
Denn Octave ist trotz der Tageseinnahme von einer Million ein unglücklicher Mensch. Die kleine Denise hat's ihm angethan, und diesem schlichten Kinde gegenüber kann der gewaltige Kaufmann, der die Welt beherrscht und vor dem die Frauen aus der besten Gesellschaft auf den Knien liegen, nichts ausrichten. Denise liebt ihn längst, sie wagt nur nicht, es sich zu gestehen. Als sie den unglücklichen Onkel Babu verlassen hat, macht sie sich klar. Sie kann die Nacht kein Auge schließen. Als ein verständiges Kind ihrer Zeit sah sie, „wie das Leben unwiderstehlich seine Arbeit verrichtete, das Leben, das nur ernten kann, wenn es Tod aussäet. Aber ihr weibliches Gemüth erfüllte sich mit Thränen der Mühnung, mit einer geschwisterlichen Bärtlichkeit, bei dem Gedanken an die leidende Menschheit. Sie selbst war seit Jahren von dem Räderwerk der Maschine erfaßt. Hatte sie nicht auch geblutet? Hatte man sie nicht gequält, davongejagt, mit Schimpf und Schande überladen? Noch zu dieser Stunde erfaßte sie von Zeit ein Schreden, wenn sie sich Rechenschaft davon ablegte, daß sie von der Logik der Thatfachen außermählt war. Weshalb gerade sie, so unansehnlich und unbedeutend? Weshalb wog gerade ihre kleine Hand so schwer bei der Verrichtung der Arbeiten dieses Ungeheuers? Und die Gewalt, die Alles niederriß, hob sie empor, sie, deren Eingreifen gewissermaßen eine Vergeltung war. Mourret hatte diese Maschine erfunden, die die Welt zerstören sollte, deren brutales Werk sie entrüstete. Er hatte das ganze Stadtviertel mit Trümmern bedeckt, die Einen beraubt, die Andern getödtet, und sie liebte ihn trotzdem wegen der Großartigkeit seines Werkes, sie liebte ihn mehr und mehr bei jeder Ausschreitung seiner Gewalt, wenn ihr auch die Thränen über die Wangen flossen vor dem heiligen Elende der zu Boden geworfenen Besiegten.“

Sie muß sich schließlich sagen, daß es für sie am besten ist, wenn sie in ihre Provinz zurückkehrt. Durch ihren Fleiß und ihre Geschicklichkeit hat sie ein kleines Vermögen erspart; sie kann ruhig einige Jahre mit ihrem Bruder leben, dem kleinen Pépé, der inzwischen zwölf Jahre alt geworden ist, und für Jean, der sich schon verheirathet hat, ist auch gesorgt. Sie fühlt, daß sie ihr Gleichgewicht, welches ihre ganze Stärke ausmacht, zu verlieren droht, sie will die Ruhe ihrer Seele wiedergewinnen, sich die

Keuschheit ihres Gemüths erhalten, sie will gehen. Das entscheidet. Mouret, den der größte kaufmännische Triumph seines Lebens, die Tageseinnahme von einer Million, gleichgültig gelassen hat, schließt sie in die Arme und verlobt sich mit ihr. Denise geht in ihre Heimat, nach dem kleinen Valognes zurück: dort wird sie einen Monat bleiben, bis das Geschwäh etwas vorüber ist, und er selbst wird sie von dort abholen und sie als allmächtige Gebieterin an seinem Arme in das neue Reich einführen.

Auf den Hauptfehler des neuen Zola'schen Romans: das Uebermaß der überflüssigen Schilderungen, habe ich schon bei der Wiedergabe der Handlung zu wiederholten Malen hinweisen müssen; einige häßliche Worte hätten vielleicht auch fehlen können, ohne daß dadurch das Ganze an Kraft der Charakteristik verloren hätte. Daß Zola bei seinem Fanatismus für die Lebenswahrheit hier und da Verhältnisse berühren muß, die nicht ganz erfreulich sind, versteht sich ja von selbst. Aber im Großen und Ganzen ist dieser Roman durch und durch sittlich, und zwar sittlich nicht nach der neuesten Manier: durch erbarmungsloses Aufdecken des Abscheulichen und Widerwärtigen, sondern sittlich dadurch, daß dieses Werk eine freudige und behagliche Stimmung für das Einfache, Gute und Rechte hervorrust. Die anspruchslose Denise ist ohne Zweifel eine der sympathischsten Gestalten, welche die neue erzählende Kunst geschaffen hat.





Nachruf an Richard Wagner.

Von

Felix Dahn.

— Königsberg. —

Die Harfe, die so lang im Streit der Sänger
Vor andern kühn und laut und stolz erklang,
Die Harfe mit dem Schall wie Gold und Erz, —
Die Harfe mit dem Silberschwan am Bug, —
Sie ist verstummt: die Saiten, die zugleich
So stark und süß getönt, zerris der Tod:
Und eine große, trauervolle Stille,
Ein bang' Gefühl, von nie ersetzlichem
Verlust durchdringt das Volk, dem er gehört'.

Uns, seinen Freunden, sei es hier vergönnt,
Um diesen großen Todten unsern Schmerz
Mit lautem Wehruf feierlich zu klagen!

Er war zugleich ein Sänger und ein Held:
Mit freiem Wagnis schuf er selbst sein Maß,
Ein Liebling Wotans, selbst ein kühner Wassung.
Im Kampfe war ihm wohl, wann schwanen-schwingig
Walküren rauschten um sein stolzes Haupt.

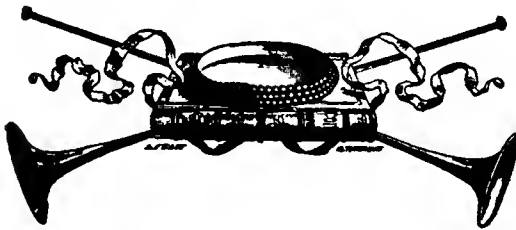
Es gli ihm keiner von den Lebenden!

Geheimnisvoller Zauber zog ihm nach
Die Herzen mit dämonischer Gewalt:
Und was war dieses Zaubers letzter Grund?
Daß seine Kunst so deutsch war, durch und durch!

Ob sein Rienzi laut die Römer rief
 Zum Freiheitskampfe mit Drometen · Schall, —
 Ob König Heinrich an den Heerschild schlug,
 Ob er des Geisterschiffes Schauer malte, —
 Ob er Herrn Walter von der Vogelweide
 Als einen guten Lehrer pries des Sang's, —
 Ob Mark · durchrieselnd und dämonisch schön
 Der Minne Lockruf draug vom Venusberg, —
 Ob sanft zum Abendstern, wie Wolframs Weise,
 Elisabeths verklärte Seele zog, —
 Ob unsere alten, theuren, hohen Götter
 Er aus der Dämm' rung der Vergessenheit
 Empor zu neuer Usgard = Schöne rief, —
 Ob er des Knaben, der der größte Held,
 Ob er Jung · Siegfrieds kindisch frohe Weise
 Aus seinem Hifthorn hell erschmettertern ließ — —
 Stets war der Edeltrank, den er uns bot,
 Aus unseres Volksthums tiefstem Quell geschöpft! —

Das ist der Zauber, der uns Alle zwang,
 Das ist das Rheingold, das der Kühne hob,
 Das Wotanschwert des Siegs sich d'raus zu schmieden.
 Deutsch war sein Singen, und sein Dichten deutsch.

Und deshalb Richard Wagner, wirst du leben
 In unsres Volkes Walhall' unvergänglich,
 So lange noch an uns'ren deutschen Strömen,
 An Rhein und Donau deutsches Wort erschallt.





Illustrierte Bibliographie.

Die **Kunstschätze Italiens** in geographisch historischer Uebersicht geschildert von Carl von Lützow. Mit Radirungen von L. L. Fischer, Forberg, P. Palm, W. Krauskopf, L. Kühn, D. Raab, K. von Siegl, W. Unger, W. Wörnte u. A. und zahlreiche Text-Illustrationen. Stuttgart, J. Engelhorn.

Bei Büchern darf man wohl nach dem Schicksale fragen, aber nicht nach dem Zwecke. Sind sie schön, so genügt schon diese Eigenschaft, ihr Erscheinen zu rechtfertigen — sind sie das nicht, so sind sie, mögen sie dann noch so zweckmäßig sein, nur ein schlechter Ersatz für das, was man braucht. Ein echtes Buch ist ein Kunstwerk und will nach denselben Grundsätzen beurtheilt sein wie dieses.

Das vorliegende Werk ist ein wirklich schönes Buch, und so braucht man sich um das griechgrämige Wozu? nicht zu kümmern. Es läßt sich denken, daß gar Mancher ihm gegenüber noch seine besonderen Wünsche haben würde — daß er an seiner Stelle gern ein handliches Reisebuch gehabt hätte, welches, ohne sich um andere Gegenstände, Preise und Fahrpläne zu kümmern, nur einen Führer für den kunstliebenden Romfahrer abgegeben hätte. Einige Bände in niedrigem Formate, die man im Koffer bei sich führen kann, mit belehrendem Texte und guten Abbildungen. Ein solches Buch würde sicher eine passende Stätte finden.

Solchen Wünschen entspricht das vorliegende Werk nicht. Es ist ein Quartband von 300 Seiten starken Papiers: derartiges Gepäd nimmt man nicht mit auf die Reise. Es wäre aber auch ein Irrthum, wollte man annehmen, es sei einfach eine neue Geschichte der italienischen Kunst mit vollstümlichem Text und schönen Bildern, aus der man jene Entwicklung übersichtlich lernen oder sich in einzelnen Fällen Rathes ersuchen könnte. Das Buch setzt vielmehr Leser voraus, welche mit dem Stoffe schon bekannt sind, ja die womöglich die Stätten, von denen es handelt, schon selbst gesehen haben. Das Eigenthümliche dieser „Kunstschätze“ ist nämlich, daß sie geographisch gegliedert sind. Von Venetien ausgehend, durch die Lombardei, Lodi, Mantua weiterschreitend bis nach Sicilien, schildert das Werk die Kunstwerke jedes einzelnen Ortes.

Man erkennt sofort, daß sich daraus eine gewisse Einseitigkeit ergibt. Denn die Kunstschätze Italiens befinden sich nur zum Theile noch an dem Orte ihrer Entstehung oder ihrer ursprünglichen Bestimmung. Sind doch sogar die Werke der Baukunst, die man wohl in ihrem Boden gefestigt glauben sollte, von der Verschleppung nicht

ganz verschont geblieben, und Bildhauerarbeiten und Malereien sind in solchen Massen in das Ausland gewandert, daß man einige Meister in Italien gar nicht so gut kennen lernen kann, wie etwa in Madrid, in Paris oder in London. Da nun aber Text und Illustration in diesem Buche sich ausschließlich an das hält, was an jedem Orte noch vorhanden ist, so kommt Manches nicht zu der Geltung wie in anderen Kunstgeschichten. Von Veronese z. B., von Tizian werden Werke geschildert, die uns halb unbekannt sind, und die, welche uns vertraut, weil nahe sind, die, an welche sich unsere Vorstellung von diesen Meistern zunächst knüpft, werden kaum genannt.

Andererseits begreift sich leicht, wie gerechtfertigt diese geographische Einteilung ist. Noch heutigen Tages, wo doch alle Unterschiede sich verwischt zu haben scheinen, ist jegliche Kunstübung abhängig von dem Boden, aus dem sie erwachsen ist. Nicht nur die einzelnen Völker pflegen eine wesentlich nationale Kunst, sondern sogar innerhalb dieser großen Bereiche die einzelnen Stämme, und noch heute kann man, so gut wie im Mittelalter und im Alterthume, von Kunstprovinzen sprechen und die Merkmale ihrer Erzeugnisse angeben.

In der italienischen Kunst der großen Zeit — und diese kommt doch eigentlich nur in Betracht — machen sich aber diese örtlichen Einflüsse ganz besonders fühlbar. Das damalige Italien war etwas Schlimmeres als ein bloßer geographischer Begriff, es war ein geographischer Unsinn, ein Widerspruch gegen alle Regeln von der Wirkung des Landes auf die Entwicklung des Volkes. Ein Reich, so abgeschlossen in sich, so zur Einheit bestimmt wie nur Frankreich oder Spanien, und dabei zerrissen in die winzigsten Felsen, die bald in den Fängen des Auslandes zuckten, bald in der Krallen eines einheimischen Tyrannen, der ebenso eifersüchtig wie schwach war. Durchstreifte man das Land, so fand man hier eine Republik nach dem Maße von San Marino eine Meile weiter ein winziges Fürstenthum, rechts spanische, links französische Räuber, und jeden der vier im Kriege mit den drei Andern — und lehrte man im folgenden Frühjahr zurück, so fand man vielleicht statt des Fürstenthums eine Republik, statt der Republik ein Fürstenthum, Franzosen wo Spanier, Spanier wo Franzosen gefesselt hatten, fand vielleicht noch einen fünften Machthaber obendrein, der sich irgendwo noch ein Stückchen Land abgerissen hatte, und fand sicherlich immer noch Krieg unter den vier oder fünf Parteien. Die ehemalige Zerrissenheit Deutschlands wurde von der Italiens weit übertroffen. Jeder dieser kleinen Staaten suchte, wie das dem Zeitalter der Renaissance eigenthümlich war, das damalige Staatsideeal, das auch eine möglichst eifrige Kunstpflege einschloß, möglichst vollkommen in sich auszubilden. Und da Wohlstand und Bildung vergleichsweise außerordentlich blühten, so war es natürlich, daß die Kunst, die überall die eifrigste Pflege fand, sich in einzelnen engen Bezirken entwickelte. Wechselbeziehungen, Austausch und Beeinflussungen kamen wohl vor, bisweilen wanderten die Meister, und mancher begabte Schüler suchte an fremdem Orte neue Anregungen — aber der eigentliche Geist der Schulen blieb ein lokaler Venetianer, Florentiner, Römer u. s. w. — Alle zeigen sie in ihren Werken eine so tiefe, so von dem Technischen unabhängige Verschiedenheit, als ob nicht wenige Tagemärkte, sondern lange Reisen dazu gehört hätten, von dem Wirkungsort des einen Künstlers zu dem des andern zu gelangen. Solche Schulen gab es aber nicht bloß in den Städten, die noch heute Mittelpunkte des Volkslebens sind: nein auch in engen, eigentlich gottverlassenen Winkeln blühten diese auf, sobald sich nur ein Fürst oder sonst wer ein wenig ihrer annahm. Fast jede alte Stadt Italiens hat ihre eigene Kunstgeschichte, wie jede eine denkwürdige Geschichte im Allgemeinen hat. Die Vergangenheit ist bei fast Allen in den großen Zügen die gleiche — hat man doch einmal mit Glück versucht, den Typus einer solchen italienischen Stadtgeschichte aufzuzeichnen — aber in dieser Einförmigkeit von Greueln und Thorheiten entwickelten sich kräftige Individualitäten, und das ist für die Kunst immer ein günstiger Boden gewesen.

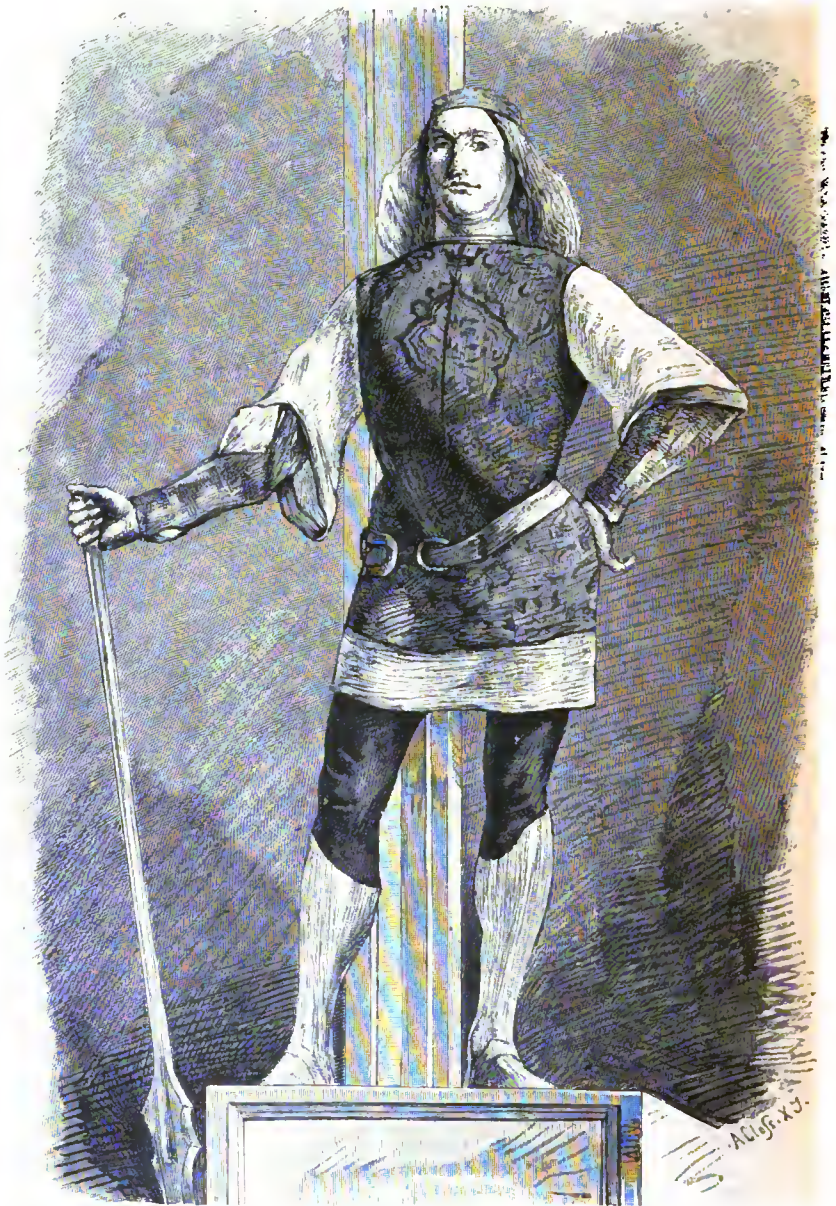


Bild: „Die Kunstschöne Italiens“ von Carl von Lützow. (Stuttgart, J. Engelhorn.)

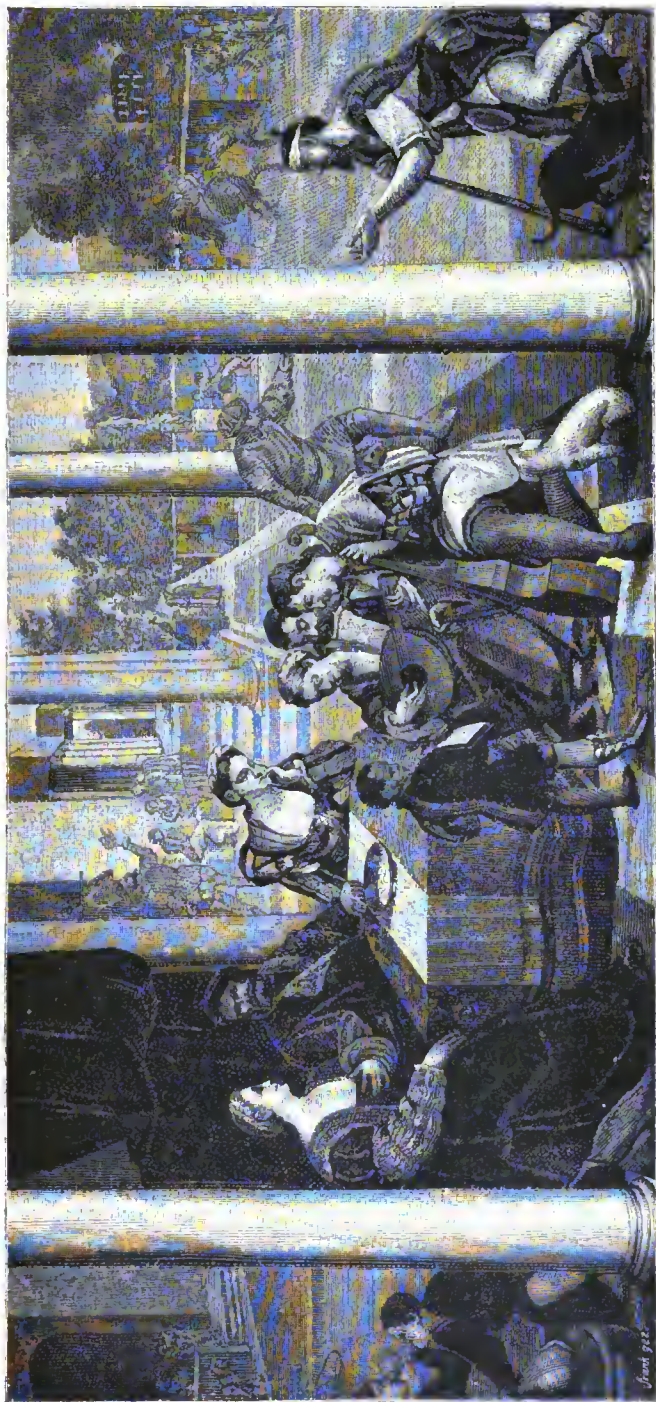


Bild: „Die Kunstföhrer Stationen“ von Carl von Söpp. (Stuttgart, S. Engelhorn)

Es ist ganz überraschend, wenn man in den ersten Lieferungen des Lützow'schen Buches blättert, zu finden, in wie unendlich kleinen Mittelpunkten sich das Volksgemälde hat, was wir die italienische Renaissance nennen. Viele dieser Vorgänge erhalten hier ein ganz neues Gesicht. Man erhält eine weit deutlichere Vorstellung von dem Vorgange der Bewegung, indem man sieht, aus wie viel kleinen Theilen sie sich zusammengesetzt hat. Die großen Kunstgeschichten, die Alles unter einheitliche Gesichtspunkte bringen, Alles reinlich in Perioden abtheilen, die den Stoff formen und weislich nur hier und da Lichter aufsetzen — sie geben ja ein mehr oder weniger treffendes Bild der Geschichte; aber sie geben es gerade so, wie der Künstler sein Bild zurechtet, und auf dem weiten Wege, aus dem Auge, durch die Hand in den Pinsel, wie viel geht da nicht verloren! — muß verloren gehen, soll etwas Abgerundetes zu Stande kommen. Aber hier kann man sich wenigstens im Geiste ergänzen, was jenen Schilderungen zum Leben fehlt, und wer zu lesen weiß, der wird wirklich die unmerklichen Blutwellen der italienischen Kunst fluthen sehen.

Wahrscheinlich ist es nicht ganz leicht gewesen diesen Text zu schreiben: so wenig man ihm auch die Mühe ansieht, die er vielleicht gekostet hat. Nicht die Sammlung des Stoffes freilich wird Schwierigkeiten bereitet haben, da dieser ja gewissermaßen auf der Straße lag und eigentlich nur den geduldigen Sucher verlangte. Wohl aber läßt sich denken, daß es schwer war, ihn auf die richtigen Verhältnisse zurückzuführen, das Ueberquellende zu beschneiden, so daß das Ganze doch einheitlich wirkt. Die Aufgabe hat in den besten Händen gelegen. Karl von Lützow ist als Kunstschriftsteller zu bekannt, als daß man ihm noch eine Empfehlung mitgeben müßte. Die Schrift zeigt den durch und durch tüchtigen Gelehrten und seinen Kenner und zeigt ihn auf einem Gebiete, mit dem er innigst vertraut ist. Die Abschnitte über die kleinen Städte Venedigiens (es liegen erst vier Lieferungen vor) sind vorzüglich, anschaulich und lebendig, und die Schilderung Venedigs selbst ist ein Meisterstück. Er kann hier aus dem unendlichen Reichthum an Kunstschätzen nur die hervorragendsten herausgreifen, kann nur in Umrissen zeichnen, und doch findet er so charakteristische Einzelheiten, daß er mit wenigen Zeilen schon sein Bild vertieft.

Der Bilderschnud ist dieses gebiegenen Textes würdig. Es sind nicht zusammengelesene Illustrationen, sondern einer jeden sieht man an, daß sie eigens für dieses Werk hergestellt ist, und jede fügt sich passend in den Rahmen. Nach den Proben, die wir geben, wird man von der vornehmen Schönheit dieser Holzschnitte sich eine Vorstellung machen können. Zeichner wie Holzschneider haben hier miteinander gewetteifert und das Beste geleistet. Ganz eigenthümlich machen sich einige Stadtbilder nach Gemälden von Francesco Guardi einem Schüler von Canaletto, der die Welt in dessen sonniger, offenkügender Weise auffaßt. Für den Abdruck in dieser Zeitschrift waren sie leider zu groß. Aber jedenfalls hat in ihnen der Holzschnitt etwas Außerordentliches, wunderbar Fesselndes geleistet. Als eigenartig ist auch noch hervorzuheben, daß hier der Versuch gemacht worden ist, die Ritzzeichnungsart farbig zu drucken. Der eigenthümliche fette und lebenswarme Ton des Nöthels scheint sich allerdings so nicht wiedergeben zu lassen; aber immerhin ist der Versuch sehr gelungen ausgefallen, und der runde Putto des Lionardo, an dem er gemacht ist, sieht weit lustiger aus, als wenn er auch mit dem todtten Druderschwarz aufgetragen worden wäre. — Die Illustrationen sind außerordentlich zahlreich, auch an Kopf- und Schlußstücken fehlt es nicht, zu denen meist Bruchstücke aus Kunstwerken gewählt worden sind, welche im Text Erwähnung gefunden haben. Die Juno auf unserer Probe ist ein solches Schlußstück. Es sei hier auch gleich gerühmt, daß die übrige Ausstattung würdig und schön ist. Für den Druck ist die Antiqua gewählt worden, die sich für solche Werke monumentalen Umfangs immer mehr einzubürgern scheint. Dabei ist die Raumbetheilung sehr geschmackvoll getroffen worden: die Seiten enthalten eine ziemlich geringe Zeilenzahl, und doch sind die Ränder nicht übermäßig breit.

Die Hauptzierde des Werkes besteht indeß in den Radirungen, deren es im Ganzen fünfzig enthalten soll. Der Titel hat schon die Künstler aufgezehlt, welche die Platten hergestellt haben, und so brauchen ihre Namen hier nicht wiederholt zu werden. Aus diesem Verzeichniß ersieht man, daß fast sämmtliche deutsche Meister dieser edlen Kunst zur Mitwirkung herangezogen worden sind.

Gerade diese Radirungen — es sind vortreffliche Blätter darunter — erwerben diesem Buche unsere ganze Liebe. Der Holzschnitt ist ein Illustrationsmittel von unerseßlicher Volksthümlichkeit; aber der eigentlich vornehme Bücherschmuck bleibt die Radirung. Wir haben sie in Deutschland ungebührlich vernachlässigt und meist dem Etiche den Vorzug gegeben, während der Franzose z. B. jene jederzeit gepflegt hat.

Was die Radirung so köstlich macht, das ist, daß Zeichner und Radirer



Aus: „Kunstschätze Italiens“ von Carl von Lützow. (Stuttgart J. Engelhorn.)

eine Person sind, und daß die ganze Mache so den Stempel des anscheinend Leichtem, augenblicklich Hervorgebrachten trägt. Dadurch bekommt das Blatt das Unmittelbare, Persönliche: man glaubt auf ihm weit mehr als auf irgend einer anderen vervielfältigten Zeichnung die eigene Hand des Künstlers wahrzunehmen. Allerdings ist die Platte so vergänglich, daß sich nicht viele Abzüge davon machen lassen, und sie leidet schon bei kurzem Gebrauche. So ist die Radirung der Gegenstand des feineren Luxus, die Freude des eigentlichen Bücherliebhabers. In den reicheren Ländern mit älterer Bildung, wo man geistigen Sport treibt, weiß man diese Kunst erst eigentlich zu schätzen. Da werden von manchen der schönsten Blätter, von eigentlichen Maler-radirungen (deren Sujet von dem Radirer selbst herrihrt), nur 25—30 Abzüge genommen, die dann mit unwahrscheinlichem Preise bezahlt werden — vor Jahresfrist hatten wir hier in Berlin Gelegenheit, solche Wunder der Nadel in großer Zahl zu sehen.

In Frankreich und in England ist die Habirung der unentbehrliche Schmutz jedes schönen Buches; und wie man sich darauf versteht, sie zu schäßen, das beweist der Umstand, daß die großen Verleger zu den ersten Abzügen den Text in besondern schönen Liebhaberausgaben drucken — und drucken dürfen, da diese ihnen auch abgelaufen werden. In Deutschland hat man das auch versucht und hat erfahren, daß es dafür hier noch kein Publikum giebt: Belshagen und Klasing haben von den



Aus: „Kunstschätze Italiens“ von Carl von Lützow. (Stuttgart, J. Engelhorn.)

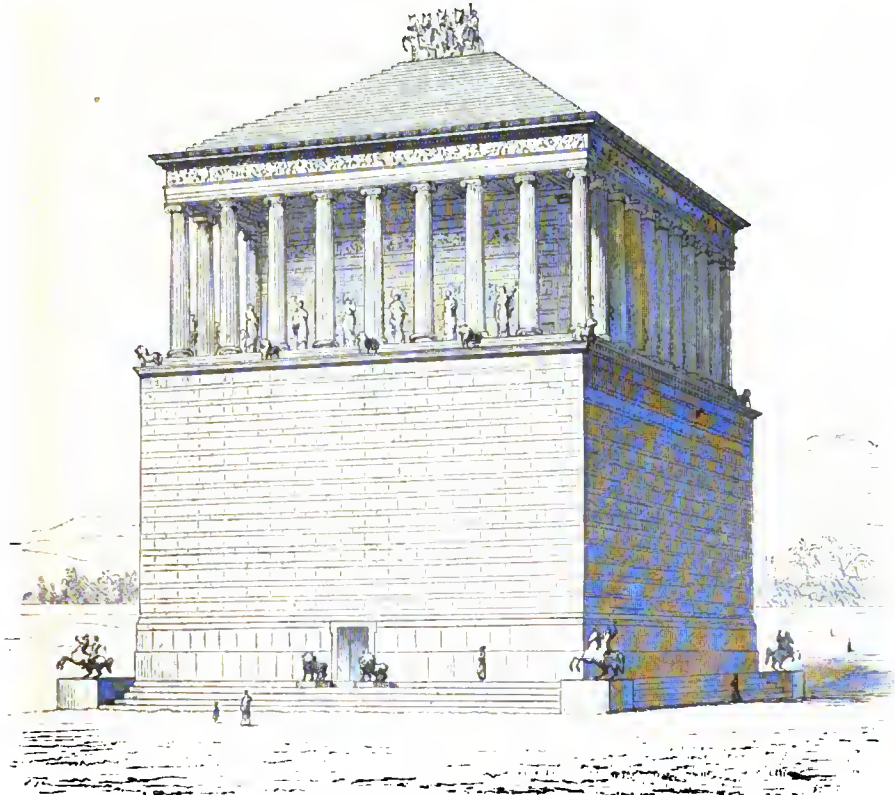
nummerirten Exemplaren ihres Faust — des Faust! — kaum zehn Stück verkauft. Denn was ein schönes Buch ist, das kümmert bei uns wohl höchstens hundert Leute, und von den hundert sind dann immer neunzig zu arm, um das Buch bezahlen zu können.

In diesen Zeilen ist uns mehrmals das Wort vornehm aus der Feder gelaufen. Wir können es nur wiederholen, um damit den Charakter des ganzen Werkes zu

treffen. Es ist ein vornehmes Buch — eines von denen, deren man, ob sie nun Zweck haben oder nicht haben, nicht genug besitzen können würde. ok.

Architektur der Römer. Von Dr. Rudolph Adams. Mit 93 Holzschnitten und 15 Zink-Hochzügen. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung (Th. Mierzinsky).

Das vorliegende Buch ist der vierte Band der umfassenden Schrift über die Architektur auf historischer und ästhetischer Grundlage, dessen drei Vorgänger wir seiner Zeit mehr oder weniger ausführlich besprochen haben. Bei diesen

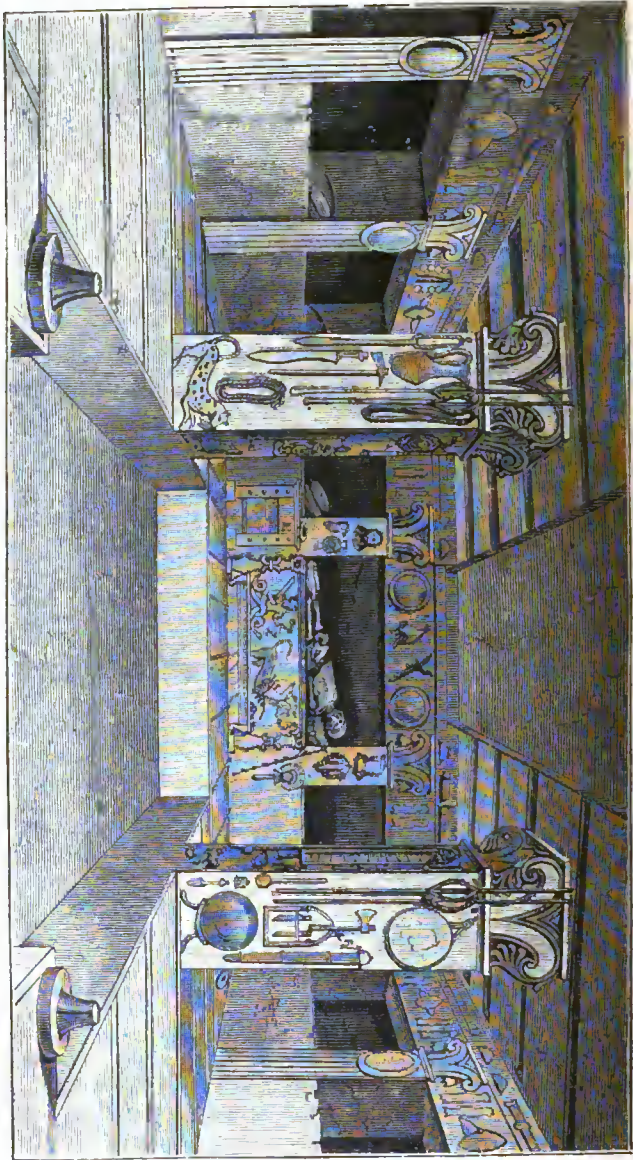


Aus: „Architektur der Römer“ von Dr. Rudolph Adams. (Hannover, Helwing.)

Gelegenheiten ist dieses geistvolle Werk, so reich an eigenen Anschauungen und Gedanken, nach Gebühr gewürdigt worden, und da wir es uns doch versagen müssen auf den Darstellungsgang des Verfassers uns genauer einzulassen, und uns darauf zu beschränken haben, ihm möglichst kurz unsere Theilnahme und unseren Beifall auszusprechen — so können wir uns diesmal wohl damit begnügen, das Erscheinen dieses neuen Theiles zu begrüßen und aus seinem Inhalt einige Hauptzüge herauszugreifen. Zunächst ist zu bemerken, daß in diesem Bande der vorhergehende gewissermaßen vervollständigt wird in einem Capitel über die hellenistische Architektur. In sich war jener Band ja abgeschlossen; die rein nationale Tektonik der Hellenen war darin erschöpft; das

was hier behandelt wird, ist die Nachblüthe, befruchtet von fremden Einflüssen. Wenn nicht unbedingt nothwendig, so war diese Einfügung doch entschieden dankenswerth: denn erst so hat man eigentlich das ganze Schaffen des hellenischen Geistes vor Augen.

Kunst: "Architektur der Römer" von Dr. Rudolph Schomh. (Bannover, Götting.)



Nach ist gerade diese Periode allzubekannt eben nicht. Die Handbücher, welche die Kunst nach dem Muster der alten Weltgeschichte behandeln, die Herrschaft Egyptens von der Griechenlands, und die Griechenlands von der Roms ablösen lassen, haben



Aus: „Architektur der Römer“ von Dr. Rudolph Aborn. (Hannover, Helwing.)

in ihrer Hast kaum noch einen Blick für diese Welt seltsamer Stilmischungen. Im Uebrigen fesselt in diesem Bande vorzüglich die Darstellung des Gewölbebaues, als eines im Ganzen neuen Stilelementes. Die Ausführungen Adamys über die Auzunutzung dieses Motives sind schlagend zutreffend: man folgt diesem doch ziemlich abstracten Gegenstande mit lebhaftem Interesse. Wo sich aber wieder das Eigenthümliche, von uns bereits früher gewürdigte Talent Adamys voll entfaltet, das ist in der allgemeinen Einleitung, die diesmal einen verhältnißmäßig sehr breiten Raum einnimmt, ohne dabei zu breit zu sein. Diese Abschnitte: über Land und Volk der Italer, Geistesrichtung und Architektur der Etrusker, Rom, Hellas und Rom, sind wiederum ausgezeichnet geschrieben: gedankentief und klar, anziehend wie eine ruhige Wasserfläche. Hier tritt der Architekt, der Aesthetiker ganz bei Seite, und der Philosoph, der Historiker in eigentlichem Sinne — nicht der Urkundenwurm — führt das Wort. Diese Abschnitte reihen sich den großen Mustern unseres Literaturschazes, etwa der betreffenden Seite in Romasens Geschichte, würdig an. — Mit diesem Band ist die erste Abtheilung des großen Werkes abgeschlossen. Zwei weitere Abtheilungen — sieben Bände — stehen noch aus. Hoffentlich sind sie so weit vorbereitet, daß der fleißige Verfasser auch sie eben so schnell auf einander folgen lassen kann, wie er es bei den ersten gethan. — ck.

Deutsche Wahrheiten und magyarische Entstellungen. Eine Entgegnung auf die officiöse Broschüre: „Dr. Heinzes Anlagenschrift Hungarica im Licht der Wahrheit.“ 8. 195 S. Leipzig 1882, Otto Wigand. Mt. 2.—

Als im Anfang vorigen Jahres Heinzes „Hungarica“ erschienen war, welche mit unwiderleglichen Thatfachen den magyarischen Terrorismus in Ungarn nachwies, da brach in den magyarischen und magyarisirten Kreisen Ungarns ein Sturm der Entrüstung hervor. Die leidenschaftlichen Debatten im ungarischen Reichstage, die Hefen in der Renegaten- und magyarischen Presse bewiesen, wie tief der Hieb gegangen war. Alles Leugnen der schändlichen Gewaltthatigkeiten gegen die Nichtmagyaren wollte nicht versagen, selbst die künstlich hervorgerufenen Demonstrationen sogenannter Deutschen zeigte sich bald in ihrer lächerlichen Nichtigkeit. Da erschien, durch die ungarische Regierung veranlaßt, eine officiöse Broschüre, eine Vertheidigung der Magyarisirung, eine Leugnung der Gewaltthaten, die von den Magyaren verübt worden sind, so daß, wer nur etwas mehr von den ungarischen Verhältnissen wußte, den Werth der Broschüre bald durchsah. Das vorliegende Buch hat den Zweck, nachzuweisen, daß jene officiöse Broschüre das genaue Gegentheil von Wahrheit bietet, daß ihr Verfasser ebenso ein Ignorant als ein Fälscher gewesen. In 25 Capiteln werden die zahllosen Verdrehungen und Entstellungen der officiösen Broschüre nachgewiesen und wird der Beweis vollständig und unwiderleglich erbracht, daß die nichtmagyarischen Nationalitäten in Ungarn unerhörten Unterdrückungen preisgegeben sind, daß Heinze's Darstellung unantastbar bleibt. Mit Sachkenntniß, Schärfe, mit großer Wärme für das deutsche unterdrückte Volkthum geschrieben, ist das Buch, zum Theil, was nicht zu vermeiden war, Bekanntes wiederholend, eine geradezu vernichtende Kritik der gegenwärtigen gewaltsamen Magyarisirungspolitik in Ungarn. Ausführlich wird die „sächsische Frage“ behandelt, um unwiderleglich das schwere Unrecht zu zeigen, das den Deutschen in Siebenbürgen angethan wurde.

Alfred von Neumont. Kleine historische Schriften. 8. 3 Bll. und 534 S. Göttingen 1882, F. A. Perthes. 10 Mt. —

Dieses neueste Sammelwerk des berühmten Historikers vereinigt eine Reihe mehr oder minder umfangreicher Arbeiten, die bis auf unsere Tage reichen. Der Autor ist

sich treu geblieben, indem er außerdeutsche Stoffe und solche, die etwas abseits der großen Heerstraße literarischer Studien liegen, behandelt. Die meisten dieser Arbeiten waren bereits gedruckt, erscheinen aber hier erweitert und wesentlich umgearbeitet. So schildert Neumont die florentinische Edelfrau Alessandra Strozzi aus dem 15. Jahrhundert, so die Thronentfugung und den Ausgang des Königs Victor Amadeus II. von Savoyen, so die ionischen Inseln unter venetianischer Herrschaft, König Gustav III. von Schweden in Aachen in den Jahren 1780 und 1791, so die letzten Stuort Vittoria Alfieri und die Gräfin von Albany, so endlich Mary Sommerville. Es sind Stoffe, die zum Theil bis in die Gegenwart heranreichen, und die persönlichen Erlebnisse des Autors berühren. Es ist diesem gelungen, viel wohlgeordnetes Material zusammenzutragen, wie die jedem der genannten Lebensbilder angehängte literarische Uebersicht zeigt. Das Ganze bestätigt nur, was die Lesewelt längst weiß, daß der Verfasser heut vielleicht der gründlichste Kenner der weit verzweigten Memoirenliteratur ist, und daß er dabei doch nie unterläßt, mitten in dem Detail des historischen Kleinlebens die weiteren Gesichtspunkte geschichtlicher Anschauung zur Geltung zu bringen. Die Ausstattung des Bandes ist gebiegen.

Wiliam M. Thayer. James A. Garfields Leben. („Von der Blodhütte bis zum Weißen Hause.“) Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Auguste Daniel. 8. VIII u. 376 S. Gotho, 1882, F. A. Bertzes. Geb. M. 7. —

Nicht bloß in dem Lande seiner Geburt und Größe, das zugleich sein Grab umschließt, wird diese Biographie des so tragisch untergegangenen Präsidenten Garfield mit allgemeinsten Theilnahme begrüßt werden, auch in Deutschland hat sich der früh heimgegangene Staatsmann durch großartige Begabung, hohe Gesinnung, einen durchaus merkwürdigen und wohl nur in der neuen Welt möglichen Lebensgang die wärmste Sympathie erworben, und sein Lebensbild, in die deutsche Sprache verpflanzt, darf gewiß auf die weiteste Beachtung rechnen. Es ist ein Stück echt amerikanisches Lebens. Aus dem Urwald, aus einer entlegenen Farm ist Garfield hervorgegangen, der frühe Tod des Vaters macht die Familie noch hilfloser, aber der Verstand, die Energie, die Tugend einer seltenen Mutter, die noch lebt, erreichen doch die gestellte Aufgabe. Es ist eine oft an's Wunderbare grenzende Jugend, und an Romantik fehlt es nicht in diesen primitiven Zuständen. Der Kampf um's Dasein und mit der Natur charakterisirt Garfields Kindheit und Jugend. Mit stets gleicher Spannung wird der Leser den harten Lebensweg des Knaben von dem Blodhaus bis zum Präsidentschaftspalaste begleiten. Wir erfahren, wie er von Kindesbeinen an für den Lebensunterhalt der Familie sorgen hilft und sich in der kleinen Urwaldschule bald als hervorragender Schüler zeigt, wie er dann die Idee Seemann zu werden aufgiebt, um in den noch schwierigeren Weg wissenschaftlicher Bildung einzulenten. Seminar und Hochschule öffnen sich ihm und damit der Weg zu den höchsten Lebenszielen. Der große Bürgerkrieg der Union zeigt den General erst den weitesten Kreisen des amerikanischen Volkes, bis seine Wahl zum Präsidenten ihn an dessen Spitze stellt. Allerdings muß man kein regelrechtes Geschichtsbuch erwarten. Gewiß ist die Absicht, nur Thatsächliches zu geben, aus all' den Quellen und mit all' den Mitteln, die der Nachforschung zu Gebote standen, überoll erkennbar; für die Jugendgeschichte des denkwürdigen Mannes steht die Tugend seiner noch lebenden Mutter ein Aber die Art, wie dies Material bearbeitet wird, streift allerdings hier und da an die Romantiform. So werden ganze Dialoge eingelegt, für deren Authentizität natürlich Niemand die Verantwortung übernehmen kann. Aber gerade die gewählte Form von Wahrheit und Dichtung bei strenger Festhaltung der historischen Wahrheit in allen Hauptzügen dürfte in diesem Falle gerechtfertigt sein, weil sie dem Verfasser ermöglicht, durch Detaillirung bis in's Einzelnste eine Wärme seinem Helden entgegenzubringen, die sich auch dem Leser mittheilt. Wir dürfen demnachst der Veröffentlichung der directen

literarischen Reliquien Garfields entgegensehen, die gewiß auch deutschen Leserkreisen werden zugänglich gemacht werden. Aber dieselben werden schwerlich für In- und Ausland ein so sicheres Mittel sein, das nach Menschengedanken zu früh abgerufene Haupt des nordamerikanischen Volkes in der ganzen Kulturwelt bekannt und verehrt zu machen.

Veopold Kompert's gesammelte Schriften. 2. Band. Auch unter dem Titel: *Böhmische Juden. Geschichten* von L. K. 8. 281 S. Berlin, 1882, L. Gerschel à Band III. 3.50.

Der vorliegende Band dieser dankenswerthen Gesamtausgabe der Schriften Kompert's bestätigt, daß er zu den bedeutendsten Erzählern der letzten vier Jahrzehnte der deutschen Literatur gehört. Besonders ist es die Novelle „die Verlorene“, welche ihren Verfasser auf der Höhe zeigt (H. Heyse und Kurz haben sie bekanntlich in ihren „Novellenschatz“ ausgenommen). Gestalten wie die alte „Marjim“ die in ihrer, fast könnte man sagen, evangelischen Schlichtheit die ganze Unergründlichkeit der jüdischen Mutter umfaßt, und ihres Sohnes „Jossel“ prägen sich dem Gedächtniß als typisch ein. Der Stoff dieser Geschichte erhebt sich zu einem Problem von großer ethischer Bedeutung. Kompert sucht in dieser Dichtung den Einigungspunkt zu finden, in welchem alle Gegensätze einander gegenüberstehender Glauben und Bekenntnisse harmonisch sich finden können. Aber auch die beiden anderen Novellen, die dieser Band enthält, „der Dorfsgeher“ und „Tren derl“, sind in ihrer Art Cabinetsstücke seltener Art. Niemand wird die Geschichte des armen Schloßers, der trotz der Versuchungen des Selbstprophetums seinem Handwerke treu bleibt, ohne tiefe Rührung lesen können. Es darf übrigens nicht verhehlt werden, daß beide Geschichten nicht frei von einer gewissen süßlichen Manier sind, im Gegensatz zu dem bedeutenden Tone der Novelle „die Verlorene“.

H. von Stengel. Was die Meereswellen sagen. Eine Strandgeschichte. 8. 148 S. Stuttgart 1883, Richter und Pappier.

Die anziehende, leicht das criminalistische Gebiet streifende Geschichte spielt auf einer Insel der Nordsee, deren Bewohner noch nicht völlig dem abscheulichen Strandrecht entfangt haben. Der Schwerpunkt der Erzählung liegt in der Schilderung des Meeres, das in seinen wechselnden Erscheinungen vom Autor auf's Glückliche erfahrt, beobachtet und dargestellt wird. Es liegt viel Poesie und Anschaulichkeit in allen diesen malerischen Details, deren Wiedergabe große Kunst erfordert. Voll markiger Kraft und nicht ohne Spannung für den Leser ist der Sturm, sind die Rettungsversuche der Schiffer am Strand geschildert. Die Charaktere der einzelnen Personen sind mit scharfen Strichen gezeichnet, das freundlich ausklingende Ende wirkt den grellen Dissonanzen gegenüber, die sich durch die Liebes- und Leidensgeschichte der Heldin Gunil ziehen, angenehm und versöhnend. — r.

Otto Roquette. Inga Svendsen. Erzählung. 8. 223 S. Stuttgart 1883, Richter und Pappier.

Ein Buch Roquettes wird uns immer interessante Motive und eine geschmackvolle, geistreiche, dichterische Behandlung derselben bringen. Dies ist auch heute der Fall. Die Erzählung selbst ist zwar nicht sehr complicirt und verwickelt, aber ihr Motiv interessant: ächte, leidenschaftliche Liebe befreit von den Banden einer Scheinliebe, die nur auf Jugendfreundschaft aufgebaut und nur aus der trauten Gewohnheit langjähriger Zusammenlebens hervorgegangen ist. Sie zerflattert und zerreißt wie ein Schleier, sobald der Sturmhauch wahrer Leidenschaft erst verwirrend und zerstörend, dann befreiend und klärend durch das Herz fährt, diesem das einzig richtige Ziel seines Empfindens und Erstrebens zu zeigen. Dieser Kampf der Herzen zwischen Konradine, dem schönen Försterskind, Inga, dem geheimnißvollen Mädchen aus

Norwegen, und Roberich Klingstein, dem Adoptivbruder der Ersteren, ist warm und geistreich geschildert, der Hintergrund, auf dem sich die Handlung abspielt, eine thüringische Försterei, dichterisch skizzirt — nur die Nebenpersonen sind etwas schattenhaft geblieben, so die ganze Wadegesellschaft aus Ems, sie hätten entschieden lebhafter in die Handlung greifen dürfen, wodurch dann auch unser Interesse z. B. für das schwesterliche Band, das Inga und die Gräfin so plötzlich verbindet, eine wünschenswerthe Steigerung erfahren hätte. Bei der Kühle und Flüchtigkeit, mit welcher der Dichter, dem selbst offenbar nur seine drei Hauptpersonen Interesse einflößten, diese Complicationen behandelt, vermag man sich auch nicht weiter dafür zu erwärmen. Einzelheiten, wie der Waldbrand, sind wahre Cabinetstücke in realer Anschaulichkeit, in der Kunst lebhafter und spannender Darstellung

— r.

Palästina. Von G. Ebers und G. Guthe. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt (vormals E. Hallberger).

Es ist ungefähr ein Jahr verstrichen, seitdem wir auf das vorliegende Prachtwerk aufmerksam gemacht, und heute hat der erste Band desselben den Abschluß gefunden. Der siebzehnten Lieferung ist ein Zettel vorgeklebt, der den Abonnenten anzeigt, daß diesem ersten Bande eine Karte von Palästina und ein Plan Jerusalems beigelegt werden soll. Im Ganzen sind bis jetzt über zwanzig Lieferungen erschienen. Das Werk schreitet also ziemlich langsam vorwärts; aber man muß in Wahrheit gestehen, daß sich diesmal das Wort zu bewähren scheint, und daß gut wird, was lange gewährt hat. Wir haben wieder den Text einiger Feste durchgegangen und finden unseren ersten Eindruck bestätigt, daß Ebers ein guter Führer ist. Er ist allerdings nicht gerade ein feiner Stilist, und ein gewisses Schleppen des Satzes legt dem Leser manchmal die unehrliche Vermuthung nahe, auf den Verfasser möchte wohl die französische Bezeichnung *pêcheur à la ligne* zutreffen. Schade, daß die Ankündigung es aller Welt ausgeschrieben, daß Ebers' Genosse, Guthe, in Palästina selbst für das Werk thätig ist; so kann man nicht einmal auf den Abwesenden die Schuld an dem kleinen Uebelstande schieben — was sonst (man denke nur an die beiden Theilhaber im Copperfield!) der große Vortheil solcher Genossenschaft ist. Aber das ist, wie gesagt, kein großes Unglück, und die Wenigsten mögen — das lassen Ebers' Erfolge vermuthen — es überhaupt empfinden. Im Uebrigen erweist sich der Verfasser als in hohem Grade sachkundig und schreibt sehr anschaulich. Palästinas Boden ist ja reich an denkwürdigen Stätten — aber immerhin kann man wohl sagen, daß dieses kleine Ländchen mit seiner — abgesehen von einigen großen geistigen Erscheinungen — ewig Kleinlichen und unerquicklichen Geschichte eigentlich keinen recht erfreulichen Stoff bildet. Weder die Könige und Propheten der alten Juden, noch alle die Eroberer, heidnische, muselmännische und christliche, bieten wirklich große geschichtliche Ereignisse und Figuren dar; erweisen sie sich doch sogar der Dichtung vom Tasso bis auf Kosebuc ziemlich spröde. Und nun gar das Palästina der Gegenwart! Dafür hat wohl den richtigsten Ton Mark Twain gefunden, den des respectlosesten Realismus und der Fronie: das klappert wie Dollars und raselt wie eine Dampfmaschine; aber mit diesem Gegenstücke zu dem Röß des Morgenländers erzielt Twain auch einen wirklich starken Eindruck. — Ueber die Stiche, deren je einer oder zwei den Lieferungen beigegeben sind, kann man nicht genug des Lobes sagen. Sie sind unter den Händen verschiedener Künstler hervorgegangen und sind sich daher auch in der Mache nicht gleich. Aber wie diese auch sein mag, stets bekundet sie den höchsten Grad der Fertigkeit. Der Stich ist tabellos sauber, und besonders einige Platten sind geradezu merkwürdig, weil bei ihnen die Handgriffe, die eigentlich dem Radierer zukommen, offenbar stark angewendet sind. In England blüht bekanntlich dieser Kunstzweig außerordentlich und wird in einer Weise gepflegt, welche die Leberfeinerung mehr als streift. Bei den vorliegenden Stichen sieht man nun auf einigen Blättern deutlich das Bestreben, die starken Lichtwirkungen, welcher

jene schöne Kunst fähig ist, nachzuahmen. Die Kreuzung des Strichs ist eine ganz eigenthümliche, der Strich selbst ungewöhnlich stark und hart, so daß es fast ausieht, wie wenn der Radirer die Farben hat stehen lassen; aber jedenfalls ist der Eindruck, den man davon empfängt, ein eben so gefälliger wie tiefer. Und so kann man wohl damit zufrieden sein, ohne sich allzusehr um die Pionierthäter der Stilreinheit zu kümmern, die vermuthlich damit eben so wenig wie mit dem ganzen englischen Stich der neuesten Zeit einverstanden sein werden. Uebrigens verdient hervorgehoben zu werden, daß unter den für Palästina thätigen Stechern auch zahlreiche Deutsche vertreten gewesen sind, und daß sie sich in der Nachbarschaft der besten Engländer wohl sehen lassen dürfen. — Der Stich eignet sich ganz vorzüglich für die Darstellung der Landschaft als Panorama, wie sie der Engländer meist aufsaßt. Der Holzschnitt setzt dem schon mehr Schwierigkeiten in den Weg, und so sind hier die Leistungen nicht durchweg so gut, wie auf jenem Gebiete. Doch muß man auch hier die saubere Made bewundern und findet eine ganze Reihe von Abzügen, die in hohem Grade schön sind. Auch trifft man auf Blätter, die, was die Stimmung und die malerische Behandlung anlangt, wahre Kunstwerke sind oder mindestens dem Scheine derselben sehr nahe kommen. Einen merkwürdigen Eindruck macht nur ein Einfall, in dem sich ein Zeichner ganz besonders zu behagen scheint, der aber öfter wiederkehrt, als der Billigkeit entspricht. Da wird die Landschaft als eine Platte dargestellt, die quer über einen Blumenzweig gelegt, oder die mit Blumen bekränzt ist. In einem Falle sieht das recht hübsch aus, wo aus Winden solch ein Kranz hergestellt ist, aber diese einer altjungferlichen Dilettantin würdige Stammbuchsidee ist gar zu oft wiederholt, als daß man sich nicht fragen sollte, ob sie nicht eigentlich recht widersinnig und geschmacklos ist — sie giebt sich so selbstgefällig, daß sie auch den Langmüthigen reizt. — Der Engländer liebt überhaupt — man kann das auch in den Nordlandsfahrten, gleichfalls einer Nachbibung eines englischen Prachtwerkes, bemerken — der Platte eine ganz willkürliche Gestalt zu geben. Am häufigsten so, daß die eine Seite sich im Bogen nach dem Fuße des Blattes hinunterzieht, als sollte eine Initialie angebracht werden, oft aber wählt er auch die Kreisform, oder er setzt an zwei sich gegenüberliegende Winkel der rechteckigen Platte zwei Kreise an. Die Auswahl dieser Einfälle ist ziemlich groß. Sieht man das einmal, so läßt man sich die Abwechslung gern gefallen, kehrt es öfter wieder, so fängt man an, den Setzer zu bebauern, der den Text da hineinpassen muß, wird aber diese Laune zur Methode, dann wirkt sie unglaublich eintönig, und man begrüßt jedes schlicht rechtwinklige Bild geradezu als seine Erlösung. Auf die Empfindung des Lesers ist dabei noch gar keine Rücksicht genommen; denn auf Leser zählen solche Werke ja wohl nicht sehr. Aber wer wirklich einmal in einem solchen Buche zu lesen versucht hat, wo jede Seite anders zugeschnitten ist, und man sich die verstümmelten Ueberschleißel des Textes aus allerlei Winkeln zusammensuchen muß, der weiß, ob jene Fashion Verbreitung verdient. Danken wir dem Himmel, daß deutsche Originalwerke von dieser geradezu erbitternden Narrheit bisher frei geblieben sind. Daß dem anders wird, dafür wird unser herrlicher Kosmopolitismus freilich schon sorgen! — „Erbitternde Narrheit!“ das ist eine mißtönige Schlussnote; sie stimmt schlecht zu einem Werke, an dem man — Alles in Allem genommen — doch seine wahrhaftige Freude haben kann. Aber die grauen Heste mit Kellers schönem Titel haben wohl schon so viel anhängliche Freunde gewonnen, daß man ihnen nicht mehr schadet, wenn man sich über irgend etwas ziemlich Nebensächliches aufrichtig ausspricht. — ck.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unter sagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Das Versand-Geschäft Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig

Hoflieferanten Sr. Maj.  des Königs von Sachsen

versendet nachstehende Waarengattungen direct nur an Consumenten, selbst vom kleinsten Quantum an, in bester Qualität zu den billigsten Preisen nach allen Ländern Europas. Es liegt im Interesse eines Jeden, welcher Bedarf in einem oder dem andern angebotenen Artikel hat, sich den illustrierten Preis-Courant von dem Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig, kommen zu lassen, welcher auf frankirtes Verlangen gratis und franco an Jedermann gesandt wird.



Specialitäten



des

Versand-Geschäfts MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig

Mey's Stoffkragen, Manschotten und Vorhemdchen für Herren, Damen und Kinder. Stoffräschen.

Rüschen in Battist, Tüll, Mull, Gaze etc. für Damen:

Schwarzseidene Cravatten für Herren und Knaben.

Weisse Battist- und Atlas-Cravatten für Herren. Bunte Satin-Cravatten.

Schwarzseidene Bindeahillpce.

Manschettknöpfe mit Eludruchfuss und Feder. Kragen- und Vorhemdchenknöpfe.

Leinene Handtücher, leinene Wischtücher, Hausleinen und Prima geklirt Creas-Leinen im Stück und per Meter.

Bein leinene Taschentücher für Damen, Herren und Kinder.

Leinene Oberhemden-Einsätze.

Herren- und Knaben-Oberhemden.

Nachthemden für Herren.

Frauenthemden.

Leinene Kragen und Manschetten für Damen, Herren und Kinder.

Shirtings, Chiffons und Hemdentuch.

Baumwollene Strumpfwaaen für Frauen, Herren und Kinder.

Wollene Strumpfwaaen, Gamaschen, Hosen und Jacken. Gesundheitsjacken für Damen und Herren.

Gestickte Streifen und Einsätze. Stickerelen in Battist und Leinen. Hand-Stickerelen.

Gestickte waschbare Rüschen. Plüsch, Küper und geräubte baumwollene Stoffe (Barchent).

Monogram-Briefpapiere und Couverts.

Tafel-, Dessert- und Theetischecke.

Parfums, Toilettesachen, Seifen, Haaröle und Zahnpasta.

Steinkkerzen.

Japanischer und Chinesischer Thee. Chocoladen; Mey's Cacao pulverisirt. Kaffee-Ersatz.

Biscuits und Waefeln.

Cigarren.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofreit geliefert und zwar innerhalb Deutschland, Oesterrich - Ungarn, Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Briefmarken aller enropäischen Länder werden in Zahlung genommen.

Illustrierte Preis-Courante werden auf Verlangen an Jedermann gratis und franco versandt.

Das Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig, garantirt und verschickt nur beste Waare zu den billigsten Preisen. Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Briefe, Anfragen und Aufträge sind zu richten an das

**Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig
und 9 Neumarkt LEIPZIG.**

Apollinaris

Natürlich

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN

AUSZÜGE AUS DEUTSCHEN EMPFEHLUNGEN.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum
München.

*„Ein äusserst erquickendes und auch nützliches Getränk
wesshalb ich es bestens empfehlen kann.“*

Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin.

*„Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner
Kohlensäure zeichnen es vor den anderen ähnlichen zum Verser-
brauch kommenden Mineral-Wässern vortheilhaft aus. 24. Decem-
ber 1878.“*

Dr. med. Dr. Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a.
Berlin.

*„Ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tränke
mittel, dessen chemischer Charakter es in hygienischer
Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen ge-
schmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Jan-
uar 1879.“*

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a.

*„Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genoss-
enes und sehr gut vertragenes Getränk, unvermischt oder a-
ls Zusatz zu Fruchtsäften, Wein, &c. 4. März 1879.“*

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München.

*„Dieses erfrischende Getränk rein oder mit Wein gemi-
schet ist unter den Mineralwässern sicherlich den ersten R-
ang ein. 10. März 1879.“*

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Benecke, Marbu

*„Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, in
Verbindung mit dem Wein, ist in der Heilung der Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth.
23. März 1879.“*

Sanitäts-Rath Dr. G. Thilenius, Soden a. Taun

*„Ein zum diätetischen Gebrauch ganz vorzügliches Wa-
sser, das sich vor anderen durch seinen erfrischenden und belche-
nden Einfluss auszeichnet. 5. April 1879.“*

KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITE)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.



Band 25. — Heft 74.

— * —

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Mai 1883.



Breslau,
S. Schottlaender.

Ma i 1883.

Inhalt.

	Seite
U. Schneegans in Messina.	
Euriskeia. Ein bulgarisches Genrebild.....	145
Georg Ebers in Leipzig.	
Das Alte in Kairo und in der arabischen Cultur seiner Bewohner	191
Rudolf Baumbach in Triest.	
Neue Dichtungen	205
Lorenz von Stein in Wien.	
Musik und Staatswissenschaft II... ..	209
Paul Lindau in Berlin.	
Die Ermordung des Advocaten Bernays	222
Bibliographie	264
Hierzu ein Portrait von Rudolf Baumbach, Radirung von Wilhelm Rohr in München.	

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Berlin W 62, von der Heydstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

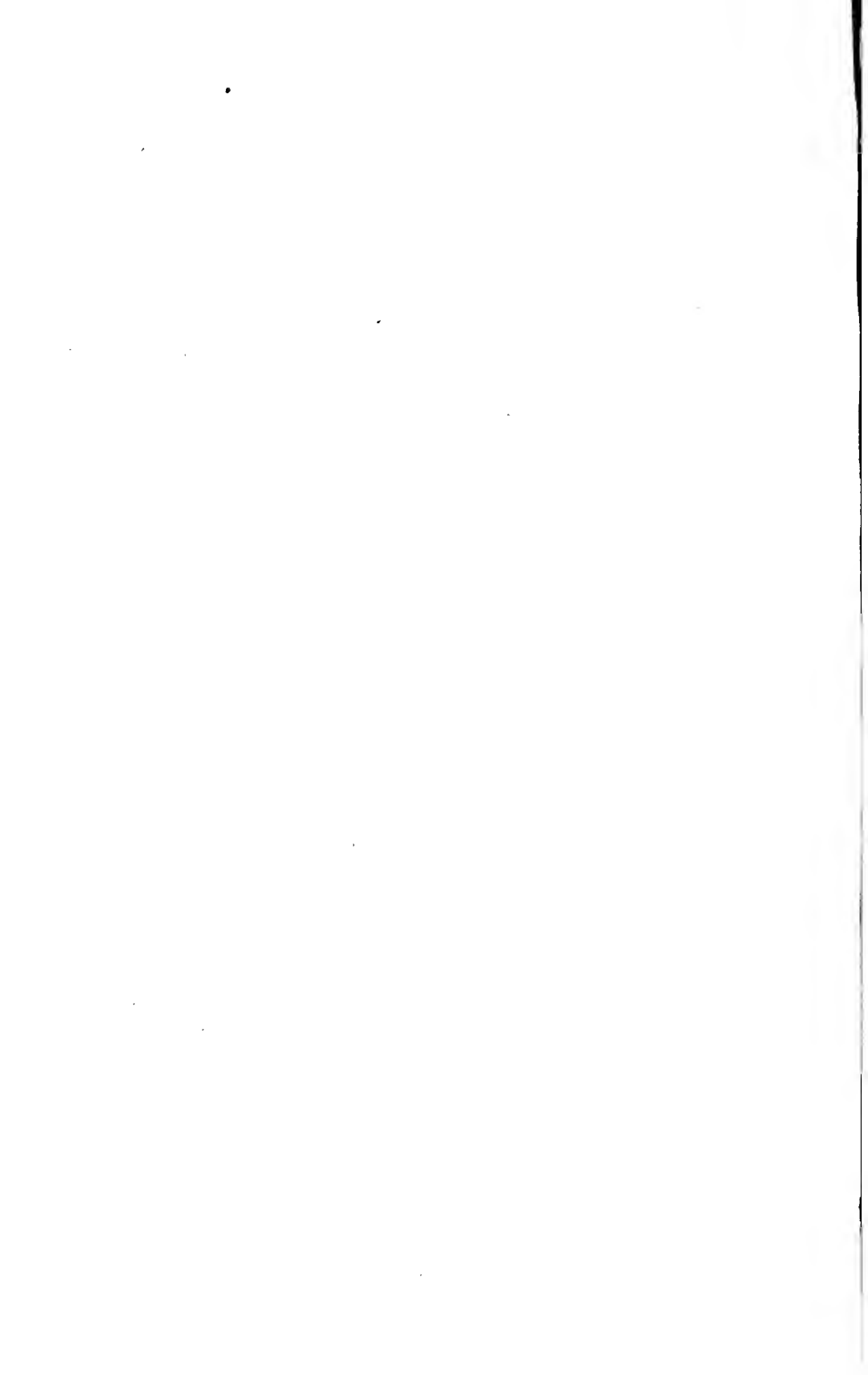
XXV. Band. — Mai 1883. — 74. Heft.

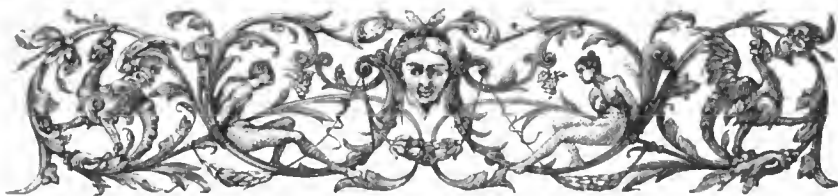
(Mit einem Portrait in Radirung: Rudolf Baumbach.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.





Eurifleia.

Ein bulgarisches Genrebild

von

A. Schneegans.

— Mejsina. —

I.

Das Boot näherte sich dem türkischen Donauufer. Im frischen Lichte der aufgehenden Octobersonne blitzten die schäumenden Wellen des Thaltwegs, und lachten von drüben die räthselhaften, in scharfkantigem Umriß aus der bulgarischen Ebene sich emporhebenden Höhenzüge des Babadagh, des letzten Ausläufers des Balkangebirges in dem Sumpfsgebiet des unteren Donaudeltas, während auf der rumänischen Seite des, wie ein Meeresarm breit sich ausdehnenden Flusses, Galatz, die große Handelsstadt mit ihren weißen Häusern und ihren blinkenden Zinnkuppeln, mit ihren Hunderten von Dampfern und Segelschiffen, halbchlummernd noch und halberwacht, unter leichtem Nebelflor hingestreckt lag. Mit der linken Hand die Augen gegen die scharfen Sonnenstrahlen schützend, während die rechte sich auf eine alterthümliche, durch den Gebrauch abgeschliffene Doppelflüte stützte, beugte sich eine wettergebräunte Gestalt über das Boot. Der forschende Blick glitt langsam über die Lehmhütten und die verkrüppelten, im Winde zerzausten Bäume, die vereinzelt über die Uferfläche und das schilfbedeckte Hinterland hervorragten.

„Ein Pferd sehe ich schon,“ sprach, zu seinen Gefährten sich wendend, in fließendem Französisch der Jäger; „der Kawasse mag wohl auch nicht weit sein; von den Wagen aber, die uns der Pascha versprochen, ist keine Spur zu entdecken!“

Es war eine buntgemischte Gesellschaft, die sich in diesem Boot zusammengefunden hatte. Die Großmächte hatten, nach Beendigung des Krimkrieges, eine internationale Commission eingesetzt, um gewisse in dem Pariser Frieden vorgesehene Specialverhandlungen zu Ende zu führen; sie tagte in der

molдавianischen Handelsstadt Galatz, und aus ihrem Secretariats- und Ingenieurpersonal hatte sich die Gesellschaft zusammengesunden, die jetzt über die Donau setzte, um eine Jagdpartie in die Berge des Babadagh zu unternehmen. Es waren meist junge, unerfahrene, reis- und abenteuerlustige Jagdbilletantent, vermischt mit einigen älteren, der Jagd als einem ernstern Geschäft obliegenden Nimroden. Zu den Letzteren gehörte der Führer der Gesellschaft, der vorn im Boote das Ufer recognoscirte, Constant, ein ehemaliger französischer Chasseur d'Afrique, der nach beendigtem Kriege, Niemand wußte eigentlich wie, in die Donaufürstenthümer verschlagen worden war: ein lustiger Geselle, der sich in die orientalischen Verhältnisse genügend eingelebt hatte, um bei dieser Jagdpartie zugleich als Dolmetscher, Quartier-, Küchen- und Kellermeister, besonders aber noch als Unterhändler und Vertreter der fahrenden Gesellschaft bei den türkischen und bulgarischen Ortsbehörden fungiren zu können. Er hatte sich sonderbar genug aufgeputzt, mit einem weitkrämpigen Garibaldbhut, hohen Wasserstiefeln, Bumphosen, einem mit Hammelpelz ausgegeschlagenen Dolman, Jagdtasche, Pulverhorn, Feldflasche, Hirschfänger, ein Säckchen mit Schrot, ein anderes mit Kugeln, ein drittes mit allen möglichen Zangen, Feilen, Messern, Schrauben und Schraubenziehern; — das richtige Bild eines in phantastischen Civilländern einherwandelnden alten Juavensergeanten! Es fehlte nur der Tornister mit der Kacke obendrauf! — Im grellsten Widerspruch zu diesem Don Quixote standen dessen beide Bootsnachbarn, der junge aus den Rheinprovinzen als Secretär in die Commission berufene Doctor juri- Werner von Bergen, ein 20 jähriger, optimistisch in die Welt hinausschauender Idealist, und der ältere, schon recht großstädtisch ausgebildete, sein ironisirende, sich selber, wie die Andern, in weltmännisch überlegener Weise belächelnde, preußische Ingenieur; beide unerfahrene Jäger, die sich die Doppelflinte und das Pulverhorn eigentlich nur als einen zur äußeren Wirkung nothwendigen Decorationsapparat umgehängt hatten, und denen es viel weniger darum zu thun war, Hasen, Füchse oder Rehböcke zu schießen, als neues Land und neue Menschen zu sehen und kennen zu lernen. Daß Werner sich noch dazu mit der heimlichen Schwärmerei, es könne irgend ein anmuthiges Abenteuer zu bestehen geben, herumtrug, und daß die schönen Bulgarinnen, denen man wohl in diesen Dörfern begegnen würde, seit acht Tagen eine große Rolle in seinen Träumen spielten, braucht kaum besonders erwähnt zu werden.

Das Boot hatte indessen das Ufer erreicht. Aus den niedrigen, mit Stroh bedeckten Hütten, die den türkischen Zollsoldaten als Wachthaus dienten, traten nachlässig einige ärmlich gekleidete Gestalten, den rothen Fetz auf dem Kopfe, das verrostete Bajonnet in der zerrissenen Lederscheide an der Seite. Der Afrikaner wechselte ein paar Worte mit dem befehlshabenden Unteroffizier; dieser musterte, mit nachlässig gleichgiltiger Miene, den von dem türkischen Pascha und Bevollmächtigten bei der Donaucommission der Jagdgesellschaft ausgestellten Paß, deutete mit einer müden Achselbewegung

auf ein Pferd, das, mit dem Halfter an einen Baum gebunden, den Fremden seinen feinen, schöngeschnittenen Kopf entgegenstreckte, und neben welchem ein türkischer Gensdarm halb schlafend seine kurze Pfeife rauchte, drehte sich dann, ohne ein Wort hinzuzufügen, in derselben nachlässigen und gewohnheitsmäßig gelangweilten Weise um und verschwand mit seinen Gefährten im Wachtthause.

„Nun? Constant?“ fragten die Jäger, die sich um ihren Dolmetscher geschaart hatten.

„Nun?“ antwortete lachend der Afrikaner, indem er seine Büchse, wie zum Marsche sich bereitend, über die Schulter warf, „den von dem Pascha von Isaktscha auf das Gesuch seines Kollegen von Galaz uns zur Verfügung gestellten, berittenen Kavassen könnt Ihr unter jenem Baume bewundern; der würdige Mann wird uns auch über Berge und Moräste begleiten, so weit und so lange wir es wünschen; die Wagen aber mögen wir uns in Longabiça, im nächsten Dorfe selbst abholen, meint der Herr Unteroffizier. Also, meine Herren! Allah ist groß, und Muhamed ist sein Prophet! Vorwärts, marsch!“

Und eine lustige Marschweise pfeifend, schritt er voran. Der Türke schwang sich auf sein Pferd und trabte ruhig nach. Die Anderen ergingen sich in Verwünschungen über die türkische Mißwirthschaft und fluchten auf deutsch, französisch, englisch und rumänisch; was half ihnen aber alles Murren und Fluchen? Wollte die Gesellschaft nicht über die Donau zurücksetzen und unverrichteter Sache wieder in Galaz einziehen, so mußte sie sich wohl dazu bequemen, gute Miene zum bösen Spiele zu machen und den beiden Führern zu folgen.

„Zu Longabiça giebt's Wagen!“ rief der Afrikaner ihnen zu, „und dort drüben, hinter den Schilffeldern, sieht man schon die Rauchwolken des bulgarischen Dorfes!“

Die Rauchwolken erblickte man freilich ganz deutlich, und weiter als eine Stunde Wegs in der Luftlinie mochte das Dorf wohl nicht entfernt sein; aber in der Dobrudscha darf sich der Reisende eben nicht nach der Luftlinie richten! Die Sonne stand schon hoch im Zenith, als unsere kleine Karavane, die Kreuz und die Duer um die breiten Schilflagunen, die das Flachland nach allen Seiten durchschneiden, sich herumwindend, endlich müde, erhitzt, nach einem Trunke frischen Wassers ledgend, bei den armseligen Lehnhütten von Longabiça anlangte.

Das ganze Dorf, Männer, Weiber und Kinder, hatte sich bei den ersten Häusern, wo auch ein türkischer Wachtposten stand, versammelt, die Männer, mit Schafpelzen und Pelzmützen, in ihrer seltsam bezeichnenden, gebeugten Stellung, die Arme müde herunterhängend, den Rücken wie unter der Gewohnheit des Gehorsams gekrümmt; die Frauen und Mädchen hinterdrein, in schmutziger, unmalerscher Kleidung, neugierig die Fremden beobachtend.

„Wer von Euch will uns nach dem Kloster von Kotosch fahren?“ rief der Afrikaner den Bulgaren zu; „drei bis vier Tage wird es dauern, und wir zahlen in Gold!“

Ein Gemurmel zog durch die Reihen. Die Blicke der Bulgaren richteten sich fragend auf die türkischen Soldaten, als ob Keiner es wagte, selbständig einen Entschluß zu fassen. Die Türken aber blieben stumm und rauchten ruhig weiter. Nach einer kleinen Weile ermannte sich einer der Bulgaren und, auf einen jungen Mann, der nachdenklich vor dem nächsten Hause stand, deutend, sagte er halblaut und mit der diesem Volksstamme angeborenen und angewohnten Schüchternheit:

„Zlia Michalovitsch hat Pferde und Wagen!“

Der Jüngling richtete sich auf, als erwache er aus einem Traume. Es lag etwas Schwermüthiges in seinen schönen, fast feingeformten Zügen, das Auge schaute mit einer gewissen Vornehmheit; um den blonden, langen Schnurrbart spielte wie ein verächtliches Lächeln.

„Zlia Michalovitsch hat wohl Pferde und Wagen,“ antwortete er, sich zu den Europäern hinwendend; „aber nach dem Kloster fährt er heute nicht mehr. Wollen die Herren nach Skatscha fahren, und zahlen sie gut, so bin ich ihr Mann!“

„Warum aber dieser Umweg?“ fragte der Afrikaner und ließ einige Ducaten in der Sonne funkeln.

„Kennt Ihr den Weg durch die Sümpfe? Am Abend ziehen die Nebel von den Schilffeldern auf und bringen Fieber und Frost mit sich. Der Tag ist zu weit vorgeschritten; die Berge erreichen wir nicht vor Nacht. Ich führe Euch aber heute nach Skatscha und morgen nach dem Kloster. Was zahlt Ihr?“

Es wurden diese Worte in einem fast trostigen Tone, der seltsam von der gewöhnlichen Redeweise der Bulgaren abstach, hingeworfen. Die Fremden bemerkten, daß ein Lächeln über das Gesicht der Dorfbewohner glitt; die Mädchen steckten kichernd die Köpfe zusammen; ein alter Bulgare, der neben Zlia stand, klopfte dem Jüngling vertraulich auf die Schulter und sagte:

„Wäre ich jung, hätte ich Pferde und Wagen, ich könnte wohl heute noch das Kloster erreichen, Zlia! — aber die kleine Guritleia wohnt ja in Skatscha!“

„Was geht das Euch an?“ fuhr der Jüngling auf, und aus seinem Auge leuchtete ein kurzer Blitz. „Ich führe Diese nach der Stadt! Wem es nicht behagt, der bleibe hier!“

Die Europäer hatten sich während dieses Wortwechsels, dem nur der Secretär aufmerksam gefolgt war, miteinander beraten: Konnten sie heute das Kloster nicht mehr erreichen, so war es immer noch besser, nach der Stadt zu fahren, als in diesem elenden Bauernneste liegen zu bleiben.

„Top!“ rief der Afrikaner, indem er zu dem Jüngling hintrat und ihm ein Paar Geldstücke in die Hand legte; „spanne an! Wir fahren nach Skatscha!“

Eine halbe Stunde später waren zwei Wagen bereit, niedrige, holperig auf den ungleichen Rädern laufende Karren; dicke Schilfbündel vertraten die Stelle der Sitze; die kleinen, mageren Pferde waren mit Striden und Schnüren angespannt; das Ganze machte einen trübseligen, ärulich verkommenen Eindruck; — und doch war Zlia Michalovitich der wohlhabendste Mann von ganz Longawiza; die besten und fruchtbarsten Acker weit und breit gehörten ihm; bis an die Grenze der Klosterbesitzungen erstreckten sich seine Wiesen, und nach ihm schauten begehrlieh alle bulgarischen Mädchen, daß er eine Heimsühere und als Herrin in sein Haus einsetze. Zlia Michalovitich schien sich aber wenig um die Jungfrauen Longawizas zu kümmern! Wie er sich auf den Sitz des ersten Wagens schwang, wie er mit einem kurzen, halb befehlenden und halb flehenden Zuruf, in welchem sich die, ihrer Ohnmacht bewußte, unsonst nach Männlichkeit ringende Charakterschwäche des bulgarischen Stammes abspiegelte, die Kofse zum Laufen anspornte, da blieb sein Blick auch nicht eine flüchtige Secunde auf dem Schwarm der Mädchen haften, die dem Scheidenden ihr Lebewohl nachriefen; an dem fernem Horizonte aber, hinter den unabsehbaren Schilffeldern der Donau, mochte sein Auge wohl die Stelle suchen, wo Sjaktscha zwischen seinen von Windmühlen gekrönten Hügeln lag, und, hätte der alte Bulgare jetzt dem Zlia den Namen der kleinen Eurikleia zugestüstert, Zlia wäre wohl zusammengezuckt, wie Ciuer, der den Gedanken eines Andern in das Innerste seines Herzens herunterzuschleichen fühlt, und der sich aufbäumt, ob dieser fremden Besitznahme seines verborgensten Schs. Zlia trieb die Pferde an, als gelte es, so schnell als möglich das Bulgarendorf aus den Augen zu verlieren; die Kofse kamen bald aus dem scharfen Trab in den fröhlichsten Galopp, und unter dem Hurrahrufen, dem Lachen und Jauchzen auf der ihren Schilfbündeln zusammengeschüttelten Jäger, ging es über die endlose, eintönige Fläche, ohne Weg, noch Pfad, den Spuren der Wagen im Grafe folgend, zwischen weiten Sumpfniederungen und kleinen, mageren Gebüsch, die Kreuz und die Quer, bald näher den Bergen zu, bald wieder an das Ufer der Donau, die, um zahllose, walbige Inseln sich herumwindend, langsamen und trägen Laufes sich zum Meere schleppte. Der Kawaffe trabte, ohne ein Wort zu sprechen, neben dem zweiten Wagen her, in welchem der Afrikaner, Werner und sein Berliner Colleague, der Ingenieur, Platz genommen hatten.

„Besehen Sie sich 'mal diesen Türken,“ sagte Lektierer, zu seinem Nachbar sich wendend, „wie er hoch in seinem hölzernen Sattel eingeklemmt daßst! mit welch' hoher, angebornier Würde er sein schlechtes Roß führt, mit welcher Grandezza er auf uns herunterschaut, auf die Gaurz, die er verachtet und doch fürchtet! und besehen Sie sich sein militärisches Rüstzeug! prachtwoll eingelegte Pistolen, — aber mit Roß überzogen; einen blinkenden Datagau, — aber in einem zerrissenen Lederfuttermal; einen feinen Kaschmir-turban, — aber mit Löchern d'rin, daß man nicht weiß, ist das Loch die Hauptsache oder das Zeug! — das leibhaftige Bild des Kalifenlandes!“

Wie lange geht es noch bis Kaschtscha?" fügte er, zum Türken sich wendend, hinzu.

Dieser drehte langsam den Kopf zu dem Sprechenden. Ein, durch den Schmirrbart halbverdecktes Lächeln legte sich um seinen Mund.

„Vor Nacht kommen wir ebensowenig nach Kaschtscha, als wir zum Kloster gekommen wären!“

„Wie heißt Du denn, Janitschar? Demu Deinen Namen müssen wir doch kennen, da wir einige Tage zusammen zu verleben verurtheilt sind.“

„Demir Keran Hussein!“ erwiderte der Kawasse.

„Zum Donner! ein schöner Name!“ rief der Afrikaner. „Wißt Ihr, was der Name bedeutet? Hussein, der das Eisen bricht! Eine alte Gewohnheit aus früheren Zeiten, wo jeder Janitschar sich einen solchen Namen beilegte. Er stammt wohl aus den Kriegszeiten? Sage mir Hussein! Hast Du gegen die Russen mit uns gekämpft im letzten Kriege?“

Der Türke richtete sich auf.

„Bei Allah!“ sagte er, „ich habe dem Sultan als treuer Soldat gedient! —“ und, als wollte er das Gespräch abwenden, fügte er, den Blick über den Bulgaren gleiten lassend, hinzu:

„Nach dem Kloster wären wir eben so schnell gekommen, hätte Zlia Michalovitsch nicht was Besonderees in der Stadt zu besorgen!“

Zlia ließ die Peitsche knallen und schmalzte mit der Zunge; ein selbstgefälliges Lächeln flog über seinen Mund, als wollte er sagen: „Das ist meine Sache, und meinen Zweck habe ich ja erreicht!“

„Wo bringen wir die Nacht in Kaschtscha zu?“ fragte der Secretär.

Zlia Michalovitsch drehte sich um:

„Ich kenne ein Haus,“ sagte er, „wo Raum genug sein wird; bei Popovitsch!“

„Da wohnt wohl Deine kleine Eurikleia?“ rief dem Bulgaren auf die Schulter klopfend, der Secretär.

„Und wenn es wäre?“ erwiderte Zlia, trohig mit der Peitsche knallend.

Wer den Türken beobachtet hätte, in dem Augenblick, wo der Name des Bulgaren Popovitsch ausgesprochen wurde, der hätte sein Auge unheimlich blitzen gesehen; seine nervige Faust saßte den Zaum fester, mit einem plötzlichen Ruck; er drückte dem Pferde die Sporen in die Seiten, daß es in jähem Sprunge über den Weg setzte.

„Ei zürne mir nicht!“ sagte Werner, der sich begütigend zu dem Bulgaren wandte; „ich freue mich nur Deinetwegen und werde Dir gern behülflich sein.“

„Zu was?“ fragte Zlia mit einer plötzlichen Lebendigkeit, die sich durch einen wuchtigen Peitschenhieb, sowie durch den ungewöhnlich scharfen Ton seiner Stimme verrieth.

Dem Secretär war Demir Hussein's Bewegung nicht entgangen. Er war jung; und jünger noch als seine Jahre war sein Herz, er war von jenem ritterlich naiven Menschenschlag, der überall Romane wittert und solche selbst

da vermuthet, wo die Andern auch nicht den Schatten eines Romans zu entdecken im Stande wären; der Name der kleinen Eurikleia klang so verlockend in sein Ohr; Nlia Michalovitsch war schön; es lag etwas so seltsam Trotziges und zugleich schwermüthig Schönes in seinem Wesen! Die Beiden lieben sich, dachte Werner; der Türke dort drängt sich wie ein düsteres Verhängniß zwischen ihre Neigung; dem Liebespaar zu helfen, bin ich, fahrender Ritter, bereit!“

„Zu was?!“ fragte er leise, auf Nlias Schulter sich lehrend; und sein Finger zeigte auf den Türken, der in scharfem Trab vor dem Wagen herritt, und dessen Säbel klirrend gegen die Sporen schlug — „brauchst Du einen Freund, Nlia! so werde ich Dir zur Seite stehen!“

Nlia Michalovitsch blieb einen Augenblick betroffen; es mochte ihn wohl die unermuthete Bereitwilligkeit dieses unbekanntes Menschen wie ein Eingriff in sein innerstes Leben befremden. Er schaute dem Jüngling starr in's Auge:

„Ich danke Dir!“ antwortete er leise, nach einer kurzen Pause. „Du bist auch kein Freund der Türken! Was ich von diesem zu befürchten habe, weiß ich nicht! Aber an Dein Wort werde ich Dich erinnern, wenn Hilfe vounöthig sein wird! —“ und leise fügte er hinzu: „Eurikleia wird Dir danken! —“

Es war finstere Nacht, als die kleine Karawane in die Straßen von Isaktscha einbog. Knurrende Hunde lagen in unheimlichen Schaaren vor den Häusern; die Stadt schien wie ausgestorben; nur die Windmühlen auf den Hügeln bewegten gespensterhaft ihre durch die Nacht knarrenden Flügel; aus ihren kleinen Fensteröffnungen blickten die rothen Lichter wie funkelnde Sterne in die todten Straßen hinunter und legten Zeugniß ab, daß Menschen in dieser stillen Einsamkeit lebten. Der Kawasse hieß die Wagen in langsamerem Schritte fahren und führte den Zug durch winkelige Gassen und Gäßchen, bergauf und bergab, bis zu einem größeren Hause, vor dessen Thür einige türkische Soldaten, rauchend oder schlafend, auf der Straße herumkauerten. Es war das Haus, in welchem der Pascha von Isaktscha wohnte.

Durch die geschlossenen Läden schimmerte Licht. Einige Worte wurden rasch gewechselt; der von dem Pascha der Donaucommission ausgestellte Paß vorgezeigt und von einem Unteroffizier an den wachhabenden Hauptmann ausgeliefert. Diesmal verfehlte das Schreiben seine Wirkung nicht. Nach wenigen Minuten wurden Stimmen in dem Innern des Hauses laut; die Thür wurde weit aufgerissen, und, tief sich verbeugend, meldete der Offizier, der Pascha lasse die Fremden bitten, sich zu ihm herein zu bemühen.

Ein wunderbares Bild bot sich ihren Augen dar, als sie, durch die dunkeln, engen Gänge sich zwingend, plötzlich das hell erleuchtete Gemach des Paschas sich vor ihnen eröffnen sahen. Es war ein kleines, niedriges Zimmer; eine zierliche, in einem Neze von Silberdraht schwebende Petroleum-

ampe hing von der Decke herunter und goß ein sanftes Licht über die malerische Gruppe, die in der hintersten Ecke, auf dem längs der weißgetünchten Wand hin laufenden, mit grellrothem Damast überzogenen Divan, die Aufmerksamkeit der Eintretenden auf sich zog. Mit verschränkten Beinen, den Tschibuk nachlässig in der Hand haltend, saß dort der Pascha, ein behäbiger, stark in den Vierzigen stehender Mann, mit schwarzem, gräulich durchschimmerten Vollbart, er war bekleidet mit einem weiten, vorn geöffneten, Gewande von weißer Seide, das halb wie ein Schlafrock, halb wie ein alttürkischer Burnus aussah. Vor ihm kniete ein etwa vierzehn Jahre alt scheinender Knabe, der gerade damit beschäftigt war, mit einer goldenen Zange eine glimmende Kohle aus dem Kohlenbecken auf den von frischem, gelbem, rund herum den Pfeisenkopf überströmendem Tabak gefüllten Tschibuk zu legen; die rothen, üppigen Lippen halbgeöffnet, die Hand mit der Kohlenzange wartend erhoben, ließ er seine klugen Augen neugierig über die hereintretenden, von dem überraschenden Uebergang aus der Dunkelheit in diese farbige Helle geblendeten Jäger gleiten. Ein kunstvoll gearbeitetes Tischchen, mit Kaffee und Confect, stand vor den beiden, auf welche das von der Decke herunterströmende, durch bunten Schirm gebrochene und leichtgedämpfte Licht einen märchenhaft leuchtenden Schimmer goß. Werner stand wie gebannt vor diesem seltsamen orientalischen, in Rembrandtschen Farben hervortretenden Bilde. Er hörte kaum, wie der Pascha ihn und seine Gefährten als „Freunde seiner Freunde“ bewillkommnete, und sie, mit der den Morgenländern eigenen, bilderreichen Höflichkeit, versicherte, die Botschaft des Paschas von Galatz sei für ihn, was ein Born frischen Wassers für einen in der Wüste lechzenden Pilger; denn Skattscha sei die Wüste, daß hätten sich die Fremden heute schon vergewissern können. Es wurde alsdann den Fremden, nach türkischer Art, Kaffee, Doltschas und Tabak angeboten, und der Pascha nöthigte sie, bis, wie er sagte, Alles für ihr Nachtquartier in der Stadt eingerichtet sei, auf dem Divan Platz zu nehmen und sich mit ihm zu unterhalten. Während diese sich niedertiefen, winkte er den Kawaffen zu sich heran und erteilte ihm in türkischer, den Meisten der Anwesenden unverständlicher Sprache seine Befehle.

„Demir Keran, wo gedenkst Du die Fremden unterzubringen?“

„Der Bulgare, der uns nach Skattscha gefahren hat, kennt das Haus des Popovitsch und sagt . . .“

„Ich kenne es auch! . . . Der erbitterteste Türkenfeind ist dieser Popovitsch! . . . Dort führst Du die Europäer hin . . . Trag Sorge, daß ihnen Nichts fehle! Sie sind meine Freunde; verstehst Du?“

Demir Keran Hussein verneigte sich, indem er die Arme über die Brust kreuzte, und wollte sich entfernen.

„Warte noch, Demir Keran! Ich habe Dir noch was zu sagen. Das Haus ist klein . . . Popovitsch und seine Rangen können schlafen gehen, wo sie wollen . . . Die kleine Griechin aber, die bei Popovitsch wohnt, die

soll die Nacht nicht auf der Straße zubringen, hörst Du? Befiehl den Soldaten, daß sie das Mädchen hierher führen. Hast Du verstanden? Aber bei Allah! daß Keiner von Euch Hand an sie lege! . . . Geh!"

Constant hatte kein Wort von dieser Unterhaltung verloren. Zu dem Secretär, der neben ihm auf dem Divan saß, sich wendend, sagte er in französischer Sprache, dem Jüngling leise in's Ohr flüsternd:

„Da scheint es ja ganz gemüthlich herzugehen! Um uns Platz zu machen, wird Popovitch mit Frau und Kindern auf das Pflaster gesetzt; und ein griechisches Mädchen, das dort wohnen soll, behält der Pascha für sich!"

Eine Ahnung durchflog des Jünglings Seele:

„Eurikleia ist ein griechischer Name!" antwortete er, in derselben Sprache und in demselben, leisen Tone.

Der Pascha wandte sich rasch um zu dem Sprechenden:

„Kennst Du das Mädchen?" fragte er, ebenfalls in französischer Sprache.

„Es ist die schönste Roje von Isaktscha, und leid thäte es mir, wenn es heute Nacht, ohne Obdach, unter den Hunden schlafen sollte!"

„Das Mädchen, von dem Du sprichst, habe ich niemals gesehen!" antwortete, rasch besonnen, der Secretär.

„Wie kennst Du seinen Namen?"

„Ich wußte nicht, daß dieser Name der seinige sei."

„So errathen die Franken die Namen, die wir im Herzen tragen?" erwiderte, nicht ohne einen Anflug von zweifelnder Ironie, der Türke; dann drehte er sich zu den andern Jägern um und unterhielt sich mit ihnen über dieß und das, was ihn von Europa zu interessiren schien, Verhältnisse der Kriegsmächte, Einrichtung der Verwaltungen und der Gerichte. Der Secretär und sein Nachbar wechselten aber einen bedeutungsvollen Blick, als wollte Einer zum Andern sagen: Hier ist Schweigen Gold!

Eine Viertelstunde verging unter Plaudern und Rauchen; dann erhob sich der Pascha und, den Fremden seinen Abschiedsgruß bietend, sagte er:

„Ein Soldat wird die Freunde meines Freundes in das von mir für sie zubereitete Nachtquartier führen. Einen Wunsch für das Glück Eurer Jagd spreche ich, da ich die europäische Jägersitte kenne, nicht aus. Mein Auge wird Euch aus der Ferne verfolgen und bei jedem glücklichen Schuß auf den Babadagher Höhen wird meine Seele sich freuen. Vergesst nicht, den Abt des Klosters von mir zu grüßen! Wir kennen uns seit langen Jahren; er war in Constantinopel und nahe bei dem Throne unseres Herrn und Gebieters, zur selben Zeit als ich! und ich beehre mich, ihn zu meinen Freunden zu zählen, ob er gleich einen anderen Gott verehrt. Allah sei mit Euch!"

Dem Secretär schien es, als bliebe des Paschas Blick mit einem seltsamen, spöttischen und drohenden Winkeln zugleich auf ihm und seinem Nachbar haften, als er ihnen zum Abschied die Hand reichte und sie bis zur Thür geleitete.

Als die Jäger zu den Wagen traten, lag die schlafende Stadt in dem Silberglanze des aufgehenden Vollmondes vor ihnen. Die niedrigen, mit durchbrochenen Holzbalconen verzierten Häuser warfen ihre scharfgeschnittenen, schwarzblauen Schatten in sonderbaren Winkelbildungen auf die weißgetünchten gegenüberliegenden Mauern; es war, als hätte sich längs der einen Seite der schmalen in das obere Viertel führenden Straße, ein schwarzes, auf blendend weißem Untergrunde ruhendes, riesiges Spitzgewebe gelegt. Die türkischen Wachtfolbaten kauerten wie vorher auf der Schwelle herum. Weisseite, in der scheuen Haltung, welche die Bulgaren in der unmittelbaren Nähe ihrer Herren anzunehmen pflegen, stand Ilija. Sein Auge hastete, unverrückten Blickes, an dem oberen Ende der Straße, von wo dumpfe Stimmen, wie von wimmernden und fluchenden Weibern, Kindern und Männern, heruntertönten. So wie Ilija der Jäger ansichtig wurde, zuckte er auf, und die Pferde mit rascher Bewegung antreibend, führte er die Wagen den steilen Berg hinan.

„Nun geht es doch endlich, und im Sturmschritt, zum Hotel Popovitsch!“ rief lachend der Ingenieur, der gerne längst schon den Kaffee und die Tschibuk des türkischen Gouverneurs gegen ein gutes Bett umgetauscht hätte. Ilija hatte nur den Namen Popovitsch verstanden. Er drehte sich um, und ein Bittern klang durch seine Stimme, als er halb laut antwortete: „Dort oben liegt Popovitschs Haus!“

Dunkle Gestalten bewegten sich um das niedere Gehöfte, lärmende, bewaffnete Kawaffen und Soldaten, die einen Bulgaren mit Kolbenstößen vor sich her trieben; ein weinendes Weib mit zwei aus dem Schlafe gerissenen, ächzenden Kindern auf den Armen; ein größeres Mädchen, das sich ängstlich an der Mutter festhielt; ein schreiender Knabe, den ein Türke fortzerrte.

„Was geht denn hier vor?“ riefen die Jäger verworren durcheinander, indem sie sich die Straße hinauf drängten.

„Nichts geht vor,“ erwiderte der Afrikaner, der aus seinem algerischen Leben an solche Dinge gewohnt war; „man räumt das Haus, um uns Platz zu machen.“

Die Hand krampfhaft um seine Peitsche geballt, sah Ilija nach dem Bulgaren den die Kawaffen die Straße herunter trieben.

„Sei gegrüßt, Freund!“ sagte er leise, als dieser an ihnen vorbeizog. Der Bulgare hielt einen Augenblick inne, sah Ilija starr in's Gesicht, und, die Zähne zusammenbeißend, murmelte er:

„Sei verflucht, Ilija! wenn wir es Dir zu verdanken haben!“

„Nicht ich, Popovitsch, habe befohlen . . .“

Ein scharfer Hieb mit der kurzen Peitsche, welche die Kawaffen bei sich zu tragen pflegen, unterbrach ihn.

„Bei Allah!“ rief Einer der Türken, indem er Ilija aus dem Wege stieß, „daß in Isaktscha die Bulgaren nicht befehlen, brauchst Du diesem Hund nicht zu sagen! Vorwärts!“

Lia beugte den Rücken, und, ohne ein Wort zu erwidern, zog er weiter. Sein Auge aber flog, unheimlich funkelnd, über die Reihe der von den Türcen fortgeschleppten Hausinsassen, und als das letzte Kind vorübergezogen, und die ganze weinende und schreiende Schaar hinter dem letzten Wagen verschwunden war, da schien es, als ob der junge Bulgare plötzlich wieder freier aufathmete: er drehte den Kopf zu dem ihm auf der Ferse folgenden Secretär, und leise, als unterdrückte er eine gewaltige Freude, sagte er:

„Sie ist nicht dabei!“

Sie waren vor dem Hause angekommen. Die Thüren standen weit offen. Zwei Kawaffen waren noch in den verlassenen Zimmern beschäftigt. Als die kleine Schaar vor dem Gehöfte Halt machte, traten sie lärmend auf die Veranda; in dem Einen erkannten die Jäger ihren Begleiter, Demir Keran Hussein.

„Verfluchtes Gefindel!“ rief er, indem er mit zorniger Faust den Kolben seiner Flinte auf die morschen Bretter des Fußbodens stieß. „Die Griechin ist entschlüpft! Verschwunden, der glatte Kal!“

„Für Dich, Hund!“ murmelte Lia vor sich hin; „aber für Andere wird sie schon wieder zum Vorschein kommen!“

Die Soldaten zogen langsam ab, indem sie noch mit dem Bajonnet in den umherliegenden Heu- und Strohbündeln herumstachen. Die Jäger aber ergriffen Besitz von dem verlassenen Hause, vertheilten sich in die offenen Zimmer und auf die harten Divans, und bald schlief Alles in Popowitsch's Behausung; — Alles, mit Ausnahme des Secretärs, der vergeblich auf seinem Bretterlager den Schlummer suchte. Es schien ihm, als höre er fortwährend die klagenden Stimmen der in der kalten Octobernacht durch die Straßen irrenden Kindern der Hauseigenthümer. Er sah die Armen, wie sie, aus ihren süßen Kinderträumen aufgeschreckt, von den Soldaten in den Hof gestoßen wurden, wie sie, weinend vor Angst und vor Kälte, ihrer Mutter durch die nächtliche Einsamkeit folgten, wie sie endlich in irgend einer finstern Ecke zusammensanken und neben den knurrenden Hunden auf der Erde liegen blieben. Seine rege, jugendliche Phantasie führte dies Alles in so lebendiger Weise, mit so grellen Farben vor sein inneres Auge, daß für den Schlaf kein Platz mehr übrig blieb. Hellblinkend schaute der Mond durch die kleinen Fenster draußen lag, in Silberschimmer hingegossen, die weite Donaubene. Werner hielt es nicht länger in der dumpfen Luft des Bulgarenzimmers aus; er stand leise, um seine Gefährten nicht zu wecken, von seinem Lager auf und trat hinaus unter die geräumige Veranda, die balconartig, nur einige Stufen über der Erde erhöht, um das Haus lief. Alles schlief ringsum, die fieberschwangeren Deltanebel zogen in langen, weißen Streifen über die Schilfniederungen hin; aus diesem wogenden Dunstmeere erhoben sich, schwarz, gegen den Himmel und gegen die endlose Nebelfläche abstechend, die Höhenzüge des Babadagh. Das Auge des Jünglings schweifte über den Bergen hing, und es schien ihm, als blickten ihm von ferne, wie silberne Steu-

die in einer Thalfenkung halb verborgenen, märchenhaft glänzenden Zinnkuppeln des Klosters entgegen . . . Da, plötzlich . . . klang es, aus nächster Nähe, wie ein Flüstern, wie ein leise geführtes Gespräch an sein Ohr! Aus dem Stalle, wo Nlias Pferde im Schlafe schnaubten und stampften, schienen die Stimmen zu kommen. Werner horchte auf. Er näherte sich behutsam der Thüre. Alles war finster da drinnen. Da hörte er die Stimme des jungen Bulgaren:

„Deinetwegen habe ich mich ja heute auf den Weg gemacht!“

Eine zweite, in südlich fremdem Accent mädchenhaft und dennoch scharf und bestimmt klingende Stimme unterbrach ihn:

„Du hast den Türken dieses Haus bezeichnet! Um Deinetwillen wurde Vater Popovitsch mit Weib und Kind in die Nacht hinausgeworfen! Du hättest es nicht zulassen sollen, Nlia! Bist Du ein Mann? Bist Du ein Feigling? Dein Volk, Nlia, ist ein Weibervolk! Bei uns haben die Mädchen mehr Muth in dieser kleinen Fingerspiße, als Eure Männer alle zusammen in Herz und Kopf!“

„Curikleia! Du bist ungerecht! Was können wir? was . . .?“

„Ungerecht! Habe ich, armes Mädchen, nicht ganz allein die Soldaten und Kawaffen Eures Paschas, die nach mir suchten und riesen, zu Schanden gemacht? Was wollten sie mit mir? Ich weiß es nicht! Wie eine wilde Katze habe ich mich zum Fenster hinausgeschwungen; an dem Balcon des Daches hielt ich mich; unter den hängenden, losen Brettern, da oben, kammerte ich mich an! Sie suchten mich unten; sie suchten mich überall! Die Hände bluten mir noch von den Nägeln, die mir in's Fleisch drangen! Ich hielt mich aber fest, und ich verfluchte die Hunde in meinem Herzen, und ich hatte Kraft auszuharren, bis sie wegzogen. Die heilige Mutter Gottes beschützte mich, Nlia! — denn sie liebt die Muthigen! Verstehst Du, Nlia? nur die Muthigen liebt die Heilige!“

„Laß ab, Curikleia! oder . . .“

Aber heller erhob sich des Mädchens Stimme, als ob dasselbe vergessen hätte, daß die Gefahr noch nicht vorüber war.

„Ich bin wie die Heilige!“ rief Curikleia, und Werner hörte das zornige Stampfen eines kleinen Fußes auf den Brettern, „nur die Muthigen liebt Curikleia!“

Werner stand hinter dem Schatten des vorspringenden Daches versteckt, ganz nah an der Thür; er hatte kein Wort verloren, — als plötzlich ein anderes Geräusch seine Aufmerksamkeit fesselte, es schien, als ob Jemand längs der äußeren Wand des Stalles herüberstüchelte, langsam, behutsam, lautlos; ein Schatten tauchte hinter der Wand hervor, zuerst der Kopf, — dann der breite Rücken, — und drüber ein langer, schmaler, dunkler Streifen, als trüge der Mann, dem der Schatten gehörte, eine Flinte auf der Schulter; ein Schritt noch, und vor dem Jüngling stand Demir Keran, der, vorsichtig um die Ecke biegend, sich der Stallthür näherte. Des Secretärs Entschluß

war schnell gefaßt. Einen derben Stoß in die Bretterwand versetzend, zum Zeichen für die dort Versteckten, trat er vor den Kawaffen und rief ihm zu:

„Kannst auch Du den Schlaf nicht finden, Demir Kerau? Ich sitze schon lange Zeit hier und summe alte Lieder vor mich hin in die Nacht hinein. Setze Dich zu mir und singe mir ein türkisches Lied, wie man sie bei Euch liebt, von dem Vollmonde, der am Himmel leuchtet, und von Bülbül, die unter den Fliederbüschen stötet!“

„Bei Allah!“ erwiderte der Türke, der einen Augenblick betroffen gewesen war, „ich habe nicht Zeit, an Lieder zu denken! Ich muß über die Sicherheit der Freunde des Paschas wachen, und ich glaubte Stimmen zu hören, — als wären Diebe im Hause, oder noch was Schlimmeres!“

„Du träumst wohl mit offenen Augen, Hussein!“ rief Werner hellauflachend, „meine Stimme hast Du gehört, und die Nacht hat Dir Gespenster in den Kopf gesetzt!“

„Gute Nacht denn!“ antwortete Hussein, „so gehe ich schlafen!“

Und er verschwand hinter der anderen Ecke des Hauses. Mit raschem Sprunge war Werner an der Stallthür. Er drückte. Sie öffnete sich halb.

„Seid vorsichtig!“ flüsterte er durch die schmale Ritze, „und Du, Eurikleia, ob ich Dich gleich nicht kenne und nicht sehe, sei auf Deiner Hut. Der Pascha hat dem Kawaffen befohlen, Dich in sein Haus zu bringen! Siehe zu, daß Dich der Morgen nicht in diesem Hause treffe . . . und brauchst Du Hilfe, so rufe die meinige an! Dich und Lia will ich beschützen, so viel es in meiner Macht liegt!“

Die Thür bewegte sich; eine kleine Hand huschte durch die Spalte und suchte des Jünglings Hand, und leise tönte des Mädchens Stimme zu ihm heran:

„Habe Dank! Ich vertraue Dir! Du bist ein Mann!“

Die Hand verschwand. Von drinnen wurde ein Kiegel vorgeschoben.

„Ich bleibe hier!“ rief Werner durch die Bretterwand hinein. Dann ward Alles still.

II.

Der Tag war kaum angebrochen, als die Jagdgesellschaft sich am andern Morgen vor dem Hause versammelte und den von dem Afrikaner zubereiteten, köstlich duftenden türkischen Kaffee schlürfte. In immer feineren und lichteren Streifen zogen die Donaunebel über die Ebene, an den Bergen hin sich vertheilend und allmählig zerfließend, während die Gipfel des im gelblichen Herbstschmucke prangenden Babadagh schon im vollen, klaren Sonnenlichte glühten. Der letzte, der sich von seinem Lager ausgerafft hatte, war der Ingenieur; an den städtischen Comfort gewöhnt, hatte er sich vergeblich nach Jemandem umgesehen, der ihm Stiefel und Rock reinigte, und fühlte sich augenscheinlich in seinem von der gestrigen Fahrt schon arg mitgenommenen Sonntagsjägeranzug nicht recht behaglich.

„Der Fenster hole die bulgarischen Häuser, Betten und Zubehör!“ rief er mürrisch, als er in den Kreis seiner Freunde trat. „Ungeziefer die Menge! Schlechte Luft! Die Fenster mit Papier verklebt, damit ja kein frischer Windzug den Herren Bulgaren und ihren zarten Gemahlinnen die Jahre lang sorgfältig aufbewahrten Miasmen aus dem Zimmer treibe! Kein Auge konnte ich schließen! Und nicht einmal, um Einen zu entschädigen, bekommt man die kleine, liebliche, göttliche Eurikleia zu sehen, von der uns der Bulgare gestern den Kopf vollschwappte! Wo ist denn das himmlische Geschöpf? Wer hat das Mädchen zu Geficht bekommen? Und wo bleibt Zlia Michalowitzsch, der glückliche Bräutigam?“

Demir Keran hatte, als der Name der Griechin ausgesprochen wurde, das Auge rasch auf den Sprechenden gerichtet; er murmelte einige Worte in den Bart, welche die Europäer nicht verstanden, welche wohl auch nicht für sie bestimmt waren; dann zu dem Afrikaner, mit dem er seit den gestern gemechselten Worten auf vertraulichem Fuße zu stehen schien, sich wendend, fragte er:

„Sind die Wagen bereit? Es ist Zeit aufzubrechen, wollen wir das Kloster vor der Mittagshöhe erreichen!“

„Die Wagen sind bei Tagesanbruch abgefahren,“ erwiderte Werner, der seinerseits auch, obgleich aus ganz anderen Gründen als der Ingenieur, kein Auge geschlossen hatte, und schon längst, gestiefelt und gespornt, auf seine Freunde wartete. Der Fahrweg, sagte Zlia, beschreibe große Umwege um die Moräste; er werde voran fahren, die Fußgänger könnten ihn in einer kleinen Stunde dort, am Fuße der Berge, einholen!“

„Uah!“ rief Demir Keran, „der Bulgare ist verrückt! Durch die Moräste fährt ein Wagen ebenso leicht, als ein Fußgänger sie durchläuft!“

Von dem Kawaffen geleitet, setzte sich die Gesellschaft in Bewegung. Bald war Isaktscha aus ihren Augen verschwunden, und durch die zum Theil ausgetrockneten Niederungen ging es, auf den zwischen mannhohen Schilfbüscheln sich hinschlängelnden Pfaden, den Bergen zu. Werner, der nicht ohne Absicht, wie es schien, mit dem Kawaffen gleichen Schritt zu halten sich bemühte, und der auch auf alle mögliche Weise es versuchte, mit dem schweigsamen Türken eine, wenn auch noch so gebrochene und mühsame Unterhaltung zu führen, ließ zuweilen seinen Blick ängstlich zu den immer näher heranrückenden unteren Höhenzügen schweifen, als forsche er nach Etwas, dort hinter den hohen Schilfeldern. Plötzlich richtete sich Demir Keran hoch im Sattel auf, gab seinem Pferde die Sporen und sprengte voraus, der Straße zu, wo Zlias Wagen, von mehreren Jägern umringt, hielt. Werner stürzte dem Kawaffen nach. Schon tönte aber vom Wege herüber ein wirres Durcheinander von Stimmen, von Peitschentralen, von Rossgewieher.

Mit raschem Sprunge setzte Werner durch das Schilddickicht. Er hatte die Büchse von seiner Schulter gerissen; betroffen und ohne zu wissen um

was es sich handelte, that der Ingenieur ein Gleiches, und Beide stürzten auf den Wagen zu, um welchen sich mit wildem Rufen, die anderen Jäger drängten. Von Weitem erblickten sie nun Demir Keran, der, auf bäumendem Roße die Gruppe überragend, ein Mädchen von dem ersten Wagen herunterzuziehen suchte. Das Mädchen aber wehrte sich tapfer; mit der linken Hand klammerte es sich an die Leiter, in der rechten schwang es Ilias Peitsche und hieb, zornglühenden Antlitzes, mit dem umgekehrten Stiel auf den Türken ein.

„So hilf doch, Iliä!“ schrie die Kleine dem Bulgaren zu, der sie fest um die Hüfte gefaßt hatte, als wolle er sie zu sich herüberziehen, der sich aber selber zum Kampfe gegen den Türken zu ermannen nicht wagte, und vielmehr, scheu und verstört, bei den Jägern Hilfe zu suchen schien.

„Was soll das!“ rief Werner, auf den Kawaffen losstürzend, und ein wuchtiger Schlag mit dem Kolben auf die Hand, die das Mädchen schon gefaßt hatte, befreite die Arme. „Was unterstehst Du Dich? Was geht Dich dieses Mädchen an?“ Und, dem Türken in die Bügel fallend, riß er sein Pferd von dem Wagen auf die andere Seite des Weges.

„Bei Allah!“ erwiderte der Kawaffe, indem er sein hochaufbäumendes Roß wieder zum Wagen hinüberwarf, „die Griechin gehört meinem Herrn!

„Mit dem Mädchen hast Du nichts zu schaffen!“ schrie ihm Werner zurück. „Es steht unter meinem Schutze, verstehst Du mich? Der Wagen ist mein, und auf mein Eigenthum hast Du kein Recht!“

„Zum Donner!“ rief der Ingenieur, der seinem Freunde auf dem Fuße gefolgt war, „hat uns der Pascha zum Beschützer gegen die Straßenräuber einen Mädchendieb mitgegeben? Die Hände von dem Mädchen ab, Janitschar! Oder mit meinem Pulver und Blei sollst Du Bekanntschaft machen!“

Der Afrikaner, den eine von der Krinzeit stammende Erinnerung an frühere Kriegskameradschaft zu dem Türken hinzog, versuchte sich in's Mittel zu legen, und seinen Gefährten begreiflich zu machen, daß dieser brave Soldat ja nur den Befehlen seines Generals Folge leistete, und daß man ihn darin unterstützen sollte.

Erfolglos aber blieben seine Reden. Mit lautem Rufen drängten sich die Jäger zwischen den Türken und das bedrohte Mädchen.

Der Türke schien von ihrem entschlossenen Auftreten betroffen. Den Kopf leicht auf die Brust gesenkt, blieb er unbeweglich, mit den Augen langsam die Gruppe der Jäger musternd. Auf dem ersten Wagen, die aufgelöften, schwarzen Haare über die Schultern wallend, den flammenden Blick unverrückt auf ihn gerichtet, die Peitsche Ilias zum Schlage bereit in der Hand haltend, stand Eurikleia, das lebendige Bild einer antiken Kriegsgöttin! Von mittlerer Statur zwar, und eher klein zu nennen, aber in einem so wunderbar schönen Ebenmaß der Glieder, mit so feingehackten, klassisch edlen Bügen, und in ihrem ärmlichen, von dem Kampfe zerrissenen und im Winde

flatternden Gewande so seltsam maverisch drapirt, daß die Jäger insgesammt betwundernd zu ihr aufschauten und Werner, der noch immer den Bügel des türkischen Rosses fest in der Hand hielt, fast den Kawaffen und den ganzen Streit vergessen hätte, um nur an diesem einzigen Anblick Herz und Sinne zu weiden. Ein schwerer Kampf wogte in des Türken Brust. Wem sollte er gehorchen? Wo lag seine Pflicht? Sein General hatte ihm gestern befohlen, das griechische Mädchen in sein Haus zu bringen, und, sollte er auch selbst dabei zu Schaden kommen, diesen Befehl, so sagte es ihm sein, an Gehorsam gewöhnter ehrlicher Soldatenverstand, mußte er ausführen; andererseits aber durfte er die, von demselben General seinem Schutze anbefohlenen Europäer verlassen? gleich am ersten Tage verlassen, um mit seiner Beute nach Stattscha umzukehrten? — — Werner, der seine Gedanken zu irrathen schien, machte seiner Verlegenheit ein Ende, indem er ihm plötzlich die Frage stellte:

„Wer hat hier zu befehlen, Du oder wir?“

Der Kawaffe blieb einen kurzen Augenblick noch regungslos, dann raffte er die Bügel zusammen, und, militärisch grüßend, antwortete er:

„Ich gehorche!“

„Also vorwärts!“

Im Nu hatten die Jäger ihre Sitze vom vorigen Tage wieder eingenommen. Werner schwang sich auf den vorderen Sitz, neben die Griechin, und nach wenigen Minuten rollten die Wagen dem Kloster zu, dessen zimmerne Kuppeln schon von dem fernem Waldesraume herüberblinkten.

„So hätte ich, bei Gott! nicht gehandelt!“ raunte der Afrikaner in türkischer Sprache dem Kawaffen zu, als dieser sein Pferd neben dem letzten Wagen herreiten ließ; „Dein General will das Mädchen dort in seinem Hause sehen, und wäre ich der Pascha, ich wünschte es mir auch! — Ich hätte es ihm, an Deiner Stelle, hingeführt, lebendig oder todt!“

Demir Keran blickte, die Augen zusammendrückend, seitwärts zu ihm herunter:

„Wer treffen will,“ sagte er, „darf sein Pulver nicht verschießen.“

Werner saß, in Gedanken vertieft, neben dem Mädchen, das mit gewandter Hand die Unordnung seiner Kleider zurecht legte und die aufgelösten Haare wieder in künstlich gewundene Flechten über den Kopf band. Curikleias Augen funkelten, ihr Busen hob und senkte sich in heftigem Wallen; ihre feinen, kleinen Hände zuckten in fieberhafter Bewegung. Dem, durch ihren Anblick, durch ihr tapferes und doch so reizendes und tiefweibliches Wesen mächtig ergriffenen Jüngling schien es, als klinge durch die kurzen Antworten, die sie dem zu ihrer Rechten sitzenden Iliä hinwarf, wie ein Gefühl des zürnenden, fast des verächtlichen Vorwurfs. Es war ihm, als fühlte er wieder den Druck der kleinen, warmen Hand, die sich ihm, in vergangener Nacht, durch die halbgeöffnete Thür des Vulgarenhauses entgegenstreckte, als hörte er wieder die so energische und doch so sanftklingende Stimme des verfolgten Mädchens, wie es ihm zuflüsterte: „Ich vertraue Dir! Du bist ein

Mann!“ — Und jetzt war es ihm, als ob ihr Blick und ihr Gedanke sein Auge und sein Tiefinnerstes suchten und unwiderstehlich zu ihr hinüberzögen, als ob er sich umdrehen sollte zu ihr, als ob er ihr sagen müßte . . . Und was sollte, was konnte, was durfte er ihr sagen? Hatte er nicht Ilija gelobt, ihn und sie zu beschützen? Und wie konnte er an dem armen Bulgaren, der dort, unter dem düsteren Verhängniß, das über ihm und über ihr schwebte, wie gebrochen und zusammengesnickt vor sich hinstierte, wie konnte er solchen Verrath an ihm ausüben? Denn ein Verrath war es — das sagte ihm sein ehrliches Jugendherz, das der Welt noch so treuherzig entgegenschlug — der schönste Verrath war es, wenn er, und zu welchen Zwecken? und mit welchen Zukunftsaussichten? demjenigen, dem er freiwillig seinen Schutz angeboten, mit flüchtiger Hand seine Liebe entwendete?

Das Mädchen war es, das zuerst das Schweigen brach.

„Du hast mich zweimal gerettet,“ sagte sie mit gedämpfter Stimme, in welcher die innere Erregung nachzitterte, „ich will Dir danken, aber warum siehst Du mich nicht an?“

Werner schaute sich um nach ihr. Das Blut schoß ihm in die Wangen. Der Griechin Augen leuchteten wie zwei schwarze Diamanten. Er faßte ihre Hand in die seinige . . . Da traf ihn der tiefe, traurige Blick Ilija's, der sich, als ob auch er dem Erretter Dank sagen wollte, zu ihm hingewendet hatte. Werner senkte sein Auge.

„Eurikleia,“ sagte er, „noch ist der Tag nicht zu Ende. Danke später, wenn die Stunde gekommen sein wird.“

Das Mädchen sah ihn fragend an, als suche sie den Sinn seiner Worte zu ergründen. Dann zog sie langsam ihre Hand aus der seinigen und erwiderte:

„So werde ich warten! Doch sagst Du mir die Stunde nicht, so werde ich sie wählen.“

Der Wagen rollte weiter. Länger als die Jäger es geglaubt, zog sich der Weg zum Kloster, an den Hügeln herum, zwischen Morästen hin in endlosem Bickzack sich schlängelnd.

„Wie kommst Du denn zu dem Bulgaren Popowitsch nach Ijalttscha,“ fragte endlich der Sekretär, wie wenn es sich um die gleichgiltigste Unterhaltung handle; „denn eine Bulgarin bist Du nicht, und Deinen Namen trägt kein Mädchen in diesen Dörfern.“

„Ich bin Griechin,“ antwortete Eurikleia, und Etwas wie ein Civis Romanus sum lag in diesen Worten. „Als mein Vater in Ijalttscha starb, ließ er mich seinem Jugendfreunde Popowitsch, und ich wurde wie ein neues Kind in seinem kinderreichen Hause aufgezogen.“

„Bist Du glücklich bei dem Bulgaren?“

„Das Glück lebt nur im Elternhause — oder an dem Herde, den man sich selbst baut!“

„So sehnst Du Dich weg von hier?“

Sie schwieg einen Augenblick.

„Wer möchte in einem Lande leben, wo die Türken herrschen? Meinen Vater und Mutter haben sie getödtet; meine . . .“

Sie hielt plötzlich inne, und es schien, als dränge sie die Worte, die sich auf ihre Lippen gelegt, gewaltsam in ihr Herz zurück.

„Was wollt'st Du sagen? Hast Du noch Geschwister?“

„Nein! Keine mehr!“ rief sie in leidenschaftlich erregtem Tone aus, und Werner sah, wie ihre Hände krampfhaft zusammenzuckten.

„Armes Mädchen! Bist Du allein? Sind Sie gestorben?“

„Gestorben? . . . Nein! . . . Ja! . . . Ich weiß es nicht! Ich . . . Aber warum fragst Du mich? Und warum muß ich Dir antworten? Und wie übst Du diese Gewalt auf mich, die Keiner je ausgeübt? . . . Ja, meine Schwester lebt noch, — nur für mich ist sie todt, — ach! ärger als todt! Denn in Constantinopel lebt sie; — sie ist dort, in der großen Stadt, — was der Pascha von Isaktscha aus mir machen wollte. Aber, bei der heiligen Jungfrau! Gurikleia ist nicht von so weichem Holze! Nein! Nein! und wenn Keiner mich mehr beschützen sollte, . . . lebendig folge ich diesem Türken nicht! . . . und zum Sterben werde ich immer noch die Kraft in mir finden!“

„Beruhige Dich, Gurikleia!“ sagte, sie leise besänftigend der Jüngling, „ich wußte nicht, daß meine Fragen so düstere Erinnerungen in Deinem Herzen erwecken würden. Aber,“ fuhr er fort, indem er sich bemühte, der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, „bald wirst Du ja Dein eigenes Haus Dir bauen, dann wirst Du glücklich sein!“

„Mein eigenes Haus? und wo? und wie?“

„Ilia Michalovitch . . .“

„Ja!“ unterbrach sie ihn rasch; „Ilia Michalovitch will mich heirathen, aber . . .“

„Aber?!“

„In diesem Lande bleibe ich nicht! Drüben . . . über der Donau . . . über dem Meere . . . wo es auch sei! hier aber nicht! . . . Zu nahe bei Isaktscha liegt Ilia's Haus!“

Ilia drehte sich langsam zu den Beiden.

Als habe er dem Secretär und nicht seiner Braut zu antworten, oder als halte ihn eine ängstliche Scheu ab, mit Gurikleia, die ihm grollte, zu sprechen, wandte er sich zu Werner und sagte:

„Wie ist es aber möglich, daß ich dies Land verlasse? Hier liegen meine Häuser, meine Felder, meine Wiesen! und ziehe ich fort, was wird aus meinem Besitztum? Die Türken legen auf alles Beschlag, und als Bettler willst Du doch nicht, Gurikleia, daß ich mit Dir . . .“

Gurikleia antwortete ihm mit Heftigkeit:

„So spricht nicht der Mann, der Gurikleia liebt!“

Lia zuckte zusammen. Ohne auf Pferde noch Wagen zu achten, erfaßte er des Mädchens Hände. Da sprengte plötzlich Demir Keran zu den Rossen vor, und die Zügel aus Lias Händen an sich reißend:

„Bei Allah!“ rief er, „Du bist wohl toll geworden, Bulgar! Wohin willst Du uns führen? Vor Dir liegt das Kloster! . . . wer Pferde lenken will, darf nicht bei einem Mädchen sitzen!“

Die Rosse hielten an. Wenige Schritte vor dem Wagen eröffnete sich ein Weg, der leise ansteigend, bei einer kleinen, in die halbverfallene Klostermauer gebrochenen Thür endete. Neben der Mauer, kaum verdeckt durch die Bäume und Gebüsch, die aus den inneren Höfen in üppigem Gestrüpp herüberwucherten, erblickte man einige langgedehnte Strohdächer, und zwischen dem gelben Laub glänzten die weißblendenden Zinnen der Kuppeln. Die Jäger waren am Ziele ihrer Fahrt angelangt. Vor ihnen lag das Kloster Kolosch.

III.

Hätte einer der Jäger seine europäischen Begriffe und Ansprüche auf jenes griechische Bulgarenkloster übertragen wollen, er hätte sich wohl sehr enttäuscht gefunden. Nicht, wie im Westen und Norden, aus starken Sand- oder Granitsteinen erbaut, nicht von zinnengekrönten Mauern umgeben, nicht wie ein ehrwürdiges, wohnliches und, trotz seines Alters, durch die überall durchblickende Pflege einer frommen und geschäftigen Bevölkerung zum willkommenen Besuch einladendes Heim, blickten diese bulgarischen Gotteshäuser auf den Fremden herunter. Von weitem nur bot das Kloster von Kolosch ein originelles und das künstlerische Auge durch das Malerische seiner Bauart fesselndes Bild: die niedrige, in unregelmäßigen Winkeln um das innere Gehöfte sich hinziehende Mauer war von rohen, kaum behauenen Blöcken hergestellt; die vielfachen Lücken mit Backsteinen oder auch nur mit wildem, dornigem Gestrüpp nothdürftigst gefüllt; das Thor, das sich in diesem ärmlichen, eher wie ein Zaun als wie eine Mauer dreinsiehenden Verschluß öffnete, hing morsch in seinen rostigen Angeln; nicht ein Schloß, nur ein langer, hölzerner Niegel erlaubte den Mönchen, ihr Besitztum gegen die Fremden, oder gegen die herumstreichenden Bettler und Zigeuner abzuschließen. In den inneren Höfen lagen die Wohnhäuser, Stallungen, Scheunen und die Kirche, ohne Plan noch Regelmäßigkeit, zerstreut und wie dem Zufall gehorchend, hingefät; Gras und Gesträuche wucherten ringsum, soweit die dort herumgrasenden Kinder, Schafe und Schweine es eben erlaubten; halb verfallene Bretter und Balken lehnten an den haufälligen Mauern; durch diese Wildniß hatten sich die Mönche einige Pfade gebahnt, um von einem Hause zum andern und von ihren Zellen in die Kirche zu gelangen; ein breiterer Weg führte um die letztere herum, er diente ihnen zum Rundgange, wenn sie, da die türkische Regierung den Gebrauch der Glocken untersagt, mit ihren hölzernen Hämmern die Tota auf dem eigens dazu hergerichteten, von einem jüngeren Bruder

auf der Schulter vorangetragenen Brette schlugen, ein mit seltsamen Modulationen durch die Waldeinsamkeit klingendes, eintönig melancholisches Glockenspiel! Die Gebäulichkeiten, in welchen der Abt, die Mönche und die ihnen beistehenden Laienbrüder wohnten, zogen sich, winkelig und verfallen, mit ihren Balkonen und Holzgebäuden, unter den weithervortretenden, mit dicken Schilfbüscheln an Stelle der Ziegel bedeckten Dächern, um den Hof. Das einzige Bauwerk, das gewissermaßen den Eindruck eines architektonischen Baues machte, war die Kirche, mit ihrer großen, von zwei kleineren, ebenfalls blechgedeckten Thürmchen umgebenen, von dem griechischen Kreuze überragten Mittelkuppel: hohe, schmale Fenster öffneten sich in den weißgetünchten, von heruntergefallenem Mörtel arg verunstalteten Mauern; durch die Fenster aber zogen alle Winde, und die Vögel des Himmels nisteten ungestört über dem dürstig ausgestatteten Hochaltar, — ein Bild des Jammers und des Elends, der Verkommenheit und der Verwahrlosung, die würdigste Staffage für das klösterlich bäurische Leben, das sich in diesen Räumen träge, schmutzig, bettelnd und in einer Art von moralischer und materieller Hoffnungslosigkeit dahinschleppte! Von den abendländischen Mönchen erzählen die alten Mären, daß sie nicht selten das Kreuz mit dem Schwerte vertauschten, daß sie kampfsbereit und kampfslustig auszogen, um ihre Kirche zu schützen und deren Feinde unter den wuchtigen Sieben ihrer Streitart zu Paaren zu trieben; — wer aber würde von diesen armen, vulgarischen Mönchen etwas anderes erwartet haben, als die stumme, dumpfe Unterwerfung? Nicht eine Ecclesia triumphans, nicht einmal eine Ecclesia militans zeigte sich hier; nur die traurigste und trübseligste aller leidenden Kirchen, ein Märtyrerkthum ohne Glorie, ohne Echo, ein langsames Hinsiechen, ein ruhmloses und unnützes Ersticken im Sumpfe.

Die Mönche hatten von Weitem die kleine Karawane erblickt, den Abt von dem Herannahen der Fremden unterrichtet, und die geräumige Halle in einem der Nebengebäude, die für die Unterbringung von Reisenden eigens bestimmt war, in gehörige Bereitschaft gesetzt, — was freilich nur kurze Zeit in Anspruch nahm, da es sich um weiter nichts handelte, als die Fenster zu öffnen, den fingerdicken Staub von den verblichenen, in allen Farben schmutzig glimmernden Dibans abzuklopfen und vielleicht einige Spinnweben, die allzu störend von der Decke herunterhingen, zu beseitigen. Während die Laienbrüder sich dieser Aufgabe entledigten, scharten sich die Mönche in dem großen Hofe um ihren Abt, und als Ahas Wagen vor den Mauern hielten, traten die Bewohner des Klosters, den ehrwürdigen Alten an ihrer Spitze, durch das in allen Angeln knarrende Thor freundlich grüßend den Fremden entgegen.

„Seid willkommen in meinem stillen Hause!“ sprach der Abt, indem er sich an Werner wandte, der den ersten Platz in dem Wagen, neben dem Bulgaren, einnahm, und den er deshalb für den Anführer der wandernden Gesellschaft hielt; „Ihr seid Christen wie wir, und mit besonderer Freude öffnen wir Euch unser Thor. Gelobt sei Jesus Christ!“

„In Ewigkeit, Amen!“ antwortete Werner, der die Gebräuche des Orients kannte. „Nicht für lange Tage, ehrwürdiger Vater! rufen wir Deine Gastfreundschaft an! Wir gedenken in diesen Bergen zu jagen und werden, wenn Du es erlaubst, bei der Theilung unserer Beute auch Deines Klosters uns erinnern.“

Mit würdiger Grazie verbeugte sich der Abt, während die Mönche, ihre Freude an den verheißenen Lederbissen nicht zu verbergen suchend, sich mit lachendem Munde verständnißsinnige Blicke zuwarfen, als stünden sie bereits unter dem Einfluß des Duftes, welchen der heiße Rehrbraten sicherlich auf der Tafel verbreiten würde. Es waren knochige, grobgehauene Gestalten, mit scharf ausgeprägtem slavischem Typus, unschöne Gesichter, von welchen der Blick mit Wohlgefallen dem Abte sich zuwendete, der in selten wirkungsvoller Weise von seinen Gefährten abstach: eine feine, schlankte, fast hagere Gestalt, mit edlen, festen, streng kirchlichen, nichts weniger aber als mönchischen Zügen. Der Schnitt seines Gesichts hatte nichts gemein mit demjenigen der andern Brüder; die Abwesenheit des Bartes, das lange silberdurchzogene Haar, das kaum gelichtet von dem Scheitel zum Nacken herunterhing; die scharfgebogene feine Nase; die großen, dunklen, offen und forschend in die Welt hineinschauenden Augen, die tiefeingegrabene Furche, die sich von der Stirne zwischen den dichtbewachsenen Brauen herunterzog, legten Zeugniß ab, daß dieser Mann nicht dem gewöhnlichen Schlage der bulgarischen Mönche angehörte. Dieses Mannes Leben war sicherlich nicht in dem geisttödtenden Müßiggang der orientalischen Klöster verslossen! Auf diesem Antlitze lag nicht der Wiedererschein des Kleinlichen, im Klosterklatsch untergehenden und in den Außerlichkeiten einer mechanischen Frömmigkeitsgewohnheit verknöcherten Monachismus. So wie dieser Abt, in dem entlegenen Kloster des Babadagh, so mußten die alten byzantischen Kirchenväter ausgesehen haben, von denen die Geschichte berichtet, daß sie durch ihren Blick und durch ihre Sprache das Volk und die Großen beherrschten.

Die Jäger schickten sich an, in das Kloster einzutreten. Lächelnden Mundes und mit vorgestreckten Händen, wehrte es ihnen aber der Abt.

„Meine verehrten Gäste,“ sagte er, „einem alten Gebrauche huldigend, kann ich Euch nicht über diese Schwelle lassen, bis ich von Euch erfahre, wer Ihr seid, wie Ihr heißet, wo Ihr wohnt, woher Ihr kommt. Es ist ja auch gut, daß man beiderseits sich kenne, ehe man in nähere Beziehungen zu einander tritt. Freier spricht man, und sicherer, wenn man zum Voraus weiß — was man nicht sagen soll, oder nicht zu sagen braucht.“

Die Vorstellung war schnell beendet; Namen, Nationalität, Abstammung, Charakter wurden von dem Secretär in lächelnder Weise über jeden Einzelnen der Jäger erklärt; sie seien, so schloß er, dem Abte von dem Pascha von Isaktscha persönlich empfohlen, der sich rühmte, ein Freund und ein alter Bekannter des ehrwürdigen Vaters zu sein.

„Ich danke Euch,“ erwiderte der Abt; „der Pascha und ich, wir kennen

uns von Alters her, und obgleich uns Vieles trennt, so lieben und ehren wir uns doch gegenseitig. Hat er Euch meinen Namen nicht gesagt, so erfahrt ihn von mir: Kyrillos nennen mich die Brüder, und dem Namen des Kirchensürsten, den man mir beigelegt, bestrebe ich mich Ehre zu machen. Aber," fügte er, sich unterbrechend und auf Eurikleia deutend, hinzu: „wer ist das Mädchen, das Ihr mit Euch führt?“

„Unseres Führers, des Bulgaren, Ilias Braut,“ antwortete Werner, indem er das Mädchen bei der Hand nahm und zu Kyrillos hinführte. „Die Rose von Isaktscha wird sie genannt, wie mir der Pascha versicherte, und wohl verdient ist der Name, denn eine schönere Rose blüht in ganz Bulgarien nicht.“

„Eine blühende Rose fürwahr! Viele Rosen doch giebt es in unseren Gärten, und eine Jede unterscheidet sich durch einen besonderen Namen von ihren Schwestern. Wie heißt die Rose von Isaktscha?“

„Eurikleia, ehrwürdiger Vater.“

„Eurikleia?! Fremd klingt der Name.“

„Sie ist Griechin.“

„Griechin!“ rief der Abt, und eine flüchtige Röthe überzog sein furchen-durchwühltes Antlitz, ein helles, frohes Leuchten funkelte in seinem Auge, und die beiden Hände des Mädchens in die seinen fassend, zog er Eurikleia mit gewinnender Geberde zu sich. „Du bist eine Griechin? So sei mir doppelt und dreifach willkommen! Denn aus meinem Lande stammst Du, liebliche Rose, und daß die schönste Rose Bulgariens eine Griechin ist, erfüllt mit Freude und Stolz mein altes Herz. Sei auch die beste unter den Frauen, und die reinste, Eurikleia.“

Eurikleia hatte sich vor dem würdigen Mann auf die Knie niedergelassen und küßte nach orientalischer Art ehrfurchtsvoll seine Hand. Er beugte sich wohlwollend zu ihr herunter; leise wechselten sie einige griechische Worte, dann legte er, wie segnend, seine Rechte auf ihr Haupt.

Die Jäger standen gerührt vor diesem lieblichen Bilde, und Keiner bemerkte die Aufregung, die sich plötzlich, während die Weiden mit einander sprachen, des Türken bemächtigt hatte. Von den in fremder Sprache gewechselten Worten hatte Demir Keran nichts verstanden; es schien ihm aber in seinem dumpfen Janitscharenverstand, daß die schöne Christin, die er seinem Herrn zuzuführen den Befehl erhalten hatte, ihm plötzlich durch dies Kloster und diesen Müch entrisfen werden sollte! Hatten ihm doch seine Kameraden in den langen Kriegsmärschen und schlaflosen Wivouaknächten oft und viel von den Christenmädchen erzählt, die um der Ehre des großherrlichen Harems zu entgehen, plötzlich in einem Kloster verschwanden! — und, so pflegten die türkischen Soldaten untereinander zu erzählen, habe sich einmal die schwere Thür eines Klosters hinter einem Mädchen geschlossen, so gebe es keine Macht des Himmels noch der Erde, welche die Verschwundene wiederbrächte; tiefer und finsterner als das tiefste muselmännische Grab sei ein Christen-

Kloster! Dort oben unter den Schatten der schlanken im Winde leicht sich hin und her bewegenden Cypressen, da schlafe es sich heiter und sanft, bei dem Gesange der Vögel und dem lustigen Lachen der türkischen Kinder; hier aber hinter eines Klosters Mauern, hier lebe selbst das Leben nicht mehr, hier herrsche die Stille des ewigen Todes! So erzählten's die türkischen Soldaten untereinander — und warum hätte es Demir Keran nicht geglaubt? Und wie konnte er erlauben, daß heute, vor seinen Augen, ein Kloster sich eröffne, um ihm das Mädchen zu rauben, das seinem Herrn bestimmt war? Hielt Demir Keran nicht seine gute Büchse in der Hand? Ging nicht sein treuer Datagan an seiner Seite? Und war sein Name nicht Demir Keran, — der das Eisen — und auch die Christen bricht?

Mit einem Satze, als gelte es, ein flüchtiges Reh zu erreichen, durchbrach der Türke die Reihen der Jäger und, das Mädchen mit starker Hand anfassend, rief er:

„Laßt ab von ihr! Bei Allah! Ihr habt kein Recht auf sie, denn meinem Herrn, dem Pascha von Isaktscha gehört sie!“

„Du lügst, Hund! Dieser ist mein Herr!“

Das Mädchen, das unter dem Schläge des Türken zu Boden gesunken war, schrie die Worte mit weit gellender Stimme, und ehe Demir Keran es ihr wehren konnte, hatte sie sich unter seiner Faust durchgewunden und lag, den Janitscharen herausfordernd über die Schulter mit den Augen messend, an Werners Brust. Mit heftiger Geberde schlang sie ihre beiden Arme um des Jünglings Hals; bei ihm suchte sie Hilfe, bei ihm, der allein sie zu verteidigen wußte! Werner fühlte ihren warmen Athem an seiner Wange; er fühlte das Wogen ihres Busens an seiner Brust; er fühlte, wie ihr ganzer Körper an dem seinen zitterte; er fühlte auch, wie ihre Muskeln krampfhaft zuckten, und ihre kleinen Hände sich wie eiserne Klammern um seinen Hals spannten. Vor den Augen des Jünglings loderte es wie rothe heiße Flammen; alles Andere verschwand um ihn her; — und wie er das schöne Mädchen eng geschlossen in seinen Armen hielt, wie er seine Hand schützend um ihre schlanke Hüfte legte, wie er sein Auge in das ihrige senkte, da überflog es ihn wie ein Rausch jubelnder Jugend; es war ihm, als ob ein Frühling in seinem ganzen Wesen sich plötzlich erschlösse; er gedachte weder der ihn überrascht umstehenden Jagdgefährten, — noch des armen Zlia, der todtenblaß die Weiden anstaunte, — noch des zornentbrannten Türken, der, die Hand auf dem Griffe seines Datagans, sich auf sie loszustürzen drohte, — noch des alten Abtes, der den Janitscharen zurückhaltend, sprachlos unter seinen betroffenen Mönchen stand.

„Fürchte Dich nicht, Eurikleia,“ flüsterte er der kleinen, zitternd sich Anschmiegenden zu; und näher zu ihr zog es seine brennenden Lippen; „ich beschütze Dich, schöne Rose!“ Und sein Blick bohrte sich in ihr Auge; — „sei die Meine, schöne Rose!“ Und auf die bebenden Lippen des Mädchens drückte er seinen Mund.

Eine tiefe Röthe überflog das Antlitz des Mädchens; sie wehrte den Kuß nicht; fast schien es, als erwiderte sie ihn, dann plötzlich lösten sich ihre Arme —

„Nein!“ rief sie aus, indem sie sich aus des Jünglings Umarmung wand, „nein! — meine Schwester bin ich nicht!“

„Eurikleia! Beruhige Dich!“ antwortete Werner, der ihre Worte wohl anders deutete, als sie dieselben gedacht, und er zog sie fester an sich. „Ich habe Muth und Kraft, Dich und mich zu schützen!“

Aber sie riß sich los von ihm, und, das Gesicht mit ihren Händen bedeckend, ließ sie sich zu seinen Füßen fallen.

„Nein! nein!“ wiederholte sie, „ich kann nicht! ich will nicht! Nicht wie meine Schwester!“ — Und in ihrer Stimme zitterte es wie Verzweiflung als sie leise vor sich hin schluchzte: „Glia! Warum kannst Du Deine Braut nicht schützen!“

Erschrocken hatte sich Werner zu ihr heruntergebückt, — da legte sich eine Hand auf seinen Arm; er blickte auf; vor ihm stand Glia. Ein düstres Feuer brannte in des Bulgaren Auge und in dem trostigen Tone, mit dem er die Jäger bei ihrer Abfahrt aus seinem Dorfe überrascht hatte, herrschte er den Jüngling an:

„Meine Braut ist Eurikleia! Was willst Du mit ihr? An mir ist es, sie zu beschützen — und ich werde sie beschützen — gegen Alle — und auch gegen Dich!“

Und mit ungeahnter, kräftiger Entschlossenheit riß er Eurikleia von der Erde und trug sie durch die Reihen der Mönche und der Jäger über die Schwelle des Klosters zu des Pförtners Haus, wo zwei Frauen, die dieser Scene neugierig zugehört hatten, sich mittheilsvoll und hilfreich um sie beschäftigten.

Mit wenigen raschen Worten wurden dem Abte die Vorfälle der vorigen Nacht und des heutigen Morgens erzählt, während der Afrikaner und einige Andere den rasenden Türken festhielten und zu beruhigen suchten.

Nachdenklich hörte Kyrillos zu, indem er fragend sein Auge von der Gruppe unter des Pförtners Thür zu dem jungen, verwirrt und betroffen dem Mädchen nachblickenden Secretär schweifen ließ. Dann wendete er sich zu Demir Keran und in kurz gebieterischer Weise hieß er ihn von dem Mädchen abstehen; hier in dem Kloster sei es unter des Abtes Obhut; ein Kawaffe, der keinen schriftlichen Befehl des Gouverneurs vorzeigen könne, habe hier auf Niemanden ein Recht, und was das Mädchen anbetreffe, so werde er, der Abt, persönlich mit „seinem Freunde“, dem Pascha, die Angelegenheit besprechen; bis dahin bleibe Eurikleia im Kloster, und er verbiete ausdrücklich, Kraft seiner Würde und seines Amtes, daß irgend Wer ihr Leids anzuthun versuche! „Die Diener,“ so schloß er, „mögen nicht vergessen, daß sie Diener sind, und daß der Abt von Skolosch in zwei Stunden

bei dem Pascha von Sakscha sein Kanu, und dort als Freund des Hauses empfangen zu werden pflegt!"

„Und nun,“ fügte er, zu den Jägern sich umwendend, hinzu und der Ernst, der sich auf seinen Zügen gelagert hatte, machte dem verbindlichsten und einladendsten Lächeln Platz; „tretet ein, meine Freunde! das Mahl, das einfache, aber von Herzen gespendete Mahl wartet Euer! Erlabt Euch mit Speise und Trank; nachher sprechen wir von dem morgigen Tage! Möge der Himmel die Füße segnen, die über diese Schwelle treten!“

Und den Jägern rüstigen Schrittes voran eilend, geleitete sie der würdige Mann in die geräumige Halle, wo die Diener und Laienbrüder die irdenen Töpfe mit der bulgarischen Nationalspeise, Reis mit Paprika und einigen mageren Hühnerknochen, auf den auf der Erde ausgebreiteten Teppichen bereitgestellt hatten.

Der Secretär hatte, wie in einer Betäubung oder in einer Art von Trunkenheit wandelnd, den Arm seines Freundes, des Ingenieurs, ergriffen und war, ohne recht zu wissen, was er that, den Andern gefolgt. Der Berliner weckte ihn, wie es so seine Art war, ob des Glückes, das er bei den Mädchen hätte, und versicherte ihm, daß er sich hüten würde, ihn jemals zum Beschützer seiner künftigen Frau auszuwählen.

Als sie, die Letzten von Allen, in den Saal eintraten, legte sich des Abtes Hand langsam und fast feierlich, auf des Secretärs Schulter. Werner schaute verwundert auf, wie aus dem Schlafe erwachend. Der wohlthollende, väterliche Blick des Abten wirkte seltsam beruhigend auf sein, in wirrem Fieber sich bewegendes Gemüth.

„Mein junger Freund!“ sagte Kyrillos mit sanfter Stimme, „das Alter hat in diesem Lande ein Recht, es hat überall eine Bitte offen an die Jugend. Ehe Du abziehst aus diesem Kloster, sei es zur Jagd, sei es zurück über die Donau, so möchte ich Dich sprechen. Dort oben“ — er deutete auf den blumenumrankten Balcon, der, dem Pförtnerhäuschen gegenüber, über den Gesträuchen des Klostergartens hervorragte — „dort oben, hinter jenem Balcon liegt meine Zelle! Darf ich Dich dort erwarten?“ — und milde lächelnd fügte er hinzu: „Ich lebe unter Blumen, bis ich unter Blumen schlafe. Liebst Du die Rosen, — die schönsten aus ganz Bulgarien findest Du bei mir, — aber, bedenke wohl, mein junger Freund, nicht zum Pflücken sind meine duftenden Rosen!“

Und freundlich grüßend verließ Kyrillos den Saal.

IV.

Ilia hatte den Frauen geholfen die ohnmächtige Griechin in des alten Sebastianus, des Klosterpförtners, Haus unterzubringen. Es war das erste Mal seit langen Jahren, daß er diese Schwelle wieder betrat. Eine weithin sich verzweigende Feindschaft, wie man sie in jenen Dörfern trifft, deren Ursache entweder nicht mehr zu ergründen ist, oder so kleinlich scheint, daß

man sich unwillkürlich nach einer anderen, tieferliegenden und vielleicht nicht ohne Grund verschwiegene Ursache umzuschauen geneigt ist, trennte die Weiden und ihre Familien. Sebastianus Vater, so hieß es in dem Kloster und in der Umgegend, habe ein Anrecht auf die Güter der Michalovitsch gehabt; derselbe sei während des damaligen Türkenkrieges plötzlich verschwunden — und mit ihm die Papiere, welche den alten Michalovitsch, den Großvater des Iliä, zum Schuldner des Sebastianu machten. Von jener Zeit an hatte sich der Wohlstand der Michalovitsch in demselben Maße gehoben, in welchem die Sebastianus herunterkamen, und während heute der junge Iliä, der Erbe aller jener Güter, mit eigenen Pferden und Wagen seine Felder bestellte und der angesehenste Mann in Bongaviza war, hatte Sebastianu, uur um sein Leben zu fristen, mit der alten Kloanka, seiner Frau, als Pfortner in dem Kloster ein Unterkommen gefunden; eine Stelle, die freilich bei der Tüchtigkeit des Alten in allen landwirthschaftlichen Dingen, sowie bei der bis auf's Aeußerste getriebenen Sparsamkeit seiner Frau, sehr bald für das kinderlohe Hauswesen eine reiche Rente abgeworfen hatte, da der Abt die Kenntnisse und die dienstfertige Gewandtheit des Pfortners in ausgiebigster Art zu verwertzen und auch zu belohnen verstand, und Sebastianu, im eigentlichen Sinne des Wortes, der Verwalter und umsichtige Intendant der ganzen Klosterwirthschaft geworden war. Die Feindschaft Sebastianus gegen Alles, was aus der Familie der Michalovitsch stammte oder mit ihr in Verbindung stand, war darum nicht geringer geworden; auch ging ein bedeutungsvolles Gemurmel durch die Reihen der Mönche, als sie sahen, wie Iliä, von Kloanka und ihrer rumänischen Magd Floriana unterflücht, die Griechin in des Pfortners Haus trug. Diese waren noch nicht unter der Thür verschwunden, als auch schon der alte Sebastianu, unverständliche Worte vor sich her in den Wart brummend, so schnell wie es ihm seine steifen Kniee erlaubten, hinterdrein hinkte, und zu den Frauen, welche die Griechin auf den Diwan hingelegt hatten und sich lebhaft um sie herum beschäftigten, in das enge Gemach hereintrat. Ohne Iliä eines Blickes zu würdigen, blieb er neben der, in auffälliger und nicht mißzuverstehender Weise von ihm weit aufgerissenen Thüre stehen und rief in das Zimmer hinein:

„Das ist Frauenarbeit! Für die Männer ist Platz genug im Hoge!“

Jetzt erst wurde Iliä gewahr, zu welchem Schritte er sich in seiner Bestürzung hatte verleiten lassen. Einen Augenblick schwankte er zwischen seinem Haß gegen den Alten und den Gefühlen, die ihn zu der langsam sich wieder belebenden Gurilleia hinzogen; und fast konnte man glauben, daß seine, so eben gegen Werner bethätigte Entschlossenheit sich gegen Sebastianu richten, und daß er sich, ohne der Worte des Pfortners zu achten, der Pflege des Mädchens hingeben würde. Finster schaute er zu dem Alten hinüber; ein Zucken flog über seine zusammengepreßten Lippen, als kämpfte er mit sich selber, ob er die bittern Worte, die auf seiner Zunge schwebten, aussprechen oder zurückdrängen sollte. Da stellte sich Floriana, die Arme in die Hüften

stemmend, zwischen ihn und die Griechin, und mit der dem Rumänenmädchen eigenen, spöttisch lächelnden Lebhaftigkeit.

„Seit wann“, sagte sie, „hat Ilia Michalovitsch die Gewohnheit, zugegen zu sein, wenn die Mädchen sich ausziehen und zu Bette legen?“

Ilia antwortete nicht. Es geschah, was schon so oft geschehen: die scheue und nach kurzen Ermannungsversuchen immer wieder in sich zusammensinkende bulgarische Natur blieb stärker als alle gegen diese angeborene Willenslosigkeit ankämpfenden Gefühle. Die Zähne zusammenbeißend, als ergrimme er im Innersten seines Herzens gegen seine eigene Ohnmacht, verließ Ilia, ohne zu dem Alten, der immer noch die Thüre weit aufgerissen hielt, aufzublicken das Haus.

„Ein schöner Freier fürwahr!“ rief ihn lachend die Rumänierin nach, „den Weiber und Greise von dem Lager seiner Braut wegtreiben!“

Sebastianu aber schüttelte den Kopf und erwiderte, dem jungen Bulgaren nachschauend:

„In Ilias Kopf geht Etwas vor! . . . Er zögerte, ob er gehorchen sollte, und hast Du gesehen, wie seine Hand nach seinem Messer fuhr? . . . Die Bulgaren sind feige, sagt man bei Euch, Floriana? . . . Aber wehe, wenn sie aus ihrem Schlafe erwachen! . . . Und da scheint mir Einer an der Grenze des Schlafens angekommen zu sein! . . . Aber was sieht dieser mich an? Der mag thun, was er will!“

Sprach's und warf die Thür schmetternd in das Schloß und schob den schweren Holzriegel vor.

Ilia blieb einen Augenblick, finster vor sich hinsinnend und unschlüssig, ob er den Jägern in die Speisehalle folgen solle, vor dem ungaslichen Hause stehen; dann plötzlich wandte er sich um, ging festen Schrittes zu der kleinen Thür, die sich in der hinteren Mauer, Fuße des Gebirges eröffnete, und verschwand in den dunklen Laubgängen der weithin sich ausdehnenden Fruchtgärten des Klosters.

V.

Auf der geräumigen Holzveranda, die sich vor seinem Gemache hinzog, erwartete Kyrillos seinen Gast. Den Gedanken, die ihn seit dem Auftritte dieses Morgens beschäftigten, nachgehend, ließ er seinen Blick über den in den Strahlen der warmen Mittagssonne sich badenden Klostergarten schweifen. Ueber den schon gelblich und durchsichtig schimmernden kleineren Blumen und Sträuchern reckten in ihrer säurischen Art die großen Sonnenblumen und einige verwilderte Dahlien ihre Köpfe auf; unten, in den vernachlässigten Beeten, zwischen halbverdorrttem, hohem Gras und unordentlich durcheinander wucherndem Unkraut, guckten die dürftigen Astern hervor; in ihrem verschoffenen Farbentleide sahen sie wie Blumenwitwen aus, die für den hingeschiedenen Sommer Trauer angelegt hatten, und fast schien es, als wollte die gütige, alles vergleichende Natur, bevor sie dem drohenden Winter,

tobe zum Opfer fielen, noch freundlich tröstend ihre wärmsten und hellsten Strahlen auf diese letzten Ueberbleibenden aus dem farbenreichen Sonnenglanze ergießen, so lustig spielte der goldene Sonnenstaub auf Blatt und Blättchen, so fröhlich tanzten die Fliegen und Schmetterlinge ihren lustigen Reigen in dem hellen Flimmern des Tageslichtes, so emsig und geschäftig summten die Bienen um die sich ihnen eröffnenden, letzten Blumentelche! Ein schönerer Garten aber erschloß sich oben, auf dem Balcon des Abtes, wo, durch die Bretterwände vor dem Nordwind geschützt, in traulich warmen Ecken, Nyrillos seine Lieblingspflanzen, in Töpfen oder in langen, von den Mönchen eigens dazu geschnitzten Holzbehältern aufgestellt hatte; während der heißen Sommermonate schützte sie das weitvorstehende Dach gegen die sengende Mittagshitze, und ließ der Abt es sich nicht nehmen, seine holden Pflanzkinder, wie er die Blumen nannte, mit eigener Hand Morgens und Abends zu begießen; im Spätherbste aber und bis zu den ersten Wintertagen, wenn der Schnee die Gipfel der Berge zu bedecken anfing, athmeten die Pflanzen da oben eine laue, sonnendurchtränkte, wohlthätige Luft, und erst wenn der Winterfrost ernstlich drohte, wurden sie von ihrem lustigen Balcone in eines der Zimmer getragen, welche Nyrillos in diesem Flügel der Klostergebäude zu seiner Wohnung eingerichtet hatte, und wo er seine einzigen Schätze, alte Kirchenbücher, kostbare, in Pergament gebundene und mit alterthümlichen Schlössern versehene Folianten aufbewahrte. Rosen, breitblättriger Ephreu, rothe und weiße Geranien, auch duftende Blumenzwiebeln, vermischt mit größeren, an den Wänden und in den Ecken grüne Nischen und Lauben bildenden Bäumchen, standen auf den künstlerisch geschnitzten und kunstvoll vertheilten Konsolen und Postamenten, oder hingen in leichten, mit frischem Moos angefüllten Holz- und Thongefäßen von der Decke. Hier inmitten seiner Blumen, des einzigen Luxus, den er sich in seinem stillen und einfachen Klosterleben erlaubte, pflegte Nyrillos, wenn er von dem langen Lesen müde war, oder wenn er seine Gedanken sammeln wollte, sich hinzusetzen, und bis tief in die Nacht hinein konnten ihn die Mönche, bei ihren regelmäßigen Rundgängen, dort oben unter seinen Lieblingsblumen erblicken. Sie sahen mit Ehrfurcht zu dem sonderbaren, so ernststen und doch so freundlichen Abte auf; sie liebten ihn wie einen Vater und fürchteten ihn wie einen Heiligen, der dem Himmel schon um einige Stufen näher stehen mochte, als sie. Die Türken ehrten in ihm den klugen, friedfertigen, immer beschwichtigend und versöhnend austretenden Mann, der oft schon durch seinen verständigen Rath der Verwaltung große Schwierigkeiten erspart hatte. Die Bauern in den Dörfern rings umher wußten, daß sie bei Nyrillos nie vergeblich anklopften, und daß er ihnen, wo er konnte, mit Rath und That beizustehen, gern bereit war; und oft schon hatte er, durch sein Dazwischentreten und seine wohlwollende und immer gerechte Vermittelung, den Frieden unter verfeindeten Familien wieder hergestellt, oder mit einem rechtzeitig gespendeten kleinen Darlehne einen durch die Steuern und Lasten erdrückten Bulgaren von dem Untergange gerettet.

Eine schwierigere Aufgabe hatte sich ihm heute gestellt und leichten Herzens fürwahr trat er nicht an deren Lösung. Mit raschem Blicke hatte er an der Klosterpforte die Gefahr, die sowohl der Griechin als dem Bulgaren und dem fremden Secretär drohte, überschaut. Er kannte die türkischen Soldaten und wußte, was der Befehl eines Paschas, besonders noch in diesen Verhältnissen, einem Bulgaren und einem griechischen armen Mädchen gegenüber, für einen Kawaffen war. Auf eine kurze Zeit hatte er wohl den Demir Keran von seinem Vorhaben abgebracht, aber klar war es ihm, daß hier, weniger als irgendwo sonst das Aufgehoben einem Aufgeschoben gleichkommen würde. Andererseits aber sollte es ihm auch gelingen, die Griechin vor dem Türken sicher zu stellen, wie konnte er sie vor der Gefahr, die ihr von Seiten Werners und von ihrer Neigung zu dem jungen Fremden drohte, schützen? wie sie vor einem Schritte bewahren, der sie auf ewig in's Verderben stürzen würde? wie sie zurückführen zu Nla Michalovitsch? Ein fast väterliches Interesse für die schöne, junge Griechin hatte sich des Abtes bemächtigt; sie hatte sich, als sie zu seinen Füßen lag, mit so inbrünstigen, und in ihrer Einfachheit so rührenden Worten, seiner Huld und Fürsorge anvertraut; in so strahlender, blizähnlicher Gluth hatte ihr Auge zu ihm hinaufgeblickt, da er sie als seine Glaubens- und Landesgenoffin willkommen hieß, — daß er sich gelobt hatte, die Arme, koste es was es wolle, von dem Abgrunde, zu dessen Raude sie gedrängt war, zu erretten — und daß Vieles, daß Alles von dem jungen Fremden abhing, das konnte seinem erfahrenen Kennerblick nicht entgehen.

Kyrillos dachte noch darüber nach, wie er die Sache mit Werner besprechen solle, als dieser, geführt von einem jüngeren Mönche, zu ihm hereintrat. Kyrillos empfing ihn mitten unter seinen Blumen und ließ ihm durch Bruder Gregorios eine Pfeife mit Tabak, so wie das unvermeidliche Confect, die Doldschas, und das sie nothwendig begleitende Glas Wasser reichen; danu, als der Mönch sich entfernt hatte, hob er an:

„Verzeihe, daß ich Dich zu mir beschied, nachdem wir uns kaum gesehen! Zu dem Werke, das ich unternehme, brauche ich einen Freund, einen Verbündeten, und in Dir glaube ich ihn gefunden zu haben; — willst Du mir vertrauen?“

„Ehrwürdiger Vater,“ antwortete Werner, der wohl geahnt hatte, daß der Abt ihm von Euripieia sprechen würde, der aber bei diesen Worten nicht mehr verstand, was Kyrillos eigentlich von ihm wolle; „wie solltest Du nicht mein Vertrauen besitzen? . . . aber worin kann ich? . . .“

„Ich habe gesehen, daß die kleine Griechin auch auf Deinen Schuß zählt, auch Deine Hilfe anruft gegen den Kawaffen, der sie verfolgt. Ich habe gehört, daß Du ihr Deine Hilfe zugesagt, und wahrlich, Jüngling, einem edlen, guten und reinen Mädchen schickst Du Dich an, die rettende Bruderhand zu reichen! Doch Demir Keran, bedenke es, ist

entschlossen, Alles zu wagen . . . Nun sage mir, wie gedenkst Du zu handeln, um ihr und ihrem Bräutigam zu helfen?"

Auf diese Wendung des Gesprächs war Werner nicht gefaßt. Wie ein Vorwurf, der bis in das Tiefste seines Herzens drang, trafen ihn des Abtes Worte, und erröthend stammelte er, er habe frileich noch nicht darüber nachgedacht, auf welche Weise dem Mädchen zu helfen sei.

„Dem Mädchen . . . und auch ihrem Bräutigam,“ erwiderte der Abt in demselben zutraulichen Tone. „Denn sollte der Griechin ein Unfall zustoßen, so wäre es auch um Zlia Michalovitsh geschehen!“ Und er erzählte dem Jüngling, wie in den bulgarischen Dörfern die Heirathen in patriarchalisch-einfacher Weise geschlossen würden, wie Zlia und Eurikleia sich als Kinder schon gekannt und geliebt, wie sie zusammen aufgewachsen, wie seit ihrer frühesten Jugend alle ihre Zukunftspläne gemeinsam gewesen, wie sie sich, in diesem vom Feinde verwalteten Lande, von ihren ersten Jahren an daran gewöhnt, der Freude wie dem Leide der Zukunft vereint entgegen zu sehen. Und da Kyrillos bemerkte, welchen Eindruck die Schilderung dieses idyllischen Glückes auf des Jünglings Gemüth machte, so führte er das Bild, mit wohlbedachter Steigerung, bis in die kleinsten und rührendsten Details aus.

„Ich glaube Dir gern, ehrwürdiger Vater,“ sagte Werner, als der Abt eine Pause machte, „aber mir schien es doch heute Morgen und gestern schon, als ob Eurikleias Gefühle für Zlia nicht so tief wurzelten, denn sie warf ihm ja offen und mit Ungeflüm seine Feigheit vor, und da er sie zu beschützen nicht den Muth hatte, so wandte sie sich ab von ihm . . .“

„Und wandte sich zu Dir?“ erwiderte lächelnd Kyrillos; „ja wohl, ich kenne dies! Und so sind die Mädchen! Aber Derjenige würde sich gewaltig irren, der aus diesem Auflobern eines flüchtigen Jornes den Schluß ziehen wollte, daß die Liebe entwichen sei! und wehe Dem, sagt ein Sprüchwort aus dem Abendlande, wehe Dem der sich zwischen Baum und Rinde zu zwängen versucht! Um Tage, wo Zlia mit uns dem Türken die Stirne bieten wird, wird auch Eurikleia in Zlia ihren wahren und einzigen Freund wieder erblicken!“

„Nun,“ antwortete Werner mit einem gezwungenen Lächeln, „der Tag, wo der arme Bulgare gegen den Türken Front macht, scheint mir noch nicht nahe zu sein!“

„Täusche Dich nicht, mein Sohn! Zlia ist ein Bulgare, und dieses Volk kennst Du noch nicht! Sie ertragen länger als die Europäer die Ungerechtigkeiten und Mißhandlungen, aber plötzlich erwacht in ihnen das zurückgedrängte Feuer! — und, vergiß nicht, was ich Dir sage: Nichts ist schrecklicher, nichts furchtbarer, als die Zaghaften — wenn sie sich einmal entschlossen haben, die Stränge zu zerreißen! Zlia Michalovitsh ist einer der Besten unter seinen Landsleuten; er beugt den Nacken unter dem Joch, aber wehe! wenn er das Joch abschüttelt! Zu dem Außersten sind in der Befreiungsstunde die Schwachen bereit! . . . Freunde brauchen sie aber auch

alsdann, die ihnen Trost und Rath und treue Hilfe versprechen! . . . Und diese Freunde, mein Sohn, wollen wir dem armen Klia sein!“

Und Kyrillos reichte dem Jüngling die Hand, wie zum feierlichen Gelübniß. Einen Augenblick zögerte Werner, einzuschlagen. Er fühlte sich erschüttert durch des Abtes Worte. Er hatte sich seit diesem Morgen hineingeträumt in einen romantischen Liebestraum, und ohne daß er sich Rechenschaft ablegte von seinem Dichten und Trachten, hatte er sich einen noch romantischeren Plan zurechtgelegt, von Entführung und von berauschemdendem Liebesglück mit dieser holden, muthigen, bezaubernden Griechin! Und jetzt war es ihm, als gewänne allmählig unter des Abtes wohlwollenden Worten ein anderes Gefühl die Oberhand in seinem Herzen, ein Gefühl des Vorwurfs und der Reue, ein Gefühl der Beschämung vor sich selber. Er gedachte des Versprechens, das er dem guten Bulgaren gegeben, ihn und seine Braut zu schützen . . . und er erröthete, als er sah, wie nahe er daran gewesen, sein Wort zu brechen und an dem armen Klia zum Verräther zu werden.

„Zähle auf mich!“ rief er aus, indem er seine Hand in die Rechte des Abtes legte. „Was willst Du thun? Ich stehe Dir bei!“

Kyrillos erhob sich. Sein Auge blieb mit einem Ausdruck tiefer Freude auf dem Jüngling ruhen:

„Ich hatte mich nicht getäuscht in Dir, mein Sohn!“ sagte er mit gedämpfter, vor innerer Bewegung zitternder Stimme, „Dein Herz ist edel und gut! Bewahre es so, und das Glück wird Dich begleiten in Deinem Leben!“

Und nochmals drückte er des Jünglings Hand.

„Laß mich darüber nachdenken, wie wir Beide zu handeln haben“, fügte er hinzu; „so lange Eurikleia in dem Kloster weilt, wird ihr kein Leids geschehen! Den Kawassen nehmt Ihr mit an die Donau, — und während er Euch begleitet, habe ich Zeit, mich mit dem Pascha zu verständigen.“

Die letzten Strahlen der hinter den hohen Bergen verschwindenden Sonne spielten mit goldenem Leuchten zwischen den Blumen der Veranda.

„Du hast meinen Garten noch nicht bewundert, mein Sohn,“ sagte Kyrillos, und von Blume zu Blume führte er mit freundlichen Worten den Jüngling. Eine einzige Rose blühte dort in der Ecke, aber in wie seltener Schönheit! Eine Moosrose, halb Knospe noch, halb Blume schon; duftend von feinem, durchdringendem Wohlgeruch, wandte sie dem warmen Lichte ihre weiße, mit röthlichen Adern durchwirkte Blätterkrone zu. Ein Lächeln zog über des Abtes Antlitz; zwei Bienen summten geschäftig um die Blume, und es schien, als ob sie sich stritten, welcher von ihnen es vergönt sein würde, am ersten von dem süßen, frischen Honig der jungen Rose zu kosten; eine dicke schwarze, mit schillerndem Sammetpelze überzogene Hummel flog mit tiefem Brummen um die Blume, als trachte sie, lüstern, wie ihre beiden feineren und gewandteren Vettern, nach dem selteneu Genuß. Denselben Gedanken mochte wohl dieser Anblick in Kyrillos' und Werners Seele erwecken.

„Mit der Hummel werden wir schon fertig werden,“ sagte dem Abte die Hand reichend, der Jüngling.

„Und um meine schöne Rose werden sich die Bienen nicht mehr streiten!“ setzte lächelnd Kyrillos hinzu, und mit segnendem Gruße nahm er Abschied von dem Jüngling.

Als Werner vor dem Hause des Pförtners vorbeiging, glaubte er wahrzunehmen, wie eine Frauengestalt sich plötzlich vom Fenster erhob und sich in die tiefe Dunkelheit des hinteren Zimmers zurückzog. War es nicht Eurikleias Gestalt? und warum, wenn sie es war, schien die kleine Griechin sich vor Werner zu verstecken? — Unruhigen Sinnes kehrte der Jüngling zu seinen Jagdgefährten zurück, — und fast bereute er, das Versprechen, das ihm der Abt mit seinem wohlwollenden, väterlichen Zureden abgeloct, so leicht hin und in einer Wallung von, wie er jetzt sich sagte, jugendlich unüberlegter Schwachherzigkeit, abgegeben zu haben.

VI.

Der Abend hatte sich auf das Kloster niedergesent. Stillter und stiller war es in den weiten Höfen und Gängen geworden. Nur noch durch den dumpfen Därm der in ihrem Speise- und Nachtquartier zehenden Jäger wurde die Ruhe der Vergesellschaftung unterbrochen. In des Pförtners Hause brannte noch Licht, und durch das kleine Fenster konnte man das geschäftige Treiben der Frauen beobachten, welche die Mundvorräthe für den morgigen Tag zubereiteten, den Reis in großen Holztrögen wuschen, die Hühner rupften, die noch warmen und dampfenden Brode, welche Sebastianu in großer Anzahl zu baden befohlen hatte, schichtenweise übereinanderspeicherten, und den leichten weißen Klosterwein in Steinkrüge und massive, rundbäuchige Flaschen füllten. Die alte Kloansa mit ihrem gedrückten, bulgarischen Wesen, ihrem gebückten Gange, ihrem runzligen Gesichte, ihren rothgeränderten Triefaugen, bewegte sich, langsam schleichend, wie eine aus den Donausagen herausgetretene Hetze, in dem engen Raume; sie murmelte, wie es alte Frauen zu thun pflegen, unverständliche Worte vor sich hin; das unstät flackernde Licht warf ihren Schatten in unheimlich tanzenden Gestaltungen an den weißen Wänden des Zimmers hin und her. In mürrischem Tone herrschte sie zuweilen Floriana, die Rumänierin, die nicht mehr junge, aber noch nicht abgewelkte und die Spuren ihrer früheren Schönheit noch munter zur Schau tragende Klostermagd an. Eurikleia, die sich rasch erholt hatte, half den beiden Frauen. Ganz anderswo aber weilten ihre Gedanken. In ihrem Herzen schwirrte es wild durcheinander. Es war ihr, als lebe sie seit gestern in einem schweren Traume. Das tapfere Mädchen, das mit einer aller Gefahr trotgenden Unerfahrenheit die Peitsche gegen den Kawaffen geschwungen hatte, erkannte sich selbst nicht mehr, seitdem sie auf ihren Lippen den Kuß des schönen, jungen Franken gefühlt, seitdem sie diesen Kuß erwidert! Sie mußte die Augen schließen, jedesmal wenn sie daran zurückdachte, sie mußte sie schließen vor Scham, und

auch vor einer heimlichen Angst, die sie überkam, als fürchtete sie sich, sie, die die Furcht noch nie gekannt, vor einer unheimlich drohenden Gefahr.

Eine leidenschaftliche Wallung ihres ganzen Wesens hatte sie zu Werner hingerrissen, als sie plötzlich in diesem Unbekannten einen Helfer, einen Beschützer traf, wie sie ihn so lange erwartet hatte, einen Mann, der, ohne sich lange zu besinnen, muthig der Gefahr die Stirne bot und mit ritterlichem Einnne des ihm gestern noch fremden Mädchens Sache zu der seinen machte. Dies hatte sie von Nlia erhofft; als sie ihm ihre Hand versprach. Unter einer Bedingung hatte sie gelobt, die Seinige zu werden, und diese Bedingung war Nlia in seinem ersten, unbedachten Liebesglück eingegangen: aus diesem Lande sollte er sie herausführen, in ein anderes, wo keine Türken wären. Er war ja bereit dies Alles, und noch vieles Andere, und Alles was sie von ihm verlangt hätte, zu geloben! Der gute Nlia! Und er ahnte nicht, in seiner blinden Liebesicherheit, welche Gedanken in des Mädchens Geist aufstiegen, als er ihr später mit bangem Zaudern eröffnete, dieß Land könne er nicht verlassen, hier lägen seine Besitzthümer, hier müsse er verbleiben, wie seine Väter und Ahnen. Umsonst hatte Eurikleia es versucht, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Jedesmal, wenn sie mit ihm davon anfang, ließ Nlia sein Haupt auf die Brust sinken, und mit kleinlauter Stimme antwortete er, das Unmögliche könne man nicht möglich machen, und in das Unvermeidliche müsse sich Eurikleia schicken, wie er sich selbst dorein schickte! Noch in der letzten Nacht, als Beide in Popovitchs Hause von den Drohungen des Paschas sprachen, war Eurikleia mit leidenschaftlicher Aufregung in ihn gedrungen, er solle sich jetzt ermannen und mit ihr fliehen! Und als er ihr wieder antwortete, wie er bis dahin geantwortet, da war sie aufgebraust in wildem Zorne: Wer seine Braut vor den türkischen Kawassen nicht zu schützen wisse, der sei ihrer nicht werth, hatte sie ihm zugerufen. Ein Mann sei ein Feigling, der, um seine Geliebte vor solchen Gefahren sicher zu stellen, nicht Alles zu verlassen, Alles zu unternehmen, Alles zu wagen bereit sei! — Und da geschah es, daß Werner plötzlich vor sie hintrat und ihr und Nlia zurief: Auf seine Hilfe könnten sie zählen, und er würde ihnen zur Seite stehen! — Sie hatte ihm die Hand gereicht, — und noch fühlte sie den Druck der seinigen, — und noch fühlte sie seinen Fuß! — So sollte er sein, so denken, so handeln, der Mann, dem Eurikleia ihr Herz auf ewig zu schenken bereit war! — Und dennoch! — wie sie Nlia plötzlich an sich herantreten sah, wie er den Fremden, in seltsam zorniger Aufwallung, bei Seite geschoben, wie er seine Braut mit dem Ausruf an sich gerissen: Er würde sie beschützen! Und seine Braut sei Eurikleia! — da hatte es wie ein Blitz durch ihre Adern gezuckt! Da war es ihr gewesen, als ob eine innere vorwurfsvolle Stimme ihr zurief: Du hast Nlia erkannt! Du hast schlecht an ihm gehandelt! Für einen Fremden, Unbekannten, der Dich morgen vielleicht verlassen und verrathen wird, willst du deinen Bräutigam, deinen Jugendfreund verlassen und verrathen!

So wogten ihre Gedanken hin und her, als sie an diesem Abend mit Kloanza und Floriana in Sebastianus Hause sich beschäftigte. Schweigend hörte sie dem losen Plaudern der Rumänierin und den Volksliedern, die sie lachenden Mundes in die Nacht hinaus sang, zu und ließ, ohne sie zu beachten, oder ohne sie zu hören, die Aufspielungen, welche dieselbe auf ihre Ankunft im Kloster, auf ihre Beziehungen zu dem jungen Freuden, auf die Verfolgungen der Gensdarmen, machte, über sich ergehen.

Es war spät geworden; knarrend drehte sich die Thür in ihren Angeln, und Sebastianu trat herein.

„Wird hier noch gesungen?“ rief er mit mürrisch herrschendem Tone der Walachin zu, indem er hinter sich den schweren Holzriegel vorschob; „und schon hat die Aebdtoka geschlagen! Mit Deinem bunnen Singen, Floriana, ziehst Du Dir die Freier an Dein Fenster! Da draußen, auf den Steinen, sitzt der blüde Vulgarenbräutigam! ja, ja! ein schöner Geselle! Dem Mädchen wünsche ich Glück auf den Weg, das sich von diesem Flia nach Hause führen läßt! . . . Er brütet nach, über den Muth, der ihm fehlt! . . . Hunde, diese Michalovitch! . . . Zu dem Blute liegt ihnen die Feigheit! . . . Mein Vater könnte etwas davon erzählen, hätten sie ihn nicht todt geschlagen . . . meuchlings! . . . hinter einer Hecke verborgen! . . . Da haben diese Leute schon Muth! . . . Nun!“ brauste er auf, indem er sich zu der alten Kloanza hinwandte, was thut Ihr noch hier? Reiche mir noch einen Schluck Arrak, und dann zu Bette! morgen vor Sonnenaufgang heißt es auf den Weinen sein!“ —

Und, indem er langsam das Glas Arrak hinuntertrank, erzählte er, wie er jetzt Alles für die morgige Treibjagd vorbereitet habe; die Bauern seien angewiesen, in weitem Halbkreise das Wild gegen die ersten Höhenzüge, hinter dem Kloster, zuzuführen; jedem Jäger habe er seinen Platz ausgewählt.

„Wo steht der schöne, junge Freund der Griechin?“ fragte neugierig und schelmisch Floriana.

„Willst Du Dir diesen auch noch heranziehen, Floriana?“ erwiderte der Alte, indem er ihr in bäuerisch liebevoller Weise in die Wange kniff; „der steht an der Ecke, hier oben, auf dem großen Fels, am äußersten linken Ende der Jägerfette! . . . Willst Du ihn sprechen, Schalk, so triffst Du ihn dort, — wenn die kleine Griechin hier, die mich so scharf anblickt, Dir nicht die Augen austragt!“

Und sein Arm erhob sich, um sich täppisch um Eurikleias Hüfte zu legen. Aber mit raschem Schlage wehrte es ihm die Griechin, und unter Lachen und Plaudern verschwand er mit Kloanza in dem hinteren Gemach, während Floriana ihr Lager auf dem niedrigen Speicher aufsuchte, und Eurikleia sich auf den an der Erde für sie ausgebreiteten Decken zur Ruhe legte. Nach einer kurzen Viertelstunde war Alles finster in Sebastianus Hause; nur das laute Schnarchen der Alten dröhute durch die Stille der Nacht.

Da stand Eurikleia leise von ihrem Lager auf. Behutsam schob sie den Holzriegel von der Thür und trat in's Freie.

Von den Steinen, die neben des Pförtners Hause lagen, erhob sich eine dunkle Gestalt.

„Nia!“ flüsterete Eurikleia.

„Ich wartete auf Dich,“ antwortete der Bulgare, und seltsam kräftig klang seine Stimme durch die Nacht.

„Armer Nia! . . . ich suchte Dich! . . . ich muß Dich sprechen! . . . Was thust Du aber hier, mit einer Flinte in dem Arm? . . .“

„Bin ich nicht Dein Bräutigam, Eurikleia? Ich bleibe hier, um diese Schwelle zu beschützen!“

„Ich that Dir Unrecht, Nia! Du hast Muth und Kraft; — willst Du mir verzeihen?“

Mit raschem und kräftigem Arm zog Nia seine Braut an sein Herz.

„Ich bin bereit,“ sagte er in demselben entschlossenen Tone, — willst Du mit mir fliehen?“

Mit einem halbunterdrückten Freudenschrei sprang Eurikleia auf:

„Gleich! . . . fort! . . .“

„Nein!“ erwiderte Nia langsam und jedes Wort betonend; „nicht gleich! . . . aber morgen! — Und seine Hand schlug an die Doppelbüchse, die in seinem Arme lehnte. „Ich will jagen, wie die Andern! . . . Mein Freund Stefanu der dort hinter dem Kloster wohnt, hat mir seine Flinte geliehen! . . . ich muß ja ein Wild erlegen, Eurikleia! . . . damit wir dort in den ersten Tagen unser Leben fristen können, drüben, in der großen Donaufstadt! . . . denn als armer Mann zieht Nia fort mit Dir!“

Er unterbrach sich, und, die Griechin zu der Thüre zurückführend, sagte er.

„Wir haben keine Zeit, Eurikleia! . . . Morgen, nach der Jagd, ziehen wir weg!“

„Aber der Türke? . . .“

Nia antwortete nicht.

„Aber Demir Keran?“ fragte Eurikleia nochmals.

Einen Augenblick schwieg Nia; dann drückte er ihr die Hand zum Abschied und sagte mit leiser Stimme:

„Laß mich sorgen! . . . Demir Keran wird es erlauben! . . . Morgen verlassen wir dies Land! . . . Schlaf wohl!“

Er blieb wie unentschlossen auf der letzten Stufe stehen. Seine Hand spielte um die Flinte. Er schaute seiner Braut fest in's Auge.

„Eurikleia,“ sagte er, „träume von keinem Andern, als von dem, der Dich morgen als seine Frau entführt! . . .“

Er unterbrach sich wieder. Seine Hand suchte auf der Büchse; und langsam fügte er, sich von Eurikleia abwendend, hinzu:

„Eine Doppelflinte ist es, die mir Bruder Stefanu geliehen!“

Dann drückte er die Griechin in das Haus, horchte noch, bis der Riegel vorgehoben wurde, und setzte sich wieder, die Flinte zwischen den Knien, auf den Steinhaufen.

VII.

Bis tief in die Nacht hinein dauerte das fröhliche Zechen der Jagdgesellschaft. Wie es nicht anders zu erwarten war, hatten die lustigen Gesellen den verliebten Secretär und seine verliebte Griechin zu dem Mittelpunkte ihrer Witze und ihres Humors gemacht: es wurde auf Werner und auf Eurikleia toastirt; Zlia und der Türke, die zum Glücke an dem Gelage nicht theilnahmen, wurden verlacht und verwünscht; der Ingenieur, dem der bulgarische Wein über alle Maßen schmeckte, trank auf Jungdeutschlands Sabinerzüge nach dem Orient, auf die Verjüngung der Welt durch Racenkreuzung, auf die Uebertragung in's gewöhnliche Leben der physikalischen Lehre von der Anziehungskraft, die der blonde nordische Magnet auf das schwarze südliche Eisen ausübt, — und anderen Unsinn; der Afrikaner kniff verständnißvoll die Augen zusammen und erklärte, er warte das Ende ab, der Bulgare sei freilich kein ernster Gegner, der Türke aber habe sein letztes Wort noch nicht gesprochen, und wer zuletzt lache, der lache am besten! Die Anderen begrüßten mit lautem Jauchzen und Singen jeden neuen, auch noch so albernen Wiß; und sie kamen nach und nach in die Stimmung, in welcher man gerade den thörichtsten Albernheiten und den sinnlosesten Scherzen den überzeugtesten und gesinnungstüchtigsten Jubel entgegenträgt. Werner ließ sich Alles mit fröhlichem Gleichmuthe gefallen. Er trank und plauderte und lachte mit; er stieß mit jugendlich übersprudelnder Ausgelassenheit auf die anzüglichsten und gewagtesten Trinksprüche an, als lege er überhaupt dem ganzen Abenteuer keine weitere Bedeutung bei, und nehme es lachend mit in Kauf, wie die nothwendige Zugabe seines Liebesromanes. Inwendig sah es freilich anders bei ihm aus; aber er hütete sich wohl, es seinen Gefährten zu zeigen, um so mehr als er, nach seiner Unterredung mit Kyrillos, sein Liebesabenteuer, freilich in recht ehrlicher und in ganz edler Weise, nicht aber der, in seinem Herzen immer wieder auf's Neue erwachenden Leidenschaft gemäß, im Sande verlaufen sah. Es überflog ihn zuweilen, mitten in dem fröhlichen Gelage, eine Reue, daß er sich dem Abte gegenüber so leichtthin habe verpflichten können. Und hätte er Zeit und Muße gehabt, die tiefinnersten, geheimen Regungen seines Herzens zu beobachten, so hätte er wohl die Entdeckung gemacht, daß sich dort noch etwas regte, was mit seinem, dem Abte gelobten Versprechen, nichts gemein hatte, eine ganz leise, vor sich selber sich verbergende und verleugnende, an das ungewisse Vielleicht, an das mögliche Dazwischentreten eines unberechenbaren Wunders sich klammernde Hoffnung, daß das Ende des Abenteuers doch ein anderes sein könnte! . . . Aber so tief in sein Herz vermochte Werner nicht hinunterzusteigen und er versuchte es auch nicht; bei dem Trinken und Scherzen seiner Jagdgesellen betäubte er sich und seine Gefühle und seine unausgesprochenen Hoffnungen; und erst, als das Lärmen verstummt, die Gesellschaft sich an den vier Wänden hin in langer Reihenfolge und

jeder mit den Füßen an des Andern Kopfe auf die Divans hingestreckt hatte, erst dann fingen die tief im Innern versteckten Gedanken Werners an, sich verstohlen wieder herauf bis zu seinem Gehirn zu wagen, und in dem, zum unruhigen Schlaf langsam eindämmern den Geiste des Jünglings ihre leise Liebes- und Sehnsuchtsymphonie, vom Pianissimo des ersten Schlummers bis zu dem rasend an die Schläfe gehämmerten Schluß=Accord eines fieberhaften Traumsfortissimos anzustimmen. Alles, was er den Tag über erlebt, gedacht, gefühlt, gehofft und gesucht hatte, erstand vor seiner Nachtseele wieder, in jener seltsam prägnanten Form aber, und in jener phantastisch grellen Farbenbeleuchtung, welche der Traum allen Dingen zu verleihen pflegt. Eurikleia stand wieder vor ihm, wie er sie heute Morgen gesehen, — schön, wie die ideale Schönheit selbst, eine griechische Nike, oder auch eine altgermanische Walküre, die, nach tapfer geschlagener Schlacht, herunter zur Erde schwebt und ihren liebenden Helden auffucht! Trotzig und kampfbereit gegen die Andern, war sie sanftanschmiegend zu ihm, liebebringend, liebeverheißend! Eine wilde Gluth loberte durch Werners Adern. Um dies Weib zu besitzen — und wäre es nur für einen Tag, nur für eine Stunde — gäbe er die Hälfte seines Lebens! Und in seinen immer phantastischer sich verschlingenden Traumbildungen sah er, wie seine Gefährten zur Jagd auszogen, in den Wäldern verschwanden, und wie er, heimlich sich von ihnen entfernend, zu dem Kloster flog, wo ihn Eurikleia, in der Einsamkeit des verlassen Pfortnerhäuschens, erwartete; einer antiken Statue ähnlich, die griechische Tunica in engliegenden Falten über ihren stolzen Busen geheftet und zu den Knien herunterwallend, ein goldenes Stirnband in den Haaren, stand sie da; — und es dächte ihn, er habe, wie Faust, die altgriechische Helena heraufbeschworen, das Ideal der Schönheit, das Ideal der weiblichen Liebe, — und mit ausgebreiteten Armen stürzt er auf sie hin — da wirft sich zwischen ihn und seine Liebe, den blanken Degen in der Hand, Klia, der Bulgare; — „Was willst Du hier?“ ruft ihm Werner zu, und siehe! in seiner Rechten trägt auch er ein Schwert, und Funken sprühen von den gekreuzten Waffen — und wie Valentin vor Gretchens Hause, sinkt Klia blutend zur Erde — und neben dem Sieger steht, unter Mephistos Maske, der Ingenieur, der ihm ironisch lachend zuruft: „Für einen Waidmann in spe, der zum ersten Male im Bulgarenlande pirscht, ist dies ja ein ganz fataler Ausgang!“ Und von Mephistos Lachen erwacht Faust; — das blendende Licht einer Laterne brennt ihm in die Augen; — ringsum schreien, rufen, plaudern, lachen die schon zum Auszuge sich rüstenden Jäger; — neben Werner steht der Ingenieur, nicht mehr als grinsender Höllengeist, sondern im einfachsten Nachtgewande, die Haare unordentlich im Gesicht herumhängend, die Laterne dicht unter des jäh emporgeschreckten, noch halbträumend wild um sich blickenden Jünglings Nase haltend.

„Greiffst Du nach dem Donner?“ rief ihm der Ingenieur mit,

pathetischer Ironie zu, als er ihn, mit den Armen in der Luft herum-schlagend, von seinem Lager aufspringen sah; und hätte nicht an Werner's Ohr das helle Gelächter der Jäger geschlagen, hätte ihm nicht durch die geöffnete Thür der scharfe Morgenwind empfindlich erfrischend in's Gesicht geblasen, dieses zufällig in seine faustischen Träumereien hereingeschleuderte faustische Citat hätte ihn wohl noch tiefer in seine wilden Nachtphantasien verwirrt.

„Hurtig! hurtig!“ rief unter der Thür der alte Sebastian; „in einer halben Stunde geht die Sonne auf, und muß Jeder an Ort und Stelle sein.“

Zu Ru waren die Jäger fertig, und fort ging es, den Berg hinauf. Demir Keran allein war im Kloster zurückgeblieben; der Afrikaner, der von seinen Gefährten nach der Ursache dieser sie befremdenden Handlungsweise befragt wurde, antwortete kurz: „Was wollt Ihr denn diesen Kawaffen zur Hasen- und Fuchsjagd schleppen? wo er gewöhnt ist gegen viel edleres Wild zur Jagd zu ziehen?“ — Mia hingegen hatte sich der Gesellschaft angeschlossen, obwohl der alte Sebastianu, mit verächtlicher Entschiedenheit, sich geweigert hatte, dem Bulgaren einen Platz in der Kette der Jäger anzuweisen.

„Ich kenne den Wald noch besser als er,“ sagte Mia trotzig und kurz, nachdem einer der Jäger nochmals von dem Pförtner dieselbe rundweg abschlagende Antwort erhalten hatte; — „und ich gehe meiner Wege!“ setzte er hinzu, indem er auf halber Höhe des Berges links ab einen Seitenpfad einschlug und im Walde verschwand.

„Stelle Dich nicht mit den Hasen in die Schußlinie!“ rief ihm höhniſch Sebastianu nach; und ebenso höhniſch rief es von dem Walde zurück:

„Spare Deinen Rath für Andere!“

Die Jäger waren noch nicht durch das hintere Klosterthor hinausgetreten in die Gärten, welche die Gebäulichkeiten von dem Berge trennten, als Demir Keran auch schon aufsprang, mit rascher Hand sein Roß sattelte, sich auf seinen Rücken schwang und vor des Pförtners Haus sprengte. Dort setzte er ab, riß die Thüre auf und rüttelte die alte Kloanka, die sich, nachdem Sebastianu sich mit dem vollgepackten Proviantwagen entfernt, wieder hingelegt hatte, mit wildem Rufen aus dem Schlaf.

„Wo ist die Griechin?“ rief er und zerrte die Alte zur hinteren Thür.

„Gott und die Heiligen seien mir gnädig!“ schrie Kloanka, „hier liegt sie, auf dieser Bank, . . . an der Mauer . . . mir gegenüber!“

Der Türke tappte im Finstern nach der Bank.

„Bei Allah! Du lügst, Weib! hier liegt Niemand!“

Floriana war erschreckt aus ihrem Speicher heruntergeklettert.

„Macht Licht! Verfluchtes Weibervolk!“ schrie der Türke, und als er endlich hell sah, durchstörte er wetternd und lärmend das kleine Haus, alle Schränke, alle Winkel durchforschend: — aber umsonst! Curikleia war verschunden!

„Wo ist sie? Ihr müßt es wissen?“

„Wo wird sie sein?“ erwiderte Floriana, dem Türken mit der ihr eigenen Unverschämtheit in's Auge blickend; „bei ihrem Liebsten wird sie sein!“

Demir Keran stuzte einen Augenblick, dann fragte er kurz:

„Flia? . . . oder der Franke?“

„Ei was! soll ich das Alles wissen?“ fuhr ihn die Walachin an; „siehe Du selbst nach, wenn Dir daran gelegen ist, es zu erfahren! . . . Sie sind ja Beide zur Jagd! . . . Frage sie selbst und laß uns dumme Weiber schlafen!“

Der Türke antwortete nicht. Nach kurzem Bedenken trat er, ohne die Frauen eines weiteren Wortes zu würdigen, ins Freie, schwang sich in den Sattel und sprengte zum Klostersthore hinaus.

Im Osten fing der Himmel an sich zu röthen, als Werner auf dem vorspringenden Felsen, den ihm Sebastianu angewiesen hatte, Posto faßte. Noch war Alles dunkel um ihn her, in dem grauen Zwiellichte badend, das dem Sonnenaufgang vorangeht, lag die Nacht wie erstarrt. Werner sah sich um; zwei Pfade mündeten, aus dem entgegengesetzten Thale sich heraufwindend, an der Stelle, wo er stand, und die, wie es der Pförtner versichert hatte, die vorzüglichste von Allen war, da auch der unbewandertste Schütze hier zum Schusse kommen müßte. Auf der anderen Seite fiel der Fels, dicht mit Sträuchern und kleinen Bäumen umwuchert, steil in den Wald hinunter, der sich zwischen den weiten Bergeshöhen und dem Kloster hinzog.

Werner hatte sich schnell aus seinen Träumen herausgearbeitet. Vor dem scharfen Hauche des Morgenwindes waren die nächtlichen Wespenster zerstoßen, — nicht jedoch ohne in seinem Herzen jene seltsame, verschämte Reue zu hinterlassen, die schon mitten durch die Scherze und Witze seiner Gefährten leise, leise in seinem Tiefinnersten sich geregt hatte; und wie eine Sehnsucht wandelte es ihn an, hier oben, in der weiten Bergeinsamkeit, — wie ein still verstoßenes Hoffen!

Die Gipfel fingen an, sich im Glanze der, für die Jäger noch nicht sichtbaren, Sonne zu röthen; schon funkelten die höchsten Felszinnen im goldenen, fröhlichen Lichte; dann zog es langsam von Fels zu Fels, von den nackten Höhen zu den tiefer liegenden, bewaldeten Bergszügen, durch die Zweige sich hineintwindend in die dichten Laubgänge, und ungeahnte Tiefen dort mit plötzlichem Feuer erfüllend, die schöne Rundung der wellenförmig sich ablagernden Hügel, wie mit einem leichten, hellen Hauche hinuntergleitend, und überall, auf Felsen, auf Bäumen, auf Sträuchern, auf Gräsern, alle Perlen des Thaues hervorblitzen lassend, in tausendsach zurückgeworfenem Funkeln. Endlich stieg die Sonne auch für die Jäger über den Horizont, und wie von lebendigem, flüssigem, alles durchdringendem Lichte sah sich Werner, auf seinem Felsvorsprung, umringt, umflossen, umweht. Ein unabsehbares Meer von Nebeln und tieferliegenden Wolkenzügen dehnte sich zwischen den Bergen und dem

Horizonte aus; wie glitzernde Sterninseln traten die Kluppeln von Isaktscha aus dem wogenden Grau hervor; — dort war es, so sang es leise in des Jünglings Herz, dort war es, wo dir Gurikleia zum ersten Male erschien, — dort, wo ihre Hand die deine gedrückt, — dort, wo ihr Auge auf dir geruht, als fordere sie dich auf, ihr deine Liebe zuzuwenden, — dort . . .

Ein Rascheln in dem Gebüsch, hinter dem Fels, zog ihn aus seinen Träumen; — schnell griff er zur Büchse; — vor ihm stand Gurikleia!

Ohne von irgend Jemand bemerkt zu werden, hatte sich das Mädchen, nachdem der alte Sebastianu mit den provianttragenden Knechten sich entfernt hatte, aus dem Hause gestohlen, und war zu dem Felsen, der von dem Pförtner dem jungen Secretär als Posten angewiesen worden war, hinaufgeklettert. Sie legte sich selber nicht Rechenschaft ab von dem Gefühle, das sie zu Werner hinzog: sie wollte ihn noch sprechen, ihn für seine Hilfe danken, — Abschied von ihm nehmen, — zugleich aber drängte sie es auch, ihm, und zwar ihm allein und weit von allen Menschen, ihre Handlungsweise zu erklären, ihm zu sagen . . . Was aber würde sie ihm sagen? und war nicht, ohne daß sie es ahnte, ohne daß sie es sich zu gestehen wagte, war nicht auch in ihrem Herzen ein verstecktes Gächeln, wo der Gedanke spukte, es könnten sich die Gescheide doch noch anders wenden? Sie hatte dort oben, zwischen den Felsen gewartet, bis die Stimmen der Jäger im Walde verhallten, dann war sie hervorgetreten . . . Und wie Werner das schöne Mädchen im Sonnenglanze so vor sich stehen sah, wie ihre feine Gestalt hell und leuchtend auf dem grauen Wolkenhintergrunde strahlte, wie sie ihren Blick auf ihn heftete — da loberte es wie eine Bluth durch seine Seele und seine Sinne! da brachen seine Nachtphantasien tobend wieder hervor! da war im Nu Alles vergessen, der Abt, und Ilia, und sein Versprechen!

Sie hatte ihn aufgesucht! . . . Sie war ihm, in der Nacht, auf unwegsamem Pfaden, nachgeklettert! . . . Sie liebte ihn!

„Gurikleia!“ rief er, und er stürzte auf sie hin, sie zu fassen, sie an seine Brust zu drücken, sie die Seimige zu nennen.

Aber mit schnellem Sprunge schwang sich Gurikleia auf den Felsblock, und, die Hand bittend zu ihm hinunterstreckend, sprach sie:

„Fasse mich nicht an!“ — und ihre Stimme zitterte, und Leichenblässe überzog ihr Gesicht, als sie, die Hände saltend, leise hinzusügte: „Wenn Du Gurikleia liebst — wenn Du sie nicht ansiehst, wie das erste, beste Mädchen, mit dem die Männer ihr Spiel treiben, wenn Du derjenige bist, für den ich Dich gehalten . . . der Du in Isaktscha warst . . . vor Popovitschs Haus . . . als Du gelobtest, mich . . . und Ilia zu schützen!“ . . .

„Auch Ilia?“ stammelte Werner, und es senkte sich wie ein schwarzer Schleier vor seine Augen, und in wüthendem Aufruhr erbebte sein Herz; — er sprang auf den Felsen, und das Mädchen krampfhaft in seine Arme fassend, wiederholte er:

„Auch Ilia?“

Eurikleia aber nahm seine Hände in die ihrigen; er fühlte, wie sie zitterten; er sah, wie sie nach Fassung rang; er hörte das Pochen ihres Herzens — und, halb lieblosend, halb befehlend, löste sie seinen Arm, der sich um ihre Hüften gelegt hatte, und sich plötzlich losreißend, sagte sie:

„Ich beschwöre Dich! . . . Höre mich an! . . . Keinen Schritt weiter! Oder . . . ich schwöre es! . . . Hier stürze ich mich hinunter!“

Der Ton, in welchem diese Worte gesprochen wurden, war so entschlossen, Eurikleias Stimme klang so hart, so metallfest, daß Werner betroffen einen Schritt zurückwich. Er kannte diese Stimme, er kannte diesen Ton! So hatte sie gesprochen, als der Türte auf sie losstürmte, als sie die Peitsche auf ihn erhob, — und doch klang wieder etwas so Weiches dazwischen, und durch die blitzenden Augen zog ein so sanftes Leuchten.

„Eurikleia!“ rief er, „was beginnst Du? . . . Welche Sprache? . . . Gestern . . .!“

„Gestern? . . . Ja, gestern warst Du mein Beschützer! Du hattest mir versprochen, meine Ehre, mich . . . und meinen Bräutigam zu vertheidigen! Hast Du es vergessen?“

„Und Du? Hast Du Deinen Kuß vergessen? den Kuß, den Du mir nicht wehrtest? den Kuß, den Du mir gabst? hast Du ihn vergessen? Eurikleia, ich liebe Dich! . . . und ich . . .!“

„Ich war ein schwaches Mädchen! Willst Du mich anhören? . . . aber so! . . . nicht näher! . . . bleibe dort, wo Du siehst!“

„Ich höre! Sprich! Ich liebe Dich von ganzem Herzen . . . und ich will es Dir sagen, hier, in dieser Einsamkeit! hier, unter Gottes freiem Himmel!“

Sie hatte die Augen zur Erde gesenkt; ein schwerer Kampf tobte in ihrem Busen; sie sah den Jüngling wieder an:

„Du liebst mich? Ja, ich zweifle nicht an Deinem Worte, — aber . . .“

„Aber?“

„Wärst Du bereit, diese Worte zu wiederholen, nicht hier, unter Gottes freiem Himmel, — sondern drüben . . . dort, in der großen Stadt, — in dem Tempel Gottes! . . . nicht hier, in dieser Einsamkeit, sondern vor den Menschen, vor Deinen Freunden, vor Deiner Mutter, — und mich heimzuführen, an Deinen Herd, als Deine treue und rechtmäßige Gattin, vor Gott und vor der Welt? . . . Du schweigst?“

Ihre Stimme stockte. Er schaute sie an und sein Auge blieb auf dem ihrigen hangen, auf dem tiefen, holden, traurigen Blick, der so mild und so kräftig zumal in sein Herz sich senkte, — und es ward ihm, als löse sich sein ganzes Wesen auf, wie heute früh, als die Morgenluft seine heißen Schläfen umwehte und die Phantasieen der Nacht verjagte. Und, wie unter einem inneren Vorwurf sich beugend, flüsterte er:

„Verzeihe mir, Eurikleia!“

Ihr Mund bebte; dies Wort hatte sie erwartet, — und doch durchfuhr es sie, wie wenn Etwas in der tiefsten Tiefe ihrer Seele gebrochen wäre.

„Ich verzeihe Dir! — Du hattest mich mißkannt! . . . aber willst Du mir die Hand reichen, willst Du mein Beschützer sein, mein bester Freund? willst Du . . .“

Sie unterbrach sich plötzlich. Ein Schuß krachte im Wald. Das Rufen der Bauern, welche das fliehende Wild gegen die Jäger trieben, erscholl ganz in der Nähe. In dem Gebüsch, über dem Wege, raschelte es wirt durcheinander, und ein Rudel gehetzter Rehe stürzte heran.

„Schieße!“ rief Gurikleia, „sie stürzen auf die Felsen!“ Und ehe Werner es sich versah, hatte sie ihm seine Büchse aus der Hand gerissen, angelegt, losgeschossen, . . . neben den Weiden tobte die wilde Schaar über die Felsen; . . . als der Pulverdampf verflogen, lag ein mächtiger Rehbock dicht vor Werners Füßen.

Aus dem Walde klangen Stimmen.

„Der Secretär hat geschossen!“ rief ganz in der Nähe der alte Sebastianu.

Mit heftiger Geberde drückte Gurikleia ihre Lippen auf Werners Hand.

„Lebe wohl! . . . Hier darf mich Keiner sehen! . . . Folge mir nicht . . . Ich kenne die Wege!“

Und, leicht wie ein Vogel, schwang sie sich über den Felsen, und mit kräftiger Hand sich an den Sträuchern und in den Steinrißen festhaltend, ließ sie sich auf der anderen Seite in die Tiefe gleiten und verschwand im Dickicht.

Die flüchtigen Rehe hatten einen Weg durch das niedere Gehölz gebahnt, Gurikleia folgte ihnen. Sie wollte jetzt in das Kloster zurück und, unter des Abtes Schutze, auf Nlia warten. Von oben her hörte sie das Rufen der Jäger: „Dort unten fliehen sie! Schneidet ihnen den Weg zu den Bergen ab! Drauf und dran!“ Einige Schüsse fielen. Es wurde auf's Gerathewohl den Rehen nachgeseuert, wo man von Weitem, an dem Brechen der Aeste, die Richtung der fliehenden Thiere wahrnehmen konnte. Gurikleia warf sich in's Gebüsch; konnte sich doch eine Kugel auch auf sie, die auch ein flüchtiges Reh war, verirren! . . . Durch die Bäume erkannte sie den Weg, der vom Kloster in die Berge führte . . . Plötzlich erscholl eine Stimme neben ihr, die ihr ein gebieterisches Halt! zurief. Sie schaute sich um . . . Vor ihr, hoch zu Hoffe, stand Demir Keran.

„Halt! oder, bei Allah! ich schieße Dich nieder!“ schrie der Türke, und ehe sie sich zur Wehr setzen konnte, hatte er sie erfaßt, auf's Pferd gezogen, und seinen aufge lösten Turban wie einen Knebel um ihren Mund gewunden. Mit wilder Wuth faßte das Mädchen den Türken. Eine Hand hatte sie frei; die andere hielt Demir Keran fest. Er hatte den Zaum zwischen die Zähne genommen, und mit der Rechten ertwehrte er sich des Mädchens.

„Bei Allah!“ lachte er höhniſch; „mit einem Weibe wird Demir Keran doch noch fertig werden!“

Und ſeine nervige Fauſt drückte Eurikleias Hand zuſammen, daß ihr die Sinne vergingen. Und dem Roß die Sporen in die Weichen drückend, ſlog er durch den Wald, der Ebene zu.

VIII.

Die Jäger blieben noch lange auf dem Felſvorsprung verſammelt und verfolgten mit den Augen ihre Gefährten, die in die Tiefe geklettert waren und als richtige, unerfahrene Sonntagjäger, den Rehen unten im Walde nachſetzten. Einzelne Schüſſe fielen dort. Man hörte, wie ſich die im Gebüſche Zerſtreuten zuriefen, wie ſie die Fährte ſuchten, verloren, wieder fanden. Eine Viertelſtunde mochte wohl verfloſſen ſein, als Zlia, den Pfad, der von dem höheren, weiter rechts liegenden Bergesrüden auf das kleine Felſplateau führte, langſam und beſchwerlich herunterſteigend, zu den Jägern trat. Auf den Schultern trug er einen Rehbock. Die hellen Schweißtropfen ließen ihm von der Stirne.

„Zum Teufel, Zlia! Wie biſt Du außer Athem!“ rief ihm der Afrikauer zu, der ihn zuerſt erblickt hatte.

„Glanſt Du denn, daß dieſe Bürde ſo leicht ſei?“ erwiderte Zlia, indem er den Rehbock mitten unter die bewundernden Jäger warf.

„Wo haſt Du den erlegt?“ fragte, den Bulgaren ſeitwärts anblickend, Sebaſtianu.

„Dort oben,“ antwortete Zlia, und er zeigte auf den Bergesrüden, der ſich rechts von dem Kloſter, in der entgegengeſetzten Richtung des unten gegen die Ebene ſich hinziehenden Waldes erhob; „ich brauche Eure Treiber und Bauern nicht, um zum Schuſſe zu kommen! Willſt Du den Platz kennen, wo die Rehe grasen, ſo kann ich ihn Dir weiſen!“

Der alte Sebaſtianu drehte ihm, ohne zu antworten, den Rücken. Zlia aber trat auf Werner loß, und mit einer ſeltſamen, gegen ſein früheres Benehmen abſtechenden Freundlichkeit reichte er ihm die Hand.

„Ich weiß jezt, daß Du mein . . . daß Du unſer Freund biſt!“

„Wie weiſt Du dies jezt?“ fragte verwundert der Secretär.

„Eurikleia ſagte es mir.“

„Haſt Du Eurikleia jezt geſprochen?“

Zlia ſah ihm einen Augenblick ſcharf in's Auge.

„Wie ſollte ich die jezt geſprochen haben?“ erwiderte er. „Eurikleia wird doch hoffentlich nicht in den Wäldern herumſtreifen, wenn die Sonne kaum aufgegangen iſt! . . . Ich ſah ſie geſtern Abend!“

Werner ſtutzte. Es befremdete ihn, daß Eurikleia den Bulgaren geſtern Abend von ihrer Freundschaft unterhalten konnte — die erſt heute Morgen geſchloſſen worden war. Er war auf dem Punkte, an Zlia die Frage zu richten, waß ihm denn Eurikleia geſtern habe ſagen können, — als ein wirres

Rufen von dem Walde herauf drang. Mit verstörtem Antlitz trat einer der Jäger, welche den Rehen im unteren Walde nachgesetzt hatten, aus dem Gebüsch und rief seinen Freunden zu, sie möchten um Gottes Willen schnell herabkommen, ein entsetzliches Unglück hätte sich ereignet.

„Heiliger Himmel!“ schrie der alte Sebastianu; „sie haben einen Treiber erschossen! und auf mich wird die Schuld fallen!“

Im Nu waren sie unten und folgten in wildem Laufe dem Jäger.

Eine Strecke vor dem Felsenvorsprung, da, wo der Waldweg in die Ebene mündete, lag Demir Keran neben seinem Rosse auf der Erde. Das Pferd stand, mit dem Kopfe nach der Ebene zugewendet. Es hatte sich nicht von der Stelle gerührt, wo der Reiter, zu Tode getroffen, aus dem Sattel geglitten war. Der Kawaffe lag auf dem Rücken, den linken Fuß noch im Steigbügel. Der aufgerollte Turban hing über den Sattel herunter. Des Türken Hand war krampfhaft auf die rechte Seite seiner Brust gedrückt. Zwischen den Fingern quoll das Blut hervor. Demir Keran war todt.

Sprachlos umstanden die Jäger den Leichnam.

„Hier werden die Rehe durchgebrochen sein,“ sagte endlich einer von ihnen indem er auf das zerknitterte Gras und Gebüsch zeigte; — „wir haben drauf geschossen; — und den Türken hat's getroffen!“

„Was hatte er auch hier zu suchen!“ rief Sebastianu, dem es bangte, daß man ihm, als dem Anführer der Jagd, die Verantwortlichkeit für dies Unglück aufbürden möchte; — „ich hatte doch Alle — ich hatte noch im letzten Augenblicke auch Nlia gewarnt, sich nicht in die Schußlinie zu begeben!“

Nlia stand hinter den Andern.

„Jetzt ist keine Zeit mehr, das Wenn und das Aber zu besprechen,“ erwiderte er kurz; — „der Türke ist todt — bringen wir ihn in's Kloster.“

Einige Jäger hoben den Leichnam auf, und, ohne daß ein Wort weiter gesprochen wurde, bewegte sich der Zug zu dem Kloster hin.

Der Ingenieur war mit Werner einige Schritte zurückgeblieben. Leise sprach er zu seinem Nachbar:

„Vorn, auf der rechten Seite, ist die Wunde! — von hinten und von links fielen die Schüsse!“

Werner antwortete nicht. Er warf ihm einen bedeutungsvollen Blick zu.

„Wenn der Vulgare nicht oben, bei uns, gewesen wäre,“ . . . fügte der Andere, ohne seinen Gedanken zu Ende zu führen, hinzu.

Der Secretär ließ sein Auge über die Gebüsch zu dem Felsen gleiten, der, von diesem Punkte aus gesehen, nur in geringer Entfernung von dem Schauplatz des Unglücks lag, da der untere Wald sich in weitem Bogen um den Bergvorsprung dehnte. Nur wenige Minuten brauchte ein rüstiger Bergsteiger, um von dieser Stelle den Felsenvorsprung zu erreichen, und wohl eine Viertelstunde war es schon, daß die Rehe hier durchgebrochen waren, und daß der tödliche Schuß den Türken getroffen hatte.

Werners Lippen bewegten sich, als wolle er dem Ingenieur antworten. Er drängte aber die Worte zurück, und seinem Freunde die Hand auf den Arm legend, sagte er:

„Wir haben nichts gesehen . . . und unsere Gedanken behalten wir für uns!“

Als Werner, von einigen seiner Gefährten begleitet, dem Abte die Kunde des traurigen Unfalls überbrachte, fanden sie Eurikleia in des würdigen Mannes Zelle. Kyrillos schien höchst bestürzt von der Nachricht, die ihm die Europäer brachten. Er wußte aber schnell Bescheid und gab mit einer solchen Geistesgegenwart und Klarheit die Maßregeln an, die zu ergreifen seien, um weiteren, für das Kloster, wie für die Bauern gefährlichen Folgen vorzubeugen, daß man fast hätte glauben können, er sei in diesem Augenblicke von dieser Nachricht nicht überrascht worden, und er habe schon Zeit gehabt, sich auf seine Antwort vorzubereiten. Stünde er nicht persönlich, meinte er, auf einem so freundschaftlichen Fuße mit dem Pascha, so würde ein solches Ereigniß, wenn es gleich einem unglücklichen Zufall und auch der unbegreiflichen Unvorsichtigkeit des Kawaffen zuzuschreiben sei, für das Kloster und für dessen Insassen von der schwersten Tragweite sein; die Türken seien unerbittlich, wenn Einem der Ihren in diesem Lande ein Leid zugefügt würde; er wolle sich sofort hinsetzen und an den Pascha schreiben; der Brief aber müsse von Einigen der Jäger, und zwar von denjenigen, die sich direct bei dem Unfall betheiliget glaubten, nach Isaktscha getragen und persönlich überreicht werden; ihr Charakter als Fremde, als Mitglieder der europäischen Donaucommission, als Freunde des Paschas von Galaz, würde sie vor aller Unbill beschützen, und sie könnten, um den etwaigen Nachstellungen der im Lande ansässigen Mohamedaner zu entgehen von Isaktscha direct mit dem Dampfboot nach Galaz fahren; was die Andern anbetreffe, so rathe er ihnen, sobald als möglich heute noch, mit Zlia's Wagen an die Donau zu fahren, und sich von den Fischern übersetzen zu lassen.

„Ich fahre mit!“ rief Eurikleia, die bis dahin stumm und abgewendet zugehört hatte. Sie war aufgesprungen, und, dem Secretär einen stehenden und befehlenden Blick zuwerfend, als wollte sie ihm sein Versprechen in's Gedächtniß rufen, erfaßte sie mit leidenschaftlicher Heberde Zlia's Hand.

„Nehmt sie mit Euch!“ sagte Kyrillos, indem er zu Werner hintrat und ihn bedeutungsvoll anblickte; „ihres Bleibens ist nicht mehr in diesem Lande! — Und Zlia Michalovitsch wird seine Braut nicht verlassen! — Drüben in der großen Donaufstadt wird mein Schuß Euch begleiten!“

Die Weiden saukn vor dem Abte ins Knie. Er legte segnend die Hand auf ihr Haupt. Eurikleia war blaß. Tief in den Höhlen funkelten ihre Augen mit unheimlichem Glanze. Die Jäger bemerkten an ihrem Halse einen dunkelrothen Streifen, der sich, wie eine Quetschung, quer über

ihr Gesicht und ihren Mund zog; ihre rechte Hand war über dem Knöchel angeschwollen; ihre Kleider waren an den Armen und über der Brust zerrissen.

Die Jäger, denen Demir Kerans Tod alle Luft benommen hatte, länger hier zu verweilen, beeilten sich, des Abtes Rath zu befolgen. Diejenigen unter ihnen, die sich als die unschuldigen Urheber des Unglücks bekennen zu müssen glaubten, traten mit einem Schreiben von Kyrillos die Reise nach Skattscha an. Der Afrikaner, der allein der türkischen Sprache mächtig war, erklärte sich bereit, sie zu begleiten.

Als Werner und der Ingenieur, mit den Andern, den Wagen bestiegen, auf welchem schon Zlia und Eurikleia Platz genommen hatten, trat der Abt, von seinen Mönchen gefolgt, um Abschied von ihnen zu nehmen, an sie heran. In seiner wohlwollenden Weise wünschte er ihnen eine glückliche Rückfahrt und gab der Freude Ausdruck, sie, und besonders den jungen Secretär, den er in dieser kurzen Zeit liebgewonnen zu haben erklärte, unter seinem Dache bewirthen zu haben. Dann wandte er sich zu Eurikleia, und, das holde Mädchen in seine Arme schließend, sprach er:

„Eurikleia! . . . um Dich! . . . aber auch um Deinen Bräutigam zu retten, . . . haben Deine Freunde heute viel . . . sehr viel gethan! . . . Bleibe treu denen, die Dich so sehr geliebt!“

Und, mit vor innerer Bewegung ungewöhnlich zitternder Hand reichte er ihr eine Rose, die duftende Moosrose seines Wintergartens, vor der er gestern mit dem Jüngling bewundernd gestanden. Dann wandte er sich zu Zlia, sah ihn einen Augenblick an, reichte ihm langsam, und ohne ein Wort zu sprechen, die Hand; — noch einmal winkte er ihnen seinen Abschiedsgruß zu und kehrte in sein Kloster zurück.

Die Fahrt ging rasch von dannen. Es wurden zwischen den Reisenden nur wenige Worte gewechselt. Eine gedrückte Stimmung hatte sich auf sie gelagert.

Zlia trieb die Pferde zu immer schnellerem Trab an. Er sprach kein Wort; aber aus der abwechselnden Röthe und Blässe, die über seine Züge flog, konnte man schließen, daß eine heftige Gemüthsbewegung in seinem Innern tobte. Es lag, seit diesem Morgen, etwas Unheimliches in seinem Wesen.

Plötzlich fühlte Werner, wie Eurikleias Hand sich auf die seinige legte. Er hatte es vermieden, mit ihr zu sprechen, sie zu berühren. Nachdem er seine Leidenschaft mit Gewalt niedergekämpft, wollte er sich der Wiederkehr dieses betäubenden, so schmerz- und doch so freudvollen Kaufsches nicht wieder aussetzen. Er zuckte zusammen.

„Freund,“ sagte das Mädchen, „Du warst mir gut! — Du bist es noch! — ich weiß es; — und ich werde es nie vergessen! — Das Wort, das Du mir gegeben, hast Du treu gehalten! — Meine . . . Freundschaft habe ich Dir gelobt! — und mein Wort werde ich halten, wie Du! Als Pfand nimm diese Blume!“ — sie reichte ihm die Moosrose hin, und wie

er sie zu ergreifen zauderte, drückte sie ihm dieselbe mit wilder Kraft in die Hand:

„Nimm sie, zum Andenken! . . . und zum ewigen Danke!“

Alia hatte sich langsam zu ihnen herübergewendet.

„So blicke doch nicht, als wolltest Du Delnen zweiten Sch. . .“

Sie unterbrach sich, wie erschreckt ob der Worte, die sich auf ihre Lippen verirrt hatten.

Alia reichte dem Jüngling die Hand.

„Du hast uns geholfen!“ sprach er leise. „Sie hat mir Alles gesagt — nicht gestern!“ fügte er scharf betonend hinzu, — „heute früh!“

Die Hand war kalt, ihr Druck seltsam fest und hart. Es fröstelte Werner, als sie die seine berührte.

Der Wagen war am Ufer der Donau angelangt. Schon senkte sich die Nacht auf die weite, leere, nebeldurchzogene Ebene. Einige Fischer, die hier ihre Hütten hatten, und die den Bulgaren kannten, waren bereit, die späten Reisenden an das andere Ufer überzusetzen.

„Ich lasse Wagen und Pferde hier,“ sagte Alia zu ihnen, als er mit Eurikleia in den Nachen sprang: „wenn einer von Euch nach Longaviza fährt, so mag er sich ihrer bedienen.“

Das Boot stieß ab und fuhr langsam in die Nacht hinein.

Tiefe Finsterniß lag auf dem Hafen, als sie landeten. Sie stiegen aus.

„Habt Dank! Freunde!“ sagte Alia, „wir sehen uns wieder!“

Er wandte sich zu den schwarzfluthenden Wellen um; sein Auge suchte das andere Ufer, wo die Wachtfeuer der Türken, wie rothe Sterne, blühten.

„Seid verflucht!“ murmelte er vor sich hin; — „der Tag wird kommen, wo Euch Alle Demir Kerans Loos erwartet!“

Dann stieg er mit raschem Schritt, den Anderen voran, zur Stadt hinauf.

Eurikleia folgte ihm. Werner ging neben ihr.

„Eurikleia,“ sprach er leise, „Du weißt wohl mehr als wir über des Türken Tod!“

Sie blieb stehen, sah ihn einen Augenblick scharf und forschend an; dann antwortete sie kurz:

„Ja!“

„Er?“ . . . und Werners Auge deutete auf den Bulgaren.

Eine kleine Secunde wartete sie wieder, dann sagte sie, wie das erste Mal:

„Ja!“

Und, in plötzlich auflodernder Heftigkeit, des Jünglings Hand ergreifend fügte sie mit zornbebender Stimme hinzu:

„Hättest Du anders gehandelt? . . . Ich lag auf Demir Kerans Pferde! . . . Er sprengte mit mir davon! — Ich war in seiner Gewalt! — Alia sah ihn reiten! — Er hat ihn vom Pferde heruntergeschossen!“

Sie hielt einen Augenblick inne; dann:

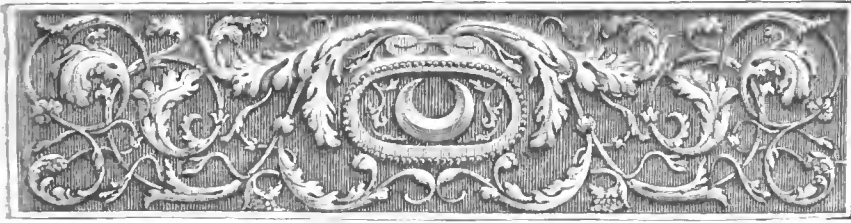
„So will Eurikleia beschützt werden! — Und so hat er Eurikleia wieder erobert!“

— — — — —
 Nlia siedelte sich mit Eurikleia in der Nähe von Galax an. Aus dem Erlös seiner Güter, die ihm von dem Kloster abgekauft wurden, richtete er sich ein ergiebiges Landwesen ein. Sein Haus wurde bald der Sammelplatz der bulgarischen Emigration.

Die Gesellschaft, die Nlia und seine Frau in Isakticha und in Kotoich kennen gelernt hatte, verkehrte viel bei ihm, besonders aber Werner, den seine Neigung zu der immer reizender und schöner sich entwickelnden Griechin oft in allen möglichen Angelegenheiten und unter den verschiedensten Vorwänden in Michalovitschs Haus führte. Der Ingenieur pflegte darüber in seiner ironischen Weise zu sagen:

„Wäre ich Nlia, den Werner würde ich mir nicht zum Hausfreund erwählt haben, von wegen eines gewissen Russes und einer gewissen Moosrose! Und wäre ich Werner, nach dieser Freundschaft würde ich nicht trachten — von wegen der Unfälle, die denjenigen passieren können, die sich in eine Schutzlinie, zwischen fliehende Rehböcke, verirren!“





Das Alte in Kairo und in der arabischen Cultur seiner Bewohner.

Von

Georg Eberß.

— Leipzig. —



Als mir die Aufforderung zuing, den Lesern dieses Blattes von Kairo zu erzählen, hab' ich lange gezaudert, bevor ich eine zuzagende Antwort erteilte, denn wie viel ist gerade in jüngster Zeit über die Khalifenstadt geschrieben worden, und wer hätte sie und ihre berühmtesten Denkmäler nicht in Bildern oder Photographien gesehen? Aber gerade die Erwägung, daß Kairo etwas allen Gebildeten Bekanntes ist, hat mich schließlich bestimmt, diese Zeilen zu schreiben, denn diejenigen Objecte eignen sich doch wohl am besten für eine populäre Darstellung in des Wortes höherer Bedeutung, von denen man erwarten darf, daß sie Jedem vertraut und doch nur wenigen gründlich bekannt sind. Auch glaube ich für meine Betrachtungen einen neuen nicht ungünstigen Gesichtspunkt gefunden zu haben. Es wird meine Aufgabe sein, Kairo als Pflanzstätte der arabischen Cultur zu betrachten und hier überall unter dem Neuen nach dem Alten und Aeltesten zu suchen. Den wunderbaren Reiz dieser einzigen Stadt zu preisen, ist nicht meine Aufgabe. Sie, der köstliche Diamant am Griff des grünen Deltafähers, ist von Morgen- und Abendländern in Liedern und schwungvoller Prosa gefeiert worden. Der liebenswürdige Dichter Beka ed — dann Zofex, welcher als Secretär des Sultans Melik es-Catech, eines Großneffen Saladins, am Hofe zu Kairo lebte, ist nicht müde geworden, den Reiz dieses Ortes, die Macht seines Fürsten, die Schönheit seiner Frauen, die entzückende Milde seiner Nächte, in denen so süße Träumereien das Herz des Dichters bestrickten, wenn er allein ist, und die er so gern mit heiteren Freunden bei Gartenfesten, Rittfahrten und Zechgelagen durchjubelt, in begeisterten Versen zu feiern. Zu den Märchen der

Tausend und eine Nacht wird so mancher Wohnplatz sterblicher Menschen durch die verklärende Kraft der Phantasie des Erzählers in eine Stätte umgewandelt, welche überirdischer Glanz und unfehlbare Herrlichkeit umgiebt, aber unter all diesen Perlen glänzt keine mit reinerem Wasser, wird keine für edler und schöner gehalten als Kairo. Da ruft der Aelteste unter den Anwesenden, d. h. derjenige, welcher am Meisten gesehen, und dessen Urtheil die vollste Gültigkeit hat, begeistert aus: „Wer die Stadt Kairo nicht gesehen, hat die Welt nicht gesehen! Ihre Erde ist Gold, ihre Wälder sind ein Zauber und der Nil ist ein Wunder!“ In der folgenden Nacht preist Scheherezade die Reize der Pyramidenstadt also: „Was ist gegen den Anblick dieser Städte die Wonne, seiner Geliebten entgegen zu schauen! Wer sie gesehen, gesteht, daß es für das Auge keinen höheren Genuß giebt, und denkt Jemand an die Nacht, in der der Nil die gewünschte Höhe erreicht, so giebt er den Potal voll Nebenast dem zurück, welcher ihn überreicht, und er läßt das Wasser wieder zu seiner Quelle fließen. Das will sagen: Er mag nichts anderes mehr.

Und für Diejenigen, welche diese Märchen aufzeichneten, ist Kairo kein Traumbild, keine unerreichbare Insel der Glückseligen, kein fernes Golcondo gewesen, denn es unterliegt kaum einem Zweifel, daß hier — gerade hier, und zwar zur Zeit des Mamluken-Sultans el-Ghuri der Märchenschatz der Muslimischen Welt, welcher in einzelnen Goldstücken seit Jahrhunderten von Einem zum Anderen, von Volk zu Volk wandert, gesammelt und in diejenigen Formen umgeprägt worden ist, in denen sie gegenwärtig allen Völkern der Erde bekannt sind.

Gott hat dem Schreiber dieser Zeilen die Günstigkeit erwiesen, ihn in die weite Welt zu schicken, ihn über Land und Meer fahren und vieler Menschen Städte und Länder sehen zu lassen, aber wenn er nun in Gedanken rückwärts wandert und das hinter ihm liegende Reich der Erinnerung durchschweift, begegnet ihm doch keine Stätte auf Erden, welche ihm anziehender erschien als Kairo.

Der Tourist, welcher unvorbereitet unter Führung eines Reiseunternehmers diese Stadt besucht, wird sich ihrem Zauber ebensowenig zu entziehen vermögen, wie der mit jeder Phase ihrer Entwicklung, mit jeder Regung ihres Lebens vertraute Gelehrte. Der Künstler geräth hier in Verwirrung gegenüber der Fülle der Stoffe und dem Reichthum der Farben, welche ihn rings umdrängen, und für den beschaulichen Träumer, den Zuschauer im Schauspiel des Lebens, gibt es keine günstigere Stelle als diese. Die Augen aufstun heißt neue Eindrücke empfangen, umher spähen lernen und angeregt von dieser bunten Gestaltensfülle, fühlt sich auch der Trägste gezwungen Umschau zu halten. Dem Forscher, dem es vergönnt ist, hier mit Händen zu greifen, was er als geistigen Besitz mit sich an den Nil geführt hatte, erwarten in Kairo noch ganz andere Genüsse. Für uns nordische Städter hat sich die Reise an den Nil schon gelohnt, wenn es

uns nur vergönnt war, an einem lichten Wintermorgen die reine würzige Luft der Wüste zu athmen, an einem schönen Abend von der Citadelle aus die Sonne hinter den Pyramiden untergehen und die Kuppeln und Minarets der Städte, umwallt von rosenrothen und violetten Aetherschleiern gleißend und strahlend und sich dann mit dem dunklen Gewande der Nacht umhüllen zu sehen.

Wer hat Theil genommen an dem Volksgewimmel in der Muski und den Bazaren, wer die ehrwürdigsten Denkmäler aus der Pharaonenzeit auf sich einwirken lassen, die edlen Werke der muslemischen Bau- und Ornamentalkunst mit offenen Augen betrachtet, und den Entschluß nach Aegypten zu reisen bereut? Der Rath nach Kairo zu pilgern ist ein guter Rath, und je eher man ihn befolgt, desto besser, denn die Khalifenstadt ist schon heute lange nicht mehr das, was sie vor einigen Lustren, als es uns zum ersten Mal vergönnt war sie zu besuchen, gewesen, und wenn ein weiteres Jahrzehnt und noch eins ins Land gegangen ist, wird von alledem, was ihm nun heute noch besonderen Reiz verleiht, ein Zug nach dem anderen verwischt und fortgeseilt sein.

Je festeren Fuß abendländischer Einfluß in Aegypten faßte, desto fühlbarer macht sich hier die gleichmachende Kraft und der nüchterne Nüchtheitsfinn unserer Cultur. Was unter uns organisch erwachsen ist, das wird unvermittelt in den fremden Boden verpflanzt und nimmt sich da gar sonderbar aus. Es wird dabei häufig nicht anders verfahren als wollte man die Palmen am Nil austrotten und an ihre Stelle Fichten und Aepfelbäume pflanzen. Die Widerfönnigkeit vieler Neuerungen hat jeder empfunden, welcher früher in den engen Gassen Kairos im Schatten der Häuser einhergeschlendert und jetzt auf weiten Plätzen und in breiten Straßen schußlos von den glühenden Pfeilen der Sonne des Südens getroffen wird; sie nimmt jeder Reisende mit Bedauern wahr, welcher früher die Reiter, Wagen, Kameele und Fußgänger wie einen vollen Strom in der Muski auf weichem Boden mit manchem Rufe und Schreie, aber ohne Gerassel, Gestampfe und Gepolter an sich vorübergleiten sah und dem nun von dem glühenden Pflaster ein das Ohr zerreißendes Getöse von Rädern, Hufen und Schritten das Wort vom Munde abschneidet. Die schattenspendenden Bretter und Galerien, welche an vielen Stellen diese Hauptverkehrsader der Stadt bedeckten, sind entfernt worden, weil sich ja in keiner abendländischen Metropole dergleichen findet. In den Wohnungen der wohlhabenden Aegypter verdrängen europäische Möbel die einheimische Ausstattung der Zimmer, welche so malerisch ist und deren Form den Sitten und Gewohnheiten der Muslimen den Ursprung verdankt. Man stelle sich einen härtigen Turbanträger mit kreuzweise untergeschlagenen Beinen vor, welcher statt auf dem breiten Divan auf einem Pariser oder Wiener Fauteuil hocht! An den alten den klimatischen Verhältnissen Aegyptens und den den Eigenthümlichkeiten der Muslimischen Familie so gut angepaßten Einrichtungen der Häuser und Wohnungen wird auch schon gerüttelt. Wer

neu baut, will schnell und billig und ein wenig europäisch bauen, und da sie nur noch selten in Anspruch genommen wird, so geht auch die wundervolle Kunst der Steinschneiderei verloren, welche den Kenner an vielen alten Häusern entzückt. Die malerische Erkerverkleidung der Meschrebijen, welche mit ihren tausend fein gedrehten Stäbchen wie ein hölzernes Spitzgewebe den Frauen, ohne selbst gesehen zu werden, Alles was auf der Straße vorgeht, wahrzunehmen gestattet, wird vielfach durch europäische Jalousien ersetzt. Für schöne Exemplare der alten Vergitterung finden sich willige Käufer, und man kann ihnen oft genug in stilvoll eingerichteten Zimmern in England, Frankreich und Deutschland wieder begegnen. Das Gleiche gilt von den mit Elfenbein, Perlmutter und verschiedenen Hölzern eingelegten Kurriz, Pulken, Schränken und Thüren. Nach Geräth aus guter Zeit sahnen die Kunst- und Antiquitätenfammer mit Eifer. In meiner Bibliothek stehen zwei altarabische Krüge, welche der treffliche Maler orientalischer Landschaften und Architekturen, Frank Dillon in London, mit zwölf anderen in einem Deladen gefunden und billig gekauft hat. Ich sah eine amerikanische Familie ganze Ladungen von altarabischem Kunstgeräth in die neue Welt expediren und weiß, daß nicht weniger als siebzig schön gearbeitete Laternen (lanus) aus einer der berühmtesten Moscheen unter der Hand an Reisende verkauft worden sind. Saïd Pascha, der Vorgänger des abgesetzten Rhedive Kzmael, kleidete sich selber in morgenländischer Weise, und so thaten es ihm denn auch seine Untertanen nach; gegenwärtig ist diese leichte, weiche und für das Klima Aegyptens so wohl geeignete und dabei so kleidsame Tracht in Verfall gekommen. Den Beamten ist es gradezu verboten sie zu tragen und nur die kleineren Bürger und Kaufleute mögen sich noch nicht von ihr trennen. Die abgestumpfte Kugel des Tarbusch, eine häßliche pharaonische Figur verdrängt den farbigen faltenreichen Turban, welcher ein würdevolles Ansehen verleiht und den geschorenen Kopf, wenn die Kühlung der Nacht schnell hereinbricht, vor Erkältung schützt. Ein schwerer einreihiger schwarzer Tuchrock mit steifem Kragen ist an Stelle der seidenen oder wollenen leichten und schön gefärbten Kleider getreten. Wer es kann, verschmäht den bunten, bequemen Pantoffel, welcher sich im Hause und in der Moschee so schnell abstreifen ließ, und zwingt den Fuß in Lackstiefel, auf welche die Sonne brennt, und die sich nur mit Mühe abstreifen lassen. In dem Bazaren giebt es weit mehr leichte Goldwaaren aus Pforzheimer Fabriken, als kunstvolle einheimische Handarbeiten, weit mehr Roben und anderes Zeug aus England und dem sächsischen Vogtland, als schöne arabische Gewebe zu sehen. Sheffield und Solingen haben Damaskus längst den Rang abgelassen. Die Locomotive macht dem Roß, dem Kameel und Esel Concurrnz, und bald wird eine Pferdebahn Kairo durchschneiden. Wie lange dauert es noch und auf dem billigen Boden der Wüste erheben sich Fabriken und verderben mit Kohlendunst die köstlichste Luft, welche heut zu athmen vergönnt ist, so bald man die Thore der Stadt verläßt. Gewiß ist es Recht der Hygiene.

welche in Europa so große Fortschritte zu verzeichnen hat, auch hier Rechnung zu tragen, aber was ist nicht Alles auf Kosten der Sanität in Kairo verrichtet worden! Der Chebive Ismaël hat in der Demolirung ehrwürdiger Gebäude und alter Quartiere mit dem Präfecten Hausmann gewetteifert, und was hier gesündigt wurde, ward Alles auf Rechnung der Gesundheitspflege geschrieben.

Abscheulich, ja geradezu empörend ist die Unbill, welche den edelsten Werken der arabischen Baukunst unter den genannten Monarchen widerfahren ist. Die alten Architekten folgten der Regel, auf eine Lage von gelblichem Stein eine andere von Quadern in natürlicher zart röthlicher Farbe folgen zu lassen und erzielten dadurch eine prächtige Wirkung, denn dies Verfahren belebte die großen Flächen und nahm ihnen das eintönige Ansehen. Als die Einladungen zur Einweihung des Suezcanals erfolgten, gefielen dem Chebive die alten verwitterten Mauern nicht mehr, und so ließ er den Gästen zu Gefallen die Moscheen tünchen und sie, um die Idee der wechselnden Steinlagen nicht völlig Preis zu geben, mit langen Streifen in roth und gelb bemalen. Aber wie wurden die Farben gewählt! Das Gelb ist das der Butterblume; das Roth das des frisch gebrannten Dachziegels. Es thut dem Auge und Herzen weh das Bajazzocostüm anzusehen, mit dem die würdigsten Kunstwerke angeputzt worden sind. Und wie hat man diese von innen und außen verfallen lassen, wie barbarisch ist man vorgegangen, wo sich Restaurationen, um der Gefahr des Zusammensturzes vorzubeugen, als unerlässlich erwiesen. Von einem liebevollen oder auch nur verständigen Anschluß an das Gegebene ist nirgends die Rede; mit empörender Pietätslosigkeit hat man die edelsten Ornamentalkstücke in Erz und Stein, welche beseitigt werden mußten, der Vernichtung preisgegeben und verkommen lassen.

Diesen Ungeheuerlichkeiten sollte der Einfluß Englands einen Riegel vorschieben. Sie sind schon auf dem orientalischen Congreß zu London 1874 von dem hochgebildeten und besonders als Kenner orientalischer Münzen hervorragenden englischen Consul Rodgers gezeigelt worden, — und wie viel hat man demnach, wie ich aus einem anregenden Schriftchen Rhonés ersehe, seit meiner letzten Anwesenheit in Kairo gerade auf diesem Gebiete gesündigt!

Es giebt fast keine Moschee aus guter Zeit in der Khalifenstadt, von der man nicht sagen dürfte, daß sie haufällig sei.

Um gerecht zu sein, dürfen wir diesen beklagenswerthen Umstand nicht ausschließlich der Nachlässigkeit der Regierung in die Schuhe schieben. Wir haben an einer anderen Stelle gezeigt, wie große Schuld an alledem die Sinnesart der Orientalen trägt. Was keinen Nutzen bringt, ist in ihren Augen werth, daß es zu Grunde gehe. Es mangelt ihnen dabei völlig das, was wir historischen Sinn nennen. Die Vergangenheit und ihre Werke haben geringen Reiz für sie. Gott giebt die Gegenwart, und was kommen soll, liegt in seiner Hand. Wenn ein edles Werk aus der Vorzeit gefällt,

so tröstet man sich mit dem Spruche des Gebid: „Wisse, o Seele daß Alles in der Welt, was außer Allah ist, hinfällig ist.“ Was aus der Pharaonenzeit stammt verachtet der muslimische Kaironer: es ist ihm in Vausch und Wogen kufri oder heidnisch; wenn es von der Erde verschwindet, — um so besser! Leider sind auch die Architekten aus der Khalifenzeit mit an dem schnellen Verfall der Meisterwerke schuld, die sie geschaffen, denn die Sorglosigkeit mit der sie bauten, ist in vielen Fällen unverantwortlich und ganz geeignet, ihre Collegen von heute mit Unwillen zu erfüllen. „Die Zeit spottet aller Dinge, aber die Pyramiden spotten der Zeit“, sagt ein arabisches Sprichwort. Man hat sie als Steinbrücke benutzt, und sie nur nicht in die Luft gesprengt, weil man Schaden für die Stadt von der Explosion befürchtete, das Gesicht der großen Sphinx hat den Geschützen der Mamluken als Zielscheibe gebient, aber diese Wahrzeichen aus der Pharaonenzeit sind dennoch stehen geblieben und werden ihren Platz behaupten, auch wenn Alles was in der edlen Metropole der Blüthenzeit des muslimischen Salons ehrwürdig durch Alter und Formenschönheit war, vermischt und zerstört sein und Kairo aussehen wird wie eine italienische Stadt an die sich kleude Hütten schließen.

Der Vater überlebt den Sohn um Jahrtausende, denn wenn Kairo auch von Arabern gegründet ward so steht es doch nicht nur äußerlich, sondern innerlich im Rundschäftsverhältniß zu Memphis.

Die Geschichte der Gründung Kairos sammt den Anekdoten, welche sich an sie knüpfen, ist hundert Mal erzählt worden, aber es hat noch Niemand darzulegen versucht, wie abhängig viele Seiten seiner schnellen und glänzenden Entwicklung von der stark hellenisirten, aber trotz des Christenthums, zu dem sich seine Bewohner bekauften, immer noch an echt aegyptischen Elementen reichen Pyramidenstadt an andern Ufer des Nils gewesen sind.

Ein Häuflein jener Muslimischen Helden, welche in frischer Begeisterung für ihren neuen Glauben, und ganz erfüllt von sittlichem Ernst und der Heiligkeit ihrer Mission Reich auf Reich niedertwarfen, hat Aegypten im Fluge erobert. Freilich stand ihnen hier als mächtiger Bundesgenosse der Glaubenshaß bei, welcher die dem monophysitischen Schisma anhängenden nationalen Aegypten von den orthodoxen byzantinischen Machthabern trennte, und dieser Haß war so groß, daß es den Kopten erträglich schien sich in die Abhängigkeit von Ungläubigen zu begeben, als sich von den andersgläubigen Griechen, welche ihrer Race ohnehin ferner standen als die arabischen Nachbarn, beherrschen zu lassen. Einer ihrer eigenen Seelenhirten, Bischof Benjamin von Alexandrien, trieb sie in ähnlicher Weise an, den Bund mit den Ungläubigen zu schließen, wie in jüngster Zeit der Bischof von Kus seine koptische Gemeinde veranlaßt hat, mit ihm zum Protestantismus überzutreten.

Der Führer des Muslimischen Heeres wußte recht wohl was er that, als er die aegyptischen Abgesandten in seinem Lager zurückhielt, um ihnen den würdigen Ernst seiner Krieger und die hohe Frömmigkeit zu zeigen,

welche sie besetzte. Nachdem das Schwert für die Anhänger des Propheten entschieden hatte und die Sache der Griechen verloren war, konnte Mutaufas, ein Kopte, welcher als Statthalter des Kaisers das Nilthal verwaltete, nach Empfang eines ungnädigen Schreibens seines Gebieters ausrufen: „Bei Gott! Diese Araber sind bei ihrer geringen Zahl stärker und mächtiger als wir bei unserer Menge; ein Mann von ihnen ist so viel als hundert von uns, denn sie suchen den Tod, der ihnen lieber ist als das Leben; wir dagegen scheuen den Tod und lieben das Leben und seine Freuden; wie können wir gegen sie Stand halten?“

Und diese todesmuthigen Helden, deren ritterliche Thaten auf dem Boden Aegyptens die Geschichte im Einzelnen verzeichnet hat, waren zugleich Staatsmänner von bedeutender Weisheit.

Keinem andern Ort schien in jener Zeit das Recht zuzukommen, die Hauptstadt des Nilthals zu sein als Alexandria, und der Feldherr 'Amr war auch gewillt sie als solche anzuerkennen, der Kalif Omar befahl ihm indessen davon abzusehen, denn er verhehlte sich nicht, daß die unruhige, stets zu aufrührerischen Bewegungen geneigte Hafenstadt, welche ohnehin an der äußersten Grenze der neuen Provinz gelegen war, wenig geeignet sei das Centrum des Lebens, welches er in das Nilthal verpflanzen wollte, zu bilden. Ein von dem Haber der Parteien und den blutigen Glaubensstreitigkeiten, an denen jene Zeit rauh war, noch unberührter Ort, sollte für die äußere und innere Umgestaltung des eroberten Landes zum Ausgangs- und Mittelpunkt dienen.

An einer günstig gelegenen Stelle gegenüber Memphis am Ufer des noch ungetheilten Nils wurde die neue Hauptstadt begründet, und zwar nach einer bekannten Sage an derjenigen Stelle, auf welcher das Zelt des Feldherrn gestanden. Als 'Amr nämlich nach Alexandria abziehen wollte, und der Befehl, sein Zelt abzubrechen, ertheilt worden war, wurde ihm mitgetheilt, daß ein Taubenpaar auf der Spitze desselben genistet habe. Da rief er: „Gott verhüte, daß ein Muslim einem lebenden Wesen, einem Geschöpf Gottes, das sich vertrauensvoll unter den Schatten seiner Gastlichkeit geflüchtet, seinen Schutz versage!“ das Zelt durfte nicht angetastet werden, und als 'Amr siegreich von Alexandria heimkehrte, fand er es wieder vor, bezog es und ging von ihm aus an die Gründung der neuen Hauptstadt, welche Fostat, d. i. das Zelt, genannt wurde. Auch der arabische Name Aegyptens Misr oder Masr wurde früh auf den wachsenden Ort übertragen. Unter den heutigen muslimischen Bewohnern des Nilthales und den Kairouern selbst heißt es heute noch nicht anders als Masr. Kahira, die arabische Form von Kairo, ist erst 300 Jahre nach der Gründung der neuen Residenz zu den älteren Namen getreten, und wenn sich die Europäer auch ausschließlich der jüngeren bedienen, so wird er doch unter den Eingeborenen nur selten gebraucht. Viele derselben wissen heute noch so wenig was man meint, wenn man sie

nach Kairo oder Kahira fragt, wie ein sächsischer Bauer, bei dem man sich nach dem „Elbflorenz“ (Dresden) erkundigt.

Dschohar, der Feldherr des Fatimiden Muizz, welcher an Fostat den neuen Stadttheil reichte, der das heutige Kairo bildet, gab diesem den Namen Maſr el-Kahira, denn grade als man den Grundstein zu der Mauer legte, welche ihn umgeben sollte, durchlief der Planet Mars (el-Kahir) den Meridian. Da el-Kahir der Siegreiche bedeutet, darf Maſr el-Kahira Maſr das Siegreiche überſetzt werden. Die Gründung Foſtats, des heutigen Alt Kairo (arabiſch Maſr el-Miſra) fällt in das Jahr 638 nach unſerer Zeitrechnung, und ſo wird es mit Recht zu den jüngeren Städten gerechnet.

Seine äußere und mehr noch ſeine innere Entwicklung iſt mit reißen-der Schnelligkeit vor ſich gegangen. Wenn man bedenkt, daß dieſe Stadt völlig ungelehrten Wüſtenſöhnen ihre Entſtehung verdankt und dann vernimmt, daß nicht ganz zweihundert Jahre nach ihrer Gründung Harun er-Raſchids Sohn Mamun, 833, hier ein reiches wiſſenſchaftliches Leben, welches alle, und auch die ſchwierigſten Diſciplinen umfaßt, in voller Blüthe vorſand, ſo ſtehen wir vor einem Phänomen, das biſher aufgezeichnet, hingenommen und dem ſeinen und beweglichen Geiſte der Araber zu Gute geſchrieben worden iſt, welches aber bei näherem Hinſehen unbegreiflich erſcheinen muß, wenn man die nicht muſlimiſchen Factoren unberückſichtigt läßt, welche bei dieſer ſchnellen Entwicklung mitgewirkt haben. Wir wollen dieſer unſere beſondere Aufmerkſamkeit zuwenden und zu zeigen verſuchen, wie die Araber es verſtanden haben, gerade in Kairo, das Haus ihrer eigenartigen Cultur aus ägyptiſchem Holz aufzuzimmern.

Kairo iſt nicht ſo neu wie es ſcheint. Daß von Amr gegründete Foſtat ſchloß ſich an die Feſtung Babylons, welche ſicher ſchon in vorchriſtlicher Zeit beſtanden hat. Eine Sage berichtet, daß Kriegsgefangene des großen Ramſes, und eine andere, daß die Babylonier in der Armee des Ramphyſes, welcher Aegypten 525 v. Chr. eroberte, es als ein „Neu-Babylon“ gegründet hätten, und die Geſchichte lehrte, daß hier eine von den drei Legionen, welche Aegypten im Zaum hielten, im Quartier gelegen. Aber dieſe Feſtung hat lange vor dem Einfall der Perſer und ſelbſt vor Ramſes II. beſtanden. Frühe Inſchriften nennen ſie Cher oder Cheran, die Kampfſtadt, und in einem aus dem vierzehnten Jahrhundert v. Chr. ſtammenden Texte am Tempel von Karnak heißt es von ihr, daß der unteraegyptiſche Nil bei ihr beginne, daß er dort vermessen werde und ſeinen Weg in die Arme des Delta ſuche. Aus der Inſchrift des Aethiopiens Königs Pianchi geht ferner hervor, daß eine Straße von Memphis (über den Nil) nach Cher (Babylon) und von dort nach Heliopolis führte. Dieſer Weg hat doch wohl die Inſel Roda berührt, welche zur Zeit des Einfalls der Muſlimen durch eine Schiffsbrücke mit beiden Ufern des Stromes verbunden war. Memphis hing alſo eng mit Babylon zuſammen. Der Strommeſſer, welcher auf der Inſel Roda (Babylon gerade

gegenüber) steht, und der heute noch den Kaironern den Ausfall der Nilschnelle anzeigt, scheint schon in der Pharaonenzeit existirt zu haben; vielleicht ist er später von dem Festlande auf die Insel übertragen worden.

Die Stadt, an welche sich das Fostat des Amr schloß, war keineswegs unbedeutend, wogegen die Straßen und Quartiere, welche der Statthalter unter vier Bauaufsehern errichtete und an seine Krieger, nach den Stämmen, vertheilen ließ, anfänglich klein und spärlich bevölkert gewesen sein muß. Unter den christlichen Kirchen in Alt-Kairo (Babylon) befinden sich einige, welche sicher schon vor der Gründung Fostats bestanden haben. Die bemerkenswertheste unter ihnen, die koptische Marien-Kirche, ward zwar in ihren Haupttheilen schwerlich vor dem achten Jahrhundert n. Chr. erbaut, doch enthält sie Manches, was darauf hinweist, daß sie ursprünglich ein griechisches Gotteshaus aus sehr früher Zeit gewesen war. Von Babylon zog sich eine fruchtbare, wohl bebaute und dicht bewohnte Ebene, voller Gärten, Bäume und Weinberge bis an den Mekafem, und hoch über die Häuser und Willen der Aegypter erhob sich die Lichterburg (Kaç esch-schama), in der die römischen und griechischen Statthalter, wenn sie vor der Eroberung des Landes hierher gekommen waren, residirt hatten. Die Bewohner dieser Stadt und ihrer Umgebung erfreuen sich großen Wohlstandes, und Amrs Berichte an den Khalifen sind voll von dem Ueberfluß, in dem die Landleute lebten, und dem Reichthum, mit dem viele ägyptische Städte gesegnet waren. Ein Kopte, Petrus, welcher seine Schätze hartnäckig verborgen hielt, hatte mit einem Mönche in et-Tur (Sinaitloster) Verbindung gepflogen. Amr sandte zu diesem und forderte in einem mit dem Ringe des Petrus versiegelten Briefe in dessen Namen die Auslieferung des ihm anvertrauten Gutes. Der Bote brachte eine verlöthete Kanne zurück, und als man diese öffnete, lag ein Zettel darin, auf welchem zu lesen war, daß sich das Gold unter dem großen Wasserbehälter befinde. Dieser ward untersucht, und da fand man 53 große Meßen (mehr als 12 Millionen Dinare) gemünztes Gold.

Im Ganzen wurden die Aegypter milde behandelt, und so scheuten sie sich nicht, sich hart an der Grenze der Soldatenstadt anzubauen. 37 Jahre nach der Gründung dieses Ortes hatten sich hier schon so viele Kopten angesiedelt, daß ihnen der Statthalter Maslama erlauben mußte, sich eine eigene Kirche zu bauen. Fostat und Babylon verschmolzen völlig und der neue Ort stellte bald als Centralstätte der Regierung und durch sein frisches, lebenskräftiges Ausblühen das ehrwürdige, aber zurückgehende und altersschwache Memphis am anderen Ufer des Nils in den Schatten. Die berühmte Pyramidenstadt war bis ans Ende der Ptolemäerherrschaft eine volkreiche Residenz gewesen und durfte auch unter den Römern und Byzantinern eine Großstadt genannt werden. Aber sein alter Ruhm war überlebt, das Christenthum hatte die großen Genossenschaften der heidnischen Priester gesprengt und die ägyptische Gelehrsamkeit, welche Jahrtausende lang in den Tempeln des Psah, Imhotep und anderer Götter gepflegt worden war,

mußte ihre Eigenart aufgeben, ging zum Theil völlig verloren und bequemte sich, nur noch von Einzelnen gepflegt, zur Annahme neuer Formen. Die griechische hatte die nationale aegyptische Kunst völlig verdrängt, Alexandria den Handel von Memphis ausgeaugt, und was ihr davon geblieben war, das zog nun die neue rührige Stadt am andern Ufer des Stromes an sich. Das Sinkende strebt dem rüstig oben Schwimmenden zu, und so kam es, daß die Memphiten zu Tausenden ihre zurückgehende Stadt verließen und in Fostat günstigere Lebensbedingungen aufsuchten: Der treffliche arabische Schriftsteller Abdellatif, † 1232, fand auf dem Boden von Memphis nur noch verlassene Trümmer, aber das Zurückgebliebene war immer noch so groß, daß er es eine Welt von Wundern nennt, die den Verstand verwirren, und deren Beschreibung selbst dem bereitesten Menschen unmöglich sein würde. Er versteht bei ihrem Anblick den Volksglauben, daß die Aegypter lang lebende Riesen gewesen, welche es verstanden hätten mit ihrem Zauber steile mächtige Felsblöcke von einem Ort an den andern zu versetzen. Als einzige Bemohnerschaft dieser Ruinen wird Raubgesindel erwähnt, welches im Solde von Actiengesellschaften die verfallenen Prachtbauten und Gräfte nach Gold, Silber und andern Schätzen zu durchsuchen hatte.

Bald versinkt Memphis in völlige Vergessenheit; selbst seine wunderbaren Trümmer verschwinden von der Erde, und heute grünen Acker und Palmenhaine an der Stätte, wo einst eine der berühmtesten und ältesten Metropolen der Welt gestanden. Nur die Monumente in der Todtenstadt, dem viele Meilen langen Friedhofe der Memphiten, sind der Vernichtung entgangen. Die Wohnstadt der Bürger, die Riesentempel ihrer Götter, die „weiße Mauer“, das berühmte Fort der Stadt und die anderen öffentlichen Bauten, welche sich hier stolz erhoben hatten, sind von der Erde verschwunden. Das schnell erwachsende Kairo brauchte behauene Steine, Quadern, Säulen, und das verödete Memphis war der ergiebige Steinbruch, aus dem man sie holte. Dasselbe Schicksal erfuhr das auf dem gleichen Ufer gelegene Heliopolis im Norden der neuen Residenz. Auch diese berühmte Gelehrtenstadt, der Mittelpunkt des aegyptischen Sonnencultus, ist von der Erde verschwunden und war schon zu el Matrizis Zeiten, † 1442, nur noch ein Flecken mit imposanten Trümmern von zerstörten Heiligthümern. Ein großer Theil der vom Nil in das Abendland verpflanzten Obelisken hat ursprünglich hier vor den Pylonen des Sonnentempels gestanden; unter ihnen auch die nach London übergeführte sogenannte Nadel der Kleopatra und ihre nach Amerika transportirte Zwillingsschwester. Behauene Steine ließen sich zu Wasser oder auf der alten Straße, welche Heliopolis über Babylon mit Memphis verband, leicht nach Fostat führen, und so darf man annehmen, daß die Häuser und Paläste dieser Stadt zum guten Theil auf altaegyptischen Fundamenten ruhten. Man hat denn auch in Kairo in mehr als einem Gebäude mit Hieroglyphen beschriebene Quadern gefunden. Unter diesen ist

eine mächtige Stela (Steintafel) von schwarzem Granit, welche bei Umgrabungen in den Substructionen eines abgerissenen Hauses zu Kairo entbedt wurde, zu besonderer Berühmtheit gelangt. Sie enthält eine völlig unbeschädigte Inschrift, welche zu Ehren des ersten Logiden Ptolemeus Soter, vor seiner officiellen Anerkennung als Nachfolger Alexander II. hergestellt worden war und urkundlich bestätigt, daß er die dem Tempel von Buto durch die Perser geraubten Ländereien im nördlichen Delta der Priesterschaft dieses Ortes zurückgegeben habe. Andere mit Hieroglyphen geschmückte Steine sind sogar beim Bau von Moscheen zur Verwendung gekommen, und wer hat die muslimischen Gotteshäuser in Kairo besucht und nicht die große Menge von Säulen aus älteren heidnischen Gebäuden bemerkt, welche in denselben neue Verwendung gefunden?

In der Moschee des Amr, der ältesten in ganz Aegypten, steht ein Wald von Säulen, und der Stamm einer jeden trägt ein Capital, welches griechischen, römischen byzantinischen Steinmetzen den Ursprung verdankt. Die meisten von diesen Baugliedern scheinen aus Memphis zu stammen. Bemerkenswerth ist, daß die Araber nirgends Säulen in altaegyptischem Styl verwendet haben, obgleich sie solche gleichfalls in beliebiger Anzahl zu Memphis und Heliopolis hätten finden können. Sie müssen ihrem Geschmack, schon weil sie Pflanzenformen nachahmten und ihre Religion jedes kenntliche Bild organischer Wesen verpönte, durchaus entgegen gewesen sein, während derselbe es willig ertrug, griechische und römische Säulen der verschiedensten Ordnungen in buntem Gemisch bei einander zu sehen.

Der Muslim beherrschte das Land, und Fostat war eine echt muslimische Stadt; aber der Araber verstand es, sich das höhere Wissen und Können seiner zahlreichen aegyptischen Mitbürger zu Nutzen zu machen. Diese waren ihm an Zahl überlegen, und unter ihnen befand sich mancher gewandte gelehrte Memphisit und Heliopolitaner, welcher zu der neuen Religion übertrat und als Muslim unter den Muslimen seine wissenschaftliche Thätigkeit fortsetzte und als Lehrer wirkte.

Die wunderbar rasche Fassungsgabe und der scharfe bewegliche Geist der Araber aus jenen Tagen machte sich schnell zu eigen, was er an Wissensschatzen unter den besiegten Aegyptern vorfand. Die Muslimen nahmen die fremde Gelehrsamkeit nicht nur auf, sondern assimilirten sie ihrer Eigenart und führten jede Disciplin, welche ihnen der Bearbeitung werth schien, mit Glück, Energie und genialem Scharfblick weiter.

Wie ihre Städte und Moscheen ein ganz eigenes Gepräge gewannen, obgleich sie zum größten Theil aus Baugliedern, welche einer fremden Kunst den Ursprung verdankten, zusammengesetzt waren, so darf ihre Wissenschaft echt arabisch genannt werden, obgleich sich nachweisen läßt, daß das stolze Schiff derselben aus Planken zusammengezimmert ist, welche sie in aegyptischen Werften vorgefunden hatten. Freilich war auch in diesen das einheimische Material schon längst seltener und seltener geworden, denn griechische Ge-

lehrsamkeit war von Alexandria aus in das Nilthal tief eingedrungen und hatte die priesterliche Weisheit der Pharaonenzeit in den Schatten gestellt. Aber gerade auf dem Gebiet der sogenannten exacten Wissenschaften, denen sich die Araber mit Vorliebe hingaben, hielten die Aegypter, als Fostat entstand, noch vielfach an den alten Traditionen fest, obgleich sie die überlebten, complicirten Schriftsysteme seit Jahrhunderten aufgegeben und sich an den Gebrauch griechischer Lettern gewöhnt hatten. Auch die ungelente Sprache der früheren Zeit war wesentlich umgestaltet und mit hellenischen Fremdwörtern bereichert worden. Das Koptische, ein Idiom, dessen syntactische Feinheit den Sprachkenner entzückt, war an die Stelle seiner Mutter, das Altägyptische, getreten; aber jeder gelehrte Kopte war auch des Griechischen kundig und in den Bibliotheken von Memphis kann es an den hervorragendsten Werken der hellenischen Literatur nicht gefehlt haben.

Das ist keine bloße Vermuthung, denn wenn man Fragmente einer großen Bibliothek, zu der auch griechische Handschriften, welche nicht gar zu lange vor der Gründung Fostats hergestellt zu sein scheinen, gehören, bei dem unbedeutenden Krokodilopolis in Tadjum, und auf dem Gebiet einer kleinen mittelägyptischen Stadt Bruchstücke des Ilias und des Lyriker's Alkman gefunden hat, so darf man sicher annehmen, daß in der hellenischen Hauptstadt Memphis Büchereien voll griechischer Manuscripte bestanden haben. Die Schätze der berühmten Alexandrinischen Bibliothek waren längst zerstückt, nach Konstantinopel geschafft, geruabt und zerstreut, als 'Aur nach Aegypten kam. Die berühmte Geschichte, daß dieser Feldherr die Wälder der Stadt mit kostbaren Buchrollen habe heizen lassen, weil sie der Vernichtung werth seien, wenn sie Anderes entwickeln als der Koran und unnötig, wenn sie das Gleiche lehren, gehört erwiesener Maßen in den Bereich der Fabel.

Immerhin war das wissenschaftliche Leben in Alexandria auch noch im siebenten Jahrhundert nicht völlig erstorben, und manches griechische Buch mag von dort nach Fostat gewandert sein.

Wer aber eröffnete den ungelehrten Söhnen der Wüste das Verständniß für diese feinsten Blüten eines hoch ausgebildeten geistigen Lebens?

Die Griechen, welche den Eindringlingen mit unverföhnlicher Feindschaft entgegengetreten waren und deren Art und Religion am Nil sehr bald völlig verschwinden sollte, waren es nicht: diese Aufgabe ist vielmehr den griechisch gebildeten Kopten, den für den Islam gewonnenen Nationalägyptern zugefallen, und so geht denn auch aus einem tieferem Einblick in die verschiedenen von den Arabern behandelten Disciplinen und dem Wissensschatz der Aegypter hervor, daß die Lehrer den Schülern nicht nur hellenische Wissensschätze sondern auch mancherlei Anderes zu vermitteln mußten, was sich unter ihnen von der ehrwürdigsten Gelehrsamkeit ihres Volkes erhalten hatte. Der Gelehrte Saljaban Betrik, welcher für Manuu griechische Werke ins arabische übersezte, versichert ausdrücklich, jeden Tempel untersucht zu haben, um die Geheimnisse

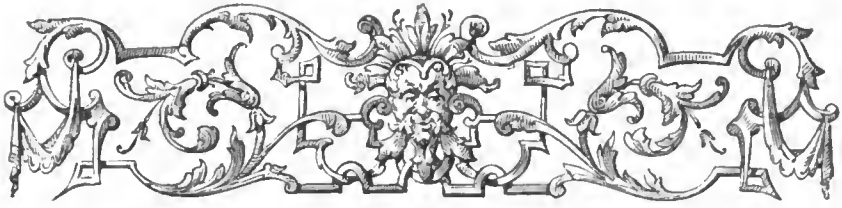
der Philosophen ans Licht zu ziehen. Zu'ain Schems das kann nicht Bälbel, sondern muß das ägyptische Heliopolis sein, zog er einen Derwisch von großer Einsicht und Weisheit zu Rathe.

In Memphis hatte der Tempel des Imkotey, welchen die Griechen mit dem Namen ihres Asklepios (Aesculap) belegten, gestanden. Hier ist der im Berliner Museum conservirte medicinische Papyrus gefunden worden und in dem großen Handbuch der ägyptischen Medicin dem in Leipzig aufbewahrten 160 große Seiten füllenden Papyrus Ebers, wird gesagt, daß die Receptsammlung, welche er enthält, aus Saïs und Heliopolis stamme. In der an zweiter Stelle genannten Stadt hatten sich die „großen Hallen“ befunden, welche seit mythischen Zeiten von einer berühmten medicinischen Facultät zu klinischen Zwecken benutzt worden waren. Die ägyptischen sind die berühmtesten unter allen Ärzten des Alterthums gewesen, und die Griechen und Römer haben unter den Logiden aus ihren Kenntnissen Vortheil gezogen. Es ist bekannt, wie noch der jüngere Plinius seinen ägyptischen Leibarzt hochhielt und ihm das römische Bürgerrecht zu verschaffen bestrebt war. In pseudohippokratischen Schriften finden sich Recepte von solcher Wunderlichkeit (um zu erkennen, ob eine hoffende Frau einen Knaben oder ein Mädchen zur Welt bringen werde ꝛ.) daß sie nur an einer Stelle erfunden worden sein können, und diese sind genau in der gleichen Form schon den alten Aegyptern im dreizehnten Jahrhundert vollen bekannt gewesen. Der Papyrus Ebers enthält einen vorzüglich interessanten Abschnitt, welcher den Functionen des Herzens gewidmet ist, und aus diesem (er ward spätestens im 16. Jahrhundert v. Chr. niedergeschrieben) geht hervor, daß die priesterlichen Heilkünstler aus der Pharaonenzeit das Herz als Centrum des Blutumlaufs kannten und den Pulsschlag auf seine Bewegungen zurückführten. Wer des Hippocrates Unwissenheit über diese Dinge kennt und erfährt, daß es zu Alexandria war, wo Herophilus von Thakledon den Rhythmus des Pulses bei den verschiedenen Krankheiten bestimmte und ihn zuerst mit dem Herzen in Verbindung brachte, der wird kaum bezweifeln, daß er von den priesterlichen Ärzten am Nil, welche sich lange vor ihm mit der Zergliederung des menschlichen Körpers beschäftigt hatten, gelernt habe. Auch Erasistratus aus Keos ist bei seinen Untersuchungen über die Verzweigung der Nerven ägyptischen Vorbildern gefolgt. Dieser Materie ist im Papyrus Ebers ein ganzer Abschnitt gewidmet, und aus einer Vergleichung der Schriften des Galen um Dioskorides mit ihm geht hervor, daß beide der ägyptischen Medicin mancherlei entlehnten. Die Chirurgie verdankt ihre Bindenlehre die Kunst der Anlegung des Verbandes, sicher den ägyptischen Ärzten. Unsere größten Operateure machen kein Hehl aus der Bewunderung, mit der sie die sinnreiche und durchdachte Methode erfüllt, welche in der Pharaonenzeit bei der Umwicklung der Mumien in Uebung war. Wir haben balsamirte Körper gesehen, welche mit Weinwandstreifen umwickelt waren, deren Länge über 400 Meter betrug.

Den Arabern sind die medicinischen Werke der Alexandriner nicht unbekannt geblieben, aber sie haben auch aus aegyptischen Heilschriften geschöpft. Den Beweis dafür liefert eine von L. Stern entdeckte anonyme arabische Handschrift in der Bibliothek zu Kairo. Diese, und namentlich die dreißig letzten Capitel derselben, welche einem gewissen Abu Sahe Isa ibn Fahja zugeschrieben werden, enthalten einige Recepte, welche als Uebersetzungen von gewissen im Papyrus Ebers vorkommenden Verordnungen bezeichnet werden dürfen, und außerdem beruft sich der Verfasser fortwährend auf ein Buch des Hermes, das ist Tot, der altägyptische Gott der Wissenschaften, von dem es im Papyrus Ebers heißt, er sei „der Führer der Aerzte.“

(Schluß folgt.)





Neue Dichtungen.

Von

Rudolf Baumbach*).

— Triest. —

Die beiden Hausgeister.

Zwei Geister hab' ich — wer glaubt mir das?
Daheim in meiner Klause.
Der eine ist im Tintensaß,
Im Krug der andre zu Hause.
Im Weinkrug poltert der eine laut,
Und allzeit lustig ist er,
Der Tintengeist gar finster schaut,
Ein grämlicher Magister.

Der schwarze raunt mir Worte zu,
Mitunter ziemlich kluge.
Dann hält der andre keine Ruh'
Und hebt den Deckel vom Krüge.
Sie sind im Streite für und für,
Sie können sich nicht vertragen,
Und hab' ich hinter mir die Thür,
So fassen sie sich bei'm Kragen.

Jüngst haben sie Frieden einmal gemacht,
Das war zu meinem Fluche.
Der lustige war um Mitternacht
Beim schwarzen zu Besuche,
Und als ich später kam nach Haus
Und saß zu schreiben nieder,
Entfloßen meinem Kiel — o Graus!
Nur lauter Schlemmer- und Schelmenlieder.

*) Eine Charakteristik des Dichters aus der Feder unseres Herausgebers erscheint in einem der nächsten Hefte.

Im Jammer hab' ich am Morgenlicht
Den Greuel überlesen.
Derweilen war der Tintenwicht
Im Weinkrug Gast gewesen.
Denn als ich lechzend trank das Naß,
War's herb und gallenbitter,
Und zornig schlug ich Tintenfäß
Und Krug in tausend Splitter.

Nächtliche Wanderung.

Die rothen Wolken blaffen,
Es schweigt der Vogelsang,
Und lauter in den Gassen
Erschallt mein müder Gang.
Es wandelt auf und nieder
Der Schlaf von Haus zu Haus
Und kühlt die Augenlider
Und löscht die Lampen aus.

Aus einem Fensterladen
Dringt röthlich trüber Schein.
Dort dreht vielleicht zum Faden
Ein emsig Kind den Lein.
Jetzt stockt vielleicht die Spule,
Der Faden reißt vielleicht,
Dieweil der feste Buhle
Zu seinem Liebchen schleicht.

Die gold'nen Kreuze scheinen
Herab vom Kirchhofdach,
Und bei den Leichensteinen
Ist auch noch einer wach.
Er bricht den Grund, den feuchten
Und schaufelt stumm und still. —
Nun weiß ich was das Leuchten
Dort drüben sagen will.

Ich wandre still von hinnen,
Vorbei an Kreuz und Gruft.
Die Wasser lauter rinnen,
Und kälter weht die Luft.
Von Nebel überwoben
Ist Wiese und Getraid'.
Die Sterne wachen droben
Und unten wacht das Leid.

Naumburger.

In Naumburg reißt ein Weingetränk
An Laube und an Mauer,
Und wenn ich an die Reben denk',
Erfasst mich kalter Schauer.
Es mag wohl heute anders sein,
Vor Zeiten aber war der Wein
Sehr sauer.

Vor Alters predigten im Dom
Des Klosters fromme Greise.
Denselben floß von Wein ein Strom
Zu Fleisch und Fastenspeise.
Es ging im Refectorium
Ein riesengroßes Trinkfaß um
Im Kreise.

Das ward dem Bischof kund gethan.
Der kam mit Kreuz und Stabe.
Und predigte die Mönche an
Und krächzte wie ein Rabe,
Und als die Predigt fertig war,
Da bot man ihm den Becher dar
Zur Labe.

Den Becher hob zum Mund empör
Der fromme Gottesstreiter;
Sein Mund verzog sich bis an's Ohr,
Dann sprach er mild und heiter:
„Wer solchen Wein trinkt fort und fort
Dem wird vergeben hier und dort;
Trinkt weiter!“

Sonntagmorgen.

Schritt der Mai in jüngster Nacht
 Ueber flur und haide.
 Als die Erde aufgewacht,
 Trug sie grüne Seide.
 Mit dem Kamm hat sie gesträht
 Sonne unverdrossen
 Und Demanten ungezählt
 Ueber sie gegossen.

Seine Heerde läßt der Hirt
 Springen aus dem Pferde.
 Ueber jungen Saaten schwirrt
 Sonnenfroh die Lerche.
 Kukul ruft und Wiedehopf
 Und im Zaun der Ammer,
 Und der Maulwurf steckt den Kopf
 Aus der dunklen Kammer.

Drüben seh' ich aus dem Gras
 Zwei Paar Köffel ragen.
 Was die Häsin und der Has'
 Sich ins Ohr wohl sagen?
 Raunen wohl dasselbe Lied,
 Das die Spähen singen,
 Das der Frosch aus Moor und Ried
 Brünstig läßt erklingen.

In den Sang der Kreatur
 Klingen Kirchenglocken,
 Wollen aus der grünen flur
 Mich zur Kirche locken.
 Fromme Frauen zieh'n vorbei,
 Beten Rosenkränze.
 Guter, alter Pfarr verzeih',
 Daß ich wieder schwänze.

Hab daheim mein schwarzes Buch
 Tief im Grund des Schreines,
 Hab' vergessen Lied und Spruch.
 Doch mich tröstet Eines:
 Der den Plan sich ausgedacht
 Zu dem Weltgebäude
 Und die Welt so schön gemacht,
 Gönnst mir meine Freude.

Du bist gewarnt, nun halte Wacht.

Zur Krone gewunden ist Dein Zopf,
 Durchstoßen von silberner Nadel.
 Du trägst so stolz und hoch den Kopf,
 Als wärst Du von altem Adel,
 Und bist doch nur ein Bauernkind,
 Das Sense führt und Rechen. —
 Den Baum, der sich nicht biegt im Wind,
 Wird jäh'er Sturm zerbrechen.

Wie breit und tief ein Wasserbach,
 Er läßt sich doch durchschwimmen;
 Wie hoch und steil ein Siebeldach,
 Es läßt sich doch erklimmen.
 Du bist gewarnt, nun halte Wacht,
 Willst du nicht sanft dich schmiegen. —
 Der Mann der Fensterladen macht,
 Der macht auch Leiterstiegen.

Eifersucht.

Es warf die Blüten in's Gemach
 Der Wind voll Uebermuth.
 Am Ende kommt er selber nach,
 D'rum wahr' das Fenster gut,
 Daß Nacken dir und Angesicht
 Er küßend nicht berührt. —
 Dem Zuhler Wind vergönn ich nicht,
 Was mir allein gebührt.

Am Himmel glänzt der Sterne Heer
 Und wandelt sonder Ruh'.
 Neugierig sind die Sternlein sehr,
 D'rum zieh' den Vorhang zu,
 Auf daß dich bis zum Morgenran'n
 Ihr Flimmerschein nicht stört. —
 Den Sternen gönn' ich nicht zu schau'n,
 Was mir allein gehört.

Das schwatzhafte Wasser.

Am Himmel hing das Silberhorn
 Und linde Mailuft wehte.
 Da saß der Hans am Waldesborn
 Und herzte seine Grete.
 Das Volk der bunten Vögel schlief,
 Kein Lauscher war darunter,
 Die alten Tannen träumten tief,
 Der Bach allein war munter,
 Und lustig lachend sang die Fluth:
 „Der Hansel ist der Gretel gut.“

Der Waldbach kam nach kurzer Frist
 Zum güldnen Stern geschwommen.
 Dort sprach der Wirth mit arger List:
 „Ei Bächlein, schön willkommen!“
 Und goß den Lautertrauf alsbald
 In's Weinsäß unverfroren.
 So kam die neue Mär vom Wald
 Den Durstigen zu Ohren,
 Und lustig Klang's im güldnen Stern:
 „Der Hansel hat die Gretel gern.“





Musik und Staatswissenschaft*).

Don

Lorenz von Stein.

— Wien. —

II.

Die Musik der neueren Zeit.



Es war im siebzehnten Jahrhundert. Der Adel war von den Fürsten niedergeworfen, die Kirche ging ihren eigenen Weg, von dem Bauern war keine Rede, der Bürger war verzunftet; nur Eine Erscheinung ragt über alle hervor, das ist der Thron; auf allen Punkten glänzen die Spitzen der neu entstehenden Staatenbildung. Der Thron greift in Alles hinein; er ist Gewicht und Maß für alle Größen in der Gesellschaft, für alle Einheit im Staat, er faßt in sich Alles zusammen, was menschliche Kraft und menschlicher Geist vermögen. Unter den Dingen, deren Haupt er ist, ist aber das geistige Leben nicht das letzte. Es ist, als ob die alte Tradition der Zeit Karls des Großen wieder aus dem Grabe in Aachen hervorstiege, der einst alles, was in Wissenschaft und Kunst Werth hatte um sich zu sammeln und sich durch beide auch zum geistigen Kaiser seiner Welt zu machen verstand. Die Akademie der Wissenschaften, die neuen Universitäten, die glänzenden Bauten, die schönen Gemälde, die dramatische Poesie entstehen an den Stufen des Thrones. War es möglich, daß nicht auch für die Musik eine neue Zeit anbrechen sollte?

Nur war es nicht so einfach, Musik zu machen. Damals zuerst zeigte es sich, was die Geschichte der Musik so wenig beachtet und was dennoch verstanden, die erste Grundlage derselben ist. Jede der anderen Künste hatte ihre Tradition und fühlte sich daher als ein eigengeartetes Stück des geistigen Lebens, der höheren Gesittung Europas. Nur die Musik hatte keine. Nur

*) Vergl. „Nord und Süd“, April 1883.

sie war in ihre einzelnen Gruppen zerfahren nur sie hatte keine Vorstellung von ihrer eigenen Einheit. Und das war begreiflich. Da waren Trompete, Posaune, Orgel, Pauke, Pfeife, Trommel, Harfe, jede für sich; wie der Bauer nicht mit dem Edelmann, der Bürger nicht mit dem Geistlichen zusammenlebte, wie konnten da jene Instrumente zugleich und gemeinsam Musik machen? Wo jeder Ort sein Lied hatte, wie sollte da das Land sein Lied haben? Und doch gab es eine „Musik“, und es gab die große Einheit des Staatslebens in dem Thron. Wie sollte es da keine Musik für den Thron geben?

Und in der That, die Sache war gar nicht so fernliegend. Als die Könige bauten, bauten sie in ihren Schlössern auch Kapellen für ihren privaten Gottesdienst. Mit der Kapelle hatten sie ihre eigene Kirchenmusik. Die aber ward vom Hofe denn doch nicht wie in den Hofproductionen mit dem Allerhöchsten Gesang begleitet. Man mußte Andere singen lassen und spielen lassen. Nun war die Orgel zwar da; aber schon hatten die Italiener die Modulation in den Meßgesang gebracht; Offertorium, Graduale, Anderes entstand; blieb es denn ganz unmöglich, eine solche Musik auch zum weltlichen Genuß zu gebrauchen? Freilich nicht; man konnte ja auch weltliche Sänger zur Erholung anhören. Allerdings, zunächst nur für den engen Kreis der höchsten Herrschaften, die auch allein im Stande waren, die Musik zu zahlen. So entstand im tiefen Unterschied von der früheren Zeit, wo das Volk sich selbst Musik machte, die Musik in der „Kammer“ des Fürsten. Der „Kammermusikus“ tritt in die Geschichte hinein. Mit ihm das Element der „Virtuosität“; die „musikalische Graduirung“, losgelöst von der alten Volksmusik, mit ihrer ursprünglichen Ausschließlichkeit in Können und Wissen, beginnt ihre Bahn, um dann in das Gesammtleben hineinzutreten; was die Musik früher nicht gekannt, fängt an zur Hauptsache zu werden; die „Technik“ tritt auf, und vermag länger als ein Jahrhundert das Entzücken der Exklusiven zu beherrschen; die Kammervirtuosen beginnen ihre Laufbahn. Das ist das erste Moment, an welchem in der neuen Staatsidee der fürstlichen Souveränität die Musik ein neues Leben gewinnt. Allein es war nur ein erster Schritt.

Denn der Fürst lebt doch mitten in seinem Hofe. Der Hof aber entfaltet schon im siebzehnten Jahrhundert auf allen Punkten jene merkwürdige Gewalt über die ganze Gesellschaft der europäischen Staaten, die wir nach heute kennen. Er ist aus einer staatlichen eine gesellschaftliche Macht geworden; er ist das, indem er sich fast unbewußt zum Haupte, Vorbild und höchsten Richter aller geselligen Formen erhebt; die Souveränität des Fürsten in der Geselligkeit wird zur Souveränität der Mode. Der Hof aber ist der Träger der Mode; - Hut, Kleid, Stock, Wort und Form verlieren ihre Individualität und fangen an gehorsam zu werden und Gehorsam zu fordern und zu finden. Die Mode wird eine Macht; sie wird es in Kunst und Wissenschaft; ist es möglich, daß sie es nicht auch in der Musik wird? Ist es

denkbar daß nur die Kirche, das Volk und der Fürst, und nicht auch der Hof seine Musik haben sollte?

Nur eine Schwierigkeit hätte die Sache. Posaune und Trompete sind schön in der freien Luft, das Horn im Walde, die Trommel vor der Front, die Zither im Gasthaus — alles das ist aber an sich nicht „courfähig“. Dem Bedürfniß nach einer Musik des Hofes fehlt das Instrument. Welches Instrument kann aber ganze Tonmassen ausführen ohne daß mir auch im großen Salon die Ohren gellen, und welches Instrument ist dabei doch noch fähig, alle Modulationen und Töne wiederzugeben, ohne seinen Charakter zu verlieren? Offenbar, hier lag die rein mechanische Schwierigkeit für das Entstehen einer neuen musikalischen Welt, welche den Ausdruck der Civilisation ihres Jahrhunderts bilden sollte. Dies Instrument mußte erst erfunden werden; sein Auftreten aber mußte in der Musik eine neue Epoche begründen.

Und dies Instrument ward erfunden. Es ist die Geige. Der tiefste Unterschied zwischen der Geige und allen anderen Instrumenten liegt in zwei Dingen. Zuerst darin, daß sie allein die volle Individualität des Musikers wiedergeben kann; und in dieser ihrer gewaltigen Fähigkeit liegt es, daß sie die Königin aller Instrumente ist. Dann aber darin, daß sie überhaupt kein Instrument, sondern ein Gattungsbegriff ist. Nur die Geige ist fähig, sich in ein ganzes System von Instrumenten aufzulösen, vom großen Bass bis zur Primgeige. Dadurch hat nur die Geige die Fähigkeit, sich an die Töne aller anderen Instrumente anzuschmiegen; sie allein vermag es unter allen Instrumenten, zugleich zu begleiten und begleitet zu werden. Ohne die Geige ist darum keine Musik im höheren Sinne des Wortes möglich; ohne sie ist eine Instrumentation, die Farbenlehre der Tonarten, nicht denkbar; sie ist damit der Anfang des Concerts; so wie sie, an die Brust des Menschen und seinen Herzschlag als zweiten Resonanzboden gesetzt, den Ton des pulsirenden Lebens in ihre Saiten mit aufnimmt, gewinnt sie jene wunderbare Gewalt, die nur noch in der menschlichen Stimme ihren ebenbürtigen Rivalen hat; sie ist dasjenige Instrument, das unter allen die meiste Technik fordert, und das dennoch auch gegen die höchste formale Technik wieder gleichgültig ist; mit ihr beginnt eine neue Epoche.

Freilich will sie unablässig gelernt werden. Und zwar nur um ihrer selbst willen. Sie ist darum unter allen Instrumenten dasjenige, welches zum Lebensberufe werden kann und muß. Und zugleich ist sie dasjenige, welches vermöge seiner Natur erst da recht zur Geltung kommt, wo eine Mehrheit von Stimmen und Tönen auftritt; alle Geige ist in der Musik als einzelne mächtig, aber erst im Chor allmächtig. Darum ist die Geige ohne eine Vielheit von Musikern nicht zu denken; diese Musiker aber wieder nicht ohne Lebensstellung. Woher nun soll diese ihnen kommen? ;

Und hier war der Punkt, wo das, was wir als das Wesen der Krone und das des Hofes — staatswissenschaftlich — bezeichnet haben, zur materiellen

Grundlage der neuen Epoche der Musik wird. Der Punkt auf dem das geschieht, liegt jetzt wohl nahe genug. Die ursprüngliche Kapelle nimmt die Geige in sich auf, mit ihr die Tonfülle die in ihr liegt; um das zu können, muß der Musiker zuerst eine Stelle am Hofe haben; dann muß er ein Musikcorps bilden, dessen Musiker unter ihm stehen; ihre Aufführung, ihre Uebung ist eine Gemeinsame; sie müssen alle zusammenwirken, concertare; das Concert entsteht. Wir nehmen bis auf besseres Wissen an, daß alle ursprünglichen Concerte Geigenconcerte gewesen sind; sind doch alle gemalten Musikanten, die Engel dieser Epoche, Geigenengel, wenn auch mit der Fußgeige. Alle diese Geigen aber empfangen wie es die Natur ihres Instrumentes mit sich bringt, an dem Hofe eine feste Stellung; die Grundlage der letzteren aber ist die kirchliche Kapelle in der Residenz; so entsteht die Hofkapelle mit ihrem Kapellmeister; in beiden hat jetzt die Musik eine Einheit, eine feste Gestalt einen selbständigen Körper gewonnen; sie fängt an, statt der alten ständischen Unterschiede, die wir charakterisirt haben, eine ganz andere Art der Verschiedenheit in sich aufzunehmen. Denn erst in der Hofkapelle erscheint die höhere Einheit der Instrumentation; und indem hier die besonderen Arten der Instrumente in Gemeinschaft wirken, erzeugen sie den Begriff und die Aufgabe der Stimmung der Instrumente. Damit nimmt die Kapelle ein Instrument nach dem anderen in das Concert auf, und der Begriff des Farbtones entsteht; daneben macht der gemeinsame Tact und Rhythmus aus dem Kapellmeister allmählich den Dirigenten; jetzt ist die Musik nicht mehr bloß Ton, Lied und Freude des Einzelnen, sondern sie ist sowohl in der Einheit der Musiker wie in der des Vortrags mit seinen Instrumenten ein organisches Ganze, in dem das Eine das Andere bedingt; sie ist ein organischer Begriff geworden. Dem gegenüber tritt nun die Einzelmusik in den Hintergrund. Denn durch die organische Musik bildet sich nunmehr das aus, ohne welches es keine höhere Musik geben kann. Der Baß erscheint, und zwar nicht als bloße Begleitung der leitenden Stimme wie bisher, sondern er wird ein selbständiges Gebiet der Musik, und allmählig zeigt es sich, daß er eigentlich die ganze musikalische Ordnung der Kunstleistung beherrscht; er tritt in sein musikalisches Fürstenthum ein; unter der Regierung der ständischen Musik bei dem Einzelinstrument unmöglich und in seiner Bedeutung nur in der Kirchenmusik angedeutet und in der Orgel die Jahrzehnte seiner musikalischen Function durchmachend, wird er im Concert die Grundlage von Rhythmus und Harmonie; was nicht mit ihm stimmt, wird unmöglich; er ist der Generalbaß geworden. Und jetzt ändert sich, ohne daß man es im Einzelnen verfolgen könnte — wenigstens wir können es gewiß nicht — die allgemeine Vorstellung von dem, was die Musik an sich ist. War sie früher unter all ihren Formen Das, was die Gesamtempfindung der Gemeinschaft zum Tonausdruck brachte, so ist jetzt nur noch das Musik, was einen Generalbaß besitzt; man lernt fühlen, daß Lied und Leier, Trompeten — und Paukenstück eben Musiktheile, keine eigentliche Musik

mehr sind; die höhere Musik trennt sich von der niederen, der Musiker vom Musikanten; erst jetzt giebt es eine Musik die nicht mehr in Fertigkeit oder Unmittelbarkeit besteht, sondern die eine Kunst wird und zur Wissenschaft werden will, wie sie ein Beruf geworden ist. Das ist es, was Thron und Hof für die Musik geleistet haben. Und in der That kann man auch jetzt erst von einer Geschichte der Musik neben der Geschichte der Musiker reden.

Doch uns treibt unsere Aufgabe über all das Einzelne hinaus was seit dieser Zeit geschehen ist. Nur einen Blick verstatte man uns auf die elementaren Grundlagen des Entwicklungsganges dieser Epoche, um dann die letzte heutige von unserem speziellen Standpunkte aus zu charakterisiren.

Wenn wir jenen Entwicklungsproceß der Musik, der sich an die Hofkapellen, die Geige und den Generalbaß anschließt, im Ganzen betrachten, so enthält derselbe drei Hauptmomente welche von da an den Gang der Musik beherrschen, die Composition, die Vertheilung der Musikgebiete und das entstehende musikalische Bildungswesen.

Es ist unmöglich über diese Dinge an diesem Orte mehr als ein paar Worte zu sagen. Und diese wenigen Worte müssen überdies noch sich in der Musik gar nicht mit der Musik beschäftigen, sondern nur mit den Elementen, aus denen sie sich bildet. Wir haben die esoterische Aufgabe, vielleicht zuerst von der Causalität, und diesmal sogar von der staatswissenschaftlichen Causalität der scheinbar ursprünglichsten aller Künste zu reden. Wenn wir dabei viel Unrecht thun, muß uns viel vergeben werden; und das, weil wir die Musik so sehr lieben, daß wir sie darum auch begreifen möchten.

Als in der Kapelle mit der Geige die musikalische Arbeit sich von dem Text des Gesanges wie von der Melodie des Einzelinstrumentes abzulösen beginnt, fehlt ihr eines. Sie hat nichts auszudrücken, wie jene. Was sollen denn eigentlich jene Geiger, Flötisten, Harfenisten u. s. w. spielen? Diese Musik ist an sich weder eine kirchliche, noch eine staatliche, noch eine Volksmusik. Will sie dennoch Musik sein, so muß sie bei Gefahr ihres Lebens etwas zu thun lernen, was bis dahin noch nie die Musik an und für sich versucht hat. Der Generalbaß kennt die Harmonie der verschiedenen Instrumente und Töne; er weiß die Musik, wenn sie da ist; aber diese Musik, die nur selber ist, woher soll sie entstehen?

Es wäre sehr verführerisch, hier ein klein wenig Philosophie zu treiben. Wir werden uns davor hüten. Aber das ist gewiß, daß die Musik der Kapelle sich jetzt aus sich selber erzeugen muß. Derjenige nun, durch den das geschieht, ist der Componist. Das, was er componirt, ist — er weiß selbst nicht recht, wie er es nennen soll — doch zuletzt ein musikalischer Gedanke. Was ist das, und wie unterscheidet es sich von der Melodie? Fragen wir nicht zu viel; gewiß ist nur, daß man über dem Generalbaß doch nachdenken kann; warum dann nicht über jenen „musikalischen Gedanken?“

Und thue ich das, so empfängt derselbe einen anderen Namen, und wohl eigentlich auch einen anderen Sinn. Er wird zum musikalischen „Thema“. Und ist er wieder das, so kann ich dieses Thema „entwickeln“, ich kann es von verschiedenen Seiten beleuchten, ich kann es „in sein Gegentheil“ umschlagen lassen, aus einer Tonart in die andere, aus dem Andante in das Allegro, aus dem männlichen Dur in das weibliche Moll; ich kann ein Thema zu einem musikalischen Gedichte und ich kann es zu einer musikalisch-wissenschaftlichen Abhandlung machen; ich kann einzelnen Stimmen den Vortrag überlassen, zu dem die Begleitung und der Bass überzeugt und ernsthaft mit dem Haupte nickend, ihr „so ist es“ und ihr „Bravo“ hinzuklingen lassen, und ich kann das Thema in Dialoge von Bass, Mittel- und Oberton behandeln; aber das Alles kann ich nur, wenn ich mehrere Instrumente habe; die muß ich innerhalb jenes Themas zusammenfassen, componiren. So entsteht die Composition. Die Melodie ist eine Schöpfung, die Composition ist ein Werk. Gut! für wen? Musik ist da für die Gemeinschaft; die Composition muß, um Musik zu sein, gleichfalls für alle zugleich da sein. Und was thut daher der Componist? Er macht durch sein musikalisches Werk sein subjectives Gefühl zu einem Gefühle Aller. Das ist sein wissenschaftlicher Begriff; aber die Bedeutung desselben besteht darin, daß er sich sofort „in seine zwei Momente auflöst“; mit Kapelle und Geige scheiden sich wieder der Componist und der — ausübende — Musiker, wie die Kunst vom Künstler. Die Kunst ist eine große; eine neue Reihe von Erscheinungen beginnt; es giebt von jetzt an eine Geschichte der Componisten und eine Geschichte der Künstler. Und das ist keineswegs so gar unpraktisch.

Denn diese, jetzt wieder selbständige, bloß ausführende Kunst muß nothwendig den Erwerb suchen. Dem Erwerb dient das Leben. Das Leben ist nicht einfach. Jede seiner Grundformen hat wieder ihr Bedürfnis nach ihrer Musik. Und so entsteht in dem Jahrhundert, welches Ludwig dem Vierzehnten und seiner Hofkapelle folgt, der Proceß, der eine neue Organisation der ausübenden Musik enthält. Wie gern verfolgen wir ihn! Aber er ist auch im Ganzen klar. Während die Kirchenmusik sich wesentlich gleich bleibt, bringen die Türkenkriege einerseits und jene Entwicklung, welche die Infanterie zur Hauptwaffe macht, ein ganz neues Element zuerst in die Militärmusik; es ist die Aufnahme des Glockeninstrumentes mit Glockenspiel, Triangel, Beckenschläger und der großen Trommel als Bass in die Marschmusik; die entstehende Wachtparade verbindet dieselbe mit Thron und Hof und mit der Theilnahme des Publikums; sie selbst wird durch die Musik der Regimenter zu einer Volksfest; streng an ihre Aufgabe gebunden, wird sie ein selbständiges Musikgebiet; die eigentliche militärische Musik entsteht. Daneben tritt die Musik in das Drama hinein; hat sie einst bei demselben das was auf dem Theater geschieht, als Chor der Helden und Weisen begleitet, so will sie jetzt als Musik selber etwas auf diesem Theater thun und sein. So wird die musikalische Composition zur theatralischen.

Sofort aber beginnt der uralte Kampf der beiden musikalischen Elemente; die menschliche Stimme scheidet sich von dem musikalischen Instrument, aus dem Troubadour ist der Sänger geworden, aus dem Concert der Instrumente das Orchester; jezt hat der Componist statt einer zwei Aufgaben; er soll jezt die Harmonie beider großen Factoren herstellen und erhalten, und beide doch an seinen musikalischen Grundgedanken binden, indem er in tausend Formen desselben klingen und singen läßt. Das aber wird jezt aus einer bloßen Zusammenstellung und Entwicklung zu einer Arbeit, und aus dieser Arbeit geht das Tonwerk in höherem Sinne hervor; die Oper entsteht. Die Oper ist ein Stück Leben, für das Leben zur Musik gemacht; sie gehört als solche nicht mehr dem einzelnen Staate, nicht dem einzelnen Volke; sie gehört dem ganzen Europa; mit ihr wird die musikalische Bildung zu einem intergrirenden Theile der europäischen Bildung, wie die alten Sprachen und die Verehrung der Classicität. Das ist ihre große Function in der „äußeren“ Geschichte der Musik; ihre innere mag sie dann wieder für sich selber haben. Wir verfolgen sie nicht, so reich sie auch ist für den der sie versteht. Wunderbar nur, wie sich innerhalb dieser musikalischen Opern Europas wieder die Nationalitäten Raum schaffen, und wie das so bestimmt erscheint, daß man das, was man in hundert Bänden kaum erschöpfen wird, in zwei Worten zur faßbaren Anschauung zu bringen vermag. Wir sagten, die Oper enthalte die höchste musikalische Einheit der persönlichen und der Instrumentalmusik. Daher giebt es bis auf unsere Zeit nur zwei Charaktere für alle Oper; diejenige, in welcher der Sänger, und diejenige in welcher der durch das Orchester getragene musikalische Gedanke die Hauptsache bildet. Die erste Art ist die italienische Virtuosenoper mit Prima-Donna und Coloratur, die zweite ist die deutsche Orchesteroper mit Thema und organischer Harmonie. Das Bewußtsein dieses tiefen Unterschiedes bricht sich dann Bahn, indem die Overture sich von der Oper scheidet — das, meinen wir, sei das Eigenthum der Franzosen, doch gestehen wir nicht zu wissen, wann die Overture sich zuerst und grundsätzlich von der Oper trennt. Jedenfalls findet der Unterschied der beiden Grundformen aller Oper ihren Ausdruck darin, daß die italienische Overture die Oper eröffnet, die deutsche sie enthält; bei jener erfahre ich von der Hauptsache so wenig, daß ich die Oper selbst hören muß, bei dieser so viel, daß sie die Hälfte der Oper ersetzt. Die neue Oper, die Wagner'sche Musik, hat sich die Aufgabe gestellt, jenen Unterschied beider Elemente aufzuheben, und Gesang und Orchester zu Einem Ganzen zu verschmelzen. Diese Aufgabe hat sie so weit gelöst, daß man als das — äußere — Kriterium der Wagner'schen Opern das Ungenügen — sagen wir lieber gleich die Unmöglichkeit — eines genügenden Clavierauszuges aufstellen kann; doch haben wir über Musik nicht zu reden; wir verstehen sie nicht. Dagegen sehen wir neben Militär- und Opernmusik sich zunächst am Hofe eine dritte Art entwickeln, die ihrerseits wieder aus der Kunstsphäre die Hand in das

gesellschaftliche Leben hinabreicht; es ist die Kammermusik, welche sich an den Tanz der Hofeste anschließt, und in ihrer Weise theils die Musik zur edlen häuslichen Geselligkeit erhebt, theils auf die älteste Aufgabe derselben, die Verbindung des musikalischen Rhythmus mit dem Tanzrhythmus, zurückgreift. Wenn die Oper so viele Meister hat als es Opernarten giebt, so hat diese Musikrichtung ihr Haupt in Haydn. Mit ihm werden Terzett und Quartett allerdings nicht geschaffen, aber sie werden durch ihn Mode: und so tief verschmilzt sich die letztere mit dieser Musik, daß die Worte die man für sie gebrauchen gelernt hat, zugleich ein Musikstück und einen Tanz bezeichnen. Wer hat nicht, wenn er ein Haydn'sches Menuet oder eine Gavotte anhört, die feinen seidenbestrumpften Cavaliere, die hochgepuderten Damen des Talon rouge mit ihren vornehmen Manieren in Perrücke und Chabot, wo die weißen Hände aus den langen Spizemannschetten heraus sich zierlich die Finger reichen und der Tanz zum veredelten Gehen geworden ist, mitten im vergoldeten Salon mit seinen venetianischen Spiegeln und Lüstern vor sich gesehen? Kann man sich das Menuet Ludwigs XIII. oder die wunderbar liebliche Composition Boccherinis denken, ohne ein Bild jener Zeit der Grand-Seigneurs und ihrer vornehmen Courtoisie? Und wird man sich wundern, wie Haydn für die Musik bei den Höfen denselben Rang gewann, den Rubens und Van Dyl für die Malerei erobert? Die Stellung Haydns in der äußeren Musikgeschichte ist klar: wir reden nicht über die künstlerischen Leistungen, sondern nur über die Leistungen seiner Kunst; durch ihn wird die Musik zum guten Ton, er ist der Träger der vornehmen Kammermusik; jetzt bedarf es nur noch Eines Schrittes, um das zu schaffen was wir Alle kennen, die Musik der Geselligkeit. Doch einen Blick müssen wir vorher auf unser letztes Gebiet und damit auf zwei Männer werfen, welche die Geschichte der Musik nie vergessen wird, Bach und Händel.

Wir haben von dem Bildungswesen in der neu entstehenden Musik gesprochen. Eine musikalische Bildung hat es immer gegeben. Mit dem achtzehnten Jahrhundert aber entsteht eine ganz neue Epoche derselben. Wir müssen uns damit begnügen, sie die Musikschule zu nennen. Die Musikschule bezeichnet den Punkt, auf welchem die Musik in jene merkwürdige Entwicklung hineintritt, die wir als das öffentliche Unterrichtswesen im Unterschiede von dem bisherigen ständischen Bildungswesen bezeichnen. Es liegt uns zu fern, das hier zu verfolgen; aber wie dankbar müßte die Geschichte des Bildungswesens sein, wenn auch nur ein Einziger der tausend Musikschriststeller sich damit beschäftigt hätte, den Entwicklungsgang der Musikschule zu untersuchen! Freilich wäre das eine Arbeit. — Also wir wissen davon so gut wie nichts. Aber wieder tritt uns der deutsche Charakter auch auf diesem Gebiete entgegen. Wenn ich etwas lehren will, muß ich erstlich Lehrer sein, und zweitens die Sache selber wissen. Darum hat schon die älteste katholische Kirchenmusik Lehren und Lernen der Musik mit dem

des Lateinischen verbunden; an der Seite des Rectors steht der Cantor in der Kathedralschule. Die Gestalt, in der sich dieses Verhältniß fortsetzt, ist der Organist der Volksschule, der zugleich Lehrer ist. In diesem Organisten nun geht jener eigenthümliche Proceß vor sich, der die Hälfte alles geistigen Lebens enthält, und den eigentlich nur die Hellenen und die Germanen zu durchleben verstehen. Der selbstbewußte Geist will das, was er fühlt, auch begreifen und systematisch entwickeln. Die Orgel aber, bisher nur ein kirchliches Instrument, beginnt damit ihre zweite große Function. Sie wird durch die Natur ihrer Töne zur Lehrmeisterin für jene Entwicklung eines musikalischen Gedankens, zu einem Tonsystem; auf ihr nimmt das Thema die Gestalt und Größe des Hauses an, in welchem die Orgel es für die Gemeinde ertönen läßt; es wird zu einem Tonbau in dem Steinbau der Kirche. So wird jetzt die Orgel aus einer Beherrscherin des Kirchengefanges zur Quelle des systematischen Verständnisses der Musik; sie zwingt das Thema langsam und ernst sich zu entfalten, um sich zu einem Ganzen wieder zusammenzuschließen, so daß die große Einheit sich in jedem Theile wieder finde, und das Freieste in der Welt, der Ton, in seiner Bewegung sich dem Strengsten unter allem Strengen, dem Gedanken süßen lerne, wie der Schüler dem Lehrer. Diese musikalische Arbeit, die in ihrer Entwicklung des Einzelnen zum Bewußtsein ihres Inhalts gelangende Arbeit des Tonbildners, die durch die Orgel zugleich Anstoß und Maß empfängt, ist die Fuge. Die Fuge ist das philosophisch-systematische in der Tonkunst; Empfindung und Bewußtsein des musikalischen Gedankens reichen sich in ihr die Hand; sie ist nicht mehr bloß das große Musikstück, sondern sie ist die wahrhaft große Musik; wenn Generalbaß und Harmonielehre die Vorbildung für die Wissenschaft der Musik sind, so beginnt mit der Fuge diese Wissenschaft selber. Und der Mann, an dessen Namen sich diese große Epoche der Musik untrennbar anschließt, ist unser Bach. Was Montesquieu im öffentlichen Recht, was Adam Smith in der Nationalökonomie, was Kant in der Philosophie und Niebuhr in der alten Geschichte gewesen, das war Bach in der Musik. Es ist Niemand da, der mit ihm zu vergleichen wäre. Sein Reichthum ist unerschöpflich, und dabei steht man mit doppelter Bewunderung still vor der feinen angeborenen Grazie, mit der er den ganzen Hof der Fürsten und ihrer Salons wie das verschämte Erröthen der einfachen Jungfrau mit seinen Tönen in seiner Empfindung musikalisch zu schaffen versteht. So lange wir nicht eine, im größten Stile erfaßte Geschichte der Bach'schen Musik haben, haben wir trotz D. Jahn, Ambros und allen Andern keine Geschichte der Musik; und schon darum nicht, weil Bach der Vater der Fugenharmone und der Vorn der Melodie ist, an dessen Ufern gar viele Blumen gepflückt sind, ohne daß die glücklichen Finder es gestehen oder selber wissen. Bach gehört zu den Männern, die kein Einzelner sondern nur ein Jahrhundert versteht; und dies Jahrhundert sollte das unsere sein! Der Einzige, den man neben ihm als Ebenbürtigen nennen darf, ist Händel. Händel ist in dem unerreicht,

was dem Organisten Bach dann doch unerreichbar blieb, in der Instrumentation und zwar namentlich der Geige. Wer Händel nicht kennt, kennt die Geige nicht! Doch wir verlieren uns; gerade in dem Moment, wo der musikalische Strom so breit und so tief wird, daß wir von seinem einen Ufer das andere nicht mehr sehen. Gestehen wir es, daß hier ein neues Studium anfängt. Höchstens die Magnetnadel für die Forschung, die sich auf diesem Meere einschiffen können wir noch einen Augenblick festhalten. Und werden uns die wirklichen Kenner der Musik böse werden, wenn wir zu dieser Magnetnadel auf der langen Reise durch Bibliotheken von Partituren und Literaturen auch noch einen Quadranten hinzufügen, der ein wenig für die Erkenntniß der Sonnensuche maßgebend sein dürfte, so fremdartig er auch Manchem erscheinen mag?

Wir glauben den historischen Punkt angegeben zu haben, auf welchem die eigentliche Composition entsteht. Die Composition aber ist eine musikalische That; und mit ihr geschieht dasselbe in der Betrachtung der Musik, was auch in anderen Dingen die Geschichtsschreibung beherrscht; man identificirt den Musiker mit der Musik, und glaubt von dieser das Entscheidende zu wissen, wenn man jenen charakterisirt hat. Und das ist gar so verführerisch! Wie leicht und geistvoll läßt sich nicht über den Raphael des Volksliedes, Mozart, über Beethoven, der allerdings ohne das Piano kein berühmter Musiker gewesen wäre, über die Romantiker, über Webers Volksmusik, über den Kampf mit dem Stalienerthum, den uns niemand geschmackvoller beschrieben hat als Niehl, und nun gar über Wagner, der mit dem Zeus Kronion wenigstens das gemein hat, daß er auf weltliche Stundenzahlen und weltliche Bedürfnisse keine Rücksicht nimmt, und mit der Zukunft, die er nicht klar versteht, die Gegenwart beherrschen will, deren beschränkte Empfänglichkeit er unmuthig bei Seite schieben möchte — reden und schmälern! Und wie schaal und trivial wird sich daneben das ausnehmen, was wir zu sagen haben, wenn wir mit der kühlen Staatswissenschaft mitten in dieses Concertbewußtsein aller philharmonischen Gesellschaften und Liebhabereien hineintreten!

Und doch ist das ein einmal unsere Mission. Und so möge es seinen Weg gehen. Doch werden wir jetzt sehr kurz sein. Denn alles, was wir hier zu sagen haben, hat absolut keinen Werth, wenn man es für ein Impromptu hält, und nicht selbst ein klein wenig darüber nachdenkt. Das eigene Nachdenken aber steht bei ernstesten Dingen stets im umgekehrten Verhältniß in der Länge der Sätze, welche zu demselben anregen sollen. So versuchen wir es, das neunzehnte Jahrhundert in seiner Stellung zur Musik auf das Kürzeste zu skizziren.

Es ist der Charakter des neunzehnten Jahrhunderts in der Geschichte der Musik, daß es keinen specifischen musikalischen Charakter hat. Es hat alle Musik in sich aufgenommen, und producirt alle Musik aller Vergangenheit bis zum Chor der Antigone hinab, und hätte Ebers Etwas von

der Musik verstanden, wer steht gut dafür, daß in den orientalischen Akademien nicht Psammetich und Rhameses als Bassisten in einer musikalischen *Opéra-Comique* auftreten? Daher denn kommt es, daß die musikalische Eigengestalt unseres Jahrhunderts von zwei Factoren beherrscht ist, von denen die eine ein musikalisches Element zu sein scheint und es nicht ist und das andere eine musikalische Gewalt ist, ohne es zu scheinen. Das erste ist das Piano, und das zweite ist das Kapital.

Das Gebiet, das sich hier ausbreitet, ist nicht bloß ein großes, sondern auch ein sehr ernstes. Jedenfalls ist es nicht zu übersehen ohne seine staatswissenschaftliche Grundlage.

Bis zur Entstehung des Pianos war die Musik — also nicht das Lied und nicht das Trompetenstück, sondern die Musik als Einheit der Töne und Ausdruck eines Gesamtgefühls des Volkes — das Gebiet einer selbständigen, mehr oder weniger ständisch dastehenden Klasse des musikalischen Berufes. Jetzt kam die Idee der Freiheit, Gleichheit und Gemeinschaft in allen Dingen über die Völker, also auch die Gemeinschaft in der Musik. Es war durch den tiefen Grundgedanken der neuen Civilisation geboten, daß jeder nicht bloß Musik hören, sondern auch Musik machen könne. Die Musik ward, sagen wir es so kurz als möglich, aus einem ständischen ein staatsbürgerlicher Begriff. Es braucht ja nicht alles in der Constitution zu stehen, was das Staatsbürgerthum enthält. Derselbe Gedanke, der den Staatsbürger erzeugte und der so vieles andere beständig neu erzeugt, erfaßte auch die Musik: *My house is my castle* — aber auch meine „Kapelle“. Nur eins fehlte dazu; das war das Instrument, das fähig war, nicht bloß Tonstücke, sondern Musik zu machen. Dies Instrument war das Piano. Das Piano hat eine gewaltige Arbeit in der Musik vollzogen. Es hat alle Musik auf den Schultern seiner sechs Octaven in jedes einzelne Haus getragen. Es hat der musikalischen Bildung einen Verkehrswerth gegeben. Es hat die Production der Pianofabriken, es hat die Composition der Pianostücke, es hat die Klavierstunden neben der Musik zu einem Gewerbe gemacht. Es hat die Musik aus einem bloßen Kunstwerk und aus einem Kunstgenuß zu einem integrierenden Theile der höheren Bildung gemacht. Es hat eine neue Technik geschaffen, und die Achtung vor dieser Technik neben der Verehrung vor dem Inhalte derselben gestellt. Es ist von der Oper, von vergoldeten Concertsälen und der ernsten Wissenschaft der Musik in das Einzelleben hineingestiegen; es hat Theilnahme und Urtheil über die Musik zu einem Gemeingut gemacht, und es hat in seiner staatsbürgerlichen Function, ohne das die Betreffenden es selber wußten, sogar die Elemente des Constitutionalismus in die Musik selber hineingebracht. Es gibt schon heute nur dann einen großen Musiker, wenn er eine musikalische Partei schafft oder vertritt. Es giebt musikalische Programme und Standreden, ja musikalische Parlamente in Leipzig, Wien, Berlin; und alles das ist nur dadurch möglich, daß durch das Piano, den Träger der musikalischen

Literatur, die großen musikalischen Eigengestalten in tausend Seitartikeln, populären Darstellungen, Unterhaltungen und Uebungen Jedem im Haue an dem Instrument gegenwärtig und verständlich werden. Die made easy-Literatur ist in den Noten so heimisch wie in den Drucksachen. Und das ist gut. Was dabei nicht so gut ist wäre gerabezu übel, wenn nicht dasselbe Piano auch das Gegengewicht dieses suffrage universel geboten hätte. Es ist allerdings gewiß, daß gerade das Piano die triviale Musik erst recht möglich macht, und dies musikalische Gesamtgefühl in lauter Einzelproductionen aufzulösen droht. Aber das Erstere bricht doch durch; es erzeugt die großen musikalischen Träger des Selbstgovernment in den hunderten von musikalischen Vereinen und Gesellschaften neben der öffentlich-ernstlichen Musik in Oper und Conservatorien. Mit beiden ist das geschehen, was unsere Zeit auf diesem Gebiete charakterisirt. Die absolute Monarchie des Componisten ist verschwunden; wir leben in einer musikalischen Republik, in der die 6000 Heliasten, welche in Athen Recht sprechen, jetzt sich selber wählen und selber urtheilen. Das Bild ist faßbar genug. Seine Grundlage aber ist das Piano. Das werden wir nun nicht weiter verfolgen.

Und nun fügen wir das Letzte hinzu: Das „Kapital“ bedeutet für die meisten sehr verschiedene Dinge; für Alle aber ist es in Einem Punkte dasselbe. Es trägt Zinsen. Zinsen genieße ich. Zu dem Genuße gehört die Musik. Wie kann ich mit den Zinsen Musik genießen? Gibt es wirklich für den Kapitalisten noch einen anderen Klang als den des Geldes? Und siehe da, die alten Gestalten der hellenisch-römischen Geschichte tauchen wieder auf, wo ein berühmter Flötenspieler an einem Abend 20,000 Drachmen in Athen einnahm. Es ist das große Gesetz der Natur, daß jedes Ding stets seinen Ursprung wieder zur Geltung bringt. Den Zins empfangen wir aus meinem Kapitale ohne eigene Arbeit durch die Arbeit Anderer; darum werde ich auch stets den Zins ohne eigene Arbeit durch die Arbeit Anderer genießen wollen. Der Zins erscheint daher in Kleidung, Nahrung, Wohnung, tausend anderen Dingen, die ich zum Genuße kaufe. Habe ich wenig Zins, werde ich wenig dafür zahlen; habe ich viel, viel. Dadurch wird es der Mühe werth, Leistungen zu produciren, mit denen ich mir diesen Zins, den Andere einnehmen, selbst tributär mache. Ich werde alsdann nicht mehr die Kunst um der reinen inneren Befriedigung willen erwerben und treiben; ich werde etwas thun, was die Alten nicht verstanden: ich werde der Kunst ihre Kapital bildende Kraft geben. Damit wird sie ihren Platz in einer gesellschaftlichen Ordnung empfangen, in der das Maß des Kapitals das Maß der öffentlichen Geltung geworden ist. Hindere es, wer es vermag! Aber der Künstler der das thut, hat jetzt der Kunst ihre Kapitalstellung gegeben; er lehrt sie von den Zinsen anderer leben, von ihnen reich werden, auf sie vertrauen; er ist zum Virtuosen geworden. Die Virtuosität besteht jetzt darin, daß sie nicht bloß bewundert, sondern als solche auch bezahlt wird, und das Geheimniß ihrer Macht ist der stille Stolz, bei einer „ersten Auf-

führung“ dabei gewesen zu sein; denn „meine Mittel erlauben mir das“. Verächtlich, nicht wahr? Aber auch unvermeidlich, nicht wahr? Und ist das Alles denn gar so viel anders, als wenn im vorigen Jahrhundert die Fürsten und Könige ihre Capellen hatten und zahlen konnten?

Kurz — wir wollen mit einem Paradox schließen. Nach den unabänderlichen Gesetzen der Nationalökonomie wird die Entwicklung des Virtuositenthums — und, fügen wir hinzu, der Gebrauch des Pianos — in der Gesittung eines kunstliebenden Volkes stets in gleichem Verhältniß und in gleicher örtlicher Vertheilung — Provinzstadt und Hauptstadt — zu der Summe stehen, welche an Zinsen eingenommen wird. Nur der unmusikalische Geist der Engländer und Holländer erkennt das Gesetz nicht an, daß die Virtuosen mit der Summe der Staatsschulden und dem Wechsel des Börsencurses abnehmen und zunehmen. — Und ist das eigentlich gut? Aber was machen sie denn sonst mit ihrem „Gelbe?“ —

— Ist das Alles nur das Ende einer alten oder der Anfang einer neuen Zeit? Gewiß ist nur, daß die Musik allein uns das nicht beantworten wird.





Die Ermordung des Advocaten Bernays.

Proceß Armand und Leon Pelzer.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Am 21. März dieses Jahres hat durch die Entscheidung des höchsten belgischen Gerichtshofes einer der merkwürdigsten Prozesse, die vielleicht je verhandelt worden sind, seinen Abschluß gefunden. An diesem Tage ist der Antrag der Brüder Armand und Leon Pelzer auf Vernichtung des schwurgerichtlichen Erkenntnisses vom 22. December 1882, das die beiden Angeklagten wegen Ermordung des Advocaten Wilhelm Bernays zum Tode verurtheilt hatte, zurückgewiesen worden. Die Todesstrafe, die in Belgien nicht mehr vollstreckt wird, ist für die Beiden in lebenslängliche Zuchthausstrafe umgewandelt worden.

Dieser Proceß hat schon wegen der gesellschaftlichen Stellung der daran Hauptbetheiligten weit über die belgischen Grenzen hinaus die Aufmerksamkeit der Gebildeten auf sich gezogen. Auch die deutschen Blätter haben zum Theil sehr ausführliche Berichte darüber gebracht. Da die Verhandlungen vor den Geschworenen zu Brüssel indessen einen vollen Monat in Anspruch genommen haben, — vom 27. November bis 22. December, — und dem Leser der Zeitungsberichte, die unmittelbar jeder einzelnen Sitzung der Verhandlung zu folgen hatte, der Ueberblick über das zusammenhängende Ganze in höherem oder geringerem Grade verloren gehen mußte, so mag der Versuch einer geordneten Darstellung dieser eigenthümlichen Geschichte gerechtfertigt erscheinen.

Es ist ganz erklärlich, daß sich für diesen Proceß in der ganzen civilisirten Welt eine ungewöhnliche Theilnahme gezeigt hat. Das Opfer, die Thäter und deren Sippe gehören der guten und gebildeten Gesellschaft an. Die That selbst, ein mit ruhigster Ueberlegung durch lange Monate planmäßig vorbereiteter Mord, ist mit dem Vorleben der Angeklagten und mit deren Charakter in keinen Zusammenhang zu bringen. Das einzige Moment, das unter solchen Verhältnissen auch das Unerklärliche erklärlich machen könnte: die leidenschaftliche besinnungslose Aufwallung des Augenblicks ist ausgeschlossen. Das Thatsächliche ist erwiesen, das Psychologische vollkommen dunkel geblieben.

Der bisher als allgemein menschlich anerkannte Grundsatz, daß die Veranlagung zum Verbrechen entweder schon eine verhängnißvolle Erbschaft sei, die Aeußerung einer von Hause aus schlechten Natur, oder daß der verbrecherische Sinn sich langsam durch böses Beispiel, leichsinniges Leben, Unbildung, Hohheit, Genußsucht, Elend und dergleichen zeitige, daß das Verbrechen also in der Natur des Verbrechers immer tiefliegende Wurzeln haben müsse, scheint hier durchaus keine Anwendung zu finden. Sphigenie sagt:

„Denn es erzeugt nicht gleich
Ein Haus den Halbgott, noch das Ungeheuer.
Erst ein Reihe Böser oder Guter
Bringt endlich das Entsetzen, bringt die Freude
Der Welt hervor.“

Ebenso sagt Bhädra:

„Quelques crimes toujours précèdent les grandes crimes.“

Und ebenso bestimmt und noch kürzer spricht Juvenal als eine unumstößliche Wahrheit das Wort aus: „Nemo repente fuit tupissimus“ — kein Mensch wird über Nacht ein wüster Verbrecher.

In diesem Proceße aber klafft zwischen der That und dem Beweggrunde zu dieser That eine Lücke, die gar nicht auszufüllen ist; und wenn es nun auch als erwiesen gelten kann, daß Armand Pelzer seinen Bruder Leon veranlaßt hat, den Advocaten Bernays in einen mit raffinirter Schlaueit hergerichteten Hinterhalt zu locken und dort niederzuschießen, so bleibt es trotz der bewiesenen Thatsache noch immer unbegreiflich, wie im Hirne eines Mannes von der geistigen und gemüthlichen Beschaffenheit Armand Pelzers ein so entsetzlicher Plan hat ausgebrütet werden können, und daß Leon die von ihm selbst schließlich eingestandene That begangen hat.

Versuchen wir jetzt eine Schilderung des Hergangs, wie er durch die außerordentlich scharfsinnige und gewissenhafte Untersuchung als wahrscheinlich dargestellt, durch die Aussagen der Zeugen während der öffentlichen Verhandlungen und durch das Urtheil der Geschworenen als richtig erkannt worden ist.

I.

Am 7. Januar 1882 verließ der Advocat Wilhelm Vernays mit dem Vormittagszuge Antwerpen, wo er sich seit einer Reihe von Jahren niedergelassen hatte, und fuhr nach Brüssel. Einem Bekannten sagte er unterwegs, daß „er mit einer bedeutenden Persönlichkeit oder einem Industrieeritter“ eine geschäftliche Zusammenkunft habe. Er hatte zu Hause nichts hinterlassen. Seine Frau wartete mit dem Essen eine halbe Stunde, eine Stunde, er kam nicht wieder; auch am anderen Tage nicht. Vernays war spurlos verschwunden. Die Justiz, die vor dem geheimnißvollen Verschwinden unterrichtet worden war, setzte vergeblich alle Hebel in Bewegung, um das Verbleiben des Advocaten zu ermitteln. Die merkwürdigsten Gerüchte wurden verbreitet. Vernays lebte mit seiner Frau in sehr unglücklicher Ehe; Einige glaubten daher an einen Selbstmord. Vernays hatte starke Gemüthserschütterungen in letzter Zeit gehabt, er war ein leidenschaftlicher Mensch, kurze Zeit vorher war sein Bruder in ein Irrenhaus gebracht; und so wurde auch das Gerücht verbreitet, daß Vernays den Verstand verloren habe, daß er entweder in eine Anstalt eingesperrt oder durch einen Unglücksfall umgekommen sei. Leute, die Vernays nahe gestanden, erinnerten sich, daß er, seitdem er sich hatte taufen lassen, bei mannigfachen Anlässen eine gewisse Hinneigung zum Mysticismus gezeigt und namentlich mit dem Pfarrer von St. Etienne du Mont in Paris, Perdreau, in regem Verkehr gestanden hatte. So fand auch das Gerücht, daß er aus Lebensüberdruß sich von der Welt zurückgezogen und in ein Jesuitenkloster geflüchtet habe, gläubige Ohren. Diese Vermuthung wurde namentlich genährt durch einen Brief, den Wilhelm Vernays am Tage vor seinem Verschwinden, am 6. Januar 1882, an einen deutschen Freund gerichtet hatte. In diesem Brief hatte Vernays gesagt: Seine besten Freunde und Gönner, in Antwerpen wie in Paris gehörten zur clericalen Partei, die man nur zu oft verkenne; die Tendenz unsrer Zeit, die das religiöse Gefühl zu unterdrücken und die Priester zu erniedrigen suche, sei außerordentlich gefahrvoll. Seit einigen Tagen trage er sich mit dem Gedanken, seinen alten Gönner, den Pfarrer von St. Etienne in Paris, dessen Bild auf seinem Kamin stehe, zu bitten, ob es nicht möglich sei, ihn zu einer Mission in fernem Landen zu verwenden, um von den Wilden aufgefressen oder vom gelben Fieber dahingerafft zu werden.

Endlich munkelte man auch von einem Verbrechen, dem Vernays zum Opfer gefallen sei, und man raunte sich im Geheimen zu, daß Armand Pelzer, der früher der intimste Hausfreund des Advocaten gewesen war, und dem sogar strafbare Beziehungen mit Frau Julie Vernays nachgesagt wurden, damit in Zusammenhang stehe.

Bis zum 18. Januar herrschte über das Verbleiben von Vernays undurchdringliches Dunkel. An diesem Tage erhielt in der Mittagsstunde der Untersuchungsrichter Berré in Antwerpen einen Brief mit dem Post-

stempel Basel, unterzeichnet Henry Vaughan, in dem es heißt: Bernays sei durch einen unglücklichen Zufall von dem Absender erschossen. Man werde die Leiche in der von Vaughan gemietheten Wohnung Rue de la Loi 159 in Brüssel finden. Das Gericht begab sich nach dem bezeichnetem Hause, und man fand dort in der That die Leiche des Gesuchten. Bernays war durch einen Schuß in's Genick getödtet worden. Die Nachforschungen nach dem „Henry Vaughan“ Genannten ergaben für die Polizei genügend starke Verdachtsgründe, um gegen Leon Pelker, den jüngeren Bruder des Hausfreundes Armand Pelker, einen Verhaftsbefehl zu erlassen. Leon Pelker, ein leichtsinniger und schlechter Kaufmann, der im Uebrigen als ein sehr gutmüthiger Mensch geschildert wird, trieb sich seit einer langen Reihe von Jahren in der Welt umher. Bis kurz vor der That und, wie Mitglieber seiner Familie glaubten, auch noch zur Zeit, da das Verbrechen begangen wurde, hatte er sich in Amerika aufgehalten. Am 1. März veröffentlichten die beiden in Belgien anässigen Brüder Armand Pelker und James Pelker das folgende Schreiben:

„Die Blätter haben gemeldet, daß ein Verhaftsbefehl oder ein Auslieferungsmandat gegen unseren Bruder Leon Pelker erlassen sei. Wir gestatten uns nicht diese entseßliche, vom Gericht als nothwendig erkannte Maßregel, die uns so schmerzlich trifft, einer Kritik zu unterwerfen; wir müssen jedoch bemerken, daß wir am 14. Februar an unsern Bruder Leon geschrieben haben, um ihn von den Gerüchten, die man verbreitet hat, in Kenntniß zu setzen und um ihn aufzufordern, unverzüglich nach Belgien zurückzukehren. Dieser Brief, der von uns nach San Francisco adressirt ist, der letzten Adresse, die uns unser Bruder in seinem von St. Louis vom 18. December v. J. adressirten Briefe gegeben hat, ist dem Brüsseler Gerichtshofe unterbreitet und von diesem befördert worden. Wir sind davon überzeugt, daß unser Bruder bei der ersten Nachricht, die er von der Ermordung von Wilhelm Bernays erhält, zurückkehrt, und seine Gegenwart wird genügen, um die entseßlichen Gerüchte, die man über ihn aussprengt, verstummen zu machen. Was uns betrifft, so sehen wir im Vertrauen auf die Gerechtigkeit unseres Landes dem Ergebniß dieser Nachforschungen mit Gelassenheit entgegen. Auf die Beschuldigungen einer wüthenden Meute, die aus leicht begreiflichen Gründen über uns herstürzt, haben wir für den Augenblick keine Antwort. Gott gebe, daß Diejenigen, die uns in dieser Weise jetzt angreifen, ein so ruhiges Gewissen haben mögen, wie wir an dem Tage, da die Stunde der Verantwortlichkeit schlagen wird.“

Unterzeichnet ist dies Schriftstück von Armand Pelker und James Pelker.

Wenige Tage nach der Veröffentlichung dieses Briefes, am 5. März, machte der Doctor Lavisé, der seit sieben Jahren in intimen freundschaftlichen Beziehungen zu Armand Pelker stand, dem Staatsanwalt die Mittheilung, daß ihn Armand in der Nacht vom 4. zum 5. März um 1 Uhr

Morgens in großer Aufregung aufgesucht und gebeten habe, Leon zu beherbergen. Lavisé hatte den Versicherungen Armands, daß Leon noch in Amerila sei, Glauben geschenkt und war durch diese unerwartete Kunde auf's Aeußerste überrascht worden. Der Doctor hatte nun erkannt, daß er wider seinen Willen einige Briefe zwischen Armand und Leon vermittelt hatte. Er zweifelte nicht mehr daran, daß Leon der Mörder sei, und hielt sich in seinem Gewissen gedrungen, seinen besten Freund und dessen Bruder zu denunciren. Armand wurde am 5. März verhaftet, Leon zwei Tage darauf auf dem Kölner Bahnhofe. Die Untersuchung, die außerordentlich sorgfältig betrieben wurde, nahm dreiviertel Jahr in Anspruch und Ausgang November wurden die beiden Brüder unter der Beschuldigung des Mordes vor die Geschworenen gestellt.

Treten wir, nachdem wir so in großen Zügen die vor der öffentlichen Verhandlung dem Publikum zugänglich gewordenen Thatfachen verzeichnet haben, den Verhältnissen und Persönlichkeiten näher.

II.

Es ist ein merkwürdiger und trauriger Roman des modernen Lebens, der sich im Hause des Advocaten Bernahs zu Antwerpen abspielt hat. Wäre er von einem Dichter erfunden worden, so würde er sicherlich vor der ernsthaften Kritik nicht bestehen können und als durchaus unwahrscheinlich und unglaubwürdig bezeichnet werden müssen. Die Dichtung muß ja in glaubwürdigerer Weise motiviren, als es der Wahrheit mitunter beliebt. Ein Armand Pelzer wäre eine unmögliche Romanfigur: „Der Mann tödtet nicht,“ würde das einstimmige Urtheil lauten.

Wilhelm Bernahs ist in Coblenz im Februar 1848 geboren. Seine Eltern siedelten schon im Jahre 1850 nach Brüssel über. Er war ein guter und begabter Schüler, ein fleißiger Student, er bestand seine Prüfungen mit Auszeichnung und wurde schon in seinem zwanzigsten Jahre Doctor der Rechte. Seine ungewöhnlichen Fähigkeiten, die Rührigkeit seines Geistes, die Schärfe seines Blickes, werden ihm von Allen, die ihn persönlich gekannt haben, bereitwillig zugestanden. Dagegen ist die Zahl Derer, die ihm Liebenswürdigkeit in den Umgangsformen und Freundlichkeit des Charakters zuerkennen, eine viel geringere. Bernahs hatte wenig Freunde und wirkte auf Viele geradezu abstoßend. In seinem Wesen war etwas Hastiges, Unruhiges und zugleich Hochtrabendes, was den Verkehr mit ihm nicht gerade zu einem gemüthlichen machte. Vor allen Dingen aber wurden Viele abgeschreckt durch den bei ihm sehr entwickelten Erwerbssinn und seine starke Unlust zu Ausgaben, die bei jedem Anlaß sich bemerklich machten. Sein fieberhaftes Verlangen, schnell Geld zu verdienen, war für ihn auch bei der Wahl seines Berufes maßgebend gewesen und bestimmte ihn zur Wahl seines Aufenthaltes. Er ließ sich also im Jahre 1870 in Antwerpen nieder. Er hatte sich vor allem mit dem Handels- und Seerecht vertraut gemacht, er

zeigte eine seltene Gewandtheit in der Behandlung aller kaufmännischen Streitfragen und wurde trotz seiner Jugend — er zählte damals erst zweiundzwanzig Jahre — sehr schnell ein bekannter und gesuchter Beirath der großen Kaufleute von Antwerpen. Nachdem er einige Zeit bei einem tüchtigen Advocaten in Antwerpen gearbeitet hatte, wurde er schon im Jahre 1872 an der Praxis seines früheren Chefs als selbständiger Leiter des Bureaus mitbetheiligt. Am 26. November 1872 verheirathete sich der jugendliche Streber mit Julie Bächer, die einer der angesehensten Familien von Antwerpen angehörte. Als Schwiegersohn des einflußreichen Herrn Bächer durfte Wilhelm Bernays noch auf ganz besondere Vortheile rechnen. Durch Bächers Vermittlung erhielt Bernays in der That die sehr einträgliche Stellung eines Regierungsadvocaten in Antwerpen; und in den vier Jahren von 1872—76 verdiente er für seinen Theil, wie aus den Verhandlungen sich ergeben hat, die Summe von 289,000 Frs. 78 Cts. — für einen jungen Juristen in der Mitte der Zwanziger jedenfalls ein recht erflücklicher Gewinn.

Es ist nicht leicht, nach den Berichten der Presse sich ein klares Bild von Julie Bächer zu machen. Die belgischen Zeitungen, die uns zugänglich gewesen sind, sind so erbittert gegen Armand Pelker und alles, was mit diesem im Zusammenhange steht, daß sie die intime Freundin Armands offenbar unfreundlich und ungerecht behandeln. Das Auftreten der unglücklichen Frau in dem Proceß ist ein außerordentlich taktvolles und würdiges; und der höchstehende Zeuge, der erste Präsident des Cassationshofes zu Antwerpen, Herr de Longé, der Julie Bächer seit ihrer Kindheit kennt, bezeichnet sie als eine ungewöhnlich bedeutende, edle, taktvolle und vornehme Frau. Die schmählischen Gerüchte, die über ihren Verkehr mit Armand Pelker verbreitet worden sind, entspringen thatsächlich der trübsten Quelle, dem widerwärtigen Klatsch des Gesindezimmers, der von dem einen abziehenden Mädchen dem neuen zuziehenden gewissermaßen als Familienüberlieferung übergeben worden ist. Die Vernehmung der Diensthoten bildet eines der empörendsten Capitel in diesem langen Proceß; und ohne der Erzählung vorzugreifen, darf doch hier gleich erwähnt werden, daß auf jeden anständigen Menschen die von rohen, sitten- und gewissenlosen Diensthoten über Frau Julie Bernays ausgesprengten Gerüchte den Eindruck verleumderischer Unwahrheit machen müssen. Der Vertreter der Anklage hat denn auch den Takt gehabt, auf diese Aussagen später gar kein Gewicht mehr zu legen. So ein halbes Duzend Meineide werden bei diesem Anlaß wohl geschworen worden sein. Das Wort „Diensthotengemeinheit“, das mehrfach ausgesprochen wird, ist das einzig zutreffende.

Julie Bächer war, als sie die Ehe mit Wilhelm Bernays einging, zwanzig Jahre alt, drei Jahre jünger als ihr Mann. Sie war ein schwächtiges, kränkliches junges Mädchen, eher klein als groß, beinahe mager, nicht auffallend hübsch, aber auch nicht häßlich, ein pikantes blaßes Gesicht

mit graublauen Augen. Das einzige wirklich Schöne an ihr sind die üppigen Haare von wundervoller goldblonder Färbung. Sie empfing im Hause ihres freisinnigen Vaters, der der Führer der anticlericalen Partei in Antwerpen ist, eine ausgezeichnete Erziehung. Sie besitzt offenbar sehr schätzenswerthe Geistesgaben. Sie drückt sich leicht, gewandt und sogar mit einer beachtenswerthen Eleganz der Formen aus. Ihre Vernehmung als Zeugin vor dem Gericht, das über den Mörder ihres Mannes das Urtheil sprechen soll und vor dem sie genöthigt ist, über den Ermordeten wenig Vortheilhaftes und über den Mörder Vortheilhaftes auszusagen, ist ein wahres Muster von Takt. Niemals hat sich eine Frau in einer so schwierigen Situation vornehmer und correcter benommen.

Daß Frau Julie eine angenehme Gattin gewesen sei, soll indessen durchaus nicht behauptet werden. Sie hatte romanhafte Neigungen, und wenn Vernays von ihr in einem Briefe schreibt, sie habe zu viel von der barmherzigen Schwester und theile von ihrer Reigung so verschwenderisch an ihre ganze Umgebung aus, daß für ihn, den Gatten, nicht viel übrig bleibe, so hat er, wie es scheint, den Nagel auf den Kopf getroffen. Juliens Natur neigte dem Schwärmerischen und Idealen zu, und sehr bald nach ihrer Verbindung mit Vernays sah sie ein, daß sie sich mit dem lediglich auf das Praktische und Materielle gerichteten Sinne ihres Mannes schwerlich befreundet werde. Sie war verschlossen, verstimmt und wenig liebenswürdig gegen ihren Mann; und dieser war schroff, unhöflich, rechthaberisch, gewöhnlich kalt, mitunter aufbrausend. Julie besaß eine sehr reizbare nervöse Natur: sie litt häufig an Ohnmachtsanfällen, sie zeigte sich ihrem Manne gegenüber von einem verletzenden Stolze, beinahe hochmüthig. Schon in den Flitterwochen kam es zu einer ernsten Verstimmung. Vernays hatte verschwiegen, daß er Jude sei. In Paris, auf der Hochzeitsreise, hatte er sich taufen lassen. Es ist festgestellt, daß diese Verheimlichung und diese Taufe auf Julien einen sehr unangenehmen Eindruck gemacht haben.

Nach einem Jahre wurde das einzige Kind dieser Ehe geboren. Dieses, ein Knabe, erhielt in der Taufe den Namen Eduard, wird aber in der Familie beständig mit dem Kosenamen „Ende“ bezeichnet, und ist bestimmt in diesem gesellschaftlichen Drama eine sehr bedeutende Rolle zu spielen. Vater und Mutter lieben das Kind mit derselben Zärtlichkeit und eifersüchtigen Leidenschaftlichkeit, und nur dieses Kindes wegen, von dem sich weder der Vater noch die Mutter trennen mag, entschließen sie sich später, nachdem die Ehe längst nur noch vor der Welt besteht, unter einem Dache zusammenzubleiben. Mit der Geburt des kleinen Ende hat auch die eheliche Gemeinschaft der Gatten ihren Abschluß erreicht.

Die stolze Frau war auf's äußerste entrüstet, als sie die Wahrnehmung machte, daß Vernays ihrem Kammermädchen mit unziemlichen Anträgen nahe. Dieses Mädchen, Maria Theresia, war auffallend schön; aber sie war eine anständige Person, die Braut eines ordentlichen Mannes, und wies die An-

träge ihres Herrn mit Entschiedenheit zurück. Bernays war in das Mädchen ganz vernarrt und führte sich ihr gegenüber in einer Weise auf, die allerdings die eheliche Gattin auf's tiefste verletzen mußte. Er machte ihr sogar, wie festgestellt zu sein scheint, den ernsthaften Vorschlag, mit ihr durchzugehen und Weib und Kind zu verlassen. Die Ehe war nun thatsächlich gelöst; sie bestand nur als gesellschaftliche Lüge, und das Zusammenleben der Beiden war ein in jeder Beziehung unerfreuliches. Julie und Bernays hatten keinen andern Berührungspunkt mehr als die gemeinsame Liebe zu ihrem Kinde.

So lagen die Verhältnisse, als Armand Pelzer, der in Buenos Ayres ein kaufmännisches Geschäft begründet hatte, nach Belgien zurückkehrte, um seinen Brüdern Leon und James, die bankrott erklärt waren, zu Hülfe zu eilen.

Wie Bernays, so ist auch Armand Pelzer deutscher Abkunft. Er ist der älteste Sohn eines ehrenhaften und angesehenen Kaufmannes aus den Rheinlanden. Armand ist im Jahre 1844 in Verbiers geboren. Er wie seine Brüder sprechen gleich gut deutsch, französisch und englisch. Armand hat studirt, er ist Ingenieur. Sein Vorleben ist rein und lauter; alle seine Studiengenossen bekundeten die Offenheit und Herzlichkeit seines Wesens sowie seiner glänzenden Geistesgaben. Er discutirte gern und war sehr lebhaft; aber die Anklage hat in seinem Leben auch nicht einen einzigen Punkt finden können, dessen sich ein Ehrenmann zu schämen hätte. Die Liebe, die ihn mit seinen Geschwistern verbindet, hat etwas wahrhaft Rührendes. Seine ganze Jugend verfließt damit, daß er sich beständig für die Seinigen opfert. Er verdient mehrfach erhebliche Summen, aber diese fließen immer in die Kasse der Brüder, die schlechte Geschäfte machen. Namentlich sein Bruder Leon, der vier Jahre jünger ist, macht ihm schwere Sorgen. Um die Ehre des Namens Pelzer, um seine Brüder vor der Schmach des Bankrotts zu retten, giebt er alles, was er erworben hat, mehrere Hunderttausend Francs, hin, ohne sich zu besinnen. Ein Opfer für die Familie ist es, das ihn aus Buenos Ayres nach Belgien zurückführt. Bei der Abwicklung der Geschäfte seine Brüder Leon und James tritt er in Unterhandlungen mit dem Advocaten Wilhelm Bernays, der mit der Familie Pelzer seit langen Jahren bekannt ist. Leon und James haben sogar der Hochzeit Juliens mit Bernays beigewohnt. Die Großartigkeit Armands in Geldangelegenheiten muß dem scharf und genau rechnenden, sogar knauserigen Bernays ungewöhnlich imponirt haben. Die Beiden treten sich näher, befreunden sich, werden schließlich intime Freunde. Armand ist Wittwer und Vater eines kleinen Mädchens, Marietta. Er wird von Bernays Julien vorgestellt, und Julie faßt ein lebhaftes Interesse für den Mann, der aus Amerika herübergekommen ist, um in uneigennützigster Weise sein Vermögen für die Ehre seines Namens preiszugeben. Diese Hochherzigkeit macht auf die leicht erregbare Frau, die gerade das, was Armand auszeichnet, an ihrem Manne so sehr vermisst, einen tiefen Eindruck. Seinerseits fühlt sich auch Armand zu der eigenthüm-

lich reizvollen jungen Frau, die auf alle Männer mit einem eigenartig befridenden Reize wirkt, hingezogen. Ein Band inniger Freundschaft knüpft sich zwischen Weiden. Die Kinder, Eduard und Mariette, spielen zusammen und haben sich lieb.

Bernays sah der Gestaltung dieses eigenthümlichen und nicht ungefährlichen Verhältnisses ohne Bangen zu. Er hatte das vollste Vertrauen zu seinem Freunde Armand und hegte kein Mißtrauen gegen seine sonderbare Frau, die durch ihre eigenartige Natur, abgesehen von allem Anderen, gegen gewisse Schwächen des weiblichen Geschlechtes gefeit zu sein schien. Armand war und blieb der beste Freund des Mannes und der Frau; von dem Einen und von der Andern wurde ihm bei den nur allzu häufigen peinlichen Auseinandersetzungen und Zwistigkeiten die Rolle des Vermittlers und des Friedensstifters zugewiesen. Er war allwöchentlich wenigstens einmal regelmäßiger Gast bei Tische und verbrachte fast jeden Abend im Hause des Advocaten.

Es versteht sich von selbst, daß die Dienstboten über die häufigen Besuche Armands und seine stundenlangen Unterredungen im tête-à-tête mit Julien die boshaftesten Glossen machten. Ohne irgend welchen Anhalt stand für sie fest, daß Armand der Geliebte der gnädigen Frau sein müsse. Sie horchten an den Thüren, sie sahen durch's Schlüßelloch, und die Eine tuschelte der Andern zu, daß sie etwas Verdächtiges gesehen und gehört habe, und die Zweite erzählte es der Dritten mit furchtbaren Uebertreibungen, und schließlich galt es als ausgemachte Sache. Wurde eine dreiste und faule Magd weggejagt, so hatte sie nichts Eiligeres zu thun, als ihrer Nachfolgerin zu erzählen, wie es in dem Hause zugeing, daß die gnädige Frau einen Geliebten habe, und für die neu Hinzugezogene war diese Thatsache nun ebenfalls eine feststehende. Es muß hier gleich gesagt werden, daß die Verhandlungen keinen Zweifel darüber gelassen haben, wie diese ganze Ehebruchsgeschichte nichts Anderes ist als ein Mattenschwanz von elendem Klatsch und niederträchtiger Verleumdung. Das Leben, zu dem die unglückliche Frau in ihrem eigenen Hause verurtheilt war, hat etwas geradezu Empörendes. Die Dienstboten machten sich einen vollständigen Scherz daraus, ihrer Herrin in ihrem Verkehr mit Armand Steine in den Weg zu werfen und sie wo möglich zu ertappen. Julie empfing Armand gewöhnlich im oberen Stockwerk. Um sie besser belauschen zu können, brachten die Dienstboten die Zimmer des ersten Stockes in solche Unordnung, daß es nicht möglich war, dieselben zu benutzen. Sie nöthigten Julien, Armand im Erdgeschoß zu empfangen, weil sie dort durch die Schlüßellocher sehen konnten. Da will denn Eine in der That gesehen haben, daß Julie Armand eine Rose in's Knopfloch gesteckt habe, und eine Flamländerin, die kein Wort französisch spricht, will die Worte „mon ange“ aufgefangen und sich in der Küche haben übersehen lassen.

Das Schlimmste bei alledem war, daß Julie an ihrem Manne keinen Beistand gegen die Bosheit und Erbärmlichkeit dieses Gefindel's hatte. Bernays besaß eine eigenthümliche Schwäche für das dienende Personal. Es ist festgestellt, daß er wenigstens mit einem, wenn nicht mit mehreren Dienstmädchen unter dem ehelichen Dache strafbare Verbindungen unterhalten hat. Er hatte sich sogar unter dem Vorwande, daß sein Schlafzimmer Ungeziefer habe, schließlich ausquartiert und sein Bett in eine Dachkammer, die neben der Kammer des Mädchens lag, stellen lassen. Man kann sich denken, daß ein solches Benehmen eine stolze Natur wie die seiner Frau empören mußte. Das Mädchen, welches das Wohlgefallen des Advocaten in dieser ungewöhnlichen Weise erregt hatte, war sehr hübsch, sehr unverschämt, ehrgeizig und gerieben und trug sich mit den wahnsinnigsten Hoffnungen. Julie Raskart, dies ist ihr Name, hatte sich allen Ernstes eingebildet, daß Bernays sie heirathen werde. Sie wußte von Bernays — von dem wir noch eine besondere Eigenthümlichkeit näher kennen lernen werden, nämlich die: daß er vor den Diensthoten des Hauses sein Herz ausschüttet und ihnen, wie seinen vertrautesten Freundinnen, über seine intimsten Angelegenheiten mit der gnädigen Frau Bericht erstattet — von Bernays also wußte diese Raskart natürlich besser als jede Andere, wie es in dem Hause bestellt war. Sie wußte, daß schon mehrfach das Wort Ehescheidung ausgesprochen worden war, und daß Bernays nur deswegen nicht darein willigte, weil er fürchtete, daß sein Sohn ihm genommen werden würde. Sie hatte also Interesse daran, eine Ehescheidung unter solchen Umständen herbeizuführen, welche die Frau als den schuldigen Theil verurtheilen und das Kind dem Vater zusprechen würden. Sie suchte daher Bernays in dem Glauben zu bekräftigen, daß Armand der Geliebte der Frau Bernays sei.

Während Frau Bernays mit ihrem Sohne die Kur in Spaa gebrauchte, setzte sich die Raskart immer mehr als Herrin in dem Hause fest. Neben der Raskart diente in dem Hause noch eine gewisse Amalie Pfister aus der Schweiz als Kindermädchen. Sie war die Schwester von Marie Pfister, die ebenfalls in dem Hause Bernays längere Zeit bei dem Kinde gewesen war, und die sich dann mit einem Dr. Kubosch verheirathet hatte. Die Geschwister Pfister, die von der Vertheidigung auf das Unbarmherzigste behandelt werden, machen in der That in ihrem Auftreten keinen allzu vortheilhaften Eindruck. Amalie Pfister, ein junges zwanzigjähriges Ding von sehr bescheidenen Geistesgaben, von ziemlich lockeren Auffassungen und lusternen Neigungen verbündete sich schnell mit der ihr geistig weit überlegenen Raskart.

Am 8. September war Frau Bernays mit ihrem Sohne und Amalie Pfister aus Spaa zurückgekehrt und war auf's Unangenehmste berührt von der Autorität und dem anmaßendem Tone der Raskart. Bernays hatte sich wieder einmal mit den Verwandten seiner Frau, mit denen er in beständiger, nur durch zeitweiligen Waffenstillstand unterbrochenen Fehde lebte, überworfen.

Als Grund dieses abermaligen Zwiespaltes wird von der Vertheidigung angegeben, daß Vernays, der seinem Schwiegervater, Herrn Bêcher, einen großen Theil seiner Rundschaft zu verdanken hatte, diesen gebeten habe, ihm den Leopoldsorden und den Grad eines Hauptmanns in der Bürgerwehr zu verschaffen. Herr Bêcher habe dies abgelehnt mit dem Bemerken, daß er schon genug für seinen Schwiegersohn gethan habe und daß er dem Vorwurfe, die Seinigen in unerlaubter Günsterschaft zu fördern, vorbeugen wolle. Was immer der wahre Grund der Verstimmung des Advocaten gegen seinen Schwiegervater gewesen sein mag, so viel steht fest, daß er am 10. September, zwei Tage nach der Rückkehr seiner Frau, zu seinem Sohne von seinen Schwiegereltern sagte: „Du kannst Deinem Großvater sagen, daß ich den Fuß nicht mehr über seine Schwelle setze. Ich hasse die ganze Gesellschaft Bêcher!“ Der Junge theilte das in der That seinem Großvater mit. Die Folge davon war, daß Herr Bêcher auf's Aeußerste gegen seinen Schwiegersohn aufgebracht wurde und jeden Verkehr mit ihm abbrach. Es ist anzunehmen, daß auch hierbei die Raskart die Hand im Spiele gehabt hat. Sie wollte eben einen Bruch hervorrufen und beherrschte Vernays augenblicklich in ungewöhnlicher Weise.

Die Raskart stachelte auch das Kammermädchen, Amalie Pfister, an, dem Herrn zu sagen, wie sich die gnädige Frau in Spaa aufgeführt habe. Vernays legte darauf zunächst kein Gewicht und hielt es für das, was es war, für elenden Klatsch. Einige Tage darauf, am 14., drängte sich Amalie Pfister wieder an Vernays heran, um ihm wiederum allerhand von der Frau zu erzählen. Diesmal behauptete sie bestimmte Thatsachen.

Am andern Morgen, am 15., um sechs Uhr in der Frühe begiebt sich Vernays zu seinem Freunde Armand. Er wagt nicht zu gestehen, daß er auf die Denunciation eines Dienstboten seinen Freund, den er durch Jahre bewährt gefunden, verdächtigen will; er behauptet also zunächst, daß er im Nebenzimmer die Weiden belauscht und die Ueberzeugung gewonnen habe, daß Armand der Geliebte seiner Frau sei. Armand ist über diese Verdächtigung empört. Er bestreitet die Möglichkeit, daß Vernays mit eigenen Ohren irgend etwas gehört haben könne, was die Ehre seines Hauses beslecke, da er sich nie dergleichen habe zu Schulden kommen lassen. Vernays giebt nun zu, daß er allerdings selbst nichts gehört habe, daß aber die Dienstboten von dem strafbaren Charakter der Beziehungen zwischen Armand und seiner Frau überzeugt seien und bestimmte Thatsachen angeführt hätten. Armand vertheidigt sich so erfolgreich, daß Vernays ihn schließlich um Verzeihung bittet und ihn auf denselben Tag zu Tisch einladet. Diese halbe Ausöhnung war natürlich ganz und gar nicht im Sinne der Raskart, die im Gegentheil mit aller Energie darauf hinarbeitete, den Bruch zwischen Armand und Vernays zu einem vollständigen zu machen.

Am folgendem Tage, 16. September, als Frau Vernays ihren Sohn im Kinderzimmer besuchen wollte, hörte sie, als sie beim Zimmer der

Mädchen vorüberging, wie sich Amalie Pfister der unflätigsten Nebenarten über sie bediente. Frau Bernays sagt darüber aus: „Diese Nebenarten waren geradezu schändlich. Ich bin kein junges Mädchen mehr, ich bin nicht mal mehr eine junge Frau — (Frau Bernays zählt einunddreißig Jahre) — aber ich muß sagen, daß es mir unmöglich wäre, die skandalösen Worte zu wiederholen, die dieses zwanzigjährige Mädchen über die Rippen gebracht hat.“ — Frau Bernays traute ihren Ohren nicht. Sie ließ Julie Raskart kommen und stellte diese zur Rede. Diese gab zu, daß kein Mißverständnis vorliege, daß sich Amalie allerdings in gemeinster Weise über Frau Bernay ausgesprochen habe. Darauf theilte Frau Bernays ihrem Manne diesen Vorfall mit und forderte ihn auf, das Mädchen sofort zu entlassen.

Bernays entgegnete, man solle auf Mädchengeschwätz nichts weiter achten, und als Frau Bernays darauf versetzte, es handle sich nicht um Mädchengeschwätz, sondern um eine schimpfliche Beleidigung, die sich ein Mädchen gegen die Herrin herausgenommen habe, erwiderte ihr Mann, daß er sie ja nie beargwöhnt habe, und daß sie die Geschichte viel zu tragisch nähme. Es machte auf Frau Bernays den Eindruck, als ob ihr Mann auch vor dieser Amalie Furcht habe. Frau Bernays erklärte darauf, daß, wenn sie in ihrem eigenen Hause, bei ihrem eigenen Manne keinen Schutz mehr fände, denselben bei ihrem Vater suchen müsse. Bernays ging aus. Julie begab sich in das Mädchenzimmer und sagte zu Amalie Pfister: „Ich jage Sie aus dem Hause. Hier haben Sie die dreihundert Francs, die wir Ihnen für das Jahr schuldig sind. Und das giebt man elenden Geschöpfen Ihrer Art noch obenein,“ fügte sie hinzu, indem sie Amalien eine Ohrfeige gab. Amalie mußte Hals über Kopf das Haus verlassen und wurde in einem Wagen von Frau Bernays nach dem Bahnhof geschickt.

Sie fuhr indessen nicht gleich ab; sie begab sich in das Bureau des Advocaten. Er ließ sich die ganze Vitanei ihrer Verdächtigungen noch einmal vorbeten — es ist ein charakteristischer Zug des Advocaten, dieser beständige Verkehr, dieser unausgesetzte Austausch von Confidenzen mit den Dienstboten — und Amalie, die wegen einer Unverschämtheit von der Frau davongejagt war, hatte die Genugthuung, daß der Herr ihr noch fünfhundert Francs zugesteckt und sie wie eine große Dame durch einen Beamten seines Bureaus nach Brüssel begleiten ließ. Wenn man sich erinnert, daß Bernays, wie allseitig festgestellt ist, sehr knickerig in Geldsachen war, so wirft diese heimliche Spende von fünfhundert Francs ein seltsames Licht auf die Beziehungen zwischen ihm und Amalie. Es sei gleich hier bemerkt, daß die Raskart, als sie später fortgeschickt wurde, ebenfalls eine Unterstützung und zwar eine ziemlich erhebliche Summe aus der Tasche des Herrn empfing.

Als Bernays nun nach Hause kam, fragte er seine Frau, ob Armand Belzer im Salon sei und mit ihm speisen wolle. Frau Julie antwortete bejahend, Bernays habe ihn ja selbst eingeladen. Darauf entgegnete Bernays:

„Armand darf nicht mehr bei uns essen.“ Nun trat Frau Bernays in den Salon und sagte zu Armand: „Mein Mann wünscht nicht, daß Sie hier bleiben; ich bitte Sie, ziehen Sie sich zurück.“ Als Armand Bernays nach der Ursache dieser eigenthümlichen Verabschiedung fragte, antwortete Bernays: „Ich kann Dir jetzt keine Erklärung geben; ich werde Dir morgen schreiben.“ Darauf entfernte sich Armand.

Der angekündigte Brief ließ in der That nicht auf sich warten. Er ist vom 18. September datirt und lautet so:

„Armand! Ich bin genöthigt, Dir gegenüber einen peinlichen, aber unvermeidlichen Entschluß zu fassen. Du weißt, in Folge von welchen Beziehungen und Gemeinheiten wir eine Auseinandersetzung mit einander gehabt haben, von der Niemand etwas erfahren darf. Du hast mich aufgefordert, der Sache auf den Grund zu gehen; ich habe dieses Ansinnen abgelehnt. Nun hat sich mir ein Zeuge dargeboten, ja, aufgedrängt, und was ich habe mitanhören müssen, ist zu entsetzlich, als daß ich den Muth hätte, darüber noch mehr zu hören und noch mehr zu sprechen. Wie dem auch sein möge, gegenüber allen den Thatfachen, die sich verketten, habe ich die Pflicht, die Ehre meines Namens sicherzustellen und dafür Sorge zu tragen, daß die Frau, welche diesen Namen trägt, respectirt werde. Da Dein intimer Verkehr in meinem Hause Klatschereien hervorruft, welche meine Frau beleidigen und mich entehren, bitte ich Dich, nicht wiederzukommen.

„Ich mache mich nicht zum Richter in meiner eigenen Sache; ich habe nicht die Kraft dazu. Ich will mich nur für die Zukunft gegen die Bosheit der Welt sicherstellen und mir zum Mindesten Frieden und Ruhe verschaffen. Meine Frau und ich werden nur noch für unser Kind leben. Auch Du hast das Glück, Vater eines Kindes zu sein. Ich wünsche ihm von ganzem Herzen das Beste. Wir wollen die Namen unserer Kinder nicht in diese traurige Angelegenheit mischen. Ich bitte Dich, Armand, antworte mir nicht, ich bin zu erschüttert, zu entnervt, um über diesen traurigen Gegenstand noch irgend eine mündliche oder schriftliche Mittheilung entgegennehmen zu können. Glaube mir, ich bringe ein großes Opfer, wenn ich eine alte, meine einzige Freundschaft breche; aber Du mußt es wie ich selbst fühlen: es ist eine Nothwendigkeit für Deine Ehrenhaftigkeit, für die Ehre meines Namens, für das Wohl und den Frieden Aller. Ohne banale Redensarten sage ich Dir Lebewohl.“

Armand gab auf diesen Brief zunächst keine Antwort. Er berieth sich mit seiner Familie, mit seinen beiden Brüdern Robert und James, was er in der Angelegenheit zu thun habe. Armands Brüder traten auch mit Bernays in Verkehr; diese Conferenzen hatten indessen kein besonderes Ergebniß.

III.

Es versteht sich von selbst, daß die Scene zwischen Armand und Bernays ihre Rückwirkung auf den Verkehr zwischen Bernays und seiner Frau üben

mußte. Wenn Bernays Armand gebeten hatte, den jahrelangen Verkehr abzubrechen und nicht mehr über seine Schwelle zu treten, so geschah dies lediglich seiner Frau wegen, so geschah dies, weil er den berechneten und boshaften Zuflüsterungen des Gesindes zugänglicher war, als den Beteuerungen seiner Frau.

Julie Raskart hatte nun in der That erreicht, was sie sich als erstes Ziel auf ihrem ehrgeizigen Wege gesteckt hatte: Frau Bernays hatte den Umgang mit dem alten Freunde brechen müssen, dessen Freundschaft die trüben Stunden ihres freudlosen Daseins erhellte, der ihr oft ein Tröster in schweren Stunden gewesen war. Sie war allein mit ihrem Manne, der mit der Raskart in unstatthafter Beziehungen stand. Und auch ihre Familie verkehrte nicht mehr in ihrem Hause. Der alte Herr Pöcher war empört über das Benehmen seines Schwiegersohnes, der seine Tochter unglücklich machte und sogar den kleinen „Enke“ mit der Ueberbringung einer beleidigenden Bestellung für ihn auswählt hatte. Frau Julie war allein mit dem Manne, der nach beinahe einstimmiger Auffassung Aller, die ihn gekannt haben, in der Häuslichkeit mehr als unangenehm war und der, wie sich herausgestellt hat, nicht bloß im Verhältnisse der Anhängigkeit zur Raskart stand, sondern auch mit andern Diensthöten gegen seine Frau complottirte.

Der Proceß hat einen Briefwechsel zwischen Wilhelm Bernays und der verehelichten Kubosch, die als Marie Pfister Kinder mädchen in seinem Hause gewesen war, an's Licht gefördert, der geradezu unglaublich ist. Wir werden auf diesen Briefwechsel zwischen dem Advocaten und seinem früheren Diensthöten zurückzukommen Gelegenheit haben. Wir wissen außerdem, daß Bernays die Raskart von allen wichtigen Zwischenfällen in seiner unglücklichen Ehe genau in Kenntniß gesetzt hat. Er hat ihr sogar einen Brief von Armand vorgelesen — der Herr seinem Dienstmädchen! — er hat Liebesbriefe von ihr erhalten und beantwortet. Er hat sogar auch seinen Commis in seine intimste Angelegenheiten eingeweiht, denselben, den er beauftragt hatte, Amalie Pfister nach Brüssel zu begleiten. Er hat sich mit diesem vierundzwanzigjährigen Burschen, dessen Aussage durchaus den Eindruck des Ungebildeten und Unreifen macht, über die Raskart unterhalten, er hat dieser subalternen Büroaesele gestanden, daß er eine Geliebte außer dem Hause habe; er hat diesen unerfahrenen und unsympathischen Menschen mit Schreibärmeln sogar zu Rathe gezogen, als es sich um eine Ehrensache handelte, um einen Zweikampf. Ein eigenthümlicher Mensch, dieser Bernays, der immer klagt, daß er Niemanden hat, dem er seine Qualen anvertrauen könne, und der vor jedem hergelaufenen Dummel und vor jeder hübschen Dirne die tiefsten Geheimnisse seines Herzens entschleiert! Und dabei ein kluger, gebildeter Mann — es ist rein unbegreiflich!

Die Ueberzeugung, daß die Ehe unter diesen Verhältnissen nicht dauern konnte, hatte sich Aller bemächtigt. Bernays sammelte im Stillen von den

Dienstboten das Material, das ihm zur Wehr und Waffe in dem Ehescheidungsproceß, den er heranrücken sah, dienen konnte. Er trug mit Bienenfleiß alles zusammen, was die Beziehungen Armands zu seiner Frau zu verdächtigen ereignet erschien. Julie erklärte ihrerseits, daß sie dieses Leben nicht länger ertragen könne und suchte Rath und Trost bei den Ihrigen. So sah die Kasart die Frucht reifen, die ihr in den Schooß fallen sollte. Aber es ging ihr doch nicht schnell genug, wie es scheint. Um jene Zeit ereigneten sich nämlich ganz eigenthümliche Dinge: schwere Bilder, die über dem Plaz hingen, auf dem Frau Bernays sich häufig niederließ, lösten sich auf unerklärliche Weise von der Wand, die Portièren im Salon fielen herunter, kurzum, Frau Bernays war in ihrem eigenen Zimmer ihres Lebens nicht mehr sicher. Der sachverständige Tapezierer, der beim Proceß vernommen worden ist, hat die Erklärung abgegeben, daß dieses eigenthümliche Herunterfallen der Bilder und Vorhänge kaum ein zufälliges gewesen sein könne, daß es vielmehr auf ihn den Eindruck mache, als ob da eine frevlerische Hand mitgewirkt habe. Im Proceß selbst wird die Kasart geradezu beschuldigt, diese gefährliche Komödie in Scene gesetzt zu haben. „Ein Ungeheuer“ nennt Armands Vertheidiger diese Kasart; und auch diejenigen, für die es werthvoll wäre, wenn die Aussagen dieser Zeugin möglichst glaubhaft gemacht würden, sprechen im Tone der äußersten Mißachtung von dieser unheimlichen, jugendlich hübschen und verschlagenen Person.

Als Frau Julie in ihrer Bedrängniß sich an ihren Vater wandte, erklärte dieser ihr, daß er sich um die Sache nicht kümmern werde, wenn seine Tochter nicht zum Aeußersten entschlossen sei; ihre Würde als Frau mache die Einleitung der Klage wegen Ehescheidung zur unabweislichen Forderung. Sie sei gröblich beleidigt, man habe es darauf angelegt, ihr den Verstand zu rauben, ja, sie zu tödten, und in einem Hause, in dem sie von ihrem Manne nicht mehr gegen die gemeinen Verdächtigungen und lebensgefährlichen Anschläge der Dienstboten geschützt werde, sei ihres Weibens nicht.

Unter diesen schwierigen Verhältnissen wurde in der Familie Bècher beschlossen, einen Freund des Hauses zu Rathe zu ziehen. Es war Herr de Longé, einer der ersten richterlichen Beamten des Landes, der erste Präsident des Cassationshofes zu Antwerpen, ein Mann, der wegen seiner bürgerlichen Tugenden im höchsten Ansehen steht und der durch die Bedeutung seiner Stellung, durch die Hochachtung, die ihm von allen seinen Mitbürgern gezollt wird, in der Noth zu einem Rathgeber und Vermittler wie geschaffen war. Er kannte Julie Bècher, die jetzige Frau Bernays, von Kindheit an. Julie war die beste Freundin seiner verstorbenen Tochter gewesen. Es hatte ihr stets seine Sympathie und Freundschaft bewahrt und war auß tiefste davon überzeugt, daß die gegen Julie vorgebrachten Anklagen über strafbare Beziehungen zu Armand elende Verleumdungen seien. Bernays, der seine Frau unglücklich machte, war ihm ganz und gar nicht

angenehm. Er gab Julien in jedem Punkte Recht und Bernays in jedem Punkte Unrecht. Er hielt sich für verpflichtet, der armen, hart bedrängten Frau zu Hülfe zu kommen, und nachdem er sich die unseligen Verhältnisse hatte auseinandersetzen lassen, sah auch er vorläufig kein anderes Mittel als das der Ehescheidung.

Die Unterhandlungen zwischen dem Herrn Präsidenten de Longé und Wilhelm Bernays begannen am 24. September. Herr de Longé forderte Bernays auf, ihn zu besuchen, um mit ihm die schwebenden Fragen zu besprechen. Bernays wollte von einer Ehescheidung einstweilen durchaus nichts wissen. Das Einzige, was uns den Mann sympathisch macht, ist seine wahrhaftige Liebe zu seinem Kinde. Nach mehrfachen Berathungen schlug Herr de Longé einen Vergleich vor, der am 7. October aufgesetzt wurde. In dieser Uebereinkunft wurde Folgendes bestimmt:

„Herr Bernays spricht sein Bedauern darüber aus, eine ungerechte Beschuldigung, die gegen seine Frau gerichtet war, entgegengenommen zu haben, und giebt zu, daß diese Beschuldigung einer jeglichen Begründung entbehrt.

„Frau Bernays nimmt Kenntniß von dieser Erklärung und verzichtet darauf, die Ehescheidungsklage wegen gröblicher Beleidigung einzuleiten.

„Der Friede ist somit wieder hergestellt; indessen werden die Ehegatten in dem gemeinsam von ihnen bewohnten Hause getrennte Wohnungen innehaben. Sie werden auch ihre Mahlzeiten getrennt einnehmen, es sei denn, daß sie es mit Rücksicht auf das Kind vorzügen, gemeinsam zu speisen. Sie werden sorgsam die Erziehung und Ausbildung des Kindes überwachen. Frau Bernays allein wird alle Fürsorge für das Wohlbefinden des Kindes treffen. Am Ersten eines jeden Monats wird Herr Bernays seiner Frau das nöthige Haushaltungsgeld *rc.* überreichen. Frau Bernays wird den Hausstand vertreten, sie wird in ihrem Hause die Honneurs machen, wenn sie oder Herr Bernays Besuch empfängt. Frau Bernays wird ungehindert mit den Mitgliebern ihrer Familie verkehren; sie wird das Kind zu den Ahrigen führen und überall dahin, wo es ihr gefällt. Herr Bernays wird sich nicht widersetzen, wenn seine Frau Reisen zur Herstellung ihrer Gesundheit oder zum Besten des Kindes unternimmt. Die beiden Ehegatten werden es sorgsam vermeiden, daß vor dem Kinde irgend ein häuslicher Zwist ausbricht; sie werden sich gegenseitig mit Achtung behandeln.

„Die Unterzeichner verpflichten sich auf ihr Ehrentwort, diese Bestimmungen zu halten, Herr de Longé, der in allen Streitfällen Schiedsrichter bleiben wird, behält diese Urkunde in seinen Händen.“

Dieser *modus vivendi* wurde am 7. von Bernays und am 10. von Julien unterzeichnet. Schon während den Berathungen darüber hatte Herr de Longé Bernays darauf aufmerksam gemacht, daß der plötzliche Abbruch des Verkehrs mit Armand nothwendigerweise auf Julien ein ungünstiges Licht zu werfen geeignet sei, und daß Julie, da das Uebereinkommen zwischen Beiden ein geheimes bleiben sollte, in den Augen der Welt vielleicht gar als

die schuldige Gattin, der der Ehemann in hochherziger Weise vergeben habe, erscheinen dürfte. Er würde es daher für zweckmäßig halten, wenn der Verkehr zwischen Armand und Vernays wenigstens äußerlich wieder aufgenommen würde. Selbstverständlich lag es Herrn de Longé fern, Vernays eine Freundschaft mit Armand aufzunöthigen, die nicht mehr bestand, aber er glaubte fordern zu sollen, daß sich die Beiden wenigstens von Zeit zu Zeit vor der Oeffentlichkeit zusammen zeigten, etwa im Theater oder sonst an öffentlichen Orten. Vernays hatte darauf in den ersten Unterredungen geantwortet, er werde thun, was er thun könne: eine bindende Verpflichtung war er nicht eingegangen.

Bei der Unterzeichnung des Actes erhob nun auch Julie dieselben Bedenken, und als Longé nach der Unterzeichnung auf seine frühere Forderung zurückkam, erklärte Vernays mit unerwarteter Schroffheit, daß er auf keinen Fall in Bezug auf Armand ein Zugeständniß machen werde. Darauf erwiderte Herr de Longé, daß er alsdann genöthigt sei, überall da, wo das Barmüthigkeit im Vernays'schen Hause in einer die Ehre Juliens schädigenden Weise zum Gegenstande der Besprechung gemacht werden würde, Julien zu ermächtigen, die Uebereinkunft zwischen ihr und ihrem Manne zu zeigen. Damit erklärte sich Vernays auch einverstanden.

Zu dieser Zeit erschien Armand wieder auf der Bühne, von der er seit jener Scene im Hause des Advocaten zurückgetreten war. Er schrieb am 15. October einen Brief an Vernays, in dem er sagte, daß nun, nachdem Herr de Longé seine Aufgabe als Vermittler beendet habe, für ihn der Augenblick gekommen sei, den Brief vom 18. September zu beantworten. Er sagte, daß er die ihm zugefügte Beleidigung deswegen einstweilen ruhig hingenommen habe, weil er Frau Vernays und deren Familie hochachte und einen Scandal, durch den diese in Mitleidenschaft gezogen werden müßten, habe vermeiden wollen. Er sei mit Rücksicht auf den Respekt gegen die ihm befreundete und wohl gesinnte Familie Bêcher bis an die äußerste Grenze der Veröhnlichkeit gegangen, und er werde auch jetzt noch, wenn Herr de Longé es für geboten erachten sollte, vor den Augen der Welt mit Vernays zusammentreffen, als ob nie etwas zwischen ihnen vorgefallen wäre. Herr de Longé möge bestimmen, unter welchen Verhältnissen dies geschehen müsse. „Ich werde auf diese Weise dazu beigetragen haben,“ schloß Armand seinen Brief, „es zu verhindern, daß durch eine niederträchtige Intrigue der Name einer reinen und achtenswerthen Frau besudelt werde.“

Vernays schickte diesen Brief uneröffnet an den Absender zurück.

Nun beauftragte Armand, der auf sein Entgegenkommen begreiflicherweise eine andere Antwort erwartet halte, seine Brüder Robert und James, Vernays wegen dieser Beleidigung zur Rechenschaft zu ziehen. Vernays seinerseits beauftragte zwei seiner Freunde mit der Wahrnehmung seiner Interessen. Am 19. October erklärte Vernays vor Robert und James Bêcher, „daß er mit der Rücksendung des Briefes keine Beleidigung be-

absichtigt habe und daß die Achtung, die er vor Armand Pelzer hege, eine jede andere Deutung ausschliesse.“ Darauf öffneten die Brüder den Brief, lasen ihn Bernays vor und übergaben ihm denselben. Sie brachten diese Thatsache zu Protokoll. Das Protokoll wurde zwar angefochten, und es knüpfte sich eine längere Correspondenz daran, die indessen von geringem Interesse ist, da der Zwischenfall keine weitere Folgen hatte. Zum Zweikampfe kam es nicht. Armand war mit der Erklärung, die Bernays vor seinen Brüdern abgegeben, und mit der Thatsache, daß Bernays den zuerst zurückgeschickten Brief in Empfang und Kenntniß von dessen Inhalte genommen hatte, zufrieden.

Bernays hatte während aller dieser Zwischenfälle sich keinen Täuschungen darüber hingegen, daß die Uebereinkunft, die Herr de Longé vermittelt hatte, den dauernden Frieden in die Ehe nicht bringen werde. Er sah vorher, daß die Sache schließlich doch mit einer Ehescheidung endigen würde, und wie schon gesagt, bemühte er sich in dieser Zeit Zeugnisse zu sammeln, die ihm bei einer etwaigen Entscheidung vor den Gerichten von Nutzen sein sollten. Es war ihm nicht ernst gemeint, wenn er Herrn de Longé gegenüber behauptete, daß er an die Verleumdungen nicht glaube, und wenn er seiner Frau eine Ehrenerklärung ausstellte. Während er mit Herrn de Longé unterhandelte, stand er gleichzeitig in geheimem Briefwechsel mit der verehelichten Kubosch, die als Marie Pfister in seinem Hause gebient und deren jüngere Schwester Amalie von Frau Bernays mit einer verdienten Züchtigung für ihre Unverschämtheit aus dem Hause geworfen worden war.

Man hat gegen ein starkes Gefühl des Widerwillens zu kämpfen, wenn man die wahrhaft ungeheuerlich zu nennende Correspondenz des Advocaten mit seinem früheren Kinder mädchen liest! Eigenthümliche Bekennnisse einer schönen Seele! Er vertraut der Person seinen geheimsten Kummer. Er verlangt von ihr Trost. Die Correspondenz beginnt am 22. September und dauert bis zum 11. November. Bernays spricht sein Bedauern darin aus, daß Amalie — die wegen unflätiger Redensarten geohrfeigte Schwester — von seiner Frau fortgejagt worden sei; er bittet die ergebene Freundin, ihm einen recht ausführlichen Brief zu schreiben über Alles, was sie und was Amalie in dem Hause gesehen habe, und was seine Frau beschuldigen könne. Namentlich soll Amalie eine umfassende Darlegung ihrer Wahrnehmungen in seinem Hause machen. Sie soll ihm schriftlich geben, was sie vor ihrer Abreise schon mündlich gesagt hat. „Wüßten Sie,“ so schließt der Brief des Advocaten an sein früheres Kinder mädchen, „in welchem Zustande sich mein Herz und mein Kopf befinden, so würden Sie begreifen, daß mein Leben keinen Schuß Pulver werth ist.“ — Er beräth mit ihr in einem andern Briefe alle Einzelheiten der Ehescheidungsklage, er nennt sie seine „treue Freundin“, er redet sie „Hochverehrte Frau“ an; er erzählt ihr, daß er eine Uebereinkunft, die Herr de Longé zu Stande gebracht, unterzeichnet hat. Er erzählt vom Unglück im Hause seiner Eltern, er berichtet, daß sein

Bruder Julius in's Irrenhaus hat gebracht werden müssen. Er dankt ihr dafür, daß sie ihm Edelweiß geschickt hat; er hat die Alpen-Blumen seinem Sohne gegeben, damit die Mutter keinen Verdacht schöpfe, daß er, der Vater, in einem heimlichen Briefwechsel mit einem früheren Diensthoten stehe. Wie zart, wie taktvoll und anmüthig ist dieser Zug! Der Sohn trägt die Blumen, die ein früheres Dienstmädchen, welches zur Verdächtigung der Mutter aufgefordert wird, dem Vater schickt! Wir erfahren aus diesen Briefen übrigens auch manches Werthvolle, was uns fast verborgen geblieben wäre; wir erfahren, daß Bernays mit seiner Frau kaum noch ein Wort wechselt, daß die Streitereien aufgehört haben, daß in dem ungaslichen Hause die Ruhe des Kirchhofs herrscht. Julie Raslart ist ebenfalls begeschiedt worden — „mit einer guten Entschädigungssumme“, wie Bernays sagt. Der ungewöhnlich knausrige Mann, von dem alle Zeugen aussagen, daß er sogar kindisch geizig gewesen sei, zeigt sich den Diensthoten gegenüber, wie man sieht, recht anständig in Geldsachen. Die Raslart läßt übrigens immer noch von Zeit zu Zeit von sich hören und erpreßt bei jeder Gelegenheit mit zärtlichen Liebesbriefen größere und geringere Summen, so daß Bernays sich bitter in einem Briefe an Marie Pfister-Kubosch über diese „niederträchtige Person“ beklagt. Es ist nun Bernays ganz klar geworden, daß die Raslart seine Frau hat verdrängen und deren Stelle hat einnehmen wollen. Er sagt das in klaren Worten. Der letzte Brief von Bernays ist zwölf Seiten lang und ein wahres Tagebuch.

Armand hatte seit dem Bruch mit Bernays dessen Frau nur einige wenigemale im Hause ihres Vaters getroffen. Diese Begegnungen scheinen sehr oberflächliche gewesen zu sein; man kann sich nebenbei auch denken, daß sie recht ungemüthliche und peinliche sein mußten. Die Anklage hat über die Beziehungen der Weiden nach dem Bruche zwischen Armand und Bernays so gut wie nichts gesagt, und die Vertheidigung hat sich daher auch zu einer Widerlegung etwaiger Angriffe nicht veranlaßt gesehen.

Die Verhältnisse waren also im Herbst 1881 so: Der Verkehr zwischen Bernays und Armand hatte gänzlich aufgehört; Frau Bernays lebte mit ihrem Manne in demselben Hause; aber die Weiden sprachen kaum ein Wort miteinander. Frau Bernays führte ein sehr zurückgezogenes Leben, sie ging, wie Bernays selbst meldet, nur selten zu ihren Verwandten. Sie traf dort einigemale mit Armand zusammen.

IV.

In dieser Zeit nun muß, wenn die von der Anklage angenommenen und durch das Zusammentreffen von allen möglichen Nebenumständen allerdings als wahrscheinlich zu betrachtenden, von den Geschworenen als richtig anerkannten Thatsachen der Wahrheit entsprechen, in Armands Kopf der ungeheuerliche Plan ausgereift sein, Bernays, den Mann, der die von ihm hochverehrte Frau unglücklich machte, zu beseitigen.

Hier stehen wir vor einem ungelösten Räthsel. Armand erscheint allen seinen Freunden als ein Mann, der eines so empörenden Verbrechens wie der Ermordung eines Nichtsahnenden durch eine andere Hand, durch die Hand jenes Bruders, den er in hochherziger brüderlicher Liebe zu verschiedenenmalen aus dem Verderben gezogen hatte, den er trotz aller dummen Streiche herzlich liebte — der eines solchen Verbrechens und einer solchen Freigebigkeit durchaus unfähig ist. Liebte er die schlecht behandelte Julie wirklich so leidenschaftlich und haßte er Bernays so glühend, wie die Anklage es behauptet, so begreift man nicht, daß er in derselben Zeit entscheidende Schritte gethan, die zu einer Veröhnung zwischen ihm und Bernays führen sollten. Wollte er die Frau aus den Fesseln einer unglücklichen Ehe befreien, so boten sich doch andere, weniger gewaltsame Mittel dar. Bei dem Einfluß, den man ihm auf Julien zuschreibt, hätte er es doch sicherlich bewirken können, daß die Ehescheidungsklage, zu der Bernays schließlich auch bereit war, und die von der ganzen Familie Böcher gewünscht, betrieben wurde. Er hätte außerdem bei dem gespannten Verhältniß zwischen ihm und Bernays, wenn er es durchaus hätte ablegen wollen, eine Entscheidung durch den Zweikampf herbeiführen können. Jedensfalls boten sich unter den starken Mitteln, die das Band sprengen sollten, andere als verbrecherische, andere als der heimtückische, feige Mord und diese mit leidenschaftsloser Kühle lange Monate hindurch vorbereitete Hinschlachtung des in einen Hinterhalt gelockten Opfers durch den Bruder. Dieses Ungeheuerliche scheint trotz aller Thatfachen, die dafür sprechen, immerhin unsaßbar. Aber wir müssen diese Thatfachen hinnehmen; wir müssen darauf verzichten, sie uns zu erklären und Anderen verständlich zu machen. Nach diesem Vorbehalte folgen wir nun der Anklage, deren Angaben das Geschwornengericht als die richtigen durch sein Urtheil bekräftigt hat. Wir lassen die Entzifferung des psychologischen Räthfels, das auch die Vertreter der Anklage zu lösen nicht vermocht haben, bei Seite und halten uns nur an das, was die Untersuchung und Anklage als erwiesen hingestellt haben, ohne irgend eine Kritik zu üben. Die Anklage schildert die Verhältnisse und Ereignisse, die sich nun folgen, im Zusammenhang in nachstehender Weise.

Als Armand auf Bitten seines früheren Freundes Bernays dessen Haus verlassen hatte, um es nicht wieder zu betreten, als er sah und hörte, welches qualvolle Leben die von ihm hochverehrte Frau führte, erinnerte er sich, daß er in Amerika einen etwas verbummelten Bruder Namens Leon hatte. Er hatte für diesen, wie wir wissen, seltene Opfer gebracht. Leon war seinem ältesten Bruder ganz und gar ergeben, so ergeben, daß er, nach den Auffassungen des Staatsanwalts, Armand zu Liebe sogar vor dem Verbrechen nicht zurückschrecken würde. Leon war ein leichtsinniger, aber sehr gutmüthiger Mensch, weiches Wachs in der kräftigen Hand seines Bruders Armand. An ihn soll also Armand geschrieben, ihn soll er aufgefordert haben, von Amerika nach Europa zurückzukehren, um Bernays zu tödten. Der Briefwechsel

zwischen den Beiden ist vernichtet. Dagegen hat man einige Depeschen ermittelt, die auf Leon und Armand zurückgeführt werden. Alle diese Depeschen tragen falsche Unterschriften, die meisten auch eine geheimnißvolle Adresse; ihr Wortlaut ist conventionelle Umschreibung.

Die Aufforderung an Leon, nach Europa zurückzukehren, muß Ausgang September erfolgt sein. Denn am 10. October sendet Leon eine Kabeldepesche mit zwei unverständlichen Worten, die eine vorherige Verständigung voraussetzen, an Armand. Die Anklage liest aus dieser Depesche heraus, daß Leon sich bereit erklärt, der Aufforderung seines Bruders zu folgen.

Leon war zu jener Zeit im Hause eines Herrn Krater in New-York angestellt. Zu diesem sagte er, ein nicht sehr erfreuliches Geschäft rufe ihn nach Kanada. Er übergab ihm einen Brief mit der Bitte, denselben Mitte November auf die Post zu geben; der Brief sei für eine Dame bestimmt, die von seiner Reise nichts wissen sollte. In Wahrheit war der Brief an seine Mutter gerichtet, die in dem Glauben erhalten werden mußte, daß ihr Sohn Leon Amerika nicht verlassen habe. Er ließ in New-York nur einen Koffer mit einigen Büchern und Wäsche zurück, aus der die Zeichen entfernt waren. Die Anklage schließt daraus, Leon müsse schon in New-York gewußt haben, daß er in Europa zu einer That ausersehen sei, deren Urheber sich zu verbergen habe.

Am 1. November verläßt Leon mit dem Dampfer „Arizona“ Amerika. Welche Erklärung Leon dieser Reise und seinem Aufenthalte in Europa giebt, werden wir später sehen. Wir halten uns einstweilen nur an die Behauptungen der Anklage und bemerken nur, daß Leon, der schon in Amerika seinen Namen Pelzer abgelegt und sich Friedrich Albert genannt hatte, von nun an beständig seinen Namen wechselt. Auf dem Dampfschiffe heißt er Prölat.

Am 10. November landet er in Liverpool. Er findet dort einen Brief seines Bruders; das wird von den beiden Brüdern zugegeben. Am 11. Abends trifft er in Paris ein. Er steigt im „Grand Hotel du Nord“ in der Rue de Casahette ab. Dort schreibt er sich in die Fremdenliste als Louis Mario ein.

Am demselben Tage trifft auch Armand Pelzer in Paris ein, in Begleitung eines Freundes, mit dem er im „Hotel Chatham“ absteigt. Sein eingestandener Reisezweck ist der Besuch der Elektrischen Ausstellung, über die er später Vorlesungen in Brüssel halten wird. Die beiden Brüder treffen sich am 14. in den Tuileries, am 15. auf dem Opernplatz, sie machen Spaziergänge zusammen und speisen miteinander. Bei diesen Unterredungen soll der Plan, Bernays zu beseitigen, zuerst besprochen worden sein.

Am 16. November reist der Freund, mit dem Armand nach Paris gekommen war, nach Brüssel zurück. Am demselben Tage giebt Leon sein Quartier im „Grand Hotel du Nord“ auf und zieht nach dem andern Ende der Stadt, nach der Rue Traversière in das „Hotel du Commerce,“ wo er sich als Jules Krouan einschreibt. Er mietet zwei Zimmer und

sagt dem Hotelwirth, daß er noch einen Freund erwarte. Am 17., 18. und 19. trifft Armand mit Leon in diesem Hotel zusammen.

Die Anklage behauptet, daß während dieser häufigen Zusammenkünfte alle Einzelheiten des Verbrechens festgestellt seien. Vor Allem habe Armand während dieser Zeit mit Leon gemeinsam ausgeprobt, wie der zum Morde des Advocaten bestimmte Leon, der in Brüssel sehr bekannt war, unkenntlich gemacht werden könne. Leon hatte in der That in Paris eine Perücke gekauft und hundert Francs für dieselbe bezahlt; er war jedoch mit derselben nicht zufrieden gewesen, da sie ihn nicht genügend entstelle, und er hatte sich einige Tage darauf eine zweite anfertigen lassen. Leon giebt dies zu, aber er bestreitet die Data und behauptet, Alles das sei einige Tage später geschehen, und Armand habe Paris damals bereits verlassen gehabt; ihre Unterredungen hätten sich auf etwas Geschäftliches bezogen, von dem wir noch, wenn wir in das System der Vertheidigung eintreten, sprechen werden. Von dem Perückenmacher läßt er sich auch andere Mittel zu seiner Maskirung geben. Er kauft außer der zweiten Perücke, die viel dunkler als sein Haupthaar ist, ein Pulver, das seine Gesichtsfarbe bräunlicher macht, und eine Flasche mit einer färbenden Essenz, um die Augenbrauen und Wimpern zu dunkeln.

Am 19. kehrt Armand nach Brüssel zurück. Am 19. kauft Leon, der sich nun Bibert nennt, bei einem Waffenhändler fünf Revolver und drei Packete mit Patronen. Die Patronen sind von eigenthümlicher Construction und führen den Namen „Gaupillat“. Am 24. November geht er zu demselben Waffenschmied, vertauscht einige der früher gekauften Revolver und kauft noch einige dazu, so daß er im Ganzen sieben Revolver besitzt. Während der folgenden Tage schafft er sich eine ganz vollständige Ausstattung an, unter dem Namen S. Balgravé. Man muß hier die Initialen S. B. beachten, die gleichlautend wie die seines nächsten falschen Namens sind, unter dem er mit Vernays in Verkehr tritt und ihn schließlich niederschießt. Er verläßt nun das „Hotel du Commerce“ und bezieht unter dem Namen Balgravé das „Grand Hotel Violet“, mit neuen Kleidern, mit neuer Wäsche, die S. B. gezeichnet ist, — ein neuer Mensch. Er hat sich den Bart rasirt, Schnurrbart, Augenbrauen und Wimpern geschwärzt, seine Gesichtsfarbe gedunkelt und die dunkle Perücke aufgesetzt, er trägt einen Kneifer mit blauen Gläsern

Zwei Tage darauf, am 27. November, fährt er nach Brüssel und steigt dort im „Hotel Britannique“ ab. Er trägt die rechte Hand in einer Binde, um sich nicht in das Fremdenbuch einschreiben zu brauchen. Der Portier, der ihm dasselbe vorlegt, schreibt auf sein Dictat hinein: Henry Vaughan aus Glasgow. Der Name Vaughan ist in England ziemlich verbreitet, und es giebt namentlich verschiedene große Rheder, welche diesen Namen führen. Er läßt ebenfalls einschreiben, daß er aus London komme. Denn er hat nach der Behauptung der Anklage, alles Interesse daran, seinen Aufenthalt in Paris zu verwischen, weil ja Armand aus seinem Pariser Aufenthalt kein Geheimniß gemacht hat, und für den Fall, daß ihm Scherereien mit den

Behörden erwachsen sollten, das gleichzeitige Verweilen der beiden Brüder in Paris für Armand compromittirend werden könnte. In der That finden wir Leon als Henry Vaughan sofort damit beschäftigt, die Spuren seines Pariser Aufenthaltes zu vernichten. Er entfernt von den Kleidungsstücken die Pariser Firmen; er trennt sogar von einem Weinkleide alle Knöpfe ab, da auf diesen die Firma des Pariser Schneiders ausgepreßt ist; er entfernt von seinem Koffer die Marke der Gepäckexpedition.

Vom 27. November bis zum 4. December sucht er eine Wohnung, die, nach der Auflage, zur Ausführung der That am geeignetsten erscheint.

Es handelt sich nun darum, Beziehungen mit Vernays anzuknüpfen, die diesen veranlassen können, einen ihm Unbekannten in dessen Wohnung aufzusuchen — in die Falle zu gehen.

Nun kommen wir an jene Persönlichkeit, die in der Vertheidigung die Hauptrolle spielt und deren Vorhandensein von der Anklage überhaupt bestritten wird. Es ist dies der geheimnißvolle Murray, der nach der Auffassung der Staatsanwaltschaft nichts Anderes ist, als jener „große Unbekannte“, auf den sich die Verbrecher so oft als auf den Hauptzeugen ihrer Unschuld berufen, und dessen Spuren Niemand entdecken kann. In der That unterliegt es trotz der scharfsinnigen Vertheidigung, welche die Existenz des Murray nachweisen will, für den Unbefangenen kaum einem Zweifel, daß der Murray, auf den Leon sich beruft, ein Schemen, ein Phantasiegeschöpf ohne Fleisch und Blut ist.

Leon sagt Folgendes: Er habe in New-York einen alten Bekannten, mit dem er früher schon einmal in geschäftlichem Verkehr gestanden habe, einen gewissen Herrn Murray wiedergesehen. Dieser habe ihm von einem großartigen Unternehmen gesprochen, — einer Actiengesellschaft, einer neuen transatlantischen Dampferlinie, für die schon bedeutende Capitalien eingezahlt seien und die demnächst ins Leben treten solle. Er habe Leon beauftragt, diese Sache zu organisiren. In London habe Leon mit Murray eine Zusammenkunft gehabt, und er habe von ihm Geld erhalten. Die Gesamtsumme, die Leon von Murray erhalten haben will, beträgt etwa 12—15000 Frs; und soviel wird er während seines Aufenthaltes in Europa auch ungefähr verausgabt haben. Woher Leon diese Summe sonst bezogen haben kann, ist niemals aufgeklärt worden. Die Behauptung, daß Armand ihm das Geld gegeben habe, hat durch nichts bewiesen werden können, und die Verhältnisse Armands waren derart, daß er aus eigenen Mitteln eine solche, immerhin beträchtliche Summe kaum hätte entnehmen können. Diese Geldfrage ist ein neuer dunkler Punkt, und die Vertheidigung hat darauf besonderes Gewicht gelegt und aus den Geldmitteln, über die Leon verfügt hat, geschlossen, daß nur jener Murray dieselbe zur Verfügung gestellt haben könne und also existiren müsse. Auch in Paris will Leon mit Murray zusammengetroffen sein. Mit seinem Bruder habe er eben über diese Angelegenheit Murray gesprochen; Armand habe ihm dabon abgerathen und sich von ihm das

Wort geben lassen, daß er nach Amerika zurücklehre. Nach Armands Abreise habe Leon indessen seine Ansicht geändert. Er habe sich unkenntlich gemacht, sowohl um von seinem Bruder und seinen Verwandten in Brüssel nicht entdeckt zu werden, als auch, weil er seiner früheren dummen Streiche wegen überhaupt alle Veranlassung gehabt habe, in Belgien nicht an eine Identität zwischen Leon Pelzer und Henry Vaughan glauben zu lassen. So sei er denn auch im Auftrage Murrays nach Brüssel gegangen und habe dort lediglich, um die Murray'sche Gesellschaft zu organisiren, nach einem passenden Geschäftslocale gesucht. Zu der Rue de la Loi, in der unmittelbaren Nähe des Bahnhofes hat er denn die ihm geeignet erscheinende Wohnung gefunden und ist mit dem Wirth in Unterhandlung getreten.

Ehe er diese Wohnung miethete, begab er sich indessen noch auf die Reise. Am 5. und 6. December verweilte er in Amsterdam, vom 7.—15. in Hamburg, vom 15.—17. in Bremen. Er kauft statistische Bücher, die sich auf die Schifffahrt, Exporthandel und dergleichen beziehen, Landkarten u. Er consultirt die ersten Rechtsgelehrten der Stadt, immer als Agent von Murray; er spricht mit ihnen lang und breit über die zu begründende Gesellschaft und sichert sich für später in diesen Hafenplätzen den Beistand der ersten juristischen Autoritäten für Schifffahrtssachen.

Die Anklage behauptet, das alles sei eine ebenjo schlau erfonnene wie erbärmliche Komödie gewesen, — die kostspielige Inszenesetzung für das Verbrechen, das begangen werden sollte.

Von Hamburg aus schreibt Henry Vaughan an Wilhelm Vernays in englischer Sprache einen Geschäftsbrief über die geheimnißvolle Murray'sche Actiengesellschaft und sagt ihm, Vernays sei ihm als ausgezeichnete Advocat und besonderer Kenner der in Frage kommenden Interessen von Londoner Freunden warm empfohlen; er wünsche seine Ansicht über das zu begründende Unternehmen zu hören. Er legt ihm auch eine ganze Reihe von Fragen vor, um deren Beantwortung er bittet. Er schließt damit, daß er sich vorbehalte, Herrn Vernays persönlich in seinem Bureau zu Antwerpen zu besuchen. Diesem Briefe ist ein Cheq im Betrage von 500 Francs beigefügt. Leon kannte ja seinen Vernays und wußte, daß dieser für eine gute Bezahlung keineswegs unempfindlich war. In der That hatte er sich durch diesen Brief das Vertrauen des Antwerpener Advocaten im Fluge erobert. Vernays antwortete mit einer ausführlichen vortrefflichen Denkschrift und stellte sich dem Agenten des Herrn Murray, Henry Vaughan, für alle weiteren Fälle zur Verfügung. Leon schreibt ihm noch einmal von Bremen aus.

Leon kehrte nun nach Brüssel zurück. Am 20. unterzeichnet er den Miethscontract mit dem Architekten Minyens, dem Besitzer des Hauses in der Rue de la Loi 159. Von diesem läßt er sich auch die Adresse des Möbelhändlers Guiot geben, mit dem er die Einrichtung bespricht. Er bestellt ein Mobilkar im Preise von etwa 15,000 Francs. Er macht eine

Barzahlung von tausend Francs darauf. Er sagt, es sei ihm vor Allem daran gelegen, daß ein Arbeitscabinet in anständiger Weise möblirt werde und daß die ganze Wohnung nach außen hin wenigstens den Eindruck des Gastlichen und Bewohnten mache. Er läßt also alle Fenster mit Vorhängen versehen, die Treppe und den Corridor mit einem Teppiche belegen, und das Arbeitscabinet wird vollständig eingerichtet, so daß der harmlose Fremde allerdings annehmen muß, in einer behaglichen Wohnung sich zu befinden. Außerdem läßt er im zweiten Stock eine kleine Kammer mit einem Bett herrichten, angeblich für seinen Diener, den er aus London mitbringen will.

Am 22. December schreibt er an Bernays von Brüssel aus, daß er das Christfest in London mit den Seinigen verbringen und über Antwerpen fahren werde, um mit Bernays zusammentreffen zu können. Die Anlage erblickt in diesem Brief nur ein weiteres Mittel um Bernays vertrauensvoll und sicher zu machen. Es hätte ja nahe gelegen, daß der vielbeschäftigte Advocat Herrn Vaughan, der so viel in der Welt herumreist, gebeten habe, die kleine Reise nach Antwerpen zu machen und sich zu ihm zu bemühen. Vaughan durfte Bernays, um ihn in den Hinterhalt, den er ihm bereitet habe, zu locken, in keiner Weise argwöhnisch machen. Am 23. December telegraphirt Leon, selbstverständlich immer als Vaughan, an Bernays: leider könne er ihn nicht besuchen, er habe ungünstige Nachrichten von Hause erhalten, die ihn veranlaßten, den kürzesten Weg nach London zu nehmen. Leon reist wirklich nach London.

Wenn alles das nur geschehen ist, um in Bernays den Glauben zu erwecken, daß die Zusammenkunft, die Vaughan später von ihm erbitten wird, eine ernsthaft geschäftliche sei, um eine jede Möglichkeit, daß Bernays Verdacht schöpfen könne, zu beseitigen, dann muß man über die Langwierigkeit und Kostspieligkeit sowohl als auch über das kunstvolle Raffinement dieser Vorbereitungen staunen. Wahrscheinlich hätte Leon alle diese scharfsinnigen Winkelzüge gar nicht anzuwenden brauchen; er hätte sich diese Reise nach Deutschland, nach England, diese Consultationen bei allen möglichen Advocaten, diese Depeschen und Ausstattungen ersparen können. Ein so gewinnsüchtiger Mann wie Bernays, sollte man annehmen, hätte schon durch die verlockende Aussicht auf ein glänzendes, großartiges Geschäft, das ihm reichlichen Lohn einzubringen versprach, mit geringerer Mühe und weniger Zeitverlust dazu veranlaßt werden können, die kleine Reise von Antwerpen nach Brüssel zu machen und Vaughans verhängnißvoller Einladung Folge zu leisten.

In London kauft Leon einen Ring, in den er die Namen „Henry und Lucy“ eingraviren läßt. Er kauft ferner eine einläufige Pistole von sehr ausgezeichnete Arbeit — mehr eine Spielerei für einen Salonschützen als eine Waffe — und thut in Gegenwart des Waffenschmiedes verschiedene Probeschüsse daraus. Der Waffenschmied stellt ihm das Zeugniß aus, daß er ein vortrefflicher Schütze sei. Die Entladung dieser Pistole macht verhältnißmäßig wenig Lärm.

Das Christfest, das ein jeder rechtschaffene Engländer in seiner Familie zugebracht haben muß, ist vorüber, Henry Vaughan kehrt nach Brüssel zurück. Am 1. Januar macht er von da einen Ausflug nach Aachen. Er bleibt dort nur einen Tag, um einen Arzt zu consultiren und sagt, daß er später wiederkehren werde, um eine regelrechte Kur durchzumachen. Darauf kehrt er nach Brüssel zurück. In den ersten Tagen des Januar zahlt er dem Wirth die halbjährige Miethen für die Wohnung in der Rue de la Voi. Am 4. schreibt er einen langen Brief an Bernays; er sagt darin, daß auf seine Actiengesellschaft schon ein Capital von einer halben Million Pfund Sterling eingezahlt sei. In Antwerpen solle eine Filiale begründet werden: Bernays werde um Rath angegangen werden. Er fügt hinzu, daß er den Bürgermeister von Antwerpen und den Minister der öffentlichen Arbeiten sehen müsse. Er bedauert, für den Augenblick nicht nach Antwerpen hinüberkommen zu können, da er in diesen Tagen sehr viel geschäftliche Besuche zu empfangen habe. Er bittet schließlich Herrn Bernays, ihm die Ehre zu erweisen, zu ihm zu kommen. Er brauche gar keinen Wagen zu nehmen, da die Wohnung in unmittelbarer Nähe des Bahnhofes liege. Wenn Herr Bernays sonst noch Besuche in der Stadt zu machen habe, so stelle ihm Vaughan mit Vergnügen seinen Wagen zur Verfügung. Bernays muß also an ein glänzendes Geschäft glauben. Es erscheint ihm ganz natürlich, daß er der Einladung Vaughans Folge leistet.

Am 6. Januar Abends verläßt Vaughan das „Hotel Britannique“ und verbringt die Nacht vom 6. bis 7. in der von ihm gemietheten Wohnung der Rue de la Voi. Eine Nachbarin will gehört haben, daß Leon in dem für seinen angeblichen Diener gemietheten Zimmer unruhig auf- und abgegangen sei.

V.

Am 7. Januar Morgens verläßt Bernays Antwerpen und trifft mit dem Zuge 10,³⁰ Minuten Vormittags auf dem Bahnhof in der Rue de la Voi ein. Leon sieht ihn vom Fenster aus in das Haus eintreten. Sehen wir uns die Wohnung in der Bernays erschossen ward, etwas näher an.

Die Abbildung der Fassade und der Plan dieses Hauses liegen uns vor. Das Haus in der Rue de la Voi 159 ist erst vor wenigen Jahren erbaut. Es hat den bekannten großartigen Charakter der Neubauten in den Hauptstädten; in der Sprache der Berliner Wirthes würde man es „hochherrschaftlich“ nennen. Leon hatte das Erdgeschoß gemiethet. Man gelangt in diese Wohnung durch eine Glasthür, die auf einen langen Corridor führt. Im Corridor befindet sich eine Gaslampe. Links, nach der Straße zu, liegt der Salon, ein großes dreieckiges Zimmer; an diesen schließt sich ein ebenso großer Speisesaal und an den Speisesaal ein Treibhaus. Diese Räume waren nicht möblirt, nur die Fenster des Salons nach der Straße zu hatten Vorhänge erhalten.

Geht man in gerader Richtung den Corridor entlang, so gelangt man in das Arbeitscabinet, das zwei Fenster hat, das eine geradeaus, der Thür gegenüber, das andere links nach der Seite des Treibhauses zu. Die Fenster gehen auf einen Hofraum oder auf einen Garten. Dieses Arbeitscabinet war vollständig möblirt, ebenso waren auch im Corridor rechts vom Eingang Haken zum Anhängen der Garderobe angebracht, so daß Vernahs, als er in diese Wohnung eintrat, glauben mußte, sie sei vollständig eingerichtet. In dem von der Straße ziemlich weit entfernten, nach dem Hofe oder Garten hinausliegenden Arbeitscabinet waren die Fenster mit schweren Vorhängen versehen, den Boden deckte ein dicker Teppich. Ebenso waren an der Thür, die vom Corridor in das Arbeitszimmer führte, schwere tiefhängende Portiären angebracht. Die Anklage behauptet, dieselben hätten so tief gehangen, daß derjenige, der in das Zimmer eintrat, genöthigt gewesen sei, den Kopf etwas zu bücken. Rechts von dieser Thür, hart am Eingange, stand ein kleiner Tisch, auf dem sieben Revolver und einige Schachteln mit Patronen lagen. Auch Landkarten und Pläne waren auf dem Tische; sie waren jedoch nicht so hingelegt, daß sie die Revolver absichtlich hätten verstecken sollen. Die Revolver waren ganz neu, es waren die in Paris gekauften. Die meisten waren nicht geladen. Ein Schuß war nur aus einem abgefeuert worden. Wenn die uns vorliegenden Berichte, die in diesem Punkte nicht ganz klar sind, den Sachverhalt richtig darstellen, so hätte Leon mit dieser eigenthümlichen Schaustellung von Waffen die Absicht verfolgt — und die Anklage versäumt nicht, diese Schlussfolgerung zu ziehen — die von ihm zuerst ausgesprochene Behauptung: daß ein Unglücksfall vorliege, glaubhaft zu machen. Man sollte annehmen, Vernahs habe sich wirklich die neuen Waffen angesehen, von denen er, wie Leon selbst, geglaubt hätte, daß sie nicht geladen seien, er habe auch mit der in London gekauften kleinen eleganten Salonpistole gespielt, und diese habe sich unglücklicherweise entladen. Leon habe sich alsdann darauf berufen können, wie unwahrscheinlich es sei, daß Vernahs ermordet sei. Ein Mörder, der sieben Revolver zu seiner Verfügung hat, nimmt doch nicht gerade eine einläufige Pistole, die eher ein Spielzeug als eine Waffe ist, um einen Mord zu begehen; er muß doch die Möglichkeit in Anschlag bringen, daß der Schuß versagt oder sein Ziel verfehlt. Man hätte also an den behaupteten Unglücksfall geglaubt. Daß scheint der Zweck dieser Ansammlung von Waffen, die bis auf die eine, und gerade die anscheinend harmloseste, wirklich ungefährlich waren, allerdings gewesen zu sein.

An der Wand rechts stand ein großer Schreibtisch, ein sogenannter Ministertisch, vor demselben ein Arbeitsstuhl. Auf der rechten Seite, nahe dem Fenster stand ein Lehnstuhl; neben dem Lehnstuhl am Fenster noch ein kleiner Stuhl. Auf der linken Seite des Fensters war ein kleiner Servirtisch mit verschiedenen Liqueuren aufgestellt. Auf der linken Seite, neben dem Eingang, in der Ecke brannte ein Gasofen.

Das also ist der Ort der Handlung. Die Handlung selbst, der Mord, soll sich nach der Anklage, die ihre Darlegung auf die Aussagen der Sachverständigen stützt, so zugetragen haben.

Leon steht also um halb elf Uhr Vormittags am Fenster des leeren Salons, hinter der Gardine halbversteckt und späht auf die Personen, die eben mit dem Zuge von Antwerpen angekommen sind und den Bahnhof verlassen. Er sieht Bernays, der nichtssahnend in das ihm bezeichnete, ganz unverdächtig aussehende Haus eintritt.

Bernays klingelt an der Glashür. Leon öffnet. Er stellt sich dem Advocaten als Henry Vaughan vor und erklärt jedenfalls mit einigen Worten die Eigenthümlichkeit, daß er selbst die Thür aufmacht: sein Diener ist zufällig nicht da, — derselbe gar nicht vorhandene Diener, für den die Kammer im zweiten Stock gemietet ist, und den er aus London mitbringen wollte. Er bittet den Advocaten seinen Ueberrock abzulegen, er ist ihm dabei behülflich. Bernays hängt seinen Ueberrock im Corridor an einen Haken des Garberobenhalters. Ein kurzes Zwiegespräch über gleichgültige Dinge im Corridor. Leon bittet Bernays, mit ihm in sein Arbeitscabinet zu treten, und weist ihm die Richtung: gerade aus. Die Thür, die zu dem Cabinet führt, ist offen geblieben; Bernays geht voran, Leon folgt in nächster Nähe. Er hat die Rechte schon in die Tasche gesteckt, in der er die in London gekaufte sorgfältig gearbeitete Pistole verborgen hält. Mit der üblichen höflichen Verbeugung bittet er Bernays, näherzutreten. Derselbe verbeugt sich wie zum Dank und auch um durch die niederhängende Portiäre unbehelligt eintreten zu können, und in demselben Augenblick zieht Leon die Pistole hervor, zielt auf das Genick und drückt in der Entfernung von zwei Handbreiten ab. Bernays schlägt, ohne einen Laut von sich, zu geben, tödtlich getroffen zu Boden.

Daß Bernays an der Eingangsthür erschossen worden ist, steht fest. Die einzigen starken Blutspuren, die man im Zimmer gefunden hat, sind auf dem Teppich am Eingang, hart am Schreibtisch. Da zeigt der Teppich die Spuren einer größeren Blutlache, die tief in das Gewebe eingedrungen ist. Auch der Schreibtisch selbst ist mit einigen Blutstropfen bespritzt.

Hören wir nun, wie Leon den grausigen Vorgang schildert.

Seine erste Aussage war gewesen, daß Bernays durch einen unglücklichen Zufall um's Leben gekommen sei. Er habe ihm seine Waffen gezeigt, ein Schuß habe sich entladen und Bernays so unglücklich getroffen, daß dieser auf der Stelle getödtet hingefunken sei. Nachdem die Unhaltbarkeit dieser Aussage erwiesen war, hat er eine andere gemacht. Er schildert die Scene so:

Er habe allerdings als Bevollmächtigter von Murray in einer ernsthaften geschäftlichen Angelegenheit Bernays consultiren wollen. Er habe wegen seiner früheren leichtsinnigen Streiche, um von Bernays nicht erkannt zu werden, die Maske von Henry Vaughan gewählt. Nach der Begrüßung habe Bernays ihn scharf angesehen und ihm gesagt: „Sie kommen mir sehr

bekannt vor; ich muß Sie schon irgendwo gesehen haben.“ Leon sei verlegen geworden und habe eine ausweichende Antwort gegeben. Darauf habe Vernays ihn noch schärfer fixirt und ihm auf einmal zugerufen: „Du bist Leon Belzer!“ Gleichzeitig habe er an der Perücke gezupft, und nachdem er sich von der Wahrheit seiner Vermuthung überzeugt, habe er die beleidigendsten Schimpfworte gegen Leon ausgestoßen. Er habe ihn einen Schwindler und Betrüger genannt und gedroht, ihn den Gerichten zu überliefern. Außer sich vor Wuth habe Leon eine der Pistolen, die erste beste, ergriffen und auf Vernays angelegt. Dieser habe sich entsetzt abgewandt, um aus dem Zimmer zu fliehen. Er habe unwillkürlich den Kopf gebückt. Da habe Leon in einem Augenblicke der Unzurechnungsfähigkeit und des Zühorns losgedrückt. Vernays sei gefallen. Nun habe sich eine namenlose Verzweiflung Leons bemächtigt. Er habe die Leiche aufgehoben und auf den Lehnstuhl am Fenster rechts, wo sie in der That gefunden worden ist, getragen. Er habe Wasser, Salmiak, Schwamm und Watte herbeigeholt, um das Blut zu stillen: und man hat auch wirklich ein Waschbecken mit blutigem Wasser, Salmiak, Watte zc. auf dem kleinen Stuhl neben dem Lehnstuhl gefunden. Alle Heilungsversuche seien indessen vergebliche gewesen. Er selbst habe in seiner Bestürzung jedoch die Schwierigkeit erkannt, diese wahrhafte Darstellung des Vorfalls glaubhaft erscheinen zu lassen — jenes entsetzlichen Unglücksfalls, der keinen anderen Zeugen hatte, als ihn, den Ueberlebenden, der in Belgien schlecht angeschrieben war und unter einem falschen Namen, unter entstellender Maske Vernays zu sich beschieden hatte. Er würde sich schwer, von dem Verdachte, Vernays ermordet zu haben, reinigen können. Deswegen habe er sich auch darauf beschränkt, nachdem er sich überzeugt hatte, daß alle menschliche Hülfe für Vernays vergeblich sei, angesichts der Leiche einige Zeilen an den Coroner, den gerichtlichen Leichenbeschauer, aufzusetzen, in denen er den Tod von Vernays gemeldet habe. Darauf sei er aus dem Zimmer gestürzt und habe in der besinnungslosen Hast die Absendung des Briefes an den Coroner vergessen. Der an den Coroner adressirte, verschlossene Brief ist in der That im Zimmer gefunden worden. Es ist auch richtig, daß der Brief dort geschrieben ist, denn auf dem Löschpapier des Schreibtiſches hat man den Abdruck der Leon'schen Schriftzüge gefunden.

Die Anklage behauptet nun, daß auch diese Vergeßlichkeit eine beabsichtigte gewesen sei, um die Justiz zu täuschen. Leon habe allerdings glauben machen wollen, daß er im Zustande der Unzurechnungsfähigkeit aus dem Zimmer gestürzt sei; deshalb habe er wichtige Sachen, die auf die Spur von Vaughan führen konnten, absichtlich liegen lassen, so unter Anderm den Ring mit der Aufschrift „Henry und Lucy“, den er in London hatte anfertigen lassen. Auch dieser Ring wurde bei der Waschschüssel, in der Leon sich von den Blutstrecken gereinigt hatte, gefunden. Da nun Leon in der Verkleidung des Vaughan aller Welt erzählt hatte, daß er zum Christfest nach Englaub gehe, um das Fest mit seiner Frau und seinen Kindern zu

verbringen, so sollte dieser absichtlich vergessene Ring, sobald er aufgefunden werden würde, die Behörden veranlassen, in London auf einen Henry Vaughan, der mit einer gewissen Lucy verheirathet sein müsse, zu fahnden. Die Absicht aber sollte dadurch verschleiert werden, daß gleichzeitig auch der wichtige Brief an den Coroner liegen geblieben war. So sollte die Combination dieser beiden Thatsachen auf die äußerste Aufregung des Thäters schließen lassen und die Annahme der kühlen Vorherberechnung beseitigen.

Auch die Darstellung von Leon erscheint wenig glaubwürdig. Ganz abgesehen von der Hauptsache, daß der von Leon beständig vorgeschobene Murray, der seinen Aufenthalt in Europa veranlaßt haben soll, in dessen Auftrage er angeblich die verschiedenen Hafensplätze besucht und die verschiedenen Rechtsgelehrten consultirt hat, — abgesehen davon, daß dieser geheimnißvolle Murray, nach dem man in der alten und neuen Welt überall gesucht, nirgends aufzutreiben gewesen ist, daß er thatächlich nicht existirt, daß Leon keinen Zeugen anführen kann, der ihn jemals mit diesem Murray zusammen gesehen hat, daß Leon keine Zeile von diesem Murray, der ihm doch ziemlich erhebliche Geldsummen, 12—15000 Francs, zur Verfügung gestellt haben soll, besitzt, kein Telegramm von ihm empfangen, keinen Geschäftsbrief, keinen Vertrag mit ihm auszuweisen hat, — abgesehen von diesen Verkleidungen, von diesem beständigen Wechsel der Persönlichkeit, von den überschaulen Vorbereitungen, den Waffenankäufen, der eigenthümlichen Herrichtung der Wohnung zc. vermag nichts die einfache Frage des Staatsprocurators in genügender Weise zu beantworten: Wie kommt ein Mann, der sich eine provisorische Wohnung herrichtet, in der er einen Advocaten empfängt, um mit diesem über die Begründung einer transatlantischen Schifffahrtsgesellschaft zu sprechen — wie kommt ein solcher Mann dazu, zu diesem harmlosen Zwecke ein wahres Arsenal von Pistolen herzurichten, Watte, Schwamm, blutstillende Mittel zur Hand zu haben, wenn er nicht morden und zugleich die Spuren des Mordes verwischen will?

Was sich in dem nächsten Augenblicke nach der Tödtung oder Ermordung von Bernays ereignet hat, ist nicht vollständig klargestellt worden. Die Behauptungen von Leon verdienen keinen Glauben, die Behauptungen der Anklage haben nicht in überzeugender Weise begründet werden können. Die Anklage nimmt an, daß Leon nach vollbrachter That seine Kleider, die einige wenige Blutanspritzungen zeigten, gewechselt, den Brief an den Coroner geschrieben, wenn er ihn nicht schon vorher bereit gehalten, und darauf schleunig das Haus verlassen habe; um die Leiche, die seinen Ausgang sast versperrte — denn Bernays ist wie wir wissen, unmittelbar an der Thür, wahrscheinlich auf der Schwelle selbst erschossen worden — habe er sich nicht weiter gekümmert. Wir werden später sehen, wie es die Anklage zu erklären sucht, daß die Leiche des Advocaten nachher auf einem Sessel gefunden worden ist.

Leon kann in der That nur kurze Zeit nach dem Morde noch in dem schrecklichen Zimmer geblieben sein. Um halb elf Uhr ist Bernays in Brüssel eingetroffen, etwa um dreiviertel wird er erschossen, um 11,⁵¹ Minuten verläßt Leon Brüssel mit dem Zuge, der vom Südbahnhof, am andern Ende der großen Stadt, abgeht. Da er die Kleider und Wäsche wechseln und einen Theil des Weges zu Fuß zurücklegen muß, so bleibt ihm in der That kaum noch die nöthige Zeit, um den Brief an den Coroner zu schreiben.

Er fährt mit dem Zuge 11,⁵¹ Minuten nach Antwerpen, wo er gegen 1 Uhr Mittags eintrifft. Leon sagt, er habe die Absicht gehabt, seine Familie, besonders Armand von den Vorgängen in der Rue de la Loi in Kenntniß zu setzen; unterwegs habe er sich aber eines andern besonnen. Er habe also auf dem Bahnhofe einige Zeilen an Armand geschrieben, die ungefähr folgenden Inhalt gehabt hätten: er sei nicht, wie er Armand versprochen habe, nach Amerika zurückgekehrt, es sei ihm ein entsetzliches Unglück zugefallen. Er begeben sich nach Aachen, er müsse Armand sprechen und bitte ihn, am andern Tage mit dem ersten Zuge nach Maastricht zu kommen. Mit dem Zuge, der um 1,²⁰ Minuten Antwerpen verläßt, sei er dann nach Aachen weitergefahren, und es ist richtig, daß er dort gegen sechs Uhr Abends eingetroffen ist.

VI.

Ueber die Begegnung der beiden Brüder in Maastricht haben die Verhandlungen kein genügend helles Licht verbreitet. Es muß hier eingeschaltet werden, daß die Anklage behauptet, Armand und Leon seinen von dem Augenblicke an, da Leon nach Europa zurückgekehrt sei, bis zur That in ununterbrochenem regelmäßigen Verkehre gewesen, während Leon und Armand jede Gemeinsamkeit während dieser Zeit in Abrede stellen. Das eifrige Bestreben Leons, das nicht einen Augenblick nachläßt und schwankt, Armand als gänzlich unbetheiligt hinzustellen, erweckt in uns, auch wider unseren Willen, freundliche Gefühle der Theilnahme für diesen Menschen, dessen Herz, wenn es auch noch so verdorben ist, von reinsten aufopferungsfähigster Bruderliebe ganz erfüllt ist. Leon bleibt dabei, daß er Armand in Paris zufällig getroffen, ihm von der Murray'schen Angelegenheit Kenntniß gegeben, daß Armand ihm abgerathen habe, und daß er wider Armands Willen und Willen in Europa geblieben sei. Armand spricht sich genau in demselben Sinne aus. Demnach hätte Armand von dem Augenblicke an, da er sich von seinem Bruder Leon in Paris getrennt, bis zu dem verhängnißvollen Zettel, den er am 7. Januar in Antwerpen von der Hand Leons erhalten, außer allen Beziehungen zu Leon gestanden.

Die Anklage unterstützt ihre, diesen Aussagen entgegengesetzte Auffassung durch eine große Reihe von Indicienbeweisen. Die zwischen den Beiden gewechselten Briefe sind freilich vernichtet. Aber man hat in den verschiedenen Städten, die Leon während der Zeit, da das Verbrechen angeblich vor-

bereitet worden ist, in den verschiedenen Telegraphenbureaus gewisse geheimnißvoll abgefaßte, mit falschem Namen versehene Depeschen aufgefunden, die von Armand oder von Leon herrühren sollen, und an diesen oder jenen gerichtet seien. Einige dieser Telegramme sind allerdings recht compromittirend. Sie beziehen sich auf Geldforderungen von Leon — wenigstens wird diese Deutung dem geheimnißvollen Texte gegeben — und auf die Ankündigung des Verbrechens, die Leon Armand gegeben haben soll.

In der That hat Armand am Tage vor dem Verbrechen, am 6. Januar, eine seltsame Depesche erhalten mit der Unterschrift „Marie“. Sie lautet: „Dank für Ihre liebenswürdige Einladung, und ich hoffe Sie Sonnabend zu sehen. Marie.“ Der Sonnabend war der Tag des Verbrechens, der 7. Januar. Diese Depesche ist gleichzeitig mit der Depesche, die Henry Vaughan an Bernays sendet, und in der er diesen bittet, am Sonnabend mit dem Halb-elf-Uhr-Zuge nach Brüssel zu kommen, aufgegeben worden. Obgleich die Handschrift auf beiden verschieden ist, so glauben die Sachverständigen doch, daß sie von derselben Hand geschrieben seien. Die Anklage deutet die Depesche „Marie“ so, daß Leon in derselben Armand angekündigt habe, Bernays habe die „Einladung“ zum Sonnabend angenommen und er hoffe ihn also zu sehen. Mit anderen Worten: das Verbrechen werde am Sonnabend verübt werden. Armand, der aufgefodert worden ist, Auskunft über das ihm eingehändigte Telegramm zu geben, hat allerdings keinen genügenden Bescheid ertheilen können. Er erzählt eine etwas abenteuerliche Geschichte von einer unbekanntem Dame, die ihn eines Tages angerebet und die er eingeladen habe, mit ihm eine kleine Reise zu machen. Diese Dame, von der er eben nur den Vornamen „Marie“ wissen will, habe ihm also telegraphirt, daß sie für die Einladung danke. Diese Marie hat aber ebenso wenig aufgefunden werden können wie Murray. Das Telegramm „Marie“ bildet einen Hauptgegenstand der Belastung gegen Armand. Neben vielen anderen geringfügigeren Beweismitteln erblickt die Staatsanwaltschaft in diesem Telegramm den unanfechtbaren Beweis der Betheiligung Armands an den Vorbereitungen zum Verbrechen und dessen Mitwisserschaft.

Noch ein anderes wichtiges Moment wird als besonders belastend für Armand von der Staatsanwaltschaft hervorgehoben und als beweiskräftig für das Zusammenwirken der beiden Brüder bei dem gemeinsam verabredeten, von Armand erfundenen und von Leon ausgeführten Verbrechen geltend gemacht. Eines Tages hat Armand in seinem Zimmer eine Pistole abgefeuert. Die Kugel ist in die Wand gedrungen und hat sichtbare Spuren hinterlassen. Durch den Knall erschreckt, ist das Dienstmädchen herbeigeeilt und hat gefragt, ob ein Unglück geschehen sei. Armand hat sich bei dem Mädchen angelegentlich erkundigt, ob der Knall denn wirklich so deutlich zu hören gewesen sei? Die Untersuchungsbehörde hat daraus geschlossen, daß Armand einen Probeschuß abgefeuert habe, um die Stärke der Detonation der Patrone festzustellen. Sie hat die Untersuchung der Kanalisationsröhren

des Hauses angeordnet, und man hat da eine große Anzahl von Gaupillat'schen Patronen gefunden, Patronen aus derselben Fabrik wie die, welche Leon in Paris gekauft hat, und die in Belgien nicht zu haben sind. Armand habe sich durch den Knall überzeugt — so schließt die Staatsanwaltschaft weiter — daß die Patronen zur Ermordung des Advocaten nicht zu verwenden seien, und in Folge dessen habe Leon in London eine andere Schießwaffe gekauft. Die Erklärungen, die Armand für den Schuß abgibt, leiden wiederum an Unglaubwürdigkeit. Er sagt, er habe gar keine Gaupillat'sche Patronen gebraucht, sondern aus einer alten Pistole eine beliebige Patronen verschossen, theils aus Spielerei, theils um den an einem Neubau in seiner Nähe beschäftigten Arbeitern, denen er nicht recht traute, durch den Schuß eine Warnung zu ertheilen. Ueber die Auffindung der Gaupillat'schen Patronen giebt er gar keine Auskunft; er will nicht wissen, wie dieselben in die Wasserrohre gekommen seien.

Jedenfalls haben sich die beiden Brüder am 8. Januar in Maestricht wiedergesehen. Armand sagt, daß er seinen Bruder zunächst aufgefordert habe, sich den Gerichten zu stellen; dann aber habe er eingesehen, daß er als Haupt der Familie die Verpflichtung habe, die der Ehre seines Namens drohende Schmach von den Seinigen womöglich abzuwenden. Er habe also von nun an Leon unterstützt, um ihn der Nachforschung der Behörden zu entziehen. So erklärt er, daß er seit dem gewaltsamen Tode des Advocaten in regelmäßigen Beziehungen mit Leon geblieben ist und dessen ungeachtet, als er bereits wußte, daß Leon Bernays getödtet habe, öffentlich die Erklärung erlassen hat, Leon sei in Amerika und werde auf seine Veranlassung nach Europa zurückkehren, um seine Unschuld vor den Gerichten zu beweisen. Er habe um der Ehre der Seinigen willen diese Nothlüge aussprechen müssen.

Die Staatsanwaltschaft giebt für die erste Zusammenkunft zwischen Leon und Armand in Maestricht eine andere Erklärung. Armand habe von dem Verbrechen nicht erst in Kenntniß gesetzt zu werden brauchen, er habe es ja schon gewußt. Die beiden Brüder seien zusammengelommen, um zu berathen, was nun geschehen müsse.

Das Nächstliegende ist aber thatsächlich nicht geschehen. Und es bleibt wunderbar und unerklärlich, daß Leon nach vollbrachter That nicht das Beste gesucht, und daß Armand, der nun nach seinem eigenen Bekenntniß darum mußte — ob er nun an dem Morde theilhaftig war, an eine Tödtung aus Fahrlässigkeit oder an eine Tödtung ohne Ueberlegung glaubte, wie Leon sie darstellt — seinem Bruder nicht zur Flucht verholfen hat. Daß Leon nach dem Verbrechen noch monatelang in Europa bleibt, ist ein Räthsel, das nicht gelöst werden kann. Bei einem anderen weniger geübten Manne würde man glauben können, daß sich die Furcht seiner bemächtigt habe, einen Dampfer zu besteigen, daß er vor den Schwierigkeiten, sich einzuschiffen, zurückgeschreckt sei; aber Leon, der seit Jahren unter allen möglichen falschen Namen lebt,

dem die Kunst der Verstellung zur Gewohnheit geworden ist, der unter falschem Namen New-York verlassen und in Europa ein Duzend mal im Verlauf des letzten Vierteljahres seinen Namen gewechselt hat — dieser Leon hätte doch, nach menschlicher Berechnung, wenigstens den Versuch, wieder unter einem falschen Namen irgendwohin zu fliehen, unternehmen sollen. Ebenso ist die Annahme, daß es Leon an den erforderlichen Mitteln gefehlt habe, die Flucht zu bewerkstelligen, als im höchsten Grade unwahrscheinlich zu verwerfen. Wenn man Behntausende ausgiebt, um ein Verbrechen vorzubereiten, so wird man doch auch gewiß klug genug sein, um den erforderlichen Fond zur Bewerkstelligung der Flucht bereit zu halten. Eine Thatfache aber ist, daß Leon keinen Versuch macht, zu entkommen und daß Monate vergehen, bis er in nächster Nähe des Verbrechens, in Köln, der Polizei geradezu in die Arme läuft.

Nach der Auffassung der Staatsanwaltschaft sollen also die beiden Brüder in Maestricht berathen haben, wie das Verbrechen zu vertuschen sei. Sie wären überein gekommen, solche Anstalten zu treffen, daß man, wenn man die Leiche fände, an einen Unglücksfall glauben müsse, und daß also in diesem Falle gewisse Anzeichen dafür sprechen müßten, wie Leon unmittelbar nach der That dem Zusammengebrochenen habe helfen wollen, daß er Wiederbelebungsversuche vorgenommen habe; dann dürfe aber die Leiche nicht da liegen bleiben, wo Bernays niedergeschlagen sei; es müsse so aussehen, als ob sie pietätvoller und mit Achtung vor dem Todten behandelt worden sei; man müsse also auch die Wunden waschen, die Blutflecken vom Körper entfernen und dergleichen. Wenn dies der Inhalt der Unterredung der Beiden gewesen ist, so läßt sich jedenfalls begreifen, daß Leon sich gestraußt hat, das Haus des Verbrechens noch einmal, zu betreten. Und da giebt die Anklage zu verstehen, daß nun Armand sich erboten habe, diese grausige Komödie in Scene zu setzen.

Die Thatfachen, auf welche die Anklage diese fürchterliche Vermuthung aufbaut, sind folgende: Bernays ist bekanntlich am hellen Tage in den Vormittagsstunden ermordet worden. Als die Leiche später gefunden wurde, brannte das Gas im Corridor; die Flamme war heruntergeschraubt. Man fand die Leiche, die durch das ganze Zimmer hatte geschleppt werden müssen, auf dem Lehnstuhl ausgestreckt, in einem Zustande, welcher die gerichtlichen Sachverständigen zu dem Gutachten veranlaßt hat, daß die Leiche nicht unmittelbar nach der That, sondern erst nach eingetretener Leichenstarre dorthin geschleppt worden sei. Die Blutlache am Schreibtisch, in der Nähe der Thür, die sehr beträchtlich war — das vergossene Blut wird auf ein Viertelliter veranschlagt — zeigt Eindrücke — und zwar, wie die Anklage glaubt, Eindrücke eines Stiefels. Die gerichtlichen Sachverständigen sagen, das Blut gerinne erst nach geraumer Zeit, zwischen vierundzwanzig bis achtundvierzig Stunden, so stark, daß es die Eindrücke in dieser Schärfe bewahren könne. Ihre Ansicht ist also die: Bernays sei, nachdem er den Schuß in's Genick erhalten habe, vornübergeschlagen; er sei in dieser Stellung stundenlang liegen

geblieben und das Blut habe sich durch die Nase ergossen. Nur auf der einen, der rechten Seite, zeigten die Kleider von Vernays reichliche Blutspuren. Kragen und Hemd waren verhältnißmäßig wenig mit Blut besetzt. Wäre das Blut aus der Genickwunde geströmt, so hätte das Hemd ganz damit besudelt sein müssen, und wenn Leon die Leiche sofort oder wenige Minuten nach der That auf den Sessel getragen hätte, so würden auch seine eigenen in der Rue de la Loi zurückgelassenen und dort gefundenen Kleider, die wenig Blutspuren zeigen, viel mehr mit den grauisigen Flecken des besondern Saftes verunreinigt sein müssen.

Unsere Phantasie sträubt sich, die Wege, welche die Staatsanwaltschaft ihr weist, einzuschlagen. Es ist eine schauerliche Nachtszene, wie sie in den krankhaften Fieberträumen eines Edgar Poe nicht wüster und ungeheuerlicher gespukt haben kann! Man denke sich Armand, dem Leon den Schlüssel zu der Wohnung eingehändigt hat, wie er in der Dämmerstunde des winterlichen Sonntags oder vielleicht gar in der Nacht, sich in das Haus schleicht. In der öden Wohnung brennt die niedrig geschraubte Gasflamme. Er gleitet langsam den Corridor entlang. Bei dem Geräusch seiner Schritte fährt er schauernd zusammen. Er ist allein mit der Leiche des auf seinen Anschlag meuchlerisch Hingemordeten. Er belastet sich mit dem schweren Körper, er trägt die schon erstarrte Leiche auf den Sessel nahe dem Fenster. Er wäscht die Wunde, er macht die unheimliche Toilette, und dann, nachdem diese entsetzliche Arbeit gethan ist, huscht er bebend und lautlos wieder von dannen.

Das ist unwahrscheinlich unheimlich. Die gerichtlichen Sachverständigen haben sich am Ende doch wohl geirrt. Und die Sachverständigen, welche die Verttheidigung herbeigerufen hat, sagen in der That genau das Gegentheil von dem aus, was die Sachverständigen der Anklage behaupten. Die Sachverständigen der Verttheidigung sind der Ansicht, daß das Blut in wenigen Minuten gerinne, und daß es bei der Beschaffenheit des Teppichs, welcher die flüssigen Theile schnell eingefogen, auch in verhältnißmäßig kurzer Zeit die Eindrücke habe bewahren können. Die vorgefundene Spur sei nicht der Eindruck eines Stiefels sondern eines Knies; die Behauptung Leons, daß er neben der Leiche niedergekniet, sie aufgerichtet, und daß dann die Blutung aufgehört habe, sei wissenschaftlich durchaus berechtigt. Es sei deshalb auch gar nicht auffällig, daß die Kleider Leons, wenn er auch die noch warme Leiche auf den Stuhl gebracht, nicht über und über mit Blut begossen seien.

Diese Darstellung gilt uns in der That als die wahrscheinlichere. Man darf annehmen, daß Leon, nachdem er Vernays erschossen hatte, seinen Brief an den Coroner geschrieben hat. Darüber ist einige Zeit vergangen, eine genügende Zeit, um das Blut auf dem Teppich so fest zu machen, daß es die Spuren eines Fußes oder eines Knies bewahren konnte. Alsdann hätte er die Leiche in die Stellung gebracht, in der man sie später gefunden

sich gereinigt und heimlich davongeschlichen. Der gruseligen Nachtszene bedürfen wir nicht, wenn sie auch der Staatsanwaltschaft zur Begründung ihrer Anklage gegen Armand erwünscht sein mag.

VII.

Während der ganzen Zeit vor dem Verbrechen, während desselben und unmittelbar darauf hatte Armand eine so unglaubliche Kaltblütigkeit gezeigt, daß die Vertheidigung mit Recht geltend machen darf, es gebe keinen Menschen, der sich als Mitschuldiger einer solchen That in dem Maße selbst beherrschen könne.

Am Abend vor dem Verbrechen, an demselben Tage, an dem er durch das Telegramm „Marie“ von der bevorstehenden Ermordung des Advocaten benachrichtigt sein sollte, hielt Armand im Ingenieurverein einen Vortrag über die Elektrische Ausstellung in Paris. Der Vortrag fand wegen seiner Vortrefflichkeit allgemeinen Beifall. Niemand nahm an dem Redner die geringste Spur einer ungewöhnlichen Erregung wahr.

Am Tage des Verbrechens frühstückte er in einer Restauration, ohne irgendwie auffällig zu werden; zu Mittag war er in eine Familie eingeladen worden, am Abend war er im Café. Er spielte, allerdings sehr schlecht, Domino. Die einzige Person, die an ihm eine besondere Erregung bemerkt haben will, ist das Dienstmädchen, das sich erinnert, daß er verschiedenumale hat Kaffee machen lassen, weil der Kaffee nicht gut gewesen sei.

Am 9., 10. und 14. Januar wohnte Armand bei Professor Habek in Lüttich. Er ging des Abend aus und kam allerdings sehr spät, gegen zwei Uhr Morgens nach Hause. Es ist erwiesen, daß Armand in diesen nächtlichen Stunden mit Leon, der aus dem benachbarten Lachen herüberkam, Zusammenkünfte gehabt hat. Unbegreiflich ist und bleibt es, daß Leon ganz gemüthlich an der Grenze von Belgien sich herumtreibt, und daß Armand nicht Alles thut, was geschehen muß, um Leon fortzuschaffen. Während dieser Zusammenkünfte in Lüttich hat Armand, wie er selbst zugiebt, Leon veranlaßt, von Basel aus als Henry Vaughan an den Untersuchungsrichter zu schreiben, wo sich die Leiche von Bernays befinde. Die Anklage erklärt diesen seltsamen Schritt damit, daß Armand, dem ja die Absicht zugeschrieben wird, Frau Bernays später zu heirathen, ein ernsthaftes Interesse daran gehabt haben müsse, die Identität der Leiche constatiren zu lassen; bei noch längerem Verborgenbleiben derselben hätte aber die Verwesung ihr vernichtendes Werk vielleicht so stark betrieben, daß diese Feststellung der Identität Schwierigkeiten gemacht haben würde. Leon richtet also von Basel aus den Brief an den Untersuchungsrichter. Er bleibt noch immer; er bleibt bis zu dem Augenblicke, wo er verhaftet wird.

Am 18. Januar wird die Leiche von den Behörden aufgefunden. Das Gas brennt im Corridor, das Gas brennt im Ofen; im Zimmer ist dreiund-

zwanzig Grad Hitze. Gleichwohl ist die Leiche noch so gut erhalten, daß der erste in das Gemach Eintretende glaubt, es sei ein Mann auf dem Lehnstuhl eingeschlafen. — Am folgenden Tage wird der Leichnam von der Wittwe recognoscirt. Am 20. Januar bringen die Zeitungen das Signalement des überall gesehenen Vaughan und den Verhaftsbefehl. Leon liest in Aachen die Zeitungen und bleibt ganz ruhig da, bis zum 27. Januar. Dann reist er nach Wien. Untermwegs hält er sich in Düsseldorf, Frankfurt und Würzburg auf. Wir haben nun kein Interesse mehr daran, die Thatfachen in ihren Einzelheiten zu verfolgen; kurz und gut: Leon macht keinen Versuch zu entkommen, und Armand correspondirt in unvorsichtigster Weise mit ihm. Diesem und jenem Freunde erzählt er, daß er ein Verhältniß mit einer Frau habe und bittet ihn, Briefe unter mysteriösen Adressen zu befördern und anzunehmen.

Inzwischen entsteht auf einmal, man weiß nicht recht wie, das Gerücht: Leon Pelzer müsse wohl mit Vaughan identisch sein. Es meldet sich Jemand, der Leon Pelzer während der entscheidenden Tage verkleidet als Vaughan in Brüssel gesehen haben will. Verschiedenen Leute, die mit Vaughan zu thun gehabt haben, werden die Photographien von Leon Pelzer vorgelegt, und diese recognosciren das Bild als das des zurechtgemachten Vaughan. Leon wird steckbrieflich verfolgt. Leon bleibt noch immer!

Am 20. Februar wird der Verhaftsbefehl gegen Leon veröffentlicht. In Wien erfährt Leon, daß er steckbrieflich verfolgt wird. Eine Depesche, die Armand an ihn richtet, wird von Leon mißverstanden. Leon reist von Wien ab und begiebt sich geraden Wegs nach Brüssel, in den Machen des Löwen. Es ist unbegreiflich, aber es ist so! Leon erklärt, daß er sich den Gerichten habe stellen wollen und daß ihm sein Bruder davon abgerathen habe. Am 3. März zeigt Leon Armand seine bevorstehende Ankunft an. Er bedient sich dazu der ihm von Armand angegebenen Adresse des Dr. Lavisé, der, wie man sich erinnert, Armands bester Freund ist. Armand hat auch ihm erzählt, daß er mit einer Dame in verbotenen Beziehungen stehe und daß er gerade in diesem Augenblick, da die Justiz jeden seiner Schritte und Tritte überwache, keine Mittheilungen direct von ihr empfangen könne. Lavisé glaubt seinem Freunde und glaubt auch der Versicherung Armands, daß Leon in Amerika sei.

In der Nacht vom 4. zum 5. März nach ein Uhr Morgens — Dr. Lavisé arbeitet in seiner Studirstube — klingelt es. Armand stürzt herein: „Bist Du mein Freund? Kann ich auf Dich zählen? Willst Du mir einen Dienst erweisen, den ich Dir nie vergessen werde?“ fragt er den Doctor in äußerster Bestürzung. „So höre: Leon hat mich hintergangen. Er ist nicht nach Amerika zurückgekehrt, er hat eine Depesche von mir mißverstanden und trifft mit dem Frühzuge in Brüssel ein. Er weiß nicht, was ihm bevorsteht. Denke an die Schande, die meinem Namen droht, denke an unsere Freundschaft. Ich bitte Dich: beherberge Leon!“

Lavisi weist dies Ansinnen zurück, und es ist erklärlich; denn Lavisi schöpft nun Verdacht gegen Armand. Aber den Schritt, den er darauf thut und den die Staatsanwaltschaft als einen Heroismus seltener Art preist, wird nicht Jedermann in demselben Maße rühmen.

Armand begiebt sich auf den Bahnhof und wartet dort den Zug ab, der in der Nacht in Brüssel eintrifft; er veranlaßt Leon, sofort umzulehren. Leon fährt mit dem nächsten Zuge wieder nach Deutschland zurück.

Dr. Lavisi berathschlägt das, was er nun zu thun habe, mit einem Freunde; er begiebt sich darauf zum Staatsanwalt und denuncirt Armand. Armand wird verhaftet und zwei Tage darauf auch Leon, der sich durch unvorsichtiges Benehmen verdächtig gemacht hat, auf Anzeige eines Bahnhofskellners in Köln.

Ueber Vieles haben uns die Verhandlungen gar nicht aufgeklärt. Es wäre doch sicherlich interessant gewesen, festzustellen, welcher Art die Beziehungen von Armand und Frau Bernays nach dem Verschwinden des Advocaten, nach der Auffindung der Leiche, bis zu dem Augenblicke der Verhaftung Armands gewesen sind. Wir erfahren darüber nur eine einzige Thatsache. Frau Bernays hat Armand, nachdem festgestellt war, daß Bernays durch Vaughau um's Leben gekommen ist, in feierlicher Weise auf Ehre und Gewissen gefragt, ob Armand in irgend welchen Beziehungen zu diesem Vaughau stehe? Armand hat diese Frage entschieden verneint. Außerdem hat sich Armand über die Vorgänge am 18. Januar, als die Leiche von Bernays aufgefunden wurde, von seinem Bruder telegraphischen Bericht erstatten lassen. Wir halten das bei den Beziehungen, die zwischen Armand und Bernays bestanden haben, auf alle Fälle für ganz erklärlich und brauchen der Sache nicht die Wichtigkeit beizulegen, die ihr die Staatsanwaltschaft beimißt, um darin einen neuen Beweis für die Mitschuld Armands zu finden.

Wir wissen nicht, aus welcher Quelle die Gelder geflossen sind, die Leon vorausgab hat.

Auch der Brief aus Basel behält einen geheimnißvollen Ursprung. Selbst wenn die Leiche von Bernays erst viel später und in einem Zustande entdeckt worden wäre, welcher die Recognoscirung erschwert haben würde, so würden die Kleidungsstücke des Ermordeten und die Papiere, die er bei sich trug, unzweifelhaft auf die richtige Spur gebracht haben.

Unerklärlich bleibt vor allem das psychologische Moment.

Man kann es nicht fassen, daß ein Mensch, der seinen Bruder so geliebt, wie Armand Leon, der diesen Bruder zu verschiedenen Malen vor dem Untergange gerettet und ihn immer unterstützt hat, denselben Bruder dazu verwendet, ein Werkzeug seiner mörderischen Pläne aus ihm zu machen. Man kann es nicht fassen, daß Leon, der zwar ein leichtsinniger, aber keineswegs roher und gemeiner Mensch ist, wie ein gedungener Bravo einen solchen Auftrag ausführt. Und doch sprechen alle Thatsachen dafür, und wir müssen sie hinnehmen und darauf verzichten, sie zu verstehen.

Bei der Verhandlung ist die Vertheidigung überall da, wo es galt, das Unwahrscheinliche nachzuweisen, glänzend gewesen; sie hat Zeugnisse beigebracht, die für Armand so rühmlich sind wie nur möglich. Hochangesehene Männer sind stolz darauf gewesen, ihn ihren Freund zu nennen. Keine Stimme von Bedeutung sagt das Geringste aus, was ungünstig für Armand wäre, und die Staatsanwaltschaft, die alle Hebel in Bewegung gesetzt hat, um nachzuweisen, daß man Armand ein Verbrechen zutrauen könne, hat in dieser Beziehung nicht das geringste belastende psychologische Moment vorbringen können.

Dagegen ist die Anklage überall da, wo es sich um die Darlegung der Thatfachen, um deren Verknüpfung, um den sachlichen Beweis handelte, siegreich gewesen. Sie hat nachgewiesen, daß Leon mit keinem andern Menschen in der wesentlichen Zeit verkehrt hat als mit Armand, daß der geheimnißvolle Murray nicht existirt, daß Armand, wenngleich er eine unmöglich erscheinende Selbstbeherrschung an den Tag gelegt hat, doch auf einige wichtige entscheidende Fragen mit fadenstcheinigen Lügen geantwortet hat; daß jene „Marie“, die Absenderin des Telegramms am Tage vor dem Morde, ebensowenig Fleisch und Blut hat wie der Murray Leons.

Am 27. November 1882 hat der Proceß begonnen. Sechszundneunzig Belastungszeugen und hundertundvierzehn Entlastungszeugen sind gehört worden. Die Verhandlungen sind in französischer Sprache geführt, die Zeugenaussagen in französischer, vlämischer, deutscher und englischer Sprache erfolgt. Die Vernehmung der Zeugen hat vom 29. November bis zum 10. December gedauert. Am 11. December begann die Begründung der Anklage; sie nahm drei Tage in Anspruch. Die Vertheidiger sprachen am 14., 15., 16., 18., 19., und 20. December. Am 21. December replicirte der Staatsanwalt; am 22. December antworteten die Vertheidiger; um dreiviertel sieben Uhr Abends waren die Verhandlungen geschlossen. Der Präsident richtete nun an die Geschworenen die vier Fragen: ob Leon Pelzer und Armand Pelzer schuldig seien, Wilhelm Bernays mit Vorbedacht und Ueberlegung ermordet, beziehentlich bei der Ermordung solche Hülfsleistungen getroffen zu haben, ohne welche das Verbrechen nicht hätte verübt werden können?

Die Geschworenen müssen sich ihre Ansicht sehr schnell gebildet haben; denn schon nach anderthalb Stunden haben sie das riesige Material, das mehrere Bände füllt, bewältigt und ihren Beschluß gefaßt. Ihre Antwort lautet auf alle vier Fragen: Ja. Stürmischer Beifallsjubel im ganzen Publikum. Der Präsident droht den Saal räumen zu lassen, wenn sich das Publikum nicht anständig beträgt. Er fragt Leon, ob er noch etwas zu bemerken habe. Leon erhebt sich und sagt in fieberhafter Erregung: „Ich bin schuldig, ich bin mit Recht verurtheilt; aber mein Bruder ist unschuldig! Das verkünde ich hier laut vor den Geschworenen. Es ist ein Justizverbrechen, gegen das ich protestire.“ Der Präsident ruft ihn zur Ordnung. Leon antwortete noch einmal: „Und ich halte meine Meinung aufrecht.“

Als Armand gefragt wird, ob er etwas anzuführen habe, erhebt er sich, streckt die Hand gegen die Geschworenen und ruft mit starker Stimme aus: „Der Fluch meiner Tochter falle auf Euch!“

Eine furchtbare Bewegung geht durch den ganzen Saal. Der Gerichtshof zieht sich auf einige Augenblicke in das Rathungszimmer zurück und verkündet sodann das Todesurtheil für Beide.

Daß die Wichtigkeitsbeschwerde zurückgewiesen und die Todesstrafe in Lebenslängliches Zuchthaus mit zehnjähriger Einzelhaft für jeden umgewandelt worden ist, haben wir schon berichtet.

VIII.

Die Verhandlungen dieses Processes, auf die wir ja natürlich nicht näher eingehen können, haben manche Schäden unseres modernen Gerichtsverfahrens wiederum recht anschaulich gemacht. Vor allem den bedenklichen Gang bei der Anklage sowohl als auch bei der Vertheidigung, alles zu beweisen, was für diese oder jene vortheilhaft, und alles zu entkräften, was für diese oder jene ungünstig wirken müßte. Eine Folge davon ist die Verdächtigung und Herabsetzung der Unbetheiligten, die durch irgend einen verhängnißvollen Zufall als Zeugen in die Verhandlungen eines Schwurgerichtsprocesses hineingezogen werden. Kein Zeuge, der eine wichtige Aussage macht, entrinnt der Verdächtigung. Wen die Staatsanwaltschaft schont, den beleidigt die Vertheidigung, und umgekehrt. Es ist geradezu zur Regel geworden, Zeugen die Wesentlichen aussagen, von der einen oder anderen Seite in ihrer Sittlichkeit herabzusetzen und ihre Glaubwürdigkeit in Frage zu stellen. Das, was im gewöhnlichen Leben als eine schimpfliche Beleidigung betrachtet wird: daß man den Nebenmenschen für einen Lügner hält, ist im Gerichtssaal etwas ganz Gewöhnliches. Und im Gerichtssaal sind doch die Umstände noch besonders erschwerend für die Beleidigung. Wenn Jemand in der Wirthsstube zum Ergötzen der Anderen ein bißchen flunkert und prahlerisch aufschneidet, und wenn man dann die Glaubwürdigkeit in Frage stellt, so hat das wenig Belang; aber hier werden solche Aussagen, die im vollen Ernste der Situation, unter Berufung an die wenige Strafe, gemacht werden, verdächtigt. Eine jede unbequeme Aussage, die irgendwie in bestimmter Form auftritt, und die diesem oder jenem, dem Staatsanwalt oder dem Vertheidiger nicht in den Kram paßt, wird nicht bloß als ein verzeihlicher Irrthum angezweifelt, sie wird gewöhnlich mit Rücksicht auf die zweifelhaften Charaktereigenschaften des Zeugen einfach als erlogen dargestellt. Geffentlich wird die Persönlichkeit des Zeugen in der Achtung herabgesetzt; man spürt nach seinem Vorleben, nach seinen Beziehungen und freut sich, wenn man irgend etwas aufreiben kann, was den Zeugen als einen mehr oder minder lasterhaften Menschen darstellt, auf dessen Worte nicht viel zu geben sei. Zieht man die äußerste Consequenz, so wären eigentlich

die meisten Zeugen, nach der Charakterisirung der Anklage oder der Vertheidigung, als Meineidige für das Zuchthaus reif.

In gradezu empörender Weise ist Frau Bernays behandelt worden. Allerdings hat die Staatsanwaltschaft später, nachdem sie das Zeugniß des Präsidenten de Longs gehört, andere Saiten aufgezogen und der Reinheit der unglücklichen Frau ein lobendes Zeugniß ausgestellt, dessen eine anständige Dame gar nicht bedürftig sein sollte. Selten ist eine Frau grausamer gestraft worden. Sie lebt in einer unglücklichen Ehe mit einem Manne, dem seine besten Freunde nicht nachrühmen können, daß er ein liebenswürdiger Gatte gewesen sei; sie ist im Munde der Diensthoten, die der Herr bevorzugt; ihr eheliches Leben ist die Hölle auf Erden, und das tragische Ende dieser qualvollen Ehe bildet die Ermordung des Gatten. Nun wird sie des Ehebruchs bezichtigt, nicht bloß von elenden Klatschbasen und gemeinen Diensthoten; auch der Sachwalter der anständigen Gesellschaft eignet sich wenigstens so viel von dem unsauberen Gewäsch an, wie ihm zur Verstärkung seiner Anklage gegen den Freund der unglücklichen Frau dienlich erscheint. Ihre Toilettengeheimnisse werden öffentlich und officieil besprochen. Diensthoten werden darüber vernommen, zu welcher Zeit sie sich das Corset auszieht; ein Arzt muß bei verschlossenen Thüren vor den Geschworenen ihre körperliche Beschaffenheit schildern. Und alles das geschieht, damit man Armand die Ermordung des Mannes dieser unglücklichen Frau zutrauen könne! Und die Frau ist rein, und die rohe Menge höhnt sie auf ihrem Wege. Frau Bernays mag unvorsichtig gewesen sein, im Gefühl ihrer Reinheit mag sie zu unbefangen mit ihrem Freunde Armand Pelzer verkehrt haben; aber die Sühne für diese Unvorsichtigkeit ist doch eine unmenschlich harte gewesen.

Den ruhigen deutschen Leser haben auch die Blüthen forensischer Beredsamkeit, die hier aufgesprossen sind, nur mäßig angesprochen. Es macht auf uns keinen angenehmen Eindruck, wenn wir sehen, wie der Ankläger sich beständig an die Angeklagten selber wendet, sie bei ihren Vornamen nennt und direct apostrophirt: „Da haben Sie, Leon, den entsetzlichen Plan gefaßt,“ und: „Da haben Sie, Armand, das und das gethan . . . Sie, Leon, sind ein widerwärtiger Komödiant . . . Sie, Armand, sind ein unheimlicher Schauspieler“ &c.

Mit welcher Trivolität die Angelegenheit von einigen Organen der Presse behandelt worden ist, ist kaum zu sagen. Am widerwärtigsten aber ist die Haltung der Menge bei diesen Verhandlungen gewesen. Die Menge war überzeugt von der Schuld der Weiden; sie nahm eine jede Aussage zu Ungunsten der Angeklagten mit Jubel auf, eine jede entlastende mit Murren. Es ist nicht zu begreifen, daß sich die Vertheidiger diese Kundgebungen des Publikums, das sich wie bei der ersten Vorstellung eines Spectakelstückes benommen hat, haben gefallen lassen.

Auch das Hineinziehen der Familienbeziehungen, namentlich der Eltern und der Kinder, um Rührung hervorzubringen, hat Etwas höchst unangenehmes, und die theatralische Verfluchung der Jury von Armand macht den guten Eindruck, den das Vorleben Armands und seine Haltung während des Proceßes auf den Unbefangenen hervorrufen muß, zu Schanden.

Jedenfalls bieten die in diesem Proceß als Angeklagte und Hauptzeugen verwickelten Persönlichkeiten ein so starkes und eigenthümliches Interesse dar, daß eine so ausführliche Schilderung der Vorgänge, wie sie hier versucht worden ist, nicht ungerechtfertigt erscheinen mag.





Illustrierte Bibliographie.

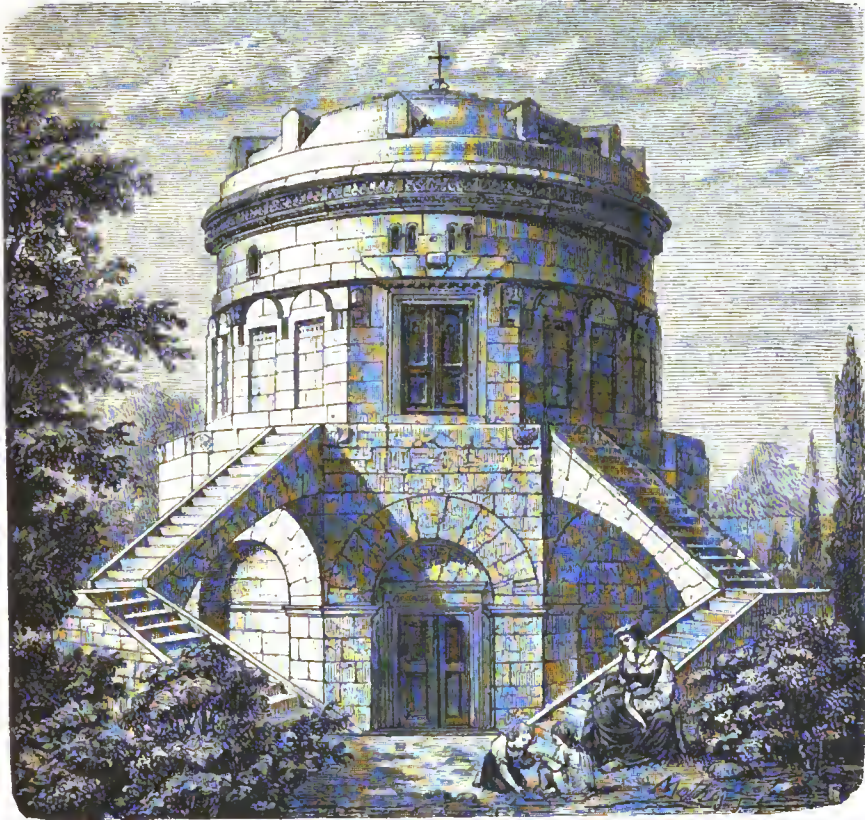


Die **Baukunst des Mittelalters in Italien** von der ersten Entwicklung bis zu ihrer höchsten Blüthe. Von Oscar Nothke. Mit 200 Holzschnitten und 7 Farbendrucktafeln. Gena, Hermann Costenoble.

Die Baukunst ist eine undankbare Kunst. Keine andere ist so wenig persönlich wie sie. Ihr Stoff ist so spröde und ihre Form so mächtig, daß es dem Schöpfer kaum gelingen will, dem Werke den Stempel seiner eigenen Natur aufzudrücken. Der Kenner wird an einem Gedichte, einem Gemälde, einem Bildwerke in der Regel Eigenschaften auszufinden wissen, die ihm bestimmen, dasselbe einem ganz bestimmten Meister zuzuschreiben; bei einem Gebäude dagegen finden sich solche Kennzeichen der Persönlichkeit nur verwischt vor. Und dem entsprechend wird weder der Name des großen Baumeisters so vollstänmlich wie der des großen Dichters oder Malers, noch haftet derselbe so untrennbar an seiner Schöpfung wie etwa der Gustav Freytags an einer seiner Dichtungen oder der Anton von Werner's an einer seiner großen Schildereien. Wer den großen Kurfürsten so herrlich auf das Ross an der langen Brücke gesetzt hat, das weiß in Berlin fast jedes Kind; aber nur Wenige werden wohl zu bezeichnen wissen, wer die einzelnen Flügel des königlichen Schlosses ausgeführt, oder wer das Brandenburger Thor errichtet hat. Bauwerke läßt man meist auf sich wirken wie Natur-schönheit: man nimmt sie hin, ohne nach ihrem Ursprung zu fragen. Deshalb ist es schwer für den Ba-ünstler, sich einen Namen zu schaffen. Die Meisten wirken ungenannt; und nur ein Schlüter, ein Schinkel, denen es gelingt, nicht nur in dem ganzen Bauwesen ihrer Zeit, sondern auch in der ganzen Kunstform und so gewissermaßen in dem Leben ihrer Zeitgenossen die Spur ihres Griffes zurückzulassen — nur sie bleiben für die Nachwelt leibhafte Persönlichkeiten.

Glücklicherweise findet diese Ungerechtigkeit eine Art Ausgleichung. Nicht darin, daß das Gebäude dasjenige Kunstwerk ist, das die größte Lebensdauer besitzt, oder darin, daß es, an der Straße errichtet, sich der Bewunderung auch des Nüchternen aufdrängt. Sondern die Baukunst hat überhaupt die Eigenschaft, den Menschen mächtiger zur Betrachtung anzureizen als ihre Schwesterkünste. Sie redet eine eindringlichere Sprache. In ihrem eigensten Wesen liegt ein starker Kern von Verstandesmäßigkeit,

stärker selbst als in der Dichtkunst. Der eigentliche Reiz jeder Kunst ist ja ein Geheimniß: etwas, was man nicht erklären, nur nachfühlen kann, ein unzerlegbarer Rest der in der Auflösung der Rechnung bleibt. Dieser Rest aber ist nirgends so gering als in der Baukunst. Es ist wahr, daß in den Beziehungen von Bauform und Stoff, von Lage und Umfang sich Manches findet, was unsere Schulweisheit nicht verständlich machen kann: die großartige Wirkung des Palastes Pitti, dieses ungeheuren, fast ungegliederten Steinwürfels, ist zum Beispiele ein Räthsel in diesem Sinne — im Allgemeinen indessen kann hier der Verstand dem Gange der Kunst von der Absicht



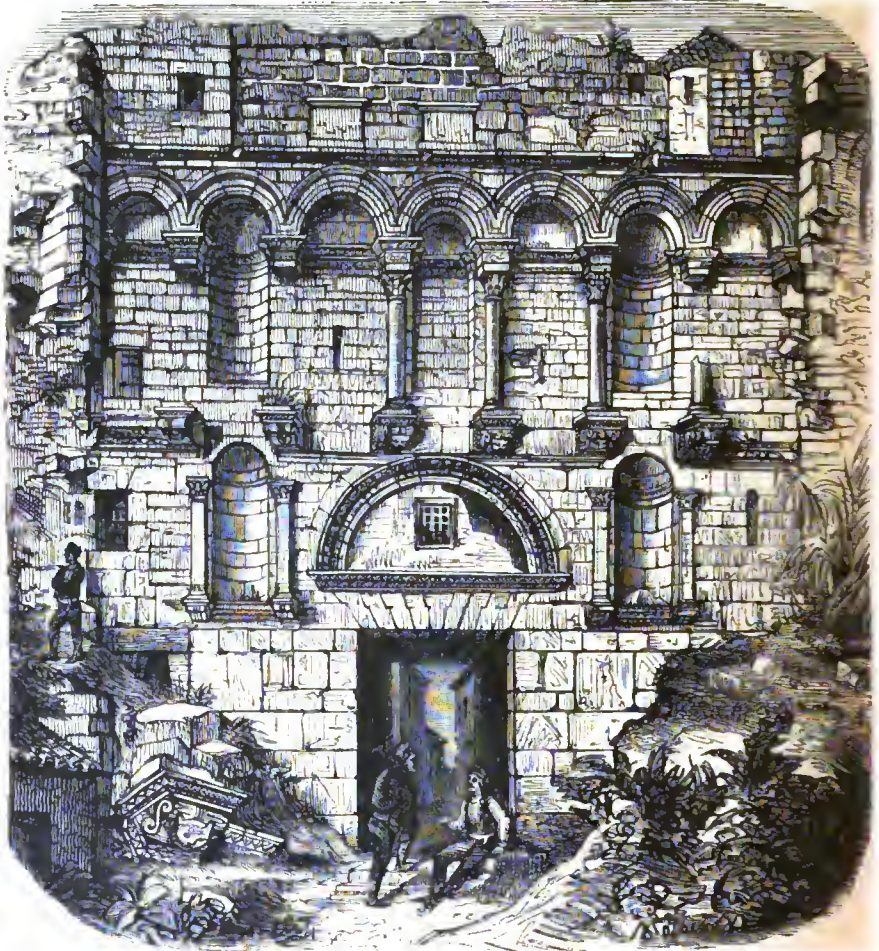
Grabmal Theodorichs in Ravenna. Restaurirt.
Aus Mothes: Baukunst in Italien. Sena, Costenoble.

bis zur Wirkung ziemlich folgen. Sie ist schon von ihrem Entstehen an so tief durchseht mit Berechnung, daß sie dem Verstande immer gemäß bleibt: „gefrorene Musik“, wenn Musik Harmonie bedeutet; doch weil man ihre Eindrücke festhalten kann, im Wesen der Musik, der verstandesfremdesten aller Künste, vollkommen entgegengesetzt. —

Daraus, daß die Baukunst so lebhaft zu den Verstande spricht, ergiebt sich die Anziehung, die gerade sie auf diesen ausübt. Das Theoretische keiner Kunst ist einerseits so fest ausgearbeitet, wie das der Baukunst, oder bietet andererseits eine so

anregende Beschäftigung. Daher wendet sich ihr der Verehrer des Kunstfreundes mit Vorliebe zu. Hand in Hand mit der Theorie geht aber die Geschichte: jene ist ohne diese nicht denkbar; und so leben die großen Baumeister wenigstens in den Büchern und in dem Gedächtnisse der Lesenden fort.

Es wäre müßig, hier an die Literatur der Baukunst zu erinnern; sie ist glänzend und ehrwürdig. In unserer Zeit hat sie einen neuen Aufschwung gewonnen. Man



Porta aurea zu Spoleto.

Aus Roßes: Baukunst in Italien. Venedig, Costenoble.

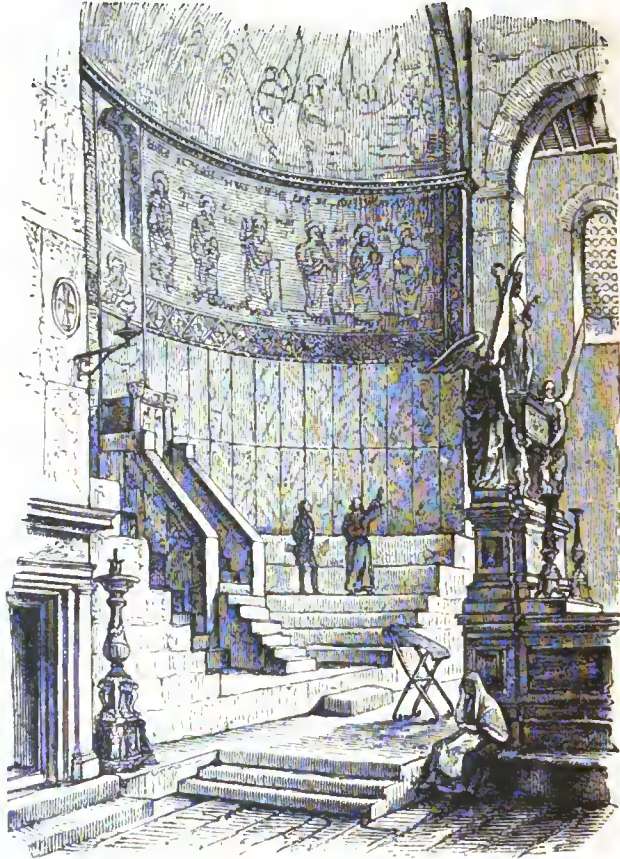
hat versucht, die Bauformen mit eingehenderem Verständnisse zu durchdringen; und die historische Betrachtungsweise wird aufmerksamer angewendet und bietet zugleich dem Forscher weit mehr Vergleichspunkte, als man irgend früher erreichen konnte. Der Grundzug unserer wissenschaftlichen Thätigkeit, den Stoff in einzelne Gebiete zu zerlegen, der Spezialismus, scheint sich hier erst später auszubilden als anderswo. Umfassende Werke der Theorie, Encyclopädien der Architektur, sind zahlreich noch in

jüngster Zeit geschrieben worden — eine der geistreichsten, die von Adamy, hat ihren Abschluß noch nicht gefunden. Fühlbar macht sich indessen schon jener Zug auf das Einzelne, und er wird an Stärke jedenfalls noch zunehmen. Man wird sich darüber nicht beklagen dürfen; denn diese Erscheinung ist berechtigt, den Stoff, der sich immer mehr häuft, kann auch hier ein einziger Mensch kaum noch übersehen, und doch darf man erst dann glauben verstehen zu können, wenn sämtliche Urkunden des Baugesieles durchforscht worden sind. Diese Arbeit ist ein Strom, der sich in die Tiefen stürzt, um sich dort in zahlreichen Andern zu zertheilen. Er entschwindet unseren Blicken, und es bleibt uns nur der Wunsch zu hegen, daß er, wenn er wieder zum Vorschein kommt, nicht trüb und sandig und verdicke einherschleiche von all den Körnern, die er zusammen-gespült. Wir haben an der modernen Geschichtsschreibung das traurige Beispiel davon, wie eine Wissenschaft im Selbstgenüßen ungenießbar werden kann. Die Baukunst ist wenigstens kein Stubenkind; und so erhält sie sich vielleicht ihre Frische.

Die Schrift von Oskar Mothes über die Baukunst des Mittelalters in Italien besitzt noch die alte rühmliche Eigenschaft der meisten Werke über Tektonik: sie ist lesbar geschrieben. Mothes, ein Leipziger, ist in seiner Heimath geschätzt, nicht nur als Baumeister, sondern auch als ein Mann, der an seiner Zeit reiblichen Antheil nimmt, ein rüstiger und unermüdblicher Arbeiter. Obgleich ausübender Künstler, steht er der Forschung nicht fremd gegenüber, und das vorliegende Buch ist ein Beweis, wenn nicht für seine Vielseitigkeit, so doch mindestens für die Gründlichkeit seiner Kenntnisse. Den ungeheuren Stoff — er reicht zurück bis in die Verfallzeit der antiken Architektur und bis hinein in die Blüthezeit der Renaissance — beherrscht er vollständig. Die Bauwerke Italiens, die in dieser Wiege der modernen Kunst so unvergleichlich zahlreich verstreut sind, hat er sämmtlich studirt, er hat die Literatur, von deren Umfange sich der Laie kaum einen Begriff macht, sich angeeignet und ist, unterstützt von Geschmac und Urtheil, gegenwärtig wohl einer der ersten Kenner dieses Stoffes.

Was die Baugeschichte Italiens so anziehend und so wichtig für die Erkenntniß macht, das ist nicht das Vorkerrschen etwa eines, constructiven Gedankens, der sich durchgehends in der Bauübung des Volkes nachweisen ließe. Es sind vielmehr zwei andere Punkte, die sich dem Blicke sogleich darbieten. Das ist einerseits der ununterbrochene Zusammenhang der Entwicklung. Was die antike Kunst an Formen befaßte, das entschwindet dem Gebrauche nicht. Es wird beharrlich weiter ausgeübt; und, selten genug! — man denke nur an den neuen Cultus mit seinen plötzlich geltenden Bedürfnissen — vertieft sich, inmitten allgemeiner Verrohung und Verarmung, die Leistungsfähigkeit und gewinnt den alten Formen ein ganz neues Leben ab. Der Cultus fordert weite Räume, und damit erhält der Gemöldebau, der im eigentlichen Alterthume auch bei den Römern nie folgerichtig ausgebildet worden war, eine ganz überraschende Bedeutung. Ist dies historisch interessant, so spielt eine andere Beobachtung mehr in das Gebiet der Völkerverpsychologie, wenn man sich dieses Ausbruchs bedienen darf. Italien hat während des ganzen Mittelalters und weit darüber hinaus eigentlich keine nationale Geschichte gehabt. Es war nur das Schlachtfeld der fremden Eroberer. Mit diesen, mochten sie auch fast durchgängig auf niedrigerer Culturstufe stehen als die Eingeborenen, kamen zahlreiche neue Kunstformen in das Land. Selbst die ersten Germanen haben deren einige eingebracht, und später wurden diese Einflüsse tiefer, es kamen sogar so ganz widersprechende hinzu, wie die sarazenischen gewesen sind. Aber bei allen diesen Einflüssen läßt sich bemerken, daß die nationale Eigenart der Italiener sich mächtiger bewiesen hat, als sie. Sie alle sind vollkommen verarbeitet worden: es sind Keime geblieben, deren Vorhandensein sich leicht nachweisen läßt, deren keiner sich indeß selbständig entwickelt hat. So hat es, um das schlagendste Beispiel anzuführen, streng genommen, keine italienische Gothik

gegeben. Die italienische Kunst hat den nordischen Gedanken übernommen, hat ihn aber so eigenartig benutzt, ihn so ganz entstellt, daß kein größerer Unterschied denkbar ist als der zwischen nordischer und italischer Gothik. Es ist, als ob dieses Volk von jeher einen Schönheitsinn ganz eigener Art gehabt hätte, so mächtig in seiner Individualität, daß ihm sich Alles hätte anschmiegen müssen. Es ist leicht zu sehen, daß hier außer den natürlichen Bedingungen, dem Klima und Boden, dem Volkscharakter u. s. w., auch geschichtliche mitgewirkt haben. Der Italiener konnte nie das Antik



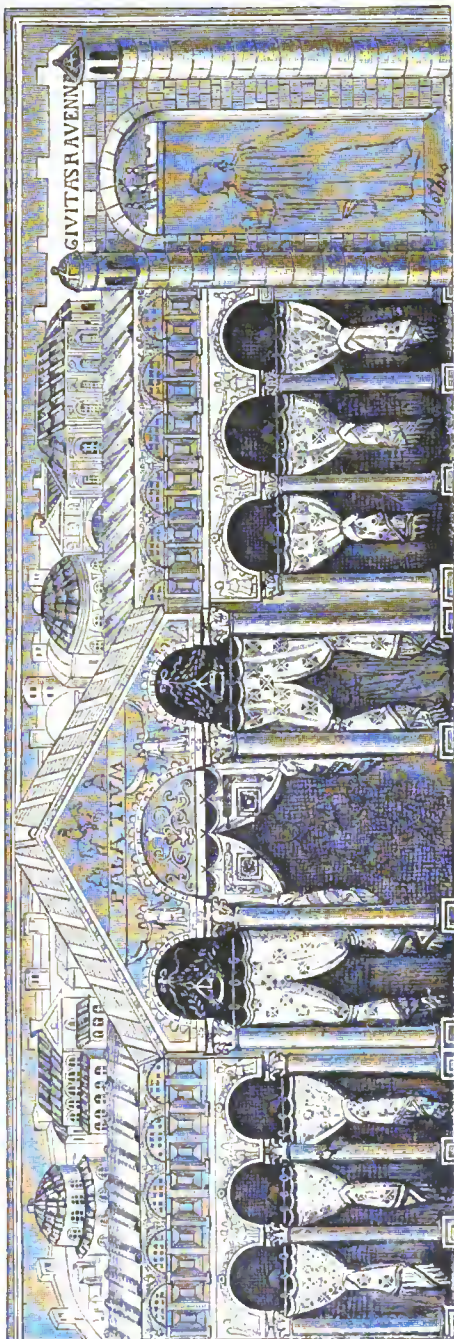
Apse der Kathedrale von Tonello.

Aus Mothes: Baukunst in Italien. Jena, Costenoble.

Vorbild so aus den Augen verlieren, wie die übrigen Nationen. Ueberall ragten die alten Reste in das Leben hinein. Und man liebte sie; auf ihnen hing das Auge des Italiens als auf den Bügen einer glücklichen Vergangenheit, sie rebeten zu diesem gleich mahnenden Vorbildern zum Nachstreben. Die Antike blieb das Ideal, das nie aufgegeben wurde.

Man kan sich keinen vorzüglicheren Leitfaden wünschen, als das Buch von Mothes: Die Entwicklung der italienischen Baukunst, um in jener diese Gesichtspunkte zu verfolgen. Mothes vereinigt auf das Glückliche die Eigenschaften des Gelehrten und

des Praktikers: und wenn ihn die Quellen im Etliche lassen, so bieten ihm seine Fachkenntnisse immer noch Gelegenheit, aus der Erhaltung der Bauwerke, aus dem Zustande des Stoffs und aus der Bauweise ziemlich sichere Schlüsse zu ziehen. Es läßt sich annehmen, daß er im Allgemeinen regelmäßig aus eigener Anschauung urtheilt. Einen großen Theil der Zeichnungen hat er auch selbst entworfen; und man braucht nicht zu zweifeln, daß auch dies dem Werke zum Vortheil gereicht hat. Den Absichten des Verfassers hätte ein anderer Künstler sicherlich nicht so genügen können — ganz abgesehen davon, daß Mothes ein tüchtiger Zeichner ist. Die meisten der Illustrationen sind in architektonische Perspektive aufgenommen — die bekanntlich derjenigen der Maler nicht entspricht. Auch sind, da mit dem Raum nicht gar zu verschwenderisch umgegangen werden durfte, mehrere verschiedene Aufnahmen, besonders architektonischer Einzelheiten, auf einen Stod geschritten worden, so daß der Laie biswellen ziemliche Aufmerksamkeit nötig hat, um sich zurechtzufinden. Doch ist die Ausführung so peinlich schön und klar, daß man durchaus nicht Grund hat, sich zu beklagen. Die übrigen Illustrationen sind italienischen Werken entnommen und kommen hier zum ersten Male in einer deutschen Ausgabe zum Abdruck: auch sie stehen vollkommen auf der Höhe der Anforderungen. Weßhalb aber ist unter einige das Wort inédit gedruckt? Hätte sich dafür keine deutsche Bezeichnung



Schloß des Theodorich zu Ravenna. Nach einem Profil. Aus Mothes: Kunst in Italien. Sena, Costenoble.

finden lassen? Und wenn sie auch um einige Buchstaben länger gewesen wäre! Man kann sich doch schon einer kleinen Mühe unterziehen, um einem so häßlichen, ungebrauchlichen Fremdworte zu entgehen. Wir nennen die Schriftsteller mit Dankbarkeit, die irgend eins durch einen heimischen Ausdruck ersetzen — wie sollen wir aber die bezeichnen, die neue einschleppen? Sie verüßdigen sich.

Dem Werke sind mehrere Tafeln in Farbendruck beigegeben, welche den viel-farbigem Bau der Italiener darstellen. Wir Deutschen fangen erst wieder an, uns an diese Weise zu gewöhnen, nachdem sie, für den Backsteinbau einst hochgeschätzt, vollkommen in Vergessenheit geraten war. Der Italiener hat sie immer gepflegt, und zwar hat er dazu die edelsten Steine verwenden können. Nothwendig giebt die schönsten Beispiele, auch vom inneren Schmucke der Bauwerke. Die Farbendrucke sind vorzüglich ausgefallen, trotzdem die Muster in recht kleinem Maßstabe wiedergegeben werden mußten. Die Ausführung rührt von J. G. Bach in Leipzig her — einer Werkstatt, deren wir bereits öfters ehrenvoll gedenken durften.

Zum Schluß noch einen Trost für schredhafte Leser. Durch den Anfang des Buches giebt sich struppig und unansehnlich die gebräuchliche historische Einleitung, die nun einmal bei deutschen Büchern unentbehrlich zu sein scheint. Auf den ersten Augenblick ist man beinahe empört über diese Zumuthung. Diese Thatfachen findet man ja leicht in einem Handbuche, und es scheint lästig, daß der Verfasser hier erst noch studii et eruditionis exemplum ablegen will. Man sagt sich, daß ein Forscher Alles wissen müsse, aber sich es nicht merken lassen dürfe, daß er gelernt habe. Zum Glück ist es nur der erste Eindruck, der so trostlos urtheilt. Entschließt man sich endlich, in diesem Sand seine Furchen zu ziehen, so pflügt man endlich annehmaliche Dinge heraus und gewahrt schließlich, daß man alles Gebotene brauchen kann, und daß auch nur das Unumgängliche geboten wird. Diese ganze Einleitung hat vielleicht keinen hohen Literaturwerth; aber zweckmäßig ist sie jedenfalls.

Von den Illustrationen geben wir einige Proben. Besonders hingewiesen sei auf die Denkmäler der Ostgothenzeit, die man nicht ohne eine Mischung von Neugier und Nüchternheit betrachten kann. An dem Mosaik des ravennatischen Schlosses ist merkwürdig, daß die Figur des großen Königs in der mittelsten Nische von späterem Halse ausgefüllt worden ist, doch sind ihre Spuren auch noch auf diesem Bilde zu erkennen. — Die Ausstattung des Buches, besonders Papier und Druck — Antiqua — ist ganz vorzüglich. — ck.

Geschichte der italienischen Malerei vom vierten bis ins sechszehnte Jahrhundert.

Von Wilhelm Lübke. Zwei Bände. Mit 397 Illustrationen in Holzschnitt. Stuttgart, Ebner und Seubert.

Vor Kurzem haben wir auf eine Aeußerung Lübkes über den modernen Holzschnitt Bezug genommen und als Muster volkstümlicher Kunstillustration Proben aus der Kunstgeschichte des Stuttgarter Meisters abgedruckt. Wir kommen heute auf jenen Gegenstand nicht zurück, sondern begnügen uns, aus Lübkes Geschichte der italienischen Malerei einige Blätter zu geben, um zu zeigen, wie seine Grundsätze sich auf diesem Gebiete bewahrheiten. Was Lübke verlangt: Anspruchslosigkeit und Wahrheit, das findet hier in der That seine Verwirklichung — und daß diese Forderungen begründet und die einzig maßgebenden sind, das braucht hier nicht erst erörtert zu werden. Bei näherer Betrachtung wird man diese Holzschnitte in der Verschiedenartigkeit ihrer Ausführung höchst interessant finden; man sieht hier sowohl die Nachbildung der Skizze, die dem Stifte des Künstlers ziemlich genau nachgeht, als diejenige des Tafelbildes, die fast bloß die Umrisse giebt, kaum noch Licht und Schatten darauf, und die darauf, den Reiz der Farbe nachzuahmen, weißlich verzichtet.



Aus: Süßle „Geschichte der italienischen Malerei“. Ebner & Seubert, Stuttgart.

Im Uebrigen haben wir über das Werk selbst kaum noch etwas zu bemerken. Es hieße dem Strome Wasser zutragen, wollten wir es noch loben: hat es doch bereits überall den gebührenden Ehrenplatz gefunden. Neben dem geistvollen Cicroux Burdhardt's, dem anziehendsten, was über diesen Gegenstand jemals geschrieben



Aus: Lübke „Geschichte der italienischen Malerei“.
Ebner & Seubert, Stuttgart.

worden ist, und dem Buche Crowe und Cavalcaselle's, die zum ersten Male versucht haben, dem großen Publikum die Gesichtspunkte der Technik zugänglich zu machen, behauptet es sich als die volkstümliche Geschichte der italienischen Malerei. Es sind ehrliche Bücher, diese Lübke'schen Werke: sie wollen dem Leser keinen Dunst von Gelehrsamkeit vorspiegeln, sondern erhalten sich rein für ihren Zweck und weisen die eigentliche Forschung ganz aus ihrem Gebiete. Daher kommt der Eindruck des Einheitlichen, den sie hervorrufen, des Gesunden, gleichsam Natürlichen, und daher

kommt auch ihr Erfolg. Schade ist, daß Lübke zu den revolutionären Auseinandersetzungen Vermoßens in diesem Buche noch nicht hat Stellung nehmen können. Es wäre zu wünschen gewesen, daß er seine Ansichten darüber auf diese Weise wirksam hätte verbreiten können. Wir heben noch eine Stelle in der Ein-



Aus: Lübke „Geschichte der italienischen Malerei.
Ehner & Seubert, Stuttgart.

leitung hervor: „Die Anschauung dieses reichen Stoffes“, sagt Lübke, „ist mir zuerst in der lehrreichen Gemäldegalerie des Berliner Museums aufgegangen.“ Das ist doch einmal eine offene, hinterhältige Anerkennung, deren man sich freuen kann! Wie viel hat man an unsrer Galerie gendregelt, und wie gern hat man immer übersehen, was sie bietet, auch wenn sie an Blendern und Wädelersternen arm ist. Mit diesem kleinen Lobe im Vorbeigehen wird Lübke Manchem mehr Freude bereitet haben als mit seiner ganzen, reichen literarischen Wirksamkeit. —ck.

Bücher über Musik.

I.

Die letzten Monate haben uns eine lange Reihe von Schriften über Musik gebracht, darunter neben manchem Unbedeutenden und Gleichgiltigen, auch einiges Wichtige und Interessante. Diese beiden letzteren Eigenschaften vereinigt in sich eine 86 Seiten umfassende Schrift **Ferdinand Hillers**, mit dem Titel „**Goethes musikalisches Leben**“ (Köln, W. Du Mont-Schauberg). Das liebenswürdige Büchlein ist ganz dazu angethan, das Vorurtheil von Goethes Theilnahmslosigkeit gegenüber der Musik zu zerstreuen. „Oft hörte ich es beklagen,“ sagt Hiller, „namentlich von gebildeten Kunstgenossen, daß Goethe der Musik wenig Neigung und Theilnahme

entgegenbrachte. Man hob dann hervor, wie viele Aeußerungen z. B. in den *Berles Chateaufears* Zeugniß ablegen von dessen leidenschaftlicher Liebe zur Tonkunst, und meinte, in den Schöpfungen unserer größten Dichter sei Aehnliches nicht zu finden. Vielleicht nicht in seinen populärsten dramatischen und epischen Dichtungen — wohl aber in seinen lyrischen. Forscht man aber tiefer nach Goethes Beziehungen zur Musik, wie sie aus seinen Correspondenzen, Tagebüchern, Gesprächen hervorgehen, sieht man sich den reichen poetischen Schatz an, den er dem Tondichter geboten, so kommt man zu dem Ergebnis, daß es in der ganzen neueren Literatur keinen großen oder auch nur bedeutenden Dichter gegeben hat, der so viel für Musik zu thun sich bemüht hätte, wie er.“ Unter allen Zeitgenossen dürfte kaum ein zweiter für eine solche Beweisführung mehr geeignet sein, als Ferdinand Hiller, einer der hervorragendsten Musiker unserer Tage, ein seiner classisch gebildeter Geist, ausgezeichnete Schriftsteller und dazu einer der wenigen Glücklichen, denen es bisshien gewesen, den Olympier von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Goethe widmete damals (10. Februar 1827) dem im 16. Lebensjahre stehenden Knaben Hiller, der im Begriffe war, mit seinem Lehrer Hummel von Weimar nach Wien zu ziehen, die folgenden Strophen:

Ein Talent, das Jedem frommt,
Hast du in Besitz genommen.
Wer mit holden Tönen kommt,
Ueberall ist Der willkommen.

Welch' ein glänzendes Geleite!
Ziehst an des Meisters Seite;
Du erfreust Dich seiner Ehre,
Er erfreut sich seiner Lehre.

Indem Hiller das lange Leben Goethes vor dem Leser vorüberziehen läßt, ausschließlich seinen Beziehungen zur Tonkunst und zu Tonkünstlern nachgehend, führt er den Dichter zumelst mit seinen eigenen Worten vor. Die Beweisführung erhält dadurch einen documentarischen Charakter und sie wirkt damit um so überzeugender. Ganz besonders plastisch tritt die Erscheinung Zelters hervor, dessen Freundschaft mit Goethe auf dem Boden der Musik sich gegründet hatte — die Bemerkungen Hillers über die tatsächliche Bedeutung Zelters erscheinen sehr zutreffend. Der Wunsch Hillers: „Daß nach dem Gegebenen für den Leser es wie für ihn selbst feststehen möge, daß Goethe die Tonkunst auf's innigste liebte, ehrte, empfand und verstand, daß aber leider sein Glück mit derselben seine Liebe dafür nicht gleichsam; daß er mehr säte als erntete, mehr gab als empfing, Höheres anstrebte als erreichte“ — dieser Wunsch wird sich in Jedem erfüllen, welcher den liebevollen Untersuchungen bis zum Schlusse gefolgt ist. Und wie leicht wird Einem diese Gefolgschaft gemacht — ist doch Ferdinand Hiller auch gleichzeitig einer unserer ausgezeichnetsten Feuilletonisten. Jede eine seiner Schrift bekundet diese Thatsache von Neuem und läßt den Wunsch nach Weiterem rege werden. Hoffentlich findet der Meister am Abend seines reichbewegten Lebens Ruhe, und seine Memoiren zu spenden: wir erhielten damit sicherlich einen der bedeutungsvollsten und interessantesten Beiträge zur Geschichte des musikalischen Lebens unseres Jahrhunderts. Das beweisen die gelegentlichen Bruchstücke, welche Hiller in Form von Erinnerungen hier und dort veröffentlicht hat; „Nord und Süd“ hatte sich etlicher derselben zu rühmen und die Monatschrift darf sie zu ihren erfreulichsten Beiträgen zählen. —

In mannigfacher Beziehung mit Hiller zu vergleichen, so verschieden auch die künstlerische Art der Beiden sein mag, ist Franz Liszt, von dessen „*Gesammelten Schriften*“ wiederum ein Band und zwar der fünfte unter dem Titel „*Streifzüge*“ vorliegt. Der von der Verlagsfirma Breitkopf und Härtel mit bekannter Opulenz ausgestattete

Band enthält „kritische, polemische und zeithistorische Essays“, die theilweise die Musik nicht berühren und für die Gegenwart von nur bedingtem Inhalte sind. An der Spitze begegnen wir einem fast die Hälfte des Bandes umfassenden aus dem Jahre 1850 stammenden Aufsätze „Zur Goethe-Stiftung“. Es folgt der Bericht über „Weimars Septembertag zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Carl Augusts 1857,“ dann eine Analyse von „Genais' Gedicht ‚Dornröschen‘ und Ruffs Musik gleichen Namens (1856)“, ferner eine umfassende Kritik über „Marx und sein Buch: die Musik des 19. Jahrhunderts“ (1855), eine andere des Ullrich'schen Pamphlets über Beethoven und schließlich ein „Brief über das Dirigiren“, ein denkwürdiges Blatt in der Geschichte des Dirigirens mit der Schlussfolgerung: „die wirkliche Aufgabe eines Kapellmeisters bestehe darin, sich augenscheinlich überflüssig zu machen — und mit seiner Function möglichst zu verschwinden. Wir sind Steuermänner und keine Ruderknechte.“ Auch der vorliegende Band giebt ungeachtet seiner in der Hauptsache veralteten Stoffe einen leuchtenden Beweis für die Vornehmheit von Sitzis menschlichem und künstlerischem Wesen, für seine Begeisterungsfähigkeit wenn es der Förderung des Edlen, für seinen schönen Eifer, wo es der Abwehr des Gemeinen gilt, sowie für seine ungewöhnliche schriftstellerische Begabung. Deshalb sei uns auch dieser Band gleich seinen Vorgängern willkommen; hoffentlich läßt der letzte, mit der glänzenden Phantasie über „die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn“ nicht allzu lange auf sich warten.

Auch **La Mara** (Frau Lipius) hat einen neuen Band — den fünften — ihrer **Musikalischen Studienköpfe** erscheinen lassen (Breitkopf und Härtel). Er beschäftigt sich mit den Frauen im Tonleben der Gegenwart und giebt Biographien und Charakteristiken von vierundzwanzig weiblichen Tonkünstlern, darunter Clara Schumann, Annette Essipoff, Adolina Patti, Amalie Joachim, Pauline Luca, Pauline Viardot-Garcia zc. Den vorausgegangener Bänden steht der vorliegende Band in jeder Beziehung um ein Beträchtliches nach, sowohl in Betreff seines allgemeinen Inhaltes, als auch besonders des literarisch-ästhetischen Wertes. Die Verfasserin bewegt sich diesmal fast ausschließlich in Superlativen, sofern sie nicht gelegentlich zur Unterstützung ihrer Wohlmeinung über die geschilberten Persönlichkeiten das Urtheil eines maßgebenden und kesonneren Kritikers citirt; die Lebensschicksale der Betreffenden werden gleichfalls zumeist in dem bekannten hymnenartigen Tone erzählt, wie er so oft jenen Biographien zu eigen sein pflegt, wie sie in illustrierten Frauenzeitungen als Beigabe zu dem Bilde irgend einer berühmten Frau erscheinen. Kurz: während die früheren Bände die „Studienköpfe“ im Lichte einer ernsthaften Leistung angesehen werden durften, muß der vorliegende Band als eine Dilettanten-Leistung bezeichnet werden, von geringem Werthe für die einschlägige Literatur.

Von einer erfreulichen Erscheinung in der Geschichte der musikalischen Journalistik, ja der Journalistik überhaupt erzählt **Ernst Pasque's** Broschüre; „**Vierzig Jahre aus dem Leben einer musikalischen Zeitung.** Eine Chronik ‚der Signale‘ von 1843—1883.“ Im November des Jahres 1842 ließ Bartholf Senff, damals ein junger Commis in der Friedrich Rittner'schen Musikalienhandlung, die erste Probenummer der „**Signale** für die musikalische Welt“ erscheinen, in Quart-Octav 12 Seiten stark und sauber gesetzt. Das Blatt nennt sich heut wie damals, es erscheint in genau demselben Format, Friedrich Andri druckt es heut wie vor vierzig Jahren, der Buchbindermeister von 1842 übt heut noch daran seine Falzkunst, Bartholf Senff ist heut wie vor 40 Jahren Redacteur und Verleger. All' das liefert ein schönes Beispiel andauernden und erfolgreichen Zusammenwirkens, wie vor allen Dingen der gesunden Grundlage und des praktischen Ausbaues des literarisch-musikalischen Unternehmens. Es fehlte damals, als Senff den Plan zur Gründung des Blattes faßte, besonders in dem musikalischen Leipzig, an einem musikalischen Blatt, daß nicht nur gelehrt, sondern volksthümlich gehalten, dabei im Stande war,

über Alles, was sich nur in der weiten bunten Welt der Töne ereignete, zu berichten, den theilhaftigen Leser zu orientiren, ihm rasch, mit wenig Worten nur Thatsachen zu melden, gleichviel, ob sie dem Bereich der classischen oder der heiteren Muse der Tonkunst, der älteren oder neueren Richtung angehörten; das ebenso gut zu erzählen wußte von den Talenten ersten Ranges wie von den im Werden begriffenen, ebenso untheilhaftig von großen Erfolgen auf jedem Gebiet der Tonkunst, wie von bescheidenen Darbringungen und persönlichen Leistungen. „Und dies Alles muß knapp ohne Präntension, wahr und ungeschminkt, besonders ohne alles unnützhige allzu gelehrte und kritische Beiwerk gebracht werden,“ sagte sich der zukünftige Herausgeber. „Es muß eben nur angedeutet — signalisirt werden!“

Was der Begründer der neuen musikalischen Zeitschrift wollte, wußte er ganz genau, was diese sein sollte, stand fest in seinem Geiste, nun handelte es sich nur noch darum, für das neue, nicht leichte Unternehmen die rechte Form, das Gewand zu finden, in dem es sich seinem zu gewinnenden Publikum mit Vortheil und zugleich mit Intentionen seines Schöpfers entsprechend präsentieren konnte. Er, der das Bedürfniß seiner Zeit klar und richtig erkannt hatte, konnte über die Form nicht lange im Unklaren sein. — Und daß er das Richtige gefunden, beweist der Umstand, daß die „Signale“ heute noch, nach einem vierzigjährigen Bestehen, wie die gleiche künstlerische Tendenz, auch dieselbe äußere Form: gleiches Gewand und gleiche Einteilung zeigen, wie bei ihrem ersten Erscheinen vor dem deutschen musikalischen Publikum. Wenn auch im Laufe der Jahre die Ueberschriften mancher Rubriken eine Aenderung zum Besseren erfuhren, der Inhalt blieb derselbe, und verschwand die eine oder andere derselben ganz, so geschah es nur, um in erneuter, verbesserter Form ins Leben zu treten. In der Hauptsache, wie in den Hauptpunkten ist die Zeitschrift sich jedoch gleich geblieben, von der ersten Nummer an bis zu der letzten des nun zu Ende gegangenen Jahrgangs 1882: kurze, belehrende und unterhaltende Leitartikel, rasche, knappe Berichte über alle nur einigermaßen interessante Vorkommnisse im Bereiche der Tonkunst aller Länder diesseits und jenseits des Oceans; knapp gehaltene Kritiken über Kunst und Künstler, deren Werke, persönliche Leistungen und Verhältnisse, sodann gleichsam als Zugabe kleine Charakterzüge, unterhaltende Anekdoten zc. aus dem Kunst- und Künstlerleben. So ist es heute, so war es vor vierzig Jahren, und dies zeigt unanfechtbar, daß der Begründer unseres Blattes seine Zeit und deren Bedürfnisse stets richtig erkannte. Wie viele musikalische Blätter entstanden — und vergingen in diesem langen Zeitraum, der beinahe ein ganzes Menschenleben umfaßt! Sogar Zeitschriften mit großen Mitteln, von bedeutenden geistigen Kräften unterstützt, erlagen den Zeit-Verhältnissen, die kleinen Signale lebten ruhig weiter, freuten sich ihres Daseins und erfreuten dadurch wieder zahllose Leser, die sie sich als Freunde erworben und, was noch mehr sagen will, auch als solche erhalten haben.

Basquès's Broschüre, welche übrigens abschnittsweise in der jubelnden Zeitung erschienen war, bringt mannigfache Einzelheiten zur Geschichte der musikalischen Journalistik der letzten von Jahrzehnten, natürlich in erster Reihe der „Signale“ selbst. Ein warmes und verdientes Lob wird einer der „drei festesten Stützen des Blattes“, dem Königsberger Louis Köhler ausgesprochen. Aber klingt es nicht wie Ironie, wenn von der „zweiten Stütze“ dem verblissenen „Haus-Berichterfatter der Signale“, Eduard Bernsdorf, in dieser Basquès'schen offiellen Hauschronik der „Signale“ das folgende zu lesen ist: „Eduard Bernsdorf ist der Hausberichterfatter unseres Blattes; was sich im Gebiete der Oper, der Concerte, des Conservatoriums zc. in Leipzig nur ereignet, entgeht seiner stellenweise scharfen Feder nicht und wenn er lobt darf dies als wohlverdient hingenommen werden.“ Und wenn, was zumeist geschieht — er tadelt, wie dann? Schade, daß Louis Köhler nicht in Leipzig ist! Der treffliche Redacteur und Verleger würde im fünften Jahrzehnt seines Blattes den Tausenden seiner Leser kaum eine größere und sagen wir dreist argere Ueberraschung bereiten können, als wenn er das wichtige Leipziger

Referat einer maßvolleren und in ihren Äußerungsformen urbaneren Persönlichkeit, als Herr Bernsdorf, anvertrauen würde. Das sine ira et studio ist diesem ein fremder Begriff: ira und studium — sagen wir: Horn und Creierung — sind ihm Selbstzweck. Herr Bernsdorf, befindet sich dem Genie und jedem Talente gegenüber in der Rolle des Menschen, dem dabei die eigenen Mißerfolge auf künstlerischem und literarischem Gebiete vor die Seele treten; daher „reißt er herunter“, um selbst größer zu erscheinen: mit dem vornehmeren Worte „Tadeln“ ist diese Form der Kritik nicht zu bezeichnen. Wir haben diesen starken Schatten hervortreten lassen um damit noch schärfer zu zeigen, wie viel Licht in den „Signalen“ vorhanden ist. Und dieses Lichtes möge sich die musikalische Welt noch viele weitere Jahrzehnte zu erfreuen haben und mit ihr Bartholf Senff, der umsichtige Begründer und Redacteur, der kunstsinig und geschmackvollen Musikverleger.

Goethe und kein Ende! Rede zum Antritt des Rectors u. s. w. Von Emil Du Bois-Reymond. Berlin, Buchhandlung der kgl. Akademie der Wissenschaften (G. Vogt).

Ja, schüttelt nur Eure Ketten! Das Goethewort möchte man auch dem geistreichen Naturforscher zurufen. Kommt doch auch er mit seinem ungeduldrigen Unmuthe nicht über Goethe hinaus und weiß sich keinen besseren Titel zu finden, als wiederum ein Goethewort. Und wenn er die Größe Goethes wirklich als einen Druck empfindet und wirklich meint, daß dieselbe auf unserer ganzen Entwicklung laste, so kann er sich doch sagen, daß eine Maßlosigkeit, wie er sie hier beweist, ihn selbst um die Wirkung richtiger Gedanken betrügen muß, denn die Festigkeit des Angriffs weckt in den Herzen der Mehrzahl eine gleiche Festigkeit des Widerstandes. Niemand wird Herrn Du Bois bestreiten, daß auf dem Gebiete der Naturwissenschaften seine Ansicht wenigstens subjectiv werthvoll sei; wenn er aber nicht bloß Goethe den Naturforscher, sondern auch Goethe den Dichter und den Menschen herunterzudrücken meint, so fällt einem doch das Wort des Apelles ein. Physiologie ist zweifellos ein ausgezeichnetes Fach, aber es ist keine Vorstufe der Aesthetik. Mit seinen Bemerkungen über den Faust hat Herr Du Bois bloß bewiesen, daß er von dichterischem Schaffen und von den Grenzen künstlerischen Darstellungsvermögens keine Vorstellung hat. Hat er auch bewiesen, daß er den Gedanken des Faust doch nicht recht versteht. Denn jenes „Solch ein Gewimmel mücht' ich sehen“ — ist wohl etwas anderes, als ein Freudenruf über das Gelingen eines simplen Wasserbaues.

Deutsche Dichter und Denker in Proben, Motto's, Selbstbekenntnissen und Urtheilen der Zeitgenossen. Literar-historische Auswahl bearbeitet von Dr. Friedrich Scherwald. Erste Lieferung: von den Anfängen der deutschen Literatur bis auf Hermann. Mit zahlreichen Portraits in Holzschnitt. Altenburg, Oskar Vonde.

Dieses Werk ist die zweite selbständige Abtheilung, in gewisser Art die Beispielsammlung einer ziemlich umfangreichen Literaturgeschichte. Unsere Schriftsteller müssen fortwährend auf der Jagd nach Originalität sein. Das zeitigt manches Unerfreuliche, bisweilen aber wirklich recht brauchbare Bücher, und zu diesen gehört auch das vorliegende. Es ist mit Geschick zusammengestellt worden, und so giebt es denn auch anschauliche Bilder der Dichter und Denker, mit scharfen Zügen, gleich Federzeichnungen, wie es in der Natur der Sache liegt, sobald der Porträtist darauf bedacht ist, ausschließlich das Kennzeichnende, Besondere zusammenzutragen.

Agnes. Liebeslieder und Gedankendichtungen von Moriz Carriere. Leipzig, F. A. Brochhaus.

Mancher wird das zierliche rothgebundene Büchelchen mit leichter Ueberraschung in die Hand nehmen. Bei dem Namen Carriere denkt man eigentlich an Bände von

gediegenem, wissenschaftlichem Formate. Sicher aber legt man diesen Benjamin seiner literarischen Kinder mit einem Gefühl der Freude und des Dankes aus der Hand — dafür, daß der Mann, der uns durch so viele Fragen geleitet hat, uns nun auch einen Blick in ein Stück seines Inneren vergönnt. Und obendrein ist es eine Poesie vornehmer Art, die wir hier kennen lernen, reich und tief im Gefühl und von vollendeter Schönheit in der Form.

— ck.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher:

- Ashers** Collection of English Authors Vol. 304, 305 Stevenson R. Lonia, New Arabian Nights, Hamburg Karl Grädener & J. F. Richter.
- Bachelin**, L. Hans Makart et les cinq sens, Paris, Librairie Sandoz & Thuillier.
- Baumgarten**, Prof. Dr., Eine deutsche Reveille zum Lutherfest. Ludwigslust u. Rostock, Carl Hinstorff.
- Berger**, Rudolf, Eine Fahrt durch's Land der Rastelbinder. Leipzig, E. L. Morgenstern.
- Burk**, Dr. Carl, Martin Luther. Stuttgart, Carl Krabbe.
- Chavanne**, Josef, Afrikas Ströme und Flüsse. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.
- Collection Spemann**, Bd. 35 B. Möllhansen, Der Leuchthurm von Michigan. Bd. 36 K. J. Weber, Demokritos. Bd. 37 Max Ring, Frauenherzen. Stuttgart, W. Spemann.
- Deutsches Familienblatt**, Bilderrnappen Lfg. 1 2. Berlin, J. H. Schorer.
- Dieterlohn**, Herrmann u. Ladolf Parisius, Bilder aus der Altmark. Lfg. 8. Hamburg, J. F. Richter.
- Düntzer**, Heinrich, Christof Kaufmann, der Apostel der Geniozeit. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).
- Elektro-technische Bibliothek**. Lfg. 1, 2, Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.
- Fulda**, Ludwig, die Aufrichtigen. Lustspiel in einem Aufzuge, in Versen. Heidelberg, Georg Weiss.
- Hagedorn**, F. v., Versuch einiger Gedichte. Lfg. 10 der deutschen Literaturdonkmal des 18. Jahrhunderts. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger.
- Hellwald**, Friedrich von, Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung. Lfg. 1. Augsburg, Lampart & Comp.
- Kaden**, Waldemar, Italien. Griebens Reise-Bibliothek Bd. 59. Berlin, Albert Goldschmidt.
- Koner**, Prof. Dr. W., Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin XVII. Band, VI. Heft. Berlin, Dietrich Reimer.
- Kretschmer**, Albert u. Dr. Carl Rohrbaach in Gotha, Die Trachten der Völker 22. u. 23. Lfg. Leipzig, J. G. Bachs Verlag.
- Lippert**, Julius, Allg. Geschichte des Priesterthums. Lfg. 1. Berlin, Theodor Hoffmann.
- Magenwirth**, Julius, Glockentöne. Geistliche Dichtungen. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer.
- Manega**, Rudolf, Die Anlage von Arbeiterwohnungen. Weimar, Bernhard Friedrich Voigt.
- Meyers** Hand-Lexikon Lfg. 11—25. Leipzig, Bibliographisches Institut.
- Moleschott**, Jac., Hermann Hottners Morgenroth. 1847—1851. Giessen, Emil Roth.
- Müller**, Hans, Armins Tod, dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Frankfurt a. M., C. Koenitzer.
- Negro**, C. del, Aufewig gebunden. 3 Bde. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).
- Nordlandfahrten**. Vierter- (Ergänzungs-) Band, Vierte Lieferung, 28. des Gesamtwerkes. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.
- Ohnet**, Georgos, Sergius Panin, Panan; Von der französischen Akademie preisgekrönt. Basel. Verlag von M. Bernheim.
- Pallaske**, Emil, Schillers Leben und Wirken. Elfte Auf., 2 Bde. Stuttgart, Carl Krabbe.
- Pfaff**, Erasmus, Welt- u. Lebensanschauungen. Dresden, Verlag von Carl Tittmann.
- Pitschmann**, Dr. Richard, Geschichte der Kunst im Alterthum, Lfg. 8—11. Leipzig, F. A. Brockhaus.
- Reinhard**, Hermann, Album des klassischen Alterthums. Stuttgart, Hoffmannsche Verlagsbuchhandlung. (A. Bleit.)
- Schröder**, Karl Julius, Die Aufführung des ganzen Faust am dem Wiener Hofburgtheater. Heilbronn, Gebr. Henninger.
- Schwler**, K., Deutscher Photographen-Kalender 1883. Weimar, Verlag der Deutschen Photographen-Ztg.
- Spir**, A. Studien. Leipzig, J. G. Findol.
- Sturm**, Julius, Ich bau auf Gott, neue religiöse Gedichte. Bremen, M. Heinsius.
- Taubert**, Franz, Handbuch des Luftsport. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.
- Turgenjew**, Iwan, Senilia, Dichtungen in Prosa. Uebersetzt von Wilhelm Henkel. Leipzig, Franz Duncker.
- Verhandlungen** der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Bd. IX. Nr. 10. Berlin, Dietrich Reimer.
- Vogt**, Carl und Specht, Die Säugethiere. Lfg. 5. München, Friedr. Bruckmanns Verlag.
- Voss**, Richard, Der Mohr des Zaren. Schauspiel in fünf Aufzügen. Frankfurt a. M., C. Koenitzer.
- Wachsmuth**, Dr. G. F., Diphtheritis. 2. Auflage. Leipzig, Woldemar Urban.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Inseraten-Beilage zu „Nord und Süd“.

Band 25. — Mai 1885. — Heft 74.

Insertionspreis

für die zweispaltige Nonpareilzeile ober deren Raum 50 Pfg. = 30 fr. österr. Währ. = 65 Centimes.

Für den Inhalt der Inseraten-Beilage verantwortlich Gebhard Wagner in Breslau.

Emanuel Geibel's Gesammelte Werke.

Dem deutschen Volke bieten wir hiermit
in 40 Lieferungen à 50 Pf.

die Gesammelten Werke seines Lieblingsdichters in einer elegant ausgestatteten Klein-octav-Ausgabe.

Emanuel Geibels Gesammelte Werke

kosten Mark 20.—, während die in ihnen enthaltenen Einzel-Ausgaben circa Mark 55.— kosten.

Inhalt: Gedichte. Zeitstimmen. — Juniuslieder; Julian. Episches Fragment. — Neue Gedichte. Gebichte und Gebetsblätter. — Spätherbstblätter. Heroldsrufe. — Poetische Erzählungen. Dichtgen. Oden, Elegien. Classisches Lieberbuch. — Dramaturgische Dichtungen: Brunhild. Die Korelieb. Echtes Gold wird klar im Feuer. — Sophonisbe. Meister Andrea. — Die Jagd von Bezier. — Gelegenheitsgedichte. Poetische Uebersetzungen aus dem Französischen, Englischen und Spanischen.

Die Erste Lieferung und Prospekte

durch alle soliden Buchhandlungen, sowie die

Stuttgart.

A. G. Cotta'sche Buchhandlung.

22 Medaillen.

Gebrüder Stollwerck, Köln.

23 Hofdiplome.

Chocoladen & Cacao's,

Zuckerwaaren- & Biscuit-Fabrik, Traganth-Waaren und conservirte Früchte.
Chinesische Thee's, Japan. Waaren.

Mit Dampf- und Maschinen-Betrieb von 350 Pferdekraft, eigener Maschinen-Werkstätte, Buchdruckerei mit Stereotypie, Klempnerei, Gas-Anstalt &c. ist es das ausgedehnteste Etablissement der Branche im Deutschen Reiche.

Im Verlage von E. Kempe in Leipzig erscheinen:

CAESAR

übersetzt von
Franz Vloet.

HERODOT

übersetzt von
Prof. J. Maehly.

PLUTARCH

übersetzt von
Dr. Paul v. Boltenstern
und
Dr. H. Stoessell.

**SALLUST,
TACITUS**

übersetzt von
Dr. Victor Pfannschmidt.

THUCYDIDES

übersetzt von
Prof. Dr. Eysenhardt.

XENOPHON

übersetzt von
E. Flemming.

Die grossen historischen Meisterwerke des klassischen Alterthums in musterhafter sorgfältigster Uebersetzung, elegant ausgestattet.

Etwa 130 Hefte à 50 Pf., oder 18 Bände à 4 Mk. Jeder Band ist einzeln käuflich.

Ueber die Tacitus-Uebersetzung sagt z. B. das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes“ 1881 No 24: „Wir tragen kein Bedenken, diese Uebersetzung für die beste zu erklären, die uns von klassischen Prosawerken bekannt ist.“

Aehnlich viele andere Urtheile. — Gleiche Sorgfalt ist auf die übrigen Autoren verwandt. — Bestellungen und Abonnements nehmen alle Buchhandlungen an.

Internationale Ausstellung für Colonien und Export,
 Unter dem Protectorate Sr. M. des Königs der Niederlande.
 Zugleich: Ausstellung moderner Kunst. — Historische,
 Niederländische Kunst-Ausstellung. — Ethnographische Aus-
 stellung. — Permanente u. temporäre Gartenbau-Ausstellungen.
 — Säger- u. Musikfeste. — Der Park wird elektrisch be-
 leuchtet und bleibt dem Publikum bis Mitternacht geöffnet. —
 Tägliche Concerte.
 Offizielle Eröffnung am 1. Mai 1883 durch I. I. M. N. den König und
 die Königin der Niederlande.

Amsterdam

Mai — 1883 — October.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Soeben wurde ausgegeben:

Richard Wagner.

Ein Lebensbild

von

Richard Pohl.

Gr. 8^o. 78 S. Velinpapier. Pr. M. 2.—

(A. u. d. T.: Sammlung musikalischer Vorträge Nr. 53/54.)

Diese kurzgefasste Biographie Richard Wagner's aus der Feder des ihm vertrauten, ältesten schriftstellerischen Freundes wird gegenwärtig besonders willkommen geheißen werden; dieselbe ist nicht ein Werk des Augenblicks, sondern von langer Hand vorbereitet und deshalb von bleibendem Werthe.

Nächst dem Lebensabrisse bildet die Geschichte der Opern-Reform R. Wagner's den Hauptinhalt der kleinen, würdig ausgestatteten Schrift.

Die aus dem Biliner Sauerbrunn gewonnene

PASTILLES DE BILIN

(Biliner Verdauungszeltchen)

bewahren sich als vorzügliches Mittel bei Sodbrennen, Magenkrampf, Blähsucht und beschwerlicher Verdauung, bei Magenkatarrhen, wirken überraschend bei Verdauungsstörungen im kindlichen Organismus, u sind bei Atonie des Magens und Darmcanals, zufolge sitzender Lebensweise ganz besonders anzuempfehlen

Depôts in allen Mineralwasser-Handlungen, in den meisten Apotheken und Drogen-Handlungen.

Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen)

→ Die Religionen ←

Soeben erschien:

Die Religionen, ihr Wesen, ihr Entstehen und ihr Vergehen

von

Dr. A. von Helmersen.

2. Auflage. Preis 1 fl. 50 kr. = 3 Mark.

Verlag Leykam-Josefsthäl in Graz.

→ und ihr Vergehen. ←

ihr Wesen

ihr Entstehen

Station
Wabern
b. Cassel.

BAD WILDUNGEN.

Salson
vom 1. Mai
b. 10. Octob.

Gegen **Etein, Gries, Nieren- und Blasenleiden, Bliesucht, Blutarmuth, Sypherie** etc. sind seit Jahrhunderten als specifische Mittel bekannt: **Georg-Victor-Luelle** und **Selenen-Luelle**. Anfragen über das **Bad**, **Vestellungen von Wohnungen im Badeloglehause** und **Europäischen Hofe** etc. erliegt:

Die Inspection der Wildunger Mineralq.-Actiengesellschaft.

Verlag von **Wilhelm Engelmann** in Leipzig.

Weber's Allgemeine Weltgeschichte.

Zweite Auflage.

Alle 2-3 Wochen eine Lieferung à 1 M. Jährlich 2-3 Bände; in 15 Bänden complet. Jeder Band einzeln käuflich. — Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Erschienen ist:

- I. Band: **Geschichte des Morgenlandes.** (Lieferung 1/7). 1882.
Sch. M. 7.—; einf. geb. M. 8.25, eleg. geb. M. 9.—
- II. Band: **Geschichte des hellenischen Volkes.** (Lieferung 8/14). 1883.
- III. Band: **Römische Geschichte bis zu Ende der Republik und Geschichte der alexandrinisch-hellenischen Welt.** (Lieferung 15/22). 1883.
à Band geb. M. 7.50; einf. geb. M. 8.75, eleg. geb. M. 9.50.

Verlag der k. k. Hofbuchh. **Haus Feller**
Karlsbad (Böhmen)

Wiel Dr. Josef (Zürich) Diätet. Behandlung, Band I: Tisch für Magenranke

5. Aufl. M. 4. Von diesem Bande wurden nahezu 20,000 Exempl. verkauft, auch ersch. franz., holländ., russ. u. schwed. Uebersetzung.

Band II:

Tisch für Lungenranke

(Bearbeitet von MDR. **Adolf Biermann**.) 1882.
Brosch. M. 4.

Band III:

Tisch für Fieberranke

(Bearbeitet von Prof. Dr. **J. Uffelmann**.) 1882.
[869] Brosch. M. 4.

Blas- und Streich-Instrumente, Cithern, Saiten etc.

empfehlen in ausgesucht tadelfreien Exemplaren.
Ia Referenzen.

Paulus & Schuster

Instrumentenfabrik, Markneukirchen, Sachsen.

Verlag von **S. Schottlaender** in Breslau.

Soeben erschien:

Dorfschwalben aus Oesterreich.

Frischer Flug.

Von **August Silberstein**.

III. Band.

Elegant broschirt M. 4.—; fein gebunden M. 5.—.

Silberstein, der Meister der Dorfgeschichten, übergiebt seinen vielen Freunden einen neuen Band der beliebten und weitverbreiteten **Dorfschwalben aus Oesterreich**, welcher sicher nicht geringeres Interesse wie die vorher erschienenen Bände bei den Verehrern des berühmten Autors erregen wird.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen
des In- und Auslandes.

Verlag von **S. Schottlaender** in Breslau.

Soeben erschien:

Blicke in die Religionsgeschichte

zu Anfang des
zweiten christlichen Jahrhunderts.

Von **Dr. M. Joël**.

Zweiter Band.

Inhalt: Der Conflict des Heidenthums mit dem
Christenthum und seine Folgen für das Judenthum.

Eleg. brosch. M. 4.—; fein geb. M. 5.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In-
und Auslandes.

Einladung zur Subscription

auf die

Stark Bibliothek

Vortheile des Abonnements.

I. Die „Drei-Mark-Bibliothek“ erscheint alle 3—4 Wochen in completeu, stets für sich abgeschlossenen Bänden üblichen Romanformates von je 17 bis 22 Bogen auf, die Augen nicht anstrengendem und künstlich approbirtem, gelb getöntem Velin-Papier in elegantestem Original-Einbände (ganz Leinwand) mit Goldpressung und Schwarzdruck à **3 Mark pro Band**.

II. Die erste Serie pro 1883 umfaßt **15 Bände**.

Jedem Abonnenten auf die complete Serie wird

==== **der XV. Band gratis** ====

ohne jedwede Nebenberechnung geliefert.

III. Die Bände der „Drei-Mark-Bibliothek“ sind sämmtlich gleichmäßig gebunden und können dieselben (für den Fall einer Domicil-Änderung o. dgl.) an jedem beliebigen Orte Deutschlands oder des Auslandes, auch in überseeischen Ländern, nachbezogen oder ergänzt werden, ohne daß für den Abonnenten der Anspruch auf Gratis-Lieferung des XV. Bandes verloren gehen würde.

IV. Falls keine Buchhandlung am Orte, oder bei sonst sich ergebenden Schwierigkeiten des Bezugs, ist die Verlagsbuchhandlung gern bereit, die Expedition der Bände der „Drei-Mark-Bibliothek“ zu vermitteln und wolle derselben nur bald entsprechende Mittheilung gemacht werden.

Breslau, 1883.

Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

München 1883 • Internationale Kunst-Ausstellung.

Unter dem Protectorate Sr. Majestät des Königs Ludwig II.

Geöffnet vom 1. Juli bis 15. October.

Die Allgemeine Zeitung

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung.)

== früher in Augsburg erschienen ==

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 Mark vierteljährlich (6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals) zu beziehen. Preis bei direkter Verendung unter Streifband monatlich 4 Mark (Mark 5.60 für die anderen Länder des Weltpostvereins) Quartalpreis bei wöchentlichem Verendung im Weltpostverein M. 14.40, außerhalb desselben M. 19.50. Probenummern nebst neuestem Quartal-Registrier gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze 2c. 2c. in Nr. 72 bis 78.

Gesellschaft und Staat. (II/IV.) — Fürst Gortschakoff 7. — Die Frage der Minoritätenvertretung. — Die Expropriation von Landbesitz der Eingeborenen zu Colonisationszwecken in Algerien. — Die neue Donau-Convention und die Ergebnisse der Londoner Konferenz. — Der polnisch-ruthenische Antagonismus.

Das Jahr 749 nach Erbauung Roms — das wahre Geburtsjahr Jesu. Von Prof. Sattler. — Dr. M. Rosenbergs: Das Heidelberger Schloß. Von W. Lübke. — Metrologie Münchener Künstler. (XXX.) — Runo Fischer und die „Kont.-Philologie.“ — Richard Wagner als Kind. Von F. Avenarius. — Wiener Briefe (CLV.) — Das Gerichtswesen der Landknechte. Von H. v. Zwiabined-Süßenhorst. — Die Kibbournharm'sche Manuscriptensammlung und ihre vermuthliche Entstehung. Von Dr. S. Dannehl. — Die Bayern auf der Universitäts. (I. Wie viel Bayern studieren und wo studieren sie.) — Shaftespeare's Selbstbekenntnisse. — Volksreligion und Weltreligion. Von W. Bender. — Ägypt. — Durch das Sambar zum Tereb Sina in Hamassien. Von John Frhrn. v. Müller.

Tarifconflikt und Vereinheitlichung des Eisenbahnbetriebes in der Schweiz. — Der auswärtige Handel der Türkei. — Die Zollfrage im Congreß der Verein. Staaten von Nordamerika.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Bad Homburg

Wirksame Brunnenkur bei allen Magen- u. Unterleibsleiden (Leber, Milz, Gellsucht, Gicht). Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moor-Bäder. Inhalationen für Hals- und Brnstleidende. Molkenkur. Heilgymn. Institut (Elektrotherapie, Massage). Kaltwasser-Heilanstalten. Luftkurort ersten Ranges für Nervenleidende u. Reconvalascenten. Bieg. Kurhaus m. Park. Vorzügel, Orchester, Theater, Casinos, Illuminationen etc.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

☀ NORD UND SÜD ☀

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben von Paul Lindau.

Erscheint in monatlichen Hefen (Leg. 80) in eleganter Ausstattung mit je einer Kunstbeilage in Farbdruck.

Preis pro Quartal (= 3 Hefte = ein Band) M. 6.—. Einzelne Hefte à M. 2.—

— Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. —



Natürliches Carlsbader QUELL-SALZ

(Pulverform)

in Glasflaschen
zu 100 und 200 Gramm

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit
obenstehender
Schutzmarke ver-
sehen und mit der
Firma:

**Carlsbader
Mineralwasser-
Versendung**
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz
oder in anderer als
oben bezeichneter
Verpackung
vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum
hiervor gewarnt.



**Natürliches
Carlsbader
Sprudel-Salz**
(krystallisirt)
in Glasflaschen zu 500, 250
und 135 Gramm.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit
obenstehender
Schutzmarke ver-
sehen und mit der
Firma:

**Carlsbader
Mineralwasser-
Versendung**
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz
oder in anderer als
oben bezeichneter
Verpackung
vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum
hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Pastillen

in $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{2}$ Schachteln
enthalten die wirksamsten Bestandtheile der Carlsbader
Mineralwässer.

Carlsbader Sprudel-Seife

in Stücken zu 125 Gramm
unter Controle der Stadt hergestellt.

CARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1883er. Frische Füllung 1883er.

Täglicher Versand

Quellen

und

deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	58 ³⁰ R.
Mühlbrunn . .	41 ⁰⁰ R.
Schlossbrunn .	44 ⁰⁰ R.
Theresienbrunn.	48 ³⁰ R.
Henbrunn . . .	49 ³⁰ R.
Marklbrunn . .	39 ⁰⁰ R.
Russ. Kronquelle	23 ⁰⁰ R.
Felsenquelle . .	47 ⁰⁰ R.
Kaiser Karls-Qn.	34 ⁷⁰ R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-
Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad 1/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeseische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.



Natürliches Carlsbader QUELL-SALZ

(Pulverform)

in Glasflaschen
zu 100 und 200 Gramm

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit
obenstehender
Schutzmarke ver-
sehen und mit der
Firma:

Carlsbader
Mineralwasser-
Versendung
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz
oder in anderer als
oben bezeichneter
Verpackung
vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum
hiervor gewarnt.



Natürliches

Carlsbader Sprudel-Salz

(krystallisirt)

in Glasflaschen zu 500, 250
und 135 Gramm.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit
obenstehender
Schutzmarke ver-
sehen und mit der
Firma:

Carlsbader
Mineralwasser-
Versendung
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz
oder in anderer als
oben bezeichneter
Verpackung
vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum
hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Pastillen

in $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{2}$ Schachteln

enthalten die wirksamsten Bestandtheile der Carlsbader
Mineralwässer.

Carlsbader Sprudel-Seife

in Stücken zu 125 Gramm
unter Controle der Stadt hergestellt.

CARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1883er. Frische Füllung 1883er.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

~~~~~

|                  |                     |
|------------------|---------------------|
| Sprudel . . .    | 58 <sup>oo</sup> R. |
| Mühlbrunn . .    | 44 <sup>oo</sup> R. |
| Schlössbrunn .   | 44 <sup>oo</sup> R. |
| Theresebrunn .   | 48 <sup>oo</sup> R. |
| Neubrunn . . .   | 49 <sup>oo</sup> R. |
| Marktbrunn . .   | 39 <sup>oo</sup> R. |
| Russ. Kronquelle | 28 <sup>oo</sup> R. |
| Felsenquelle .   | 47 <sup>oo</sup> R. |
| Kaiser Karls-Qu. | 34 <sup>7o</sup> R. |

—♦—

Carlsbader  
**TRINKKUR**  
im  
**Hause**

Quellen-  
Producte.

~~~~~  
CARLSBADER
Sprudel-Salz.

—
CARLSBADER
Sprudel-Seife.

—
CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad 1/Böhmen

sowie durch

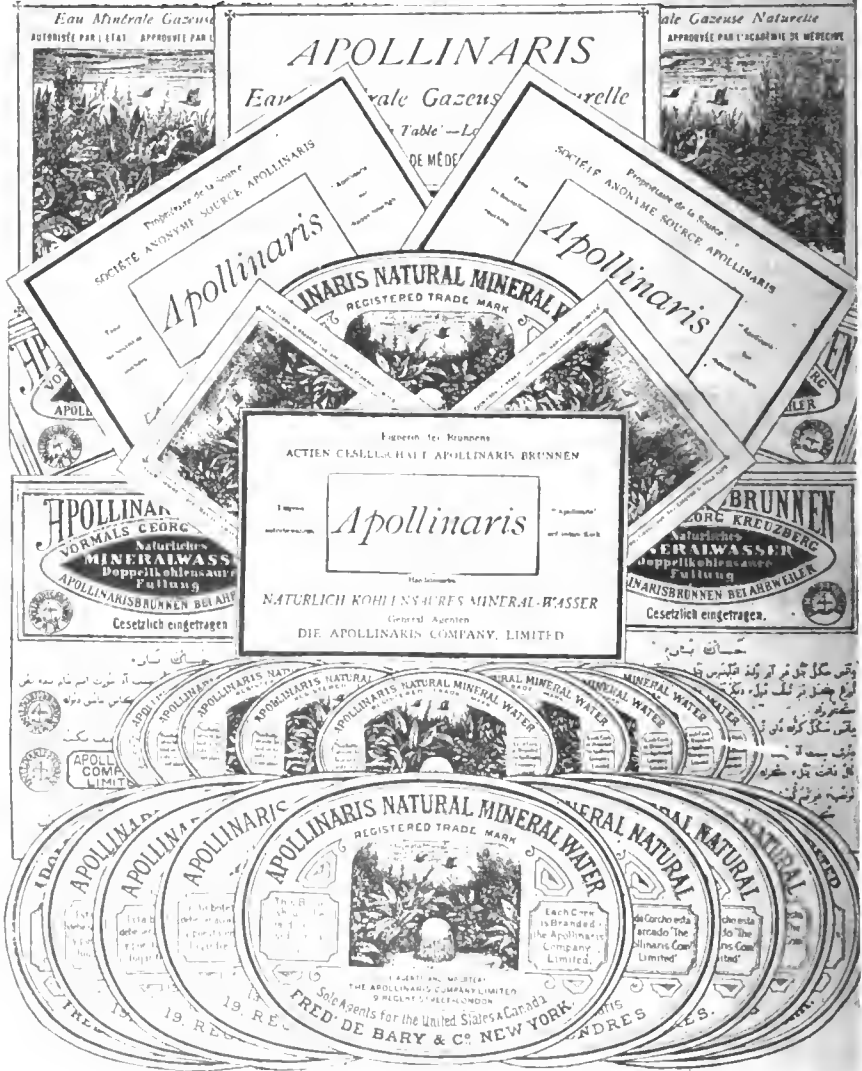
alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

Natürlich

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.
 APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.



KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.
DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED)
 Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.



Band 25. — Heft 75.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Juni 1883.

Breslau,
S. Schottlaender.

Juni 1887.

Inhalt:

	Seite
Wilhelm Jensen in Freiburg i. B.	
Der Wille des Herzens. Novelle	279
Carl Vogt in Genf.	
Goethes geologische Studien in Karlsbad und bei Franzensbad..	319
Georg Ebers in Leipzig.	
Das Alte in Kairo und in der arabischen Cultur seiner Bewohner. II.	337
Hermann Oelschläger in Cannstatt.	
Einladung nach Cannstatt. An Karl Cauer.....	354
Ludwig Pietsch in Berlin.	
Wassili Wassiliewitsch Wereschagin.....	359
Karl Braun-Wiesbaden in Leipzig.	
Wer hat das Pulver erfunden? Eine culturgeschichtliche Plauderei.	376
Preußen in Kurhessen.	
Erinnerung eines alten Offiziers an die preussische Expedition in Kurhessen im November und December 1850.....	384
Bibliographie	404

Hierzu ein Portrait von Wassili Wassiliewitsch Wereschagin. Radirung von Wilhelm Rohr in München.

„Nord und Süd“ erscheint in Nord und Süd, Leipzig, in der Buchhandlung von

C. Neumann, Neudamm-Str. 14, Leipzig.

Alle Buchhandlungen und Postämter erhalten die Zeitschrift gratis.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Berlin W 62, von der Herdstrasse 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Beilagen zu diesem Hefte

von

Levy & Müller in Stuttgart. (Normann. Perlen der Weltliteratur.)

S. Schottländer in Breslau. (Silbinnen der Presse, betr. 1840—1870. Dreißig Jahre deutscher Geschichte)

Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig. (Zeitschrift für die gebildete Welt,

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXV. Band. — Juni 1883. — 75. Heft.

(Mit einem Portratt in Radirung: W. Wereschagin.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Der Wille des Herzens.

Novelle

von

Wilhelm Jensen.

— Freiburg i. B. —

I.

Es war in einem jener stillen Dörfer, wie sie noch jetzt, von der Hast und dem Gelärm verwandelter Zeit unberührt, zwischen den kleinen Landseen, Kornäckern, Wiesengründen und Buchenwäldern Norddeutschlands weltabgeschieden daliegen. Der spitze, graue Kirchturm sah weit über diesen, sich gleichartig wiederholenden ländlichen Wechsel und in der Entfernung einiger Wegstunden auf die blaue Ostsee hinaus, daß man ihn geraume Weile vom Bord der vorüberziehenden Schiffe wahrte. Doch wie er diese nicht an sich heranwinkte, so zog er auch keine fremden Gäste auf der ziemlich holprichten Nebenlandstraße, die dicht unter ihm fortlief, herbei. Der Geschäftsmann fand keinen Anlaß, des Wegs daher zu kommen, denn die Bauern lieferten nach Vorkäuterbrauch ihren Roggen und Weizen den Müllern der Umgegend und ihren sonstigen Uberschuß an Bodenerzeugnissen für das Bedürfniß der Einwohner des nächsten, etwa zwei Meilen entlegenen Städtchens. Und auch die Wanderlust, die nach landschaftlicher Schönheit trachtete, suchte das Dorf nicht auf.

Dennoch bot es von solcher in der Nähe genug, aber freilich nicht auf den ersten Blick und nicht für den Vorübergehenden. So war es unberühmt geblieben und ist's noch heut; kein Reisehandbuch thut seiner Erwähnung. Vielleicht ginge auch Mancher, der beredte und begeisterte Worte über die Erhabenheit, Herrlichkeit und veredelnde Wirkung der Natur besäße, daran vorbei, ohne irgend etwas von Schönheit wahrzunehmen.

Ich weiß nicht, ob das Dorf friedvoll ist und jemals war. Vermuthlich haben die ältesten Erdenmitbewohner der Menschen sich von Anfang

auch dort mit eingenistet gehabt, Krankheit, Roth, Meid und Zwietracht, Sie alle werden nach irdischem Brauch wohl stets treulich da und dort am Herd unter friedlich rauchenden Schornsteinen mitgefessen und ihr wechselndes Gespinnst zwischen Windeln und Sterbehemd angefertigt haben.

Aber für meine Vorstellung liegt es in einem tiefen, nie getrüben Frieden. So vertraut meiner Erinnerung jedes Haus, jeder Baum, jeder Stein ist, gleicht es mir einem fremden Ort in dem eigenthümlichen Gefühl, mit dem man einen solchen durchwandert. Ein freundlicher Dufftschleier, dem der Raja vergleichbar, hält alles Trübe, Unbefriedigte, Gehässige verdeckt, das Auge gewahrt nur arbeitsam schaffende Thätigkeit, wechselseitige Förderung, anheimelnde Wohnstätten und frohgenießende Erholung. So sieht man aus der Weite in goldenem Abendlicht einen weich hingestreckten Gebirgskamm, dessen Inneres wildzerfurchte Schründen birgt, in denen hilflos Herabgestürzte um Luft und Leben ringen.

Wie meine Gedanken über hundert Meilen und ein halb hundert Jahre zu dem Dorfe hinüberwandern, liegt es klar in seinen einfachen Zügen und doch seltsam doppelt vor meinem Blick, zugleich am Sommermorgen und am Sommerabend. Auf der alten Kirchenmauer aus großen Findlingsblöcken und den halb überwachsenen Grabsteinen davor, auf den bemoosten, fast schwärzlichen Strohdächern, den kleinen, bunten Blumengärten, den Wandbänken vor den Hausthüren an der weißen Straße — überall sind Sonnenlicht und Schatten in fließender Bewegung. Doch draußen, wo die schlanken, grauen Buchenstämme über durchsonntem Busch aufsteigen, an dem der vielgetrümmte Bach sich entlang windet, dort ist für meine Vorstellung stete Mittagsruhe und Unbeweglichkeit. Nur die weißen Glanzwolken ziehen blendend drüber hin; die Thurmglöcke summt aus der blauen Luft herab, der Kukul ruft, traumhaft, nun hier, nun dort.

Der Bach floß am Südrande des Dorfes quer über die Landstraße, für Fußgänger spannte sich ein alterstümlicher Holzsteg drüber hin, die Wagen fuhren seit Menschengedenken in ländlicher Ursprünglichkeit hindurch. Gewöhnlich reichte das halbbrieselnde Wasser jedoch kaum zur Mitte der Radspeichen hinan, die kleinen Dorfknaben brauchten ihre Röcke nicht weiter als über die Knie aufzuschlagen, um mit den bloßen Beinen darin herumzuplättschern. Nur um ein Weniges abwärts indeß vertiefte sich das Gewässer in feuchtem Wiesengrund. Dort ward es ruhig, dunkel und abschüssig, und breite Teichrosenblätter mit weißen Kelchen schwammen darauf.

Die Straße führte vom Bach in einigen Minuten gradaus zum Pastoratshaus. Es lag der Kirche dicht gegenüber, ein kleines, umfriedigtes Gehöft, dessen Scheune und Viehstall sich rückwärts an das einstöckige Wohngebäude anlehnten. Alles war ziemlich baufällig und wetterverwaschen; unter den Sachverständigen und in der Gemeinde selbst bestand schon seit Jahrzehnten kein Zweifel über die Nothwendigkeit eines Neubaus, allein der Staat theilte sich an dieser Erkenntniß nicht, und aus eignen Mitteln vermochten die Zu-

gehörigen der Pfarrei die Herstellung eines andern Hauses nicht zu bestreiten. So steht das alte unverändert noch heut'.

Drinne jedoch war es in seinen einfachen Stuben freundlich und behaglich, und wir Alle befanden uns wohl und gern darin. „Wir“ bildeten einen sechsköpfigen Hausstand, der Pastor Steinkopf, seine Frau, zwei Töchter, Eberhard Wigand und ich. Von uns beiden letzteren stand ich der Familie als entfernter Verwandter näher und wuchs unter der Vormundschaft des Pastors im Hause auf, während Wigand in demselben als fremder Kostgänger und Zögling verweilte. Er war der Sohn eines verwitweten, reichen Hamburger Kaufmanns, als kleiner Knabe schwächlich gewesen und deshalb vom Arzt auf's Land geschickt worden. Später verheiratete sein Vater sich wieder und machte sich unter den neuen Verhältnissen muthmaßlich nicht viel aus der Trennung von seinem Sohn, denn er ließ diesen auf seinen Wunsch bereitwillig auch fernerhin bei uns im Pastorat. So fühlte Eberhard Wigand sich von früh auf beinahe gänzlich von seinem Elternhause abgelöst, betrachtete sich gleich mir als zur Familie des Pfarrers gehörig und ward von Allen so angesehen. Er und ich standen in brüderlichem Verhältniß zu einander und gleicherweise in geschwisterlichem zu den beiden Mädchen, die sich ungefähr im nämlichen Alter mit uns befanden. Wir redeten uns Alle mit zutraulichen Abkürzungen an; statt Eberhard hieß er stets nur Ebert, Ottilie und Henriette waren in Ottili und Henni umgewandelt, ich ward, nach meinem Vornamen Robert, Rob genannt.

Der Pastor Mathias Steinkopf gehörte der strengsten lutherischen Glaubensrichtung an, doch verband er mit derselben ebensowohl ungewöhnliche praktische Verständigkeit, als einen idealen Grundzug für Schönheiten der Natur, Dichtung und Kunst. Er bildete in allen Angelegenheiten den Rathgeber seiner Gemeinde und zumeist erfolgreich den Helfer als Arzt, als Landwirth und Geschäftskundiger. Selten entstand im Dorfe eine Rechtsstreitigkeit, die er nicht zur Zufriedenheit beider Betheiligten schlichtete und ihnen den weiten, kostenreichen Weg zum Gericht ersparte. Trotzdem schied er den Pfarrer nicht vom Menschen, beide waren unzertrennlich in ihm verbunden; wenn er seinen Rock auszog, um einem Bauer auf der Wiese in Hemdsärmeln Beistand beim Heuaufladen zu leisten, blieb er nicht minder der Seelsorger, als im Summar auf der Kanzel. Was er im täglichen Leben vollbringen mochte, vergab seinem Ansehen nichts, er that Alles aus dem Drang einer hilfsbereiten Natur, welche keine Furcht kannte, die Würde seines Standes zu beeinträchtigen. Gott hatte den Menschen ein unberrückbares Ziel gesetzt und Jedem stand es als oberstes Gebot vorgeschrieben, diesem unablässig entgegen zu trachten. Aber die Wege dorthin führten durch mancherlei Drangsal und Nöthigkeit der Erde, welche der Pastor Mathias Steinkopf, sobald er das Kanzelgewand abgelegt hatte, keineswegs als geringfügig erachtete. Gleichgiltigkeit und Unachtsamkeit seiner Pfarrangehörigen für ihre leibliche Wohlfahrt versetzte ihn, selbst wenn sie eifrige Kirchgänger

waren, in zürnenden Eifer; Streben nach irdischem Gedeihen und Freudigkeit am Leben galt ihm auch als eine Pflicht gegen den Schöpfer. So war er selbst stets das Vorbild einer heiteren Zuversicht, scherzte gern in launigem Frohsinn mit Alt und Jung. Sein Geist und seine ungewöhnliche klassische Bildung überragten unbedingt Alles, so weit der spitze Dorfsturm in's Land sah, und hätten ihm auch in einer großen Stadt bedeutendes Ansehen verliehen. Doch er trug kein Verlangen nach einem solchen, sondern war mit der ländlichen Stille seines Wirkungskreises fest und freudig verwachsen. Wie er so zuerst mir deutlich in die Erinnerung tritt, mag er in der Mitte der fünfziger Jahre gestanden haben.

Seine Amtseinnahme befand sich dagegen in keinem Verhältniß zu seiner geistigen Befähigung, so daß ihm als Zuschuß zu derselben das Kostgeld einiger Böglinge höchst erwünscht fiel. Er war ein ausnehmend tüchtiger Lateiner und bereitete uns zur Secunda eines Gymnasiums vor. Unnachgiebig streng während des Unterrichts, zeigte er sich nach Beendigung der Lehrstunden stets bedacht, uns volle Freiheit der Erholung zu vergönnen, theilte sich nicht selten mit an unseren abendlichen Spielen im Garten. Unsere Anhänglichkeit an ihn war ebenso groß, wie unsere Scheu vor ihm; er machte keinerlei Unterschied zwischen seinen eigenen Kindern und Ebert und mir. Mein Gedächtniß bewahrt ihn dankerfüllt als eine seltsame Mischung blinder orthodoxer Gläubigkeit und geistvollen, klugen, edlen Menschenthums.

Die Pastorin stand ihm nur wenig im Alter nach, doch erheblich an geistiger Begabung. Dagegen genoß sie weitem den Ruf einer sorglichen, emsig thätigen Hausfrau, war immer mild, gütig und ausgleichend, wo einmal Uneinigkeit oder Verstimmung drohte. Ebert und ich nannten sie Tante Hanne und wandten uns gemeiniglich mit unsern kleinen Anliegen an sie. Ottilie und Jenni hatte die Natur nicht besonders mit Schönheit bedacht, ihnen davon nicht viel mehr als frühlich lebendige Augen mitgegeben. Unter sich waren sie nach Mädchenart sinnig, mit uns nach Knabenart ausgelassen und herumtollend.

Ebert Wigands innerstes Wesen habe ich nie völlig begriffen. Trotz unserer engen Freundschaft und Gemeinschaft bei Tag und Nacht blieb etwas zwischen uns, nichts Gewolltes, noch weniger Gegenseitliches, doch eine unsichtbare und unnennbare Scheidewand, über die wir nicht hinüber kamen. Manchmal schien sie verschwunden, aber dann stand sie wieder, nur mit der Empfindung zu fassen, in alter Weise da. In seinem Gemüth lag ein Unberechenbares, man wußte nicht, wie man dasselbe antraf, konnte es mit dem gleichen Recht für weich, süßsam und träumerisch, wie für heftig und unbeeinflussbar halten. Wir Andern schenkten ihm stets vollstes und niemals bereutes Vertrauen, allein wir fühlten dabei, daß er es nicht in gleichem Maße erwiderte. Wie seine Augen zuweilen etwas Verschleierte besaßen, hielt seine Seele sich in ihrer letzten Tiefe zumeist verschlossen. Trotzdem

war er mir von jeher, auch als ich das Wort noch nicht kannte, im höchsten Grade sympathisch, und jedes Herz flog ihm beim ersten Anblick zu. Ich habe nie einen eigenartiger schönen Knaben gesehen, als die Erinnerung mir sein Bild bewahrt.

Und ich sehe ihn überall neben mir, am meisten in dem großen Garten, der hinter dem Hofraum des Pastorats langgestreckt tief in die stillen Wiesen und Kornfelder hinunterlies. Hier dichtbuschig und von hohen alten Bäumen überwölbt, dort in bunter, hochwuchernder Sommerblumenpracht, über der schillernde Käfer und Schmetterlinge blitzten und gaukelten. Der Garten hatte besonders um die Mittagszeit, wenn alles Gewerk ruhte, einen lautlos traumhaften Glanz, nur die Tauben gurrten leis vom First der Scheuer. Ueberall aber, von jeder Stelle leuchteten mir, nun im hellen Licht, nun unter'm schattenden Laub Ebert Wigands stahlblaue Augen entgegen und schimmert sein goldbraunes Haar durch's Gezweig.

Doch wie ein Moment sich manchmal, ohne daß man weiß warum, unverlöschlich einprägt, so gewahre ich ihn am Deutlichsten in der Regungslosigkeit eines Sunimittags. Ich war auf den heißen Wegen bis zum untersten Rande des Gartens hinabgegangen, wo derselbe an eine breite, einsame Wiese stieß, und trat durch das kleine Hecksförtchen auf diese hinaus. Ein undeutlicher Schimmer reizte meine Neugier, so daß ich noch ein Stückchen aufwärts lief; da lag plötzlich Ebert vor mir im hohen Gras zwischen nickenden Sternblumen und blauen Glocken, im leisen Hauch flimmerten die Halme über seinem Kopf. Er hörte mich nicht, sondern sah ohne Bewegung gegen die Sonne und die langsam ziehenden, schneehellen Wolken im Blau. Erst als ich frug: „Woran denkst Du, Ebert?“ fuhr seine Stirn auf und er blickte mich eine Secunde lang geblendet ungewiß an. Dann antwortete er kurz: „Nichts — was soll' ich denken?“ sprang rasch in die Hüh' und fügte drein: „Ich glaube, es hat zum Mittag gekläutet,“ und wir gingen zum Hause hinan. Aber er sprach nicht auf dem Weg und legte nicht wie sonst seinen Arm um mich.

Wie in seinen Stimmungen, ließ er auch in seinen Neigungen sich schwer voraussagen. Im Allgemeinen schien er an Thieren kein besonderes Gefallen zu finden und blieb gleichgiltig dabei, wenn Andere solche bewunderten. Doch einen von ihm aufgefundenen, aus dem Nest gefallenen, jungen Vogel zog er mit unermüdblicher Sorgfalt groß, arbeitete viele Tage hindurch daran, ihm einen geräumigen Käfig zu verfertigen, und war untröstlich, als der Insasse desselben trotz aller Pflege eines Morgens todt am Boden lag. Der Pastor sagte bei dem Anlaß einmal mit seinen still beobachtenden Augen: „Er will etwas für sich allein haben.“

Ich glaube, das traf das Richtige und gab den Schlüssel zu Ebert Wigands Wesen. Er glich selbst einem jungen, früh vom Nest in die Fremde hinausgerathenen Vogel, und ungeachtet seiner vollen Zugehörigkeit zur Familie des Pastors trug er das Gefühl einer Heimath in sich, dem das Pfarrhaus

nicht entsprach. Daraus erwuchs ihm das Verlangen, etwas für sich zu haben, das ihm allein gehörte, ein Thier, einen abgelegenen Winkel im Feld, seine Gedanken, die Sonne. Dann wollte er mit Niemandem theilen, sonst schenkte er freigebig Alles hin.

* * *

Etwas aufwärts vom Pastoratsgebäude lag der Dorfplatz mit einer alten Linde in der Mitte, unter der sich am Sommerabend die Kinder zum Spielen ansammelten. Wir nahmen indeß niemals daran Theil, ich vermag nicht recht anzugeben, weshalb. Es war uns nicht verboten und es hätte im vollsten Widerspruche zur Sinnesart des Pastors gelegen, eine aristokratische Scheidewand zwischen uns und der Dorfjugend zu ziehen, aber thatsächlich konnte es solchen Anschein erregen. Vermuthlich hatte es sich im Anfang unvermerkt so gestaltet und dann als Gewohnheit, als gewordener Brauch fortgesetzt. Wir waren uns für unser Treiben selbst genug und trachteten nicht zu den Andern hinaus, sobald sie in Menge beisammen waren, obwohl wir jeden Einzelnen kannten und uns beim Begegnen mit ihm begrüßten. Und gleicherweise blickten sie uns manchmal über den Dugsterwall an der Straße zu, doch es kam niemals Einer herüber, an unserm Spiel theilzunehmen. Aus ihren Augen sprach freilich eher, daß eine gewisse Scheu sie gegen ihren Wunsch abhielt.

Sinkshin begrenzte den Lindenplatz das ziegelbedeckte, für die Verhältnisse des Dorfes ziemlich stattliche Schulhaus. Jemand, der darin das Abc erlernt und später in Amerika zu Reichthum gelangt war, hatte die Schule mit einem erheblichen Legat bedacht, so daß die Lehrerstelle eine außergewöhnlich gute Besoldung eintrug. Ueberdies gehörte ein umfangreicher Garten zur Wohnung; er stieß unmittelbar an den des Pastorats und lief gleich diesem in's Feld hinaus. Die Grenze zwischen beiden Gärten bildete ein hoher, dichter Zaun, der nirgends einen Blick herüber und hinüber werfen ließ. Am unteren Ende, der Wiese zu, stand der Trennungswall mit mehreren Zwetschgenbäumchen besetzt, deren blaustufige Früchte im Herbst oft massenhaft zu uns herüberhängen. Wir durften indeß keine davon berühren, denn sie gehörten nach der anderen Seite, ebensowenig aber kam der Schullehrer in den Pfarrgarten, um sie einzuernten. So fielen sie alljährlich ab und verderben ungenutzt am Boden, nur zahlreiche Admirale erfreuten sich an ihnen. Es schwirrte dort an sonnigen Septembertagen förmlich von den schönen, rothflammenden Faltern.

Der Grund dieser, von uns als durchaus zweckwidrig betrachteten und heimlich vielbebauerten Pflaumenverderbnis lag in einem Widerspruch zwischen der Pastorfamilie und dem Schullehrer, obwohl der Letztere zugleich den Küster- und Organistendienst versah. Es hatte nie ein Zerwürfniß gegeben, doch eine Abneigung von Anfang an bestanden, die sich in völligem Mangel an Verkehr außer den amtlichen Beziehungen kundthat. Vielleicht war dieselbe

ursprünglich keine wechselseitige gewesen, aber die Zurückhaltung des Pastors hatte sie dazu gemacht. Zwischen diesem und dem Lehrer bestand allerdings ein völliger innerer Gegensatz. Er hieß Daniel Wentstern und besaß viele jener Eigenschaften, die einen jungen Seminaristen häufig zu einer lächerlichen, einen älteren zu einer unliebenswürdigen Persönlichkeit machen. Oberflächliche Halbbildung und eine gewisse Belesenheit in modernen Schriften hatten ihn mit großem Hochmuth erfüllt; er war von seiner Unsehbarkeit überzeugt, streute fremdzungige Redensarten, mit Vorliebe lateinische, um sich und glaubte, obwohl er von den Sprachen selbst nichts verstand, auch diese zu beherrschen. Unter den Dorfbewohnern trat er mit dem Aussehen eines in allen Wissenschaften und Weltkläufen Erfahrenen auf und versetzte die Gläubigen durch unverständige Rathschläge nicht selten in mancherlei Nachtheil. Da er in seiner Jugend keine Erziehung genossen und keine sichere äußere Form gewonnen hatte, auch von Hause aus etwas linksich gewesen sein mochte, suchte er diesen Mangel durch eine erkünstelte steife Haltung und auf den feineren Sinn komisch wirkende Gravität zu verbergen, war jedoch allmählich dahin gelangt, sich selbst als ein Muster gebildeten Behabens anzusehen. So trachtete er in Allem über seinen Stand, sein Können und Wissen auf den Schein hinaus und erregte dadurch das Mißvergnügen des vollständig umgekehrt gearbeteten, nur auf das Rechte blickenden Pastors. Der Lehrer hatte schon vor diesem seine Stellung innegehabt und betrachtete ihn deshalb seinerseits als einen Neuling in der Gemeinde. Er war verwittwet und besaß nur eine Tochter, der er, seinem ganzen Wesen entsprechend, einen ungebräuchlich fremdartigen, übrigens schönklingenden Namen beigelegt hatte, von dem er behauptete, daß derselbe von seiner in Ostfriesland reichbegütert gewesenen Urgroßmutter herstamme. Sie hieß Rhena und stand uns im Alter wohl ein oder zwei Jahre nach. An Sonntagen ging sie städtisch aufgeputzt, weit eleganter als die beiden Pastorstöchter, und ward staunend von den andern Dorfkindern begafft. Im Allgemeinen hielt sie sich von diesen abgefordert, nur manchmal vermochte sie offenbar einen heftigen Drang, auch an Lust, Spiel und Gesfrei theilzunehmen, nicht zu bezwingen und mischte sich unter den Schwarm an der Linde, stand aber gewöhnlich nach kurzer Zeit wieder allein abseits und sah dem Treiben geringschätzig zu. Zwischen uns und ihr dagegen bestand keinerlei Verkehr, muthmaßlich auf Geheiß ihres Vaters, doch vermied sie uns, wie es schien, ebenso sehr aus eigenem Antriebe. Sie war die Einzige im Dorf, mit der wir uns auf der Straße nicht begrüßten; wenn wir ihr begegneten, that sie, als sehe und kenne sie uns nicht. Nur einmal fing ich einen Blick von ihr auf, aus dem eine heiße, verschwiegene Erregung funkelte; ich glaube, wir hatten über ihren kostspieligen, aber geschmacklosen Sonntagsstaat laut gelacht. Die ungewöhnlich beträchtliche Einnahme ihres Vaters ermöglichte ihm die häufig wiederholte Erneuerung eines solchen, und er hielt es unverkennbar seiner Bedeutung angemessen, diese auch stets durch die äußere Erscheinung seiner Tochter vor Augen zu

stellen. Der Pastor nannte sie nicht anders als den Grasaasen, und Athena Wencklern gegenüber verließ ihn seine sonstige, aus dem Herzen stammende Gutmüthigkeit. „Das ist eine Zwetschge, die nicht weit vom Stamm fällt,“ sagte er, „von der Sorte drüben, an denen Niemand Nuß und Freude hat, als das Gezücht am Boden, wo sie verkommen.“

* * *

O ein Sommerabend im Dorf, wie steht er mir mit allem Zauber erster Knabenempfindung vor der Seele! Wenn die Sonne schräg hinabstieg, ihr tiefes Gold über Waldstämme, Felder und Strohdächer legte, in den fernen Wiesengründen eine Sense bei der Heumahd blitzend auffunkeln ließ. Da und dort hob sich zwischen den stillen Aedern eine vereinzelte Eiche oder Buche aus den Feldzäunen, ihre Blätter flimmerten leichtbewegt in Licht und Wind, und ein einsamer Vogel zwitscherte leise auf die nickenden Aehren hinab. Metallen summend ging die Glocke des Thurmes über Dorf und Land, die langen, weichen Schatten wanderten mäßig gen Ost. Es war nichts zwischen Himmel und Erde als Frieden, Schönheit und ein heimliches, namenloses Sehnen in der Brust.

An einem solchen Sommerabend einmal kamen Ebert Wigand und ich zum Dorf zurück. Wir waren am Nachmittag, wie die Unterrichtsstunden aufgehört, weit in's Feld hinausgelaufen und hatten vertraulich darüber geredet, wer uns lieber sei, Otti oder Henni. Ich glaube, es geschah zum ersten Mal und vom Zufall veranlaßt, daß wir einen derartigen Vergleich zwischen ihnen anstellten, und mit der Ernsthaftigkeit und gewichtigen Prüfungsdauer zehnjähriger Knaben moegen wir unser Urtheil hin und her, obwohl die Waagschalen eigentlich keine Unterschiede aufwiesen. Wenigstens faßte Ebert schließlich das Ergebniß dahin zusammen: „Als Schwestern sind mir Beide recht und gleich lieb, aber —“

Da er anhielt frug ich: „Was aber?“

„Heirathen möchte ich keine von ihnen,“ fügte er als Antwort hinzu.

Der Gedanke war mir so neu, wir könnten Otti oder Henni einmal heirathen, daß ich zuerst laut lachte. Doch dann erschien es mir gleich darauf im Gegentheil als durchaus natürlich, vernünftig und fast selbstverständlich, und ich erwiderte verwundert: „Warum willst Du's nicht? Mir ist es ganz gleich, welche von ihnen meine Frau wird.“

Aber er schüttelte, mich anblickend, ernsthaft den Kopf: „Weißt Du, meine Frau müßte keine Schwester und auch nicht Vater und Mutter, Niemanden sonst auf der Welt haben.“

„Dann muß sie wohl vom Mond heruntergefallen sein,“ versetzte ich. Darüber lachte er jetzt auch und sagte: „Oder auf einer Sternschnuppe, Hob, das wäre noch besser,“ und wir wanderten zwischen den allgemach abendstill um uns liegenden Feldkniden heimwärts. Nur vor uns, vom Dorftrand her scholl Lachen und aufjauchzendes Geschrei, ein Duzend Kinder

tummelte sich in dem Bachgeriesel der Landstraße. Die Knaben hatten ihre Hosen hoch aufgestreift und die Mädchen ihre Röcke über'm Knie zusammengerafft, so wadeten sie durcheinander, plätscherten und bespritzten sich mit blinkenden Tropfen. Ebert und ich blieben auf der Mitte des Holzstegs übergelehnt stehen und sahen zu. Zu unserer Verwunderung erkannten wir Rhena Wenkster mit unter dem Schwarz; der köstliche Abend schien sie verlockt zu haben, ihre Strümpfe und ihre Schuhe auszuziehen und sich gleichfalls an der allgemeinen Vergnüglichkeit zu betheiligen. Doch nach ihrer Art machte sie nur kurz mit den Andern gemeinsame Sache und wanderte bald abseits allein durch das Wellengeplätscher umher. Das verdroß offenbar ein paar von den Knaben, die hinter ihr dreinkamen und riefen:

„Fällst Dich hier auch zu gut für uns, Schulmeistersch?“ Und sie schlugen kräftig mit den Füßen in's Wasser, so daß dieses hoch um sie aufspritzte. Es muß ein Sonntag gewesen sein. denn sie trug ihre Staatskleider und sagte drohend: „Wenn ihr mich naß macht, sollt ihr's morgen früh in der Schule schon kriegen!“ Aber das reizte die Weiden, die gegenwärtig nicht über den Augenblick hinaus dachten, und sie spotteten übermüthig: „Schulmeistersch will uns morgen anklatschen, wir wollen sie heut klatschen!“ und sie schöpften Wasser mit den Händen und warfen es nach ihr. Nun drehte sie sich antwortlos nach dem Ufer, doch auch die Uebrigen lachten und tanzten und schriean jetzt und wehrten ihr den Weg auf's Trockene, so daß sie wieder umbog, und von den, rund um sie sprühenden Tropfen halb geblendet gradaus fortließ. Dabei raffte sie ihre schönen Kleider höher auf, und ihre außerordentlich feinen Kniee glänzten mit den weißen schlanken Beinchen blüthenhaft über und in dem krystallklaren Gewässer. Doch plötzlich quirkte dieses mit einem hohl gurgelnden Ton um sie her, ihre Hände griffen in die Luft und dann war sie verschwunden.

Wie deutlich ich das Alles heut' noch vor mir sehe! Die letzten rothen Lichter der Sonne auf dem gekräuselten Wasser, die starr verduzt dreingaffenden Gesichter der Dorfkinde. Offenbar war sie bis an die Stelle gerathen, wo der Bach jäh abschüssig zwischen die Wiesenufer hinunterfiel; ich fühlte den Schreck, der mich selbst mit weit offen vorblickenden Augen wie gelähmt hielt. Und doch weiß ich, daß ich mir zugleich wie beschwichtigend sagte: „Es ist ja nur die unangenehme Schulmeisterstochter, und außer ihrem Vater wird sich Niemand drum grämen.“

Dann erst gewahrte ich, daß der Platz neben mir auf dem Steg, wo Ebert Wigand gestanden, leer geworden war, und noch ehe mir ein Gedanke darüber kam, sah ich, wie drunten auch um ihn das Wasser aufklatschte und er mit einem Stoß sich vorwärtssetzte. Und nur einige Secunden mochten noch vergangen sein, da hob sein rechter Arm aus einem Geflecht von Nymphäentengeln und Blättern ein weißes Gesichtchen herauf, an dem das aufgelöste Haar lang nachfloß. Er war überhaupt von ausnehmender körperlicher Gewandtheit und besonders ein unermüdlicher Schwimmer, der, sobald

wir zum Seestrand hinüberkamen, sich stundenlang in den Wellen umhertrieb. So hatte er es wohl wagen können, bei der nicht beträchtlichen Breite des Baches auch mit Stiefeln und voller Bekleidung in das tiefe Wasser nachzuspringen, obwohl das vielfache Gerank in demselben immerhin mit gefährlicher Verstrickung bedrohte. Doch wie er nun an's Ufer zurückkam, lag volle Gleichgiltigkeit in seinen Zügen, als ob es ihm nur Spaß gemacht, einmal mit Kleidern im Bach zu baden. Behend zog er Rhena Wentstern nach sich auf den Wiesengrund, dort lag sie vielleicht eine Minute lang regungslos, doch sichtbar athmend und mit geöffneten Augen. Die Dorfkinder hatten sich, als die Schulträger des fast entstandenen Unglücks, nachdem sie noch der Rettung beigewohnt, scheu davongeschlichen, ich war eilig hinunter gelaufen und stand neben dem Mädchen. Wie sie so ausgestreckt, mit einem völlig anderen Gesichtsausdruck als sonst dalag, berührte mich zum ersten Mal die Empfindung, daß Rhena Wentstern eigentlich sehr viel schöner als Ottilie und Henni sei. Die zierlichen Füße sahen noch bis zu den Knien entblößt aus den schwertriefenden Kleidern hervor, ein zartes Roth blühte rasch wieder über die weißgewordenen Wangen auf, nur die Hände blieben noch farblos und stachen kaum von dem weißen Reichrosenkeld ab, den sie mit den schmalen Fingern ihrer Rechten umklammert hielt. Sie hatte sich vermuthlich bei'm Untersinken daran zu halten versucht und die abgerissene Blume noch immer in der zusammengezogenen Hand krampfhaft umschlossen. Ich aber dachte unwillkürlich, so wie mir zuvor der andere Gedanke durch den Kopf geschossen war: „Es ist doch gut, daß sie nicht ertrunken ist.“

Dann sprang sie mit einem plötzlichen Ruck kräftig vom Boden und schüttelte auf Eberts Frage: „Bist Du nicht mehr schwach?“ den Kopf. „So mach' zu, daß Du nach Hause kommst, damit Du Dich nicht erkältest!“ fügte er hinterdrein, und sie ging, ohne etwas zu antworten, schnell die Straße hinan. Sie befand sich unverkennbar noch nicht bei völlig klarer Besinnung, erst als sie ein Duzend Schritte gemacht hatte, lösten sich ihre Finger auseinander und ließen die Wasserrose zur Erde fallen. Ebert schüttete sich noch das Wasser aus den Stiefeln, darauf liefen wir gleichfalls eilig auf dem nämlichen Wege wie Rhena Wentstern heimwärts. Sie ging jetzt langsamer, so daß wir sie bis zum Pfarrgehöft fast wieder einholten. Als wir in das Hofthor einbogen, wandte sie sich in geringer Entfernung vor uns um, richtete kurz ihren Blick gegen uns und sagte: „Du, Ebert Wigand, ich danke Dir.“ Dabei sahen ihre Augen herüber, und ich weiß nicht, ob es die letzte Abendsonne war, die grad' in sie hineinfiel, aber ich hatte noch nie etwas Aehnliches gesehen, wie wenn uns zwei diamantene Lichtfunken entgegen geflogen seien. Gleich danach ging sie rasch weiter, auf dem hellen Straßenstaub wunderbarlich eine feuchte Fußspur hinter sich lassend; ich sah Ottilie und Henriette im Garten und lief zu ihnen, um das Vorgefallene zu erzählen. Auch der Pastor kam hinzu und fügte dem Schluß meines Berichtes drein: „Unkraut vergeht nicht zu Land und zu Wasser.“

Es schien, als habe er eigentlich seiner Meinung einen noch stärkeren Ausdruck zu geben beabsichtigt, denselben jedoch mit Rücksicht auf uns in das Sprichwort umgewandelt. Ich begab mich in das, von Ebert und mir gemeinschaftlich bewohnte Schlafzimmer, wo ich ihn beim Umkleiden beschäftigt zu finden dachte. Die Stube war indeß leer und erst nach einem Weilchen trat er, noch völlig durchnäßt herein. Verwundert frug ich: „Wo warst Du noch, Ebert? Du wirst Dich erkälten —“. Er zuckte kurz die Schultern, erwiderte nur: „Ich hatte Etwas verloren,“ und legte einen Gegenstand, welchen er so, daß ich ihn nicht wahrnehmen konnte, aus der Tasche zog, in seinen Schrank, den er gegen seinen Brauch abschloß und den Schlüssel einsteckte.

* * *

Wie legt aus der sorgenlosen Zeit der Kindheit sich manchmal ein Tag vor der Erinnerung wie mit hundert Stunden breit auseinander, und wie feltfam schrumpfen dann wieder Jahre zusammen, einsarbig verschwimmend, als habe kein Tag, kaum eine Stunde in ihnen Unterscheidendes gebracht. Im Gedächtniß hastet der Wechsel von Sommern und Wintern, doch nicht einmal ihre Reihenfolge. Eine Anzahl beider erscheint verschmolzen wie ein endloser Sommer und ein endloser Winter.

Am Unterschiedlosesten aber naturgemäß liegt der letztere vor dem Rückblick. Sturm und Regen, Nebel und Schnee lösten sich nach norddeutschem Brauch sechs Monate lang unablässig in kurzen Zwischenräumen ab, gleichmäßig blieb nur das kahle Baumgäst, stets drüberhin jagendes Gewölk und bleiernes Licht des, kaum angebrochen, auch schon wieder schwindenden Tages. Unterricht und Mittagspause füllten die Zeit der Helligkeit fast aus; ich war äußerst fleißig, da ich wußte, daß ich auf meinem späteren Lebensgang auf mich allein angewiesen sei, allein dennoch überbot Ebert Wigand mich entschieden noch an Arbeitsamkeit, obwohl ihm künftig ein reiches und mehr als ausreichendes Erbtheil zufiel. Er war nicht von jeher so gewesen, sondern seine Lernbegier hatte sich erst mit einer gewissen Pflöchlichkeit entwickelt, blieb dann jedoch unverändert bestehen. Der Pastor sagte einmal: „Er sitzt hinter den Büchern, als wollt' er mit zwanzig Jahren Professor werden,“ und er mußte Ebert oft fast am Arm fassen und vor die Thür setzen, um ihn wenigstens zu einem kurzen Aufenthalt in frischer Luft zu veranlassen.

Im Sommer war solche Gewaltanwendung dagegen nicht erforderlich. Dann nahm Ebert nach Beendigung der Lehrstunden täglich gleicherweise ein Buch und lief in's Freie. Er wollte offenbar bei seinem Lesen nicht gestört sein, denn er gab uns Andern nicht an, wohin er ging, und mehrmals, als wir ihn suchten, fanden wir ihn nirgendwo im Garten auf. Vermuthlich hatte er sich, seinem zeitweiligen Trieb nach Absonderung gemäß, irgend welchen Feldwinkel als ein Tusculum ausgesucht, und wie es geht, bekümmerten wir uns bald nicht mehr darum, wo er steckte. Er besaß eine

Taschenuhr und kam stets genau, eh' die Mittagsglocke zu läuten anhub, nach Haus; der Pastor meinte dazu: „Wenn Einer thut, was er soll, muß man ihn auch thun lassen, was er will.“

An den abendlichen Spielen nahm er indeß wie früher regelmäßig Theil. Durch einen, kurze Zeitlang zum Besuch eingetroffenen Jugendfreund des Pastors war das italienische Vocciaspiel zu uns verpflanzt worden, und die Kugeln flogen überall auf den Wegen und Rasenplätzen des Gartens umher. Von Tag zu Tag stieg der Spieleifer und die Gewandtheit in der Kugelhandhabung, selbst der Pastor und seine Frau fanden einen Reiz an der neuen Belustigung und gesellten sich derselben oftmals als Partner zu. Besonders zeigte sich der Erstere, der jede einmal angefaßte Sache mit Gründlichkeit betrieb, als ein eifriger Liebhaber der vortrefflichen Uebung im Augenmaß und in richtig abwägendem Muskelgefühl. Eines Abends warf Ebert seine Kugel so weit, daß sie rollend über den niedrigen Wall bis auf die Straße hinausflog. Ich erinnere mich, daß der Wurf mich im Momente verwunderte, da er gemeiniglich besonnener und äußerst sicher zu spielen pflegte. Der Pastor stand drüben am Gartenrand, drehte den Kopf nach der hinübergeschnekten Kugel und rief gleich darauf Jemandem, den ich nicht gewahren konnte, zu, sie zurück zu werfen. Dies geschah, und im nächsten Augenblick hörte ich ihn in lebhaftem Eifer sagen: „Uns fehlt Einer bei der Partie; kannst Du spielen, so komm herüber und tritt für meine Frau ein, sie hat fort müssen“. Da tauchte ungewiß zögernd das Gesicht Rhena Wentsterns über den Wall herauf, die zufällig drüben auf der Straße gegangen oder gestanden haben mußte. So lang ich zurückdachte, war's zum erstenmal, daß sie unsern Garten betrat; der Aufforderung Folge leistend, kam sie mit roth überflogener Stirn und Wangen und nahm an dem Spiel Theil. Auf der Seite Eberts fehlte die Pastoria, deren Stelle sie besetzte; sie warf sehr ungeschickt, doch äußerte Ebert, der sonst über lässige Fehlwürfe seiner Partner stets in Aufregung gerieth, kein Wort darüber, sondern wandte schweigend verdoppelte Kunstfertigkeit auf, die Benachtheiligung seiner Partei auszugleichen, so daß diese schließlich dennoch den Sieg davontrug. Nach der Beendigung sagte er uur kurz: „Sie kann's natürlich noch nicht, aber sie würd' es schnell lernen“, und der Pastor fügte, als Rhena fortgegangen war, hinzu: „Mich dünkt, sie hat keine so albernern Manieren mehr; wenn der Alte nicht wäre, könnt' vielleicht noch ein vernünftiges Geschöpi aus ihr werden“.

In dieser Bemerkung, wie in dem ganzen Vorgang lag eine Art von ungesprochener Einwilligung, daß Rhena Wentstern auch fernerhin wieder zu uns in den Garten herüberkomme. Das geschah bereits am folgenden Abend, ich weiß nicht, ob sie selbst den Wunsch hegte, nur daß Ebert plötzlich beim Spiel einmal sagte: „Wir sind zu sehr im Vortheil gegen Euch, es müßte wie gestern sein, dann wär' es gleich“. Wie er dabei aussah, stand Rhena drüben unter der Dorflinde, und um eine Minute später besand sie

sich wieder unter uns. Seitdem kam sie nach getroffener Verabredung täglich zur festgesetzten Stunde, sie spielte stets mit Ebert zusammen und machte außerordentlich rasche Fortschritte, so daß Henriette und Ottilie bald eine andere Wahl der Parteien verlangten. Doch wenn das Loos ihn zum Gegner Rhenas bestimmte, verlor seine Partei regelmäßig, und die beiden Schwestern äußerten manchmal gereizt, es sei gerade, als ob er absichtlich schlecht werfe. Obgleich er leicht aufbrausender Natur war, brachte ihn dies indeß niemals in verdrossene Stimmung, er lachte nur dazu und blühte keinen Augenblick seinen fast an Ausgelassenheit grenzenden Frohsinn ein. Rhena Wenksterm dagegen bewies sich still, süßsam und bescheiden, von Tag zu Tag beinaß schritt eine vortheilhafte Veränderung bei ihr fort. Ich war erstaunt, als sie zuerst an einem Sonntag zu uns kam, nicht in ihrem Wochenkleid, doch auch nicht aufgepußt, wie früher. Sie hatte allen geschmacklosen Glitter von sich abgethan, und ihre schlanke, allgemach hochaufwachsende Gestalt hob sich mit den schönen, lebendigen Gesichtszügen aus der Einfachheit weit unverkennbarer hervor. Auch von der gezierten Sprechweise ihres Vaters hatte sie kaum einen Anklang mehr bewahrt; sie redete wenig, aber was sie sprach, deutete auf klugen Sinn.

Man vermag nicht Menschen in's Innere zu blicken und thut ihnen häufig ein Unrecht an, wenn man ohne wirkliche Beweise ihrem Denken und Handeln erklärende Beweggründe unterlegt. Doch giebt es mannigfach solche selbstverhehlter Art, und ich glaube, Ottilie und Henriette würden leichter eine Neigung für Rhena Wenksterm gewonnen haben, wenn diese etwas von ihrem früheren unbortheilhaften Wesen an äußerer und innerer Erscheinung beibehalten hätte. Worin der Ursprung zu suchen sein mochte, es bildete sich zwischen ihnen kein freundschaftliches Verhältniß, dessen Mangel bei Mädchen unnatürlicher ist und leichter Unzuträglichkeit mit sich bringt, als bei Knaben. Das Spiel gab allmählich häufiger zu kleinen Streitigkeiten Anlaß, deren Entscheidung ein Unparteiischer nicht zu Gunsten der beiden Schwestern treffen konnte. Sonderbarer Weise jedoch schwieg Ebert fast immer dazu, so daß mein Rechtsinn sich mehrfach über ihn ereiferte und der Sache Rhenas mit einer gewissen Heftigkeit annahm. Wenn ich ihr damit zu nützen bezweckte, handelte ich allerdings muthmaßlich wie der Vär in der Fabel, denn die Abneigung der Pastorentöchter gegen sie stellte sich von Tag zu Tag unverböhler heraus. Sie gaben keine besonderen Gründe dafür an, allein sie mochten Rhena nicht, fanden, daß sie unsere frühere Eintracht störe und der Verkehr mit ihr unerquicklich sei. Als ich eines Abends ein wenig später als die Andern in den Garten kam, war sie dort gewesen und gleich wieder fortgegangen. Was vorgefallen, erfuhr ich nicht genau, Sticheleien und Anspielungen nach halb erwachsener Mädchen Art. Das Ergebnis war jedenfalls, daß sie nicht wieder zurückkam. Ebert stand, an einem abgerissenen Blatt kauend, und sagte gleichgültig: „Ich finde es auch besser, wenn sie fortleibt, dann giebt es keinen Streit; laßt uns allein

weiterspielen!“ Mir dagegen that es Leid und fehlte etwas, doch hoffte ich, der nächste Tag würde die Entzweiung ausgleichen. Aber Rhena Wenkster kam überhaupt nicht wieder; etwa einen Monat lang mochte ihr Zusammensein mit uns gedauert haben, dann war's, wie es immer gewesen. Ich sah sie kaum dann und wann flüchtig aus der Ferne; wenn ich ihr zufällig auf der Straße begegnete, nickte sie kurz und ging rasch vorüber. Im letzten Spätsommer desselben Jahres wird es gewesen sein, daß ich noch einmal mit ihr redete. Ich schlenderte an dem Trennungszäun zwischen unserm Garten und dem des Schullehrers entlang, es war ein ungewöhnlich sonnenschöner Tag, aber eigentlich zog mich zu der Stunde, wie ich glaube, weniger die Natur, als ein, im Vorfuß platonisches Interesse an dem Reisezustand der alljährlich zweckwidrig am Boden verderbenden Zwetschgen. Zu meiner Ueberraschung fand ich jedoch keine derselben abgefallen liegen, dagegen sichtbare Anzeichen, daß sie vor Kurzem ausgesammelt worden sein mußten. Jrgend Jemand hatte das Verbot übertreten, und ich wage nicht zu behaupten, daß meine Entrüstung darüber völlig von einem egoistischen Mißvergnügen frei war. Vom stillen Gartenende breitete sich Mittagssruhe über die Felber, weiße Spinnweb zog schwebend an den gelben Stoppelröhren, der Schrei eines kreisenden Milans verklang in der goldnen Luft. Sonst war weitem kein Laut, nur ein leises, eigenthümliches Summen, dessen Entstehungsgrund ich nicht begriff, tönte aus einiger Entfernung weiter am Felbrand des Schullehrergartens entlang, herüber. Halb gedankenlos ging ich in die Richtung; wie ich mich über einen Zaun fortschwang, sprang ich auf der andern Seite unvorhergesehen dicht neben Ebert Wigand nieder, der, an den Wall gelehnt, laut aus einem Buche vorlas. Ihm gegenüber saß Rhena Wenkster, ein mit blauen Pflaumen gefülltes Körbchen stand auf ihrem Schooß. Sie aß davon, die Admirale waren den Zwetschgen nachgefolgt, blitzten mit den rothleuchtenden Flügeln um sie her und setzten sich furchtlos auf die verlockenden Früchte. Das unerwartete Bild besaß etwas so Ueberraschendes, daß ich wortlos dreinsah; dann sagte Ebert: „Ich habe sie in unserm Garten gesammelt und Rhena gegeben, der gehören sie“. Nun streckte sie mir eine Handvoll Pflaumen entgegen und fragte: „Willst Du nicht? Sie sind gut“. Unser aller Gewissen konnte bei dieser Bewandniß über den Genuß beruhigt sein, und ich fand es nur bedauerlich, daß wir nicht schon früher auf diesen höchst einfachen Ausweg gerathen waren. Freilich im vorigen Herbst hatten wir noch keinerlei Anknüpfung mit Rhena gehabt. So aßen wir das Körbchen zusammen leer und es mundete uns vortrefflich. Endlich zog Ebert seine Uhr und sagte: „Wir müssen zum Mittagessen:“ das Mädchen gab ihm die Hand, winkte mir zu und sprang behend über den Wall ihres Gartens. Auf dem Heimweg frug ich: „Bist Du öfter dort mit Rhena zusammen, Ebert?“ Er antwortete flüchtig: „Wir treffen uns manchmal“, und fügte nach einer kurzen Pause hinzu: „Es ist nicht nöthig, daß Du's den Andern sagst“.

Ich entgegnete: „Sie mögen Rhena Wenktern ja nicht, so hat sie auch nicht nöthig, ihnen von den Pflaumen abzugeben“.

„Nein, eben darum meine ich“, versetzte er, und wir lachten, da es läutete, schnell dem Hause zu.

* * *

Im späteren Alter, das unsere Interessen mit unablässig wechselnden Gegenständen verknüpft und durch ihre Vergänglichkeit täuscht und erregt, erkennt man erst, ein wie friedvolles Asyl der gleichmäßige Jahresverlauf der Kindheit gewesen und welcher Antäusboden dem Rückblickenden für die ganze Lebenszeit darin verblieben. Kaum sind Menschen, deren Jugend unter dem Schutzbach jener ungetrübten Ruhe vergangen, und solche, die früh über die Stürme, Leiden und Gegensätze des Daseins belehrt worden, nachher mit gleichem Maße zu bemessen. Das Letztere mag oftmals der Entwicklung des Geistes und der Stählung des Charakters förderlicher sein, bedeutende Vorkämpfer der Wissenschaft, der Thatkraft und des Fortschrittes erzeugen. In ihnen haftet kein Verlangen, zurück zu schauen, sondern vorwärts, in eine Zukunft, die ihnen immer auf's Neue das Bessere, das zu Erreichende bedeutet. Doch aus der rückschweifenden Sehnsucht nach dem goldenen Schimmer der Kindheit erwachen Trieb und Kraft des Dichters, des Künstlers. Dort haben ihre Seele und ihre Sinne unbewußt zuerst so empfunden, wie das Eigenste in ihnen sie später drängt, es in Worte, Töne oder Farben zu kleiden. Wer in seinem Knabengedächtniß keine Stelle besitzt, die unvergängliche Sonnenstrahlen schattenlos durchleuchten und durchwärmen, aus der nach altem Wort beim Gedenken ein Friede Gottes über ihn strömt, dem fehlt der „wache Traum der Seele“, daraus das Gemüth des Alten noch seinen Labetrunk der Verjüngung schöpft.

Es ist mir nie bekannt geworden, ob Ebert Wigand sich in dichterischen Gestaltungen versucht hat, aber unfraglich besaß er das träumerisch in sich Gewendete und zugleich an den einmal zu eigen gemachten Empfindungen und Phantasiegebilden unlöslich Festhaltende eines Poeten. Er war anhänglich an uns alle, stets heiter und zur Theilnahme an unserem Treiben bereit, doch in seinen Augen lag manchmal dabei ein Ausdruck abwesender Gedanken, und räumlich wie gemüthlich ging er seine Wege, von denen er mit uns Andern nicht sprach. So flossen die stillen Jahre, einem reglos scheinenden Gewässer gleich, und brachten uns unvermerkt an die erste Wandlungsstation unseres Lebens. Der Pastor hatte uns bis zur Aufnahme in die Secunda einer Gelehrtenschule vorgebildet, und wir sahen uns miteinander in eine Pension der etwa fünf Meilen vom Dorf entfernten Gymnasialstadt versetzt. Der Aufenthalt dort bildete einen großen Abstand gegen die bisherige, „schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins“. Wir waren mit noch anderen Böglingen der häuslichen Obhut eines Lehrers anvertraut, der nach herkömmlicher Weise den Ruf besonderer Gottesfürchtigkeit zur Ver-

besserung seiner Einnahme durch hohe Pensionspreise benutzte. Unsere Pflichten wurden uns täglich schematisch vorgehalten. Rechte der Jugend besaßen wir nicht; ohne persönliche Antheilnahme und Verständniß für die Verschiedenartigkeit der Knabennaturen, erfüllte unser Mentor seinen Zweck, indem er uns regelrecht durch die Klassen hindurchbrachte und jeden Werkstoß gegen die Hausgesetze auf's Strengste ahndete, das einträglichste Renommé seines Institutes weiter auszudehnen. Die Schule selbst bot uns gleiche Freund- und Lieblosgigkeit, keiner der Lehrer schloß uns innerliche Ehrerbietung, Vertrauen und Zuneigung ein, und keiner strebte danach; sie machten eine Ansammlung jener Mittelwaare des Menschenthums aus, welche ihre mühsam eingelernte Unterrichts- und Erziehungsweisheit mit der Miene weiter vererben, mit der ein Schuhmacher seinem Lehrling das Einklopfen von Stiefelnägeln beibringt. Aus meiner Sehnsucht nach dem heiteren, glücklichen Zustande, den wir verlassen, erwuchs naturgemäß ein Drang, mich doppelt eng Ebert anzuschließen, allein trotz der Feinsüßigkeit seines Gemüths schien er das Trübselige in der Umänderung unserer Lage weit geringer als ich zu empfinden. Er zeigte sich nie unzufrieden und meinte altklug, man müsse solche Zeit und solche Menschen als Mittel zum Zweck hinnehmen, ob etwas mehr oder weniger angenehm, darauf komme nicht viel an. Wenn ich ihn frag, ob er denn nicht mit bitterlichem Verlangen an unsere gemeinsame freundliche Heimath zurückdenke, antwortete er in Begleitung eines kaum merkklichen Lächelns: „Ich kann ja immer dort sein, wann ich will“.

Wir besaßen anfänglich jeder ein eigenes Zimmer, später indeß machte das Hinzukommen noch eines Bögling's nothwendig, daß dieser mit Einem von uns die Stube theilen mußte. Das Loos traf mich und ich war fast froh darüber, denn ich ging sogleich zu Ebert und sagte, ich könne statt dessen jetzt zu ihm hinüberziehen, so daß wir wieder nach ehemaliger Weise Tag und Nacht gemeinschaftlich verbrächten. Zu meinem Befremden stieß ich jedoch durchaus nicht auf freudige Bereitwilligkeit bei ihm; er meinte, sein Zimmer sei enger, als das meinige und die Stellung eines zweiten Bettes darin weit ungünstiger. Ich fühlte, es waren gesuchte Einwände, er wollte lieber allein bleiben. Auch unserm Hausvorstand gegenüber machte er diese Bedenken nachher geltend, und derselbe entschied danach.

Dadurch, glaube ich, entstand der Anfang einer allmählich und unvermerkt fortschreitenden Abtrennung zwischen uns. Der günstige Zufall hatte mir in meinem neuen Stubentheilhaber einen äußerst angenehmen Kameraden zugeführt, dem mich bald ein wechselseitiges Freundschaftsband näher brachte. Das Gefühl der Vereinsamung machte es mir nicht mehr so häufig zum Bedürfniß, Ebert aufzusuchen, und ich erkannte deutlicher, daß ich manchmal sogar einen Tag ausbleiben konnte, ohne daß er mich vermißt gehabt. Wenn ich zu ihm eintrat, empfing er mich jedoch unverändert wie von jeher, ich bin überzeugt, ihm kam niemals der Gedanke einer leiseften Trübung unseres brüderlichen Verhältnisses. Dies war ihm selbstverständlich

und sein Behagen nur das Gleiche aus frühester Kindheit, einzig mit ihm selbst in's Größere gewachsen. Er lebte in Vorstellungen, von denen er Niemandem redete, wollte dieselben unverkennbar für sich allein haben. Berührte man zufällig etwas, das mit ihnen in einem Zusammenhang stehen mochte, so gab er kurz abbrechende Antwort. Als ich einmal in einem, auf seinem Schreibtisch liegenden Buche blätterte, fiel ein Gegenstand draus zu Boden, in dem ich beim Aufheben eine vergilbte, gepresste Reichrose erkannte. „Wo hast Du sie gefunden?“ frug ich, da Botanik mich vorzugsweise zu interessiren begann; „ich habe in der Umgegend der Stadt noch an keiner Stelle eine gesehen“. Er versetzte, mir das Buch aus der Hand nehmend, indeß nur: „Sie wird vermuthlich irgendwo im Wasser gewachsen sein, das ist ihre Art“. Unwillkürlich erwiderte ich ein wenig gereizt: „Um die Belehrung hatte ich Dich nicht gebeten, Du bist wunderbar und nicht eben liebenswürdig, Ebert“. Eine leise rothe Färbung ging über seine Stirn, und er antwortete, mich mit seinen schönen, schwärmerisch leuchtenden, alten Knabenaugen anblickend, nun rasch: „Verzeih mir, Rob, ich dachte an Anderes“. Und das Buch in ein Schubschloß legend, dessen Schlüssel er hastig umbrehte, zog er ein besonders kunstvoll gearbeitetes Messer, das ich schon öfter bewundert hatte, aus der Tasche und bat mich herzlich, dasselbe als Zeichen seiner unveränderten Freundschaft in Besitz zu nehmen.

* * *

Nur wenn die Ferien kamen, waren wir Beide völlig von dem gleichen Triebe beseelt, keine Stunde mehr länger als notwendig in der Stadt zu verbringen. Wie auf Flügeln zog es uns zu dem lieben Dorf, zum friedlichen Pfarrgehöft, das uns wie ein Elternhaus empfing, hinüber. Unverlöblich stehen die Fußwanderungen dorthin im Winter, im Frühjahr und der heißen Hochsommerzeit mir vor der Erinnerung. Wenn der hohe Kirchturm aus der weißen, weihnachtlichen Schneelandschaft, aus dem ersten grünen Schimmer der Osterzeit, aus der Sonnengluth der Hundstage vor uns auftauchte, da jauchzten wir gemeinsam hell in die Luft und unsere Augen ließen ungeduldig über die noch zurückzulegende Wegmeile voraus. Dann kamen wir und fühlten Alles umher vertraut und doch verändert, uns heimisch darin und doch fremd. Die Zeit betrieb eben unablässig in der Stille mit jeglichem ihren vorschreitenden Wandel und mit uns selbst, ohne unser Wissen und Empfinden, nicht minder. Gleich einem Schattenspiel sahen wir das dunkle Haar des Pastors sich in Abstufungen grau um Stirn und Schläfen legen, und standen jedesmal überrascht vor den groß ausgewachsenen Mädchen, deren Blick uns bei der Ankunft zuerst nicht weniger staunend bemaß. Nach Ablauf einiger Tage freilich war es stets, als seien wir immer beisammen gewesen, nur machten sich jetzt allmählich Verschiedenheiten zwischen Ottilie und Henriette bemerklich, die uns früher durchaus gleichartig, fast wie eine Doppelverkörperung desselben Wesens erschienen waren. Unverkennbar

gefellte die Erstere sich im Gang der Jahre mehr zu Ebert, stand in Allem auf seiner Seite und hielt, wenn wir zum Besuch eintrafen, allemal eine kleine Ueberraschung für ihn bereit. Sie hatte sich auch im Außern am Vortheilhaftesten entwickelt und besaß eine lebendigere, geistig angeregtere Natur als ihre Schwester, die der Mutter sorglicher in der Hauswirthschaft zur Hand ging. Mich will's bedünken, als ob die Eltern die Vorliebe Ottilies für Ebert und das fröhlich neckische Verhältniß zwischen den Weiden nicht ungern gesehen.

Im Dorfe dagegen blieb von Jahr zu Jahr scheinbar Alles unberändert. Was die leblosen Dinge anbetraf, Häuser und Felder, Erde und Wasser, ging in der That keinerlei wahrnehmbare Wandlung mit ihnen vor; bei den Einwohnern beruhte der Schein der Unveränderlichkeit natürlich auf einer Täuschung, denn die Greise starben hin und die Jugend schoß in die Höhe. Aber andere Alte saßen ebenso am Abend vor ihren Thüren, und andere, nachwachsende Knaben und Mädchen spielten genau ebenso, die gleichen Reime singend, unter der Linde. Das Bild des Ganzen erhielt sich Zug um Zug als das nämliche. Auch Daniel Wenkster'n schritt in seiner gemachten Gravität wie früher einher, und der Verlauf der Jahre führte zu keiner Verührung zwischen ihm und der Pastorenfamilie. Seiner Tochter ward ich niemals mehr ansichtig, ich weiß nicht, ob sie häufig grade während unserer Ferien verreist gewesen, oder ob bei der Kürze der letzteren es der Zufall so fügte. Es wurde auch nicht von ihr gesprochen, nur der Pastor that ihrer einmal gelegentlich Erwähnung: Es sei ihm lieb, daß sie die Kirche nicht öfter besuche, denn aus eigner Andacht komme sie nicht und veranlasse nur Störung unter den jungen Burschen der Umgegend, die nach ihr gafften. Ich befrag Henriette nachher, was diese Aeußerung bedeutet habe, sie zuckte jedoch nur mit etwas spöttischem Lächeln die Schulter und erwiderte: „Der Schullehrer erzählt im Dorf, es sei ein Künstler aus irgend einer Großstadt bei ihm gewesen und habe gebeten, im nächsten Jahre wiederkommen und Rhena Wenkster'n malen zu dürfen, da sie binnen Kurzem eine weit und breit berühmte Schönheit sein werde“. — „Hat der Maler denn Recht damit?“ frug ich. Sie lachte: „Du kannst der Märchenprinzessin ja selbst Deine Aufwartung machen, vielleicht siehst Du's; wir haben keine Augen, die es herausfinden können.“

In den letzten Sommerferien, die wir als Primaner im Dorfe zubrachten, war's, daß sich zum erstenmal eine kleine Verstimmung in unsere fröhliche Hausgenossenschaft einschlich. Der Jahrmarktstag mit seinen wandernden Buden war gekommen und eine große Menschenmenge drängte sich zwischen denselben herum, wir ebenfalls, wie wir es von Kindheit auf stets an diesem Tage gethan. Ottilie und Henriette hatten sich an meinen Arm gehängt, wir suchten Ebert, der uns um einige Minuten vorausgegangen. Bald entdeckten wir ihn auch, er stand, über die meisten Köpfe wegzugend, vor einer Schaubude mit allerhand Schmucksachen, zumeist für Landmädchen berechneter,

wohlfeilster Art, doch fanden sich auch werthvollere, auf den Absatz in Städten zielende Gegenstände darunter. Einen von diesen, ein ächtes, dicht mit Granaten besetztes Goldkreuz stand Ebert grad' im Begriff einzukaufen, ich wollte mit meinen Begleiterinnen an ihn herantreten, doch Ottilie hielt mich mit einem leichten Ruck am Arm zurück und flüsterte: „Komm, wir wollen ihn nicht stören“. Ein lächelndes Zucken ging dabei um ihre Mundwinkel und sie zog uns seitab in das Getümmel hinein. Den Nachmittag und Abend hindurch blieb sie fortwährend in heiterster Laune, neckte sich mehr als sonst noch mit Ebert und hielt manchmal mit einem schalkhaft erwartungsvollen Ausdruck den Blick auf ihn gerichtet. Am nächsten Morgen dagegen war ihre Miene und Stimmung völlig in's Gegentheil verändert. Sie hatte im Auftrag ihres Vaters in der Frühe einen Weg durch's Dorf zu einer kranken Familie gemacht und kam mit einem dunkelrothen Gesicht und sonderbar aufgeregtem Wesen davon zurück. Als sie eintrat, saßen wir noch am Frühstückstisch und hatten sie vorher noch nicht gesehen, sie wünschte mir indeß nur kurz guten Morgen, schien Eberts Anwesenheit gar nicht zu bemerken, und verließ gleich wieder das Zimmer. Ich frug ihn verwundert: „Was hat Ottilie denn?“ Er zuckte gleichgültig die Achsel und meinte: „Bermuthlich schlecht geschlafen“. Doch blieb ihr Behaben auch nachher das nämliche; um Mittag warf sie während der Mahlzeit gelegentlich hin, der Besuch bei den Kranken habe sie am Morgen sehr traurig gestimmt. Zu mir sprach sie in gewohnter Weise, aber gegen Ebert verhartete sie bis zu unserer bald erfolgenden Abreise auf einem reizbar-gespannten Fuße. Ich zerbrach mir den Kopf über einen Grund dieser merkwürdigen Umwandlung, vermochte jedoch keinen ausfindig zu machen. Auch Henriette ging es damit nicht besser, erst bei'm Abschied war ihr ein Gedanke aufgetaucht, sie nahm mich bei Seite und sagte: „Vielleicht hat sie gemeint, er würde ihr das Kreuz schenken, das er auf dem Jahrmarkt gekauft. Kennt er denn in der Stadt Jemanden, für den er es bestimmt haben kann?“ Ich wußte Niemanden und fügte hinzu: „Wahrscheinlich hat er es für den Geburtstag Ottilies im Herbst aufgehoben und bringt es ihr mit, wenn wir zum letztenmal mit dem Abgangszeugniß von der Schule kommen“. Henriette lächelte: „Das wird's sein, — meinst Du nicht, Rob, es wäre Schade, wenn er's nicht thäte?“

* * *

Endlich einmal schlägt jede Stunde, die, welche man ersehnt, wie diejenige, vor der man gebangt. Und beide bringen gemeinlich das Gleichmäßige mit sich, daß die erstere in Wirklichkeit nicht so schön ist, als die Hoffnung sie vorgestellt, und die andere nicht so schlimm, als die Befürchtung sie gedacht. Die vom Horizont wolkenlos herübergrüßende Sonne pflegt sich am Mittag leise zu überschleiern, und schwarz aufziehende Wolken verwandeln sich im Himmelzenith meistens zu eintönigem Grau. Der Tag kann etwas heiterer oder etwas trüber als der Durchschnitt ausfallen, aber man kommt

bald zur Erkenntniß, daß er sich, auch in außergewöhnlichen Fällen, nicht allzuweit von dem letzteren entfernt.

Ebert Wigand und ich hatten auf Nimmerwiederkehr den Schulsaal verlassen, wo wir vor den „geziemendst eingeladenen Eltern, Vormündern und Freunden des Gymnasiums“ das Zeugniß unserer Reise für die Universität abgelegt. Der Redeactus, die formvollendete Ermahnung des Directors, die Glückwünsche der Lehrer, bei denen sich plötzlich herausstellte, daß sie uns immer wie ihre eigenen Kinder geliebt hatten, Tag und Nacht nur für unser Wohl bedacht gewesen und mit Thränen im Auge von uns Abschied nahmen, Alles war vorüber. Wir traten hochaufathmend aus der schlechten Luft in den Corridor, warfen vorübergehend durch die offenstehende Thür der Prima noch einen letzten Blick auf die Bänke, die unser Lebensschiff mit viel nutzlosem Ballast beschwert, mit wenig brauchbarer Ladung angefüllt hatten, und waren frei. Aber dies köstliche Gefühl hielt in seiner vollen Schönheit kaum länger als über die Mitte seines Ursprungstages an. Wenigstens nicht bei mir; schon eh' der Abend kam, rannen die goldenen Säume der Freiheitsempfindung, einem verbleichenden, lieblichen Traumbilde gleich, leise, farblos auseinander. An die Stelle des Schulzwanges trat der einer fremden, beinahe unheimlich überschauernden Macht, der Ernst des Lebens. Bisher hatten Andere für mich gedacht und bestimmt, fortan mußte ich dies selbst, und fast befiel mich ein Schreck der Verlassenheit. Ich wußte, daß mein Vermögen bei sparsamer Benutzung ausreichte, mein Studium zu vollenden, dann stand ich ohne andere Mittel in der Welt, als die Wissenschaft, welche ich mir noch erst erwerben sollte. Diese Erkenntniß, mindestens das volle Erfassen derselben, knüpft sich nicht selten jäh an den Glockenschlag der vermeintlichen Freiheit und übt eine ähnliche bang frostig durchdrüttelnde Wirkung, wie der Moment, in welchem ein junges Herz zum erstenmal von dem Begriff, der Unabweisbarkeit des Todes eilig durchschaudert wird.

Ebert Wigand stand völlig anderen Verhältnissen, einer gesicherten Zukunft gegenüber, trotzdem war auch er ernsthaft und schweigsam in sich gekehrt, als wir die Stadt verließen und zum letztenmal unsere so oft wiederholte Fußwanderung nach dem Dorfe antraten. Erst wie der Kirchturm desselben sich aus der friedvollen Abendstille des herrlich-schönen Tages vor uns in's dämmernde Blau hob, kam die alte, jedesmalige Freudigkeit dieser Wegstelle über mich und gleichfalls über meinen Begleiter. Wir reichten uns unwillkürlich die Hände und ich sagte: „Es ist doch schön, Ebert, daß wir so weit sind, und mit Muth und Selbstvertrauen geht es auch wohl gut weiter.“ Er antwortete: „Ja, hoffen wir es, Rob“, und seine Augen wandten sich mit der Leuchtkraft, die sie aus Knabentagen bewahrt, nach dem Dorf hinüber. Ich konnte mich nicht enthalten, etwas weniger leichten Sinnes beizufügen: „Dein Weg ist freilich besser gebahnt und Dir liegen keine Schatten und Hemmnisse darauf“. Mit einem eigenthümlich lächelnden Ausdruck erwiederte er: „Man weiß nicht, woher die Steine auf die Straße fallen“, und

stieß einen solchen, der vor ihm lag, mit dem Fuß an den Grabenrand zur Seite. Als wir unser Ziel erreichten, warf die Sonne lehtes röthlich verblaffendes Gold über Häuser und Felder, unter dem Brückensteg plätscherten in der linden Luft die kleinen Dorfknaben und Mädchen mit nackten Beinen durch das rieselnde Bachwasser. „Hier ändert sich nichts“, meinte ich scherzend, „es ist genau alles wie vor zehn Jahren, mir kommt's vor, als seien es noch dieselben Gesichter“. Ebert war ebenfalls stehen geblieben und hatte einige Augenblicke hinunter gesehen, ihm entzog wunderbarlich von den Lippen: „Nein, die Kniee schimmerten anders unter dem Wasser heraus. — Die Sonne stand vermuthlich an anderer Stelle“ setzte er rasch hinzu, und wir schritten eilig zum Pfarrgehöft hinan.

Da war denn nun die Kindheit vorüber, und wir saßen alle erwachsen beisammen. Erst bei einem Lebensabschnitt wie dem, von uns angehenden Studenten erreichten, tritt Einem dies Gefühl mit einer plötzlichen Deutlichkeit ins Bewußtsein und hat dann etwas gar Eigenes, Wunderliches. Noch bei unserem lezten Besuch waren wir eigentlich die alten Kinder gewesen, doch jetzt nicht mehr. Wir empfanden auch alle, daß wir keine Geschwister seien, wie wir ein Jahrzehnt lang uns betrachtet, und saßen uns manchmal mit einer gewissen schweigsamen Unschlüssigkeit gegenüber. Selbstverständlich erinnerte unser Verkehr nicht an denjenigen zwischen Herren und Damen, aber es waren junge Männer und junge Mädchen, deren Vertraulichkeit sich begrenzt hatte und Blick und Wort nicht mehr in der früheren Weise austauschte. Am Wenigsten noch traf dies bei Ebert zu, und im Gegensatz zu ihm am befangensten zeigte sich das Wesen Ottilies. Es war kein Ueberrest ihrer Verstimmung von den Sommerferien her, daran schien sie nicht mehr zu gedenken, sondern benahm sich gegen ihn mit einer wandellosen, fast ängstlich bedachtamen Freundlichkeit. Die lezte Zeit hatte ihr Aeußeres über Erwarten vortheilhaft entwickelt, die sanften, blauen Augen, das anspruchlos glattgeschittelte Haar und zarte Färbung des Gesichtes gaben ihr oftmals ein liebliches Aussehen. Sie freute sich schon auf ihren nah bevorstehenden achtzehnten Geburtstag, zu dem wir kleine Ueberraschungen für sie bereiteten. Diesmal that sie, wie wenn sie nichts bemerke, allein ab und zu redete sie mit einem Augenaufschlag, als ob sie sich Schönes von dem Tag verspreche.

Endlich brach dieser an, ein Sonntag im Beginn des October. Die schon spät aufgehende Sonne spielte mit erstem Geleucht durch die thauperlenden Epheu- und Zimmergrün-Ranken auf den Grabsteinen und Kreuzen des Friedhofes, als wir über diesen zur Kirche hinüberwanderten. Der Pastor richtete während der Predigt einigemal wie suchend seinen Blick nach unserem Sitz und seine Miene nahm einen Zug von Mißstimmung an; ich bemerkte erst daran, daß Ebert sich nicht neben uns befand und überhaupt dem Gottesdienst nicht beimohnte. Wie wir in's Haus zurückkehrten, war er auch dort nicht, und ich ging in den Garten, ihn zu suchen. Nach einem Weilschen kam mir auf einem Wege ein leise knisternder Schritt entgegen und an der

Biegung des Pfades stand Ottilie vor mir. Sie fuhr erschreckt zusammen, trachtete sichtlich eine Aufregung zu verbergen, und frug, wohin ich wolle. Als ich erwiderte, daß ich nach Ebert suche, faßte sie rasch meinen Arm und sagte: „Ich glaube, er ist im Hause — laß uns einmal zu den Pflaumen gehen, die wir als Kinder nicht essen durften. Heut', an meinem Geburtstag, darf ich's wohl, und sie müssen grad' reif sein“. — „Wenn Du dir das als Angebinde wünschst, Ottilie“, antwortete ich lachend, „so laß uns zu dem Pflaumenbaum der Erkenntniß gehen!“ Wir wandten uns der Richtung zu, ihr Wesen war sonderbar, manchmal hielt sie zaubernd an, dann zog sie mich schnell vorwärts. Die Sonne stand jetzt herbstlich warm und glanzblendend am wolkenlosen Himmel, nur wo Schatten lag, flimmerte noch der Thau. Vom Thurme her ging in langsamen, aussummanden Schlägen die Glocke; es war ein freudiger Tag, von einer leisen, süßen Schwermuth überwebt. Nun schwirrte es roth vor uns in der Luft, die alten, jährlich wiederkehrenden Freunde der abfallenden Zweitschgen gaukelten buntglühend hin und -her.

Dann weiß ich nur, daß meine Begleiterin mich plötzlich mit einem Ruck hielt, und zugleich sah ich durch den fast schon entlaubten Zaun drüben am Feldrande des Schullehrergartens Ebert stehn. Und im nächsten Augenblick kam ein raschelnder Ton durch die Stille, eine gedämpfte Stimme rief: „Da bin ich wieder!“ und mit einem Sprunge flog ein junges, wunderbar schönes, üppiges Weib auf Ebert Wigand zu, schlang die vollen, halbentblößten Arme um seinen Nacken und küßte ihn mit athemlosem Ansturm. Einige Secunden hing's mir wie ein Schleier über den Augen, eh' die Züge des Mädchens mir sagten, es könne Niemand anders als Rhena Wenckstern sein, auf deren hochgetöhlter Brust ich gleich darauf das im Sommer von Ebert eingekaufte Granatkreuz erkannte. Und im selben Moment schoß mir eine Erklärung durch den Kopf, um die ich mich Tage lang vergeblich bemüht. Ottilie war an dem Morgen, als sie zu der kranken Familie gegangen, durch einen Zufall Rhena im Dorf begegnet, die das ihr am Tag zuvor von Ebert geschenkte Kreuz um den Hals getragen.

Das Alles waren nur Augenblicke, bis ich die Stirn wieder nach Ottilie umwendete. Doch sie hatte meinen Arm losgelassen und ging schon, mehrere Schritte von mir entfernt, mit bleich-verstörtem Gesicht dem Hause zu. Die Weiden drüben hatten von unserer Gegenwart nichts bemerkt, sie hielten sich flüsternd und Küsse tauschend umfaßt, und geräuschlos zog ich mich ebenfalls zurück. Mir war wunderbar zu Muth, lang vergangene Jahre drängten sich mir an der Vorstellung vorbei und erfüllten mich plötzlich mit einer, an Gewißheit streifenden Erkenntniß, daß Ebert seit dem Abend, an dem er Rhena Wenckstern vor dem Ertrinken im Bache bewahrt, unablässig wohl Tag für Tag mit ihr im regsten Zusammenhang geblieben war. Er hatte Die zur Freundin gewollt, auf die er sich ein Recht gewonnen, die Niemanden sonst hatte und die Niemand sonst wollte. Fast betäubt saß ich von dem Bild der zauberischen, heiß bestrickenden Schönheit des Mädchens, das ich seit bald vier Jahren nicht mehr gesehen.

Ich erschrak, als die Glocke zum Essen rief, und ging zögernd zum Hause hinan, so daß ich als der Letzte eintraf. Die Andern, auch Ebert, saßen schon am Tische, es war eine freudlose, bedrückte Mahlzeitsstunde, wie wir sie noch nie zusammen verlebte. Kaum hie und da fiel ein Wort, wenn Jemand gezwungen ein Gespräch angeknüpft hatte, verstummte es gleich wieder. Der Pastor stand zuerst auf und sagte kurz: „Ich möchte ein Wort mit Dir sprechen, Ebert“ und ging in sein Zimmer. Auch die Uebrigen verließen rasch die Eckstube und vereinzelteten sich hierhin und dorthin.

Ich trat unruhig auf den Flur, unverkennbar hatte Ottilie das von uns beiden Wahrgenommene mitgetheilt. Durch die Thür des Pastors hörte ich seine Stimme laut und heftig herausstönen, dann diejenige Eberts, der ohne Erregung in ruhiger Sicherheit erwiderte: „Ich habe mich mit ihr verlobt.“ Es wurden noch einige Worte hin und her gewechselt, dann sagte der Pastor: „Ich habe Dir allerdings nichts mehr zu gebieten, aber Du wirst begreifen, daß ich mich für verpflichtet halte, Deinem Vater davon Mittheilung zu machen.“ Gleich darauf öffnete sich die Thür, Ebert Wigand trat heraus und ging, ohne mich zu bemerken, auf unser Zimmer. Ich wollte ihm nicht sofort nachfolgen, um ihm Zeit zur Beruhigung zu vergönnen, sondern machte einen kurzen Gang in's Feld. Doch als ich zurückkam und ihn suchte, hatte er ohne Abschied das Haus und das Dorf verlassen.

II.

Studienjahre — schönes, inhaltsreiches Wort! Aber doch eine vox ambigua, welche Geschicksgunst oder Ungunst des Einzelnen nach gar verschiedenen Richtungen auslegt. Für den Einen ist es die Blüthezeit des Lebens, in deren Kelchen holde Thorheit als bunter Schmelz schillert und den Rückblickenden noch bis in's späte Altar hinein farbenprächtig, wie das Gedächtniß eines wandellosen Junimorgens nachleuchtet. Dem Andern umschließt das kurze Wort langhingedehnte Jahre der geistigen Anspannung, einen mühevoll erschöpfenden Weg, dessen Ränder ein gleichmäßiges Geleit von Messeln und Dornen umgürtet. Wohl gaultelte flüchtig auch über diese dann und wann ein Falter, und der Wind hob einmal süßen Anhauch von Blumenduft herüber, denn es war Sommertag und der Wanderer war jung. Aber die Köstlichkeit mußte von Außen an ihn herankommen, er trug sie nicht in sich und ihm fehlten die Schwingen, sich zu ihr in die goldne Luft zu heben.

Es ist ein gar kurzes, von Vielen mit hochfahrenden, gedankenleerem Lächeln als wesenlos bei Seite geworfenes Wort, das den Fuß im tiefen Wegstaub festhält oder ihm den Aufflug zur Sonnenfreudigkeit vergönnt. Und unsagbar schwerer wiegt seine Bedeutung noch in der Jugend, als im späteren Gang des Lebens, denn sein Inhalt ist Freiheit oder dumpfer Zwang, dessen Kette der Mann mit beruhigterem Blut erträgt, aber daran der Jüngling sich unter vergeblichem Kraftaufgebot, sie zu zerreißen, wund und siech drückt. Viel kluge Leute freilich zucken mißgütlich die Schultern bei'm

Klange des kleinen Wortes, schwärmerische reizere Jungfrauen am geistvollen Theetisch, wie besternte Grauköpfe in reichauskömmlichen Aemtern, Würden und Pfünden. Sie meinen geringschäßig, der Jugend müsse eine unverwüsthche Kraft, ein himmelstrebender Frohsinn, eine welterobernde Idealität innewohnen, daß sie gemeiner Erdengüter nicht bedürfe, sonst sei sie nicht die echte und rechte, wie's die ihrige gewesen. Sie haben noch weit mehr schöne Fremdwörter in Bereitschaft: Elasticität — Frugalität — Humaniora — mens sana in corpore sano — und sie lächeln wohlgefällig bei der Erzählung ihrer unglaublich lustigen Studentenstreiche und stoßen feuzend mit den Champagnerkelchen aneinander, daß es ihnen nicht wiederlehre, noch einmal so frisch, frei und frohgemuth in's Leben hineinzugehn.

Aber dennoch liegt kein Blütenstaub, sondern nur schwerer, athemraubender Wegstaub auf den Studienjahren Desjenigen, der den Tag hindurch arbeiten muß, um Nachts lernen zu können. Sein Pfad führt durch frühlingstachende Gefilde, doch hohe, ödfarbige Mauern versperren ihm zur Rechten und Linken die Anschau. Ab und zu kommt er vielleicht an ein schmales Pförtchen und wirft einen sehnsüchtigen Blick in die Blumengärten hinüber, wo die Andern sich in bunten Festkleidern tummeln und das sorglose, das übermüthige Lachen klingt. Er kennt's, es wohnt auch in seiner Brust und möchte hervor, sich mit in den Jubel zu mischen. Doch er muß noch weit heute in seinem abgetragenen Alltagsrod zwischen dem trostlosen Gemäuer vorwärts, um das Stück Brod zu finden, das ihn erhält, am Abend das geliehene Buch für seine künftige Lebensexistenz aufschlagen zu können. Es ist gegen seine Jugend, sein Recht, gegen die Natur, daß er weiter muß, und ein herber Stich in der Nähe des Herzens verengt ihm beim Athemzug den Brustkorb. Doch die „atra cura“ tritt ihm mit nagelbeschlagenen Sohlen auf die Ferse und stößt ihn davon, an der hübschen Veranda vorüber, wo die klugen Leute ihm beim Verdauungskaffee achselzuckend mit geistreichem Mißfallen nachschauen.

Es ist ein gar kurzes Wort, das die Jugend unter sonnigem Himmel jubeln läßt, oder sie mit bleierner Nebeldecke stumm auf den dumpfen Boden herabbrückt.

*

*

*

Ich sagte mir manchmal, es seien Studiengenossen um mich vorhanden, deren Verhältnisse sie zu noch mühsamerem, erschöpfenderem Ringen nöthige, um sich über dem Wasser vollständigster Hungersgefahr zu erhalten, das sie unausgeseht herunter zu ziehen drohte. Doch wenn vermessener Hochmuth aus der Unzufriedenheit spricht, nicht der Erste in Rom zu sein, bringt es noch gar geringen Trost ein, sich nicht als der Letzte in der Dürftigkeit zu fühlen. Was ich beim Verlassen des Gymnasiums empfunden, bewährte sich mir allzutreulich. Meine Universitätsjahre ließen mir keine Flügel wachsen, weder dem Leib noch der Seele, mich freudig auf einer schön genießenden

Stunde zu wiegen. Das plumpe Gewicht hing an der Sohle und zog mich aus dem Gaukeflug eines vergessenden Traumes hastig wieder zur Wirklichkeit herunter. Aus der Freudenarmuth des täglichen Kampfes flüchtete ich mich in kurzen Augenblicken der Muße in die Erinnerung zurück. Ihr entnahm ich Kräftigung zu neuem Weilerschritt, und ihre Bilder waren mein Glück. Im Getöse der Großstadt lag das ruhevollle Dorf wie von einem stillen Lächeln übergoldet vor mir, die Blätter des Waldsaums flimmerten im Wind und eines einsamen Abendvogels leiser Gesang kam vom schwanken Gezweig. Dann fühlte ich mich frisch gestärkt, wie wenn man bei süßer Ermüdung kurz die Lider geschlossen. Aber es war etwas früh, mit zwanzig Jahren zu solchem Trostbedürfniß nicht vorwärts, sondern rückwärts schauen zu müssen.

Diesem beschwichtigenden Festhalten an meiner Kindheitsvergangenheit entsprang es unfraglich, daß ich in brieflichem Zusammenhang mit dem Pfarrhause blieb. Ich kann mich des ersten Beginns desselben nicht genau mehr erinnern, nur daß ich mich bald mit Henriette in einer, wenn auch nicht häufigen, doch regelmäßigen Correspondenz befand. Warum gerade mit ihr, weiß ich ebenfalls nicht, denn ich hatte ihr niemals näher gestanden als Ottilie. Aber es hatte sich nach einer Entgegnung von ihrer Seite so gemacht und ich war über ihre Briefe zugleich erfreut und erstaunt. Sie schrieb viel besser, als sie sprach, eine gewisse Nüchternheit ihrer Erscheinung und Stimme fiel in den Schriftzügen ab, dann und wann klang überraschend ein leiser Ton daraus hervor, den ich in ihrem Empfinden nie vermutet, der mich an den Gesang des einsamen Vogels im abendlichen Baumgeäst erinnerte. Und zugleich nahm mich Wunder, wie sie oft von den Dingen schrieb, die mir zumeist am Herzen lagen, über die ich mir vorgenommen, sie das nächste Mal zu befragen. Als ob sie mein Verlangen danach errathen, sah mir häufig schon die Antwort drauf aus ihrem Briefe entgegen.

So erfuhr ich getreulich, was im Hause, Dorfe, Feld und Wald voring, auch einmal eine kurze Nachricht über Ebert Wigand. Wir hatten nach unseren Berufswissenschaften verschiedene Universitäten bezogen und uns in den ersten Monaten ebenfalls einigemal geschrieben. Doch er ließ bald längere Zeit über seiner Erwiederung verstreichen und auf meinen letzten Brief erhielt ich überhaupt keine Antwort mehr. Der Inhalt seiner Mittheilungen drehte sich dazu fast ausschließlich um gleichgiltige Angelegenheiten, und mir gebrach die Zeit für eine ausführliche Correspondenz. Dergestalt ging mir erst durch Henriette die Kunde zu, daß Eberts Vater auf die Benachrichtigung durch den Pastor hin seinen Sohn mit Enterbung bedroht habe, wenn ihm noch ein Wort von der Fortsetzung des unglaublichen Verhältnisses zwischen demselben und der Schullehrerstochter zu Ohren komme. Ueber Ottilie meldete Henriette eigentlich in Kürze stets nur das Gleiche und fast in den nämlichen Worten: daß sie wohl sei, sich den Tag hindurch

zumeist gleichmäßig mit Zeichen und Lesen beschäftigte und mich grüßen lasse. Doch sahen diese Zeilen mich zurweilen an, als läge etwas Verschweigendes zwischen ihnen. Ueberhaupt besaßen die Briefe einen leicht schwermüthigen Anhauch; es war sehr einsam im Hause geworden, die Gesundheit der allmählich bejahrten Eltern nicht mehr die frühere. Auch die Schreiberin kam gar frühzeitig am Liebsten darauf zurück, wie schön und sorglos Alles in unserer Kindheit gewesen.

So vergingen wohl zwei Jahre. Von Ebert Wigand hörte ich nichts mehr, als durch zufällige Begegnung mit einem, ihn oberflächlich kennenden Studiengenossen, daß er schon vor geraumer Zeit die Annahme einer Geldsendung seines Vaters verweigert habe und sich, völlig unterstützungslos, durch Stundengeben aus Mühlsamte durchschlage, um seiner Wissenschaft obliegen zu können. Er lebe, kaum zu glauben, kärglich, doch sei dabei von einer nie getrühten, unbegreiflichen Heiterkeit und Unverzagtheit, als ob er in den höchsten Genüssen des Lebens schwelge und über alle Schätze der Erde gebiete, während sein Aussehen zur Genüge Zeugniß von seinem harten Kampf um die Existenz ablege.

Seltsam, aus freiem Willen that er das, wozu mich die Nothlage zwang. Ich wußte, wie schwer es sei, zu müssen, wie das Herz nach Freiheit und ungebundener Jugendlust aufpochte, und ich glaube nicht, daß ich die Kraft und Ausdauer besessen hätte, mich freiwillig selbst an die schwere Kette zu fesseln. Um es zu können, mußte eine Triebkraft in seiner Seele arbeiten, sein Herz etwas zu eigen haben, was das meinige nicht besaß, nicht kannte. Nicht ein Stein, ein stürzender Felsen war ihm über den Weg gefallen, aber ohne zu zaudern und zu zweifeln bog er durch dorniges Gestrüpp um das Hemmniß und rang sich in der Richtung, die er sich vorgesezt, weiter.

Die Briefe Henriettens an mich nahmen nach und nach einen immer deutlicher trüben Ton an. Ihre Hoffnung auf Wiederherstellung der Gesundheit ihrer Eltern schwand mehr und mehr, selten fügte sie Anderes hinzu. Nur ihr letztes Schreiben enthielt noch die Mittheilung, daß der Schul-lehrer unerwartet plötzlich gestorben sei und seine Tochter bald darauf die Mntskwohnung und das Dorf verlassen habe. Es stach gegen ihre sonstige milde Ausdrucksweise ab, daß sie sich nicht enthalten gekonnt, daran zu schließen, sie freue sich, „die, welche an Allem die Schuld getragen,“ nicht mehr sehen zu müssen. Dann verging eine lange Zeit, ohne daß ich auf meine Erwiederung mehr Nachricht aus dem Dorf empfing.

* * *

Nicht selten hielt eine plöbliche Frage mir den lesenden Blick, die Feder auf dem Blatte an: Wofür? Für wen arbeitete ich eigentlich Tag und Nacht hindurch?

Die Antwort war sehr einfach und immer die nämliche: Für mich. Aber wenn der Gedanke weiter ging, besagte sie im Grunde nichts. Ich

stellte mir die Triebfedern vor, durch welche Andere zu gleichem Thun angestoprt wurden, die Pflichtsorge für Weib und Kind, vielleicht für Eltern und Geschwister, die herzlopfende Hoffnung auf die Vereinigung mit einer Geliebten, den Ehrgeiz und das Streben nach angesehenener Stellung unter den Menschen, die Sucht, Reichthum zu erwerben. Keiner dieser Beweggründe weckte in meinem Innern einen Nachhall. Ich stand allein in der Welt und die Zukunft hielt mir kein Bild entgegen, nach dem ich beehrte. Ich fühlte mich vorzeitig alt, fast ohne die Fähigkeit eines Wunsches, denn der freudlos Hinlebende verarmt langsam in sich selbst. Allerdings mußte ich existiren und deshalb arbeiten, aber wozu sammelte ich mir ein geistiges Capital für kommende Zeiten, in denen ich noch älter und abgestumpfter sein würde? War's nicht klüger, meine Arbeitskraft gleichsam als eine Leibrente anzulegen, die mir bei geringerer Anstrengung dasjenige liefert, dessen ich von Tag zu Tag zum Leben bedurfte?

Solche trübsinnige Aufschauungen halten der Wiederkehr gesunder Erwägung nicht Stand, doch sie erzeugen Stimmungen des Mißmuths, welche plötzlich einmal mit dem Gefühl übermannen, es sei narrenhafte Thorheit, noch jung zu sein und den Genuß der Gegenwart für einen zweifelhaften Vortheil des Alters ungelostet wegzuschleudern. Und unwiderstehlich aufgerissen, sprang ich mit jähem Entschluß von meinem Stuhl empor, einen Tag zu genießen, als ob keine Kette an den Füßen hinter mir drein rasselte.

Ich weiß, der Augenblick dieses Vorsatzes war das Schönste daran. Draußen lag ein warmer Hochsommertag und ich schlenderte durch die lärmvollen Straßen der Großstadt, gab jedem Gelüft nach, als ob ich nicht wenige Thaler, sondern ein Vermögen in der Tasche trüge. Doch der Reiz erklosch schnell, bald empfand ich mich überall unter dem fremden Getümmel nicht minder einsam, als auf meiner ärmlichen Kammer, und mein Veruch, mich für einige Stunden frei und glücklich zu halten, erschien mir lächerlich zwecklos. Ich besaß keine Fähigkeit, mich zu amüsiren, und nur eine gewisse Beschämung vor mir selbst, der feste Entschluß, nicht vor dem Schlag der Mitternachtsstunde nach Hause zurückzukehren, hielten mich ab, den „Tag des Genußes“ schon beim Eintritt der Dämmerung zu beenden.

Troßdem brachte der Abend grade mir zum erstenmal etwas eigenthümlich Antregendes. Der Zufall hatte mich in einen großen öffentlichen Garten geführt, den ich um seines beträchtlichen Entréepreises willen noch niemals vorher betreten. Es war eine sogenannte „italienische Nacht“, mehrere Musikkapellen spielten abwechselnd, Tausende von bunten Lampions erhellten die Plätze, Wege, Bäume und Bosquets, zwischen denen Menschenströme hin und wieder flutheten. Ab und zu wurden Feuerräder und bengalische Flammen abgebrannt, das Wesen der Gäste, die reichen Damentoiiletten und der verschwenderische Aufwand der Herren an kostspieligen Weinen kennzeichneten einen Vergnügungsort der besser gestellten Gesellschaftsklassen. Für mich hatte das Gesimmer und Gebrause in der schwülen Nacht etwas fremd-

artig Aufregendes, ich ließ mich manchmal mit geschlossenen Augen in dem Gewoge forttreiben, dann sah ich wieder auf, und es kreiste um mich wie ein phantastischer Traum.

So vergingen wohl Stunden, da kam ich einmal an einem, bisher noch nicht von mir aufgesuchten Seitenrande des weiten Platzes vorüber. Die Tische waren zum Theil besetzt, zum Theil von den Umherwandelnden verlassen, mein Blick fiel auf einen, der die Ueberreste einer ausgesuchten Abendmahlzeit von Delicategen aller Art und seltenen Früchten trug. Eine Champagnerflasche stand im Eiskübel daneben und zwei Spitzelche, doch es saß nur eine einzelne Dame an dem Tisch. Sie war, fast wie in ein Gewöll, in einen kostbaren Spitzenüberwurf gehüllt, aus dem sich der halbentblözte, wundervoll gemeißelte Arm auf die Lehne des Sessels stützte, während ihre Augen nachlässig durch das bunte Lampengeglücker hingingen. Achlos schritt ich beinahe schon vorbei, als eine Wendung mir ihr Gesicht zudrehte, und im selben Moment flog mir unwillkürlich, halb freudig, halb ungläubig staunend von den Lippen: „Rhena Wenzstern!“

Nur eine Minute lang hatte ich sie damals durch den herblich entblätterten Baun als erwachsenes Mädchen gesehen, doch ihre eigenartige Schönheit war unverkennbar. Sie erkannte mich ebenfalls und rief, jäh vom Stuhl aufstehend, meinen Namen, aber im nächsten Augenblick setzte sie sich rasch zurück. Unfern von uns hob mit lautem Geschmetter die Musik ein neues Stück an, ich stand einige Secunden halb verwirrt, da sah ich sie jetzt wirklich aufstehen und schnell einem, vom Büffet der Wirthschaft herankommenden Herrn mit aristokratischen Gesichtszügen entgegentreten. Sie faßte seine Hand und redete eilig einige Worte mit ihm, die mir nach dem Ausdruck ihrer Miene eine Bitte zu enthalten schienen. Er drehte seine Augen zu mir herüber, lachte und schlug ihr leicht auf die Schulter, dann kamen Beide auf mich zu, Rhena stellte mich dem Fremden vor, darauf ihn mir als „Herrn Baron von M — —“ und fügte schnell hinterdrein: „Wir sind auf unserer Hochzeitsreise.“ — „Ja, auf der Hochzeitsreise,“ wiederholte er lachend und leicht nach der Art des norddeutschen Adels schnarrtend. „Es freut mich, Ihre Bekanntschaft so unerwartet zu machen, wir glaubten uns völlig fremd hier. Sie sind, wie ich höre, ein Jugendnachbar Rhenas, ich darf Sie wohl bitten, ein Glas mit uns zu trinken.“ Die Begegnung mit mir schien ihm, wenigstens anfänglich, nicht grade sehr erwünscht zu sein, doch sein Benehmen war ein außerordentlich artiges und zuvorkommendes, nur hatte sein zuweilen völlig unbegründet hervorbrechendes Lachen etwas Unverständliches, ich maß diese sonderbare Lustigkeit indeß dem reichlichen Weingenuß bei, von dem die Flaschen auf dem Tisch redeten. Er mochte im Beginn der dreißiger Jahre stehen, sein Name war der einer alten, sehr reichen Familie. Die schrilltönige Musik machte geraume Zeit das Sprechen fast unmöglich, und es war mir lieb, mich derweil von meiner Ueberraschung erholen und meinen Gedanken nachhängen zu können. Offenbar hatte also

Ebert Wigand auf die Dauer seinem Vater doch nicht Widerstand geleistet, sondern seine Verlobung aufgelöst. Oder war es Rhena gewesen, die das Ausschichtslose derselben erkannt und der Bewerbung des reichen und abligen Freiers nachgegeben? Ihr Blick vermied, dem meinigen zu begegnen, und sprach mir nichts darüber aus. Bei ihrer Vermögenslosigkeit und geringen Herkunft nahm mich ihre vornehme Heirath allerdings Wunder, doch unfraglich war sie die Schönste unter den zahlreichen Schönheiten des Gartens, und die Augen aller Vorübergehenden hingen an ihr. Wie es geht, wenn man den eigentlichen Gegenstand eines gemeinsamen Interesses nicht in passender Art zu berühren weiß, unterhielt ich mich mit ihr, als ob nichts Besonderes in unserem Zusammentreffen liege und wir uns erst vor Kurzem zuletzt gesehen. Einmal fand ich Gelegenheit, zu fragen, wie und wo sie ihren Gemahl kennen gelernt habe, doch die Musik machte ihre, an sich schon undeutlich ertheilte Antwort völlig unverständlich, und sie schien einer nochmaligen Wiederholung der Frage vorzubeugen. Ueberhaupt regte sie mir den Eindruck, daß sie unser Beisammensein bald zu beenden wünschte, sie gab Zeichen von Müdigkeit, aber im Widerspruch damit zögerte sie doch immer mit dem Aufbruch. Ich suchte lange nach einem Anlaß, endlich bot sich ein solcher, daß ich in eine Entgegnung den Namen Ebert Wigands einzuflechten vermochte. Sie stand gerade im Begriff, ihr gefülltes Glas an die Lippen zu führen, und ihr Arm zuckte mit demselben, daß ein Theil des Inhalts über ihr Kleid floß. Ihr Gatte zog etwas unmuthig die Stirn zusammen und sagte: „Umsonst sind solche Spitzen just nicht, mein Schatz, und Du könntest ein wenig vorsichtiger sein; freilich ist es Dein Schade.“ Nun hob Rhena sich mit blaß gewordenem Gesicht vom Sitz und erwiderte rasch: „Es ist spät, ich möchte nach Hause gehen.“ Der Baron folgte ihrem Wunsch bereitwillig, er nannte das Hotel, in dem sie wohnten, und fügte hinzu; „Vielleicht finden Sie Zeit, Ihre Jugendfreundin dort in den nächsten Tagen noch einmal aufzusuchen; kommen Sie ungenirt, auch wenn ich ausgegangen sein sollte, ich bin nicht eifersüchtig.“ Dazu lachte er in seiner eigenthümlichen Weise; Rhena machte eine Bewegung, als ob sie mir die Hand entgegenstrecken wollte, zog dieselbe jedoch hastig wieder zurück und verabschiedete sich von mir mit einer stummen Kopfneigung. Ich sah ihnen nach, wie sie Arm in Arm zwischen den flimmernden Lampions davongingen, vor meinem Blick rannen diese traumhaft zu einem röthlichen Licht ineinander, durch das Rhena Wenkstern hinschritt. Aber nicht hoch und schönheitsblendend in dem Spitzengewand und nicht auf dem nächtlichen Gartenwege, sondern mit aufgerafften Kleidern ging ein kleines Mädchen durch blinkendes Wasser, aus dem ihre schmalen weißen Kniee herausschimmerten.

Ich fuhr leicht zusammen, wie sich mir eine Hand auf die Schulter legte. Es war die eines Studiengenossen, mit dem ich in oberflächlichem Verkehr stand; er hatte, von mir bisher nicht bemerkt, an einem benachbarten Tische gefessen und sagte: „Woher kennen Sie Einsiedler den Baron M. . . , daß Sie mit ihm Champagner trinken?“

„Ihn nicht“, versetzte ich, „nur seine Frau.“

Er lachte: „Seine Frau? Das heißt auf Zeit.“

Vermundert sah ich zu ihm auf. „Was meinen Sie damit?“

„Sie sind noch naiv, als wären Sie gestern von der Schulbank gekommen.“ versetzte er mit lustigem Ton, „das kommt vom Stubenhocken. Haben Sie die Schöne wirklich für seine Frau gehalten? Es ist schon seine Dritte, die ich seit einem Jahre kenne. Woher haben Sie denn solche Damenbekanntschaft? Stille Wasser scheinen nach dem Sprüchwort doch tief.“

*

*

*

Es liegt nicht in der Absicht dieser kurzen Erinnerungsblätter, meinen eignen Lebensgang weiter zu berühren, als es der Zusammenhang desselben mit demjenigen meiner Kindheitsgespielen erfordert. Das Gedächtniß Ebert Wigands hat ihre Aufzeichnung veranlaßt, und ich beschränkte diese auf solche Mittheilungen, welche ihn nahe betreffen.

Um ein halbes Jahr später bestand ich mein Examen, und zum erstenmal nahm sich eine günstige Laune des bunten, irdischen Würfelspieles meiner an, indem ich wider alles Erwarten fast sogleich eine Stellung erlangte, durch welche ich mich vor der plumphen Noth des Lebens vollständig gesichert sah. Ich war in die Lage versetzt, eine andere, bescheiden ausgestattete, doch freundliche Wohnung zu beziehen und mich meinem neuen Beruf mit jenem Eifer hinzugeben, der ihn als einzigen Zweck des Daseins erkannt und deshalb das Bedürfniß fühlt, ihm innerlich nahe zu treten und in seiner Ausübung einen freudigen Halt zu gewinnen. Die Gegenwart und Zukunft erheischten mir einen solchen immer mehr, denn auch das tröstliche Gefühl einer Heimath in der Vergangenheit löschte jetzt dahin. Nach langer Unterbrechung erhielt ich eine Mittheilung Henriettens von dem bald hintereinander erfolgten Tode ihrer beiden Eltern. Auch Ottilie sei leidend — eigentlich schon lange — und dürfe nur an warmsonnigen Tagen das Zimmer verlassen; sie würden noch im Pfarrhause verbleiben, bis ein Nachfolger gewählt sei, wohin dann, könnte sie zur Zeit nicht angeben. Ich faltete den kurzen, melancholischen Brief zusammen und blickte eine Weile drüber hinaus. Eine schwermüthige Aufgabe, das Leben — eine mühevoll zu erlernende Kunst! Wofür? Um zu arbeiten? Nein, das vielmehr war der einzige Trostquell. An die Arbeit, um die schwere Kunst des Lebens üben zu können!

Unter thätigem Schaffen verging mir der Winter, und der Frühling zog mit warmen Anhauch durch's offene Fenster herein. Es war an einem Nachmittag, wohl im Anfang des Juni, als an meine Thür geklopft wurde, auf meinen Ruf trat ein hoher, elegant gekleideter junger Mann ein. Einen Moment blickte ich ihn halb ungläubig an, dann sprang ich auf. Ebert Wigand war's, unverändert, blühend, mit den alten, leuchtenden Knabenaugen. „Es hielt schwer, Dich unter einer halben Million von lauter klugen Menschen herauszufinden, Nob,“ lachte er. „Wie kommst Du hierher?“ frug ich,

„Du siehst prächtig aus.“ Er gab im gleichen Ton zur Antwort: „Nimm's mir nicht übel, wenn ich keine Leichenmiene herumtrage, obwohl ich meinem Vater im vorigen Monat die letzte Ehre erwiesen habe; Du weißt, er würde es vermuthlich selbst nicht von mir verlangen, und mein Gesicht ist nicht auf das Komödientenspiel anderer Leute in solchem Fall zugeschnitten. Ich suche meine Braut, die sich hier in der Stadt aufhält; sobald ich sie gefunden, wollen wir Hochzeit machen.“

Mir versetzte unwillkürlich ein Schreck den Athem und ich erwiderte halbstotternd: „Welche Braut?“

Run entgegnete er, noch fröhlicher auflachend: „Glaubst Du, ich hätte mehrere zur Auswahl? Entschuldige, daß Du so lange keine Nachricht von mir erhalten, ich blieb wie mich dünkt, mit einer Antwort an Dich im Rückstand. Es ging uns geraume Zeit nicht besonders, Rhena wie mir; wir hatten Beide nichts, um zu leben, und sie mußte nach dem Tode ihres Vaters eine Stellung annehmen, seit einem Jahre weiß ich nicht einmal, wo. Ich schrieb ihr zuletzt, wir wollten uns nicht mit Klagen das Herz brechen, am Tage, wo es möglich sei, käme ich, sie zu holen. Ich hielt es freilich nicht lang aus und schrieb doch wieder, aber sie hat mein Verbot, scheint's, ernster genommen oder ihre Briefe falsch adressirt, so daß ich sie nicht bekommen. Nun hat der Tod meines Vater unsere Wartezeit abgekürzt.“

Er sprach Alles so sorglos heiter, daß ich als Antwort nur beklommen hervorzubringen vermochte: „Und glaubst Du wirklich, daß sie noch ebenso auf Dein Kommen gewartet hat —?“

Sein Blick maß mich, als müsse er erst zu ergründen suchen, was ich mit meiner Frage gemeint haben könne. Dann lächelte er:

„Das verstehst Du nicht, Rob; sie gehört mir von Kindheit auf. Du könntest mir ebensowohl reden, die Sonne sei ohne Licht und Wärme.“

* * *

Ich wußte nicht, was daraus werden, was ich thun sollte. Mehrmals schwebte es mir auf der Zunge, Evert meine letzte Begegnung mit Rhena Wenkstern mitzutheilen, und doch brachte ich's nicht hervor. Halb fehlte mir der Muth und halb entsprang mein Zaudern dem Gefühl, daß ich ihn in eine gewaltfame Aufregung versetzen würde, ohne ihn von der Thatsächlichkeit meiner Erfahrung zu überzeugen. So schwieg ich und hoffte auf ein Drittes: daß sie nicht mehr in der Stadt verweile und seine Nachforschungen nach ihr vergeblich sein würden. Mehrere Wochen schienen dies auch zu bestätigen, doch änderte es an seiner stets fröhlichen Stimmung nicht das Geringste. Er lachte nur: „Es ist närrisch, wie wir uns in der Welt verloren haben, daß wir uns wie in einer Wildniß erst wieder suchen müssen; am Ende wird es noch nothwendig sein, ein Indagationsproclam in einer Zeitung zu erlassen.“ Mir entflog einmal in meiner Befangenheit

unwillkürlich die Aeußerung: „Wenn sie nicht mehr am Leben wäre, Ebert?“ — Ich erschrak, denn sein Gesicht wurde einen Moment weiß wie ein Papierblatt, allein das Blut strömte ihm sogleich voll und roth in's Antlitz zurück, und er antwortete kopfschüttelnd ruhig: „Mein Herz fühlt, daß sie lebt und daß ich sie finde.“ Bei solchen Anlässen blickte ich ihn manchmal sorglich an, ob sein Kopf durch etwas gestört worden sei und an einer krankhaften Wahnvorstellung leide. Aber nichts deutete sonst auf eine Schwächung seiner Denkkraft, er sprach über jeden Gegenstand klug und klar, hatte sich geistig noch ausnehmend entwickelt und nach allen Richtungen eine reiche Fülle des Wissens erworben.

So kam ein Abend, der mir unvergeßlich geblieben. Ich hatte Ebert bei seinen Gängen zum Behuf der erfolglos-wunderlichen Auskundsung Athenas begleitet, der Sommernachmittag war heiß gewesen und wir traten, beide durstig und hungrig geworden, in eine Vorstadtwirthschaft ein. Eine kaum gemischt zu benennende Gesellschaft füllte in mäßiger Kopfszahl das geräumige, doch niedrige und dumpflustige Local, das bereits von Hängelampen erhellt wurde. Die Anwesenden, bis auf einige Handlungsbdiener und aufgeflickte Putzmamsellen, zumeist in ziemlich verkommenen Anzügen, tranken Bier, rauchten, lachten und schienen auf etwas zu warten; wir bemerkten bald, daß wir einen Mißgriff mit der Wahl der uns unbekanntem Wirthschaft begangen, allein da wir beim Eintritt unsere Abendmahlzeit bestellt hatten, setzten wir uns in eine freie Ecke und blieben. Während dieses Zuharrens zündete ein Kellner noch einige Lichtkerzen an der anderen Seite des Raumes an, und wir nahmen jetzt erst wahr, daß sich dort eine kleine hölzerne Rampe befand, wie sie zu den, unter dem Namen „Ziugeltangel“ bekannten musikalischen Auführungen zweifelhaftester Gattung benützt wurden. Gleich darauf erschienen auch durch einen dahinter befindlichen, verschoffenen Vorhang zwei alte abgelebte Harfenistinnen und begannen auf den verstimmten Saiten zu klimpern, ein poffenhast ausgestaffirter Bursche folgte drein und hub einen, von vielem Gelächter empfangenen, zweideutigen Vortrag an, der ein Stichwort enthielt, bei dem sich die Gardine abermals aufthat. Ein hochgewachsenes Mädchen trat heraus, offenbar noch jung und mit Spuren großer, gewesener Schönheit in den Zügen, wie ihre Kleidung von ehemaliger Kostbarkeit rebete. Doch Augen und Wangen waren geschminkt, am mageren Halse traten die Muskelstränge sichtbar hervor, das Ganze sprach deutlich von einem jener unglücklichen Geschöpfe, die bessere, übermüthig-bedahtlose Tage gekannt, vielleicht durch eine Erkrankung ihre Schönheitsmitgift eingebüßt und willenlos tiefer und tiefer gesunken war. Ich sah noch mit Bedauern auf die Fremde hin, die ihren Mund zum Sprechen öffnete — da hörte ich plötzlich neben mir einen trunken-jubelnden Ruf: „Da ist sie — sie ist's — Athena!“ und zwischen den Stühlen und Tischen fort flog Ebert Wigand auf die Holzbühne zu. Dann schnitt im nächsten Augenblicke ein herzerzütternder Aufschrei durch die dumpfe Gaststube, und das Mädchen schlug ohnmächtig und reglos auf das Brettergerüst nieder.

Da lag Athena Wentstern im Bette des reich ausgestatteten Hotelzimmers, wohin Ebert sie gebracht, und ich erkannte sie noch immer kaum. War dies das blühende, junge Weib, das ihm an jenem sonnigen Herbstmittag in die Arme geflogen, dessen Schönheit noch vor kaum länger als einem Jahre alle Augen bewundernd auf sich gezogen? Einem der wunderbaren Falter, die einst um ihr Pflaumentörbchen geflattert, hatte sie selbst geglichen, doch nach kurzem Flug, gleich ihnen, den prangenden Farbenschmelz verloren. Mit schlaffen Zügen lag sie da, dem ersten Blick als ein Wesen erkennbar, das die Jungfräulichkeit in den Staub geworfen, dem Nichts den Blüthenschimmer der Jugend wieder zu geben vermochte. Nur langsam erhob sie sich von dem Zustande körperlicher Gebrochenheit, in welchem sie aus der Wirthschaftspelunkel hierher gelangt war.

Aber von dem Allem sah Ebert Wigand Nichts. Er saß beständig neben ihr und seine glänzenden Augen ruhten glücklich auf ihrem Gesicht. Wenn sie die hohl unterwölbten Lider zu einem unruhigen Schlaf geschloffen hielt, flüsterte er mir zu: „Wie schön sie ist! Ich mußte immer, daß sie so werden müsse, es war die Mitgift ihres Namens, denn er bedeutet einen prächtig leuchtenden Stern. Du kanntest sie nie, Rob, doch jetzt begreifst Du's, nicht wahr, daß ich Dir sagte, eher könntest Du mir die Sonne kalt und lichtlos nennen.“

Dann wachte Athena Wentstern, und er nannte sie zärtlich sein armes Kind und überhäufte sich mit Vorwürfen, daß er so thöricht gehandelt, sie in solch' dürftige Lage gerathen zu lassen, in der sie genöthigt worden, sich ihren Unterhalt als Schauspielerin zu verdienen. Doch er sehe es an, als sei's eine Prüfung ihrer Liebe gewesen, um ihm erst den vollen Diamantglanz derselben zu bewähren. Und nun sei's vorüber und wolle er's an seiner Frau gut machen sein Leben lang.

Ich hörte ihm zu, auch der Absicht, die seine letzte Aeußerung kundgab, und erwiderte Nichts. Wem zum Nutzen hätt' ich's gesollt? Worte machen Blinde nicht sehend, und wär' es auch möglich gewesen — hätte es ihn glücklicher gemacht? Ich fühlte, es würde sein Leben zwecklos zerstören.

Noch Eines kam hinzu. Mein Mund redete nur selten mit Athena Wentstern, aber ihre Augen sprachen fast unablässig mit mir, und ich verstand Alles, was sie sagten. Ihr Werden, ihre Vergangenheit lagen klar vor mir. Sie war, wie der Pastor einst gesprochen, nicht weit vom Stamme gefallen, hatte die innere Halklosigkeit ihres Vaters, seinen eiteln Sinn und die Begehrlichkeit nach Schein und Prunk geerbt. Und noch einmal hatte die Meinung des Pastors über sie das Richtige getroffen: „Wenn der Alte nicht wäre, könnt' vielleicht noch ein vernünftiges Geschöpf aus ihr werden.“ Das war durch den jahrelangen, täglichen Einfluß Eberts bewirkt worden, aber als die Univeritätszeit ihn zur Trennung von ihr gezwungen, sich allein zurückgegeben, war ihre Natur stärker gewesen, als die Nachwirkung seines

Gedächtnisses. Sie sah ihn mit seinem Vater entzweit, arm und aussichtslos während der Blüthezeit ihrer Jugend, und von dem Triumph ihrer Schönheit berauscht, vom Reichthum und Namen eines vornehmen Liebhabers verlockt, der ihr glänzendes Wohlleben verhieß, vielleicht im Taumel augenblicklicher Leidenschaftswallung warf sie sich dem rasch abwärts führenden Verderben in die Arme.

Diese Geschichte ihres Lebens kündete mir ihr stummer Blick; sie war nicht von schlechter Gemüthsart, sie war nur haltlos und leichtfertig gewesen. Aber aus der irren Angst ihrer Augen redete noch etwas Anderes. Sie hatte nur Ebert Wigand wirklich geliebt und liebte ihn noch jetzt. Und sie wußte, wie ich, es würde ihm das Herz brechen, wenn sie das Wort spräche, das auch ich nicht über die Lippen bringen konnte.

* * *

Nach Wochen kam ein Tag, an dem ich neben dem Reisewagen stand, der Ebert Wigand und Rhena Wenckstern aufnahm. Er wollte seine Braut nach dem Dorf ihrer Heimath und unserer Kindheit führen, um sich dort von dem erwarteten, neu ernannten Pfarrer mit ihr trauen zu lassen. Es entsprach völlig der träumerisch poetischen Grundart seines Empfindens und Denkens, daß er diesen Voratz gefaßt, und ich hätte es mit Bestimmtheit vorauszu sehen vermocht. Ehe die erforderlichen Documente beigebracht und das Aufgebot erlassen sein konnte, mußten noch etwa drei Wochen vergehen; bis dahin hatte ich Urlaub zu nehmen, nachzukommen und ihm als Zeuge bei der feierlichen Handlung zu dienen versprochen. Warum sollt' ich's nicht, da er es als Beweis unserer alten Freundschaft begehrte? Ich hatte mich überzeugt, für ihn enthielt diese Verbindung das einzige, auf Erden erstrebte Glück — und mußte sie denn zu einem Unglück führen? Still und ernst blickte Rhena drein, in ihrem blassen Gesicht lag kein Zug des Leichtsinns, des Verlangens mehr nach irgend einer Lust des Scheins. Sie liebte ihn und die Liebe konnte vielleicht noch das aus ihr gestalten, wofür er sie hielt — so weit Geschehenes ungeschehen zu machen war. Dieser Gedanke ließ mich zum erstenmal in Gegenwart der Beiden etwas weniger bellommen aufathmen, so daß ich mich fast mit einem freudigen Gefühl von Ebert verabschiedete. Auch Rhena that jetzt, was sie vor einem Jahre nicht ausgeführt, sie reichte mir im letzten Moment die Hand, die sich mit einem kurzen, krampfhaften Zusammenziehen um die meinige schloß. Unwillkürlich sah ich nach ihrem Antlitz auf, die Pferde zogen an, und ich gewahrte nur noch, daß sie die Augen hastig von mir abdrehte, aus denen ein sonderbar irres Licht, angstvoll und rathlos mich um etwas befragt zu haben schien. Gedankenmüde schritt ich allein zu meiner Wohnung zurück. Sie kam mir unsagbar einsam vor, ich wußte nicht, wonach ich begehrte, aber ich fühlte mich in der großen Stadt verlassener, denn je zuvor.

Dann trug auch mich der Postwagen langsam auf der Straße fort,

neben der heute der Eisenbahnzug mit geisterhafter Geschwindigkeit vorüberfliegt, und es war an einem Juliabend, als der alte hohe Kirchturm nach langer Zeit wieder über den Feldern vor mir aufstieg. Wie ich ihn zuletzt gesehen, hatte das Leben noch dultverschleiert fremd vor mir gelegen, jetzt stand es deutlich und nüchtern da, der Vorhang war graue Spinnweb gewesen, und ich wußte genau, was es mir überhaupt noch bringen konnte. Aber dennoch klopfte mein Herz an dieser Stelle rascher als sonst, wie wenn es den alten Schlag hier wieder gefunden, den es durch trübe Jahre hindurch verlernt. Ich hatte im Städtchen ein Fuhrwerk bis zum Dorf genommen, und wie ich nun an jedem bekannten Fleck entlang rollte, der seinen stäten Sommer Schmuck unverändert angelegt, da überkam es mich mehr und mehr mit einem tiefen Frieden, als habe ich nur schwer geträumt und wache in sorgloser Kindheit wieder auf.

Das Dorf allein empfing mich anders, als ich erwartet, nicht die vermoosten Dächer und buntblühenden Gärten vor den alten Häusern, doch die Menschen. Die Straße vom Bach zur Kirche hinan war völlig leer, Alles wunderbar, wie ausgestorben still; nur einige feuchte Fußspuren prägten sich aus dem julitrocknen Wegstaub. Erst auf dem Lindenplatz gewahrte ich ein Gedränge von Männern, Frauen und Kindern vor mir, die Bewohner schienen sich dort zu einem festlichen Anlaß sämmtlich angesammelt zu haben. Doch waren alle eigenthümlich still oder flüsterten nur miteinander, die kleinen Knaben und Mädchen reckten sich lautlos auf den Zehen, um über die Erwachsenen nach etwas fort zu sehen. Ich nahm den Gegenstand ihrer scheuen Blicke schon vom Wagen aus gewahr, der Kreis schloß sich um eine in der Mitte niedergestellte Tragbahre, auf der ein regloser Körper ausgestreckt lag. Als ich rasch hinzutrat, erkannte ich sogleich Rhena Wenckstern, doch nicht wie ich sie zuletzt gesehen, sondern als habe sie sich zu dem Tage verjüngt, an dem Ebert Wigand sie zu seiner Braut erkoren. Nur war ihr Gesicht schneeweiß, aber in seiner ganzen, ehemaligen wundervollen und jungfräulichen Schönheit. Von ihren Kleidern sickerten Wassertropfen unter die Bahre herab, ihre Hand hielt fest zusammengezogen eine weiße Leichrose umschlossen. Es war kein Zweifel, daß sie todt sei.

Und beim ersten Anblick war mir auch kein Zweifel, warum. Ich verstand plötzlich das letzte Pressen ihrer Hand beim Abschied und den rathlos irren Ausdruck ihrer Augen. Ihr Herz hatte ihn wirklich geliebt und sie konnte ihn nicht betrügen. Um einem Leben voll Marter und Reue zu entgehen, gab es nur einen Weg; doch für sich selbst hätte sie die Qual als Sühne genommen, sie war den Weg für ihn gegangen, sein Leben von einer Lüge zu befreien.

*

*

*

Als ich den ersten Eindruck des Schrecks überwunden — doch es war nicht lediglich ein solcher, sondern zugleich fast wie mit etwas Befreiendem

untermischt — sah ich erst, daß auch Ebert Wigand neben der schönen Leiche dastand. Ich trat auf ihn zu und that, was man in solchen Augenblicken zu vollbringen pflegt, weil man nichts Anderes zu thun weiß, ich reichte ihm stumm die Hand entgegen. Er nahm dieselbe auch und kaum anders als sonst, nur daß er sie ein wenig schneller fallen ließ, aber er sprach dazu, mich Groß bedeutungsvoll anblickend, mit völliger Gelassenheit: „Weißt Du, sie wollte mir wieder eine Wasserrose pflücken, an der nämlichen Stelle wie damals, da haben die Leute sie gefunden. Es war ihr Ebenbild, so schön und rein und auch so weiß, wie sie jetzt; ich wußte immer, der Tod müsse auf mich neidisch sein und sie mir nicht gönnen. Aber er irrt sich, sie bleibt darum doch mein, er kann sie mir nicht nehmen. Sie ging aus Liebe für mich an den Bach — entschuldige mich, ich muß jetzt Acht auf sie geben —“

Er wandte sich zu den Männern um, welche die Bahre emporlüfteten, und ging, sorglich die Hand Athenas haltend, mit jenen fort. In seinen Augen lag eine ruhige Sicherheit, daß er sie nicht verloren. Niemand konnte sie ihm nehmen, weder Menschen noch der Tod. Er hatte sie für sich allein gehabt und hatte sie noch, denn er besaß den Zaubervillen des Herzens. Eigentlich war er der unendlich Glücklichere von uns.

Mit seltsamen, hastig wechselnden Empfindungen schritt ich nach dem Pfarrhause, an dem mehrere Handwerker kleine hantliche Verbesserungen vornahmen. Ich weiß nicht, warum mir der Muth gebrach, durch die Hausthür einzutreten; am Garten entlang wandernd, überstieg ich den Ligusterwall und kam von unten herauf. Vor dem Rande der Laube stützte mir der Fuß, dort saß oder lag vielmehr Jemand in einem Lehnstuhl ausgestreckt, ein junges Weib mit weißdurchsichtigem Antlitz und großen, geisterhaft vorblickenden Augen. Röhliche Streiflichter der Abendsonne spielten über ihr blondes, schlicht gescheiteltes Haar, sie streckte mir eine blaugeäderte Hand entgegen, doch erkannte ich sie erst, als sie mit leiser, mühsamer Stimme dazu sprach: „Sehen wir uns noch einmal, Rob — das ist hübsch; ich hatte gehört, daß Du kommen würdest.“ — „Ottilie —“ stotterte ich erschreckt; der Tod sah ihr aus jedem Zug hervor, er konnte höchstens für Tage ihr noch Aufschub gönnen. Sie nahm meine Bestürzung wahr und lächelte: „Setz' Dich zu mir, ich bin heut' etwas müde und muß früh schlafen gehen; aber noch hab' ich ein wenig Zeit.“ Vom Hause her knisterte ein Fußtritt über den Sand und gleich darauf bog der Kopf Henriettes um die Ecke. Sie war kaum verärrert, nur sorgenblaß, doch mein unerwarteter Anblick trieb ihr einen Moment das Blut etwas ins Gesicht. Dann saßen wir beisammen und redeten, wunderbar, als ob nichts geschehen sei und nichts Unabwendbares vor uns stehe. Ottilie wußte noch nicht von dem Tode Athenas, und Henriette that desselben nicht Erwähnung. Sie sprach davon, daß der neue Pastor in der nächsten Woche eintreffe und sie beschäftigt sei, um weiteren Umzug bis zur Wiederherstellung Ottilies zu

vermeiden, eine kleine Wohnung in der Nähe einzurichten. Ein kurzer, nur mir geltender Ausblick fügte stumm hinzu, es werde nicht mehr nöthig sein.

* * *

Ebert Wigand verließ die Leiche Rhena Wenksters Tag und Nacht hindurch keinen Augenblick, bis sie zwischen den Steinen und Kreuzen neben der Kirche mit in die Erde gesenkt worden. Dann kam er am Nachmittag zum erstenmal zu uns in's Pfarrhaus. Er trat ein und begrüßte alle, wie wenn er bis heut' im Dorfe gewohnt und nur einen Spaziergang gemacht habe. Wir hatten Ottilie inzwischen mittheilen müssen, daß Rhena plötzlich gestorben sei, doch sie sprach kein Wort darüber, und Ebert gleichfalls nicht. Die heißesten Stunden des Tags waren vorbei, und Henriette führte die Schwester nach täglichem Brauch an ihren Rollstuhl, damit sie die freie Luft im Garten einathme. „Laß mich Dich fahren, Ottili,“ sagte Ebert, sich gegen sie vorbückend, und ich sah, daß sie sich zum erstenmal in die Augen schauten und einen eigenthümlichen Blick miteinander tauschten. Er schob sie langsam durch die Gartengänge hinab, sein Arm lag stützend in ihrem Nacken, und man gewahrte an seiner überbeugten Haltung, daß er mit ihr redete. Was, vernahmen wir nicht, denn Henriette und ich blieben unwillkürlich ein Weilchen zurück. Sie sagte nur tiefaufseufzend: „Wie anders hätte es sein können.“ Ich nahm ihre Hand und antwortete: „Ja liebe Henni, das wäre besser gewesen, aber Menschenherzen läßt sich nicht gebieten.“

Als wir die Beiden droben im Garten wieder antrafen, saßen sie stumm nebeneinander, nur wie ein geisterhafter Athemzug ging es um die stille Laube. Davor blühten sonnenflimmernde Hochsommerblumen, und Schmetterlinge gaukelten noch drüber. Es war ein Vorabend ohne Laut und Hauch, schimmernd dehnten sich die grünen Felder in die Weite, wie sie stets in unserer Kindheit gelegen.

Plötzlich sagte Ebert Wigand laut: „Wollen wir nicht Voccia spielen?“

Henriette und ich sahen ihn wohl sprachlos an, doch Ottilie fiel, ihre Kraft zusammennehmend, freudig ein: „Ja, laßt uns! Ich kann freilich nicht werfen, aber ich spiele mit Dir vom Wagen aus, Ebert, und Du wirfst für mich.“

Ihr Gesicht sprach sehnlichen Wunsch aus, daß es so geschehe, und schweigend ging ich, um die Kugeln zu holen. Sie fanden sich noch am alten Platz; es war ein gespenstisches Spiel, das wir mit ihnen vor dem Sitz Ottilies begannen. Henriette und ich blickten uns einmal an, dann vermieden wir, daß unsere Augen sich wieder begegneten. Aber manchmal überrann mich ein Schauer, mit welcher unbeirrten Sicherheit Ebert gegen uns spielte. Es war wie einst, wenn er durch besondere Geschicklichkeit eine schlimm stehende Partie noch zu retten trachtete, nur lachte und rief er nicht dazu, wie damals, sondern führte lautlos seine Würfe aus. Mit den

hohlen, todverfallenen Augen gleichfalls stumm dreinblickend, saß Ottilie; mir war's, als sähen aus den abendlichen Schatten mit nebelhaft rinnenden Zügen der Pastor, seine Frau und Rhena Wentkern dem Spiele zu, deren Hände so oft diese selben Kugeln umschlossen gehalten, und ohne Wort und Ton warf Ebert sie nach ihrem Ziel. Das Alles machte es wohl, daß es mich überließ, als spielten die Todten wider uns beiden Lebendigen.

Er wollte unverkennbar für Ottilie gewinnen, und so geschah's. Ihre Augen leuchteten auf, als sein letzter Wurf das Spiel beendet, sie faßte seine Hand und sagte: „Hab' Dank, Ebert — wir hatten sonst nicht viel Glück miteinander — heut' aber ist es gut geworden, und Ende gut, heißt's ja, Alles gut.“ Sie legte, vom Sprechen erschöpft, den Kopf mit geschlossenen Lidern zurück, er stand ein paar Augenblicke stumm, dann erwiderte er freundlich: „Schlafe ein wenig, Ottilie, ich will noch einen kleinen Gang machen.“ Und er bückte sich vor und berührte zum erstenmal im Leben ihre Stirn mit feinen Lippen, darauf ging er, uns Andern die Hand reichend, weglos in's abendlich gewordene Feld hinaus.

Henriette und ich blieben sitzen, leise redend, um Ottilie nicht aufzuwecken. Ein Ausdruck des Glückes lag in ihren schlummernden Zügen, sie athmete schwer, doch sichtlich ohne Schmerzen, denn sie regte sich nicht. Nur einmal hob sie die Stirn, sah uns einen Moment mit weitgeöffneten Augen an und sagte, traumhaft lächelnd: „Sind die Pflaumen noch nicht reif? Davon hätt' ich gern.“ Aber gleich darauf legte sie den Kopf wieder zum Schlaf zurück.

Nach einer Stunde vielleicht fing der Wind an, über uns in den Baumwipfeln zu summen, die Falter saßen schon mit zusammengeschlagenen Flügeln auf den Blumen. Henriette stand auf und meinte: „Es wird abendkühl, wir müssen sie doch wecken.“ Sie strich mit der Hand über die Schläfe der Schwester und rief erst leis, dann etwas lauter: „Ottilie!“ doch die Gerufene wachte nicht mehr auf; unter dem friedvoll hingestreckten Antlitz hatte die kranke Brust, ohne daß wir es bemerkt, zu athmen aufgehört. „Sie schlief ein wenig,“ wie Ebert bei'm Fortgehen gesagt, und wie in einem Traum, aus dem wir als sorglose Kinder erwachen mußten, blickten Henriette und ich uns in's Gesicht.

*

*

*

Wenn ich mich richtig erinnere, ist es uns an dem Abend nicht zum Bewußtsein gekommen, daß Ebert nicht mehr ins Pfarrhaus zurückkehrte, oder vermuthlich glaubten wir ihn in dem kleinen Gasthause des Dorfes, wo er und Rhena bis dahin Unterkunft gefunden. Doch in der Frühe des andern Morgens kamen Fischer von der See und brachten Kleider, eine goldene Uhr und Börse, die am einsamen Strande gelegen, ohne daß weitumher ein Eigenthümer derselben zu entdecken gewesen. Es müsse Jemand beim Baden verunglückt sein, meinten sie.

Ich entsinne mich, daß ich, bevor mein Auge die gefundenen Gegenstände sah, mit zweifelloser Sicherheit wußte, wem sie gehörten. Und ich nickte stumm und fügte dann hinzu: „Ja, er war ein außerordentlich gewandter Schwimmer und wird sich beim Baden zu weit hinausgewagt haben und verunglückt sein.“ Das letzte Wort blieb mir halb auf der Lippe, es entsprach in zwiefachem Sinne nicht der Wahrheit.

Der Tag hatte ziemlich starken Ostwind gebracht und gegen Abend fanden wir Ebert Wigand, von den Wellen an den Strand herangerollt. Er glich der Marmorgestalt eines griechischen Götterjünglings, selbst die plumpen Fischer blickten mit einer ehrerbietigen Bewunderung auf die vollendete Körper Schönheit des Todten. Sein Gesicht besaß nichts von dem Ausdruck eines Ertrunkenen, er hatte nicht gegen das Untergehen gekämpft, sondern sich müde wie zum Schlaf hinabsinken lassen.

Wir bestatteten ihn zur gleichen Stunde mit Ottilie, zwischen ihrem Gruthügel und dem Rhena Wenksterns. Nur zwei Schritte von ihnen ruhen der Pastor Steinkopf und seine Frau.

Schweigend gingen Henriette und ich über den Kirchhof gegen das Pfarrhaus zurück. Zu einer Hochzeit hatte ich in's Dorf zu kommen geglaubt, und drei junge Menschenherzen, die mit dem meinigen seit Kindertagen zusammen geschlagen, hatte ich dort in's Grab gelegt. Es war wohl ein Heimgang, daß uns die Worte fehlten.

Erst an der Pforte des Pastoratgehöfts öffnete meine Begleiterin zum erstenmal mit schmerzlichem Zucken die Lippen und sagte: „Dein Wagen wartet, Robert, Du mußt zurück — leb' wohl! Auch ich muß in wenig Tagen aus dem Hause fort, wohin, weiß ich noch nicht — es ist auch Alles gleich, leer und todt —“

Ein bitterliches Schluchzen brach ihr die Worte ab. Mir ist's heut noch, daß ich nie zuvor daran gedacht hatte, aber in jenem Augenblicke kam's mir auf die Zunge und ich antwortete, die Hand ausstreckend:

„Geh mit mir, Henriette — wir sind die beiden Letzten — laß uns zusammen bleiben!“

* * *

Und wir sind zusammen geblieben, ein langes Leben hindurch, sind es noch heut mit weißem Haar. Das Schicksal hat uns auch keine neue Genossen geben gewollt und uns ohne Kinder gelassen. Aber es war doch traulich und schön noch, und die Vorstellung einer treuen, lieben Lebensgefährtin ist mir von dem Bilde und Wesen Henriettens nicht zu scheiden.

Ein Hochsommerabend machte mir die Todten lebendig und rief das Verlangen in mir wach, noch einmal auf den alten Wegen mit ihnen zu gehen. Fern über Zeit und Raum sehe ich Alles vor mir liegen, unverändert blickt der Dorfkirchthurm über Feld und Wald, schauen die friedlichen Häuser in ihre Gärten hinein. Schräg steigt die Sonne zum Horizont —

die Kinder werden im Bach plätschern, der über die Landstraße hinrieselt. Und es ist Zulizeit, daß daneben über dem tieferen Wasser die weißen Teichrosen schwimmen.

Auch die stillen Gräber sehe ich aneinandergereiht unter der alten Granitwand der Kirche. Es ist seltsam, daß ihre Insassen seit einem halben Jahrhundert reglos dort gelegen, und zwei Menschen, die so zu ihnen gehört, noch immer athmen, wie einst mit ihnen. Doch nur eine kurze Spalte Zeit mehr wird es sein, und wo man zum morgenlosen Schlaf gelegt wird, ist gleich. Aber wenn ein Traum in ihm wäre, bin ich gewiß, daß auch er mit keinem Makel den Blüthenglanz der weißen Wasserrose Ebert Wigands trübt. Er wollte etwas für sich allein haben, besaß es und behielt es bis zum letzten Athemzug. Mehr Glück kann dem Menschen auf Erden nicht zufallen.





Goethes geologische Studien in Karlsbad und bei Franzensbad.

Von

Carl Vogt.

— Genf. —

Badekuren sind für mich immer eine Tortur gewesen und wenn ich gläubigen Gemüthes wäre, so würde ich ohne Zweifel der Ansicht huldigen, daß sie von der zürnenden Gottheit zur Strafe unserer Sünden erfunden und eingesetzt seien. Die Qual besteht nicht allein in der Nothwendigkeit, sich mit dem eigenen Körper mehr als nöthig und obenein noch auf großentheils unangenehme Weise beschäftigen zu müssen; — sie wird noch vermehrt durch die Gesellschaft, in deren Umgebung man sich herumtreiben muß und die nicht nur in gleicher Weise sich abquält, sondern es großentheils auch mit Begeisterung thut und den Leidensgenossen diese Begeisterung in jeder erdenklichen Weise einzupfropfen versucht. Ich habe deshalb nie begriffen, wie es Leute geben kann, die zur Erholung oder gar zum Vergnügen Bäder besuchen, während ich auf der andern Seite mit Befriedigung anerkenne, daß die Langeweile, die jeder Kurgast empfinden und austragen sollte, neben frischer Luft und Bewegung in veränderten Verhältnissen einen wesentlichen Antheil an dem Erfolge der Kur hat. „Herr Professor,“ sagte eine Kranke zu meinem Vater, „ich langweile mich furchtbar!“ — „Schön,“ antwortete mein Vater, (er pflegte immer Schön! zu sagen, auch wenn man ihm das Ableben eines Patienten anzeigte), „schön, je gründlicher Sie sich langweilen, desto früher werden Sie gesund werden. Das gehört zur Kur!“ Er sagte das in vollem Ernste.

Trinken! Baden! Spazieren! Die Leier spielt sich mit furchtbarer Regelmäßigkeit Tag für Tag ab, mag es regnen oder mag die Sonne scheinen. Aber man kann nicht beständig einen „angenehmen, salinisch-eisenhaltigen Säuerling“, wie in Franzensbad oder eine „schwache Hühnerbrühe,“ wie in Karlsbad schlürfen, man kann nicht oder nur in Leuf, acht Stunden täglich im warmen Wasser sitzen und man kann auch nicht beständig spazieren, denn es ist „nur mäßige Bewegung ohne Anstrengung oder Ermüdung“ vorgeschrieben. Was also mit der übrigen Zeit anfangen, da geistige Arbeit noch strenger verboten ist, als Salat oder Früchte, mit Ausnahme der Erdbeeren? Warum speciell diese Frucht des Waldes, die für manche Personen geradezu Gift ist, Erbrechen und Ausschlag erzeugt, von dem allgemeinen Bannfluche ausgenommen ist, habe ich mir vergebens klar zu machen gesucht.

Aber dies räumt die Frage, womit die verlorene Zeit zuzubringen sei, nicht aus dem Wege. Ein heftiger Oberförster bestimmte in seinem Testamente, er wolle bei seinen Hunden begraben sein. „Ich habe zwar die feste Ueberzeugung, schrieb er, daß die Gnade des Herrn mich in seinen Himmel aufnehmen werde; da ich aber doch nicht den ganzen Tag Hallelujah! singen kann, so möchte ich dort oben meine Hunde finden, die sich stets tadellos aufgeführt haben!“

Wenn man in den böhmischen Bädern auch nur in höchst discreter Weise (wie könnte man anders den lebenswürdigen und zuvorkommenden Eingeborenen gegenüber), seiner Ungebuld einige hindeutende Worte leiht, so wird man unfehlbar auf einige freundliche alte Herren hingewiesen, die seit zwanzig, dreißig, ja noch mehr Jahren regelmäßig zur Kur kommen und denen nach dem erneuten Ablauf eines Decenniums von der Kurmusik ein Ständchen gebracht wird. Auf meine Bemerkung, solche Kurgäste seien eigentlich keine Empfehlung; wenn der Gebrauch des Wassers sie in dreißig Jahren nicht habe heilen können, so könnten sie nur als abschreckendes Beispiel dienen für die Neulinge, wurde mir von den alten Herren selbst geantwortet, sie kämen nur aus Dankbarkeit für erhabete oder extrunkene Heilung von schweren Uebeln. Leider sind solche Perlen selten. Dankbarkeit ist nicht mehr in der Mode, selbst gegen Bäder nicht.

Welch' schreckliches Kometen- und Venusdurchgangs-Jahr, dieses 1882! Es gab keine Sommerfrische, sondern nur eine Sommerschwemme. Man mußte die Augenblicke und die Stunden stehen, wo man ohne Regenschirm wandeln konnte. Die Nothwendigkeit hatte einen Theil meiner Familie nach Franzensbad, mich nach Karlsbad verschlagen. Es stürmte und wetterte fast ohne Unterlaß. Was thun? Kartenspielen? Ich mag es nicht! Romane lesen? Ich greife nur dazu, wenn ein Schnupfen mich so verdimmt, daß ich zu allem Anderen untauglich bin. Dann bin ich aber auch im Stande, „Auch Einen“ als Medizin in einem Tage zu schlucken.

Die alten dankbaren Herren fielen mir ein. Während eines Zeitraumes von zweiundvierzig Jahren, von 1785—1823, ist Goethe dreizehnmal in

Karlsbad und fast jedesmal in Eger und der Umgegend gewesen. In Franzensbad, in Karlsbad war ich auf klassischem Boden. Die Neigung zur Geologie half. Goethe hat sich an beiden Orten viel in seiner Weise mit Geologie beschäftigt. Ich wollte vergleichen, was er über die Verhältnisse damals gesagt hatte. So sind die nachfolgenden Blätter entstanden. Der Regen hat sie veranlaßt und erzeugt. Hoffen wir, daß sie dem Leser nicht zu wässrig erscheinen und gewissermaßen als Einleitung zu der Feier betrachtet werden, welche man im Sommer dieses Jahres beabsichtigt.

Vorbemerkung.

Es fällt mir im Traume nicht ein, in Goethes Bemühungen und Verdienste um die Naturwissenschaften im Allgemeinen einzugehen. Der Streit wogt noch immer hin und her. Noch in der letzten Zeit schien er in hellen Flammen aufzublizen zu wollen. Haedel hatte abermals eine Menge von Dingen wiederholt, die längst von Oskar Schmidt und Kossmann wiederlegt worden sind. Dubois-Reymond hatte die engere Gemeinde der Goethe-Verehrer durch seine Angriffe gegen dessen Farbenlehre in nicht minder großen Zorn gebracht, als Seine Heiligkeit den Herrn Hosprediger Stöcker durch seine gelegentliche Lobrede auf Darwin. Mir will es fast scheinen, als theile Goethe das Schicksal der Propheten und Evangelisten in vielen Dingen. Keiner liest aus der Bibel heraus, Jeder liest dasjenige hinein, was er darin finden möchte und wenn die Ansichten einander diemtral gegenüberstehen, wie Feuer und Wasser, so kann doch Jeder für seine Meinung Citate in Menge anführen. Wenn z. B. Dubois-Reymond behauptet, die Farbenlehre sei in physikalischer Hinsicht eine durchaus mißlungene Schrotulle, so hat er vollkommen Recht, während andererseits dieselbe doch durch die Berücksichtigung der trüben Mittel und des Einflusses derselben auf die Empfindung und Darstellung der Farben für Künstler einen nicht geringen Werth besitzt.

Goethe hat sich in Böhmen vielfach mit dem, was er Geologie nennt, beschäftigt und zwar, wie er zu wiederholten Malen betont, in seiner Weise. Wir dürfen also wohl fragen, ob seine Weise eine besondere gewesen sei?

In einem Briefe an v. Leonhard vom 25. November 1807 sagt er: „Um manches Mißverständniß zu vermeiden, sollte ich freilich vor allen Dingen erklären, daß meine Art, die Gegenstände der Natur anzusehen und zu behandeln, von dem Ganzen zu dem Einzelnen, vom Totaleindruck zur Beobachtung der Theile fortschreitet, und daß ich mir dabei recht wohl bewußt bin, wie diese Art der Naturforschung, sogut als die entgegengesetzte, gewissen Eigenheiten, ja wohl gar gewissen Vorurtheilen unterworfen sei.“

Das ist nun ganz, wie leicht zu ersehen, die Art und Weise der damals in Deutschland herrschenden Naturphilosophie und dieser Schule gehört auch

Goethe wenigstens bei seinen meisten Arbeiten in diesem Felde an. Er täuscht sich freilich darin, daß er glaubt, vom Ganzen zum Einzelnen fortzuschreiten zu können. Das kann überhaupt Niemand. Jedes Ganze, jeder Totaleindruck setzt sich aus einzelnen Beobachtungen zusammen; der Unterschied besteht nur darin, daß man bei der Goethe'schen hier angegebenen Methode aus wenigen, oft nur sehr wenigen Thatsachen eine allgemeine Abstraction ableitet und dieser dann nachträglich die weiteren Thatsachen unterzuordnen sucht. Das kann manchmal glücken, wie ja auch der Naturphilosophie Manches geglückt ist; es gelingt zuweilen, einen Weg richtig zu finden, auf dem nur sehr weit von einander entfernte Meilensteine aufgepflanzt sind, aber noch öfter wird man in die Irre laufen und das Ziel verfehlen.

Und wie paßt nun „meine Art“ von 1807 zu folgender Stelle aus dem Vorwort zu den im Jahre 1820 angestellten Beobachtungen von Wolken-
gestalten nach Howard: „Ich mußte daher bei meiner alten Art verbleiben, die mich nöthigt, alle Naturphänomene in einer gewissen Folge zu betrachten und die Uebergänge vor- und rückwärts aufmerksam zu begleiten. Denn dadurch gelange ich ganz allein zur lebendigen Uebersicht, aus welcher ein Begriff sich bildet, der sodann in aufsteigender Linie der Idee begegnen wird!“ „Meine alte Art“ steht im schneidenden Gegensatze zu „meiner Art“; dort werden die Einzelheiten in ihrem Zusammenhange, in ihrer Entwicklung und Aufeinanderfolge aufmerksam begleitet und dann erst aus dieser Gesamtheit von Beobachtungen die Idee abgeleitet, während bei „meiner Art“ von der Idee zu den einzelnen Thatsachen herabgestiegen wird. Bringe das zusammen, wer's kann!

Es handelt sich hier nur um Goethes Arbeiten über Karlsbad und den Kammerbühl bei Eger-Franzensbad. Während die letzteren, da sie einen ausgebrannten Vulkan betreffen, und sonach in die gerade zu damaliger Zeit heiß umstrittene Frage von der Entstehung der Basalte hineinspielen, in der That mehr der Geologie angehören, würde man heut zu Tage die Karlsbader Notizen, denn mehr sind sie nicht, wohl eher der Mineralogie und der Gesteinslehre zuweisen. Es darf wohl auffallen, daß ein so heller und klarer Geist sich hier oft in dilettantische Spielereien und winzigen Kleinram verliert und daß nur wenige Ausblicke in die wahrhaft geologischen Verhältnisse zu finden sind. In dieser Beziehung geht es oft wie Kraut und Rüben durcheinander. Ältere und neuere Bildungen geschichteter Gesteine (Flößformationen, wie man sie damals nannte) und ungeschichtete Felsarten werden kaum von einander unterschieden. Und doch hatte Werner in Freiberg schon längst die Flößformationen kritisch gesichtet und die Grundlagen für deren Geschichte und für die Erkenntniß der Haupt-Epochen ihrer Bildung gelegt!

Wunderbar auch ist es, wie die beiden, oben skizzirten Betrachtungsweisen abwechseln, indem bald von in das Einzelinste zurückgreifenden Beobachtungen ausgegangen, bald von allgemeinen und man darf wohl sagen, vorgefaßten Anschauungen aus die Thatsachen behandelt werden. Doch zur Sache!

I. Karlsbad.

Goethe hat sein Karlsbad sehr geliebt. Er spricht wiederholt mit großer Dankbarkeit und wahrer Verehrung von den trefflichen Kuren, die er dort gemacht, obgleich man, wenn ich nicht sehr irre, durchaus nicht weiß, welche Krankheitszustände ihn zu dem Besuche des Bades bewogen. Beides ist überhaupt charakteristisch für Karlsbad. In keinem anderen Kurorte findet man so zahlreiche öffentliche Zeugnisse wärmster Anerkennung, enthusiastischer Lobpreisung. Man muß diesen Verehrern Recht geben. Wo Karlsbad wirklich angezeigt ist, wirkt es ausgezeichnet, und da dies besonders bei solchen Krankheiten der Fall ist, zu deren Charakteristik eine trübe oder wenigstens sorgliche Stimmung gehört, bei Leber-, Nieren- und Gichtleiden, so begreift sich die Dankbarkeit um so leichter, als während und nach der Kur wieder größere Lebensfreudigkeit Platz greift. Kommet her, Ihr Mühseligen und Beladenen! Leicht begreiflich ist es aber auch, daß Goethe bei seinen zahlreichen Kuren sich lebhaft mit der wunderbaren Gegend beschäftigte und die näheren Verhältnisse der Bildung der Gesteine und Quellen zu ergründen suchte. Man beabsichtigt, in diesem Jahre eine von Donndorf gefertigte Büste aufzustellen. Er hat sie gewiß vor allen Anderen verdient.

Goethe geht bei seinen Forschungen von einer Gesteinsammlung aus, die ein Steinschneider, Joseph Müller, in Karlsbad und der nächsten Umgebung gemacht hatte und deren Handstücke er Nummer für Nummer beschreibt. Eine nothwendige Folge dieser Betrachtungsweise ist, daß mineralogische Einzelheiten, die häufig ohne Ansicht der Handstücke selbst mehr oder minder unverständlich sind, in ziemlicher Breite behandelt werden, während die Verhältnisse, in welchen die Gesteine sich finden und die doch zum Begreifen der Erscheinungen im Ganzen wesentlich sind, nur selten berücksichtigt werden. So würde aus diesen Beschreibungen Niemand über die Lagerung des Granites, der Braunkohlenformation, der basaltischen Gesteine klar werden können.

Aber innerhalb des beschränkten, eng gezogenen Rahmens, den er sich gezogen, geht Goethe in sinniger Weise den Umwandlungen, besonders der granitischen Gesteine und ihrer einzelnen Elemente nach, soweit diese damals ohne Hilfe des Mikroskopes verfolgt werden konnten. Wie die Krystalle des Feldspathes, des Glimmers, des Quarzes sich nach und nach ausbilden, wie eines dieser Elemente allmählich durch stärkere Entwicklung die beiden anderen zurückdrängt und überwuchert, wie andere Mineralien hinzutreten, wie die Elemente dann verwittern, in Porzellanerde, Kaolin und ähnliche Producte zerlegt werden, das Alles verfolgt er mit sichtbarer Bemühung, die genetische Entwicklung zu einem Bilde zu gestalten. Er unterscheidet, wenn auch nicht immer ganz scharf (und vielleicht befindet er sich damit im Rechte) die einzelnen Varietäten von Graniten, die man später als Hirschsprung-, Karlsbader und Kreuzberg-Granit wohl zu sehr von einander getrennt hat.

Von nicht geringem Scharfblicke zeugen die Beobachtungen über den feinkörnigen, von Hornsteingängen durchschwärmten Granit, den Goethe als das Urgestein der Quellen auffaßt. Er beschreibt deutlich das allmähliche Hervortreten dieser Hornsteingänge, welche nach und nach so sehr überhandnehmen, daß der Granit eine wahre Breccie wird, in welcher die Granitheile durchaus scharfkantig und keineswegs abgerundet erscheinen, ist aber der Meinung, daß Hornstein und Granit „die enthaltene wie die enthaltene Masse als gleichzeitig angesprochen werden müßten“, weil sie dergestalt eingesprenzt und verwachsen seien, daß manche Handstücke ein völlig porphyrartiges Aussehen haben; er beschreibt ferner, wie sich zu dem Hornstein die verschiedenen Sinterbildungen, Kalkspath, Eisenoxyd, Schwefelkies und schließlich der Sprudelstein mit seinen verschiedenen Abänderungen gesellen. „Wie dieser sich selbst überbauen, Erhöhungen, Hügel, Klüfte, Kanäle und Gewölbe aus sich selbst hervorbringen, nach und nach auf- und absetzen könne und sich selbst ein Behälter zu bilden im Stande sei, besonders wenn man einer freiwirkenden Natur Jahrtausende Zeit läßt, davon kann man sich bei dem Ablauf des Sprudels und des Neubrunnen in größerem und kleinerem Maßstabe einen Begriff machen.“

Hier wird mit vollem Bewußtsein der Factor unendlich langer Zeiträume, innerhalb deren die Natur ihre Wirkungen hervorbringt und den Quell erst weit später zu seiner vollen Schätzung emporhob, wenigstens in kurzen Worten angedeutet. Man vergaß dieses so unendlich wichtige Element der Zeitdauer später fast gänzlich in der Sturm- und Drangperiode, die auch in der Geologie durchgemacht wurde, wo alle großen Phänomene, Hebungen, Senkungen, Uebersuthungen u. s. w. plötzlich in die Erscheinung getreten sein sollten.

Das Muttergestein der Quellen, das mit Hochstetters „Karlsbader Granit“ fast genau übereinstimmt, verfolgt Goethe mit Vorliebe. „Es läßt sich,“ schreibt er, „an Ort und Stelle kaum noch beobachten, indem es da, wo es von Altersher der Luft und Witterung ausgesetzt, frei, wie z. B. am Bernhardsfels ansteht, verwittert und unscheinbar geworden ist, frischere Stellen aber nur bei Gelegenheit verschiedener Baue und Anlagen bemerkt, und daher unsere Musterstücke gesammelt werden konnten, welche Plätze gegenwärtig verschüttet und vermauert sind. Doch wer Zeit und Aufmerksamkeit verwenden mag, kann sich überzeugen, daß gedachtes Gestein sich an dem Fuß des Hirschsprunges als ein Vorgebirge anlege und den Schloßberg bilde.“

„Seine größte Höhe mag etwa 50 Fuß über den Fluß betragen, den es eine starke Krümmung zu machen nöthigt. Nur an und in dieser Gesteinsart entspringen die warmen Wasser. Sie erstreckt sich von der Johannisbrücke bis zum neuen Hospital in einer Länge von etwa 600 Schritt.“

„Innerhalb dieses Bezirkes befinden sich alle warmen Brunnen, die meisten auf der linken Seite des Flusses, der stärkste und heftigste auf der

rechten. Man kann sich ihren Zusammenhang auf mancherlei Weise vorstellen; genug, der oben bezeichnete ganze Bezirk ist fähig, an jeder Stelle mineralisches Wasser hervor zu bringen.“

Hochstetters sogenannter „Karlsbader Granit“ ist, wie dieser selbst zugeibt, nur eine Varietät das namentlich auf dem rechten Ufer der Tepl entwickelten feinkörnigen Granits des Kreuzberges, in welcher die einzelnen Elemente sich so ausgebildet haben, daß etwas größere Feldspathkrystalle in fast gleichförmiger Grundmasse liegen. Gewiegte Mineralogen, wie Raumann haben dann auch diesen Karlsbader Granit kurzweg dem Kreuzberggranit zugerechnet und man kann sich die Sache so vorstellen, als ob durch die tiefe, innerhalb der Stadt Karlsbad selbst stark gewundene Schlucht der Tepl ein Stück des Kreuzberges abgetrennt worden sei, welches, wie Goethe sagt, an das Massiv des Hirschenprunges angeheftet blieb und den Schloßberg mit seinen Fortsetzungen bildet. Daß gerade in diesem vielfach zerlüfteten Stücke und in den es trennenden Spalten das Thermalwasser hervorbringt, ist eine von allen Beobachtern festgestellte Thatsache.

Ueber die Beziehungen der Hornsteingänge zu den Quellen selbst gehen aber die Meinungen noch immer weit auseinander. Goethe bleibt einerseits bei der wiederholt betonten Thatsache stehen, daß nur in dem von Hornsteingängen durchschwärmten Gestein die heißen Quellen entspringen, daß es mit denselben in der genauesten Verbindung stehe, kommt aber dann auf den uns heute sonderbar erscheinenden Gedanken, die beiden integrierenden Bestandtheile, Granit und Hornstein, als gleichzeitig anzusehen. Es ist interessant, die Beweise, die er für diese Ansicht beibringt, mit seinen eigenen Worten zu hören, wie er sie im Jahre 1807 in einem Briefe an v. Leonhard niedergelegt hat; interessant besonders deshalb, weil dieselben einen heutigen Geologen gerade zu dem diametral entgegengesetzten Schlusse bringen müssen. „Fängt man an dem Punkte an, sagt Goethe, wo ganz schmale Hornsteinklüfte durch einen feinkörnigen Granit durchgehen, sich nachher verbreiten, sich theilen, wieder zusammenfließen und indem sie den Granit auf tausendfache Weise durchschneiden, vereinzelte Theile desselben in sich enthalten; betrachtet man nun weiter, wie die Hornsteinmasse zunimmt und der Granit, der vorher das Enthaltende, das Continens war, nun das Enthaltene, das Contentum wird; so sind wir freilich geneigt, unsere simultane Erklärungsart anzuwenden und wir dürfen es um so mehr, als diejenigen, die sich zu der successiven Erklärungsart hinneigen, zwar wegen der scharfkantigen Form der Granittheile, wohl eine Granitzertrümmerung annehmen, aber doch auch ein gleichzeitiges Eintreten der Hornsteinmasse zugeben. Ueberhaupt ist dieses ein Punkt, wo sich die beiden Vorstellungsarten nähern, indem da, wo der eine Beobachter gleichzeitig ausspricht, der andere wenigstens gleich nachzeitig zu setzen sich bewogen findet.“

Weder die eine noch die andere Vorstellungsart paßt in unsere heutigen Anschauungen, die unbedingt eineerspaltung und Zertrümmerung des

Granites und eine allmähliche Ausfüllung der gebildeten Spalten durch Abflüsse aus dem Wasser statuiren. Ob diese Zerspaltung auf Hebungen oder, was wahrscheinlicher, auf Senkungen der von den Quellen unterwaschenen Granite beruhen, ob die Zertrümmerung mit einem Male geschah oder die Senkungen sich zu verschiedenen Zeiten wiederholten; ob die Wasser, welche die Abflüsse lieferten, von oben oder von den Seiten her einfloßen oder von unten aufstiegen, darüber kann man heute noch streiten, nicht aber darüber, daß die Hornsteingänge eine spätere Bildung, eine Ausfüllung der in dem Granit geworfenen Spalten sind.

Ein einmal betretener Irrweg führt leicht weiter. In dem von Hornsteingängen durchschwärmten Granit finden sich auch Gänge von Sprudelstein und Kalkmassen von „körnigem Gefüge und isabellgelben Farben, die in größeren Parteien einen Bestandtheil des Ganzen ausmachen.“ Von dem ersteren will Goethe wohl annehmen, „daß derselbe in die Zwischenräume dieses unregelmäßigen Gesteines sich eingesickert; wobei dann aber die Frage schwer zu beantworten bleibt, woher dann der Kalk gekommen, der sich in die Tiefen dieses Gesteines so reichlich eingesenkt;“ ein Satz, der darauf hindeutet, Goethe habe sich diese Sprudelsteine als von Oben eingesickert vorgestellt; da aber der isabellfarbige körnige Kalkstein sich „keineswegs als Sinter, sondern als ein derber Bestandtheil zwischen den übrigen findet, so wird man wieder darauf gewiesen, daß wenigstens ein Theil dieses Kalkes mit dem Gesteine selbst ursprünglich sein möchte.“ Granit, Hornstein, in seinem Aussehen etwas veränderter Sprudelstein, alles gleichzeitig! Das will uns heute nicht in den Kopf!

„Dem sei nun wie ihm wolle, fährt Goethe fort, so steht dieses Gestein in der genauesten Verbindung mit den heißen und warmen Quellen,“ deren Heilwirkung er mit vollem Rechte so hoch schätzt und die jetzt keinen Hornstein, also Quarz, sondern nur Sprudelstein, also vorwiegend kohlenfauren Kalk absetzen — allerdings ein höchst bemerkenswerther Unterschied, der von uns festgehalten werden muß. Daß dieser so mannichfach in seinem äußeren Aussehen, seiner Farbe, Härte und Krystallisirung wechselnde Sprudelstein nur das Product der Quellen ist, daß er überall die Spalten, durch welche die dampfenden Wasser aufsteigen, auskleidet, erfüllt und schließlich verstopft, daß er große Schalen und Decken allerorts absetzt, wo die Wasser zwischen den Granitschichten oder an freier Luft geflossen sind, daß er die schönen Erbsensteine (Pisolithen) gebildet hat in den brodelnden, stets bewegten Becken der Quellen, jene nur noch in Museen vorhandenen Erbsensteine, deren Fundstätte heute verbaut und unzugänglich ist — dies Alles zu erkennen, bedarf es nur eines flüchtigen Blickes auf die am Marktplatz bloßgelegten Aufschlüsse, die Hochstetter vor einigen Jahren in den Denkschriften der Wiener Akademie beschrieben und abgebildet hat und welche die Stadtbehörde in die neu zu erbauende Colonnade so einzuschließen beabsichtigt, daß sie auch späteren Besuchern stets zugänglich bleiben werden.

Also darüber kann kein Zweifel sein, ebenso wenig wie über den Umstand, daß die so eigenthümliche Zusammensetzung der Karlsbader Wasser, in welchen Glaubersalz und Soda die wesentlichsten Bestandtheile ausmachen, durch Auslaugen des Granites mit heißem Wasser unter entsprechendem Drucke hergestellt werden kann. Strube hat dies durch künstliche Aufertigung solcher Mineralwasser bewiesen.

Wenn aber die Quellen jetzt keinen Hornstein absetzen und nur äußerst wenig Kiesel Erde in Auflösung enthalten, so drängt sich immer wieder die Frage auf, in welchem Verhältniß die Hornsteine zu den Quellen stehen mögen.

In zwei wirklich äußerst gebiegenen kleinen Abhandlungen über Marienbad und Karlsbad, welche von Warnsdorff in den Jahren 1844 und 1846 in Bronns Jahrbuch veröffentlichte, spricht sich dieser Forscher entschieden für die Ansicht aus, daß „die Entfeldspathung und Verkieselung der Granite (von Karlsbad) in der Nähe der Mineralquellen nur als eine Wirkung derselben anzusehen sei,“ um so mehr, als sich ja andere Hornsteinbildungen dieser Art entschieden als Quellenabfälle bewährt haben. Dies geht allerdings aus Analysen hervor, welche Kersten an den Marienbader Hornsteinen angestellt hat, die den Kieselbildungen der Geysir in Island in chemischer Hinsicht sehr ähnlich sind.

Hochstetter ist anderer Meinung. „Was die Bedeutung jener Hornsteingänge betrifft, sagt er, so hat schon von Warnsdorff sich mit vollem Rechte dagegen ausgesprochen, diesen Gängen den Ursprung der Quellen zuzuschreiben. Allein man darf die Hornsteingänge auch nicht, wie von Warnsdorff, als ein früheres Product der Karlsbader Quellen selbst betrachten, sondern ich finde durch die neuen Untersuchungen meine früheren Anschauungen bestätigt, daß die Bildung der Hornsteingänge in den Spalten des Granits der Entstehung der Karlsbader Quellen voranging und ihren Ursprung dem unter dem Einfluß der auf diesen Spalten circulirenden Tagwässer vor sich gehenden Zerfetzungsproceß des Granits verdankt. Diese Zerfetzungs Vorgänge bestanden und bestehen noch heute wesentlich in einer Kaolinisirung der Feldspathie des Granits bei der ein Theil der Kiesel Erde des Feldspath's sich ausscheidet. Aus dieser beim Kaolinisirungsproceß des Feldspath's ausgeschiedenen Kieselsäure haben sich die Karlsbader Hornsteingänge gebildet. . . Daß diese hauptsächlich in einer Zone auftreten, neben und aus welcher die warmen Quellen hervortragen, beweist eben nur, daß auf dieser Zone der Hornsteingänge in der That jene tiefgehenden Granitspalten existiren, die sich durch die von oben eindringenden kiesel-säurereichen Tagwässer einerseits mit Hornstein erfüllten und durch welche anderseits aus der Tiefe die Thermalwässer zu Tage treten konnten.“

Also vollkommene Gegensätze der Anschauungen. Wer hat Recht?

Ich muß gestehen, daß ich nach eigener Ansicht der neuen Aufschlüsse mich entschieden auf v. Warnsdorff's Seite stelle. Wenn die Hornsteine das

Resultat der Zersetzung der Feldspathen sind, was ich durchaus nicht leugnen will, da überall in Granit, Porphyr und anderen Feldspathgesteinen die Zersetzung in solcher Weise geschieht, daß überschüssige Kieselsäure weggeführt wird und Porzellanerde oder Kaolin zurückbleibt, so ist es doch auffallend, daß in Karlsbad die Hornsteingänge nur im Quellenbereich vorkommen, aber nicht da, wo der Kaolin zur Fabrication von Porzellan in Menge ausgebeutet wird. Die Hornsteingänge am Schloßfelsen, wo er den Stadtturm trägt, verzweigen sich nach oben, werden nach oben dünner, teilen sich sogar so aus, daß sie endigen, ehe sie die Oberfläche des Felsens erreichen — müßte nicht das Gegentheil der Fall sein, wenn sie den von oben einsickernden Tagwassern ihren Ursprung verdankt hätten? Es ist sehr wohl denkbar, daß vor uralten Zeiten das Karlsbader Thermalwasser ebenso heiß und weit über den Siedepunkt erhitzt war, unter eben solchem Druck stand, wie die Quellen der Geysir — es ist sogar wahrscheinlich, daß dies zu einer Zeit der Fall war, wo die Basalte der Umgegend Karlsbads in voller Thätigkeit sich befanden und meilenweit ihre Lavaströme ergossen — warum also soll die Annahme wegzurufen sein, daß damals die Wasser so wirkten, wie heute die Geysir, daß sie fast nur Kieselerde zu Tage brachten, und erst später die Gesteine weiter auslaugten und so bei gleichzeitigem Absätze von Sprudelstein diese wunderbare, einzig dastehende Lösung zu Tage förderten, zu welcher Tausende jährlich wallen, um Heilung oder doch wenigstens Linderung ihrer Leiden zu finden? Die kalten Quellen Marienbads haben etwa die gleiche Zusammensetzung, wie die warmen Karlsbads; sie brechen aus ähnlichen Gesteinen hervor; auch dort finden wir die Hornsteinbildungen, wie in Karlsbad. Ist es Zufall, daß an beiden Orten Quellen und Hornsteingänge mit einander im Zusammenhang stehen?

Wir sind von Goethe abgekommen. Aber wir kehren zu ihm zurück, indem wir durch die Hornsteingänge zu dem Ursprunge der Quellen selbst, zu ihrer Bildung geführt werden.

Ueber diesen Punkt finden wir bei Goethe mancherlei schwankende Ansichten. Ein Mal neigt er chemischen Erklärungen zu. In dem „Muttergestein der Quellen“ finden sich Reste von Schwefelkies, von Schwefeleisen, das sich bekanntlich leicht an der Luft unter Erzeugung von Wärme zu schwefelsaurem Eisenoxydul, zu Eisenvitriol oxydirt. „Wenn man auch,“ sagt Goethe, „den erst erwähnten Kalk, den häufig vorkommenden Schwefelkies, nicht für hinreichend halten sollte, die warmen Quellen mit ihren Ingrezien und Bedingungen hervorzubringen; so wird man doch eine entschiedene Mitwirkung nicht leugnen können, welche schon früher, vielleicht nicht bestimmt genug, anerkannt worden.“

Hier schwebt also dem Dichter offenbar die Erwärmung der Quelle durch verbrennenden Schwefelkies in, sagen wir es offen, sehr unklarer Auffassung vor.

Aber diese doch auf einer chemischen Thatsache beruhende Vorstellung wird verlassen und der Dichter wirft sich vollständig in physikalische Mystik. Oder könnte man die folgenden Sätze anders bezeichnen?

„Schon oben bemerkten wir vorläufig unsere Neigung zu glauben, daß der Teplfluß über dieses Gestein hingehe, und wir fügen hinzu, daß wir vermuthen, gerade das Teplwasser bewirke die heiße, fastige Naturerscheinung. Die Gebirgsart, welche uns bisher beschäftigt, ist ein differencirter Granit; ein solcher, in welchem eine Veränderung sich entwickelte, wodurch Einheit und Uebereinstimmung seiner Theile gestört, ja aufgehoben wird. Wir sehen also dieses Gestein als eine galvanische Säule an, welche nur der Berührung des Wassers bedurfte, um jene großen Wirkungen hervorzubringen, um mehrere salinische Substanzen, besonders den Kalkantheil der Gebirgsart aufzulösen und sie dann an den Tag zu fördern.“

„Uns wenigstens hat die Bemerkung wichtig geschienen, daß bei trockenem Wetter der Sprudel weniger Heftigkeit äußere, als bei angeschwollenem Fluß; ja wir sind nicht abgeneigt zu glauben, daß, wenn man bei ganz dürrer Witterung das zurückstauende Wehr, welches das Wasser zu den Mühlen bringt, ablassen und so das Bett oberhalb so gut wie trocken legen wollte, man sehr bald einen merklichen Unterschied in dem Hervorsprudeln der oberen heißen Wasser bemerken würde“. — Gewiß! Jede Quelle ist eine Art Barometer, um so empfindlicher, je mehr Gas sie enthält und aus je größerer Tiefe sie kommt; bei trockenem Wetter steht der Barometer hoch und ist der Luftdruck größer als bei feuchtem Wetter, niederem Barometerstand, wo der Regen den Fluß anschwellt. Bei niederem Barometerstande müssen gashaltige Quellen heftiger sprudeln als bei größerem Luftdrucke. — Das ist die einfache Erklärung von Zuständen, die hier mit Galvanismus in Verbindung gebracht werden sollte.

Die Naturphilosophie hat mit Electricität und Magnetismus einen heillosen Unfug getrieben, der oft noch heute nachspukt. Positive und negative Electricität, magnetischer Nordpol und Südpol lagen überall zur Hand, um Räthsel zu lösen und Erscheinungen zu erklären — Goethe steht hier mit beiden Füßen in der Naturphilosophie.

II. Der Kammerbühl bei Franzensbad.

Goethe nennt diesen Hügel, der trotz seiner geringen, nur etwa 25 Meter betragenden Erhebung über die Ebene dennoch einen schönen Ueberblick über das weite Moor, das freundliche Franzensbad und die den Horizont umsäumenden Gebirge gewährt, bald den „Kammerberg“, bald den „Kammer-Bühl“ oder „Kammerbühl“ und diese letztere Schreibart ist wohl die allgemein angenommene in unserer Zeit.

Die Beschreibung, welche Goethe (Zur Naturwissenschaft überhaupt. Cotta'sche Ausgabe 1817. Bd. I. S. 65 u. folg.) giebt, ist eine wahrhaft mustergiltige zu nennen. Keiner der Vielen, die später über den kleinen

Vulkan, denn nichts anderes ist der Kammerbühl, geschrieben haben, kann sich rühmen, eine solche Anschaulichkeit erreicht zu haben. Selbst da, wo ihm seine vorgefaßten Meinungen hindernd in den Weg treten oder die Bedeutung einer Thatsache ihm nicht klar wird, bleibt Goethe stets der sorgsame und aufmerksame Beobachter, der umsichtig forscht und das Beobachtete genau und einfach wiedergiebt.

Er skizzirt zuerst die Lage auf der kahlen, von Glimmerschiefer gebildeten Hochebene, welche hier das Franzensbader Moor begrenzt, das er im Geiste als einen vormaligen Gebirgssee erblickt, „dessen gegenwärtig noch nicht völlig ausgetrockneter Boden mit einem Torflager bedeckt, mit mineralischem Alkali und andern chemischen Bestandtheilen durchdrungen ist, in welchem sich mancherlei Gasarten häufig entwickeln, wovon die sehr lebhaften und gehaltreichen mineralischen Quellen und andere physische Phänomene ein vollständiges Zeugniß ablegen“. Er beschreibt den Hügel selbst und erkennt in den Schichten, die ihn größtentheils zusammensetzen, Lagen vulkanischer Producte, schaumartige Schlacken, völlig durchgeschmolzen, breiartig geflossen, außen uneben, scharf und voller Höhlungen, inwendig öfters dichter, von ellenlangen und faustgroßen Stücken in allen Größen bis zum staubartigen. Er findet in diesem regelmäßig geschichteten, vulkanischen Material häufige Stücke von Glimmerschiefer, bald angeschmolzen oder mit anhängender Schlackenmasse, bald fast unverändert, scharfkantig, bald mürber, zuweilen in Form von Kugeln (Bomben), deren Kern aus Glimmerschiefer, die Umhüllung aus Schlacken besteht. Er macht besonders darauf aufmerksam, daß diese Schlacklagen „so sanft abfallen, ohne eine Art von Bewegung oder Unordnung ganz ruhig aufeinander folgen, daß sie eine geringe Höhe haben: denn man kann auf die 30 Fuß, welche das Ganze beträgt, ohne genau auf Schattirung zu sehen, bequem ihrer vierzig zählen.“

Sodann beschreibt er den Lavaström, der aus dem Hügel hervorgebrochen, an der Südwestseite herabgefließen ist und nun schwarze Felsmassen bildet, sehr zäh, dicht und schwer im Innern, das von lichtgrauer Farbe erscheint und trotz seiner Dichtigkeit noch viele, größere und kleinere Höhlungen zeigt, schlackig und porös an der Oberfläche, so daß diese kaum von den losen Schlacken zu unterscheiden ist.

Ich müßte die ganze Beschreibung wiederholen, um zu zeigen, wie richtig Goethe Alles ausgezeichnet hat, was man an einem ähnlichen, zur Ruhe gebrachten kleinen Vulkan beobachten könnte, der freilich durch Menschenarbeit vielfach verändert worden ist. Zu Goethes Zeit stand auf dem Gipfel ein kleines Lusthäuschen, das jetzt verschwunden ist. An seiner Stelle zeigt sich eine runde, flache Vertiefung. Ist dies die Mündung des verschütteten Kraters oder ist sie nur dadurch erzeugt, daß man den etwas ausgehobenen Grund um das Lusthäuschen aufschüttete, um dessen Boden zu sichern? Ist eine andere Einsenkung, die man etwas auf der Seite sieht, die ursprüngliche Krateröffnung wie auch Goethe anzunehmen geneigt ist, oder ist sie in

früheren Zeiten durch Wegnahme von Material zu Straßenschotter entstanden, wie dies jetzt noch, leider! an der Stelle geschieht, an der Goethe schon die Aschen- und Schlackenschichten sah? Der Lavastrom hat nicht mehr die ursprüngliche Gestalt, denn, wie Goethe richtig bemerkt, ist das Material des großen Schloßthurmes von Eger ihm entnommen worden.

Als Goethe diese erste Beschreibung gab, war er längst in Italien gewesen, hatte dort thätige und ausgebrannte Vulkane gesehen und er mußte so, wie Jeder, der ähnliche vergleichende Beobachtungen gemacht hat, unmittelbar auf den Gedanken verfallen, daß der Kammerbühl ein ausgebrannter Miniatur-Vulkan sei. Aber in diese einfache und allen Thatsachen gerecht werdende Ansicht mischen sich bald die bösen Vorbeurtheile und Vorbehalte, welche den herrschenden, specifisch deutschen, speciell sächsischen, von Werner herrührenden geologischen Anschauungen entnommen sind.

Zuerst stört Goethe die geringe Neigung der Schichten, wie er sie in dem Aufschlusse beobachtet, welche die Ausbeutung des Straßenschotter vor Augen stellt. Er combinirt den ungenommenen Süßwassersee, dessen Annahme auch die heutigen Untersuchungen der Umgegend von Franzensbad bestätigen, mit der flachen Lagerung. „Lassen wir also, sagt er, diesen Hügel an der Stelle die er einnimmt, vulkanisch entstehen, so sind wir wegen der flachen, stöckartigen Lage seiner Schichten genöthigt, die Zeit der völligen Wasserbedeckung zu dieser Epoche anzunehmen. Denn alle Explosionen in freier Luft wirken mehr oder weniger perpendicular und die zurückstürzenden Materialien werden, wo nicht unregelmäßiger, doch wenigstens viel steilere Schichten aufbauen. Explosionen unter dem Wasser, dessen Tiefe wir übrigens unbewegt und ruhig denken werden, müssen sowohl wegen des Widerstandes, als auch weil die entwickelte Luft mit Gewalt in der Mitte sich den Weg nach der Höhe bahnt, gegen die Seite treiben und das Niedersinkende wird sich in flacheren Schichten ausbreiten.“

Das ist durchaus folgerichtig; aber Goethe hat außer Augen gelassen, daß die mantelartig um einen Keil gelegten Schichten je nach der Richtung des Einschnittes, den man daran macht, bald flacher bald steiler erscheinen, daß nur ein genau gegen die Axe des Kegels gerichteter Einschnitt die wirkliche Neigung der Schichten zeigt und daß man also, wo dies wie hier nicht der Fall ist, nur dann diese Neigung richtig abschätzen kann, wenn man die Böschung des Kegels selbst mißt. Die stark nach Außen abfallenden Schichten, aus welcher der Monte Somma am Vesuv gebildet ist, scheinen in Querschnitte des Atrio del Cavallo fast horizontal. Die Böschung des Monte nuovo bei Puzzuoli, der in historischer Zeit an freier Luft aufgeschüttet wurde, macht mit der Ebene der Horizontes nur einen Winkel von 18 Graden und der Böschungswinkel des Kammerbühls ist steiler. Derselbe kann also sehr wohl in freier Luft aufgeschüttet sein und es ist durchaus kein Grund vorhanden, eine Aufschüttung unter dem Wasser anzunehmen. Die Höhe, auf welcher der Durchbruch des Kammerbühls erfolgte, bildete damals offenbar das trockene Ufer des Süßwassersee's.

In die Erklärung des festen Lavagesteines mischt sich der Streit über die Basalte, in welchem Goethe, wie bekannt, so lebhaft für die Neptuniten Partei genommen hat. Das Gestein ist ein Basalt; der Kammerbühl ist vulkanisch, aber der Basalt ist eine, „dem Wasser ihren Ursprung dankende Gebirgsbildung“ — wie lassen sich diese Gegensätze zusammenreimen? Hat das Gestein dennoch einen vulkanischen Ursprung?

„Wir läugnen nicht, sagt Goethe, daß wir uns zu dieser letzteren Meinung hinneigen. Alle vulkanischen Wirkungen theilen sich in Explosionen des einzelnen Geschmolzenen und in zusammenhängenden Erguß des in großer Menge flüssig gewordenen. Warum sollten hier in diesem offenbar, wenigstens von einer Seite, vulkanischen Falle, nicht auch beide Wirkungen stattgefunden haben? Sie können, wie uns die noch gegenwärtig thätigen Vulkane belehren, gleichzeitig sein, auf einander folgen, mit einander abwechseln, einander gegenseitig aufheben und zerstören, wodurch die complicirtesten Resultate entstehen und verschwinden.“

Es ist ja richtig — fast bei jedem vulkanischen Ausbruch werden Aschen und Schlacken emporgeworfen, wird flüssige Lava ausgespiesen; beide Produkte werden zu gleicher Zeit gebildet, sind Kinder eines und desselben Vorganges und wie Goethe wohl gesehen hat, nur verschiedene Erscheinungsweisen einer und derselben Substanz. „Was uns geneigt macht, auch diese „Felsmassen für vulkanisch zu halten, ist ihre innere Beschaffenheit, die sich bei losgetrennten Stücken entdeckt. Die oberen, gleich unter dem Lusthäuschen hervortretenden Felsen nämlich, unterscheiden sich von den ungezweifelter Schlacken der obersten Schicht nur durch größere Festigkeit, so wie die untersten Felsmassen auf dem frischesten Bruche sich rauh und porös zeigen.“ Der Schluß liegt nahe, aber er ist zu einfach. Der Kammerbühl wäre kein Räthsel, wenn er gebildet wäre wie der Monte nuovo! Also muß Etwas hineingeheimnisset werden. „Da sich jedoch in diesen Massen wenig oder keine Spur einer Abkunft von Glimmerschiefer und Quarz zeigt, so sind wir geneigt, zu vermuthen, daß nach niedergefunkenem Wasser die Explosionen aufgehört, das concentrirte Feuer aber an dieser Stelle die Flözschichten nochmals durchgeschmolzen und ein compacteres, zusammenhängenderes Gestein hervorgebracht habe, wodurch dann die Südseite des Hügels steiler als die übrigen geworden.“

So ist denn nun, da wir uns „an einer heißen Stelle befinden, da nämlich, wo der Streit zwischen Vulkanisten und Neptunisten sich noch nicht ganz abgekühlt hat,“ aus einem einfachen Vulkanchen ein recht complicirtes Ding geworden, das erst durch Wasser durchgebrochen ist, im Wasser sich aufgeschüttet hat, dann trocken geworden ist und zuletzt noch auf einer Seite sich wieder zusammengeschmolzen hat. Aber deshalb findet auch Goethe nöthig, ausdrücklich zu erklären, „daß wir diesem Versuch uns den Ursprung des Kammerbühls zu vergegenwärtigen, keinen dogmatischen Werth beilegen.“ Warum nicht? Soll die Theorie nicht von den Thatfachen abgeleitet werden?

Goethe forscht weiter. Bei einem späteren Besuche erfährt er, daß man einen Schacht in der Ausbeutungsgrube niedergetrieben hat, wo man erst festere Lava, dann wieder Schlacken, dann durch Feuer veränderten Glimmersand und schließlich unveränderten, feinen weißen Glimmersand antraf, ganz demjenigen ähnlich, der als Produkt der Verwitterung des Glimmerschiefers überall im Umkreise des Vulkans zu finden ist. „Hieraus könnte man schließen, daß die vulkanische Höhe des Kammerberges nur oberflächlich auf einem theils sandigen, theils staubartigen, theils schiefzig festen Glimmergrunde ausgebreitet sei.“ Jedesmal, wenn er nur mit der richtig beobachteten Thatsache zu thun hat, zieht Goethe auch den richtigen Schluß daraus. Er spricht den Wunsch aus, daß von dem Rande des Hügelns her auf dem Glimmersande ein Stollen gegen den Punkt getrieben werde, wo sich „neben dem ehemaligen Sommerhäuschen“, das also unterdessen weggeräumt worden war, „eine Vertiefung befindet, die man jederzeit für den Krater gehalten hat.“ Die Arbeit sei leicht und werde den gewünschten Aufschluß geben.

Am 30. Juli 1822 besucht Goethe wieder mit Graf Caspar Sternberg und den Herren Verzelius, Pohl und Grüner den „Gammer-Berg, diese ewig merkwürdige, immer wieder besuchte, betrachtete und immer wieder problematisch gefundene, weit und breit umherschauende mäßige Erhöhung“. Die Herren verkennen nicht den „pyrotypischen Charakter“ und der Stollen wird näher besprochen. Ein „junger munterer Badegast, der Naturforschung auch auf seine Weise ergeben“, macht sich offenbar über die gelehrten Herren lustig; er will von Goethes untermeerischem Vulkane und dessen successiven Explosionen nichts wissen und trägt den heiteren Blödsinn vor, „es seien Kohlen und Glimmerschiefer, zu gehörigen Theilen vermischt, niedergelegt und alsdann die ganze Schichtung entzündet worden; nun lasse sich schon eher denken, daß nach dem Ausbrennen die sämmtlichen Schichten so ruhig konnten über einander liegen bleiben.“

Und Goethe? Er discutirt ernsthaft mit dem jungen Spaßmacher und sagt am Schlusse seiner Erzählung dieses „wunderbaren Ereignisses“, wie er es nennt: „Und so standen wir gegeneinander, durch ein doppeltes Problem geschieden, durch Klüfte, die Keiner sich zu überbrücken getraute, um zu dem Andern zu gelangen; ich aber, nachdenklich, glaubte freilich einzusehen, daß es mehr Impuls als Nöthigung sei die uns bestimmt, auf die eine oder die andere Seite hinzutreten“.

Graf Sternberg hat den Stollen wirklich treiben lassen. Statt aber, wie Goethe mit seinem praktischen Gefühl anrieth, ihn in den losen Schlackenschichten auf der Sohle gegen die Mitte hin zu dirigiren, hat er ihn in dem Lavastrome selbst angelegt und quer in denselben hinein getrieben. So konnte er gar nichts lehren. Jetzt ist der Stollen ersäuft, das Schloß der Thüre verrostet, aber auf dem Portale steht eine Platte mit der Inschrift: Den Freunden der Naturforschung gewidmet von J. C. Grafen Sternberg.

Goethe hat den Stollen nicht mehr gesehen. Im folgenden Jahre 1823, besuchte er zum letzten Male Karlsbad, Eger und fuhr von dort südlich über Podgrad nach Alt-Albentreuth, hart an der bayerischen Grenze, wo ein kleiner, aber weit weniger deutlicher Vulkan, den er schon im vorigen Jahre besucht hatte, den Thonschiefer durchbrochen hat. Er vergleicht diesen „Rehberg“ mit dem Wolfsberge bei Ezerloch in und wahrlich nicht glücklich, denn er wirkt nun alle, in der Untersuchung der Thatfachen gewonnenen Anschauungen über die Entstehung des Kammerbühls über Bord und nimmt, höchst merkwürdiger Weise, die Theorien an, welche der junge muntere Kurgast ihm im vorigen Jahre am Kammerbühl ohne Erfolg auseinandergesetzt hatte.

„Wenden wir uns,“ sagt er, „nun zum Cammerberg, und nehmen vor uns, was wir früher darüber geäußert, so sagen wir, im Vergleich der beiden vorigen Erscheinungen, abweichend von unserem damaligen Vortrag: das archetypische Gestein suchen wir in jenen festen Basaltfelsen; wir nehmen an, daß Thonschiefer und Steinkohlen vermischt an dieselben angeschoben worden; dieses Gemenge, in der Folge entzündet, hat nicht nur sich selbst verschlackt und ist nach seiner früheren Schichtung auch so verändert über einander liegen geblieben, sondern die Gluth hat auch die anstoßenden Basaltfelsen ergriffen und auf den oberen Theil derselben starken Einfluß gehabt, dahingegen die untersten sich in archetypischer Starrheit befinden.“

Ist diese Schwenkung nicht höchst merkwürdig? Es bedürfte eines weit eingehenderen Studiums, als ich anstellen kann, um den Gründen nachzuspüren, durch welche Goethe bewogen ward, von früheren, wenigstens größtentheils richtigen Anschauungen abzugehen und ein Hirngespinnst auf nebelhaftem Grunde aufzuführen, das jeder thatsächlichen Grundlage entbehrt und die abenteuerlichsten Hypothesen zu Hilfe rufen mußte, um nur irgend plausibel zu erscheinen. Die Mischung von fein zerkleinerten Steinkohlen und Thonschiefer in genau berechneten Portionen, die Heranschlebung dieser Massen an die ursprünglich fest gedachten Felsen der Basaltlava, die Brandlegung in dieser Mischung, die so gleichmäßig hätte sein müssen, daß nirgends eine Vertiefung bei dem Ausbrennen hätte entstehen können — es wirbelt Einem der Kopf, wenn man die einzelnen Kräfte zu entwirren sucht, welche hier hätten in einanderspielen müssen, um solche Wirkungen hervorzubringen! Keine Spur eines Anhaltspunktes für ähnliche Wirkungen in der Gegend; nichts, was auf Schiebungen und dergleichen hindeuten könnte!

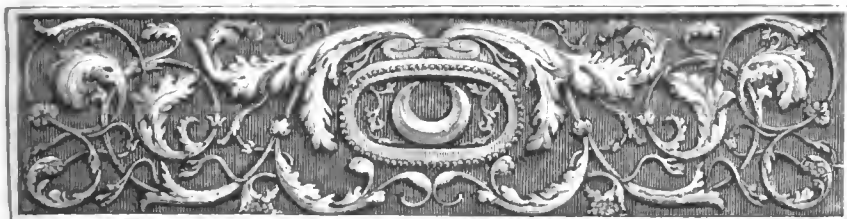
Wenn es erlaubt ist, hier eine Meinung zu äußern, so dürfte sie vielleicht dahin gehen, anzunehmen, daß in der Zwischenzeit eines Jahres Goethe eingesehen haben möge, daß seine Anschauung über die vulkanische Bildung des Kammerbühls ein gewaltiges Loch in seine, mit großer Zähigkeit festgehaltene neptunistischen Theorie von der Entstehung der Basalte reißen müsse. Das Gewaltfame der Basalt-Ausbrüche, das freilich von Alexander von Humboldt und Leopold von Buch in das Ungeheuerliche übertrieben

war, erschreckte ihn, war ihm, der eine ruhig fortschreitende Entwicklung der Erscheinungen anzunehmen geneigt war, in tiefster Seele zuwider; „Basalt, der schwarze Teufelsmohr“ war ihm ein unheimlicher Geselle. Man muß sich in die damaligen Zeiten zurück denken, wo der Basalt alle Gebirge gehoben, alle Unebenheiten der Erdoberfläche veranlaßt haben sollte, wo man unter jedem Gebirgsstocke, unter den Alpen wie unter dem Jura oder den Pyrenäen nach dem Basalt suchte, der in die Nähe, wie in die Ferne gewirkt, die Schichten nicht nur mechanisch gehoben und zerklüftet, sondern auch chemisch verändert haben sollte, um zu begreifen, wie die Gegner solcher Welttumulte dazu kommen mußten, auch das Richtige, welches diesen Uebertreibungen zu Grunde lag, mit einer Art von Ingrimme zurückzuweisen. Der Streit loderte, oft fast in pöbelhafter Weise, besonders in Deutschland; die Franzosen hatten ihren basaltischen Vulkanen in der Auvergne schon längst naturgemäße Anschauungen entnommen und sich von den Uebertreibungen der „großen Geologie“ mit geringen Ausnahmen fern gehalten. Goethe aber, der sich in den Ursprung des Basaltes aus dem Wasser ebenso verbissen hatte, wie die meisten seiner Mitstreiter, konnte nicht anders. Da war Basalt am Kammerbühl, leibhaftiger Basalt — er konnte ihn nicht für Lava erklären, wenn er nicht sein ganzes geologisches Treiben verläugnen wollte. Goethe war 74 Jahre alt, als er seine letzte Deutung des Kammerbühls versuchte. Das Alter hat seine Schwäche und seine Starrheiten. Die Geologie hatte sich in der Zeit, von welcher wir sprechen, noch nicht zu der Anerkennung physikalischer und chemischer Grundlagen emporgeworfen, von welcher wir heute ausgehen und gerade Goethe war nicht der Mann, dieser wesentliche Berücksichtigung zu widmen. Dazu fehlten ihm, sagen wir es gerade heraus, die nöthigen Vorkenntnisse und die unerläßliche Durchbildung. Die Verbitterung, mit welcher er den Streit um die, in dieser Hinsicht gänzlich verfehlte Farbenlehre auffaßte, zeigt dieses deutlich. Er konnte seiner ganzen Geistesanlage gemäß der auf mathematischen, physikalischen und chemischen Grundsätzen aufzubauenen Schlußfolgerung nicht das Recht der Kritik über unmittelbare, aus subjectiven Gefühlen geschöpfte Ansichten gestatten, und je mehr diese Kritik sich ihm aufdrängte, ihm lieb gewordene Anschauungen unterminirte, desto lebhafter bäumte er sich dagegen auf, vergebend, daß dieselbe Art und Weise der Untersuchung, die ihm auf dem Gebiete der organischen Natur so schöne Resultate gewährt hatte, hier nicht zum Ziele führen könne. So wurde er denn, trotz aller Bemühungen, womit er sich in die Beobachtung von Einzelheiten vertiefte, dennoch sowohl hinsichtlich der Entstehung der Karlsbader Quellen wie hinsichtlich der Bildung des Kammerbühls zu Theorien und Anschauungen verleitet, welche schon zu der Zeit, wo er sie aussprach, durchaus unannehmbar waren und die heute völlig ungeheuerlich erscheinen.

Meine Goethe-Studien mögen hier abschließen. In den sechzig Jahren, die seit dem letzten Besuche des naturforschenden Dichters in den böhmischen Bädern verflossen sind, hat sich Manches dort verändert. Karlsbad wie Franzensbad sind mit den Anforderungen der Zeit fortgeschritten und haben in jeder Beziehung Großartiges geleistet, um den Kurgästen den Aufenthalt angenehm und nutzbringend zu machen. Der Fremdenstrom, der sich alljährlich dorthin ergießt, hat von Jahr zu Jahr zugenommen, und dieser Zunahme entsprechend, sind die Bade-Anstalten vergrößert, erweitert, verbessert und umgestaltet worden. Die Gemeindebehörden, welchen glücklicher Weise in Oesterreich die Sorge für die Unterhaltung der Bäder überlassen ist, haben innerhalb der Grenzen der Möglichkeit Alles geleistet, was überhaupt geleistet werden konnte, und sie fahren mit einsichtiger Sorgfalt in dieser Beziehung fort. Goethe würde heute das „freundliche Franzensbad“ und das „liebliche Karlsbad“, wie er beide nennt, in dem Schmucke ihrer großartigen Badehäuser, geräumigen Wandelbahnen und trefflich angelegten und unterhaltenen Promenaden nicht wieder erkennen. Aber in der umgebenden Natur würde er sich wieder finden, denn sie hat sich ebensowenig geändert, als die Heilkraft der unschätzbaren Quellen, die noch immer in derselben Mächtigkeit durchaus unverändert sprudeln, wie sie seit Jahrhunderten, ja seit Jahrtausenden sich dem Schoße der Erde entwandten. Tausende werden alljährlich dorthin wandern, um Linderung und Heilung von ihren Leiden zu suchen und zu finden, und Tausende werden mit ebenso dankerfülltem Herzen von ihnen scheiden, wie ich von ihnen scheiden konnte. Möge ein freundlicher Stern auch fernerhin über ihnen walten!

Im Juni soll, wenn ich recht berichtet bin, die Einweihungsfeier der Goethe-Büste in Karlsbad Statt haben. Wenn sich an den wiederholten Aufenthalt dort manche bedeutungsvolle Momente in dem Leben des Dichters knüpfen, deren Erörterung ich gern Anderen überlasse, so habe ich auch meinerseits an die ernsteren Studien und wissenschaftlichen Untersuchungen erinnern zu dürfen geglaubt, welchen der Naturforscher Goethe noch in seinem Greisenalter sich hier mit jugendlichem Eifer hingab.





Das Alte in Kairo und in der arabischen Cultur seiner Bewohner.*)

Don

Georg Eberz.

— Leipzig. —

(Schluß.)

Ueber die Herkunft des Namens „Chemie“ ist viel gestritten worden. Man hat ihn zunächst von dem griechischen *Chymos*, Flüssigkeit, Saft, und *Chemein*, gießen — herleiten wollen, aber dieser Etymologie stellen sich die größten Schwierigkeiten entgegen. Mit einem anklingenden arabischen Worte *Chema* verbergen, kann „Chemie“ sicher nichts zu thun haben, da es schon im vierten Jahrhundert vorkommt (*Zosimos*). So muß es wohl dabei

*) Durch einen fatalen Unstern, welcher weder der Redaction noch mir zur Last fällt, ist der erste Theil dieses Aufsatzes in einigen Exemplaren ohne Berücksichtigung meiner Correcturen gedruckt und versandt worden. Es folgt die Angabe der in einigen Nummern des *Waisfestes* zu verbessernden sinnentstellenden Fehler und es muß heißen:

§. 191 Z. 7 v. u. *Beha* ed=*bin Zohër*, statt *Bela* ed=*dann Zoler*. Z. 6 v. u. *Galech* statt *Gatech*. §. 192 Z. 18 *Goleonda* statt *Goleondo*. §. 193 Z. 4 u. 5 *Stadt* — *gleißen* — *strahlen*, statt *Städte* — *gleißend* — *strahlend*. §. 194 Z. 18 v. u. *Der abgestumpfte Kegel des Tarbusch*, eine häßliche stereometrische, statt *die abgestumpfte Kugel des Tarbusch* e. h. *pharaonische*. §. 195 Z. 3 *vernichtet*, statt *verrichtet*. Z. 1 v. u. *zerfällt*, statt *gefällt*. §. 196 Z. 16 v. o. *Lebens*, statt *Salons*. Z. 21 v. o. *Kindschaft*, statt *Kundschaft*. §. 198 Z. 18 v. u. *Babylon*, statt *Babylons*. Z. 10 v. u. *Cherau*, statt *Cheran*. Z. 9 v. u. *Kurna*, statt *Karna*. §. 199 Z. 15 v. o. *Mokattam*, statt *Melakem*. §. 200 Z. 15 v. o. *ihren Zauberstäben*, statt *ihrem Zauber steile*. §. 201 Z. 1 v. o. *Stele*, statt *Stela*. Z. 4 v. o. *Lagiden*, statt *Logiden*. *Ptolemaeus*, statt *Ptolemeus*. Z. 16 v. u. *eingewanderte*, statt *gewandte*. §. 202 Z. 17 v. u. *Fajjum*, statt *Tajjum*. Z. 19 v. o. *daß*, statt *das*. Z. 2 v. u. *Jahja ben Bitrif*, statt *Jakjaben Betrif*. §. 203 Z. 3 v. o. *Imhotep*, statt *Jmlotep*. Z. 14 v. o. *Lagiden*, statt *Logiden*. Z. 21. v. o. *vor Chr.*, statt *voller*. §. 204 Z. 5 v. o. *Sahl*, statt *Sahe*. *Zimmer Kairener*, statt *Kaironer*.

bleiben, daß Chemie nichts ist, als die ägyptische Wissenschaft, denn Aegypten hieß bei seinen Bewohnern schon in ältester Zeit, und noch nach der Gründung Fostat's unter den Kopten, und zwar gerade im memphitischen Dialekt: Chemi, Chame und Chame (sprich Chami). Dieses Wort bedeutet nun im koptischen auch schwarz, und so erklärt es sich leicht, wie die Chemie später die „schwarze Kunst“ genannt werden konnte.

Sehen wir uns jetzt im alten Aegypten um, so finden wir hier in den heidnischen Tempeln Laboratorien, in denen Receipt an Receipt in die Wände gemeißelt ist, Papyrus, in denen zu officinellen Zwecken Droque neben Droque genannt wird. Bei den zu mischenden Substanzen sind Gewichte und Maße verzeichnet, und diese erscheinen oft so klein, daß ihre Messung nur mit Hilfe von feinen Instrumenten möglich war. Eine von den die Metalle determinirenden Hieroglyphen stellt einen Schmelztiegel dar. Wir finden die Aegypter früh vertraut mit der Kunst der Vergoldung, und sehen sie Metallfarben und andere Farbstoffe bereiten, welche Jahrtausende überdauert haben. Theophrast erwähnt das künstliche Blau, von dem viele Proben bis auf uns gekommen sind. Köstliche Glasflüsse wurden am Nil gegossen, und verschiedene Metalle: Kupfer und Zinn (Bronze), Gold und Silber (das hieroglyphische Nsem) geschickt legirt.

Welche chemischen Kenntnisse setzt das folgende Verfahren voraus, welches die ägyptischen Färber nach Plinius übten! Sie behandelten den gewobenen Stoff zuerst mit gewissen Flüssigkeiten und tauchten ihn dann erst in einen Kessel mit siedendem Farbstoffe. zog man ihn aus demselben heraus, so war das Zeug bunt gemustert, obgleich sich in dem Bottich nur eine Farbe befunden hatte. Die frühesten Erwähnungen dieser Wissenschaft, ja selbst die Sagen, welche von der Entstehung derselben handeln, weisen nach Aegypten. Firmicus Maternus, 336 n. Chr., braucht das Wort Chemia in seinem astrologischen Werke, und er spricht ausdrücklich den Wunsch aus, das mitzutheilen, was die göttlichen Alten aus den Sanctuarien der Aegypter geschöpft hätten. Unsechtbar, aber bedeutungsvoll für unseren Zweck ist die Nachricht, Diocletian habe nach einem Aufstande der Aegypter, 296 n. Chr., ihre alten Bücher, in denen die Kunst, Silber und Gold auf chemischem Wege herzustellen, behandelt ward, vernichten lassen, um sie der Mittel zu neuen Rebellionen zu berauben!

Unter den Kopten waren die chemischen Kenntnisse ihrer Vorfahren lebendig geblieben. Auch dafür fehlt es nicht an Beweisen, denn zu Leyden wird ein in Theben niedergeschriebener Papyrus conservirt, der in griechischer Sprache, aber in einer Weise, welche ähnlichen altägyptischen Handschriften so sehr entspricht, daß man dies Manuscript nothwendig für eine Uebersetzung von Recepten aus der Pharaonenzeit halten muß, eine lange Reihe chemischer Verordnungen zur Kenntniß bringt. Es befinden sich unter denselben Recepte zur Prüfung, Härtung und Färbung von Gold, Silber, Kupfer, Blei, Zinn u. fl. m. Die Araber erlernten das von diesen Dingen den Kopten

Bekannte, und indem sie es weiter entwickelten, schufen sie diejenige Wissenschaft, welche auch unter uns „Chemie“, d. h. die ägyptische heißt. Alchemie ist nichts als „Chemie“ mit dem arabischen Artikel „al“.

Auch Algebra ist ein arabisches Wort, welches die Wissenschaft: das Getrennte zu verbinden, bedeutet.

Die Muslime in Kairo haben sie eifrig getrieben und sind, nachdem sie den Euklid kennen gelernt hatten, zu glänzenden Mathematikern, auf Grund der Schriften des Claudius Ptolemäus zu großen Astronomen und Geographen geworden.

Auch auf diesen Gebieten schulden sie den alten Aegyptern mehr als bisher angenommen wurde. Es ist wohl nicht zufällig, daß die größten Mathematiker des hellenischen Alterthums als Schüler der Aegypter bezeichnet werden, oder daß es doch von ihnen heißt, sie hätten sich am Nil aufgehalten. Der alte Thales (vor 600 v. Chr.) soll die Höhe der Pyramiden nach ihren Schatten gemessen haben, und er hat, doch wohl auf Grund ägyptischer Tafeln und Rechnungen, die berühmte Sonnenfinsterniß vom 30. September 610, welche am Hals für Meder und Lyder so große Bedeutung gewann, voraus berechnet. Pythagoras hat, wie Niemand leugnet, lange in Aegypten gewohnt und besonders zu Heliopolis studirt. Er soll fogar der ägyptischen Sprache kundig gewesen sein, und als seine vorzüglichsten Lehrer werden Dnuphis und Sonchis genannt. In derselben Gelehrtenstadt bildete sich unter Pektaneos I. Eudemos von Knidos, † 357, heran, und fand unter Anderem, daß die Pyramide der dritte Theil eines Prismas sei, welches mit ihr gleiche Grundfläche und gleiche Höhe besitzt. Daß Euklid unter dem ersten Ptolemäer (Soter) seine Elemente in Alexandria geschrieben hat, ist allbekannt. Dem großen Eratosthenes gelang die erste Messung eines Erdmeridians nur in Folge der geodätischen Vorarbeiten der Aegypter, welche ihm die gerade Entfernung von Alexandria nach Syene mit ziemlicher Genauigkeit anzugeben vermochten.

Dies Alles ist für die Gelehrten, welche sich mit der Geschichte der Mathematik beschäftigen, nichts Neues, aber nur wenige von ihnen haben sich Einsicht in diejenige Urkunde verschafft, welche uns mit dem Stand des mathematischen Wissens der Aegypter im Anfang des zweiten Jahrtausendes vor Chr. bekannt macht.

Der im British-Museum conservirte Papyrus Rhind darf ein Handbuch der altägyptischen Mathematik genannt werden. Er ward unter einem der letzten Hyksoskönige von einem gewissen Ahmose niedergeschrieben und beweist, daß die Wissenschaft der alten Zeit auch unter den verhassten Eroberern fortgepflanzt worden ist. Der Heidelberger Aegyptolog Eisenlohr hat diesen merkwürdigen Codex veröffentlicht und unter Weirath Kantors, des trefflichen Kenners der Geschichte der Mathematik, eine Uebersetzung desselben geliefert.

Einige bei der großen Schwierigkeit der Materie leicht verzeihliche

Mißverständnisse dieser Gelehrten sind in einem höchst scharfsinnigen Aufsatze von L. Rhodet*), welchen wir der Aufmerksamkeit aller Mathematiker empfehlen, aufgeklärt worden. Aus dem Pap. Rhind geht nun die merkwürdige Thatsache hervor, daß sich gewisse Rechnungsverfahren, deren sich der Schreiber dieses uralten Documentes bediente, bei den Griechen und durch sie bei den Arabern und den abendländischen Mathematikern des Mittelalters, welchen die Schriften der Araber meistentheils durch jüdische Gelehrte vermittelt wurden, wiederfinden. — Wenn wir z. B. das arithmetische Verfahren des „falschen Ansatzes“ von Ahmesu (um 1700 v. Chr.) bis ins sechzehnte Jahrhundert nach Chr. in Uebung sehen, so ist das wunderbar genug, aber weit erstaunlicher erscheint es noch, daß wir gewisse Progressionsexempel, welche durch die heterogene Art ihrer Zusammensetzung uns ein Rätheln abnöthigen, noch um 1200 nach Chr. ganz in derselben Weise wie bei Ahmesu bei dem der orientalischen, namentlich der indischen Mathematik kundigen Fibonacci (Leonardo von Pisa) wiederfinden. Diese von Rhodet aufgedeckte Erscheinung ist so merkwürdig, leicht verständlich und ins Auge springend, daß sie auch den Laien interessiren wird. Das ägyptische Exempel hat folgendes Aussehen:

Schreiber	7
Rägen	49
Mäuse	343
Kornähren	2401
Meßen	16807
	19607

Das bedeutet: 7 Schreiber haben jeder 7 Rägen (49), diese Rägen fangen je 7 Mäuse (343) diese haben in einem gewissen Zeitraum je 7 Kornähren gefressen (2401), jede Aehre, würde man sie ausgefüt haben, hätte 7 Scheffel Getreide geliefert (16807). Wieviel macht das oben Angeführte aus? 19607.

Dieses Exempel oder ein ähnliches scheint dem des Fibonacci sicher zu Grunde gelegen zu haben; ja, es würde, was die Zahlen angeht, identisch mit ihm sein, wenn der Italiener die Progression nicht um ein Glied weiter führte, als dies durch den Aegyptier geschehen ist.

Bei jenem (Fibonacci) lautet es also: Sieben alte Weiber gehen nach Rom: Von diesen hat jedes 7 Maulesel (49), jeder Maulesel trägt 7 Säcke (343) und in jedem Sack 7 Brote (2401); für jedes Brot sind 7 Messerchen da (16807), und jedes Messerchen hat 7 Scheiden. Wieviel macht das oben Angeführte zusammen aus? 137258**). Ohne das letzte Glied würde wie gesagt, das Resultat beider Exempel gleich sein.

*) Journal Asiatique. Septième serie. Tome. 18. 1881.

***) Vor dem Abschluß dieser Zeilen ist mir ein merkwürdiges Beispiel ähnlicher Art aufgefallen, welches ganz aussieht wie ein auf reale Verhältnisse angewendetes Progressionsexempel von der Art der oben mitgetheilten. An das alte Verfa-

Wir dürfen hier nicht näher auf diese Dinge eingehen; wohl aber müssen wir erwähnen, daß der große Geograph, Astronom und Mathematiker Claudius Ptolemäus, welcher nicht, wie man früher annahm, in Pelusium, sondern in Ptolemais Hemeiu, einer Stadt, die am oberen Nil und also im Herzen Aegyptens lag, geboren ist, doch wohl mit dem Wissensbesitz der priesterlichen Gelehrten am Nil vertraut war. Seine Beobachtungen scheint er nicht in Kanopus, sondern im Serapeum zu Alexandria gemacht zu haben. Die Vorarbeiten des Eudoxos von Knidos, welcher wohlbezeugter Maßen die hohe Schule zu Heliopolis von 366—364 v. Chr. besucht hat, des Eratosthenes, des großen Hipparch, des Marinus von Tyrus und Anderer waren ihm zur Hand; er kannte die Weltkarte des Milesiers Anaximander, des mit Aegypten vertrauten Helatäos und Aristagoras, und sein Blick reichte sehr viel weiter als der der aegyptischen Priester. Seine Länder und Völkerkenntniß ist ihm sicher nicht durch diese, sondern durch die weit verbreitenden Handelsbeziehungen der Alexandriner zugekommen. Dennoch hat er bei seinen Landstreuten viel Brauchbares gefunden, und wenn der arabische Geograph Maçudi versichert, es habe Karten zu der Geographie des Ptolemäus und Marinus von Tyrus gegeben, welche mit Farben gemalt gewesen seien, so erinnert uns das an die spärlichen bis auf uns gekommenen Proben der altaegyptischen Kartographie, denn dieselben stellen die Berglandschaft, in welcher sich die Goldminen des Pharaos befanden, zwar in sehr unbeholfener Projectionsweise, aber mit sauberer mehrfarbiger Colorirung dar. Gerade die farbigen Karten, welche Mamun, der sich der Gelehrten-schule Jostats mit besonderem Eifer annahm, † 833, von seinen Geographen herstellen ließ, sollen selbst diejenigen des Ptolemäus übertroffen haben.

Man weiß, daß die große Syntaxis des Ptolemäus unter dem arabischen Namen *Almagest* (ή μεγίστη d. i. die größte) und die Handtafeln desselben Gelehrten früh in's Arabische übersetzt worden sind und vor dem Anfang des sechszehnten Jahrhunderts nur durch diese Versionen in Europa bekannt waren. Dann erst ist die Geographie des großen Aegypters, und zwar mit den wenig gelungenen Karten des Agathodaemon in ihrer ursprünglichen griechischen Form den Abendländern zugänglich geworden. Dank diesen Werken waren vom neunten Jahrhundert nach Chr. an die Araber allen Völkern nicht nur in der mathematischen Geographie weit voraus. Sie wußten wohl, daß die Erde eine Kugel sei und im Raume schwebt, wenn sie sich dieselbe auch fälschlich als Mittelpunkt des Alls dachten. Abulfida

(Brunnen der Sieben) wo Abraham den Brunnen grub und dem Abimelech als Pfand für den mit ihm geschlossenen Bund 7 Lämmer gab, knüpft sich folgende Sage: „Hier wohnten die Beni Murr an 7 Quellen, und jede Quelle hatte 7 Becken, jedes Becken 7 Tröge, und aus jedem Trog tranken 7 Pferde.“ — Schylof sagt: „Wär' jedes Stück von den 6000 Dukaten sechsfach getheilt und jeder Theil 'n Dukat, ich nähm' sie nicht, ich wollte meinen Schein.“

sagt schon, daß wenn zwei Leute der eine gegen Osten, der andere gegen Westen die Erde umwandeln und an derjenigen Stelle wieder zusammen-treffen, von der sie ausgegangen sind, der erste der Kalenderfolge um einen Tag voraus, der andere um einen Tag hinter ihr zurückgeblieben sein wird. Dazu entnehmen wir dem zu früh verstorbenen Pessel die Notiz, daß als 1522 das erste Schiff, die Victoria, die Reise um die Welt in westlicher Richtung zurückgelegt hatte und ein Tag in der Schiffsrechnung fehlte, die besten Köpfe an der Erklärung dieses einfachen Vorganges verzweifelten.

Leider ist unser Wissen von dem Stand der astronomischen Kenntnisse der alten Ägypter ein so beschränktes, daß es verwegen sein würde, aus den Werken des Ptolemäus dasjenige herauszuschälen, was er etwa seinen Landsleuten verdankt; das aber läßt sich leicht erkennen, daß er auf allen Gebieten über sie hinausgegangen ist. Wenn wir nicht annehmen dürfen, daß seine Handtafeln unvollständig erhalten geblieben sind, so beweist sein Königskanon sogar, daß er manches, was sich zu seiner Zeit doch wohl noch in den Tempelarchiven am Nil vorfinden mochte, geflissentlich unbenußt gelassen hat, denn während er 20 babylonische, 10 persische und 13 Könige aus dem Hause der Lagiden so wie die römischen Kaiser seit Augustus herzählt, findet sich leider in seinem Kanon keine Reihe der Pharaonen. Seine Lehre von der Excentricität und den Epicyklen der Planeten, welche bis in das späte Mittelalter hinein gültig blieb, knüpft sich sicher an die Vorarbeiten des Apollonius von Perga und des großen Hipparch, und also im besten Falle nur mittelbar an ägyptische Anschauungen. Dagegen möchten wir behaupten, daß sich die Sphärentheorie des Eudoxos, welcher, wie wir wissen, bei heliopolitanischen Priestern in die Schule gegangen, an ägyptische Vorstellungen schließt, denn die Astronomen am Nil hatten lange vor ihm die scheinbar willkürlichen Bahnen der Planeten auf die Kreisform zurückgeführt und zwar, wie es scheint, in einer seiner Auffassung ähnlichen Weise. Aristoteles spricht von uralten Beobachtungen der Planeten durch Ägypter und Babylonier, und Seneca bestätigt ausdrücklich, daß Eudoxos es gewesen sei, welcher die Kenntniß der Planetenbewegung zuerst aus Ägypten nach Griechenland gebracht habe. Nach diesem selben Eudoxos hatte nun jeder Wandelstern durch eine entsprechende Anzahl von Sphären oder durchsichtigen Kugelschalen, die alle concentrisch waren, aber sich in verschiedenem Sinne bewegten, fortzurücken. Im Ganzen nahm er deren 26 an. Diese Zahl wurde später bei Aristoteles bis auf 55 vermehrt. „Man erschrickt,“ sagt ein großer moderner Gelehrter, „über die geometrische Phantasie der Alten, welche sich den Weltraum mit 55 durchsichtigen Kugelschalen ausgefüllt dachten, die sich um verschiedene Achsen in verschiedenem Sinne und in verschiedenen Zeiten drehten, aber sie lösten damit doch die Aufgabe, das scheinbar regellose an ein Gesetz und an die vollkommenste Körperform gebunden zu haben.“

Sehen wir uns nun in dem schriftlichen Nachlaß der Ägypter um, so finden wir, daß sie sich das All gleichfalls, und zwar von 75 Sphären, erfüllt

dachten. Diese werden häufig erwähnt, und ihre Bedeutung tritt am klarsten aus den pantheistischen sogenannten hehenu Texten in den Königsgräbern von Hiban el-mulul hervor, welche von dem Genfer Aegyptologen Naville publicirt und trefflich commentirt worden sind. Sie werden Kert' genannt, und entweder mit dem Klassenzeichen für Stätte, Wohnung, oder mit dem Kreis \bigcirc determinirt. Die 75 Formen der Gottheit (hier Ra genannt) haben in ihnen ihre Wohnung, und erfüllen sie ganz. Der Geist des Höchsten betritt sie, verläßt sie und weilt in ihnen in seliger Ruhe. Sie können kaum etwas Anderes sein, als die Kugelschalen des Eudoxos. Man hat sie wohl als krystallreine, flüssige Gewölbe zu denken. In den mythologisch astronomischen Darstellungen, welche man gewöhnlich an den Decken der den Göttern geweihten Hallen findet, führt die als Gestirn zur Erscheinung kommende Gottheit auf ihrem Rücken in goldenen Barken ihre Bewegungen aus. In der pantheistischen Anschauung ist Ra derjenige, in welchem alle Sphären vereint sind, der sie allesammt in sich schließt, und der sie mit seinem Wesen erfüllt. Naville erinnert hiebei an den Ausspruch des Damascius: „Der ganze Kosmos selbst ist der kosmische Gott, da er ja alle kosmischen Sphären in sich zusammenfaßt.“ Der gelehrte Syrer versichert ausdrücklich, diesen Satz den alten Ueberlieferungen entnommen zu haben, und damit meint er doch wohl die der Aegypter, denn wir wissen, daß er den besten Theil seines Wissens dem Theon von Alexandrien und dem Aegypter Ammonius verdankt.

Einige Texte aus alter Zeit scheinen auch darauf hinzuweisen, daß die Astronomen schon unter den Pharaonen Kenntniß von der Bewegung der Erde besaßen, und der Norweger Lieblein hat Alles hierauf Bezügliche sorgsam zusammengetragen; doch hält uns noch mancherlei ab, die von ihm angeführten, allerdings höchst merkwürdigen Beispiele auf astronomische Wahrnehmungen zu beziehen. Die astronomischen Schriften und Tafeln der alten Horoskopisten sind verloren gegangen, aber man darf vermuthen, daß sie überraschend weitgehende Kenntnisse enthalten haben, denn Diodor versichert, die aegyptischen Astronomen hätten Sonnen- und Mondfinsternisse genau und unfehlbar sicher zu berechnen verstanden, und nach Diogenes Laërtius würden sie von der frühesten Zeit bis Alexander dem Großen 379 Sonnen- und 832 Mondfinsternisse beobachtet haben. Selbst von der Praecession, von dem Umstand, daß die Sterne eine langsame Bewegung nach Osten oder die Wendepunkte nach Westen haben, scheinen die Aegypter früh unterrichtet gewesen zu sein, sie waren also, wie Lepsius geistreich darzulegen versucht hat, mit der Bewegung der Fixsterne vertraut. Die Erde ruhte nach ihrer Ansicht in der Mitte des Weltalls, und alle Gestirne umkreisten dieselbe. Der uns gewährte Raum gestattet kein näheres Eingehen auf die anderen von den Arabern bearbeiteten Disciplinen. Ihre Philosophie war, wie bekannt durchaus abhängig von Aristoteles, dessen Werke, wie die des Ptolemäus, zum Theil durch ihre Uebersetzungen den Abendländern im Mittelalter zuge-

bracht worden sind. Wir wissen auch so wenig über die Philosophie der Aegypter, daß wir gern von der Aufgabe absehen in den philosophischen Werken der Araber noch Entlehnungen zu suchen. Ihr Bestes haben die griechischen Philosophen selbständig gefunden, und doch wüßten wir Leichmüllers geistreichen Hinweisen auf das Aegyptische im Helataeus vieles hinzuzufügen. In den Schriften der Neuplatoniker ist uns selbst manches unbedingt Aegyptische begegnet. Auch noch in arabischen Traktaten, wie der des Hermes an die menschliche Seele, findet sich manche merkwürdige Reminiscenz an Ideen, welche wir schon früh von aegyptischen Priestern aussprechen hören.

Die Religion der Muslime kam mit ihren Bekennern fertig und in abgeschlossener Gestalt nach Aegypten. Der Koran ist dort vielfältig, eingehend und mehr oder minder tief und geistreich commentirt worden; aber natürlich immer nur in echt arabischem Sinne. Dagegen schließt sich gerade in Kairo manches äufere Beiwerk, namentlich aber die Form der Bethätigung des Wohlthätigkeitsfinnes und eine Reihe von sumerären Gebräuchen an Sitten und Gewohnheiten, welche doch wohl auf altaegyptischem Boden erwachsen und durch Vermittlung der Kopten in das muslimische Leben verpflanzt worden sind. Wir meinen zunächst den Gebrauch, Schulen als fromme Stiftungen mit den Gotteshäusern zu verbinden; denn sehen wir in die früheste Zeit zurück, so finden wir, daß sich alle Pflanzstätten der Wissenschaft, von denen uns hieratische Handschriften erzählen, eng an die Tempel der Götter schlossen. Die bedeutendste unter diesen Lehranstalten blühte auf dem Gebiete der Nekropole von Theben und gehörte sammt der berühmten Bibliothek, welche die Aufschrift „Heilanstalt der Seele“ trug, zu dem Memnonium Ramses II. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man sich bei der Anlage des Alexandrinischen Museums nach solchen ägyptischen Mustern gerichtet hat. Auch in der Wohnstadt Theben wurden in Zusammenhang mit dem großen Reichsheiligthum Lehranstalten unterhalten. Die in ihn herangebildeten Schüler begegnen uns mehrfach unter dem Namen der Zöglinge oder Eleven des Ammonshauses, und es steht fest, daß sich auch die hohen Schulen von Heliopolis und Saïs an die Tempel dieser Städte geschlossen haben. Jedes Heiligthum besaß liegende Gründe und wurde von dem Pharao und Privatpersonen in hervorragender Stellung, oft mit Anspruch auf fromme Gegenleistungen, mit Stiftungen bedacht. Der mobile und immobile Besitz der Tempel und Schulen hat sich namentlich durch Ramses III. verschwenderische Freigiebigkeit stark vergrößert, und man kann ihn durchaus mit den aukaf (Sing. wakt) vergleichen, den Stiftungsfonds, an denen Kairo besonders reich ist, die aber seit Mohammed Ali unter staatlicher Aufsicht stehen. Freilich läßt es sich schwer begreifen, wie sich der heidnische Gebrauch durch die christliche Zeit in die muslimische retten konnte.

Beim Uebergang der Völker von einer Religion in die andere pflegt mit großen Einrichtungen der alten Lehre gründlich ausgeräumt zu werden, während sich unwesentliches Einzelnes gern erhält und als Aberglaube oft unendlich lange hinfrisst.

So hat sich die Verehrung der Katzen, welche bei den alten Aegyptern so hoch heilig gehalten wurden, wenn auch in mehr und mehr abgeschwächter Form bis auf den heutigen Tag erhalten. Der Kadi hatte noch bis vor Kurzem die Verpflichtung, obdachlose Mäusefänger größtentheils auf seine Kosten zu füttern, und in einem bestimmten Hofe wird wohl heute noch für sie jeden Nachmittag Fressen hingestellt, zu dem sie sich drängen. Der große Sultan Bebars hinterließ für den Unterhalt der Kairener Katzen einen Garten im Norden der Stadt. Der wackere Pilger Arnold von Harff sah einen Soldaten mitten im Sonnenschein sitzen, und bemerkte, daß er sich unter Leiden rösten und blenden ließ, und es in den Schatten zu rücken verschmähte, weil er es nicht übers Herz bringen konnte, den Schlummer einer in seinem Schooße ruhenden Katze zu stören.

Ganz besonders merkwürdig will es uns scheinen, daß sich dieser Nest des alten Thierdienstes in eine der wichtigsten religiösen Handlungen der ägyptischen Araber, die Pilgerfahrt nach Mekka, eingebrängt hat.

Das Pilgern zu einem bestimmten Heiligthum war schon in der Pharaonenzeit in Gebrauch. Als Ziel der vornehmsten Wallfahrt wird Bubastis im Delta genannt. Dort stand das bedeutendste Heiligthum der Göttin Schemet, der Tochter des Sonnengottes Ra, welche mit dem Katzenkopf als Herrin der Liebe, welche Leidenschaft, Lust und festlichen Mauth den Frauen in's Herz gießt, gedacht wird. Männer und Weiber aus ganz Aegypten strömten in toller Ausgelassenheit zu ihrem Tempel. 700,000 Menschen sind, wie Herodot berichtet, alljährlich nach Bubastis gekommen und haben die verstorbenen und mumisirten Katzen dorthin zur Bestattung gebracht. Und diese Nachricht hat volle Bestätigung gefunden, denn vor Kurzem ist bei dem Trümmerhaufen, welcher als einziger Rest des berühmten Wallfahrtsortes bei Balazif aus der Ebene hervorragt, der Katzenfriedhof mit unzähligen Knochen und Knöchlein dieser heiligen Thiere entdeckt worden. Wie unter den Pharaonen 700,000 Gläubige nach Bubastis fuhren, so sind heute 70,000 Muslime verpflichtet, nach Mekka zu pilgern. Wenn diese Zahl nicht voll wird, so ergänzt sie der Himmel durch seine Engel. Die Karawane bricht mit dem Mahmal von Kairo auf, und was folgt da in dem langen Zuge dem Kamel-Schemet, welcher halb nackt und mit struppigem Haar alljährlich die Pilgerfahrt mitmacht? Es ist der Katzenvater oder Schemet, welcher vor sich und in Körben, die von beiden Seiten seines Sattels herabhängen, so viele Katzen mit sich führt, als er nur immer vor und neben sich unterzubringen vermag.

Früher begleitete statt des „Katzenvaters“ eine „Katzenmutter“ die Karawane, aber bei dem geringen Antheil, welchen die Frauen an der Pilgerfahrt haben, wurde das Weib von dem Mann verdrängt; — der Islam hat ja überhaupt den Frauen die bevorzugte Stellung genommen, welche ihnen im alten Aegypten zukam. Ein ähnliches Pilgerfest wie das von Bubastis, wird gegenwärtig zu Tanta gefeiert. Es knüpft

sich an das Grab und Gedenkfest des heiligen Sejjid Ahmed el-Bedawi Panegyriem, wie sie großartiger auch nicht in der Pharaonenzeit gedacht werden können, gesellen sich zu der religiösen Feier, und wir selbst haben ganze Kähne voll übelberufener Frauen auf die Messe von Tanta fahren sehen. Sobald dieselben anderen Barken begegneten, stießen sie jenes helle wunderliche Getreisch aus, mit dem sie in leidenschaftlicher Erregung, froher wie schmerzlicher, — das Ohr zu zerreißen verstehen. Diese Schönen benahmen sich überhaupt nicht viel schicklicher als ihre Huhnfrauen bei der Fahrt nach Bubastis.

Auf den Friedhöfen von Kairo wird der Kenner des aegyptischen Alterthums viele Spuren aus vorchristlicher Zeit wiederfinden. Die Griechen verbrannten die Todten, die Christen schritten gegen die Mumifirung ein, vor welcher z. B. einer der ältesten Heiligen der koptischen Kirche seinen Leichnam gerettet zu sehen wünschte, und so ging die Kunst der Kolchynen, der Parafichisten und Taricheuten verloren, aber so gut Memphis und Theben ihre Nekropolen gehabt haben, besitzt auch Kairo seine Todtenstadt. Freilich liegt dieselbe nicht nach altaegyptischem Gebrauch im Westen, sondern im Osten der Stadt. Dieser Umstand fällt theils der Lage von Kairo, theils der veränderten Werthschätzung der Himmelsrichtungen zur Last, denn diese ist bei den Muslimen eine ganz andere, als bei den alten Aegyptern. Diese räumten überall dem Süden, der Heimath des Nil, von dem das Wohl und Wehe ihres Landes bedingt wird, den ersten Rang ein, und da sie das Schicksal der Seele stets mit dem Laufe der Sonne vergleichen und die Barke des Tagesgestirns den unsterblichen Theil des Menschen aufnahm, um mit ihm am Abend in der Unterwelt zu verschwinden, mußten sie selbstverständlich die Nekropolen in den Westen ihrer Städte legen. Derselben Himmelsrichtung sind auch, weil Osiris im Westen wohnt, die Sarkophagkammern in den Pyramiden zugewandt. Den Muslimen am Nil ist dagegen der Osten die vornehmste Himmelsrichtung. Ihm sind die Gebetnischen zugekehrt, gen Morgen richtet sich das Antlitz des Flehenden, und dahin läßt der Sterbende sein Haupt wenden, denn dort liegt die heiligste unter den heiligen Städten, liegt Mekka mit seiner Ka'ba. Außerdem schlossen sich die Araber an eine verständige wirthschaftliche Erwägung der Eingeborenen des von ihnen eroberten Landes, auf die schon Arrian in den ersten Versen einer Distichenreihe, welche er in den großen Sphinx meißeln ließ, also hindeutet:

„Götter gründeten hier das weit hin prangende Bildwerk,
Sorglich sparend des Feld's Weizen erzeugende Flur.“

Die Wohnungen der Todten wurden in die Wüste verlegt, um das die Lebenden nährenden Fruchthland nicht zu schmälern, und — auch diese Erwägung ist gut begründet, — um die Leichen vor der Ueberschwemmungsfuth zu sichern. Die Mumien sollten nicht durch das Wasser beschädigt werden, und Erfahrung mag die priesterlichen Aerzte gelehrt haben, daß von

durchnähten Todtenädem nach Rücktritt der Ueberflchwemmung verderbliche Ausdünstungen aufsteigen. So liegt denn die Karafe, wie die Kairener ihre Nekropole nennen, im Osten und Südosten der Stadt auf dem Boden der Wüste. Hieher begeben sich jeden Freitag die muslimischen Bürger vor Sonnenaufgang, sprechen auf dem Grabe ihrer Verstorbenen eine Sure aus dem Koran und vertheilen Datteln, Brote u. dergl. an die Armen. Dabei wird die Nebabe und Darabute (Viola und Handtrommel) gespielt, und der Besuch des Friedhofs gestaltet sich zum Fest. Ganz ähnlich verfahren die alten Aegypter.

An festgesetzten Tagen besuchten die Hinterbliebenen die Gruft ihrer Verschiedenen, opferten, schmauseten, ließen Harfenspiel und Gesang ertönen und forderten die Ueberlebenden auf, sich des Daseins zu freuen. Im Grabe der Meserhotep in Theben (sechszehntes Jahrhundert v. Chr.) sieht man, in den Stein gehauen, das Bild des Harfners, welcher angestellt war, um bei solchen Festen die Stimme zum Saitenspiel zu erheben, und dieser Sang zeigt, wie sich in das auf den Tod gerichtete Gemüthsleben der alten Aegypter, welche dennoch so ausgelassen wie wenige andere Völker Feste feierten, ein gutes Theil frischer Lebenslust gemischt hat. Man fühlt sich versucht an das Anacreontische:

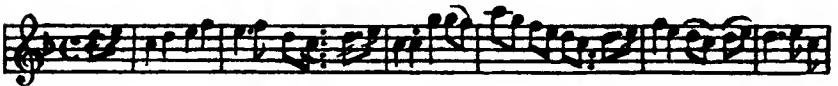
„Der heut'ge Tag steigt mir am Herzen
Wer weiß denn, was der nächste bringt?“

oder an das Horaz'sche „carpe diem“ und die ganze Ode an die Leuconoe zu denken, wenn man den Harfner in der Gruft des Meserhotep singen hört:

„Fei're, mein Prophet, den Festtag;
Duftiges Salböl, Balsamharze
Bieten wir, und Blumenkränze
Schlingen wir um Brust und Arme
Deiner vielgeliebten Schwester,
Die sich hold zu Dir gefällt.
Lieder singen, Harfe schlagen,
Wollen wir vor Deinem Antlitz.
Laß dahinter alle Sorgen,
Und sei eingedenk der Freuden,
Bis uns naht der Tag der Reise,
Da man landend Ruhe findet,
In dem Reich, das Schweigen fordert.“

Ist es zufällig, daß die Sänger, welche den Sarg des verstorbenen Muslim begleiten, häufig wie die bei dem aegyptischen Todtencultus thätigen Musiker Blinde sind? Und wer kennt die altaegyptischen Darstellungen von Weibern, welche die Todtenklage anstimmen, wer hat gelesen, was Herodot über das Gebahren der trauernden Aegypterinnen erzählt, ohne an dies Alles erinnert zu werden, wenn er sieht wie sich die Kairenerinnen, welche dem Sarge eines Verstorbenen folgen, heute noch Brust und Stirn mit Schlamm bestreichen, die Arme erheben und das Haupt mit den Händen schlagen.

Wenn solch ein Leichenzug uns begegnet, möchten wir denken, daß sich unser „Heute“ ohne Unterbrechung an die Tage des Meserhotep schließe. Die Klageweiber an der Bahre der verstorbenen Kairener scheinen die directen Nachfolgerinnen derjenigen zu sein, welche wir auf zahllosen Bildern zu Häupten und Füßen der Osiris und jedes aegyptischen Todten mit lautem Jammergeschrei klagen sehen. Im welchem arabischen Gesang haben wir das Linoslied wieder zu erkennen, welches Herodot nur bei den Griechen, Phöniziern und auf Cypern gehört hat, und das am Nil Maneros genannt worden sein soll? Vielleicht darf die Melodie des „Dus ja lelli“ beginnenden Gesanges dafür gehalten werden. Ich habe die folgende Weise nicht nur tausend Mal in Aegypten, sondern auch, freilich in etwas veränderter Form, in Andalusien, wo überhaupt viele maurische Gesänge erhalten geblieben sind, singen hören.



Es sei bemerkt, daß dies Lied nicht nur bei traurigen, sondern auch bei freudigen Veranlassungen gesungen wurde*).

Wie bei der Trauer, so mischt sich auch in die Luft der Feste das Alte und Neue. Eine der ausgelassensten Figuren auf den Jahrmärkten und bei den meisten Volksbelustigungen in Kairo und anderen aegyptischen Städten trägt ein Attribut, welches bei mancher Festfeier in der Pharaonenzeit bedeutungsvoll war, und treibt mit demselben ein tolles Spiel. Sie dankt ihren Namen dem Bezir Saladin, Karakusch, welcher ein höchst wunderlicher Kauz gewesen sein muß.

Die Schlangenbändiger, denen man auf offener Straße und bei allen Volksbelustigungen begegnet, bilden eine Familie, in der sich das Geheimniß giftige Ottern zu zähmen, sie aus den Häusern zu vertreiben, sie in steife Stöcke zu verwandeln, sie tanzen zu lassen u. seit Tausenden von Jahren vererbt hat. Von den Kunststücken, welche die Magier des Pharaos dem Moses vorführten, weiß jedes Kind; aber wir besitzen auch einen satyrischen Papyrus aus der Zeit Ramses III. auf dem wir vor der hohen Pforte, dem Palaste des Königs, einen Widder und einen Esel Laute und Harfe schlagen und ein Krokodill mit einer Schlange Zauberei treiben sehen. . Recepte,

*) Schon aus diesem Grunde können wir den Deutungen, welche Brugsch in seinem „Abonisklage und Linoslied“ dem Linos und Maneros giebt, nicht beipflichten. Wilkinson wird von dem „ja lelli“ an das hebr. hallel, singen, preisen, wovon „hallelu—ja“ kommt, erinnert. Unter allen Kairenern ist es ein gewöhnlicher Ausruf der Freude.

um schädliche Thiere aus den Häusern zu vertreiben, finden sich schon im Papyrus Ubers. Lane behauptet, die modernen Pnylen trügen nur solche Schlangen bei sich, denen sie vorher die Zähne ausgebrochen hätten.

Derselbe Gelehrte erzählt von einer Einrichtung, welche bis vor Kurzem in Kairo bestand, und aus der, wie wir aus bester Quelle wissen, noch von vielen lebenden Kairenern Nutzen gezogen worden ist.

Alle Innungen und Gewerke der Stadt haben ihre Vorsteher oder Scherks, und selbst die gewöhnlichen Diebe erkennen einen solchen Oberen an. An diesen wandte man sich oft, um gestohlene Sachen zurückzuerlangen und die Diebe vor Gericht zu ziehen. Dies gelang auch gewöhnlich mit seiner Hilfe. Hiemit vergleiche man nun die folgende Notiz, welche wir Diodor von Sicilien wörtlich entlehnen: „Es war verordnet, daß diejenigen, welche das Diebsgewerbe treiben wollten, bei dem Vorsteher der Diebe ihre Namen aufschreiben ließen. Hatten sie etwas gestohlen, so mußten sie sogleich eingestehen, was sie gethan und ihm ihre Beute vorzeigen. Der Bestohlene hatte dann eben diesem Vorsteher der Diebe ein geschriebenes Verzeichniß aller abhanden gekommenen Gegenstände einzureichen und Ort, Tag und Stunde, da sie verschwunden waren, anzugeben. Auf diese Weise wurde Alles leicht aufgefunden, und nun hatte der Bestohlene den vierten Theil des Werthes seines geraubten Eigenthums zu bezahlen und erhielt dasselbe zurück. Weil es eben unmöglich war, den Diebstahl ganz zu verhüten, so erkannte der Gesetzgeber dieses Mittel, alles Gestohlene gegen ein geringes Lösegeld wieder herbei zu schaffen. Wie merkwürdig ist doch die lange Lebensdauer dieses scheinbar widersinnigen Gebrauchs.“

Fraglos altägyptisch ist auch ein Theil des Kalenders, dessen sich die Kairener heute noch bedienen. Bei der schwankenden Natur des muslimischen Mondjahres fallen die periodisch wiederkehrenden Feste in verschiedene Zeiten des Jahres, und so ist es natürlich, daß die heutigen Aegypter bei denjenigen Festen, welche mit solchen Naturereignissen zusammenhängen, die regelmäßig wiederkehren, sich lieber des koptischen als ihres eigenen Kalenders bedienen, denn jener gründet sich auf das altägyptische Sonnenjahr, welches durch Julius Cäsar auch unserem Kalender zu Grunde gelegt worden ist. Ja es schließen sich sogar an die christlichen Festtage im koptischen Kalender manche religiöse und abergläubische Gebräuche der Muslimen. So legt man die 49 Tage des Chamsin oder heißen Südwestwindes in die Zeit zwischen den koptischen dritten Osterfeiertag bis zum Pfingstsonntag. Auch der Eintritt der Nilchwelle wird nicht nach dem muslimischen, sondern nach dem koptischen Kalender bestimmt, und gerade bei der Feier dieses Naturereignisses hat sich viel Altaegyptisches erhalten. Stern wies schon bei seiner Behandlung der Nilfeste von Gebel Silsile darauf hin, daß die beiden von Ramses II. eingeführten Nilfeste als Vorgänger derjenigen zu betrachten sind, welche heute noch in der Hauptstadt Aegyptens gefeiert werden. Das eine ist die „Nacht des Tropfens“, welche immer auf den

11. Bauneh (17. Juni) fällt, in welcher Zeit der Nilstand am niedrigsten ist, das andere der Durchschnitt des Dammes, ein nach dem Stande des Wassers anberaumtes Fest. Beide liegen wie die auf der Nilstele aus der Blüthenzeit der Pharaonenherrschaft verzeichneten Feste um zwei Monate auseinander. Von den Classikern (Herodot, Strabo, Plinius) hören wir, daß die Höhe der zu zahlenden Steuern alljährlich nach dem Ausfall der Ueberschwemmung bemessen worden, und daß zu einem fruchtbaren Jahre eine Wasserhöhe von 14—16 Ellen nöthig gewesen sei. Wer kennt nicht den „Vater Nil“ im Vatican, welchen 16 Kindergegnen als allegorische Verkörperungen dieser 16 Ellen umspielen? Die hier mitgetheilte erwünschte Höhe des Wasserstandes bezieht sich wie Aristides ausdrücklich hervorhebt, auf den Nilmesser von Memphis, und wir wissen, daß derselbe einfach von dem linken auf das rechte Nilufer oder genauer auf die Fostat gegenüberliegende Insel Roba übertragen worden ist und seine für das ganze Land maßgebende Bedeutung bis heute erhalten hat. Ueber den Durchschnitt des Dammes und die damit zusammenhängenden Feste haben wir an einer anderen Stelle gehandelt. Hier sei nur erwähnt, daß einige uralte Gebräuche mit ihm verbunden geblieben sind. Zu diesen rechnen wir in erster Reihe die Herstellung eines Erdlegels, welcher el'-arus, d. i. die Braut, genannt wird und auf dem Damme so aufgestellt wird, daß ihn die Fluth acht bis vierzehn Tage bevor sie ihren höchsten Stand erreicht hat, fortspülen muß. Schon der Umstand, daß man etwas Korn auf seine Spitze zu legen pflegt, deutet an, daß er wohl ursprünglich die Stelle eines Opfers zu vertreten hatte. Und in der That scheint seine Herstellung mit der alten Sitte, kurz vor dem Eintritt der Nilschwelle ein Opfer in den Strom zu werfen, in Zusammenhang zu stehen. Diese Sitte ward bezeugtermaßen in heidnischer Zeit auch bei Memphis geübt, denn Plinius erzählt, daß bei den Neiloa genannten Nilfesten von den Priestern eine goldene und eine silberne Schale in die sogenannte Quelle des Nils bei Memphis geschleudert worden sei.

Die folgende Geschichte, welche Ibn Njās aufbewahrt hat, ist bekannt. Als kurz nach der Gründung Fostats durch Amr der Nil nicht steigen wollte, wünschten die Kopten eine Jungfrau, das Opfer, welches man jährlich dem Strom in die Arme zu werfen pflegte, in die Wogen zu stürzen, denn sie meinten, daß der Nil nur wachsen werde, wenn er diesen seinen Tribut empfangen habe. Als die Ueberschwemmung nicht kommen und kommen wollte, wandte sich der Feldherr an den Chalifen und setzte ihn von dem Geschehenen in Kenntniß. Der Bote kehrte zurück, und zwar mit einem Briefe Omar's, welchen Amr in den Nil werfen sollte. So geschah es, und schon in der folgenden Nacht erreichte die Ueberschwemmung die nöthigen 16 Ellen. Das Schreiben des Chalifen hatte folgende Worte enthalten: „An den gesegneten Nil Aegyptens. Wenn Du bisher nur in Folge Deines eigenen Willens geflossen bist, so stelle Dein Strömen ein, wenn es aber von den Befehlen des sehr erhabenen Gottes abhängig war, so stehen wir

zu diesem Gotte, daß er ihm sein volles Wachsthum verleihe“. Dieser Geschichte liegt jedenfalls eine Thatfache zu Grunde, denn die Christen unter den Kairenern haben noch zur Zeit des zuverlässigen Makrizi, 1442, ein Kästchen mit dem Finger eines Heiligen in den Nil geworfen, um ihn zu einer günstigen Schwelle zu bewegen. Wenn man sich aber vergegenwärtigt, daß diejenigen, welche kurz nach der Gründung Fostat auf das Opfer einer Jungfrau drangen, Christen, und daß schon unter den heidnischen Aegyptern Menschenopfer früh verpönt waren, sieht man sich genöthigt an eine Verwechslung oder Entstellung in der Erzählung des Ibn Ajas zu denken. Natürlich ist in der Pharaonenzeit nicht weniger ungeduldig auf den Ausfall der Ueberschwemmung gewartet worden, als im siebenten Jahrhundert n. Ch. und heute, und die Eigenart des altaegyptischen Kultus zwingt geradezu zu der Annahme, daß kurz vor dem Eintritt der Nilschwelle große Processionen stattgefunden haben und mancherlei Opfer dargebracht worden sind. Diese müssen dem Nilgotte Hapi und dem Osiris gegolten haben. Der Letztere wurde für die alles Hinwelfende zu frischem Leben erweckende Urkraft gehalten, welche in der Unterwelt zeugend fortwirkt und dort auch in den Nil, welcher die Sitze der Verstorbenen durchwoigt, den Samen zu neuem Anwachsen legt. In pantheistischen Texten wird Osiris geradezu der Nil genannt, und wie er das Licht aus der Finsterniß, das Verstorbene zu frischem Leben, die verdorrte Vegetation zu neuem Aufblühen erweckt, so läßt er auch den Strom Aegyptens „schwellen zu seiner Zeit.“

Diese Anschauungen hatten sich auch in die christliche Lehre der Kopten eingeschlichen; aber da es ihnen höchstens gestattet war, an die heidnische Gottheit als an einen Dämon zu denken, übertrugen sie ihr gütiges Walten, welches am lebendigsten in der regelmäßig wiederkehrenden Schwelle ihres Stromes zur Erscheinung kam, auf einen heiligen Orion. In einem christlich ägyptischen Papyrus, welcher in griechischen Hexametern geschrieben ist und aus dem fünften oder sechsten Jahrhundert n. Chr. zu stammen scheint, findet sich in einer Beschwörung die folgende Stelle: „Komm zu mir, heiliger Orion, der du ruhst in der nördlichen Gegend, der du wälzest die Fluthen des Nils und sie vermischest mit dem Meere.“ Diese Formel sieht ähnlichen heidnisch ägyptischen sehr ähnlich, und es mag hier erwähnt werden, daß in Texten aus der Pharaonenzeit Osiris geradezu als Orionstern angerufen wird. So hat sich ein verkappter Osirismythos unter den Kopten gewiß bis zum Einfall der Muslime erhalten, und da wir von mancherlei Opfern hören, welche die alten Aegypter in den Nil geworfen haben, (wir erinnern an die oben erwähnten Schalen) so läßt es sich wohl annehmen, daß die Kopten diesem Gebrauch ihrer Väter noch nicht völlig entsagt hatten als Amr Fostat erbaute. — An die Darbringung einer wirklichen Jungfrau, eines Mädchen von Fleisch und Bein, dürfen wir allerdings nicht denken, aber wenn wir hören, daß Manetho bei Porphyrius mittheilt, die Aegypter hätten in früherer Zeit Menschen in Menge geopfert und erst

Amasis habe diesen schrecklichen Gebrauch abgeschafft und an die Stelle der Menschen Wachsfiguren gesetzt, so können wir vielleicht eine Handhabe für die Lösung des Räthsels gewinnen. Die Kopten wollten die aus Wachs gebildete Statue einer Jungfrau unter gewissen Ceremonien in den Nil werfen, Amr aber meinte dies nicht dulden zu dürfen, weil der an die Allmacht des einen Gottes glaubende Araber, der Bilderfeind, einem Gözen nichts verdanken mochte. Vielleicht ist die Braut, welche die Araber heute aus Nilschlamm zusammenkneten, als Nachfolgerin solcher Wachsfigur zu betrachten. Diese Vermuthung gewinnt einigen Halt durch das Folgende: In den hieroglyphischen Texten finden sich Berichte über die bei den Nilfesten geübten Ceremonien. Die Statue der Hathor, deren schöner Busen an einem gewissen Tage vor den Anbetern entblößt wurde, begab sich zur Zeit der Nilschwelle in feierlicher Procession nach Edfu, um dort ihren Sohn Hor Hub zu besuchen. Zur selben Zeit sollte nach dem Festkalender von Esne (am 13. Epiphi) die Göttin Neith ihren Sohn neu gebären. Dabei zeigte sich ihr Haupt und „sie liegt ihn tragend, hingestreckt auf dem Wasser.“ Es scheint also in der That das Bild einer Göttin (der Neith) während der Nilschwelle auf den Strom gelegt worden zu sein, denn die meisten Angaben in diesen Berichten beziehen sich auf die mit den Bildern der Gottheit vorzunehmenden Ceremonien. Vielleicht knüpfte sich an diesen Gebrauch die noch unter den Christen zur Zeit des Amr übliche Sitte, vielleicht haben wir dabei an eine andere mit dem Cult des Osiris zusammenhängende Ceremonie zu denken, auf welche es uns an dieser Stelle einzugehen versagt ist*).

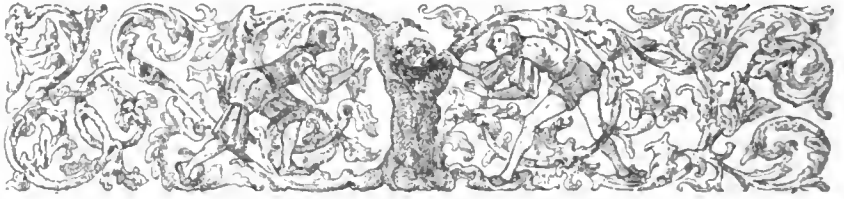
Eine Thräne der trauernden Isis, welche das Herz nach der Wiederkehr ihres Gatten zergännte, fiel nach dem Glauben der Heidenzeit in den Strom und ließ ihn wachsen und führte, nachdem Horus den Set (die Dürre) bezwungen, den Gemahl (Osiris-Nil) zu der weinenden Gattin, (der nach Befruchtung lechzenden Erde) zurück; aus dieser Zähre aber haben die Araber den „göttlichen Tropfen“ gemacht, welcher in Folge ihrer Anschauungsweise die Schwelle des Nilstroms bewirkt.

So findet der Forscher in Kairo überall und überall in dem Neuen das Alte: in der Kunst, der Wissenschaft, dem bürgerlichen und öffentlichen

*) Zu 19. oberägyptischen Gau, dem Oxyrynchites der Griechen, dessen heiliges Thier, der Fisch Oxyrynchos mit dem Osirismythus eng zusammenhängt, soll Horus, nachdem er den Feind seines Vaters Osiris, Set, niedergestreckt hatte, diesem den Schenkel abgeschnitten und ihn den Priestern des merchet oder Beobachtungshauses der Nilschwelle (nach Dümichens zutreffender Erklärung dieses Wortes) anvertraut haben. Sollte nun von diesen Priestern ein Thierschenkel als Opfer in den Strom geworfen worden sein, so blühte man noch an eine andere Lösung des Räthsels als die vorgeschlagene denken. Es heißt nämlich der Schenkel koptisch alodsch oder arodsch, und es ist wohl möglich, daß Ibn Ujas dies Wort für das arabische 'arus gehalten, und so das Opfer eines Schenkels mit dem einer Braut oder eines jungen Mädchens ('arus) verwechselt hat.

Leben. Auch in der Volkspoesie hat sich, wie wir an einer anderen Stelle zu zeigen gedenken, manches aus frühester Zeit erhalten. Das physikalische Gesetz von der Erhaltung des Stoffes bewährt sich auch an den Errungenschaften des menschlichen Geistes. Scheinbar verschwinden sie, verflüchtigen sich oder gehen in Nichts auf; aber sie werden nur vergessen und wandeln sich in Wirklichkeit nur in neue, kaum mehr kenntliche Formen um, oder verschwinden zeitweilig unter Staub und finsternen Wolken. Dennoch leben und wirken sie fort, und sie unter Schutt und in dichter Verkleidung aufzusuchen und zu erkennen, gehört sicherlich zu den schönsten Freuden des Forschers. Welch ein Genuß, in Kairo Ausschau zu halten nach den Resten der alten Zeit. Mögen diejenigen, denen es heut gegeben ist, die Geschichte des Nilthales zu lenken, nicht vergessen, daß sie mit jedem Denkmal aus den Blüthentagen Aegyptens einen Theil seiner Größe vernichten. Die Geschichte slicht Kränze, aber sie schwingt auch die Geißel, und sie hat mit kräftigeren Schriftzügen das Zerstückungswerk der Vandalen als die herrlichen Thaten desselben wackeren Volkes in ihre Tafeln gegraben.





Einladung nach Cannstatt.

An Karl Cauer.

Von

Hermann Pölschläger.

— Cannstatt. —

Nun laß, mein Freund, nicht länger Dich erwarten,
Nun komm in dieser gnadenreichen Zeit:
Das ganze Schwabenland steht wie ein Garten
Und Busch und Baum sind blüthenüberschneit.
Von allen Höhen wiußt es wie Standarten
Des Lenzes und in voller Lieblichkeit
Erschallen durch die Thäler auf und nieder
Neckarentlang der Amsel Jubellieder.

Nun komm hierher! Und scheint Dir für das Land noch
Die Zeit zu früh, die Luft zu kühl bewegt,
So sag' ich Dir: im ganzen Weltall fand noch
Kein Ort sich, der so schön den Ehrgeiz pflegt,
Bald Stadt, bald Land zu sein. Drum: widerstand noch
Dein Herz den Lockungen des Lands, so hegt
Die Stadt Dich warm — wetteifernd hält im Bann Stadt
Und Land so treu Dich nirgends wie in Cannstatt.

Der Wechsel frimmt! Denn wenn ich's recht besehe,
Ist doch die „Stadt“ oft gründlich ennuyant;
Ein Anderer riefte tausendmal hier Wehel
Ich aber tröste stets mich mit dem „Land“.
Und wie ich also mich im Cirkel drehe,
Führ' ich mein Leben sichtlich mit Verstand,
Bekomme Stadt und Land nie völlig satt,
Just wie ein Mann, der zwei Geliebte hat.

Dann ist der Sulzerrain — als Promenade
 Gar sehr beliebt bei unsrer haute volée.
 Ein Wäldchen macht dort schüchterne Parade
 Auf niedrer Höh', ein Tempelchen, ein See,
 Ein Dutzend Bänke, eine Colonnade,
 Als Aussichtspunkt mit Recht berühmt von je,
 Die Stadt da unten — kurz, leicht wirst Du meinen,
 Der Monte Pincio sei's, nur sehr im Kleinen.

Hier ist es auch, wo Freiligrath zum Ruhm
 Ein Ruhort ward benannt — mich faßt ein Schauer:
 Der Sänger selbst, der edle, ewig stumm,
 Ruht nah' da drüben an der Kirchhofmauer.
 Doch geht sein Geist im Volk noch leuchtend um,
 Noch klingt sein Lied uns hell in Lust und Trauer,
 Noch schmetternd jauchzend seine Kriegsfanfaren,
 Durchs deutsche Land — mög' es sein Grab bewahren!

Wie in Tarasp die Bank, hat hier dem Preise
 Auch Auerbachs man einen Baum votirt.
 Ich ehr' ihn hoch; doch wett' ich, daß der Weise
 Bei Lebzeit schon den Baum sich reservirt.
 Auch Höfer lebte hier, hier hat Paul Heyse
 Für einen kurzen Winter hospitiert,
 (Ihm schien er lang wohl!) — so ward an und um
 Die Stadt ein kleines Dichtertuscolum.

Ein größ'eres Lob kann ich ihr nicht mehr sagen,
 Drum rath' ich Dir: wir nehmen ein Billet,
 Die kurze Fahrt nach Stuttgart hin zu wagen,
 Zur Schwabenresidenz, die rund und nett
 (Fast schrieb dem Reim zu Lieb' ich ohne Tadel,
 Wie von Bologna grassa: rund und fett)
 Im Kessel liegt, ganz wie von Götterhänden
 So hingelegt, umkränzt von Weingeländen.

Die Stadt ist schön — ich sag' es ohne Phrase
 Und bin noch immer gern zu ihr marschirt,
 So um die Zeit, wenn durch die Königsstraße
 Und durch den Park die schöne Welt flanirt.
 Die schöne Welt! Das ist nun außerm Späße,
 Wie züchtig die und sittsam sich gerirt
 Und wie die schönsten Mädchen kaum je wagen,
 Das große Auge offen aufzuschlagen.

In's Leere siehst Du besten Falls sie schauen,
 Als geb' es um sie weiter keine Welt.
 Kein Blick, kein Spiel der stolz von dunklen Brauen
 Bedachten Augen, und daß sie gefällt,
 Scheint Eine kaum zu wissen. Im Vertrauen,
 Ein Freund, der gern sich sehr erfahren stellt,
 Sagt mir: Mein Gott, ein bißchen angemuckert
 Ist alle Welt in unserm schönen „Stuckert“.

Ubscheulich! Wie? Bei solchen Rubensformen,
 Die das Entzücken jedes Künstlers sind?
 Und angemuckert? Gegen alle Normen
 Wär' solch' ein Vorgang. Nein, man schreckt ein Kind
 Mit derlei Truggebilden, leeren Normen!
 Wo warm das Blut durch volle Adern rinnt,
 Wo Luft und Wein des Lebens holde Quellen
 Beflügel'n, trübte „Muckerei“ die Wellen?

Laß uns der Sonne folgen! Aufwärts wendet
 Sie Blick und Fuß uns aus dem engen Thal.
 Noch weiß ich's gut, wie ich, vom Licht geblendet,
 Empor die Höhen hier zum ersten Mal
 In frohem Schauer klonn. Wie schön vollendet
 Enthüllte sich mir, von des Herbstes Strahl
 Umzaubert, hier der Berg, das Thal, die Stadt —
 Zu schaun und staunen ward ich nimmer satt.

Behaglich wallt' ich, fast wie eine Schnecke,
 Die Weinbergmauern hin, ich war in Träumen.
 Nur da und dort aus blättrigem Verstecke
 Glänzt' eine Villa durch das Grün von Bäumen,
 Bis unermuthet an der nächsten Ecke
 Der freie Blick weit zu den blauen Säumen
 Der fernen Alb die Eb'ne überflog,
 Wo sonnenlichtbestrahlt der Neckar zog.

Zur Uhlandshöhe auf stets steilern Wegen
 Schritt ich dahin, des höchsten Glückes voll,
 Indessen links und rechts des Herbstes Segen
 Hervor aus den gezackten Blättern quoll.
 Schon schien der Saft zersprengend sich zu regen,
 Da auch die Beere immer farb'ger schwoll —
 Ein Hauch des Südens, laß es mich gestehn,
 Schien flammend meine Stirne anzuzwehn.

Hier hatt' ich Berg und Eb'ne, Wald und Quellen,
 Dran meine Seele sich so gern berauscht,
 Nicht weniger, als wenn der Töne Wellen
 In Mozarts Symphonien sie ahnend lauscht.
 So fühlt' ich mich gewandelt, in dem hellen
 Bild der Natur zum Besseren vertauscht —
 Von Leipzigs öder Eb'ne angegähnt,
 Wie hatt' ich Jahre lang dies Glück ersehnt!

Nun war ich hier und unten tief im Thale
 Am Neckar zwischen Gärten stand mein Haus;
 Die Fenster grüßten schon im Abendstrahle
 Gleich Feuerzeichen in die Welt hinaus.
 Am Himmel aber glühten roth' und fahle
 Geballte Wolken wie ein Rosenstrauß.
 Der Hohenasperg stand, der kahle, nackte,
 Einsam und ernst, ein schwäbischer Soracte.

Und sieh, schon glitt der Sonne letzter Schein
 Die Fluren hin und die begrüntten Hänge.
 Das Dunkel kam, bald stand nur noch allein
 Der Rothenberg in festlichem Gepränge.
 Auch das erlosch, die Nacht sank still herein
 Und durch der Rebenhügel schmale Gänge
 Schritt langsam ich hinab, erregt, und lauschte,
 Wenn leis der Nachtwind durch die Blätter rauschte.

Ein Weindorf liegt dort in idyll'scher Ruh',
 Von Gärten eingerahmt, umlaubt von Reben.
 Es hängt am Berg, wie oft — das weist auch Du —
 Im Süden jäh an Felsen Dörfer kleben.
 Ich kannt' es schon, dem Dorfe schritt ich zu,
 Auf breiter Straße nun und dicht daneben
 Baumfelder, nachtschwarz, geisterhaft die langen,
 Obstschweren Nester rings gestützt mit Stangen.

Am Tag ist's malerisch, reich an Veduten,
 Wie Maler sagen. Gleich zur linken Hand
 Liegt eine Schenke, ausstaffirt mit guten
 Getränken, ruhmvoll mir schon längst genannt.
 Hier fiel ich ein; mit Worten wohlgemuthen
 Empfang die Wirthin mich, im Umdrehn stand
 Auf blankem Tisch bei frohem Kerzenschein
 Und weißem Brod die off'ne Flasche Wein.

Heilbronner war's, und wie ich mit Behagen
 Den Tropfen schlürfte und ihn prüfend sog,
 Wie kam's, daß plötzlich zu den röm'schen Tagen,
 Mit Dir verlebt, mein Geist erinnernd flog?
 Nach der Latina sah ich mich verschlagen,
 In eine Osteria, schattend bog
 Sich eine Pinie vor und hell wie hier
 Stand der Fiasco zwischen Dir und mir.

Sprich nun, woher dies unverhoffte Mahnen,
 Das stets in Schmerz die Seele mir getaucht,
 Just hier, wo ich zu Gablenberg im Hahnen
 So froh sah, wie es nur ein Dichter braucht?
 O, ich verstand es wohl, ein süßes Ahnen,
 Süß, wie der Lenzwind durch die Blüthen haucht,
 Das hatte, daß ich's tief im Grund gespürt,
 Mir heute längst die Schläfe schon gerührt.

Mich hatte mit geheimnißvollen Schauern
 Ein Gruß durchzittert aus ital'schem Land:
 Obstgärten, Villen, selbst die Weinbergmauern,
 Das war mir Alles ach so sehr bekannt.
 Sollt' ich von Sehnsucht nun verzehrt hier trauern?
 Nein, ich war glücklich und mit Dank empfand
 Mein Herz, daß mich, der lang entsagend küßte,
 Die neue Heimath nun so hold begrüßte.

Die Sehnsucht nach dem Schönsten, Freund, begleitet,
 So sagt' ich mir, uns doch in steter Qual.
 Wem sie nur Einmal ward erfüllt, dem leitet
 Nichts mehr den Blick von seinem Ideal.
 Doch fühl' auch der mit Dank sein Loos bereitet,
 Dem nur ein Abglanz, nur ein einz'ler Strahl
 Ins Herz fällt, wie mir heute hier begegnet,
 Und darum sei dies Land von mir gesegnet.





Wassili Wassiliewitsch Wereschagin.

Von

Ludwig Pletsch.

— Berlin. —

Auf der Wiener Weltausstellung im Jahre 1873 ist der Name des russischen Meisters mir und auch wohl dem großen Publikum des westlichen Europa zuerst bekannt geworden. Nicht durch Gemälde oder Zeichnungen in den Kunstsälen des Ausstellungspalastes, sondern durch Photographien, welche von einem münchener Photographen (Obernetter, glaube ich) ausgestellt waren, und ganz eigenthümlich frappirende und fesselnde Handzeichnungen reproducirt zeigten, auf denen man in russischen Lettern jenen Namen Wereschagin las. Sie stellten meist charakteristische Gestaltengruppen centralasiatischen Volksstammes, resp. Scenen aus den russischen Kriegen gegen Bokhara und Samarland dar. Eigenthümlich war den Zeichnungen der letzteren Art die große Unbefangenheit und Ungeschminktheit in den Schilderungen des Gräßlichen, was nun einmal von dem blutigen Handwerk des Krieges nicht zu trennen ist, gleichviel ob er sich mit dem Titel der civilisatorischen Mission, der Vertheidigung der heiligsten Güter, der Wahrung der nationalen Ehre schmückt, oder ob er sich als nackter barbarischer Raub- und Verheerungskrieg giebt. Lange ist dann der Name Wereschagin nicht wieder bei uns genannt worden. Man sah weder etwas von dem, noch las man, wenigstens in deutschen und französischen Journalen, etwas über den Künstler und sein Schaffen. Erst in der zweiten Hälfte des Jahres 1881 tauchte er hier und da in den Berichten aus Petersburg und Moskau und bald auch aus verschiedenen deutschen Städten wieder auf. Man erfuhr, daß er Ausstellungen einer ganzen großen Sammlung seiner Gemälde und Zeichnungen in diesen Orten veranstaltete. Und Gegenstände und Art seiner Kunstschöpfungen schienen nach allen Schilderungen so völlig

abweichend von allem Gewohnten zu sein, daß die durch sie erregte Bewunderung, ja die Entrüstung gegen sie und ihren Autor sich noch stärker kund gab, als die Anerkennung ihrer rein künstlerischen Vorzüge. — In einem der ersten Februartage des Jahres 1882 erhielt ich den Besuch von einem mir unbekanntem Herrn, einem schlanken, hochgewachsenen Mann nahe den Vierzigern, mit bereits etwas spärlichem Haar, dunkeln, großen Vollbart, einer kühn geschnittenen, scharf und fein modellirten Ablernase und tief liegenden, blizenden, dunkelgrauen Augen; einem Kopf, dessen ganzer Typus an den jener kaukasischen Krieger erinnert, wie sie in Horschelt's bewundernswerthen Zeichnungen aus den russischen Kaukasuskriegen häufig erscheinen. Er überreichte mir einen Brief Turgenjews an mich, worin dieser mir mit warmen Worten den Ueberbringer, „seinen lieben Freund, unseren großen russischen Künstler Wereschagin“ empfahl und mich ersuchte, Alles, was ich vermöge, für ihn zu thun. Es war mir bereits bekannt geworden, daß wir in Berlin demnächst die Ankunft der, eben in Wien ausgestellt gewesen, Werke dieses Meisters und die öffentliche Ausstellung derselben zu erwarten hätten. Er bestätigte diese Nachricht und lud mich ein, das Arrangement im Kroll'schen Lokal noch vor der Eröffnung der Säle für das Publikum in Augenschein zu nehmen und ihm meine Meinung darüber zu sagen. Die Wahl jener Säle als Ausstellungslocal war ihm, nach seiner Versicherung, gleichsam aufgedrungen worden durch die Unmöglichkeit, in Berlin einen Raum zu finden, dessen Größen- und Höhenverhältnisse genügt hätten, seine ganze auszustellende Sammlung mit Einschluß zweier besonders kolossaler Gemälde in sich aufzunehmen. Bei einer Ausstellung im Kroll'schen Etablissement aber mußte auf jede irgend genügende Beleuchtung durch Tageslicht verzichtet werden. Wereschagin hatte sich daher entschlossen, den Mangel desselben durch das Licht elektrischer Lampen zu ersetzen. Das ist ihm bekanntlich später sehr verdacht und übel ausgelegt worden. Man hat darin eine gesuchte Seltsamkeit, eine sogenannte Effekthascherei der schlimmsten Art finden, wollen. Noch ein zweiter Umstand trat hinzu, um Viele in dieser Auffassung noch mehr zu bestärken. Wereschagin ließ sich nicht davon abbringen, ein Harmonium hinter Vorhängen verborgen aufzustellen, auf welchem während der Dauer der Ausstellung mehr oder weniger feierliche Weisen gespielt und sogar mit gedämpften Chorgesängen begleitet wurden. Diese geheimnißvollen, aus unsichtbarer Quelle strömenden Klänge sollten nach des Künstlers Meinung, die Beschauer noch mehr in die rechte Stimmung versetzen, welche er für die zur Betrachtung seiner Bilder angemessenste erachtete.

In dem großen Königsaal hatte er die 88 größeren und kleineren Delbilder vereinigt, welche den Kern und die Hauptmasse seiner Ausstellung bildeten; in dem kleineren Vorssaal eine große Sammlung von Handzeichnungen unter Glas und Rahmen, besonders reich an ganz vortrefflichen Bleistiftstudien nach der Natur, zumal von Köpfen turkmenischer, kirgisischer, chinesischer, indischer, kalmuckischer Charakterköpfe von Männern und Frauen.

Außerdem aber hatte er diesen Saal effectvoll decorirt mit einer Menge von indischen, bocharischen, tibetanischen Teppichen, Decken, Stickereien, Schabracken, von Waffen aller Art, Frauen- und Männerschmuck für Kopf Hals und Füße, indischen und tibetanischen Götzen- und Heiligenbildern, Musikinstrumenten, Metallgeräthen, Gebetmaschinen, indischen Hirschgeweihen, Bärenfellen, einem ausgestopften indischen Geier ꝛc. So unterschied sich das Ganze freilich sehr wesentlich von der sonst gewohnten Erscheinung unserer Gemäldeausstellungen.

Es hat denn auch nicht an lieben Collegen, an Aesthetikern, Kritikern, von Fach und Amt und an noch viel schärfer urtheilenden Dilettanten dieses Faches gefehlt, welche schon aus dem ganzen Apparat und dieser Inszenirung der Wereschagin-Ausstellung folgern zu müssen glaubten, daß des russischen Malers künstlerische Leistungen nur von geringer Bedeutung seien und vor einer ernstern Prüfung, falls man sie derselben überhaupt würdigte, nicht bestehen könnten. Ich gebe gern zu, daß dieses angemessener und besonders auch unsern westeuropäischen Ideen entsprechender gewesen sein würde, wenn der Künstler seine Werke ohne dies, auf die große Masse berechnete, Brimborium zur Schau gebracht hätte. Er würde es den Freunden seiner Person und seiner zumtheil ganz eminenten Kunstschöpfungen wesentlich erleichtert haben, seine Sache zu führen und für die außerordentliche Bedeutung sehr vieler seiner Arbeiten überzeugungskräftiger den in Vorurtheilen befangenen Angreifern gegenüber einzutreten. Aber eine Erscheinung wie die seine kann andererseits verlangen, mit etwas anderem Maße gemessen zu werden, als die Collegen, welche ruhig in Haus und Atelier verbleibend und ihre Thätigkeit nur dann und wann durch kleine Erholungsausflüge oder Studienwanderungen unterbrechend, ihre Bilder malen, welche dem Publikum das Leben, das ein Jeder lebt, mehr oder weniger getreu spiegeln oder die anmuthigen Träume der Malerphantasie auf der Leinwand verwirklicht zeigen. Viel weniger als bei fast allen lebenden Kunstgenossen ist bei Wereschagin die Person von dem Künstler und seinen Werken zu trennen. Das eigenthümliche Interesse und Befremden, welches diese erwecken, erregt auch jene durch die ganze Art ihres Lebens und ihres künstlerischen Schaffens, durch das Wollen wie durch das Vollbringen, durch die Gattung und das Auffuchen seiner Bildmotive, wie durch das malerische Verarbeiten und Gestalten derselben.

Trotz des außerordentlichen Reichthums an ungewöhnlichen Erlebnissen und Erfahrungen, dessen sich Wereschagin rühmen darf, und trotz seines lebenswürdig ansehenden Wesens, das sich allerdings so nur da offenbart, wo es Sympathie nicht nur findet, sondern empfindet, ist er in Bezug auf sich selbst und seine eigenen Thaten und Abenteuer sehr zurückhaltend und wenig mittheilend. Nichts liegt ihm ferner, als seine Persönlichkeit in den Vordergrund zu stellen und mit dem, was er gethan, erduldet, unternommen und durchgesetzt hat, zu prunken. Nur mit Mühe und gleichsam

tropfenweise zieht man, selbst wenn man intimer bekannt mit ihm geworden ist, detaillirte Mittheilungen darüber aus ihm heraus. Das ist jedenfalls nicht die Art der „Charlatans“ und „Reclamenmacher“, zu denen manche Catouen unter den Künstlern und Dilettanten ihn gerne werfen gesehen hätten. Was wir von seinem Leben und Studiengange wissen, ist in der Hauptsache Folgendes: Er ist in Nowgorod 1842 geboren, der Enkel einer Tartarin, aus welcher Abstammung er seinen eigenthümlichen Gesichtstypus erklärt. Zur Marinecarriere bestimmt, erwarb er seine Fachbildung auf der Marineschule zu Petersburg. Mit siebzehn Jahren hatte er das Offizierspatent errungen. Da unterbrach die leidenschaftliche Neigung zur Malerei diese viel verheißend begonnene Laufbahn. Lange aber hat er, in Folge des Widerstreits gegen die Ansichten und den Willen seines Vaters, auf die Ausführung des Verlangens verzichten müssen, sich dem Studium der Malerei in einer der westeuropäischen Kunststädte ernstlich zu widmen. Erst im Jahre 1861 war der Widerstand der Eltern so weit überwunden, daß dem Sohn die Mittel zur Reise nach Paris und Berlin und zum Studienaufenthalt daselbst bewilligt wurden. Eine Reise nach dem Kaukasus behufs der Theilnahme an den dortigen Kämpfen mit den Bergvölkern rief ihn bald wieder für einige Zeit von Paris ab. Dann lehrte er noch einmal dorthin zurück, um sich unter Görömes Leitung und in der Ecole des beaux arts weiter in der Malerei zu vervollkommen. Die Expedition des Generals von Kaufmann im Jahre 1867 gegen Samarkand veranlaßte ihn, sich derselben anzuschließen. Ausgezogen, um malerische Studien auf einem höchst interessanten und eigenartigen Kriegsschauplatz zu machen, drängten ihn Ereignisse und Zufälle in die kriegerische Thätigkeit selbst hinein. Und glänzend bewährte sich sein tapferes, tüchtiges, russisches Herz, sein kaltblütiger Muth und seine ruhige Entschlossenheit dort in den furchtbarsten Lagen zum Heile der Truppen, denen er sich als Zeichner angeschlossen hatte. Das Fieber, der ihn immer wieder heimfuchende Feind seiner Gesundheit, nöthigte ihn, zurückzukehren. Er rettete sich wieder nach Paris. Aber kaum geneset, begab er sich von Neuem nach Asien, um die nähere Bekanntschaft Sibiriens als freiwillig Reisender zu machen. 1870 wählte er Deutschland, und speziell München, zum Aufenthaltort. Forsche lt, der große, geniale Künstler, dessen Bekanntschaft er auf dem gemeinsamen kaukasischen Studienschauplatz gemacht hatte, war wohl hauptsächlich der Magnet, der ihn dorthin gezogen hatte. Aber schon im nächsten Jahr mußte er den deutschen Freund durch den Tod verlieren. In der verwaissten Werkstatt arbeitete Wereschagin bis zum Jahr 1873, und dort entstanden jene Bilder und Zeichnungen, die uns damals auf der Wiener Weltausstellung in ihren photographischen Reproductionen so mächtig und tief impressionirten. Drei Jahre einer solchen ruhigen Atelierthätigkeit waren für Wereschagins unruhige, wanderlustige Natur bereits ein überlanger Zeitraum. 1874 durchstreifte er Ostindien und stieg über die Vorberge des Himalaya bis in die

Regionen des ewigen Eises desselben hinauf, zeichnete und malte Studien nach dieser grandiosen Gebirgsnatur und noch eifriger nach den theils erhalten schönen, theils grotesken und ungeheuerlichen, architektonischen Monumenten Indiens und Tibets und nach den Menschentypen der diese Länder bewohnenden Völker. Auf diesen kühnen Streifzügen begleitete den Künstler seine tapfere Gattin, welcher die Gabe ausdauernden unererschütterlichen Wagemuths in nicht geringerem Maß verliehen zu sein scheint, als ihm selbst. Beide gemeinsam haben eine Schilderung dieser verwegenen Studienreise im Himalaya und durch Tibet niedergeschrieben, welche er mit kleinen Illustrationen schmückte: ein im vorigen Jahr auch in deutscher Sprache erschienenes Büchlehen von originellem, frischem Gepräge und Interesse an Inhalt und Form. Als 1877 der russisch-türkische Krieg ausbrach, eilte Wereschagin, sich den vaterländischen Truppen anzuschließen. Auch in diesem blutigen Feldzuge bewährte er seinen, Gefahren und Tod verachtenden Muth nicht nur als der Künstler, welcher dieselben nicht scheut, wo es sich um Beobachtung und Studium der Scenen des Kampfes handelt, sondern wie damals im Samarkand, auch activ sich am Kampfe betheiligend. Das geschah unter Anderem auch bei der Sprengung eines türkischen Monitors durch einen Torpedo, wobei er seine Theilnahme durch eine Schußwunde in der Hüfte zu büßen hatte, deren Folgen sich ihm heut noch zuweilen recht unbequem fühlbar machen. Vom Lazareth in Bulakest begab sich der kaum noch dürftig Wiederhergestellte von Neuem zur Armee in Bulgarien. Dort ist er nächster Zeuge der Thaten und Leiden der russischen Truppen gewesen. Er hat am Schipkapaß mit ausgehalten, ist mit Gurko über den Balkan gegangen, war bei der endlichen Besiegung Plewnas zugegen und hat schließlich noch als Secretär des Generals Strotzoff bei den Friedensverhandlungen von San Stefano mitgearbeitet. Ein bedeutend jüngerer Bruder Wereschagins, der sich gleichfalls der Malerei gewidmet hatte, ist in diesem türkischen oder schon in einem der früheren Feldzüge geblieben. Ein anderer Bruder diente als Major in Stobeleffs Rosakenregimentern, neuerdings in friedlichen Zeiten aber dem berühmten Bruder Wassili, dem Maler, als Begleiter und als thätiger Helfer auf den Reisen, welche dieser neuerdings mit seinen Gemälden behufs der Ausstellung derselben in den verschiedenen Städten Europas gemacht hat. Sein eigentliches Standquartier hat Wereschagin in oder vielmehr bei Paris, in dem durch eine etwa einstündige Eisenbahnfahrt zu erreichenden Ort Maison Lafitte, nicht weit von St. Germain. Dort lebt er zurückgezogen und sich mit der ihm eigenthümlichen Scheu vor der Welt so viel als möglich verbergend in ländlicher Einsamkeit und Stille vergraben, um sich wieder einmal für einige Zeit, so lange es ihn eben in solcher Ruhe duldet, der Ausföhrung neuer Gemälde zu widmen. So fand ich ihn im vorjährigen Mai dort in seinem Heimwesen, das eben so wunderbarlich, so abweichend in Lage, Erscheinung und Einrichtung von allem sonst Gewöhnten, von der

Art der Wohnungen und Werkstattträume anderer Künstler ist, wie seine Persönlichkeit, seine Sinnesweise und Lebensführung von der ihren. Im letzten Winter aber hieß es, Wereschagin sei bereits wieder zu einer großen Reise nach Indien oder Centralasien aufgebrochen. Im April soll er indeß plötzlich in Petersburg aufgetaucht sein.

Wie er es möglich macht, bei einem so verschwenderischen Aufwande von Zeit allein für die steten Ortsveränderungen, für Reisen, Studienwanderungen, Kriegszüge, den er seit zwanzig Jahren getrieben hat, noch da Muße zu finden, deren es doch bedarf, um eine so große Zahl von Bildern jedes Umfangs zu malen, bleibt schwer verständlich. Aber kaum minder schwierig macht er es uns, den Kern seines künstlerischen Wesens zu erkennen und die mannigfachen Widersprüche zu lösen, welche dasselbe darzubieten scheint.

Der Impuls seiner Production ist nicht die Gestaltungslust und Kraft einer reichen Phantasie. Auch seine Künstlerschaft entspringt vor Allem dem ihn ganz beherrschenden Triebe, die Welt und das Leben in ihren mannigfachsten und für den europäisch erzogenen Sinn seltsamsten Erscheinungen und Aeußerungen zu sehn und kennen zu lernen und sie treu und wahrhaftig darzustellen. Die Unbefangenheit und Aufrichtigkeit dieser Darstellung ist in der Mehrzahl seiner Gemälde so groß, daß man ihn, nur nach diesen urtheilend, kaum für fähig halten möchte, auch Bilder mit einem gewissen Hintergedanken, einer außerhalb des künstlerischen Interesses liegenden Nebenabsicht, zu malen. Und doch hat er das nicht selten gethan. Solche Nebenabsichten finde ich viel weniger an seinen berühmten Darstellungen der Schrecknisse und des Elends der Kriege, in welchen man von anderer Seite die Tendenz zumeist und am deutlichsten zu erkennen meint, als in jenen großen Bildern indischer und russischer, genau der Wirklichkeit nachgemalter, Architekturen und gewissen, völlig ohne Grund in kolossalem Maßstab ausgeführten inhaltlich und malerisch ziemlich gleichgiltigen Landschaften und Zeitereignissen, wie die Riesenbilder: „Der Einzug des Prinzen von Wales in Djehpoore“ oder „Die höchsten Gipfel des Himalaya“. Sie können ihre Entstehung und Ausführung in solcher Form nur der bestimmten Absicht verdanken, auf den, durch den Künstler veranstalteten, Ausstellungen seiner Werke einen besonders starken Effect auf die Menge zu machen. Er hätte sie, ohne daß diese Ausstellungen dadurch an künstlerischer Bedeutung und an solchen Wirkungen verlieren würden, sehr wohl davon ausschließen können. Daß letztere, und zwar so „sensationell“ wie durch die Gemälde keines Zweiten, dabei hervor gebracht werden, dafür ist in vielen seinen Bildern von ganz bescheidenem Umfang wahrlich genügend gesorgt, ohne daß eine darauf gerichtete Absicht das Motiv zu ihrer Entstehung gewesen wäre. Bilder von dieser Art sind besonders seine Schilderungen aus dem russisch-turkmenischen und dem russisch-türkischen Kriege. Sie vor Allen haben dem Maler seinen eigenthümlichen populären Ruhm erworben. Sie treten den Meisten zuerst

vor des „Geistes Auge“, wenn sie den Namen Wereschagin aussprechen oder nennen hören. Auch seine schönsten sonnigsten Architekturgemälde und meist charakteristischen indischen und centralasiatischen Lebensbilder werden für jenes Publikum völlig in den Schatten gestellt durch die trostlosen Schilderungen der Gräucl der Schlachtfelder, der Verbandsplätze und Kriegszug-Lazarethe.

Die Mehrzahl der Künstler in den ältesten wie in den neueren Zeiten haben, wenn sie dem Kriege die Gegenstände ihrer Darstellung entlehnten, theils instinctiv, theils bewußt, ihre Schilderungen seiner Scenen so arrangirt, als ob es der Zweck dieser Bilder sein müsse, den Beschauer für alles kriegerische Thun, für Angriff, Sturm, Schlacht, Feldlager zu begeistern und die Wunden und den Heldentod für's Vaterland eher süß als bitter erscheinen zu lassen. Wereschagin hat das wahre Gesicht des Krieges mit unbestochnem Blick gesehen und es so gezeichnet. Gerade die Seite desselben, welche die andern Kriegsmaler fast immer vermieden oder verleugneten, hat er mit Vorliebe aufgesucht und studirt. Diese Rehrseite aller kriegerischen Gloire und Herrlichkeit, all den Jammer, das massenhafte blutige Verderben, mit welchem jene erkauf werden müssen, hat er sich zum Hauptgegenstande seiner Schilderungen gewählt. Er versteht es, sie mit so großer Ehrlichkeit und mit einer so erschütternden Kraft der Wahrheit zur Anschauung zu bringen, daß ihr Anblick die Lust am Kriege, die Begeisterung dafür gründlich verleiden mußte, — wenn sie dem menschlichen „Raubthier“ nicht zu tief und unverilgbar im Blute steckte. Wunderlich und widersprechend in hohem Grade erscheint es nur, daß diese Bilder, welche ob mit oder ohne bestimmte Absicht des Malers wie geschaffen dazu sind, vom Kriege abzuschrecken, ihn seines blendenden trügerischen Glanzes zu entkleiden, gemalt sind und wie die stumme, aber beredte Friedenspredigt eines Humanitätsapostels der Welt vorgeführt werden, von einem Manne, der persönlich fast ebenso viel Lust und so vieles Geschick zum Waffenhandwerk bewiesen hat, als zu der friedlichen Kunst.

Wereschagin bethueert, — und man muß es ihm glauben, — daß er den Krieg haßt. Aber er liebt leidenschaftlich sein russisches Vaterland und er weiß das eminent Malerische der kriegerischen Vorgänge nach seinem ganzen Werth zu schätzen. Während der russischen Feldzüge in Centralasien, die er zugleich als Zeichner und als nöthigenfalls thätig mit eingreifender Offizier begleitete, muß die Freude an dieser malerischen Erscheinung der mit-erlebten und beobachteten Kämpfe und Thaten, und zugleich über patriotische Stolz auf den Heroismus seiner Volksgenossen noch jedes andere Gefühl in ihm überwogen haben. Seine Bilder aus diesem kühnen, fast abenteuerlichen Kriegszuge bekunden das deutlich genug. Sie verherrlichen vorzugsweise die zähe Tapferkeit und überlegene Kraft jenes Häufleins, mit welchem General von Kaufmann sich seinen Weg durch die Schwärme zahlloser kriegerischer Asiaten bahnte, die märchenhafte Hauptstadt Tamerlans, das altberühmte

Samar kand, eroberte und gegen die ungeheure Ueberzahl der anstürmenden Turkmennen behauptete. In der Minderzahl sind unter den Bildern dieses Cyclus diejenigen, welche nur das Gräßliche schildern, ohne dessen Eindruck durch die gleichzeitige Darstellung mannhafter That, heldenmüthigen Widerstandes gegen das drohende Verderben zu compensiren. Von jener Art ist das Bild des todt am Boden liegenden, gefallenem russischen Soldaten, welcher von einer Wolke von herbeigeflogenen Geiern und Raben umflattert wird; jenes andere, ein Meisterwerk, welches den großen Säulenhof des Palastes zu Samar kand und in dessen Galerie den Emir mit seinem Hofstaat zeigt, in wohlgefällige Betrachtung der zu seinen Füßen hingeschütteten Haufen von abgeschnittenen Köpfen russischer Soldaten, der bei dem ersten unglücklichen Angriff gegen die Stadt Gefallenen, versunken. Im schönen Gegenjatz zu derartigen Bildern stehen dann aber jene, ersichtlich mit voller Herzens-
Antheilnahme gemalten Schilderungen russischer todtverachtender Tapferkeit, wie das Bild des von turkmenischen Reitergeschwadern umzingelten Carrés, oder das eines abgeessenen kleinen Kosakentrupps, welcher, seine niedergeworfenen Pferde als Wälle benutzend, mit ruhiger Entschlossenheit den Ansturm der ihn rings umschwärmenden grausamen Feinde erwartet, deren zur Ergebung auffordernden Parolanten der Führer nur jene berühmte Antwort Götze von Berlichingen an den kaiserlichen Hauptmann gegeben hat, ohne — daß er den Götze je gelesen hätte.

Das Bedeutendste aber, was Wereschagin in diesem kriegerischen, geschichtlichen Genre geleistet hat, in welchem nicht auf das Gräßliche, sondern auf das Heroische der größte Nachdruck gelegt ist, sind zwei Bilder, in denen er Selbsterlebtes, oder genauer Selbst-mit-durchgefohtenes, zwei Momente einer wahrhaft glorreichen Waffenthat, mit unübertrefflicher Energie schildert. Die Vorgänge und ihre nächsten Folgen sind für seine Persönlichkeit und seinem ganz exceptionellen menschlichen Charakter so bezeichnend und ehrenvoll, wie die Darstellungen für seine Künstlerchaft. Samar kand war von den Russen unter General von Kaufmann erobert. Letzterer ließ eine Besatzung von kaum 600 Mann darin zurück, und verfolgte seinerseits mit dem Groß seines kleinen Heeres den geschlagenen Feind. Dieser aber wußte sich seinen Verfolgern zu entziehen. Ja, ohne daß letztere es ahnten, gelang es ihm, in einer Stärke von 20,000 Mann sich wieder der Stadt zu nähern und nun seinerseits gegen dieselbe und das schwache Häuflein ihrer Besatzung anzustürmen. Die alten halbversunkenen Mauern boten nur einen sehr ungenügenden Schutz. Die Lage der Russen innerhalb der Stadt wurde eine immer verzweifeltere. Bei der Vertheidigung derselben gegen die unablässigen Angriffe einer so ungeheuern Ueberzahl fielen die Offiziere der Besatzung fast Mann für Mann, und täglich schmolz, die Zahl der kampffähigen Mannschaften mehr zusammen. Im kritischen Moment hatte Wereschagin, der bei diesen Truppen in Samar kand geblieben war, als Offizier die Führung übernommen. Gerade damals war ein großer Sturmangriff der Belagerer gegen die Bresche der Mauer gerichtet worden.

Die Russen erwarteten die Angreifer, von den Wällen gedeckt und für sie verborgen. Das eine jener beiden Bilder schildert diesen hänglichen Augenblick der Spannung, wo die Mannschaften niedergeduckt, lautlos, die Waffen bereithaltend, des heranstürmenden Feindes harren, während die Offiziere, aus der zusammengedrängten Masse herausgetreten, beobachtend, zur Bresche spähend, mit sprechender Handbewegung ihre Leute zur tiefsten Stille mahnen. Und dann sind sie gekommen, ist der wilde heulende Schwarm hereingebrochen, wie die Sturmfluth über die Mauerlücke hinweg und — in die Bajonette der sie Erwartenden hinein. Ein fürchterliches Gemebel begann. Bald bedeckten Berge von turkmenischen Leichen die Mauertrümmer und das Terrain zunächst den Wällen. Der Rest der asiatischen Schaaren entkam von den russischen Kugeln verfolgt, in regelloser Flucht. Erst als Samarland so von jenen befreit war, traf der General, welchen ein Bote der Eingeschlossenen glücklich erreicht und von der dringenden Gefahr der Zurückgelassenen in Kenntniß gesetzt hatte, in Eilmärschen zu ihrem Entsatz ein. — Das zweite jener beiden Gemälde zeigt die gleiche Stätte an der Mauer von Samarland, wie das erste — aber nach dem abgeschlagenen Angriff. Die Leichen der Erschlagenen, im wilden Durcheinander in allen Verzerrungen des Todeskampfes dahingewälzt, liegen in der Bresche und am Boden geschichtet, wie sie den Bajonetten erlegen sind. Die Sieger gehen theils ruhig ihren gewohnten Dienstverrichtungen nach, als ob gar nichts Besonderes geschehen sei, theils ruhen sie von der furchtbaren Blutarbeit auf der Mauer sitzend, ihre Pfeife rauchend, gemächlich, während Andere sich anschießen, den Kampfplatz abzuräumen. Die Wirkung dieser Darstellung ist unvergleichlich packender als es die jedes Kampfbildes selbst sein könnte.

Wereschagin hat, wenn er mir von dem denkwürdigen Erlebnis sprach, welches ihn zu diesen beiden Gemälden anregte, der thätigen eigenen Mitwirkung an dem Errettungskampf und Siege der Vertheidiger Samarlands immer nur leichtthin und oberflächlich gedacht. Alles Vorbrängen dieser seiner eigenen Person ist ihm fremd. Erst durch Turgenjew erfuhr ich Näheres darüber und über den weiteren Verlauf dieses seltsamen Maler-Abenteuers. Er versicherte, daß General von Kaufmann nach jenem Kriege in den Petersburger Salons Folgendes in Bezug auf Wereschagins Verhalten offen erzählt habe: Auf den Bericht über des Künstlers heldenmüthiges und wirksames Eingreifen in die Action sei diesem eine ganz besondere, ehrende Auszeichnung zugedacht worden, deren Verleihung mit aller militairischen Feierlichkeit in Scene gehen sollte. So sind die Truppen in Parade vor der Moschee aufgestellt worden. Der Obergeneral hält mit seinem Stabe vor der Front und ruft den anwesenden Wereschagin heran: „Du hast Dich so benommen, Freund,“ sagt er zu ihm, „dem Kaiser und dem Vaterlande so große und schöne Dienste freiwillig geleistet, daß Beide Dir den größten Dank und Lohn schulden. Zum Zeichen deß reiche ich Dir hier in des Kaisers Namen das St. Georgskreuz. Nimm das meine von meiner

eigenen Brust.“ — Was antwortete der so Geehrte? Vorgetreten sei er und habe mit dem Ausdruck einer wahren Erbitterung zu dem General gesagt: „Ich soll das Kreuz nehmen, weil Du eine große Dummheit gemacht hast. Hättest Du uns nicht unklug zurück und doch nicht von dem Feinde in die Irre führen lassen, so hätten wir gar nicht nöthig gehabt, uns hier von ihm todtschlagen zu lassen, und uns unserer Haut zu wehren! Ich danke für Dein Kreuz, behalte es!“ Was ein russischer Obergeneral bei einer solchen Entgegnung empfunden haben muß, läßt sich leicht denken. „Was sollte ich thun?“ so hätte von Kaufmann weiter erzählt. „Mir blieb die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten! Ich hätte von Rechts wegen den Beleidiger ergreifen und nach Kriegsrecht erschießen lassen müssen. Wollte ich das nicht, so mußte ich mich stellen, als hätte ich nichts gehört. Ich entschied mich rasch für den letzteren Ausweg, wandte das Pferd, ritt weiter und ließ die Sache auf sich beruhen! Ob der Vorfall sich wirklich genau so ereignet hat, will ich nicht kritisch untersuchen. Ich habe die Erzählung Turgenjew's nur treulich citirt. Dem Wesen und der Sinnesart Wereschagin's entspricht solche Handlungsweise jedenfalls vollkommen; wenn auch die Form, in welcher sich jene bei diesem Anlaß geäußert haben, auch in Wirklichkeit eine etwas andere gewesen sein mag. Wie damals die Belohnung seines kriegerischen Verdienstes, so hat er später den ihm vom Kaiser verliehenen Professortitel und Rang und ebenso die künstlerischen Aufträge zu Bildern aus dem russisch-türkischen Kriege abgelehnt, welche Alexander II. ihm nach der Beendigung desselben ertheilte. Wie er den Stachel dieser Art von Ehrgeiz, welcher die Mehrzahl seiner Kunstgenossen treibt und peinigt, nicht kennt, so ist er auch der Macht jenes anderen, sonst nicht minder verbreiteten und mächtigen: der Begierde des Erwerbes nicht unterworfen. Es liegt ihm nichts daran, seine Bilder zu verkaufen. Von dem Gelde, was ihm die Ausstellungen derselben eintragen, pflegt er — insofern überhaupt ein nennenswerther Rest nach Abzug der großen Versendungs- und Expositions-kosten verbleibt — meist den größeren Theil zu wohlthätigen! Zwecken zu verschenken. Auch das unterscheidet diese Ausstellungen, deren ganze Inszenirungsweise leicht zu falschen Auffassungen ihrer Motive verleitet, von allen aus Speculation auf den eigenen Vortheil unternommenen, verwandten Veranstaltungen. Daß er das sehr gerechtfertigte Verlangen und den Ehrgeiz hat, das von ihm Geschaffene auch bekannt werden zu lassen und der Welt zu zeigen, ist selbstverständlich. Aber sobald sich die erweckte Bewunderung und der Enthusiasmus der Menschen direct an seine Person adressirt, sucht er sich, so viel er vermag, denselben zu entziehen. Der Bravste der Braven wird fast zum Feigling, zum schüchternen Knaben gegenüber der Menge oder der Gesellschaft, die ihn bezeugen möchte, wie sehr er sie durch seine Werke ergriffen und begeistert habe. Plötzlich ist er heimlich verschwunden; „wie ein Mäuschen“, um seinen eigenen Ausdruck zu brauchen, „möchte er sich in das versteckteste Schuploch verkriechen,“ vor der ihn um-

drängenden Schaar der Frauen, Fräulein und Männer, die ihm jenen Wehrauch streuen, dessen Duft die ungeheure Majorität der Künstler und Dichter mit so inniger Befriedigung in unbegrenzter Menge einathmen kann, ohne je die Empfindung zu haben, daß es nun genug oder zuviel sei.

Die heutige gebildete Gesellschaft so gut wie die Masse, und in Westeuropa wie in Rußland, ist stark pessimistisch angehaucht. Das Schopenhauer'sche „Weltelend“ ist zum beliebtesten Wort auch im Munde Derer geworden, die in ihrer Person und nächsten Umgebung das Elend kaum je zu spüren gehabt haben. Auf dieser allverbreiteten Stimmung, diesem Liebäugeln mit dem Pessimismus, mit der Weltanschauung der „Trostlosigkeit“ beruht sicher zum nicht geringen Theil der außerordentliche Erfolg gerade der Schöpfungen Wereschagins, welche die gräßlichsten Formen jenes Elends zum Gegenstande haben, bei der Gesellschaft, deren Huldigungen er so ängstlich sich zu entziehen sucht. Diese Bilder aber sind hauptsächlich die, welche unter den Eindrücken des letzten russisch-türkischen Feldzuges entstanden sind und in grausigen Szenen, von welchen die Kämpfer desselben begleitet und gefolgt wurden, in ihrer ganzen Krassheit schildern.

Dieser Feldzug, welchen Wereschagin, eben so wie den turkmenischen, begleitete, bot in vielen Punkten ein trauriges Gegenstück zu letzterem. Der Heldemuth, die zähe Ausdauer, die Ertragungsfähigkeit der Truppen zeigte sich nicht geringer; an genialen, verwegenen Führern, in deren Lexikon das Wort „unmöglich“ nicht zu erklären schien, fehlte es ihnen auch diesmal nicht. Aber sie trafen auf einen festeren, energischeren Widerstand großer Heere unter Generalen von hervorragender Tüchtigkeit. Sie hatten zugleich mit der furchtbaren Naturgewalt eines harten Winters zu kämpfen. Und noch ein schlimmerer, schwer greifbarer Feind in ihrem eigenen Reiche besetzte und decimirte die russischen Heere: die schamlose, nichtswürdige Gaunerei gewissenloser Lieferanten und mancher hochgestellter Oberen, welche den Truppen die Nahrung fälschten und unterschlugen, die Kranken und Verwundeten verkommen ließen aus Mangel an allem Nothwendigsten, wofür die Heimath verschwenderisch gesorgt zu haben glaubte, nicht ahnend, daß ein großer Theil der Summen und Hilfsmittel, die sie freudig beisteuerte, in den ruchlosen Händen Derer blieb, denen das Wohl der Armee anvertraut war.

Alle diese Erfahrungen und Beobachtungen, der stete Anblick des rettungslosen, unentrinnbaren Jammers all der hingeopferten Tausende, der ungeheuren Summe von Schmerz, Verzweiflung, Verderben und Grauen, welche der so geführte Krieg zunächst erzeugte, mußte in der Seele des sein Volk und Vaterland glühend liebenden Künstlers, trotzdem er gegen die Schrecken des Krieges gründlich abgehärtet war, eine tiefe traurige Wirkung hinterlassen. Sie verbüsterte seine Stimmung viel mehr, als die glänzenden Thaten und Siege, an denen dieser Krieg sicher nicht arm war, ihn freudig erhoben haben. Aus dieser Gemüthsverfassung heraus sind jene vielbewunderten

und viel angegriffenen Bilder gemalt, deren Gegenstände Schlachtfeldern nach dem Kampfe, den Verbandplätzen und Lazarethen entlehnt sind. Auf dem einen zeigt er „Unsere Feinde“, die Türken, nach einem Siege den russischen Todten, welche den Kampfplatz in Masse bedecken, die Köpfe abschneidend, und die Kleider raubend. Auf einem anderen, unter schwer hereinhängendem grauwolligem Himmel, das weite Schlachtfeld, in dessen trockenem braunem Gestrüpp und Grase in unabsehbaren Reihen die gefallenen und verstümmelten Russen nebeneinander gelegt sind, um von einem Popen, dem nur ein einzelner Unteroffizier mit dem Gebetbuch in der Hand assistirt, vor dem Einscharren in die Massengräber eingesegnet zu werden. „Unbezwingliche Trauer, entkräftender Jammer“, ist der Inhalt und die Wirkung dieses Bildes. Entsetzlicher noch ist jene Darstellung der Straße nach Plewna im Winter. Der gefallene Schnee hat den Weg und die ganze öde Landschaft ringsum bedeckt. Aber nicht völlig verbirgt er die Leichen der türkischen Gefangenen, welche, da sie dort auf dem Transport ihren Wunden und der Entkräftigung erlagen, auch liegen geblieben sind. Das Fuhrwerk und die Geschütze späterer Colonnen sind gleichgiltig über die in der Mitte der Straße gebetteten Körper dahingefahren, und haben sie zermalmt. Erkennbarer ist die menschliche Form derer geblieben, welche zu beiden Seiten des Weges liegen. Die reichgedeckte Tafel, welche die Raben und Krähen der, gütig auch für die Vögel unter dem Himmel sorgenden Vorsehung verdanken, hat dieselben in großen Schwärmen herbeigelockt. Da schweben sie darüber hin, lassen sich zum schmelgerischen Mahl nieder, am dichtesten da, wo die Geschüßkräder ihren Schnäbeln bereits vorgearbeitet und ihnen die Speise hübsch mürbe gemacht haben; und die Gefättigten lassen sich auf den Telegraphendrähten in Reihen nieder, um behaglich hoch über der noch lange nicht abgeweideten Tafel auszuruhen.

Den Schmerz und die Qual der noch lebenden, nur verwundeten Opfer der Schlacht schildert in vollendeter, erbarmungsloser Wahrheit das musterhafte Bild eines Verbandplatzes nahe dem Schlachtfeld. Hunderte von Gestalten auf nacktem Boden und in offenen Zelten liegend, hockend, stehend, verstümmelt, blutüberströmt, wie sie aus dem Gefecht gehinkt oder getragen worden sind, empfangen hier die erste Hilfeleistung durch Chirurgen und barmherzige Schwestern, welche fast der Last der blutigen Arbeit erliegen. Immer neue Unglückliche werden herbeigeschleppt. Die Aerzte zucken die Achseln: es ist kein Platz mehr, sie niederzulegen, kein Verbandzeug mehr, um es Ihnen anzulegen, keine Hand mehr frei, um ihnen zu helfen. Garren doch so Viele schon so lange in ihren Qualen vergebens, daß die Reihe an sie komme! Dies Bild steht in Bezug auf Schärfe der Naturbeobachtung strenge Wahrhaftigkeit in der Darstellung, Energie der Zeichnung und Reichtum der Farbe in erster Reihe unter denen Wereschagins. — Scenen der grauenvollsten Art schildert das Bild „Türkisches Lazareth in Plewna“. Ein kaum von einem matten Schimmer des Tages erhellter düsterer niederer Raum, in welchem am Boden und auf Bänken längs der kahlen Wände

die unglücklichen Kranken und Verwundeten in ihren blutigen Lumpen neben und über einander liegend, im Krampf der Schmerzen und des Todeskampfes sich krümmend, hilflos verkommen sind. In drei anderen Bildern dieses Cyclus bildete doch wenigstens nicht einzig und allein Qual und Jammer den Gegenstand der Schilderung. Das eine stellt den Moment vor dem Angriff russischer Infanterie aus dem Laufgraben hervor gegen stark besetzte, vom Feinde besetzte Höhen dar. In drei Gliedern hinter einander liegt die Sturmcolonne platt auf den Boden geworfen, im nächsten Vordergrund und so Deckung hinter niederen Hecken und Erdauswürfen gegen das feindliche Feuer suchend. Eine Gruppe von Offizieren, hinter einem kleinen Schuppen zur Linken gruppiert, blickt beobachtend nach der Höhe hin. Im nächsten Moment wird das Commando zum Herbordbrechen gegeben werden. In der Zeichnung der drei Reihen platt hingestreckter und zugleich angriffsbereit auf dem vom herbstlichen Regen erweichten kothigen Boden liegender Soldaten, in ihrer scharfen Verkürzung in die Bildfläche hinein, hat Wereschagin den Beweis einer Meisterschaft der Zeichnung gegeben, welche der keines der gepriesensten französischen und deutschen Realisten nachsteht. Das zweite dieser Bilder gehört zu den wenigen, welche einer ganz bestimmten kriegerischen Aktion ihren Vorwurf entlehnen. Es zeigt Kaiser Alexander II. und die Officiere seines Hauptquartiers von dem gesicherten Platz auf einer Höhe der ersten unglücklichen Schlacht von Plewna zuschauend. Die letztere wird allerdings nur durch den Pulverdampf in der Tiefe angedeutet. Der Kaiser und die Herren seiner Umgebung sind fast allein vom Rücken her gesehen, auf einer Höhe im Vordergrund gruppiert; der Erstere auf einem Stuhl sitzend, umstanden von hohen Offizieren. Von dem berühmten Champagnerfrühstück während der Schlacht, aus welchem man dem Zaren einen sicher sehr wenig motivirten Vorwurf gemacht hat, ist auf dem Bilde nichts zu sehen. Es giebt die Situation richtig und nüchtern wieder, wie sie Jeder kennt, der einmal ein fürstliches Hauptquartier im Kriege begleitet hat. Aber die Situation in diesem Fall ist nichts weniger als malerisch und ohne anderes Interesse als das, welches in der treuen Darstellung eines geschichtlichen Momentes und dem fein getroffenen Ton der düster gestimmten Landschaft liegt. Nach Inhalt und künstlerischer Form der Darstellung ist die Perle dieser Gruppe von Kriegsbildern jenes, welches den verwegenen Führer der Russen in den furchtbaren Kämpfen am Schiplapaß, General Skobelev, den vielgenannten thaten- und rebelustigen nationalen Helden, nach dem letzten entscheidenden Siege über das winterliche Schlachtfeld am Fuß der beschneiten Höhen längs der Reihen seiner Infanterie mit seiner Suite im vollen Galopp dahinsprengend zeigt. Im Namen des Kaisers dankt er den Truppen und wird von ihnen mit wildem Jubel begrüßt. Ueber die schneebedeckte Thal ebene und über die Abhänge der Schanze zur Rechten sind die blutigen Körper türkischer und russischer Gefallener verstreut. Dem Beschauer ist der Anblick des Schrecklichen in seiner nackten Wahrheit nicht erspart. Aber der

frische, siegesfreudige Zug, der durch das ganze Bild geht, läßt dasselbe doch wesentlich anders wirken, als jene anderen eben geschilderten. Zwischen den Offizieren, welche aus der Tiefe des Bildes hervor neben und hinter Skobelev heransprengen, hat Wereschagin hier sich selbst gemalt. Und er war völlig berechtigt dazu. Hatte er doch in jener schmerzlichen Zeit am Schipakpaß im Feuer des Feindes und in Eis und Schnee und grimmigen Frost des Winters neben dem ihm nahe befreundeten General ausgehalten und diesen Siegesjubel aus vollem Herzen getheilt. Dies Bild ist unter den dem Krieg gewidmeten nicht nur eins der wenigen nicht ganz trostlosen, sondern auch eins der im Ton feinsten, in der Durchführung delicatesten und vollendetsten. In der relativen Anmuth der malerischen Stimmung kommt ihm nur jenes friedliche Kriegsbild gleich, welches einen Kosakenposten auf einer Höhe über der breiten, zartglänzenden Wasseroberfläche der Donau unter einem heiteren, leuchtenden Sonnenthimmel darstellt.

Was nicht nur Wereschagins Bilder von sehr Vielen der von seinen Kunstgenossen gemalten in rein künstlerischer Hinsicht wesentlich und vortheilhaft unterscheidet, ist die nicht genug zu schätzende Eigenschaft, daß ihr Ton, ihre Beleuchtung, das ganze Aussehen der Menschen und Dinge darauf, frei von jeder Erinnerung an die Malerei im Atelier, im geschlossenen Raum ist. Es ist noch nicht gar lange her, daß die Einsicht den Modernen aufgegangen ist! Bilder, welche einen Anspruch auf Wahrheit der Wirkung erheben wollen, dürfen nicht das Atelierlicht verrathen, in welchem sie gemalt sind. Lebendige und leblose Objecte in freier Luft und Sonne sehen schlechterdings ganz anders aus, als in einem geschlossenen von oben oder seitlich her effectvoll beleuchteten Werkstatttraum. Alle künstliche Herstellung von Reflexen zur Auflösung der unvermeidlichen schweren Schatten genügt nicht, die Spuren dieses geschlossenen Lichtes auf den so gemalten Gegenständen auszutilgen. Die Menschen und die Thiere wie die Baulichkeiten und die Landschaft auf Wereschagins Gemälden aber wirken überzeugend, so, als ob sie in freier Luft ständen, resp. vom vollen Sonnenlicht, wo dessen Effect beabsichtigt ist, beschienen wären. Bewundernswerth ist die Energie, die wahrhaft blendende Kraft dieses Sonneneffectes, den er in manchen seiner Gemälde aus dem Lande der Sonne per excellence, aus Ostindien, zu erreichen verstanden hat. Ich erinnere besonders an das mit größter Delicateffe durchgeführte kleine Bild, welches einige Hindus in völlig weißen Trachten auf einer Steinbank vor einer ebenfalls weißen Wand einer indischen Moschee im vollen Sonnenlicht sitzend, darstellt. Eine bis zu einem solchem Grade getriebene Wahrheit der Wirkung heißer Sonne im Bilde, habe ich kaum je erzielt gesehen, wie hier. Nicht minder merkwürdig in demselben ist die feine Kunst, mit welcher hier das gleich stark beleuchtete Weiß der Kleider von dem Weiß der Wand dahinter abgelöst erscheint.

Die Technik Wereschagins, die ganze Art der Behandlung seiner Bilder ist sehr verschieden, nach den Gegenständen und den Dimensionen. Neben

ganz decorativ und auf die großen Fernwirkungen hin gemalten Bildern sehen wir in seinen Ausstellungen ebenso viele, deren Durchführung der eines *Maisonnier* nahe kommt. Aber auch in jenen decorativen wird man ihm, wenn auch in der Landschaft zuweilen eine gewisse Leere herrscht, doch in den Figuren niemals eine vernachlässigte, oberflächliche, lieblose oder unverständene Zeichnung zum Vorwurf machen können. In Bezug auf seine großen Architekturbilder, wie die Moschee in Delhi, das Grabmal Tamerlans, die Thüren des Palastes zu Samarkand und die der großen Moschee daselbst, jene mit den beiden prächtigen Gestalten der Wächter des Palastes davor, diese mit denen der beiden ihre Lumpen abweidenden frommen Bettler, — und andere mehr, hat man ihm vielfach nachgesagt, er ließe sich dieselben von anderen gut bezahlten, namenlosen Mitarbeitern ausführen und von seiner Hand wären einzig die Gestalten darauf: ich weiß aus eigenster Anschauung, daß das nicht zutrifft. Die Originalausnahmen hat er gewissenhaft jedesmal nach der Wirklichkeit gemacht. Aber wie es jeder französische Künstler thut, überläßt auch er einem der ganz darauf eingearbeiteten Pariser „*Perspectivisten*“ die zeitraubende und ziemlich mechanische Arbeit, die nach der Natur gemalte und gezeichnete, kleinere Aufnahme als genau richtige, perspectivische Zeichnung in den großen Maßstab zu übertragen, die Conturen zu ziehen, welche dem Maler dann als festes Gerüst dienen, um darauf durchaus mit eigener Hand sein Gemälde auszuführen.

Oft habe ich mich gefragt: wie fängt er es an, den Gestalten auf seinen Bildern jenen täuschenden Schein des Dastehens in freier Luft und Sonne in solchem Maß zu verleihen? Erst ein Besuch seiner Wohnung und seines originellen Ateliers hat mir darüber Aufklärung verschafft. Im vorjährigen Mai während meines Aufenthalts in Paris erhielt ich mit einigen Wereschagin ebenfalls von Berlin her bekannten, deutschen Freunden eine Einladung, ihn in *Maison-Lafitte* zum Dejeuner zu besuchen. Dieser Ort, bekanntlich eine Schöpfung des alten berühmten Banquiers von Louis Philipp, der ihm den Namen gab, wird gegenwärtig nach dem Sturz dieses einst unermeslich reichen Hauses ausgeschlachtet, sein fürstlicher Wildpark zerstückelt, seine Gebäude niedergedrückt, um das Terrain zur Bebauung mit Wohnhäusern zu benutzen. Auf einem langen Wege durch die prachtvollen Alleen, welche von dem Schloß sternförmig nach allen Seiten hin ausgehen, gelangt man in ein freies, fast gänzlich ungebautes, waldiges Revier; und nach viertelstündiger Fahrt durch dasselbe endlich zu einem großen Gehöft, aus höheren und niederen weißen Häusern bestehend, mit Gemüsegärten und freien großen Rasenstücken, innerhalb seiner weiten Umzäunung, über welche die Eichen und Birken des angrenzenden Wäldchens hereinrücken. Ein lauter Chorus bellender Hunde begrüßte uns beim Eintreten in den Vorhof und rief die Frau des Wächters oder Verwalters der kleinen Wirthschaft des Gehöftes herbei. Man meldete uns dem Herrn des letzteren, unserm Gastfreunde Wereschagin; hier weiß er sich ganz gesichert vor der

überlästigen Gesellschaft. Hier ist er mit der Natur, seinen Erinnerungen, seinen Modellen, seinen Hunden und seinen Arbeiten allein. Mit gewohnter Herzlichkeit begrüßte er uns und führte uns in das bescheidene kleine ländliche Wohnhaus, in dessen einfachem Speisezimmer das Dejeuner auf dem mit Wachs-
tuch bedeckten Tisch servirt wurde. Zum Ruffee stellte er uns eine ungemein reiche und interessante Garnitur von Liqueuren zur Wahl. Bei verschiedenen derselben von ganz besonderem Geschmack und Arom bemerkte er: „diesen Schnaps hat mir neulich erst Skobelev geschenkt. „„Den, Bruder““ so schrieb er dabei „„mußt Du fleißig trinken, der ist gut!““ Und gewiß, der tapfere General hatte Recht. Die Sorten waren sehr gut. Wenig später nach dem Tode des deutschpreussischen Helden, als soviel von dessen eifriger Beschäftigung mit den gebrannten Wassern berichtet wurde, habe ich mich dieser von Wereschagin damals citirten Schnapsempfehlungen oft erinnern müssen, aus welchen auf so viel Erfahrung, Sachkenntniß und Liebe zum Gegenstande geschlossen werden konnte!

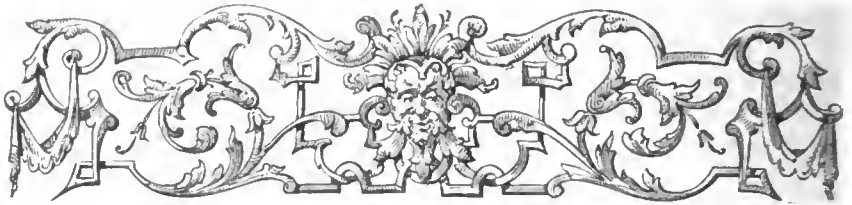
Nach dem Frühstück führte uns der Gastfreund in das Gebäude, welches sein Winter-Atelier enthält. Es ist ein ganz kolossaler Raum von unerhörten Dimensionen nach Breite, Tiefe, Höhe und Länge, denen die der Fenster entsprechen. Die Wände sind vollständig schmucklos. Keine Spur der gewohnten malerischen Atelier-Ausstattung. Ein Paar Gemälde von enormer Größe standen noch unvollendet auf den Staffeleien: eine Ansicht des Kreml von der Moskwa her, mit dem Fluß im Vorgrund, und eine Wiederholung jener sonnigen Bilder aus Indien mit den fünf weißen Hindus, diesmal in Lebensgröße. Dann aber lud er uns in ein zweites Atelier ein, ein Gebäude für sich, die Sommerwerkstatt. Die eine Wand des Innenraumes ist ganz weggenommen, so daß das Licht ungehemmt in ihrer Breite und Höhe hineinfluthen kann. Davor aber dehnt sich ein weiter, von hohem Zaun umhelter Anger, auf welchem er im Freien nach seinen Modellen malen kann. Das Haus selbst aber ist so eingerichtet, daß es durch die Drehung einer Kurbel sich leicht auf seinem Unterbau langsam im Kreise herumbewegen läßt. So kann das im Atelier in Sonnenbeleuchtung stehende Modell stundenlang im gleichen Licht gehalten werden, indem das ganze Gebäude der weichenden Sonne nachgedreht wird!

Nun wußten wir, wie es gemacht wird! Aber wer bei uns wäre in der Lage, es Wereschagin auch darin nachzutun?!

Bei diesem unvergeßlichen Besuch — der arme Chr. Wilberg nahm daran Theil und erkrankte in der Nacht darauf in Paris plötzlich an dem Ueberleiden, das ihn nach zwei Tagen tödtete — bin ich Wereschagin nicht mehr begegnet. Neulich war das Gerücht von seinem in Petersburg erfolgten Tode verbreitet. Es hat sich meines Wissens nicht bestätigt. Trotz seiner Neigung zu Fieberanfällen sah er nicht darnach aus, als ob ihn das Leben

so vor der Zeit aufreiben würde, wie seinen Freund Stobeless. Ich hoffe noch manches Werk von ihm geschaffen zu sehen, welches dem hohen Begriff von seiner Künstlerschaft entspricht, den er durch so viele seiner bisherigen Schöpfungen bei uns erweckt hat, und das frei ist ebensowohl von jenem Beigeschmack des Tendenzüßes und des Ostentativen, des auf die Wirkung für die Masse Berechneten, wie von der Trostlosigkeit, — den Eigenschaften, welche die uneingeschränkte reine Schätzung seines ganzen künstlerischen Werthes nicht selten erschwert und gehindert haben.





Wer hat das Pulver erfunden?

Eine culturgeschichtliche Plauderei

von

Karl Braun-Wießbaden.

— Leipzig. —

Die Frage: „Wer hat das Pulver erfunden?“ wird heute gewöhnlich unisono beantwortet:

„Berthold Schwarz, der Freiburger Mönch.“

So lehrt man es die Jugend seit zwei Generationen, und das genügt, um jeden Zweifel an diesem vermeintlichen Factum als eitele Thorheit erscheinen zu lassen.

Und doch ist der Zweifel berechtigt. Die gleichzeitigen Schriftsteller, die Autoren aus der Mitte und der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts wissen nichts von der Erfindung des Freiburger Mönches. Der Name des Berthold Schwarz wird erst genannt, nachdem man schon lange mit „Büchsen“ und mit „Räßen“ (dies sind kleine Kanonen oder Mörser) geschossen und man schon in Augsburg z. B. ein „Räßenstadl“, d. h. eine Geschütz-Gießerei nebst Arsenal, hatte.

Auch Diejenigen, welche dem Schwarz die Ehre zugestehen, zuerst in Deutschland von der Pulver-Bereitung Gebrauch gemacht und dieselbe weiter verbreitet zu haben, bestreiten ihm doch zum Theil das Verdienst der Erfindung. Sie behaupten, auch er gehöre zu der großen Zahl Derjenigen, „welche das Pulver nicht erfunden“; jedenfalls könne er kein Patent auf seine „Erfindung“ nehmen; denn dieselbe sei schon vor Jahrhunderten in „Vorbenußung“ gewesen. Die Chinesen hätten das Pulver schon sehr lange gekannt; auch bei den Sarazenen und bei den Byzantinern kämen Spuren davon vor; es sei anzunehmen, daß die Erfindung von den Chinesen herühre und auf verschiedenen, nicht mehr genau ermittelbaren Stappen zu den

Byzantinern, und von diesen nach Deutschland gelangt sei; wenn auch das byzantinische oder „griechische Feuer“ nicht vollkommen identisch mit dem jetzigen Pulver gewesen sei, so sei es doch jedenfalls dem letzteren gegenüber von älterem Datum, und das Pulver verhalte sich zu jenem, wie ein Amendement zu dem Hauptantrag, oder wie ein Zusatz- oder Verbesserungs-patent zu dem Hauptpatent.

Mit diesen Zweifeln beschäftigt, finde ich in der „Chronik der Stadt Augsburg“, welche der gelehrte Clemens Jäger um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts verfaßt hat, die Notiz, ein Jude, Namens Typhisel, habe im Jahre 1353 in Augsburg das Pulver erfunden, und von Augsburg aus habe die Pulverbereitung, die Verwendung desselben zu militärischen Zwecken und die Anfertigung von Geschützen, ihren Weg durch Deutschland und das übrige Europa genommen.

Es ist wahr, der Chronist Clemens Jäger schreibt erst zweihundert Jahre nach der Erfindung und Verbreitung des Pulvers in Europa, er kann also nicht aus eigener Wahrnehmung oder aus der seiner Zeitgenossen berichten. Allein dasselbe ist der Fall bei den Gewährsmännern und Patentzeugen des Freiburger Mönches. Clemens Jäger aber ist als ein ernsthafter und glaubwürdiger Berichterstatter zu betrachten, der seine Quellen sorgfältig studirt hat. Man kann und muß zu ihm das Vertrauen haben, daß, wenn er eine derartige Behauptung mit so apodiktischer Sicherheit aufstellt, er seine guten Quellen und Gründe dafür hatte, und daß er annehmen konnte, er werde bei seinen Mitbürgern in Augsburg, welche seine Quellen kannten und selbst durch die Ueberlieferung ihrer Vorfahren über den Sachverhalt unterrichtet waren, für seine Behauptung auf Glauben und Zustimmung rechnen können. In der That ist denn seine Angabe nicht uur damals unwidersprochen geblieben, sondern auch von anderen Chronisten und sonstigen Autoren, welche nach ihm schrieben, bestätigt und wiederholt worden.

Wir können daher als zuverlässig annehmen, daß man im sechszehnten Jahrhundert in Augsburg geglaubt hat, die Erfindung oder Wiedererfindung des Pulvers durch den gedachten Typhisel haben innerhalb der Mauern dieser guten Stadt stattgefunden.

Ich erkenne an, daß diese Meinung eine Legende ist eben so gut, wie diejenige, welche sich für die Urheberchaft des Berthold Schwarz ausspricht. In dieser Hinsicht hat die Eine nicht viel voraus vor der Anderen. Auch wissen wir von Schwarz wenig mehr als von Typhisel; wir müssen uns bei Beiden mit dem Namen begnügen.

Aber es ist da doch ein kleiner Unterschied. „Schwarz“ gehört unter die Zahl jener Namen, welche so allgemein verbreitet sind, daß sie kaum noch ein individuelles Gepräge besitzen. Schwarz ist ein Name wie Braun oder Weiß, wie Wagner oder Meyer, wie Müller oder Schulze.

Thyppeles dagegen hat eine Bedeutung. Der Name ist nicht jüdischen, sondern griechischen Ursprungs, mag man dabei an Thyo oder an Psilos denken, oder eine Zusammenstellung dieser beiden oder zweier ähnlicher Worte versuchen.

Der Name weist auf die Levante hin, auf das byzantinische Reich, — auf Konstantinopel, das damals, als es noch nicht von den Türken erobert war, noch einen lebhaften Verkehr mit dem Abendland hatte; wir finden z. B. byzantinische Münzen überall, von Ungarn und Rumänien bis nach Dänemark und Schweden, und von da bis Portugal und Spanien. Unsere alten Reliquien-Kasten sind byzantinischen Ursprungs. Desgleichen unsere alten Kaiserkronen. Auch die durch ihr Alter und durch ihre Schicksale (sie ist öfters verschachert, gestohlen, verpfändet, erobert, geraubt, versteckt und doch immer wieder herbeigeschafft worden) so berühmt gewordene ungarische Königs-Krone, welche jedem braven Ungarn für ein Heiligthum gilt, ist byzantinischen Ursprungs. (Eine Beschreibung und Geschichte derselben und der übrigen ungarischen Krönungs-Insignien findet man bei Braun-Wiesbaden, „Reise-Eindrücke aus dem Süd-Osten“, Band I, Seite 14—30.)

Thatsache ist es nun, daß die Byzantiner einen explosiven Stoff besaßen, welcher dem jetzigen Schießpulver, wie es in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in Deutschland und in dem mittleren und westlichen Europa in Gebrauch kam, nahe verwandt war.

Diese Umstände führen uns auf die Vermuthung, daß besagter Thyppeles, mag er nun jüdischer, oder griechisch-katholischer, oder römisch-katholischer Confession gewesen sein — denn der Glaube hat mit dem Pulver nichts zu schaffen — aus dem Orient gekommen und von dort die Kenntniß der Vereitung des griechischen Feuers mitgebracht hat in die freie Reichsstadt Augsburg, die damalige Metropole der alemannischen Lande in Deutschland, wo er dann durch Modification der technischen Methode, die Herstellung unseres Pulvers zuwegegebracht hat.

Ich will hier nicht eine Geschichte des griechischen Feuers schreiben, oder der artilleristischen Künste in Konstantinopel, welche sich von den Byzantinern auf die Türken übertrugen (eben so wie z. B. die Kuppelform der Gotteshäuser und manches Andere), sondern nur ein passant zwei interessante Notizen einschalten.

Das „griechische Feuer“ hat seine Rolle fortgespielt bis in das neunzehnte Jahrhundert.

Während des griechischen Unabhängigkeitskrieges in den Zwanziger Jahren haben die Griechen zu Lande nur vereinzelte Erfolge erzielt, welche sich nicht nachhaltig erwiesen. Die einzelnen Schaaren der Armatolen, Klephten und Palikaren, so tapfer sie waren, pflegten sich bald wieder zu verlausen. Die wirklich entscheidenden, nachwirkenden Triumphe wurden auf dem Meere erfochten, wo ein Miaulis und Sachturis den Flotten der Chosrew und Ibrahim mörderische Schlachten lieferten; und es waren da die beweglichen

Griechen, welche über die Lethargie der Türken, es waren die kleinen manövrierfähigen Schiffe der Griechen, welche über die kolossalen, unbeweglichen und schwerfälligen Schiffe der Türken den Sieg davon trugen; und zwar vorzugsweise mittels der Brandier und des griechischen Feuers.

Diese kleinen Brandier, mit dem genannten Zündstoffe versehen, und jeder mit neun, höchstens zwölf Mann besetzt, umschwärmten die großen türkischen Schiffe von allen Seiten und suchten ihnen den Wind abzugewinnen. Die Griechen kannten die Meere und die Küsten, die des Festlandes sowohl, als die der außerordentlich zahlreichen Inseln, welche letztere zugleich die geschulten Mariniers stellten, Leute, deren Tapferkeit und Geschick den Gefahren des Krieges und der See gewachsen und deren Bedürfnisse so gering waren, daß eine Handvoll schwarzer Oliven genügte, um einen Tag ihr Dasein zu fristen. Sie kannten die Winde und das Wetter in diesen Meeren, und wußten solche auf einige Tage im Voraus zu berechnen, so daß sie combinirte Operationspläne auf Zeit im Voraus zu machen verstanden. Die Türken dagegen lagen gewöhnlich vor Anker. „Vor Anker gehen entspricht den Anhängern des Fatalismus am Besten“ (*Monilleur convient aux adeptes du Fatalism*) sagt der französische Vice-Admiral Jurien de la Gravière in den höchst lehrwerthen Beiträgen zur Geschichte des Orients in der Zeit von 1815 bis 1830, welche er uns in seinem Buche „*La station du Levant*“ (Paris, E. Plon und Co., 1876. Zwei Bände) geliefert.

Wenn die türkischen Schiffe, sobald sie von den griechischen Brandiern umschwärmt wurden, unter Ueberwindung ihrer fatalistischen Lethargie, sich endlich in Bewegung setzten, war es in der Regel schon zu spät, um jenen durch ein präcis ausgeführtes Manöver zu entrinnen. Der Brandier wußte sich und sein Feuer, sein griechisches Feuer, das auch unter dem Wasser fortbrannte und explodirte, so geschickt anzuhängen, daß man es nicht wieder los werden konnte. Die neun bis zwölf Mann vom Brandier zogen sich in einem leichten Rahne eiligst aus der Affaire, während das griechische Feuer das türkische Schiff in die Luft sprengte, oder wenigstens eine Bresche von mehreren Metern in seine Flanken riß und es dadurch gewöhnlich zum Untergehen brachte.

In unseren Torpedos und Torpedo-Booten ist eine neue Gestaltung und Anwendung der griechischen Brandier und des griechischen Feuers zu erblicken, welche möglicher Weise die ganze Kriegs-Marine anders gestaltet. Wenigstens glaubte der oben citirte Jurien de la Gravière etwas der Art prophezeien zu dürfen. Einstweilen haben wir Deutsche alle Ursache, den Torpedos recht dankbar zu sein, denn sie haben im Jahre 1870 unsere Küsten und Seestädte erfolgreich beschützt und vertheidigt.

So viel zur Notiz über die Geschichte des griechischen Feuers.

Die zweite Notiz betrifft die Artillerie der Türken. Zur Zeit der Blüthe des türkischen Reiches, im fünf- und sechzehnten Jahrhundert, zeichnete sich die türkische Armee aus durch Cavallerie und Artillerie. Schon

im fünfzehnten Jahrhundert bestand in Constantinopel eine Geschützgießerei. Auf türkisch heißt sie Top-Hané. Im Ohr des Türken klingt der Kanonenschuß nicht wie in dem unsrigen: „Bumm“, sondern „Top“. Top heißt das Geschütz und Hané das Haus. Also „Geschütz = Haus“; und das ist accurat dasselbe, was in Augsburg das „Käsenstahl“ bedeutet. Im sechszehnten Jahrhundert genoß diese Geschützgießerei, dieses Top-Hané, welches in der Vorstadt Pera liegt, eine außerordentliche Berühmtheit; und die damaligen Schriftsteller, so z. B. der Genuese Giovanni Antonio Menavino, von dessen türkischen Schriften wir u. A. auch eine gute alte deutsche Uebersetzung haben (Frankfurt a. M. bei Georg Raben und Wigand Hahn's Erben, 1563, in Folio), versehen nicht, jedesmal ihrem Bericht über diese Kanonengießerei die Notiz beizufügen, daß es griechische Juden oder jüdische Griechen seien, welche das ganze Institut, namentlich den Geschützguß und die Pulverbereitung, leiteten und so dem Erb- und Erbfeinde der Christenheit — so nannte man die Türken, obwohl sie damals und auch später mit dem „allerchristlichsten“ König von Frankreich im Bündniß oder wenigstens im herzlichsten Einvernehmen lebten — die Kriegs- und Zerstörungswerkzeuge lieferten. Daran reißen sich dann einige Bemerkungen, welche ich nicht mittheilen will. Denn sie wären Wasser auf die Mühle unserer heutigen Antisemiten. Jedenfalls aber erhalten diese Bemerkungen durch die Thatsache, daß es, wie uns Clemens Jäger berichtet, ein griechischer „Jude Namens Typsiles“ war, welcher den Christen des Abendlandes ihre, auch gegen die Mohamedaner des Morgenlandes gebrauchten Zerstörungs- und Kriegswerkzeuge geliefert, eine eigenthümlich, ja sogar etwas komische retrospective Beleuchtung.

Die Sache würde sich dann gegenseitig compensiren.

Kehren wir nach Mittheilung dieser griechisch-türkischen Notizen aus dem Orient wieder zurück, nach dem Occident, nach Deutschland, nach Augsburg. Daß diese Metropole der Alemannen, ebenso wie Nürnberg, die Metropole der Franken, damals im vierzehnten Jahrhundert, in Deutschland an der Spitze von Kunst und Gewerbe marschirte, ist eine unbestreitbar Thatsache. Nürnberg rühmt sich, die Glasmalerei, Augsburg, das Linnen- oder Lumpen-Papier (im Gegensatz zu dem alten Pergament- und dem ostindischen Baumwollen-Papier) erfunden zu haben. Zwar wird auch dieser Anspruch von anderen deutschen Städten bestritten, namentlich von Ravensburg, welches für das Jahr 1324 ein auf Lumpenpapier geschriebenes Urkundenbuch und für das Jahr 1412 eine Linnenpapiermühle nachzuweisen im Stand ist. Allein Augsburgs Ansprüche haben ältere Documente für sich, nämlich Stadtrechnungen aus dem Jahre 1320, welche unzweifelhaft ächt und auf Linnenpapier geschrieben sind. Ebenso besitzt es eine solche Urkunde von 1330 und viele von 1360 ab. Kurz, es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Deutschland die ältesten Urkunden auf Linnen-Papier aufzuweisen hat — älter als die von Spanien und Italien producirten — und daß unter den concurrirenden deutschen Städten es wieder Augsburg ist,

welches den ältesten Besitzstand für sich hat. Die Wichtigkeit der Erfindung wird sofort klar, wenn man bedenkt, daß die Buchdruckerei nicht kurz nach ihrer Erfindung eine so allgemeine Verbreitung gefunden hätte, falls nicht damals schon das Linnen-Papier existirt hätte, das vor dem Pergament die Billigkeit und vor dem Baumwollenpapier die Dauerhaftigkeit voraus hatte.

Dasselbe Augsburg, das sich des ältesten Linnen-Papiers erfreut, erfreut sich auch der ältesten Kanone, d. h. solcher Maschinen, aus welchen mittels Pulvers Kugeln auf den Feind geschossen wurden. Man nannte sie damals „Käzen“ oder Büchsen (gewöhnlich „Puchsen“, „Buchsen“ oder Pugxen geschrieben. Sie waren Anfangs aus Holz mit eisernen Reifen und schossen steinerne Kugeln. Solcher Geschütze bediente sich Augsburg schon im Jahre 1372 im Kampfe gegen die bayerischen Herzoge. Dies wird von dem Geschichtsschreiber Abelzreiter bezeugt und durch die Stadtrechnungen bestätigt, aus welchen man auch ersehen kann, daß das von der Stadt fabricirte Pulver aus Salpeter bereitet wurde. In den Stadtrechnungen von 1377 ist schon von „großen Büchsen“ die Rede, welche die Stadt gießen ließ, also von metallenen Kanonen. Auch existirt ein von der Stadt angestellter „Büchsen-Meister“.

Einer längst vergriffenen und vergessenen guten kleinen Schrift über „Augsburg und seine frühere Industrie“, welche im Auftrage der Stadt der fleißige städtische Archivar Theodor Herberger 1852 bei und aus Gelegenheit der Industrie-Ausstellung des bayerischen Kreises Schwaben und Neuburg schrieb und veröffentlichte, und welche sich auf ein genaues Studium der dortigen Archive, namentlich der Stadtrechnungen stützt, entnehme ich Folgendes:

Im Jahre 1371 hatte die Stadt Ausgaben „um Salpeter zu den Büchsen“, um Salpeter zum Pulver zu den Büchsen. Es kommen in der Rechnung 20 Büchsen vor, aus denen man schoß; ferner Trinkgelber für die Knechte, welche diese Büchsen bedienten. Es werden die Ausgaben verrechnet für die hölzernen Gefäße, auf welche die Büchsen gestellt wurden. Ein Jahr später, 1372, wurden 400 Kugeln gegossen zu den Büchsen; es kommt Blei in Rechnung „zum Vergießen“, Salpeter und „wilber Schwefel“ zum Pulver. Ein Jahr später, 1373, wird die Ausgabe für Kupfer, Blei, „und anderes Zeug“ verrechnet „zu 4 Büchsen.“ Wieder ein Jahr später kommt in den Rechnungen ein Posten vor „für einen Mörser, in dem man Pulver stoßt zu den Büchsen“. Wir könnten noch viele solche und ähnliche Posten aufführen, um zu beweisen, wie weit voran man in Augsburg war, als die Kunst begann, mit schweren Geschützen zu schießen. Meister Walthar der Büchsenmeister wurde 1373 nicht nur mit dem damals ungewöhnlich großen Gehalt von 160 fl. belohnt, sondern er erhielt auch noch ein besonderes Ehrengeschenk an Tuch, als er in eines „Chorherrn von St. Moriz“ Hof die bestellten Büchsen vollendete und die Befertigung des Pulvers beaufsichtigte. Außerordentlich viele und große Geschütze wurden nach den

Rechnungen in den Jahren 1410 und 1414 gefertigt, und im Jahre 1416 goß der „Büchsenmeister“ Ott, welcher auch zum Guß von Glocken in auswärtigen Städten berufen wurde, mehrere große Stücke. Alles dieses beweist die Frühzeitigkeit eines großartigen Betriebs in diesem Fache. Ein besonders merkwürdiger Mann tritt aber im Jahre 1436 in Augsburg auf. Es ist Meister Heinrich Roggenburger, der „Büchsenmeister“. Was vorzüglich seines Amtes ist, das ist „das Gießen der Büchsen, groß und klein“, dann das Schießen aus denselben, „so behend, als man es je gesehen hat“, und ebenso kann er das Pulver dazu machen. Außerdem aber ist er auch noch sonst ein besonders merkwürdiger Techniker, und in seinem Aufnahmsbriefe werden folgende Fähigkeiten gerühmt: Er kann Feuerpfeile und Feuerkugeln schießen und werfen; er kann „gegossene, werfende Werk, groß und klein, und auf einen solchen Sinn fertigen, daß dergleichen in deutschen Landen nie gesehen wurde, denn sie stehen still nach dem Wurf, daß sie sich nicht rühren oder verrücken, ohne daß man sie zu binden oder zu fassen nöthig hätte“; diese Maschinen werfen Stücke fünf oder sechs Centner schwer; ferner macht er Züge, mit denen man hundert Centner auf einen Wagen und herab heben kann: dann Schirme zu Büchsen und Streitwägen, Brücken, die man über Land führen kann, zum Anlegen auf Gräben und fließendem Wasser. Ueberdies versteht er Häuser und Thürme, Wassermühlen, Windmühlen und Roggmühlen zu bauen, gegossene, irdene und hölzerne Reibel zu fertigen, Brunnen auf Berg und Thal zu leiten. Roggenburger erhielt einen Jahreslohn von 110 fl. Im Jahre 1502 ließ die Stadt ein eigenes Gießhaus erbauen, das Kapfenstadt genannt. Hier goß nach dem Berichte des Zeitgenossen Clemens Sender Niklas Oberader hundert metallene Stücke und einen Mörser; unter den großen Stücken sollen mehrere vierzig Schuh lang gewesen sein. Der berühmteste unter allen Stückgießern Augsburgs ist Gregor Löffler. Er war nicht nur in Augsburg, sondern auch auswärtig viel beschäftigt. Im Jahre 1529 berief ihn die Regierung nach Innsbruck. Er mußte in diesem Jahre und im Jahre 1537 alle alten Stücke umgießen, die der Kaiser und König Ferdinand in Tyrol hatten. Unter den neu gegossenen Kanonen waren Karthausen, deren jede Eisenkugeln von einem Centner schoß. Mit diesen Arbeiten verdiente er sich so großen Beifall, daß ihm aufgetragen wurde, die Statuen zu gießen, welche das Grabmal des Kaisers Maximilian zieren sollten.“

So weit der Archivar Herberger. Die von Gregor Löffler in Augsburg gegossenen Statuen sind indeß nicht identisch mit jenen kolossalen Portrait-Standbildern, welche gegenwärtig das Grabmal des „letzten Ritters“ in der Franciscaner-Kirche zu Innsbruck umstehen und die Gebrüder Stephan und Melchior Godl zu Urhebern haben. Die Löffler'schen Statuen, verschiedene Heilige, dreiundzwanzig an der Zahl, darstellend, befinden sich in der nämlichen Kirche in der sogenannten „Silbernen Capelle“ an der Südwand.

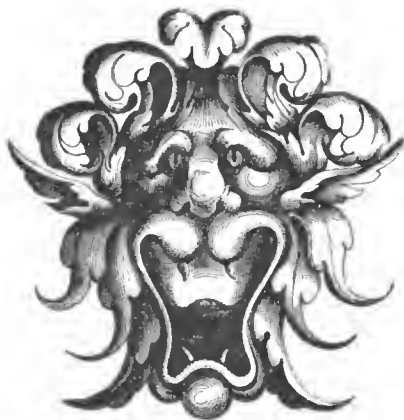
Ich will das Capitel vom Augsburger Pulver und dem Ausburger Geschütz nicht weiter ausdehnen; wer es weiter verfolgen will, den verweise ich u. A. auch auf die vom Professor Karl Mayer herausgegebenen Augsburger Chroniken aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert (Band I, — Seite 57, 82, 85 und 93).

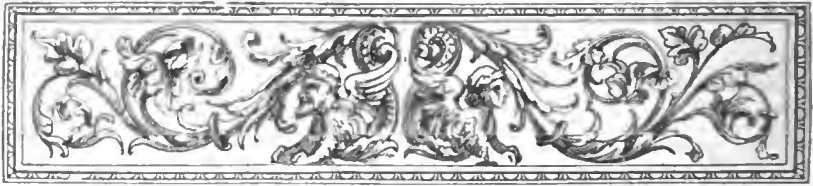
Ich eile zum Schluß. Ich bin mir bewußt, durch diese anspruchslöse Plauderei die Frage nicht gelöst oder auch nur der Lösung um ein Erhebliches näher geführt zu haben. Ich wollte nur zum Zweifel und zur Prüfung anregen. Es soll keine „Denkschrift“ sein, sondern eine „Schrift zum Denken“.

Man weiß, wie nach der Religionscontroverse zwischen dem Rabbi und dem Mönche in Heine's „Romanzero“ die Königin einen etwas unhöflichen Wahrspruch abgibt.

Ich meines Theils hoffe auf einen besseren Wahrspruch, — auf einen solchen, welcher, wenn man Heinrich Heine's Verstand beibehalten will, etwa so lauten würden:

„Wer das Pulver that erfinden,
Ob Typpeler, ob der Mönch,
Schwer ist's, dieses zu ergründen.“





Preußen in Kurhessen*).

Erinnerung eines alten Offiziers an die preussische Expedition in Kurhessen im November und December 1850.

Den 9. November sammelten die Divisionen sich schon frühe in den innegehabten Stellungen bei Fulda, und traten dann „mit klingendem Spiel“ auf der Straße nach Hünfeld den Rückmarsch an. Bei Marbach wurde der Marsch in kriegsmäßiger Formation ausgeführt, die Division Bonin an der Spitze, gefolgt von der Division Radziwill, deren bisherige Avantgarde von Kahlhaus nun die Nachhut bildete. Aber welche Verschiedenheit zeigte sich bei dem Abmarsch an diesem Tage gegen den Abmarsch vor acht Tagen! Damals hochgehobene, freudige Stimmung in allen Truppentheilen, trotz der bedeutenden Anstrengungen des Marsches; heute tiefe Niedergeschlagenheit bei Offizieren und Soldaten, denn Aller hatte sich das niederdrückende Gefühl bemächtigt, eine gute Stellung, in welcher man dem Gegner in jeder Beziehung gewachsen war, ohne Schwertstreich aufgeben zu müssen. Selbst der frische Soldatenhumor, der sonst gewöhnlich auf dem Marsche sich geltend zu machen pflegt, und die Anstrengungen weniger fühlen läßt, war zum Schweigen gebracht, und in den dicht aufgeschlossenen Colonnen herrschte unheimliche Stille, nur unterbrochen durch den in dem naßkalten Wetter dumpfen Klang der Trommeln und den schrillen Ton der Querpfeifen beim Passiren einer bewohnten Ortschaft. Allein der Gedanke, daß die befohlene Mobilmachung doch endlich dahin führen werde, sich im ernstesten Kampfe mit dem Gegner messen zu können, vermochte die trübe Stimmung einigermaßen zu überwinden.

Von Marbach aus schlugen die Divisionen verschiedene Marschrichtungen ein, welche ihnen von einem dorthin vorausgeeilten Generalstabsoffizier an-

*) Vergl. „Nord und Süd“ November 1882.

gemiesen wurden. Die Division Bonin wurde in die Richtung auf Wacha dirigirt, während die derselben am 8. angeschlossenen Abtheilungen der Division Tiesen auf Herrsfeld marschiren sollten, um sich mit der dort am 9. mit 2 Batt. des 18. Inf.-Rgtz., dem 9. Kürassier-Rgt., 3 Schwadronen des 12. Husaren-Rgtz. und der 6psd. Fußbatterie Nr. 31 eingetroffenen Division wieder zu vereinigen. Die Division Radziwill blieb auf der Straße nach Hünfeld und im Hamthale, ihr Ende war Friedewald. Daß sich unter den angewiesenen Marschquartieren u. A. auch die Ortschaften Wehrda (Werda!), Stärkloß und Siegloß*) befanden, gab zwar Anlaß zu verschiedenen humoristischen Aeußerungen, aber es war mehr ein Galgenhumor, der sich in scharfen und bitteren Bemerkungen Luft machte, welche hier nicht wiedergegeben werden können. In Kassel war der Commandeur des 32. Inf.-Rgtz., Oberstlieutenant von Steinmeß**), mit 2 Battl. seines Rgtz., 1 Schwadron 12. Husaren und 1 12psd. Batterie zurückgeblieben, unter Uebernahme der Commandantur daselbst; bei der bekannten Umsicht und Energie dieses ausgezeichneten Offiziers, die sich bei verschiedenen Gelegenheiten in den Jahren 1848/49 kund gegeben hatte, durfte man für die Sicherung der Stadt beruhigt sein. Der General von Döring, der mit dem 12. Inf.-Regiment in Eisenach eingetroffen war, und das Füsilier-Batt. noch bis Dönniges vorgeschoben hatte, erhielt den Befehl, sogleich nach Wacha zu marschiren.

Der Abmarsch von Fulda war so unvorhergesehen zur Ausführung gekommen, daß ein vorheriges Absenden von Quartiermachern in die für den 9. November bestimmten Marschquartiere nicht möglich war, zumal, da die Dislocation erst in der Nacht vom 8. zum 9. entworfen werden konnte und den Truppentheilen erst während des Marsches und in Marbach mitgetheilt wurde. Hierdurch wären große Besorgnisse entstanden für die Verpflegung in den Marschquartieren, wenn nicht anderweitig dafür gesorgt wurde. Die kurhessischen Ortsbehörden kamen zwar allen an sie ergehenden Requisitionen, soweit es in ihren Kräften stand, sehr bereitwillig entgegen, wobei sie jedoch die Vorsicht gebrauchten, sich einen Revers ausstellen zu lassen, daß sie unter Androhung von Gewalt gezwungen worden, den Forderungen nachzukommen, damit sie sich gegen das später unzweifelhaft zu erwartende Zurverantwortungziehen der etwa wieder zur Herrschaft gelangenden Organe Hassenpflugs rechtfertigen konnten. Die Gegenden, welche die Truppen auf dem Rückmarsche zu durchschreiten hatten, waren aber mit Ausnahme der Flußthäler, sehr arm; die Ortschaften mußten sehr stark belegt werden, und würden bei dem besten Willen größtentheils kaum im Stande gewesen sein, die Verpflegung ausgiebig zu verschaffen. Nur der Umsicht und der

*) Wehrda $1\frac{1}{2}$ M., Stärkloß $1\frac{1}{4}$ M. nordwestl., Siegloß a. d. Saum $2\frac{1}{4}$ M. nördlich von Hünfeld.

**) 1877 als Feldmarschall gestorben.

Fürsorge des Corpsintendanten war es zu verdanken, daß für den ersten Marschtag kein Mangel an Verpflegungsmitteln eintrat, denn er hatte noch vor und während des Abmarsches, sowohl in der Stadt Fulda als auf den nächsten Dörfern große Ankäufe gemacht, und namentlich alles Fleisch aufgebracht, welches nur irgendwie aufzutreiben war. Auf requirirten Wagen und Karren wurde nun dasselbe den Truppen nachgefahren und in die Marschquartiere vertheilt; die letzten Wagen zogen erst aus Fulda gen Norden ab, als die bayerischen Quartiermacher schon von Süden her einrückten. Glücklicher Weise war die Intendantur so reichlich mit Geld versehen, daß das Angeschaffte gleich baar bezahlt werden konnte.

Vor dem Abzuge des Hauptquartiers aus Fulda sendete Graf Groeben einen Offizier seines Stabes mit einem Schreiben an den Fürsten Taxis, worin demselben nochmals mitgetheilt wurde, daß das Armee-corps auf höheren Befehl auf der Etappenstraße Wacha-Hersfeld Stellung nehmen und auch Kassel besetzt halten werde; „wenn also der Fürst dorthin vorgehen wolle, wie er in seinem letzten Schreiben angedeutet, so könne ihm das Ueberschreiten der Etappenstraße nicht anders zugestanden werden, als auf höheren Befehl; da aber diese Frage erst nach drei Tagen zur Sprache kommen könne, so möge er dann wieder anfragen u.“

In seiner Antwort auf diese Mittheilung hob Fürst Taxis hervor, daß die Aufstellung auf der Etappenstraße von Hersfeld und die Besetzung von Kassel der Etappenconvention nicht entspreche, und daß daraus neue Reibungen entstehen würden, denen er nicht ausweichen könne; ein längeres Hinhalten glaube er jedoch verantworten zu können, da der Bundescommissar Graf Nechberg auch in Fulda einen erweiterten Wirkungskreis gefunden habe, der ein längeres Verweilen daselbst nothwendig mache. Es wurde aber dabei besonders betont: „daß jedoch dadurch nichts zugestanden und nichts vergeben würde, und Graf Groeben deshalb genügende Zeit habe zur Einholung früherer Verhaltungsbefehle.“ Dem Kriegsminister gab Graf Groeben sofort Kenntniß von dieser Correspondenz und bat um bestimmte Verhaltungsbefehle.

In Hünfeld, wo das Hauptquartier vom 9. zum 10. November verblieb, meldeten sich abermals, wie es früher schon in Fulda geschehen, eine große Anzahl der in Hanau entwaffneten und vorläufig in die Heimath beurlaubten Soldaten der kurhessischen Truppen, und baten um Einreihung in die preußischen Bataillone. Dieser Bitte konnte selbstredend nicht entsprechen werden, aber sie war ein klares Zeugniß der Stimmung, in welcher sich diese Leute befanden, und welche auch durchgängig in den von unseren Truppen berührten Marschquartieren vorherrschte. Ueberall sah man mit der größten Besorgniß dem weiteren Vorrücken des sogenannten Bundes-Executionscorps entgegen, und nur die Anhänger des Hassenpflug'schen Regiments triumphirten im Stillen darüber, daß es ihnen nun bald vergönnt sein werde, Vergeltung zu üben für alle Anfeindungen, welche sie in

der letzten Zeit hatten erdulden müssen. Die Nachrichten, welche aus den jetzt schon von den Bayern besetzten Theilen des Kurfürstenthums einliefen, über das Verhalten der Truppen sowohl, denen man den Namen „Straß-Bayern“ gab, als besonders über das Auftreten der wieder eingefeketen Hassenpflug'schen Beamten, waren ganz dazu geeignet, diese Beforgnisse noch zu vermehren.

Der Marsch zur Etappenstraße wurde den 10. November fortgesetzt, und den 11. November beendet. Mit diesem Tage hatte das Armeecorps folgende Aufstellung:

1. Auf dem rechten Flügel die Division Tiegen, mit Ausnahme der in Kassel zurückgebliebenen Abtheilungen, in Hersfeld und Umgegend, auf beiden Ufern der Fulda bis zum Hünthale und nördlich bis Vibra, zur Wahrung der Eisenbahnverbindung mit Kassel, Div.-Quartier Hersfeld.

2. Im Centrum die Division Radziwill in den Ortschaften zwischen Haun und Nippa, Div.-Quartier Friedewald.

3. Auf dem linken Flügel die Division Bonin in den Ortschaften an der Ulster bis zur Werra, Div.-Quartier Wacha.

Jede Division hatte sich in sich durch eine vorgeschobene Avantgarde zu sichern, deren äußersten Spitzen auf einer Linie von Nieder-Mula an der Fulda, Buchenau an der Haun, Ober-Weißborn, Mannsbach bis zur Ulster standen, durchschnittlich 2—2½ nördlich Hünfeld.

4) Vor dem linken Flügel endlich hatte unter General von Döring eine besondere Avantgarde-Brigade, zusammengesetzt aus dem 7. und 12. Inf. Regiment, dem 7. Jäger-Bataillon, 2 Schwadronen des 5. Manen-Regiments und ½ reitenden Batterie, die im Großherzogthum Weimar gelegenen Ortschaften zwischen der Ulster und der Felber besetzt, mit dem Stabsquartier in Buttlar, und die äußersten Posten bis zur bayerischen Grenze eingeschoben nach Spahl und Weplar. Diese Brigade hatte die specielle Aufgabe, nicht nur die Aufstellung der Division Bonin gegen einen Anmarsch gegnerischer Colonnen auf den Straßen von Hünfeld auf Buttlar und von Tann auf Weisa zu sichern, sondern auch bei einem etwaigen Angriff auf die Stellungen des Centrums durch einen Vormarsch auf Raßdorf und Uffhausen gegen des Angreifers rechte Flanke zu operiren.

Während das Hauptquartier am 10. November von Hünfeld direct nach Wacha ging (3¼) M. machte Graf Groeben, nur von einem Generalstabs-offizier und einem Adjutanten begleitet, zu Pferde einen weiten Umweg von 6¾ M. über Hersfeld und Friedewald nach Wacha, und benutzte diese Gelegenheit zu einer flüchtigen Reconnoissance des Terrains auf dem rechten Ufer der Haun und des Hünthales. Dieses Thal selbst fand er nicht geeignet zur Entwicklung ansehnlicher Streitkräfte, wohl aber das Plateau auf dem rechten Ufer zwischen Steinbach und Leimbach, welches indeß von Wacha und dem linken Flügel der ganzen Aufstellung zu entfernt war, um dort das Corps eintretenden Falls versammeln zu können. In Hersfeld

hatte General von Tießen bereits die nöthigen Vorbereitungen anordnen lassen, um den Ort gegen einen Angriff vertheidigen zu können. Dagegen erschien das Plateau von Schenkengsfeld, 1 M. südlich von Friedewald und 2½ M. nördlich von Hünfeld, zu einer Centralstellung des ganzen Corps vollkommen geeignet, da dasselbe sowohl von der Division Tießen aus Hersfeld, als von der Division Bonin aus Bacha in kürzester Frist zu erreichen war, und die Division Radziwill sich dorthin nur vorwärts zu concentriren brauchte. Zudem bot die Chaussee von Hersfeld über Friedewald nach Bacha — die eigentliche Stappenstraße — nicht nur eine vortreffliche Communication hinter der Stellung, sondern erleichterte auch einen Abmarsch sowohl vom rechten als vom linken Flügel, je nach der Richtung des Vormarsches des Gegners.

Da der Kriegsminister in seiner früher erwähnten Depesche vom 8. November schon darauf hingewiesen hatte, „daß es dem Gegner darum zu thun sei, einen Conflict herbeizuführen, um eine Gelegenheit zur Kriegserklärung zu haben und dann über uns herzufallen, ehe wir gerüstet waren.“ so mußte auch dieses Moment, mit in Betracht gezogen werden. Die Deckung der Straßen auf Eisenach und auf Erfurt, und die Verhinderung oder doch das möglichst lange Aufhalten des Gegners bei einer etwaigen Operation in dieser Richtung zu ermöglichen, wurde zur Zeit um so mehr zur Aufgabe, da das Corps auf Eisenach und Erfurt basirt war, und von dorthen die Hauptzufuhr und Verpflegungsmitteln erhielt, ohne welche es in dem größtentheils wenig wohlhabenden Lande nicht bestehen konnte. Auch für diese Aufgabe glaubte Graf Groeben in der Centralstellung bei Schenkengsfeld die beste Lösung zu finden, da er dadurch in der Lage war, dem ersten Stöße eines etwa stärkeren Gegners ausweichen und durch eine Flankenstellung ein weiteres Vorgehen verzögern zu können.

Noch vor dem Verlassen Hünfelds hatte Graf Groeben dem Fürsten Taxis über die Linie, welche die äußersten Vorposten des Corps am 11. November einnehmen würden, Mittheilung gemacht, mit dem Vorschlage, daß der Fürst dieser Linie gegenüber in Entfernung von $\frac{3}{4}$ bis 1 Meile mit seinen Spizen eine derselben parallel laufende Linie von beiden Seiten nicht betreten werden möge; in dieser Aufstellung sollten dann beide Corps höhere Befehle erwarten. Bei seinem Eintreffen in Bacha, den 10. November spät Abends, fand un Graf Groeben dort bereits eine Depesche des Kriegsministers vom 10. November früh, welche die Antwort auf die am 9. Abends aus Hünfeld an denselben gerichteten Meldungen und Anfragen enthielt. Zunächst wurde die Vermeidung jeden Conflicts wiederholt dringend empfohlen unter Hindeutung auf die zur Zeit in Wien schwebenden Unterhandlungen, weshalb es auch erwünscht sei, die Vorposten nicht laden zu lassen. In Bezug auf das Verlangen des Fürsten Taxis, die Ueberschreitung der Stappenstraße betreffend, sprach sich jedoch der Kriegsminister dahin aus: „daß dieser Punkt gerade ein Hauptgegenstand der Unterhandlungen in Wien wäre;

deshalb könne dem Verlangen des Fürsten noch nicht nachgegeben werden, jedoch hoffe das Ministerium binnen wenigen Tagen die bestimmt verheißenen Bürgerschaften zu erhalten, welche es für diesen Fall verlangt habe; dem Fürsten Taxis solle hiervon Nachricht gegeben werden, und Graf Groeben sich bemühen, sich mit demselben über ein momentanes Beziehen von Friedens- Cantonirungen zu verständigen u." Da dieser letzten Weisung schon durch den oben erwähnten Vorschlag gewissermaßen nachgekommen war, so mußte erst die Antwort des Fürsten abgewartet werden.

Diese Antwort traf den 11. November früh in Wacha ein, der Fürst erklärte sich jetzt sehr befriedigt durch die Aufstellung auf der Etappenstraße, glaubte zwar gegen die fortdauernde Besetzung einzelner Ortschaften protestiren zu müssen, und bedanerte auf die weiteren Vorschläge nicht eingehen zu können, wenn er auch im Uebrigen sehr bereit sei, vor dem 11. nicht gegen die Etappenstraße vorzurücken". Es stand demnach ein Vorgehen des Gegners vielleicht noch am 11., jedenfalls aber am 12. zu erwarten, und wenn derselbe, nach zuverlässigsten Nachrichten, jetzt noch mit dem Gros in Fulda stand und sich rechts bis zur bayerischen, links bis zur hessen-darmstädtischen Grenze ausgedehnt hatte, so war die Avantgarde unter General von Hailbronner, doch schon bis Marbach vorgeückt, mithin nur noch circa 2 1/2 Ml. von den äußersten Quartieren des preußischen Armeecorps entfernt, so daß bei weiterem Vorgehen jeden Augenblick ein Zusammenstoß eintreten konnte. Graf Groeben ließ deshalb die Divisionen von dieser Lage der Dinge sogleich benachrichtigen, und ordnete auf der ganzen Linie die größte Wachsamkeit und Bereitschaft an. In den äußersten Quartieren sollte die Mannschaft während der Nacht in Marmhäusern untergebracht, und durch vorzuziehende Offiziere jede Bewegung des Gegners scharf beobachtet werden; die Divisionen selbst aber sollten sich so einrichten, daß sie sich bei entstehendem Alarm auf's schnellste in sich zusammenziehen und in die ihnen angewiesenen Stellungen einrücken könnten.

Von der Depesche des Kriegsministers wurde dem Fürsten Taxis unterdeß Mittheilung gemacht, und, unter Bezugnahme auf das darin über den Stand der Unterhandlungen in Wien Angeführte, der frühere Vorschlag wegen des Beziehens von Friedensquartieren und der Feststellung eines neutralen Terrains zwischen den gegenseitigen Vorpostenlinien nochmals wiederholt, „was allein im Stande wäre, den schmerzlichen Bruderkampf zu verhindern". — Gleichzeitig wurde auch dem Kriegsminister von Allem Kenntniß gegeben, unter Hervorhebung des zu erwartenden Vorgehens des Gegners, gegen welches eintretenden Falls Protest eingelegt werde; da ja in Folge der erhaltenen Befehle jeder Conflict für jetzt noch durchaus vermieden werden müsse, so seien die Vorposten angewiesen worden, nicht zu laden und bei Annäherung der bayerischen Patrouillen ruhig stehen zu bleiben und gegen weiteres Vorgehen zu protestiren. Zusätzlich wurde noch bemerkt, daß die

Straße nach Eisenach und Erfurt aber unter allen Umständen festgehalten werden würde.

Es waren somit ähnliche Zustände wieder eingetreten wie vor Bronzell und Fulda, und von der Antwort des Fürsten Taxis hing es ab, welche Wendung die Sache nehmen würde. Diese Antwort erhielt Graf Groeben in der Nacht vom 11. zum 12. November, doch konnte sie keineswegs die vorliegende wichtige Frage erledigen, denn der Fürst schrieb: da dies preußische Corps nichts die Weisung habe, die Bundesstruppen ungehindert passiren zu lassen, ihm aber von der Bundesversammlung in Frankfurt die Erfüllung des Bundesbeschlusses zur Pflicht gemacht sei, und er nicht länger unthätig stehen bleiben könne, so werde Graf Groeben sich vielleicht bewogen finden, die Einwirkung dieser hohen Behörde anzusprechen, um einen wiederholten Zusammenstoß zu vermeiden.

Diese abermalige Hinweisung auf den wiedererstandenen Bundestag, der ja, wie dem Fürsten bekannt sein mußte von Preußen für jetzt noch als nicht zu Recht bestehend angesehen wurde, klang geradezu wie Hohn. Graf Groeben telegraphirte dieselbe sofort an den Kriegsminister und bemerkte, „daß er auf Grund der erhaltenen Instructionen bis an die Grenze militärischer Connivenz vorgegangen sei“.

Der erwartete Vormarsch der Bayern erfolgte am 12. zwar nicht, aber Graf Groeben glaubte doch, alle getroffenen Vorbereitungen vorläufig noch festhalten zu müssen. Eine 9 Uhr Abends eingehende Depesche des Kriegsministers vom 12. November brachte die ersehnte und sehr befriedigende Antwort auf die ersten Meldungen des gestrigen Tages, indem darin endlich bestimmt, befohlen wurde, „die Etappenstraße in Kurhessen, einschließlic Kassel, zu halten, wenn es nicht militärisch unausführbar wäre, und etwaige Angriffe auf die Stellungen zurückzuweisen“. Der Inhalt dieser Depesche sollte dem Fürsten Taxis mitgetheilt und ihm bedeutet werden, daß ihn die Verantwortung treffen würde, wenn durch einen von ihm auf unsere Truppen unternommen Angriff der Erfolg der, nach den neusten Nachrichten aus Wien, sich immer günstiger gestaltenden Unterhandlungen vereitelt werden sollte.

Diese erhaltene Ermächtigung zum activen Widerstande und eventuell zum Schlagen hatte (so wie früher bei Fulda, auch jetzt), nicht nur im Hauptquartier, sondern auch bei den Divisionen und den Truppen, denen der Inhalt der Depesche so schnell als möglich bekannt gemacht wurde, große Befriedigung hervorgerufen. Die bis dahin wegen der fortdauernden Ungewißheit noch immer sehr gedrückte Stimmung wurde sofort wieder gehoben, und im festen Vertrauen auf guten Erfolg, wenn es wirklich zum Schlagen kommen sollte, wurden die nicht geringen Strapazen der Märsche in der vorgerückten Jahreszeit und den theilweise grundlosen Feldwegen bei Ausübung des Vorposten- und Patrouillendienstes bald vergessen und mit nicht minderer Ausdauer ertragen, als der eben nicht sehr gemüthliche Aufenhalt

in den vielfach stark belegten, mangelhaften Quartieren. Die Verpflegung war zwar so viel als möglich geregelt, aber die große Entfernung, aus welcher die Subsistenzmittel auf der Eisenbahn herbeigeschafft werden mußten — Erfurt, Magdeburg, ja sogar Berlin — die Schwierigkeit der Communication zwischen den vielen belegten Ortschaften, verzögerten häufig das rechtzeitige Eintreffen derselben. Das sich verzögernde Herankommen aller Feldlazarethe, deren Mobilmachung noch nicht vollendet war, hatte die Einrichtung von provisorischen Cantonnements-Lazarethen nöthig gemacht wozu die Utensilien auch erst nach wiederholten Requisitionen aus Erfurt u. eintrafen. Die bei den Truppen versammelten Aerzte hatten alle Hände voll zu thun und mehrere Quartiere hatten wegen Auftretens von Krankheiten, die epidemisch zu werden drohten, geräumt werden müssen. Alle diese Uebelstände wurden aber guten Muthes ertragen im Hinblick auf die jetzt endlich eröffnete Aussicht zur wirklich kriegerischer Thätigkeit.

Als Graf Groeben im Begriff war, am 13. November früh die Depesche des Kriegsministers dem Fürsten Taxis befohlenermaßen mitzutheilen, erhielt er eine Meldung von den Vorposten in Obensachsen, daß am 12. Abends eine auf der Straße nach Hünfeld vorgegangene Kürassier-Patrouille jüblich Burghaun auf eine Abtheilung bayerischer Chevauxlegers gestoßen sei, welche sich aber bei der Annäherung schleunigst zurückgezogen habe; als nun unsere Patrouille ebenfalls zurückging, rückten die Bayern wieder vor nach Burghaun, wo sie Quartier machen sollten für den folgenden Tag. Eine andere Meldung besagte, daß am 13. um 8 Uhr Morgens die in Fulda stehenden Bayern aufgebrochen wären und voraussichtlich gegen Mittag in Hünfeld einrücken würden. Es hatte demnach am 12. dennoch ein Vorgehen stattgefunden, aber es scheint nur ein Weiterrückschieben der Avantgarde unter General von Hailbronner gewesen zu sein, denen Theile des Gros nachfolgten. Durch eine fernere Meldung des Vorpostencommandanten in Obensachsen vom 13. Morgens wurde diese Annahme zur Gewißheit. Es war dort nämlich der Offizier vom Stabe des General von Hailbronner eingetroffen, der dem Vorpostencommandanten, im Auftrage des Generals, eröffnete: daß Hünfeld und mehrere umliegende Orte bis nach Burghaun hin von den Bayern besetzt wären, und daß der General, „unter Bezugnahme auf die Convention vom 10. November, nunmehr den Antrag stelle, beiderseits die bisherigen Sicherheitsmaßregeln aufhören zu lassen zur Schonung der Truppen, mit dem Zusatz, daß nöthigenfalls aus Verpflegungsründen auch die anderen, durch die Convention angewiesenen, jetzt noch nicht besetzten Ortschaften belegt werden sollten, und ferner, daß dieser Antrag nur vom General von Hailbronner ausgehe. Diese Bezugnahme auf eine Convention mußte um so mehr befremden, da eine solche ja durchaus nicht vorhanden war. General von Hailbronner konnte darunter nur den Vorschlag verstanden haben, den Graf Groeben unter dem 10. November noch von Hünfeld dem Fürsten Taxis gemacht hatte zur Feststellung einer beiderseitigen Demarcationslinie, von

welchem oben die Rede war. Wie wir aber gesehen, hätte der Fürst diesen Vorschlag unter Verweisung auf den Bundestag abgelehnt, den er aber, nach obiger Aeußerung, dem General von Hailbronner gegenüber acceptirt haben mußte. Da nun die für die Bayern damals in Vorschlag gebrachte Demarkationslinie noch nicht erreicht war, so konnte Graf Groeben auf den Antrag unbedingt eingehen; da aber ausdrücklich bemerkt war, daß derselbe nur vom General von Hailbronner ausgehe, so lag es in der Natur der Sache, sich erst davon zu überzeugen, ob der Fürst auch damit einverstanden sei. Es wurde deshalb ein Generalstabsoffizier an den Fürsten nach Fulda entsendet mit einem Schreiben, worin ihm Abschrift des Telegramms des Kriegsministers vom 12. und die Meldungen der Vorposten so wie der Antrag des General von Hailbronner mitgetheilt wurde, mit welchem Graf Groeben sich einverstanden erklärte und nur noch hinzufügte, daß er um bestimmte Antwort bitte.

Diese Antwort erfolgte den 14. November. Fürst Taxis sprach darin „seine große Befriedigung über den Inhalt des kriegsministeriellen Telegramms aus, der für ihn um so größere Wichtigkeit habe, da auch er von Seiten des Bundes eingeladen sei, nicht weiter vorzugehen, als bis zu dem neutralen Boden, der die beiderseitigen Truppen jetzt trenne; in diesem Sinne habe er auch den General von Hailbronner instruirt und dessen Vorschlag zur Beziehung von Friedensquartieren veranlaßt; er beabsichtige durchaus nicht, die Etappenstraße anzugreifen und habe sich nur deshalb gegen Hünfeld ausdehnen müssen, weil das Corps des Feldmarschall-Lieutenants Baron Legebitzsch schon morgen seine verlassenen Quartiere einnehme; bei der Auswahl der neuen Quartiere seien weder strategische noch politische Gründe vorkommend gewesen u.“

Wenn nun auch Graf Groeben, durch die zur Beobachtung in Coburg und Meiningen stationirten Offiziere und durch einen vom General von Schreckenstein aus Baden zu gleichem Zwecke nach Wertheim a/Main entsendeten Offizier, die genauesten Nachrichten über die Bewegungen der Oesterreicher unter Legebitzsch hatte und wohl wußte, daß die Angabe des Fürsten Taxis von der unmittelbaren Nähe derselben durchaus unbegründet war*), so glaubte er doch für die Ruhe der Truppen in den Quartieren noch größere Garantien herbeiführen zu müssen. Er schlug deshalb dem Fürsten Taxis vor, eine zweimal vierundzwanzigstündige Kündigungsfrist einer jeden neuen Vorbewegung vorhergehen zu lassen. Dieser lehnte zwar diesen Vorschlag in höflichster Form ab, erklärte sich jedoch bereit, darauf einzugehen, „wenn Graf Groeben den betreffenden Vorschlag bei der Bundesversammlung in Frankfurt beantragen wolle.“ Da hiervon keine Rede sein konnte, blieb die

*) Das Hauptquartier des F.-M.-Lt. Legebitzsch war den 30. November noch in Kissingen, die Spitzen des Corps in Brückenau, Bischofsheim und Melbrichstadt; nur kleinere Abtheilungen waren den 15. November schon gegen die bayerisch-bessische Grenze vorgeschoben, selbst am 4. December, also 2 Tage später, waren außer dem 16. Jäger Bataillon noch keine Oesterreicher in Hessen.

Sache auf sich beruhen, doch hatten die bisherigen Verhandlungen die Folge, daß in den beiderseitigen Cantonnements eine Periode der Ruhe eintrat, indem alle Bewegungen sich lediglich auf Erweiterung und Wechsel der Quartiere beschränkten, ohne die auf beiden Seiten stillschweigend angenommene äußerste Linie durch Patrouillen u. zu überschreiten, obgleich auf preußischer Seite den in den äußersten Ortschaften einquartierten Abtheilungen nach wie vor die schärfste Wachsamkeit anbefohlen blieb.

Auch das Hauptquartier zu Wacha hätte sich dieser Ruhe erfreuen können, wenn nicht seine Thätigkeit noch in höherem Maße in Anspruch genommen gewesen wäre durch den nun eintretenden lebhaften Schriftwechsel, der sich nach allen Seiten hin entwickelte. Briefe und Sendboten des Königs, der Königin Elisabeth, welche ein ganz besonderes Interesse für ihre Landsleute, die Bayern, aussprach, ferner mehrerer königlicher Prinzen, welche Nachrichten über die augenblickliche Lage und die Zustände des Armeecorps zu erfahren wünschten, wechselten ab mit Zuschriften und Telegrammen des Ministeriums, und speciell des Kriegsministers, des General von Peucker in Frankfurt, des Geheimen Rath Delbrück und des Oberstlieutenant von Steinmeß in Kassel, welche dem Grafen Groeben über die dortigen Zustände stets genaueste Kunde gaben. Die Correspondenz mit dem Fürsten Taxis hatte sich ebenfalls nur wenig vermindert, da die beiden Höchstcommandirenden sich von allen Vorkommnissen in den beiderseitigen Cantonnements Mittheilungen machten, soweit dieselben auf eine Modification des stillschweigend getroffenen Abkommens Bezug hatten. In den gegebenen Befehlen für die Divisionen bezüglich deren Aufstellung und Sammlung auf dem Plateau von Schenkensfeld mußten endlich auch mehrere Abänderungen getroffen werden, da die immer schwieriger werdende Verkündung auf den in der vorgerückten Jahreszeit täglich schlechter werdenden Landwegen dies ersforderte, so daß auch in dieser Beziehung es nicht an Thätigkeit mangelte.

Nicht minderes Interesse nahmen die politischen Angelegenheiten in Anspruch. Die Nachrichten, welche man aus den verschiedenen öffentlichen Blättern entnehmen konnte, brachten die größten Widersprüche, je nach der Parteilstellung des betreffenden Blattes, denn auch in dieser Richtung kam die Spaltung der politischen Parteien, — Conservative, Liberalconstitutionelle und Demokraten — zu ganz besonderem Ausdruck. Während die Demokraten alle Segel heisetzten, um ihr Schiff in dem Fahrwasser der im Frankfurter Parlament aufgestellten „deutschen Grundrechte“ zu erhalten, und auf diesem Wege weiter zu steuern zu dem ersehnten Hafen der Freiheit, glaubten die Liberalen sich anklammern zu müssen an die im Mai 1849 in Gotha vereinbarten Principien und an diejenige Politik, welche Preußen durch die Union und das Erfurter Parlament angebahnt hatte. Sie schwärmten noch immer für ein deutsches Reich unter Preußens Führung, und hatten ihre ganze Hoffnung darauf gesetzt, daß Preußen auf diesem von ihm betretenen Wege unter Aufbietung

aller Kräfte vorwärts schreiten würde. Deshalb hatten sie auch das Eingreifen Preußens in die hessischen Angelegenheiten und die Mobilmachung der ganzen Armee mit großer Befriedigung aufgenommen und mit Jubel begrüßt. Aber wie hatten sich inzwischen die Verhältnisse geändert?!

Für die Conservativen und ihr Hauptorgan, die Kreuzzeitung, war dagegen „die deutsche Frage“ welche sie von Hause aus eigentlich schon als eine Beeinträchtigung Preußens erkannten, mehr und mehr in den Hintergrund getreten; ihr Ziel war und blieb die gänzliche Beseitigung aller sogenannten „Errungenschaften“ aus dem Jahre 1848 und die Zurückführung aller staatlichen Beziehungen auf die früheren Zustände. Hatten sie es doch dahin gebracht, daß bereits im Sommer 1850 die früher auf Allerhöchsten Befehl des Königs angelegte deutsche Kokarde, — von ihnen verächtlich als „Kuhblume“ bezeichnet, von den Dienstmützen der Truppen verschwand, freilich angeblich nur aus „Ersparungsrücksichten“! denn an den Helmen, der eigentlichen dienstlichen Kopfbedeckung, wurde sie noch neben der preussischen Kokarde auch ferner getragen. Die Verfassungsurkunde war für sie nur ein „Blatt Papier“ und ein hervorragender Vertreter dieser Richtung, der Geh. Rath Markus von Niebuhr der auf einer Mission nach Kassel und Frankfurt begriffen, sich eines Tages in der Landwehruniform im Hauptquartier einfand, hatte sich über die hessischen Offiziere und Beamte, welche treu an der von ihnen beschworenen Verfassung festhielten, in einer Art und Weise geäußert, welche hier nicht wiedergegeben werden kann, aber bei den Zuhörern allgemeine Mißbilligung hervorrief. Das Ministerium Manteuffel schien sich aber immer entschiedener zu dieser Richtung hingezogen zu fühlen und schrieb die Devise: „Bruch mit der Revolution und Solidarität der conservativen Interessen“ auf seine Fahne, womit es sich der kräftigsten Unterstützung des Kaisers Nicolaus von Rußland erfreuen durfte, der ja, wie durch neuerdings veröffentlichte authentische Belege wiederholt bestätigt wurde, der entschiedenste Gegner der seit 1848 von Preußen eingeschlagenen Wege der innere und äußeren Politik war.

Mit gespanntester Erwartung sah man im Hauptquartier zu Wacha der weiteren Entwicklung der augenblicklichen Lage entgegen. Der Verlauf der Verhandlungen in Wien zwischen Oesterreich und Preußen unter russischer Vermittelung, und die Vollenbung der befehlenden Mobilmachung waren die beiden Punkte, auf welche sich vorzugsweise die Aufmerksamkeit richtete. Von diesen Verhandlungen hing es ja ab, welche Aufgaben dem preussischen Armeecorps in Kurhessen noch ferner zur Lösung zufallen sollten, und die Vollenbung der Mobilmachung allein konnte nur diejenigen Mittel bieten, welche zu dieser Lösung erforderlich waren, wenn die Verhandlungen nicht zu dem angestrebten Ziele führen sollten. Von dem eigentlichen Verlauf dieser Verhandlungen erfuhr man selbstredend nur wenig, und konnte nur aus dem Inhalt der gelegentlichen Weisungen des Kriegsministers einen Schluß ziehen, ob derselbe sich zu Gunsten oder zum Nachtheil Preußens

neigte. Die Mobilmachung aber hatte nur langamen Fortgang, und es dürfte nicht unangemessen erscheinen, die Ursachen der Verzögerung in kurzen Zügen hier zur Anschauung zu bringen.

Nach den damals gültigen Bestimmungen sollte das mobile Armeecorps 4 Infanterie-Divisionen formiren, jede aus 1 Brigade von 6 Bataillone Infanterie, nebst einem Cavallerieregiment von 4 Schwadronen und der zugehörigen Artillerie bestehend, dazu traten noch für das Armeecorps 1 Cavalleriedivision von 4 Regimentern damals Reserve-Cavallerie genannt, 1 Jäger-Bataillon, 1 Pionnier-Abtheilung und der Rest der bei den Divisionen nicht eingetheilten Batterien als Reserve-Artillerie. Die Infanterie Brigade wurde aus dem im Frieden vorhandenen Linien-Infanterie-Regiment und dem correspondirenden Landwehr-Regiment formirt, von dem im Frieden nur die schwachen Stämme bestanden und zu welchem das Linien-Regt. eine Anzahl von Offizieren Unteroffizieren u. abgeben mußte. Für alle diese Formationen waren im Frieden die eingehendsten Vorbereitungen getroffen — auf dem Papier — aber der ganze Mobilmachungsplan mit seinem Personal-, Raum-, und Zeitberechnungen basirte sich auf der Anwesenheit der Truppentheile des Friedensstandes in ihren Garnisonen und auf der Integrität des Corps in seinen einzelnen Bestandtheilen. Nur dadurch konnte ein geregeltes Sineinandergreifen aller Räder des ganzen complicirten Mechanismus ermöglicht werden. Nun war aber zu dieser Zeit fast kein Armeecorps intact, indem aus allen Corps einzelne Regimenter sich außerhalb der Friedensgarnisonen und des Corpsverbandes, ja außerhalb des Staates befanden in Folge der Aufstellung des Armeecorps in Baden, der Truppen in Hamburg, und in Mecklenburg an der lauenburgischen Grenze, welche Holstein geräumt hatten, und das Groeben'schen Corps in Hessen, so daß innerhalb des Corpsbezirks vielfach nur die Landwehrebataillone aufgestellt werden konnten. Die früher stattgehabten theilweisen Mobilmachungen einzelner Regimenter hatten auch in den Listen zur Mobilmachung große Lücken in Bezug auf die dort aufgestellten Zahlen gemacht, so daß eine neue Repartition der Mannschaft und namentlich der Pferde aufgestellt werden mußte — kurz — es war eine Mobilmachung mit Hindernissen aller Art, welche auch für das Groeben'schen Corps auf der Etappenstraße specieell empfunden wurde, da dasselbe ja aus Truppen von 7 verschiedenen Armeecorps zusammengesetzt war. Der bevorstehenden Ankunft der Reserven und Augmentation wurde erwartungsvoll entgegengesehen, da die Ausrückungsstärke der Truppentheile durch die in Folge der Mobilmachung nöthig gewordenen Abcommandirungen und den täglich zunehmende Krankenstand sehr vermindert war, dieselbe betrug am 18. November 472 Offiziere 1729 Mann 3689 Pferde (darunter 1934 der Cavallerie.)

Mit Ausnahme einiger Quartierwechsel und der weiteren Ausdehnung der Bayern nach rechts und links, ohne Ueberschreitung der bisherigen Demarkationslinie, blieben die gegenseitigen Beziehungen der beiden sich ein-

ander gegenüberstehenden Corps in Hessen ziemlich in den früheren Verhältnissen bis zum 22. November. An diesem Tage kam ein neuer Antrag zum weiteren Vorgehen der sogenannten Bundesstruppen zur Sprache, aber diesmal nicht auf dem directen Wege, da Fürst Taris und der hinter ihm stehende Graf Nechberg wohl eingesehen haben mochten, daß sie durch Verhandlungen mit Graf Groeben ihren Zweck nicht erreichen würden. Diesmal versuchte man auf einem Umwege und durch Heranziehung einer höheren Instanz eher zum Ziele zu gelangen. Graf Thun, der österreichische Bevollmächtigte am Bundestage zu Frankfurt, hatte nämlich dem General von Peucker, der dort die Interessen Preußens vertrat, vertraulich mitgetheilt, daß in Bezug auf die Verpflegung der Bundesstruppen in Hessen die größten Schwierigkeiten herrschten, und daß es nöthig sei, die Verpflegungsmittel aus entfernteren Theilen Hessens herbeizuschaffen, dies aber nicht ausgeführt werden könne, weil die preußischen Truppenbefehlshaber die Erlaubniß zur Gewährung der nöthigen Transportmittel verweigerten und sogar mit Zerstörung der Eisenbahnen gedroht hätten, falls dieselben zu diesem Zweck benützt würden u. General Peucker hatte dies dem Minister von Manteuffel vorgelegt, der es dem Kriegsminister zuwies. Den 22. Abends kam nun ein Stabsoffizier des Kriegsministeriums nach Wacha zur näheren Besprechung dieser Angelegenheit.

Die Angaben waren sehr übertrieben. Einem Ankauf von Lebensmitteln auch jenseits der Demarcationslinie und dem Transport derselben mittelst Frachtfuhrwerk oder auf der Eisenbahn über die Etappenstraße würde gewiß kein Hinderniß entgegengestellt worden sein, wenn dies beantragt worden wäre. Daß aber Executions-Commandos auch in den von preußischen Truppen besetzten Ortschaften auf dieser Straße und über dieselbe hinaus Requisitionen an Lebensmitteln und Fourage unternehmen und das executorisch Einbetriebene mit requirirten Gespannen abführen wollten, wie es in den von den Bayern besetzten Nentern geschah, konnte und durfte für jetzt noch unmöglich gestattet werden.

In diesem Sinne berichtete Graf Groeben dem Kriegsminister und bat um bestimmte Befehle. Gleichzeitig wurde auch dem Fürsten Taris davon Mittheilung gemacht und die Bereitwilligkeit ausgesprochen, seinen zu erwartenden Anträgen darüber so weit als möglich entgegen zu kommen. Im Hauptquartier der Bundesstruppen schien man aber auf diese Antwort nicht gefaßt gewesen zu sein, sondern ein sofortiges Zugeständniß erwartet zu haben, denn die Erwiderung des Fürsten Taris auf dieses Anerbieten war in einem Tone abgefaßt, der in vielen Stellen mehr einer Drohung nahe kam, in anderen Punkten aber dahin zielte, den Grafen Groeben zur gänzlichen Räumung Hessens zu überreden, da das Land zu Grunde gerichtet würde durch die Anwesenheit einer so großen Truppenzahl. In seiner energischen Beantwortung dieses Briefes konnte Graf Groeben aber nicht unterlassen, dem Fürsten in Bezug auf letztere Aeußerung

zu bemerken, daß das Zugrunderichten des Landes sich doch uur auf den von den Bayern besetzten Theil beziehen könne, da in den von Preußen eingenommenen Aemtern noch keine Klage gehört worden, und noch niemals so viel baareß Geld im Umlanf gewesen sei, weil alle Bedürfnisse baar bezahlt würden.

Die dem preußischen Corps auf der Etappenstraße zugefallene militärisch-politische Aufgabe hatte noch einen Zuwachs erhalten durch die Auflösung des bisher in Baden gestandenen Corps des General von Schreckenstein, dessen zu den mittleren und östlichen Armeecorps gehörende Bestandtheile nunmehr in ihren Corpsverband zurückkehren und dazu theils die Eisenbahn von Frankfurt über Guntershausen (Kassel) nach Gerstungen und Eisenach, theils die Etappenstraße über Gießen, Alsfeld, Hersfeld u. nach Erfurt benutzen sollten. Ein Festhalten der Eisenbahn und das Offenhalten der Etappenstraße war demnach dringend nöthig, damit der Transport und der Marsch nicht gestört werde. Außerdem waren, nach den im Ministerium zu Berlin herrschenden Ansichten, noch zwei andere Zwecke zu verfolgen, nämlich: zur Förderung eines zu hoffenden Einverständnisses zwischen Preußen und Oesterreich willig die Hand zu bieten, und ferner: Zeit zu gewinnen, damit die Armee schlagbereit werde und man vollkommen gerüstet sei, wenn die angeknüpften Unterhandlungen in Wien keinen günstigen Erfolg haben sollten. Beide Zwecke konnten nur dadurch erreicht werden, daß für jetzt noch alle Conflicte vermieden wurden, einerseits nicht störend auf die schwebenden Unterhandlungen, andererseits nicht hemmend auf die im besten Fortschritte begriffene Mobilmachung einzuwirken.

Was nun den letzteren Punkt betraf, so stand dessen Erledigung in naher Aussicht, denn zu dieser Zeit waren in allen Armeecorps die Landwehr-Bataillone und die im Corpsbezirk anwesenden Infanterie-Regimenter auf voller Kriegsstärke und marschbereit; für die außerhalb des Corpsbezirks stehenden Regimenter waren die Reserven ebenfalls schon in Marsch gesetzt, deren Eintreffen täglich erwartet wurde, so daß es sich nur noch um die Vereinigung der Landwehr- und Linien-Regimenter handelte zur Formation der Kriegsbrigaden. Die Landwehr-Cavallerie war freilich kaum marschfähig, und bei der Linien-Cavallerie war die Formation auf Kriegsstärke und die Zusammenstellung der Ersatzschwadronen noch zurück, da die Aushebung der Pferde in einigen Provinzen noch nicht ganz hatte vollendet werden können, aber auch hier war es nur eine Frage von wenigen Tagen. Die Artillerie war schon früher mit mehreren Batterien in jedem Regiment mobil gemacht worden, sodaß dem ersten Bedürfnis genügt werden konnte, während die noch fehlenden Batterien zur Zeit in Formation begriffen waren nebst den dazu gehörigen Colonnen. Auch die Train mit ihren verschiedenen Colonnen und die sogenannten Administrations-Branchen waren noch in der Formation begriffen. Der vortreffliche patriotische Geist, der allgemein im Volke herrschte bei dieser Gelegenheit, wo es sich

vermeintlich um die Aufrechthaltung der Rechte Preußens in der deutschen Frage handelte, half alle durch die besonderen Verhältnisse herbeigeführten Schwierigkeiten leichter überwinden.

Weniger günstig schien es mit den schwebenden Unterhandlungen zu verlaufen, über welche man Nachrichten freilich nur aus den Zeitungen erfuhr. Oesterreich hatte bezüglich der deutschen Angelegenheiten unbedingten Wiederanschluß an die frühere Bundesverhältnisse und andere Forderungen gestellt, auf welche Preußen nicht eingehen zu können glaubte, obgleich es den Gedanken der Union bereits fallen gelassen hatte. Der Ministerpräsident Oesterreichs, Fürst Schwarzenberg, sollte sogar unter dem 25. November ein Ultimatum aufgestellt haben, in Folge dessen der preussische Minister des Auswärtigen und interimistische Ministerpräsident von Manteuffel eiligst nach Olmütz abgegangen sei, um dort, unter russischer Vermittelung, mit dem Fürsten Schwarzenberg zu verhandeln. Daß in dieser Beziehung eine Krisis vorhanden sein mußte, ging aus eine Depesche des Kriegsministers an den Grafen Groeben vom 26. November hervor, welche am 27. früh in Bacha einlief, worin ausdrücklich gesagt wurde, daß es jede Stunde unzweifelhafter würde, wie die Gegner die Sache zum Bruch bringen wollten, und zwar zunächst in Hessen; Graf Groeben habe sich also darauf vorzubereiten und so schnell als möglich sich zu verstärken durch Heranziehung von Truppen aus Westfalen u. s. w.

Es hatte dieser speciellen Mahnung zur Vorsicht nicht bedurft, um die nothwendig erscheinenden Vorsichtsmaßregeln gegen eine Ueberraschung durch das Vorgehen der sog. Bundesstruppen zu treffen, da durch die einlaufende Meldungen aus den äußersten Cantonirungen schon seit mehreren Tagen zu entnehmen war, daß auf gegnerischer Seite etwas Besonderes im Werke sein mußte. Zwischen Hünfeld und Hersfeld hatten mehrere Bewegungen der Bayern stattgefunden und die Ortschaften an der Demarkationslinie waren stärker belegt worden. Nicht nur im Haunthale gegen Hersfeld, sondern auch gegen den linken Flügel des preussischen Corps, auf der Straße von Hünfeld nach Bacha, hatte man den Marsch größerer Abtheilungen wahrgenommen; Nassdorf und Leimbach waren von den Bayern besetzt worden und am 23. November waren die Spitzen soweit bis zur weimar'schen Grenze vorgeschoben, daß sogar um 8 Uhr Abends die preussische Dorfwache in Sünna alarmirte, wodurch die in diesem Landestheile cantonnirende Avantgarde ins Gewehr trat und ihre Bagage nach Bacha dirimirte. Nach Meldung des General von Döring hatten sich die Vorbereitungen zur schnellen Alarmirung durch Fanale durchaus bewährt und sämmtliche Abtheilungen der Avantgarde waren in kürzester Zeit in vollkommener Bereitschaft gewesen. Auch die bis jetzt noch in Fulda gestandenen Bayern — das Gros des Corps — waren in Bewegung und im Marsch auf Hünfeld und bezogen die durch das Vorgehen der Avantgarde frei werdenden Quartiere, während die Reserve bis Fulda und Marbach nachrückte. Zwischen Fulda und

Hanau waren dagegen alle Ortschaften frei und voraussichtlich für die Division Begebitz offen gehalten, welche indeß die Grenze noch nicht überschritten hatte, sondern sich zwischen derselben und Brückenau zusammenzog*). Hanau war noch von den Bayern besetzt. Das 1. bayerische Armeecorps war in der Mobilmachung begriffen und concentrirte sich bei Bamberg; im Großherzogthum Hessen wurden bedeutende Einkäufe an Fourage gemacht und nach Fulda abgeführt.

Aus allen diesen Nachrichten zog Graf Groeben den Schluß, daß Fürst Taxis das Corps bei Hünfeld zusammenziehe, unter Vorschubung der Abantgarde gegen Hersfeld und die Etappenstraße, während die Oesterreicher, in der weit gegen Norden vorspringenden Spitze Bayerns, um Brückenau, Bischofsheim und Neustadt concentrirt, bereit standen, die Bewegung entweder über Fulda und Hünfeld zu unterstützen oder auf der Straße über Tann direct auf den preussischen linken Flügel bei Bacha zu operiren. Man konnte aber mit um so größerer Ruhe den nächsten Ereignissen entgegensehen, da das Corps von Tag zu Tag stärker wurde. Der Kriegsminister hatte nämlich bereits früher dem Grafen Groeben nicht allein das ganze 7. (westfälische) Armeecorps, dessen commandirender General er war und von dessen Truppen der Friedensstärke zur Zeit schon 12 Bataillone Linien-Infanterie, 10 Schwadronen und 4 Batterien bei dem Corps auf der Etappenstraße standen**), zur Verfügung gestellt, sondern auch diejenigen aus Baden zurückkehrenden Regimenter, welche die Etappenstraße zu ihrem Rückmarsch oder die Eisenbahn benutzten, für den Fall, daß zur Zeit ihres Durchmarsches durch Hersfeld oder ihres Eintreffens auf den Stationen Gerstungen, Webra oder Eisenach irgend ein Angriff des Gegners zu erwarten wäre. Das interimistische Generalcommando des 7. Armeecorps, welches bei Mehm und Gegend in der Concentration begriffen war, erhielt Befehl, die bereits dort vorhandenen mobilen Truppen des Corps ungesäumt mit Benutzung der Eisenbahnen nach Kassel in Marsch zu setzen, und die

*) Nach den Meldungen der zur Beobachtung detachirten Offiziere standen hier die österreichischen Infanterie-Regimenter Benedek, Schwarzenberg, Erzherzog Albert, Erzherzog Ludwig und Wellington, Windisch-Grätz, Chevaulegers und Coburg-Pusaren, nebst 5 Batterien des 1. Artillerie-Regiments, darunter 1 Raketen-Batterie. Der Rest des österreichischen 4. Armeecorps sollte vom 25. November ab von Nördlingen per Eisenbahn nach Bamberg befördert werden, um sich mit dem 1. bayerischen Armeecorps zu vereinigen.

**) Von den ursprünglich zum 7. Corps gehörigen Truppen 2 Bataillone des 13., des 15., 3 Bataillone des 17. Regiments, und von den dem Corps früher abcommandirten Truppen überwiesenen Regimentern, das 18. und das 31. Regiment mit je 3 Bataillonen. An Cavallerie das 4. Kürassier-Regiment und 2 Schwadronen des 5. Ulanen-Regiments, so wie das 12. Husaren-Regiment, welches die Stelle des 8. Husaren-Regiments vertrat, das 11. Husaren-Regiment, welches ebenfalls zur Verfügung gestellt war, wurde über Eisenach nach Gerstungen insiradirt, und zwei in Eisenach eingetroffene Bataillone des 31. Regiments nach Verla herangezogen.

dort ankommenden Regimenter im Fulbathale und dessen Nähe, von Melungen über Rothenburg bis Webra in engen Cantonirungen unterzubringen.

Durch die täglich bei einzelnen Regimentern eintreffenden Reserven erreichte der bei Hersfeld stehende Theil der Division Tiegen den 27. November die Stärke von ca. 6500 Mann mit 14 Geschützen, die Division Radziwill bei Schenkflengsfeld und Friedewald wurde 8000, und unter Heranziehung der beiden Bataillone des 31. Regiments aus Verfa 10,000 Mann mit 24 Geschützen stark, die Division Bonin, bei Bacha, unter Heranziehung eines Theiles der Avantgarden-Brigade des General von Döring erreichte ebenfalls die Stärke von 10,000 Mann mit 12 Geschützen und außerdem blieben von dieser Brigade noch 3 Bataillone, 2 Schwadronen und 4 Geschütze bei Wehfa disponibel zur Beobachtung der Straße von Tann, so daß bei einem Versuch des Gegners zum gewaltsamen Durchbruch auf der Stappenstraße mehr als 26,000 Mann mit 54 Geschützen bereit standen, denselben zurückzuweisen und zwar mit um so wahrscheinlicherem Erfolg, da die Stärke des Taxis'schen Corps zur Zeit nur auf höchstens 25,000 Mann angenommen werden konnte. Allerdings war der Gegner insofern im Vortheil, als er seine ganzen Streitkräfte zu einem Stoß auf einen bestimmten Punkt concentriren konnte, während das Groeben'sche Corps auf einer Entfernung von fast 4 Meilen in der Front und ca. 3 Meilen in der Tiefe vertheilt war; da aber der Gegner für jetzt noch keine Unterstützung unmittelbar hinter sich hatte, so kam diese Zerspitterung vorläufig weniger in Betracht.

Die Anzeichen zu einem Vorgehen des Gegners vermehrten sich noch durch einlaufende Meldungen, daß in der Nacht vom 26. zum 27. November die Bayern in Hünfeld selbmächtig gerüstet ausgerückt und theilweise abmarschirt wären; ein Postillon hatte in derselben Nacht zwischen 1 und 3 Uhr auf der Straße von Hünfeld nach Hersfeld, in der Gegend von Rhina und Neukirchen bedeutende Infanterie- und Cavallerie-Abtheilungen im Marsch angetroffen; in Hünfeld war auf den 28. November zur Feier des Geburtstages des Königs von Bayern große Parade und Kirchgang befohlen; bei den Vorposten hatte man einen sehr lebhaften Patrouillengang in größeren Abtheilungen gegen die Demarcationslinie wahrgenommen u. s. w. Aus allen diesen Nachrichten glaubte nun Graf Groeben schließen zu dürfen, daß gerade am 28., dem Geburtstage des Königs, der entscheidende Schlag geführt werden sollte. Er befahl deshalb, daß die Truppen sich am Morgen des 28. in ihren respectiven Stellungen zusammenziehen sollten, und zwar die Avantgarde bei Buttlar, die Division Tiegen bei Hersfeld, die Division Radziwill bei Friedewald und Schenkflengsfeld, die Division Bonin bei Bacha. So wurde das Weitere erwartet, und die Vorposten erhielten die Weisung zu verdoppelter Aufmerksamkeit. Der erwartete Angriff fand nicht statt, da die Bayern in die Quartiere zurückgingen; daß aber die Voraussetzungen nicht ohne Berechtigung gewesen, bezeugte eine Depesche des Kriegsministers vom 28., wonach in Folge einer

Nachricht des General von Peuder, Graf Thun vom Fürsten Schwarzenberg am 27. unter Anführung der bevorstehenden Zusammenkunft mit dem Minister v. Manteuffel, die Weisung erhalten habe, den schon beschlossenen Vormarsch des Fürsten Taxis um 48 Stunden zu verschieben. Die preußischen Truppen gingen ebenfalls in ihre Cantonnements zurück.

Außer einigen Veränderungen in den früheren Dispositionen, welche sich als Folge der oben erwähnten Aufstellung des Corps am 28. November nöthig gezeigt, und der damit verbundenen Quartierwechsel, verblieb Alles in dem bisherigen Zustande. Die verschiedenen Armeecorps, von denen noch Regimenter auf der Etappenstraße standen, verlangten dringend deren Rückkehr in den Corpsverband zur Vervollständigung der Kriegsformation. Graf Groeben hatte deshalb den Anmarsch des 7. Armeecorps aus Westfalen in der Weise angeordnet, daß:

1. die 27. Division mit 3 Landwehr-Bataillonen, 1 Landwehr-Cavallerie-Regiment und eine 6psd. Batterie am 7. December,
2. die 28. Division in gleicher Zusammensetzung am 8. December,
3. die 26. Division in gleicher Stärke am 9. December,
4. die 25. Division in gleicher Stärke am 10. December,
5. das Füsilier-Bataillon 13. und das ganze 5. Infanterie-Regiment am 11. December in Kassel eintreffen und von dort weiter nach Herzfeld und Wacha instradirt werden sollten. Die Reserve-Artillerie sollte in den Tagen vom 6. bis 12. December mit täglich einer Batterie dort eintreffen, und endlich am 15. December die beiden Pionnier-Compagnien. Nach Maßgabe des Eintreffens dieser Truppen in den ihnen auf der Etappenstraße anzuweisenden Quartieren, sollten die zu anderen Armeecorps gehörenden Abtheilungen zu ihren Corps abrücken, wobei die Anordnung getroffen war, daß bei dieser Ablösung Zug um Zug die Stärke des hier aufgestellten Corps keinen Augenblick alterirt wurde, sondern noch zunahm, indem Ende November bei diesem Corps der Krankenstand auf 919 Mann gestiegen war, von denen 810 in den Lazarethen zu Herzfeld, Wacha, Wölkershäusen, Eisenach, Erfurt, Weisensfels, Halle und Kassel untergebracht waren, darunter 29 Cholera- und 215 Augenranke.

Eine Depesche des Kriegsministers vom 28. hatte dem Grafen Groeben noch den Befehl des Königs gebracht, „daß bei etwaigem Vorrücken des Fürsten Taxis diesem mitgetheilt werden sollte, wie gerade in diesem Augenblick von Seiten Preußens eine Cooperation für die Unterwerfung der kurhessischen Unterthanen unter die Autorität des Landesherrn eingeleitet sei, und wenn der Fürst dennoch vorrücken sollte, dagegen Verwahrung wegen der Folgen einzulegen sei; im Falle eines nöthig werdenden Rückzuges sollte dieser auf Erfurt genommen werden.“ Von activem Widerstande gegen das Vorrücken der Bayern war nichts erwähnt. Eine andere Depesche vom 29. brachte eine Anzeige des Geh. Raths Niebuhr aus Frankfurt, daß der Kurfürst von Hessen einem Gesuche der Bürgerchaft, zur Rückkehr nach Kassel

alsbald Folge geben wollte, unter der Voraussetzung, daß die preussischen Truppen bereitwillig diejenigen Ortschaften frei machten, welche der Kurfürst berühre oder mit seinen eigenen Truppen besetzen lasse; dann würde derselbe eine gleichmäßige Verminderung der preussischen und gegnerischen Truppen durch eine Convention bewirken lassen. Beide Depeschen hatten auf die bisher getroffenen militärischen Anordnungen auf der Etappenstraße keinen Einfluß, auch die letztere nicht, die bevorstehende Reise des Kurfürsten betreffend, da darin auf eine Convention Bezug genommen wurde, deren Erfolg erst abzuwarten war.

Inzwischen brachten die Zeitungen bereits Nachrichten über die Verhandlungen zu Olmütz, die sich zwar in vielen Punkten widersprachen, aber in dem einen Punkte übereinstimmten, daß Preußen den Forderungen Oesterreichs nachgegeben habe. Einigermaßen bestätigt wurde diese Nachricht durch eine Depesche des Kriegsministers vom 1. December, in welcher dem Grafen Groeben notificirt wurde, daß „durch ein zwischen Preußen und Oesterreich getroffenes Abkommen die Erledigung der hessischen Angelegenheiten dem gemeinsamen Wirken beider Mächte unterzogen sei, wodurch sich die Lage wesentlich ändere und die dem Corps auf der Etappenstraße gegenüberstehenden Truppen nicht mehr als Gegner zu betrachten wären; ein preussischer Commissar, wahrscheinlich General Bresse, werde noch heute den Auftrag erhalten, mit dem Commissar Oesterreichs und seiner Verbündeten ins Einvernehmen zu treten, und weitere Schritte zu verhandeln.“ Es war noch hinzugefügt, „daß der Durchzug der Occupationstruppen durch die von Preußen besetzten Linien nicht weiter zu verhindern sei, da dieselben aus Mangel an Subsistenzmitteln in ihren jetzigen Quartieren angeblich nicht ausbauen könnten, worüber indeß mit dem Fürsten Taxis ins Einvernehmen zu treten sei, das unbedingte Festhalten der Etappenstraße auf allen Punkten sei nicht mehr erforderlich, die Aufstellung könne im Hessischen und Weimarischen so genommen werden, wie es die Rücksicht auf die Truppen erfordere, doch dürfe die militärische Sicherheit nicht außer Acht gelassen werden.“ Ausdrücklich war noch darauf hingewiesen, daß der Durchzug über die Etappenstraße nur in einer Weise zu gestatten sei, wobei die beiderseitigen Truppen nicht mit einander in Berührung kämen, und daß Kassel bis auf Weiteres von Preußen besetzt bleibe, da die Rückkehr des Kurfürsten mit seinen Truppen zu erwarten sei, wonach erst Näheres vereinbart werden sollte.“

Aus dem Inhalt dieser wichtigen Depesche konnte Graf Groeben zwar entnehmen, daß die bisherigen Beziehungen der beiderseitigen Truppen zu einander den Charakter einer Gegnerschaft verloren hatten, daß jedoch die nächsten Consequenzen dieses neuen Verhältnisses noch von einem Einvernehmen beiderseitiger Commissare abhingen, bevor sie praktisch ins Leben treten könnten. Er gab deshalb dem Fürsten Taxis sogleich Kenntniß von der erhaltenen Depesche, die er im Auszuge mittheilte, indem er auf die bevor-

stehenden Verhandlungen der beiden Commissare verwies und ferner den Anträgen des Fürsten bezüglich des Durchmarsches entgegensetzte. Der Stab der 27. Division des 7. Armeecorps war inzwischen mit dem Landwehr-Bataillon Meschede in Kassel, das Landwehr-Bataillon Iserlohn in Karlsruhen eingetroffen; die übrigen Abtheilungen des 7. Armeecorps folgten auf dem Fuße. Es wurde nun sofort telegraphisch befohlen, die ferneren Märsche zu sistiren, was um so nothwendiger wurde, da die Eisenbahn von Marburg nach Eisenach in dieser Zeit durch die Beförderung des aus Baden zurückkehrenden 20. und 24. Infanterie-Regiments in Anspruch genommen war. Auch an den in Kassel befindlichen General Brese wurde telegraphirt und derselbe um Auskunft gebeten, wann er mit den österreichischen Commissar in Verbindung treten werde? und ob und zu welcher Zeit Graf Groeben ihn in Bacha erwarten könne? General Brese antwortete sogleich, daß er im Begriff sei, nach Frankfurt und Wilhelmshad abzureisen, aber bis jetzt für die vom Grafen Groeben angeregte Angelegenheit noch keine Anweisung und Instruction erhalten habe.

(Schluß folgt.)





Illustrierte Bibliographie.



Brehms Thierleben. Allgemeine Kunde des Thierreichs. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Colorirte Ausgabe. Leipzig. Bibliographisches Institut.

In einer Sitzung des deutschen Reichstages wurde jüngst Brehms Thierleben zusammen mit dem, in demselben Verlage erscheinenden Meyer'schen Conversationslexikon als eine der bedeutendsten Unternehmungen des deutschen Buchhandels bezeichnet. In der That mag es vielleicht gewagtere, idealistischere Unternehmungen in den letzten Jahrzehnten gegeben haben; aber erfolgreicher hat sich kaum ein anderes durchgerungen, und keines andere hat solchen Erfolg mehr verdient, als diese. Wie es in jener Rede ausgedrückt wurde: der deutsche Buchhandel kann mit Stolz auf diese Werke blicken als auf rechte Triumphe seiner Organisation.

Von dem Conversationslexikon braucht hier nicht weiter geredet zu werden; seine Volksthümlichkeit gehört beinahe schon dem Sprichworte an; „im Meyer nachsehen“ ist eine Abkürzung, die Jedermann verständlich ist. — Hier handelt es sich um das Thierleben, das gegenwärtig in neuer Ausgabe erscheint.

Ein neues Buch unter altem Titel, sagt das Vorwort mit begründetem Selbstbewußtsein. Aber dabei ein Buch, das seine alten Vorzüge ungeschmälert bewahrt und sich nur darin geändert hat, daß es nach allen Seiten hin vollkommener ausgewachsen ist. Es verlohnt sich schon der Mühe, wenn es sich um ein Werk von solcher Bedeutung handelt, auf diese Neugestaltung einen Augenblick einzugehen.

Das Thierleben ist von vornherein zum Volksbuche bestimmt worden; und daß es sich diesen Ehrentitel verdient hat, das dankt es dem unfehlbaren Takte, womit sein Herausgeber den einmal gewählten, zweckmäßigen Standpunkt festgehalten hat. Es ist kein Buch von gelehrtem Auftreten. Sonder Zweifel steckt darin eben so viel Arbeit, und wenn nicht eben so scharfe Schlussfolgerung, so doch mindestens ebenso viel liebevolle Naturbeobachtung wie in sämtlichen Schriften Darwins oder Häckels. Aber alles das dient hier einer anderen Absicht. Nicht jener Art Wissenschaft, die man unbeschadet ihrer erhabenen Verdienste wohl eine todte nennen darf: die sich mit Zähnen, Knochen und Klauen herumplagt und unter diesem Wuste von Merkmalen für den Laien die Spur ihres eigenen Weges verbirgt. Diese Wissenschaft riecht gar zu oft nur nach Kampher und Spiritus; und ihre Diener huldigen ihr in dumpfen Laboratorien und staubigen Museen vor ausgestopften Wälgen und sauberen Gerippen. Das ist die strenge Göttin, die ihr Angesicht nur dem Geweihten enthüllt:

der großen Menge widerstreben ihre Formeln eben so sehr wie das X und Y der Algebra. Aber die große Menge hat doch wohl auch ihre Daseinsberechtigung, und ihr Wunsch, die Natur möglichst kennen und somit lieben zu dürfen, ist nicht ganz unbillig.

Dieses Kennenlernen ist indeß dem modernen Menschen nicht ganz leicht gemacht. Mehr als ein Drittel der Culturvölker, die Bewohner der Großstädte, haben Thiere nur selten anders als in Käfigen, auf Bratenstüpfeln oder auf Abbildungen gesehen. Man vergißt zu leicht, wie viel wissenwerthe Dinge damit verloren gehen. Eine glücklichere Zeit fand in der Betrachtung des Thierlebens die Anregung zu Sprüchen einfacher Weisheit. „Geh' zur Ameise, Du Fauler!“ soll man das dem sechsjährigen Kleinen Bummel, geschmiegelt und dünnbeinig, sagen, der in seiner teppichbelegten Kinderstube mit der Ameise nur dunkle Begriffe ungemüthlicher Sommerwohnungen verbindet, in deren Räume sich vielleicht hin und wieder einige dieser Kerbthiere zu allgemeiner Entrüstung verirrt haben? Wir besitzen ein hübsches, lesenswerthes Buch von einem Gelehrten, Carl Sylvio Kähler: „Die Thiere im Sprüchworte der Alten“, aus dem man sehen kann, wie nahe ehemals Mensch und Thier mit einander verkehrten und welsch' einen Raum dieses in der Anschauung seines Herrens ausfüllte. Die Liebe zum Thiere und die Theilnahme für dasselbe ist noch immer vorhanden; nur wird ihr immer mehr die Gelegenheit, sich zu bethätigen, entzogen.

Für dieses Bedürfniß hat Brehm sein schönes Buch geschrieben, und diesem entspricht dasselbe vollkommen. Die Zahnformen jedes einzelnen Thieres, die Angaben über Federn und Klauen, die finden sich natürlich auch mit aller wünschenswerthen Genauigkeit darin — aber das ist nicht das Wesen des Thierlebens. Brehm schildert, genau wie es der kurze Titel so schlagend ausdrückt, das lebendige Thier in seinen Gemüthsheiten und Eigenschaften.

Unsere Zeit hat die Seele eines alten Registrators, über jedes Ding sauber mit schwarzweißem Zwirn in seinen Umschlag heftet und an Thatfachen nur glaubt, so weit sie actenmäßig verbürgt sind — übrigens unermüdtlich darin, jeden Zweig des Lebens in seinem ungeheuren Archive einzuhegen. Das ist eine Neigung, die diesem Buche trefflich zu statuten kommt, die ihm die wunderbare Gediegenheit verleiht. Wie weit entfernt sind wir mit ihm nicht von jenen alten „Naturgeschichten“ — hieß er nicht Raff, der spaßige alte Schmöder, in dem wir einst die höchst ungläubliche Geschichte von den Affen und den Bachtiefeln gelesen haben? Vergangene Zeiten! Selbst Kinder bekommen solche Bücher nicht mehr in die Hand — weit hinausgespült sind sie in das Meer, wo Bücher zu Lumpen werden, und nur vor dem Auge der Erinnerung tauchen sie bisweilen als schnurrige Scheinbilder auf. Das Thierleben ist schwereren Schlages als der „Kleine Raff“, geistig wie leiblich, ihm wird dieses traurige Schicksal wohl immerdar erspart bleiben.

Brehm selber ist für dieses Buch in fast wunderbarer Weise gewissermaßen vorher bestimmt worden. Denn sein Stoff konnte nur durch Anschauung erworben werden. Das Leben der Thiere schildert man nicht nach Büchern; dazu braucht es ein Leben geduldiger Beobachtung, unermüdeten Sammelns. Das kann nicht Jeder, dazu gehört außer manchen anderen unentbehrlichen Eigenschaften vor allen Dingen Liebe und die so seltene, unschätzbare Gabe des Sehens — insofern als Sehen nicht ein gedankenloses Aufnehmen rasch verwischter Eindrücke ist, sondern wirkliches Wahrnehmen und Festhalten. Brehm selber hat irgendwo einmal erzählt, wie ihm diese beiden Eigenschaften anezogen oder wenigstens planmäßig in ihm ausgebildet worden sind. Schon sein Vater war ein lebenshaftlicher Thierfreund, und dem Knaben wurden Vögel, Hunde und noch viel unwahrscheinlicheres Gethier der frühesten und vertrautesten Umgang. Später, als Mann, ist Brehm das gewesen, als was ihn das ausgezeichnete Titelblatt seines Werkes darstellt: Die Biichse zwischen den Knien sitzt er, lässig und doch bereit, in großartig oder Gebirgslandschaft, während eine Art beturbanter Escherkeß oder sonstiger Muselmänn im halbverwischten Hintergrunde ihm das Pferd herauführt; das ist das Bild des Reisenden und Jägers. Wir wissen

nicht, ob Brehm in jenen Jahren die halbe Welt bereist hat, oder ob es nicht gar etwas mehr gewesen ist; jedenfalls bewies er mit einigen trefflich geschriebenen Bänden über seine Erlebnisse schon damals, daß er ein Reisender gewesen, der die Gelegenheiten zu nützen weiß — und daß er obendrein ein Schilderer von schätzbare Begabung sei. Auf einer späteren Stufe seines Lebens wiederum hat er hier in Berlin das



Aus: Brehm's Tierleben.
Bibliographisches Institut. Leipzig.

Aquarium geschaffen, eine der vorzüglichsten Anstalten ihrer Gattung, eine unverfäglichste Quelle der Belehrung für Hoch und Gering — an der er selbst jedenfalls wohl einer der gewissenhaftesten Besucher gewesen ist. — Man sieht, mit allen Gaben ausgestattet, vorbereitet durch die Thätigkeit eines ganzen gewissenhaft verwertheten Lebens, ist Brehm an die Aufgabe gegangen, die das große Werk seines Daseins werden, Freude und Belehrung Anzähligen, ihm selbst die höchste Ehre werden sollte.



Ludw. B. v. K...

aus: Prehm's Thierleben. Bibliographisches Institut. Leipzig.

Indeß wenn er so zu der Leitung dieses Unternehmens in der seltensten Weise befähigt war, so verkannte er doch selbst nicht, daß ein einzelner Mann einen so ungeheuren Stoff nicht bewältigen könne. Außer seinen eigenen Erfahrungen mußten die zahlreicher anderer Thierfreunde verwerthet werden, um dem Buche die Vollkommenheit zu geben, die es schon in der ersten Ausgabe besaßen. Und dadurch wurde die Mühe nicht geringer; denn es blieb nun noch die Arbeit, die einzelnen Zugaben zu überglätten und der Gesamtheit ununterscheidbar einzufügen. Es ist bemerkenswerth, wie vorzüglich Brehm auch das gelungen ist. Aus jeder Zeile glaubt man die Eigenart des Herausgebers, eine sehr starke Eigenart sogar, herauszufühlen.

Sicherlich hat dieser Umstand zu dem Erfolge des Buches nicht weniger beigetragen, als seine eigentlich inneren Vorzüge. Der Leser hat dafür ein unbewußtes Feingefühl; es behagt ihm ganz unwillkürlich, in einer Schrift die Forderung jedes Kunstwerkes erfüllt zu sehen, gewissermaßen eine Persönlichkeit darin zu finden. Es ist nicht häufig, daß Werke so monumentalen Umfangs diesen Vorzug besitzen; und daher kommt es, daß sie trotz unbestrittenem Verdienste keinen wirklichen Anklang finden.

Wie rasch und allgemein dieser Anklang dem Thierleben begegnet ist, dessen wird man sich noch gut genug erinnern, trotzdem nunmehr schon gerade zwanzig Jahre seit der Ausgabe der ersten Bände verstrichen sind. Das Buch entsprach eben einem Bedürfnisse und war gut obendrein. Es hätte vielleicht gar nicht der Colportage bedurft, ihm zu seinem Erfolge zu verhelfen, mit dem diese nachträglich einige ihrer ärgsten Blößen zu decken sucht. Sein Erscheinen war ein mehr als buchhändlerisches Ereigniß, das allenthalben Aufsehen erregte, besprochen wurde — auch im Auslande mit einer von der sonst beliebten Geringschätzung fernem Anerkennung — und in dessen Lob sich wohl nicht ein einziger Mistton gemischt hat.

So vielbändige Werke schätzen ihren Ruhm nicht nach der Zahl der Auflagen — auch in reicheren Ländern nicht. Sie haben einen Absatzkreis, der nur langsam wächst, und verbraucht, zerlesen oder verloren werden sie nicht. Wer sie einmal erworben hat, der hat in ihnen einen beinahe ebenso festen, zuverlässigen Besitz wie im Grundeigenthum — in der That wäre man beinahe versucht, diese lastenden Bände zu dem unbeweglichen Vermögen zu rechnen. So ist es als ein seltenes Glück zu schätzen, daß das Thierleben davor bewahrt geblieben ist, gleich so vielen anderen ausgezeichneten Büchern vom Fortschritte der Zeit überholt zu werden, indem ihr Umfang sie zum Stillstehen auf der ersten Auflage verdammt — ein untrennbarer Schmutz für Buchereien, Belehrung, vielleicht für einige Wohlberathene, aber todt für das eigentliche Publikum, das weder geneigt noch auch verpflichtet ist, Pietät oder nur historischen Sinn an den Tag zu legen.

Diese zweite Ausgabe ist vielleicht kein so großes Wagniß wie die erste, da wenigstens der Ruf des Thierlebens unerschütterlich begründet ist: aber sie ist darum nicht minder eine That. Freilich, wie schon der graue Hesiod sagte, erringt nur der Schweiß den Kranz; aber auch nur der Schweiß bewahrt ihn. In dem vorliegenden Falle bedeutete eine neue Ausgabe, gering angeschlagen, eine durchgehende Berichtigung und Ergänzung — an sich schon kein kleines Ding bei einem Stoffe, der fortwährend fleißig durchsorscht wird. In der That aber ist es eine vollständige Umarbeitung gewesen, von deren Ausdehnung man sich leicht Rechenschaft ablegen kann, wenn man die Texte der beiden Auflagen mit einander vergleicht. Damit ist erzielt worden, daß das Thierleben wiederum vollkommen auf der Höhe der Zeit steht, unverändert in seinem wahrhaft liebenswürdigen Wesen, aber verbessert und bereichert. Es macht auf uns nicht mehr den Eindruck des Neuen: in seinen Grundzügen ist es ein guter alter Bekannter; aber indem man hin und wieder in den bisher erschienenen Bänden blättert, empfindet man mit Freude ungeschwächt den früheren Reiz der anmuthigen, anspruchslos gediegenen Unterhaltung.

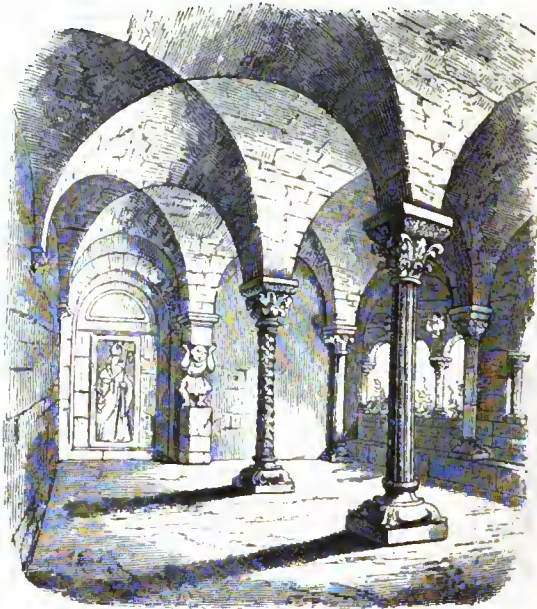
Jedoch die tiefste Veränderung, diejenige, die schon der erste Blick trifft, ja die der Titel schon kundet, hat nicht den Text, sondern die Illustration betroffen. Diese war vor zwanzig Jahren schon eine bedeutende Leistung gewesen; nur daß sie freilich der Verwöhnung, die aus dem überraschenden Fortschritte der Druckerkunst heutzutage entsprungen ist, nicht mehr ganz entsprach. Gerade an diesem auffälligen und dabei so unendlich wertvollen Theile des Buches war das Meiste zu thun. Zunächst war der Umstand zu benutzen, daß der Farbendruck gegenwärtig eine hinreichende Vervollkommnung erfahren hat, um als würdiger Schmuck gelten zu können. Ab-bildungen naturwissenschaftlichen Inhalts werden erst durch die Farbe ihrem Ziele völlig gerecht. Früher hätte man, um das zu erreichen, das mühselige und uner-schwinglich kostspielige Verfahren des Kuzmalens anwenden müssen — das sich für ein Volksbuch von selbst verbot. Jetzt hat man im Druck die Vorlagen ebenso schön, ebenso farbenprächtig wiedergeben können, ohne daß sich die Herstellungskosten im Verhältnisse zu dem unschätzbaren Vortheile besserer Anschaulichkeit wesentlich vermehrt haben werden. Jedem Bande ist eine ziemliche Anzahl dieser Farbendrucke beigegeben; und man muß bekennen, daß sie durchaus wohlgerathen sind. Sie besitzen vor Allem die wichtigste Eigenschaft: sie geben die Farbe der Natur auf das Getreueste wieder, ob es nun das stumpfe eintönige Braungelb des Löwenfells oder das zehnfältige Bunt des Papageienbalges sei. Daß dieser Wahrheit der Färbung auch die Richtig-keit der Zeichnung entspricht, ist selbstverständlich. Doch außerdem besitzen diese Zeichnungen eine von der Wahrheit und Richtigkeit unabhängige innerliche Schönheit, sozusagen eine Bildwirkung, die sie im höchsten Grade ansprechend macht. Man darf wohl sagen: diese Blätter können nicht übertroffen werden, solange der Farbendruck nicht auf eine weit höhere Entwicklungsstufe tritt, und sie werden, was noch mehr ist, auch dann einen bleibenden Werth als mustergiltige Werke, Kunstwerke ihrer Art, behaupten.

Zu den Holzschnitten, die das Thierleben bisher ausschließlich ausgestattet hatten, und die natürlich ihren verdienten Platz im Texte behalten haben, sind neue hinzuge treten, zahlreiche Blöcke sind durch andere, nach neuen Zeichnungen geschrittene ersetzt worden. Da dieses Heft einige Proben der Holzschnitte enthält, so können wir auf ein Lob desselben verzichten. Aber was man nicht so auf den ersten Blick er-fassen kann, das verdient hervorgehoben zu werden. Das ist, daß diese Blätter, in der weitaus überwiegenden Mehrzahl, nach dem Leben gezeichnet sind; keine gewöhnlichen Bilder nach dem ausgestopft gedulbigen Modell im naturhistorischen Museum. Vom Modell ist dieses Leben in ganz wunderbarer Weise auf die Zeichnungen übergegangen: sie haben alle das Charakteristische des Thieres, etwas, das packt und überzeugt, auch wenn man jenes nie gesehen hat. Man sagt sich nicht: „Also das Thier sieht so aus?“ sondern man sagt sich: „So muß es sein.“ — Uebrigens ist ja bekannt, daß Thiermaler ersten Ranges für dieses Werk thätig gewesen sind.

Und so schließen diese Zeilen beinahe wie eines Buchhändlers Prospect? „Kräfte ersten Ranges“ und „wirkliches Bedürfnis“ steht wohl auch irgendwo weiter oben. Das, was das Buch hält, ist allerdings das, was jene Prospective tausendmal viel zu bereitwillig versprechen. Und dann sieht man vor solchem Werke mit dem Gedanken, daß der brave Platan als arger Laie seinen berühmten Anspruch gethan hat; daß Kritifiren nicht immer leicht und bloß Weßermachen schwierig ist, sondern daß es auch schwer ist, ein Buch, an dem man seine aufrichtige Freude gehabt, so zu loben, daß es aufrichtig aussieht. „Loben ist schwerer als Lob verdienen“, sagte einmal ein alter Praktikus.

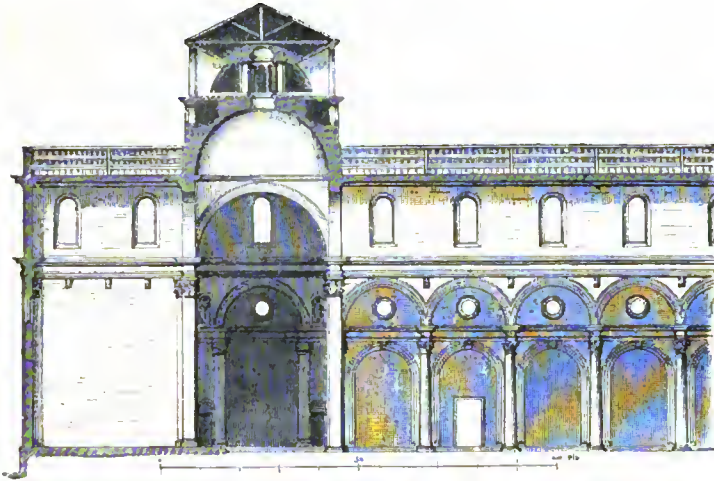
Geschichte der Renaissance in Italien von Jacob Burckhardt. Zweite vom Verfasser selbst durchgesehene und vermehrte Auflage. Mit 221 Holzschnitten. Stuttgart, 1882. Ebner u. Seubert.

Eigentlich sind wir keine Freunde von Büchern, die in abgefürzten Sätzen geschrieben sind. Ja, wir sind der unmaßgeblichen Meinung, daß man ziemlich allgemein, besonders aber in dem lieben, leider wenig form sinnigen Deutschland, die Bezeichnung Buch mit einer recht gedankenlosen Freigebigkeit verwendet. Nicht Alles ist Buch, was gedruckt wird, nicht einmal Alles, was in Herzogs Dampfbuchbinderei oder anderswo mehr oder weniger geschmackvoll gebunden wird. Die Bezeichnung Buch schließt die Forderung eines gewissen Kunstwertes in sich, und was den nicht besitzt, das ist, ob auch auf Velin gedruckt und in Maroquin gebunden, nur eine anspruchsvolle Art der Maculatur, ist, ob auch noch so fleißig gearbeitet, höchstens Stoff zu einem Buche, den einmal ein Bräuer bearbeiten mag, steht schließlich gar zu häufig den wirklichen Büchern im



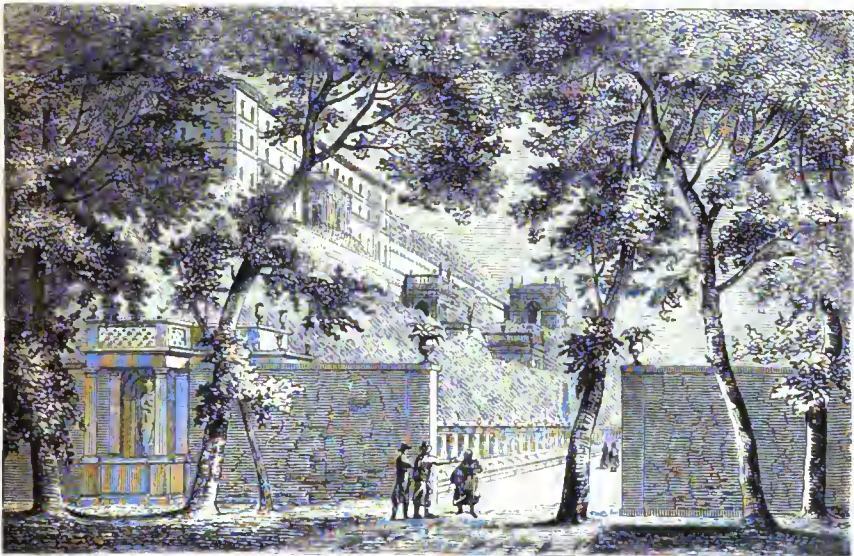
Aus: Burckhardt „Geschichte der Renaissance in Italien.“
Ebner & Seubert, Stuttgart.

Bege, eine eingedrungene Wucherpflanze, besten Falls ein unschönes Gemüsehaupt im Bierbeete der Literatur. Schade, daß man nicht mit der Hade darüber herfallen kann! — Da nun Burckhardts Geschichte der Renaissance in Italien durchaus nicht davon freigesprochen werden kann, daß es in ungeschickt zerhackten und zerstückelten Sätzen geschrieben ist, so bekennen wir offen, es lange Zeit mit einer Art stiller Mißachtung angesehen zu haben: „Staub zum Staube!“ murmelsnd und: „Schade um so viel Geist und Wissen!“ Der Verfasser dieser Schrift, der wir übrigens den Titel Buch in der That nicht mehr streitig machen wollen, der Hochverdiente, den die gebildete Welt Deutschlands verehrt und nicht genug verehren zu können glaubt, wird uns jenes Bekenntniß verzeihen, wenn wir hinzufügen, daß wir von jenem Urtheile zurückgekommen sind, und zwar Dank dem besten und ihm ehren-



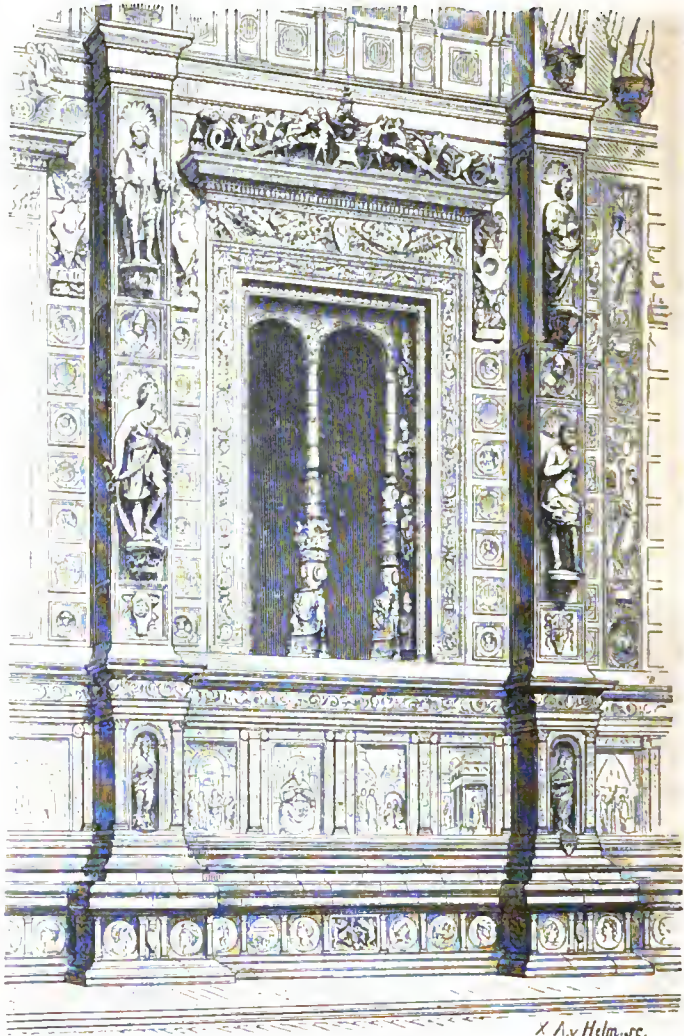
Aus: Burckhardt „Geschichte der Renaissance in Italien.“
Ebner & Seubert, Stuttgart.

vollsten Fürsprecher: dem Gebrauche. In Jahresfrist ungefähr — seitdem das Buch unter anderen Handbüchern eingereicht steht, haben wir oft genug Gelegenheit gefunden, nach ihm zu greifen, uns Rath's bei ihm zu erholen, und wir haben so viel Geschmac daran gefunden, daß wir auch ohne Zwang uns gern einmal über seine Blätter gebeugt, ja, daß wir es schließlich sogar eingehend studirt haben. Ja, eine rauhe



Aus: Burckhardt „Geschichte der Renaissance in Italien.“
Ebner & Seubert, Stuttgart.

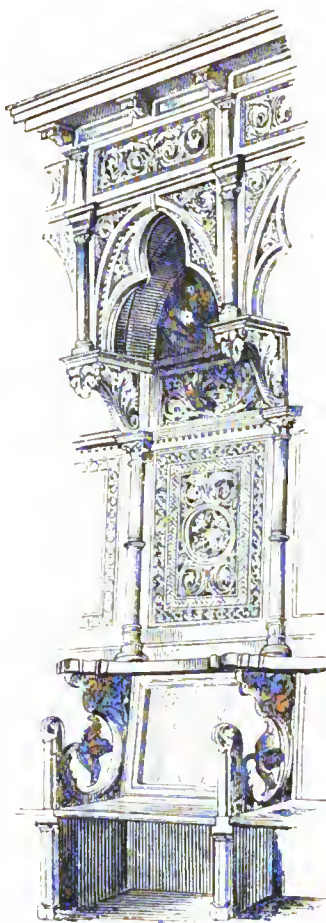
Schale hat es eigentlich für uns immer noch. Aber wir haben diese Rauheit lieb gewonnen, weil wir sie charakteristisch gefunden haben. Ernst und tief und gedrungen: so ist das Buch. Keine jener neuen schellenlauten Redereien über die Renaissance:



Aus: Burckhardt „Geschichte der Renaissance in Italien.“
Eben & Seibert, Stuttgart.

„Die Völker erwachen“ u. s. w. — Vorträge für ein gemischtes Publikum — sondern gleich dem Tone eines Lehrers, der die Sache versteht, von der er spricht. Auf diesen paar hundert Seiten ist eine Fülle von Nachrichten niedergelegt, finden sich so viele

Anregungen, wie in einem ganzen Berge „epoche-machender“ Schriften. Der Inhalt umfaßt die gesammte Kunst der italienischen Renaissance in allen ihren Verzweigungen und Abarten. Von der Freske und dem großartigen Facadenbaue bis zur Intarsie findet man über Alles den vollständigsten Aufschluß, Nachrichten über Ausübung, über Beziehungen zu Verwandtem, vollständige Quellenübersicht von Allem. Gerade in diesem letzten liegt das Wesen dieses Buches: es ist ein Quellenbuch, wie es mancher Dozent zur Hilfe seiner Schüler, zur Abkürzung und zum Leitfaden seines Vortrags anlegt und schließlich herausgibt. Höchst wahrscheinlich ist dies auch die Entstehung des vorliegenden gewesen. Aber während die meisten anderen dieser Gattung setzten über den engen Kreis nicht sowohl der Hörer, als der eigentliche Schüler des Verfassers, kaum hinausdringen, und ihr jährlicher Absatz je nach dessen Zulauf zwischen zwei bis zwanzig Stück auf- und abschwankt, hat dieses ein ausgedehnteres Publikum gefunden, wie der Umstand beweist, daß es in zweiter Auflage vorliegt. Natürlich hat es diesen Erfolg verdient; bei Büchern dieser Art wird der Erfolg weder zufällig erspielt, noch künstlich gezüchtet, sondern er wird erarbeitet. Offenbar aber haben die Verleger diesen Ausgang glücklich vorherempfunden, sie würden sonst nicht eine solche Ausstattung daran gewagt haben. Es ist genau die der Lübke'schen Werke (die ja theilweise aus demselben Verlage hervorgegangen sind), der Umfang das bekannte Großoctav, der Druck Antiqua, das Papier ein wenig getönt, zur Annehmlichkeit des Auges. Die Holzschnitte sind sehr zahlreich — ungefähr auf zwei Seiten kommt eine Illustration. Ein Freude hat man an den Registern; sie machen das Buch erst zum rechten Schätze. Der Verfasser weiß also doch, was zu einem Buche gehört und ist bereitwillig, es seinen Lesern zuzugestehen. —ck.



Aus: Burckhardt „Geschichte der Renaissance in Italien.“ Etner & Seubert, Stuttgart.

Geschichte Kärnthens von Edmund Hefcher. Klagenfurt, Johann Leonson.

Diese Geschichte Kärnthens gehört zu einer Gattung von Büchern, deren Erscheinen wir mit besonderer Freude begrüßen. Nichts ist geeigneter, in dem Leser die Liebe zum heimathlichen Boden zu verstärken, als solche Gaugeschichten, und der Deutsche hat in jener Beziehung von Zeit zu Zeit eine gewisse Nachhilfe sehr nöthig. Natürlich überschreitet ihre Wirksamkeit nur selten einen ziemlich beschränkten Kreis; um so dankenswerther ist es indeß, wenn Jemand sich mit einem Erfolge darin begnügt. Wir können gar nicht genug lesbare Darstellungen deutscher Geschichte erhalten. —ck.

N. Schramm. Italienische Skizzen. Wanderungen durch Rom und Neapel. 307 S. Erfurt 1883, Fr. Bartholomäus.

Der Verfasser führt, gewissermaßen zur Entschuldigung, daß er zu den ungezählten Büchern über Italien noch ein weiteres fügt, in seiner Vorrede, ein Wort Goethes an: „Wenn jeder Mensch nur als ein Supplement aller übrigen zu betrachten ist und am nützlichsten und liebenswürdigsten erscheint, wenn er sich als einen solchen giebt, so muß dies vorzüglich von Reiseberichten und Reisenden giltig sein. Persönlichkeit, Zweck, Zeitverhältnisse, Gunst und Ungunst der Zufälligkeiten, Alles zeigt sich bei einem Jeden anders.“ Es wird demgemäß jeder Reisebericht um so mehr Anspruch auf unsere Beachtung haben, in je höherem Grade er ein individuelles Gepräge trägt und gerade das hervorzulehnen weiß, was der Einzelne eben nur mit seinen eigenen Augen, nur durch die oder jene freundliche oder unfreundliche Wendung seiner Reiseabsichten und nur durch das Medium seiner eigenen Bildung oder Weltanschauung gerade so und nicht anders zu sehen vermochte. Diesen Zug der Individualität trägt das vorliegende, gut und geistvoll geschriebene Buch in hohem Grade und diese charakteristische Eigenschaft dürfte seine Lectüre allen Freunden Italiens zu einer angenehmen, unterhaltenden und anregenden machen. Im Besonderen aber dürften diese „Italienischen Skizzen“ darum noch die Aufmerksamkeit weitester Kreise verdienen, weil ihr Verfasser als protestantischer Prediger, so oft sich die Gelegenheit dazu bot, auch dem Treiben und der Praxis der römischen Kirche seine intensive Aufmerksamkeit zuwendete und nirgends veräußerte, aus eigener Anschauung sich zu belehren und ein höchst interessantes Material darüber zusammen zu bringen. Die hier einschlägigen Stellen des Buches gehören zu den interessantesten des Ganzen; das Capitel „Die freie christliche Kirche in Italien“ bringt äußerst beachtenswerthe Daten über die Zunahme und das Emporblühen der protestantischen Schulen in Italien, speciell in Rom; das Capitel „Unter den Augen des Papstes“, in welchem „päpstlich autorisirte Urtheile über den Protestantismus“ für Diejenigen auszuspruchsweise mitgetheilt werden, welche bei den Streitigkeiten zwischen dem Ultramontanismus und dem deutschen Kaiserthum wirklich noch auf einen guten Willen des ersteren zu rechnen geneigt sind.

— r.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher:

- | | |
|---|---|
| Baibil's allgemeine Erdbeschreibung. Lfg. 17—24. Wien, A. Hartlebens Verlag. | Benewa, Rudolf, Die Anlage von Arbeiterwohnungen. Atlas. Weimar, B. F. Voigt. |
| Bret Harter's Neueste Novellen. Leipzig, Breitkopf u. Haertel. | Lynden, Elise von, Ein Moll-Akkord. Schwerin, A. Schmiedekampfs Buchhandlung. |
| Bucher, Bruno, Reallexikon der Kunstgewerbe. Wien, Georg Paul Passy. | Manntewfel, Erna von, Monogramm-Büchlein. Harburg a. d. Elbe, Gustav Elkan. |
| Dahn, Felix, Der Kurier nach Paris. Leipzig, Breitkopf u. Haertel. | Meyers Hand-Lexikon des allgemeinen Wissens Lfg. 26-33. Leipzig Bibliographisches Institut. |
| Erckmann-Chatrian, Ausgewählte Werke. Lfg., 33—38. Stuttgart Rieger'sche Verlags-handlung. | Naumann, Dr. Emil, Italienische Tondichter. Berlin, Robert Oppenheim. |
| Hellwald, Frdr. von, Kulturgeschichte. Lfg. 1—5 Augsburg, Lampart u. Co. | Neumann, Geographisches Lexikon des Deutschen Reichs. Lfg. 23—33. Leipzig, Bibliographisches Institut. |
| Heydebrand u. d. Lasa, Leopold von, Handbuch des Fahr-Sport. Wien, Hartlebens Verlag. | Nordlandfahrten, Malerische Wanderungen durch Holland und Dänemark. IV. Band. 5. Lfg. Leipzig, Ferdinand Hirt u. Sohn. |
| Hübner, Julius, Ausstellung des Vereins Berliner Künstler. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. | Sculer, E. George, Fern. Reise u. Forschungs-Erlebnisse in dem Lande der Incas. Lfg. 1—5. Leipzig, Alwin Georgi. |
| Kosakauts, K. L. W., Lieder des Leides, Berlin, Kamlah'sche Buchhandlung. | Strindberg, August, Svenska Oeden och Aefrenty. Band 1. Stockholm, Looström u. Co. |
| Laba, Ferdinand, Dialogische Belustigungen. Pressburg u. Leipzig, Karl Stämpel. | Sutermeister, O., Schwizer Dütsch. Heft 17. 1 & Zürich, Orell Füssli u. Cie. |
| Lützw, Karl von, Die Kunstschatze Italiens. VI. Lfg. Stuttgart, J. Engelhorn. | Zela, Emilie, zum Glück der Damen. Roman. Budapest, Gust. Grimm. |

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

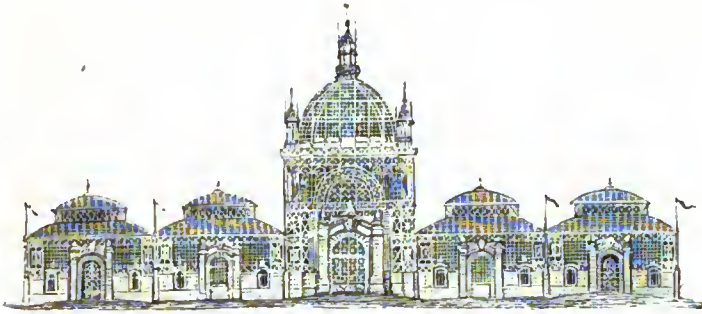
Inseraten-Beilage zu „Nord und Süd“.

Band 25. — Juni 1883. — Heft 75.

✠ Inseritionspreis ✠

für die zweispaltige Nonpareilzeile oder deren Raum 50 Pfg. = 30 fr. österr. Währ. = 65 Centimes.

Für den Inhalt der Inseraten-Beilage verantwortlich **Gedhard Wagner** in **Dreslau**.



Unter dem Allerhöchsten Protectorat
Ihrer Majestät der Kaiserin-Königin Augusta.

Allgemeine Deutsche Ausstellung

auf dem Gebiete der

Berlin 1883
10. Mai bis 15. Oct.

Hygiene

Berlin 1883
10. Mai bis 15. Oct.

(Gesundheitspflege und Gesundheitstechnik) und des

Rettungswesens.

Eröffnung am 10. Mai, Dauer bis 15. October.

Drei Eingänge. Direkte Verbindung durch Station „Lehrter Bahnhof“ der Stadtbahn und mit zwei Pferdebahnhöfen.

Eintrittspreis für den Besuch der Ausstellung von 10 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends am Donnerstag 1 Mk., an den übrigen Tagen 50 Pf., von 8 Uhr bis 10 Uhr Morgens 1 Mk. Von 6 Uhr bis 10 Uhr Abends bleiben Gartenanlagen und Restaurationen geöffnet, Eintrittspreis einschliesslich des täglich stattfindenden Concerts 30 Pf. Verkauf von Billets für die Ausstellung, anser an den Eingängen, auf allen Stationen der Stadtbahn, sowie bei den Conductoren der Pferdebahn. Abonnements-Billets für einzelne Personen und Familien im Bureau der Ausstellung.

Täglich während und nach der Ausstellung Concerte der Philharmonie und zweier Militärmusik-Capellen. Beleuchtung des Terrains und der Gartenanlagen mit elektrischem Licht und Fr. Siemens'schen Regenerativ-Brennern. Panorama, Rundgemälde (Ansicht von Gastein) von Prof. Hertel, Velarien von Prof. Preller in Dresden. Täglich Vorstellungen der Taneher, Vorführung von Lösch- und Rettungs-Geräthen jeden Dienstag Nachmittag, Besichtigung des Feuerbestattungs-ofens von F. Siemens; jeden Donnerstag Verbrennung eines Tiercadavers. Volksbadeanstalt täglich zur Benützung. Volksschule und Kochschule, Besichtigung eines Kohlenbergwerkes, Gebäude für wissenschaftliche und häusliche Einrichtungen. Zwei Aufzüge zur Kuppel mit prächtiger Aussicht auf Berlin. Wissenschaftliche Vorträge über Fragen auf dem Gebiete der Gesundheitspflege und des Rettungswesens in verschiedenen Cycles. Reichhaltige Bibliothek und Lesezimmer mit mehr als hundert Zeitschriften politischen, belletristischen, technologischen, hygienischen und medicinischen Inhalts. —

Im Garten der Anstellung und in einem Stadtbahnbogen Restaurant 1. Classe, Restaurant 2. Classe, Wiener Café und Conditorei. Weissbierstube, Wein- und Frühstückstube mit kalter Küche im Innern des Gebäudes. Generalpächter der Restaurationen und Leiter Herr Bauer, Besitzer des Café Bauer unter den Linden.

Internationale Ausstellung für Colonien und Export,

Unter dem Protectorate Sr. M. des Königs der Niederlande.

Zugleich: Ausstellung moderner Kunst. — Historische, Niederländische Kunst-Ausstellung. — Ethnographische Ausstellung. — Permanente u. temporäre Gartenbau-Ausstellungen. — Sängere- u. Musikfeste. — Der Park wird elektrisch beleuchtet und bleibt dem Publikum bis Mitternacht geöffnet. — Tägliche Concerte.

Amsterdam

Mai — 1883 — October.

Bad Pyrmont. Pilsenerbahn z. Salzbad
Salzbad 15. Mai-30. Sept. a. Bahnhof, 5 Minuten.
Aufbekannte Stahl- und Soolquellen.
Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfäder.
Bestellungen von Stahl- und Salzwasser sind an Fürstl. Brunnen-Comptoir
zu richten; sonstige Anfragen erhebt Fürstl. Brunnen-Direction.

Die aus dem Biliner Sauerbrunn gewonnenen
PASTILLES DE BILIN
(Biliner Verdauungszeltchen)

bewahren sich als vorzügliches Mittel bei Sodbrennen, Magenkrampf, Blähsucht und beschwerlicher Verdauung, bei Magenkatarrhen wirken überraschend bei Verdauungsstörungen im kindlichen Organismus, u sind bei Atonie des Magens und Darmcanals zufolge sitzender Lebensweise ganz besonders anzuempfehlen

Depôts in allen Mineralwasser-Handlungen, in den meisten Apotheken und Drogen-Handlungen.

Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen)

Bad Homburg

Wirksame Brunnenkur bei allen Magen- u. Unterleibsleiden (Leber, Milz, Gelbsucht, Gicht). Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moor-Bäder.

Inhalationen für Hals- und Brustleidende. Molkenkur.

Heilgymn. Institut (Electrotherapie, Massage). Kaltwasser-Heilanstalten.

Luftkurort ersten Ranges für Nervenleidende u. Reconvalescenten.
Eieg. Kurhaus m. Park. Vorzügl. Orchester, Theater, Réunions, Illuminationen etc.

Illustrierte Frauen-Zeitung.

Großes illustriertes Journal für Unterhaltung und Mode.

Jährlich 24 Unterhaltungs-Nummern zu je 2 bis 2 1/2 Doppelbogen, 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährl. Abonnementspreis M. 2.50.
Die Fests-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Silbermappe“, und kostet das Heft (24 jährlich) 50 M.

Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich M. 4.25.

Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Fests-Ausgabe auch alle Post-Anstalten.

Emanuel Geibel's Gesammelte Werke.

Dem deutschen Volke bieten wir hiermit
in 40 Lieferungen à 50 Pf.

die Gesammelten Werke seines Lieblingsdichters in einer elegant ausgestatteten Klein-
octav-Ausgabe.

Emanuel Geibels Gesammelte Werke

koften Mark 20.—, während die in ihnen enthaltenen Einzel-Ausgaben circa
Mark 55.— kosten.

Inhalt: Gedichte. Zeitschriften. — Juniuslieder; Julian. Episches Fragment. — Neue Ge-
dichte. Gebiäte und Gebenblätter. — Spätherbstblätter. Heroldsrufe. — Preiliche Erzählungen.
Afrischen. Oren. Elegien. Classisches Niederbuch. — Dramaturgische Dichtungen: Brunhild. Die Loreley.
Echtes Gold wird klar im Feuer. — Sophonisbe. Wetzlar Andrea. — Die Jagd von Beziars. —
Gelegenheitsgedichte. Poetische Uebersetzungen aus dem Französischen. Englischen und Spanischen.

Die Erste Lieferung und Prospekte

durch alle soliden Buchhandlungen, sowie die

Stuttgart.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Stark Bibliothek

Ein Cyclus belletristischer Novitäten

unserer berühmtesten und beliebtesten Erzähler wie z. B.

Carl Braun: Wiesbaden, Felix Dahn, Wilhelm Jensen, Heinrich Raube,
Paul Bindau, Rudolf Bindau, Alfred Reihner, Eise Bolko, Otto Roquette,
Kevin Schädins, C. Wichert, H. Witbraudi, C. v. Wildenbruch u. v. A.

Monatlich ein abgeschlossener Band in halbeleg. Originalband geb. für die
Subscribenten. Preis pro Band nur 3 Mark. Im Einzelverkauf 4 Mark. Zur
Ausgabe gelangte soeben der I. Band: Die kleine Prinzessin. Blond muß sie sein
von Heinrich Raube.

☛ Zu beziehen durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes. ☚

Verlag von E. Schottlaender in Breslau.

→ Die Religionen ←

Soeben erschienen:

Die Religionen, ihr Wesen, ihr Entstehen und ihr Vergehen

von

Dr. A. von Helmersen.

2. Auflage. Preis 1 fl. 50 kr. = 3 Mark.

Verlag Leykam-Josefsthal in Graz.

→ und ihr Vergehen. ←

ihr Wesen

ihr Entstehen

Station
Wabern
b. Cassel.

BAD WILDUNGEN.

Saison
vom 1. Mai
b. 10. Octob.

Gegen Stein-, Gries-, Nieren- und Masenleiden, Bleichsucht, Nustarmuth, Syphilis etc. sind seit Jahrhunderten als spezifische Mittel bekannt: **Georg-Victor-Quelle** und **Selenen-Quelle**. Anfragen über das Bad, Bestellungen von Wohnungen im **Badelagirhaus** und **Europäischen Cafe** etc. erliegt: Die **Inspection der Wildunger Mineralq.-Actiengesellschaft**.

Einladung zum Abonnement
auf die

„Allgemeine Zeitung“ (mit wissenschaftlicher Beilage und Handelstheil). früher in Augsburg erschienen.

Preis $\frac{1}{2}$ jährlich im **Vorabonnement**: für Deutschland-Oesterreich 9 Mark; (6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat eines Kalenderquartals.) Für das Ausland mit entsprechendem Zuschlag. (Schweiz Fr. 14.40. Italien Fr. 15.)

Bei direktem Bezug unter Streifenband von der Verlags-Expedition monatlich für Deutschland-Oesterreich 4 Mark, für das Ausland 5 Mark 50 Pf. (in Wochenendungen 4 Mark 80 Pf.)

Die „Allgemeine Zeitung“ erfreut sich in- und außerhalb Deutschlands des Rufes als angesehenstes Organ der deutschen Tagespresse, und hat sich denselben stets zu erhalten gewußt durch Unabhängigkeit nach allen Richtungen, freie aber maßvolle Beurtheilung der politischen Tagesfragen, gebiegene und umfassende Erörterung der staatswirthschaftlichen Bewegungen und socialen Probleme aller Kulturvölker.

Die „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“, zu deren Mitarbeitern die hervorragendsten Vertreter der Wissenschaften und Künste zählen, widmet allen einschlägigen Erscheinungen die gebührende Beachtung durch gebiegene Referate oder selbstständige Aufsätze von meist bleibendem Werth.

Der **Handels- und volkswirthschaftliche Theil** bietet in Originalartikeln, umfassender Berichterhaltung aus allen Zweigen des Geld- und Güterverkehrs, sowie durch telegraphische Kursberichte von den wichtigsten Börsenplätzen dem Capitalisten und Geschäftsmann hinreichendes Material zur Information und Belehrung.

In der hier angebotenen Reichhaltigkeit und Gediegenheit nimmt die „Allgemeine Zeitung“ den ersten Rang in der gesammten Publizistik ein. Ihre Leitartikel und wissenschaftlichen Abhandlungen dienen häufig als Quelle oder Baustoff für größere Arbeiten und grundlegende Werke aller Disciplinen. Die „Allgemeine Zeitung“ zählt deshalb zu den werthvollsten Bestandtheilen der öffentlichen und Privat-Bibliotheken.

Wir laden zum Eintritt in das Abonnement hiermit höflichst ein. Dasselbe kann bei direktem Bezug jederzeit und für beliebige Dauer bei uns angemeldet werden. Probenummern nebst neuestem Quartalsregister gratis und franko.

Expedition der „Allgemeinen Zeitung“ in München.

Verlag von S. Schollander in Breslau.

Schottische Reiseskizzen.

Von

Franz von Holkendorf.

Mit dem Portrait des Verfassers in Kupfer-Nabirung.
Elegant broschirt M. 4.—; fein gebunden M. 5.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Prämirt mit
22 Medaillen.

Stollwerck'sche Chocoladen.

ausgerlobnet mit
23 Hofdiplomen.

Niederlagen in allen Städten Deutschlands.

Nur beste Rohmaterialien werden verarbeitet.

Verlag v. S. J. Voigt in Weimar.

Vogelhaus
 Das
 und seine Bewohner
 oder die heutigen Aufgaben in der Pflege
 und Züchtung gefangener wie der des
 Schutzes bedürftigen freien Vögel.

Von
Philipp Leopold Martin.
 Vierte verbesserte und vermehrte Auflage.
 In illust. Umschlag.
 1883. gr. 8. Geh. 3 Mark.
 Vorrätzig in
 allen Buchhandlungen.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Sieben erschienen:

Blicke in die Religionsgeschichte
 zu Anfang des
 zweiten christlichen Jahrhunderts.
 Von Dr. M. Joël.

Zweiter Band.
 Inhalt: Der Conflict des Heidenthums mit dem
 Christenthum und seine Folgen für das Judenthum.
 Eleg. brosch. M. 4.—; fein geb. M. 5.—
 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In-
 und Auslandes.

Dorfschwalben aus Oesterreich.

Frischer Flug.
 Von August Silberstein.
 III. Band.
 Elegant broschirt M. 4.—; fein gebunden M. 5.—
 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen
 des In- und Auslandes.

Verlag der k. k. Hofbuchh. Hans Feller
 Karlsbad (Böhmen)

Wiel Dr. Josef (Zürich) Diätet.
 Behandlung,
 Band I:
Tisch für Magenranke

5. Aufl. M. 4. Von diesem Bande wurden
 nahezu 20,000 Exempl. verkauft, auch ersch.
 franz., holländ., russ. u. schwed. Uebersetzung.

Band II:
Tisch für Lungenranke

(Bearbeitet von MDr. Adolf Biermann.) 1882.
 Brosch. M. 4.

Band III:
Tisch für Fieberranke

(Bearbeitet von Prof. Dr. J. Uffelmann.) 1882.
 [1869] Brosch. M. 4.

Blas- und Streich-Instrumente,
Cithern, Saiten etc.

empfiehlt in ausgesucht tadelfreien Exemplaren.
 Ia Referenzen.

Paulus & Schuster
 Instrumentenfabrik, Markneukirchen, Sachsen.

Zum

Luther-Jubiläum.

Sieben erschienen in 2. wesentlich umgearbeiteter
 Auflage:

Martin Luther.

Sein Leben und seine Schriften.

Von Professor Dr. Julius Köstlin.
 2 Bände, 100 Druckbogen stark.

Preis broschirt 18 Mk., in Halbfranz geb. 21 Mk.

Die Verlagshandlung:
 Elberfeld. **R. L. Friederichs.**

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

❁ **NORD UND SÜD** ❁

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben von Paul Lindau.

Erscheint in monatlichen Hefen (Leg. 80) in eleganter Ausstattung mit je einer Kunstbeilage in Radirung.

Preis pro Quartal (= 3 Hefte = ein Band) M. 6.—. Einzelne Hefte à M. 2.—

— Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. —



Natürliches Carlsbader QUELL-SALZ

(Pulverform)

in Glasflaschen
zu 100 und 200 Gramm

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit
obenstehender
Schutzmarke ver-
sehen und mit der
Firma:

**Carlsbader
Mineralwasser-
Versendung**

Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz
oder in anderer als
oben bezeichneter
Verpackung
vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum
hiervor gewarnt.



in Glasflaschen zu 500, 250
und 135 Gramm.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit
obenstehender
Schutzmarke ver-
sehen und mit der
Firma:

**Carlsbader
Mineralwasser-
Versendung**

Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz
oder in anderer als
oben bezeichneter
Verpackung
vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum
hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Pastillen

in $\frac{1}{1}$ und $\frac{1}{2}$ Schachteln

enthalten die wirksamsten Bestandtheile der Carlsbader
Mineralwässer.

Carlsbader Sprudel-Seife

in Stücken zu 125 Gramm
unter Controle der Stadt hergestellt.

CARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1883er. Frische Füllung 1883er.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	53 ^{oo} R.
Mühlbrunn . . .	44 ^{oo} R.
Schlossbrunn . . .	44 ^{oo} R.
Theresienbrunn . . .	48 ^{oo} R.
Neubrunn . . .	49 ^{oo} R.
Marktbrunn . . .	39 ^{oo} R.
Russ. Kronquelle	28 ^{oo} R.
Felsenquelle . . .	47 ^{oo} R.
Kaiser Karls-Qu.	34 ^{7o} R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen- Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.
—
CARLSBADER
Sprudel-Seife.
—
CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch

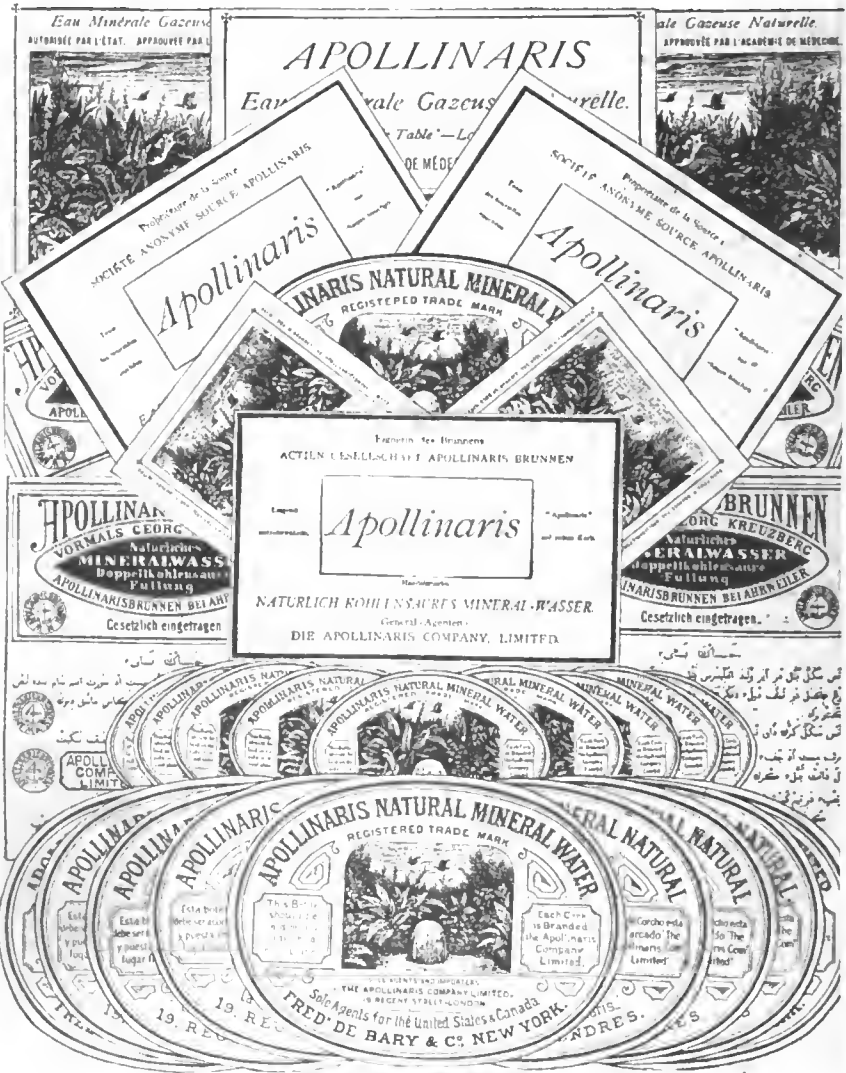
alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

Natürlich

KOHELENSAURES MINERAL-WASSER.
 APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.



KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.
DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED)
 Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Inhalt des 25. Bandes.

April — Mai — Juni.

1,883.

^H-

Friedrich Althaus in London. ^m°

Erinnerungen an Gottfried Kinkel 5H

Rudolf Vaumbach in Triest.

Neue Dichtungen 205

Karl Braun-Wiesbaden in Leipzig.

Wer hat das Pulver erfunden? Eine kulturgeschichtliche Plauderei. 276

Felix Dahn in Königsberg.

Nachruf an Richard Wagner <26

Georg Lbers in Leipzig.

Das Alte in der arabischen Kultur seiner Vornamen I. II. <q;. 22?

Ferdinand Hiller in Köln.

Mariine du Camp 99

Wilhelm Jensen in Freiburg i. V.

Der Wille des Herzens. Novelle 2?9

Paul Lindau in Berlin.

Leconte de Lisle, Roman von Emile Zola 5«?

Paul Lindau in Berlin.

Die Ermordung des Advocaten Vernays 222

Wilhelm Kübke in Stuttgart.

Aus der Hamilton'sammlung. Vorticelli's van<c>Leichnungen 55

Hermann Oelschläger in Eannstatt!

Einladung nach Eannstatt. An Karl Lauer 254

Ludwig Pietsch in Berlin.

Wassili Wassiliewitsch Wereschagin 359

Inhalt des 25. Bandes.
Preußen in Aurlhessen.
Erinnerung eines alten Offiziers an die preußische Expedition in Aurlhessen im November und Dezember 1850. (vergleiche „Nord und Süd“ November 1882) 28<
Otto Roquette in Darmstadt.
Die vertrauten. Novelle I
Johannes Scherr in Zürich.
Das Fasnachtsspiel von Gmünd. Eine Jugenddenkmal 88
A. Schneegans in Messina.
Eurikleia. Ein bulgarisches Genrebild >H5
Fortschritt von Stein in Wien.
Musik und Staatswissenschaft. I. II etc. 209
Carl Vogt in Genf.
Goethes geologische Studien in Karlsbad und bei Franzensbad 29
Bibliographie 128. 264. 205

!lord und Süd.
Eine deutsche Monatschrift.
Herausgegeben
Oaul tindau.
Fünfundzwanzigster Vand.
(M!! d»n poitiHtz von V«o Uoquxte, n,,d«!f Vaunibnch und lv, w. we«!chngin,)

Vreßlau 1883.
Verlag von 3. öchottlaenber.

April 1883.

Inhalt.

Sri«

Gtto Roquette in Darmstadt.

Die vertrauten. Novelle j

Wilhelm tnbke in Stuttgart.

2l»5 der Zamilto»'Sammlung. Votticelli's Daiitc Zeichnungen... 25

Friedrich Tllthaus in london.

Erinnerungen an Gottfried Kinkel 5H

lorenz von Stein in Wien.

Musik und 3taat5wisscnschaft ?6

Johannes Scherr in Zürich.

vas sassionsspiel von Gmünd. Eine lügenderinnerung 88

Ferdinand Hiller in Rön.

Marime du Camp 99

f)anl lindan in Verlin.

^,u «onlivur (tc5 Onm<.^>. Roman von Emile Zola ^0?

Felix Dahn in Rönigsberg.

Nachruf an Richard Wagner l.26

Vibliographie l.28

ljierzu ein Portrait von <Vtto Roaclte, Radirung von Ivilhclm Rohr

in München.

^^ Piri5 si« Vu>>!!>>! (2 l?ef>e» 6 M^i!, —

zl«>»ll!«» nach Zlolin W6l, «0,1 der hrs^iliutzi i. ol^nc ün.^idr einz >ci,o,!r,,!i^i,,ri,s zu ilchlen. »—

Beilagen zu diesem hefte

von

«K. Kreyl»g in «leipl!« »»!> Z!. ljcmply in ?r«g. <vr<sel. der louüch, iül,1

K, Kcholtlaend« in Zll«l»o. >5!mn»,„ d« Picssc l>c,r. >»^>—<»<u. l>ieih,g l<>h>e dliüschr

«»lchichl»)

^l,M! ^,!,^,!,!!!>""!1!!!^!!

Prcispect.

MIIMIIIsiIMMMWMS^" ^ „»„!„„„„„^ ^ „„ ^,-

„Oord und Süd"

5 iebentcr Jahrgang.

5

ülit dem soeben erschienenen 73. Hefte tritt unsere Monatschrift in ihren siebenten Jahrgang, wir glauben allen Grund zu haben, in deni ununterbrochenen Gedeihen des Unternehmens eine Gewähr für die ihm innewohnende Lebenskraft, für seine gedeihliche Zukunft zu erblicken. Mit Zweifeln bei dem ersten Erscheinen begrüßt, ist es „Nord und Süd", durch Festhalten an seinem Programme: „von den Ersten das Veste zu liefern" gelungen, in der Reihe der periodischen Unternehmungen mit ähnlichen Zielpunkten eine maßgebende Stellung zu erringen und zu behaupten. Die sechs vorliegenden Jahrgänge setzen sich aus den Beiträgen von mehr als zweihundert Mitarbeitern zusammen, unter denen wir den ersten Geistern unserer Nation, den Leitern ihrer geistigen Bewegung, innier wiederkehrend, begegnen. Die erschienenen Hefte gestalten sich auf diese weise zu einer eigenartigen und fesselnden Uebersicht über das gesammte Eulturleben der von ihnen bezeichneten Periode, und die ihnen folgenden Hefte sollen und werden in gleichem Maße ein Spiegelbild ihrer Zeit sein. Sie sind es noch in dem anderen Sinne, daß sie nicht nur den Geist unserer ausgezeichneten Gelehrten, Dichter und Schriftsteller widerstrahlen, sondern dem Leser auch diese selbst in authentischen, meisterhaft in Aupfer radirten Porträts vor Augen

führen, und zwar meist in Verbindung mit einem Beitrag aus der Feder der dargestellten Persönlichkeit. <Ls wird auf diese Weise eine Art persönlicher Beziehung zwischen dem Autor und seinen Lesern hergestellt, die für beide Theile gleich reizvoll sein muß.

Line kurze Prüfung des (diesem Heft beigegebenen) Inhaltsverzeichnisses über die ersten 24 Bände wird für die Richtigkeit der vorstehenden Anschauungen Zeugniß ablegen, nicht minder wie die Durchsicht dieses Anfangsheftes (No. 73) vom siebenten Jahrgänge für das Verhalten der Redaction auf ihrem ursprünglichen Plane. Line Liste der in den Mappen des Abdrucks gewärtigen oder zur demnächstigen Ablieferung versprochenen Beiträge würde dieses Zeugniß verstärken; aus der Zahl derselben seien nur hervorgehoben: belletristische Beiträge von Paul Zenz, Wilhelm Jansen, Rudolph Lindau, Hermann Oelschläger, Gustav zu Putlitz, Graf Schack, Ernst Wichern, ein dramaturgischer «Essay von Adolph Wilbrandt, wissenschaftliche Aufsätze vom wirkl. Geh. Ober-Medicinalrath Prof. Th. Frerichs, Wilh. von Gieselrecht, Eduard Gans, Rud. von Ziemer, Wilh. von Lützow, Johannes Scherr, Lorenz von Stein, Ludwig Struv etc. etc. Außerdem bringt die Mehrzahl der Heft Beiträge aus der Feder des Herausgebers Paul Lindau.

Der inneren Vornehmheit der Monatsschrift wird auch in Zukunft ihre äußere Erscheinung entsprechen.

So sei denn „Nord und Süd“ von Neuem der Gunst des gebildeten Publikums auf das wärmste empfohlen!

Breslau, <L>e März <R>85.

Die Verlagsbuchhandlung
S. Schottlaender
Veselschei» umstellend!

Bestellschein.

3)er Unterzeichnete bestellt hiermit bei der Buchhandlung von
1 Expl. „MNIH nll HÄ»U^1“, herausgegeben von Paul Ainbllll!
April ^883 zur Ansicht.

1 Expl. do. April bis Juni ^883 zur Fortsetzung.

Preis pro Quartal (2 Hefte) <j Mark.

Verlag von S. Schlltlacndr in Breslau

und bittet um pÄ¼nktliche Zusendung der Hefte je nach Erscheinen.

!

Bei der Buchhandlung von
bestelle ich hierdurch
„Nord und Süd“
wie angegeben von Paul Lindau
«Expl. Vand I.. II., III..IV., V.. VI.. VII.. VIII., IX..
X.. XI.. XII.. XIII., XIV.. XV, XVI.. XVII..
XVIII.. XIX., XX., XXI.. XXII.. xxm..
XXIV.
elegante Broschüre zum Preise von 6° . —
pro Vand (—3 Hefte)
fein gebunden zum Preise von 8^{\wedge} . —
pro Vand
do. Heft „2,2,, 5,6, 7, 8, 9, ,0, u, »,2, ;2, ,4, ,5, ^6, ,?, ,8.
»9, 20, 2<, 22, 22, 2,, 22, 25, 27, 28,29, 2«, 21,, 22, 22,
2,, 25, 26, 27. 28. 29, HU, 4l, ,2, ,2, 44, ,5, ,6, ,7, ,8,
,9, 50, 5!,, 52, 52, 5H, 55. 56, 57, 28, 59, 60, 6<, 62, 62
64, 65, 66 67, 68, 69, 70, ?<, 72
zum Preise von 2^{\wedge} . — pro Heft
Einbanddecke zu Vand XXIV. (Januar bis
März IM3)
do. do. zu Vand I.. II., III.. IV. V. VI.. VII.,
vm., ix., x.. xi.. xii., xm..xiv. xv. xvi..
XVII.. XVIII.. XIX.. XX, XXII.. XXIII.,
XXIV.
zum Preise von 1^{\wedge} .50 pro Decke
N!ch»gew«»Ich»«5 bitte z» >»ichst«Ich«!>.
Um gefi, «ch! deutlich« N»men»> »nd w»l>n»ng,«ng»be n>ll> «such».

Inhalts-Verzeichnis

//

ron

^lord und Süd.

//

Eine deutsche 2Nonatsschrift

Herausgeber: Mul Lindau in Verlin, Verleger: S. Schattlamder in Vreslau.

24 Vhnde lex, 8« ^ 27—30 Vogen auf elegantem Papier, mit je 3 Aunftbeilage!

(portraits) in Kupfer>Raoirung.

In feinsten Viginal-Linbilnden mit reicher Goldpressung und schwarzdruc.

f)reis pro Vand gebunden 8 !Nart.

HM" Hu »r^clic» di,rc>i .Nlr ViliM.i.,tM!»um oel) I,!< und Ulißlaiidel). "WO

Inhalt des elfte« ßandes.

I, Nil'

L.Raab

Wie der

,2tH!ng» Faust".

April — Mai — Juni Ig??.

Mit den P»itr°!» «»n W. «iehl, «

brandt, <i, Veibel. Radi« n»n I,

und Sonncnleiter.

Ludwig Anzengniber in Wien.

Zur Psych»l»gi« der Nauern.

Huber ungläubig Waid,

Friedrich Vodeuftedt in Wiesbaden.

Pr»log.

«ruft CurtiuS in Berlin.

Vriechliche Ausgrabungen. l»?6—l»?7.

Georg ßberS in Leipzig.

«litteration und Reim im «ltägypijchcn.

Jacob v. Falle in Wien.

Da» Feniler in der Wohnung.

Ituno Fischer in Heidelberg,

Em literarischer Findling als

Karl v. Gcblcr in Meran.

Alessandro Manzoni.

E»»nuel Geibel in Lübeck. Mi» Porträt.

Distichen »u» dem Winterlagebuch.

Die Jagd »an Vezier«. Vorspiel einer Nilbtn.

gensertraaödie.

itarl Gacdete in Gültingen.

ilmanuel Geibel.

vret harte in New-Yorl.

Der Mann von Solan», «meillanlsche Slizze,

(Uebertragen von Ud» Brachvogel,)

hanS Hopfen in Berlin.

Zwilchen Dorf und Stadt. ül»»el>e.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. Nr.

Nu« den Landen. No«cile.

Rudolph O. Iherin« m Güttingen.

Da« Leben für und durch Ander« »de» die

Gesellschaft.

Ferdinand Kürnberger in Wien.

«unstlerbräule. üloielle.

Paul Lind«« in Berlin.

Ferdinand Lassalle« letzte Rede. Ein« »«rsünliche

Erinnerung.

«Uhelm Lüble in Stuttgart.

Peter P»ul »üben».

Julius Payer in Franlfutt a. M.

Die englische Nsrdpolexpedition »on l»?5—1«?«.

Fr. Pecht in München.

Moderne Maler. Fr<m, Lenbach.

W. h. Mehl in München. Mit Porträt.

Neu« musilalische «haralterlöpfe. Zwel

deutsche Kapellmeister, »arl Guhr und Karl

Ludwig Dlobilch.

Karl Vogt in Genf.

Ein Irominrr Angriff »uf die heutige Wissenichast,

Adolf Wilbrandt in Wien. Mit Porträt.

Dramaturgische Unt«lh»ltungen. Mein

Freund Scä»»l«.

Inhalt des zweiten Landes.

Juli — August — Zeptember <s??.

Mit den Porträt« «on »ictor Hu»,. L, An.

»engrubei, Fr. Lisz». Gestochen «on

Meyer, Such» und Römer

Ludwig Anzengruber in Wien. MitPortr.

Zur Psychologie der Vauern. Der gort»

überlegene Jacob.

Ed. Vauerulcid in Wien.

<l»rie!pondenzm,An»!!asiu§Giün, Erinnerungen.

«. E. Nrehm in Berlin.

Wildpicrde in den »statischen Steppen.

Woriz Earriere in München.

Geschm»«! und Gewissen.

Veorg tjerllnd in Siraßburg.

Da« Gesetz der Vererbung und die Poesie.

Eduard hnnslick in Wien.

Adelin» Patti, Erinrecungen.

Ferdinand Hiller in Köln.
An Franz Liszt. Mit dem Porträt. Franz Liszt.
Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.
Monika Wiedogel. Hoell.
Rudolph von Ihering in Göttingen.
Herr und Gehalt,
Paul Lindau in Berlin.
Victor Hugo vor der Verbannung (1801—1811).
— In und nach der Verbannung (1815—1830?).
Mit dem Porträt von Victor Hugo.
Rudolph Lindau in Paris.
Der Seher, die Welt.

Nord und Süd.
Friedrich Mehn 0. Walde« in Heidelberg.
«wsstliche Ceniur,
Joses Raul in Wien.
um Vollsdramatiler »u« vesterrelch,
Theodor Unger in Hannover.
Ilunstschreiben und Kunsttreiben,
Vernhard Wagen« in Kiel.
Zwilchen zwei Herzen, Noucille,
Alfred Woltmann in Prag,
Da« Preuhenthum in der neueren 5lunst,
Au« bei eisten französischen Nalional»ers»mm°
lung, — l«?l. — Nach Vliesen und au« dem
Nachlaß eine« Mitglied« derselben,
Inhalt des dritten Sandes.
Vctober— November — December 1,8??.
Mit den Porträt« »on Paul Hehle, W,
LÜble, M. Cllliieie. R°dilt»,l,L,Ra°b.
I. Varon in Berlin.
Hemeinwirthschaft und Prilatwirthschaft,
Vaun-Nfcl d in Wien.
Moriz Schwind zum Gedächlnih
Karl Viedermann in Leipzig.
Zur Entwicllungigcschichtc der Voethe'schcn
Faustdichtung.
h. Vreitingcr in Zürich.
Die Entwicklung de« Realiimu« tn der franzö»
fischen Dichtung de« neunzehnten Jahrhundert«.
Vloriz Carriere in München.
Der Unterschied des plastischen und malerischen
Stil«. Mit dem Porträt «on Moriz Carilcie.
Rudolph Gen^e in Dresden.
Der hundert!, Hamlet. Eine diamaturgischeStudle.
Karl Gocdele in Götlingen.
Paul Hehl«. Mit dem Porträt ». Paul Hehle.
h. Haeser in Breslau.
Salerno.
Vaul Hrhse in München,
Nepp» der Sternseher. NoUelle.
Ippollt» Niepo.
Richard Liebreich in London.
Rcalismu« und Ide»li«mu« im Porträt
Iludolph Lindau in Paris.
Da« roth« Tuch. Novell«.
Wilhelm Lüble in Stuttgart.
Rembrandt »an »hn.
Ludwig Pietsch in Verlin.
Wilhelm Lud!«. Mit dem Porträt », W. Lllble.
Mlhelm Röscher in Leipzig.
gur Erinnerung an Friedrich List. Ungedrullte
Vliese desselben. Mit einer Einleitung
W. Rüftow in Zürich.
Da« schweizerische Heerwesen. Ein Vcitrug zur
Veantwortung der Frage nach der allgemeinen
Nnwendbarcit de« Milizshstem«, auch für die
Heere der Großmächte,
h. W. Vogel in Berlin,
Das Tpectrumu, diechemisch. Willungen d. Licht«.
Adolf Mlbrandt in Wien.
Der Lo»tsenc»mmandeur. Novelle,
Inhalt des Vierten Bandes.
Januar — Februar — März 1,8?8.
Mit den Porträt« »on »«org Eber«, Wil.
Helm Vusch, Arnold »öclln. Radirt »on
Raab, Hecht und Schiel.
Ludwig Anzengruber in Wien.
ZurPsYchologie der vauern. Diesrommi
Vruno Vuchcr in Wien.
gur Popularisirung der ieunst
Georg GbrrS in Leipzig. Mit Portrill.
Mein Grab in Theben.
F. Frensdorff in Gottingen.
Die Entstehung der Hanse.
Ferdinand Freiliarath.
Übersetzungen. Au« dessen Nachlaß, lGldich!«
»on Illobert Hciricl und Th, V, Aldrich,»
Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.
Nohemund. Novelle in Versen.
Georg Gerland in Sraßburg.
Le»tr»l»fien und China.
G. »lebs in Prag.
Schädliche Nahrung«mltcl, Ein Veirrag zlll
Ents!chunge«gesch!chte »on Hraniheiten.
Heinrich von Kleist.
Ucder die allmähliche Verfertigung der Vcdanle»
beim Reden.
Paul Lindau in Berlin.
Wilhelm Vusch, Mit dem Porträt »on Wilhelm
Vusch,
Rudolph Lindau in Paris.

Tödtliche Fehde. Eine Slizzc.
Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Die E»lt»r der Frührenaissanc in Italien.
Jürgen Von» Weher in Bonn.
Zur Philosophie der Gegenwart. Vetrachtungen.
I. Der Matert»ll«mu«.
Lncian Vlüller in St. Petersburg.
Ein römischer Dichter au« »ei geil de« «nis«»
ConstllMin.
Fr. Pecht in München.
Arnold Bölllin, Mit dem Porträt »on Arn»»
Vöcklin,
Friedrich Tander in Bannern.
Ernst Freiherr von Etocmar in Berlin.
Die Flucht de» Grafen »on Provence (Ludwig
XVm.) am »l. Juni l?9l.
Fricdrich.Uhl in Wien.
Herzenzdämmerung. Novelle.
Fr. Vischer in Stuttgart.
V. Windscheid in Leipzig.
Die geschichtliche Schule in der Recht«wissensch«ft.
Inhalt des fünften Bandes.
April — Mai — Juni «,878.
Mit den Porträt« »on Leopold »on Raule.
Nerthold Auerbach», Heinrich Laub«.
Rodirt »on H, S»ch«, Han« Meher und
F. Sonnenlitli.
Verthold Auerbach in Berlin. Mit Porträt.
Der Sohn de« llälhchen »on Heilbronn. El»
zählung,
I. Varon in Berlin.
Der Norni»l»lde!t«ta».
N. de Vary in Straßburg.
Ueber die Vedeutung der Vlumen,
ß. du Vois-Rehmond in Berlin.
Uebci da» Nationaigesühl. Red« zur Geburt»,
taglfeier de« Kaiser« w der «lab««!« txr
Wissenschaften zu Verlin »m «8. März l»?»
gehalten,
Franz Delitzsch in Leipzig,
Der Talmud und die Farben,
I. Henle in Gottingen.
Der Inebiclnlfcht und der religiöse Dualiüm»»,

Nord nn« 2ül». —
Wilhelm Jensen in Freiburg i. Nr.
«in fZrüh!wg«nachmitt»g.
Julius .«llaiber in Stuttgart,
Wilhelm Hauff.
Heinrich Kruse in Berlin,
Der Dänholm, Idylls.
Heinrich Laube in Wien. Mit Porträt
«duald Devricnt.
b. Nissen in Gottingen,
Illeopalri.
H. V. Oppenheim in Berlin.
gur Revision der «clveibeoidnun».
Vduard vsenbrüggen in Zürich.
Schweizerische Nerasee».
.!»eopold p. Nanle in Berlin. Mit Porträt
Zur Neschichie der italienischen «uns!
I. Grundlage und Anfänge! N. «iotto und
leine Nachfolgt!! M. QuaUrocentilten IV
Uebergang vom 15. in da« l«. Iahrhunder!
vi »"ü!"!."» °nL!°n»rd» und Michelangelo,
3ttgVn!' ^ ^»n und eHge.e'w'
F. Reuleanx in Berlin.
"Auw^ n^ °" ^ °" "liche »estrebungen und
G«rl Thomas in Prag.
Die Großmutter. No»c'lle,
H Wiener in Leipzig.
"m., ""A?5 «°!°»°elun« gegenüber del
^ W'aren alichun«,
Adolf Wilbrandt.
Untrennbar. Nooellc.
Inhalt des sechsten Sandes.
I»I, — iluanft — September 1,8?«.
Mit den «»llät» »on Joseph Niet»! »on
3^ ^!. "v. ^°ll >>u «,,, . Neymond,
«»llGutzlo». Nadirt von H. S»ch«
»»»PN «i Li,, und D. Raab.'
<.'. Anzengruber in Wien.
Da« Lündlind,
Karl Vartfch in Heidelberg. Mit Porträt
Joseph Victor «on Scheffel.
w. Vaur in Leipzig.
Der «lsaß Ill« eine Pflegestätte deutschen Leben«
und deutscher Gesinnung.
«orl Viedermann in Leipzig.
Lelstn« in «ngland.
P. W. Forchhammer in Kiel.
Da« goldene «ließ und die Argonauten.
NllrlGntjlowinSllchscnhausen.MitPurtr»»
Nogumil Dawison.
Paul Hcyse in München.
Neisebricfc.
»n «rnold VöeNin in Florenz, «In Otto
N'bbeil in Leipzig, «n Wilhelm Her» in
Berlin, «n die zu Hause »eoliebenen.
Rudolph Lindau in Paris.
«in »eilchitc« Leben. No»elle.
Emil sinulnann in Dresden.
llavlclspicl ohne «ndc.
Friedrich Ratzel in München.
Die Neurtheilung der «ültei.
H. «osenthal in Erlangen.
Emil du Boi«-Neyinond, «in Lebenblld. Mit
, dem Poltlät von «. du Bois-Nevmond.
Franz Nuhl in Königsberg.
Theodor von Schon.
N. Schoener in Rom.
»er V«l»»in und seiix «ulgrabunge».
Carl Thierfch in Leipzig.
<- 3»"Ä^H° «loffm zum Hamlet.
h. W. Vogel in Berlin.
Die telegraphenschrift de« Himmel».
E Volt in München.
«^ U/b« die Bedeutung de« «lult».
Adolf Wildrandt in Wien.
Der Mitschuldige. Novelle.
Inhalt des siebenten Bandes.
Vctober — November — vecember 1.8?«.
Mit den Porträt« von Mar Müller, I»»,
Turgonicw. Nichard Wagner. «»»W
von D. Raab. ». Mannfeld und I. 2
Karl Vraun'Wiesbaden in Berlin.
6'Nck"l c,°re sreie«eich,st»dt. »ultulgeschich«.
Karl Erdm/ Edler in Wien.
«ine Gloilnerfahit. Novelle
Karl Emil FranzoS in Wien.
^Le«°°d° "" ^"" "" ^°°^i ^"" "">°«ne
Emanuel Oeibel in Lübeck.
Sieben Od«n de« Hol»,,
Siegfried Kapper in Pisa.

«^" ^ »b »>»'erleben in der Herzegovin».
Heinrich Kruse in Berlin.
Idyllen.
Die Dachieitei. Wider Wind und Welle».
Hugo Magnus in Breslau.
Die Faibenblindheii.
F W»« Müller in Oxford.
Ueber sseüschiiimu». I. II.
Ludwig «oirs in Mainz.
^?I ^" und die Sprlxhphilosophie. Mi!
dem Porträt von Mar Müller.
Ludwig Freiherr«, vmpteda in Wiesbaden
Niider au« englischen Landsitzen und »»rten. I. II.
Ludwig Pietsch in Berlin.
2^? fulM,ew. Persönliche «linnelu!»«.,
K. Th. Nichter in Prag.
Die Niaut. Novelle.
IuftuS Scheißer» in Stuttgart.
An den Grenzen del Strategie und Ialtil.
Eduard Schelle in Wien.
Richard Wagnel. Mi« dem Poltilt,»n Rlch«»
Wagnel. ^^
Veruhard Wagener in Kiel.
« ^" ^>?^ Deutschland« llrleg,mllln«.
Vrnft Wichert in Königsberg.
Tommerfrisch« am Baltischen Strande.
I. H. Witte in Bonn.
»»nt und die Frauen.
Inhal! des achten Kandes.
Januar — Februar — März ,«79.
Mit den Portlöt« von «lduaid Ha»,!el
Han«Hopfen. Wilhelm Jensen. Radiri
»on Halm und D. Raab.
Eduard Hausllck in Wien. Mit Porträt
Musil „nd Musilei in Pari«.
Paul heyfe in München.
Nu« der italienische» Neisemappe.
HnnS Hopfen in Berlin. Mit Porträt
Zlwler« «!ll<l und Ende, »u, den «eschlchten

Nord und Süd.
Mi!
«Hübne» in Berlin.
Looloon. » . „ , » ,
«Uhelm Jensen In Fre>burg I. N
Porträt.
Im m»i. Eine Shmph»»!e.
Wilhelm von Kardorff in Wabmh.
Die wil!h!ch°!t!l!chen und finanziellen «cloim
pi«!ecte de» Reich«l»nzlei«.
Fritz Krautz in Zürich.
Shaleipcare und !elne Sonette,
Paul Lindau in Neilin.
Julian Schmidt und dei „Schiller,«!» .
Rudolph Lindau in Berlin.
«Ute «ciellichaft. «»man.
Wilhelm Lüble in Stuttgart.
Die Eultul dei H°chien»il!»n» in Itlllten,
Fr. Werte» in Rostock.
Der »uß. Eine »nthr°p»!o«ilche Sti>d,e.
Ludwig von Vmpted« in Wiesbaden.
Ll Idel au« englischen «anblitzen.
ß V. Lppenheim in Berlin.
D«» allgemeine Stimmrecht.
W. Preher in Jena.
Die Eoncuinnz in der Natui.
Bibliographie.
Inhalt des neunten Kandes.
April — Mai — I»ni l»?,.
Mit den Poitlat« von Emile «ugicl. Un»
t°n «ubinst.in und Joanne« Hut«,
«adirt von «, Mannfeld und D. «»»».
«l. Abel in Berlin.
Sprache und Aeghp!llche «»lache.
^'D^atliche und !°e»°l. «ntwickelun« Japan«
in den letzten zehn Jahren <l8«»-l»'»!.
<5mile «ugier in Paris.
Fragment.
«. Vaur in Leipzig.
Die Salzburg« «migianlen. «n Lc'den».
und Lebensbild »u» del evangelnchcn Dillspola
gleich ein geuguiß !ül die «.rchenPoliti!
bei Hohenzollern.
Karl Neck in Wien.
Erinnerungen an »lel»ndei Peioft l'««)
W. Vusch in Bonn.
Del Fuß und !eine NeNcidung.
W «arriere in München.
Johanne« «übel. Vit dem Porirat »°n l°h.
Hubel.
»Trntt Tohm in Berlin. „ . , .
ssraamcnt Nu» einem unvollendeten LulÜP'el
Emile «ugiel's (Uebclletzung),
b Ehrlich in Berlin.
"«n,°n «"blnllein. Mi! dem Porirat »°n N«°n
Rubinstcin, ,
?ueodor Fontane >n Berlin.
"G°?e Mwde Nach einel allmärlichen llhionil.
v«dmia Geiger in Berlin.
"dleii!«!ähli»eNlie°unddiedeu!!cheLitel°tUl.
sswns Groth in Kiel.
«ronblinzens in Holsteen. Ein Fhelu» Platt.
dNchr «edichte Übel Land. Leute und Sagen.
Vaul Hehse in München. ,
^ Die M?d°nna im velwald. Eine Novelle >n
Bellen. .
Johannes Huber >n München.
Modelne Magie,
Paul Lindau in Berlin.
Emile «lugiei. Mit dem Voitllt «on «»»
Augiei,
F Ueuleal« in Berlin.
Uebel den Einfluß del Maichine auf de» Genie r«. .
betrieb, .
». h «iehl in München.
Da« »erlolenc Paradie«. Novelle.
^iidor Sohla in München.
lieb« den «cgenwirtigen Stand del Veltflazt.
V. H. Strausberg in Berlin.
Zwei Fragen, die nicht brennen.
Karl Vogt in Gens.
«ine Natuiiorlche»,«llee im Hoch-lul».
Vibliographie.
Inhalt des zehnten Kandes.
Juli — August — September 1,8:9.
Mit den Porirat«», Nlell«dle Dum°»!il».
Gustav Fleh!»« un»> «einhold Ne»°»
Radilt von N. Mannfeld. Paul Halm
und D, «»ab,
L. Anzengruber in Wien.

Sein Spielzeug,
Karl Vartsch m Heidelberg.
Italieni'che« Fl°uenleh«n im geitaltn D°n,e».
!> Varon in Berlin.
Die neuen «eich«iu«tizge!etze. guml.lloctoberl«.».
Auguft Temmiu in Wiesbaden.
Sammeler, Sammeln. Sammlungen.
A. V«V« in Breslau. „
Gustav Frchtll«. Mit dem Poltrat von »ust»,
v. Grnft°m Lonstantinopel.
Die «cneatw. Eine Erzilhun« »u» dem vlient.
Carl Verhard in Bonn.
Da« Träumen,
Fr. Hemmann in Herrlibcig.
Ihalle« Sealssteld.
Ferdinand Hiller in Köln.
Adolphe Noullit.
Paul Hehse in München. „ „ „ ^
Die Madonna im Qelmald. Novelle in «elin>.
(Schluß) , „ „ „
H 3 Honegger >n gurlch.
^ Mez"d'e Duma« fii« Mil dem Portliil ,°n
Alezandcr Dum»«.
Johannes Huber in München.
Moderne Magie (Schluß.) . „ „ „
bcrman« vo,l Iherlng >n Le,pzlg.
^D e Th'erweit der Aipenieen und ihre »ed.u'un,
ftll die Frage nach del Entstehung del Arten.
Lothar Meyer in Tübingen.
Uedei Illxdemilche Lclnireihel«.
vudwia Pietsch in Berlin.
Ne>" °IV"e!M. Mit dem Por.rät von «ein.
hold Vega», .
Ferdinand von Saar m Wim.
Der «entlal. Eine Novelle »u» lleüerreich.
Ltto von Schon, in Nürnberg.
Da« «l»te«le und »»müche in dei »unst nnb
im »unstgewelbe. , «, ,-, ^
Friedrich von Weech >n Karlsruhe.
«öthe« Lilli.
Vibliographie.

Nord und Süd.
Inhalt des elften Bandes.
October — November — December 1879.
Mit dem Porträt von Ernst Doering, I. von Doellinger und Adolf Menzel. Radirt von N. N. !, Wilhelm Rohr und Paul Halm.
Karl Vraun-Wiesbade in Berlin.
Nur ein Schneider. Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei, Frankreichs Coppse.
Olivier. Novelle in Bellen, Im Verimohe der Original überseht von Wolf Grasen Naudlssin. I. Friedrich in München.
Johann Joseph Ignoz von Doellinger. Mit dem Porträt von I. I., I., d. n. Doellinger, «. «ane.
Andre! Floren, der Curcan. Aus dem Rumänischen noch dem Manuscripte und unter Miwirlung der Verfolcker übersetzt von Mite Krcmni, Bardeleden.
F. Heinrich Gcfffcke in Straßburg i. E. La Problem der Böllcrrech!
Wilhelm Geiger in Erlangen.
Die Mythen vom Tod und om Inseit bei der lintorette.
Karl Koberstein in Dresden.
Prinz Heinrich von Preußen „nd seine Stellung zur Tlldiö und Geschichte, Friedrich Albert Lange in Berlin.
Ncoiphilolo hisch Nilou, „. l2chluß Febru il 8.>
Paul Lindau in Verlin.
Linst Dohm und der „Kladderadatsch“. Mit dem Porträt von Ernst Dohm.
Lndwig Ircihcrrv. Lmpteda in Niesbaden.
Woburn Nbbey.
Die Trinlranihelt In England.
H. V. Vppenheim in Berlin.
Armani Carrel, Ein Lebensbild aus der Geschichte der Journalismu.
Friedrich Detler in Kassel.
Zum Beginn der zweiten Versassungllanlpc in Hurrhessen.
Ludwig Pietsch w Berlin.
«ldols Menzel. Mit dem Porträt von Adols Menzel.
Fr. Wilh. Thrill in Weimar.
Do Menschengeschlecht, Nolf Mlbrandt in Wien.
Iod und Irost. Ein Cyclu.
Vibliographie.
Inhalt des zwölften Bandes.
Januar — Februar — März 1880.
Mit dem Porträt der Fürsten Vi»m»rck. von Karl von H o ltei und Franz von Di n gelstedt, Radir von Paul Holm ind W. »rau!opf, F. Gyffenhardt in Hamburg.
Der Ursprung der roinonischcn Vprachen.
Karl von Gebler.
Die Jungfrau von Orlean.
Ferdinand Hiller in Köln.
In Wien vor 5 Jahren.
tznard von Hartmann in Berlin.
Die Bedeutung der Leid.
Wilhelm Jensen in Freilmrg I. B.
F^iira. Ein erzählende Gedicht.
N. Koffmaun in Heidelberg.
Die Bedeutung der Einzelleben in der D«l» »iniliischen Weltanschauung.
Vtar «urnil in Breslau.
Karl von Holte!, Ein Lbcn«bild. Mit dem Porträt Karl von Holte!«.
Isolde Kurz in Florenz.
Haschisch, Aus dem Tagebuch einer Philosophen.
Friedrich Albert Lange.
Uebci philo»»«h!lche Bildung (Schluß ssieh R«»ember 1Ü791).
Paul Linda» in Berlin.
Persönliche Vegeanunaen. Elise.
Mcnenius der Jüngere.
Fürst «Mmorck» n der Jahre»ende l«79. Mit dem Porträt der Fürsten Vi«mar«l.
H. V. Lpvt.lhelm in Berlin.
Aus den Mütellen der oltrfranschen Diplomatl.
John Paulsen in Norwegen.
Ein römlich« Abci"euer. Nobclle.
Heinrich Ratzel in München.
Sahara und Sudan,
volar von Ncdwitj in Mcran.

Ein Nrautlranz in Sonetten.
«igmuud Tchlsinger in Wien.
Der Theatcrmann Dingelstedt. Mit dem Porträt
Franz »on Dingelstedt'«.
August Tilbcrstein in Wien.
Der Laden de« Naz.
Karl Vogt in Genf.
Zur Physiologie der Schrift.
V. Volz in Potsdam.
Fürst »nun!«.
» H »
Da« Deutschihum in den russischen Ostseeprövlncn.
Vibliographie.
Inhalt des dreizehnten Sandes.
April — Mai — Juni 1,880.
Mit den Porträt« «on Theodor Fontane,
Alfred Meißner und Emile Zol».
Radi« »on N. Krau«lo«f, W. Rohr und
Paul Halm.
I. herm. VaaS in München.
William Halbe», der Begründer der neuen
Physiologie und ihrer Methode, im Lichte der
Culiurgeschichte.
Ialob Vaechtold in Zürich,
Au« Heinrich Lcuthold« Nachlaß.
Kanna Fischer in Heidelberg.
Utber «. E. Lessin« I, II.
I. Lcjsing« reformatoilschc Bedeutung in de»
deutschen Literatur.
H. Lessing« Minn» »on Nornhelm.
Theodor Fontane in Berlin.
L'Adulter», Ro«elle. Mit dem Porträt Theodor
Fontane«.
Gustav Hirschfeld in Königsberg.
Festfeier und Gedenltage im griechischen Alter»
thum.
Eduard Graf Lamezan in Wien.
Ueber menschliche Willcnlfreiheit und stlafrecht»
Carl Lang in Offenburg.
Hebel altgriechische Mnsil,

Nord und Süd.
Rudolph Fürst zu Liechtenstein in Neu-
lengblch.
Di« «indel de» lsten». Nobclle.
Heinrich Leuthold.
Nu« Heiniich Leuthold« Nachlaß, liingeletet
und hcrau«gegeben »on Illlob Vaechtold in
«»rich.
Wilhelm Lüble in Stuttgart.
Di« pclgamcnischen Funde.
Alfred Meißner in Nregenz.
Toni. Novelle. Mit dem Portlät Alfred
Meißner«.
Ludwig Pfau in Paris.
ItmileNola.
Franz Rühl in Königsberg.
Fiiediich «Ihristoph Schlosse!.
Hans Semper in Innsbruck.
Italienische Studien.
Karl Etieler in München.
Nne'Winterreise an den «onigssee.
Gmile gola in Paris.
Villzac (in franzätschcr Sprache)
(in deutscher Sprache, überseht von P, L,)
Mit dem Porträt Ilmile goli«.
Bibliographie.
Inhalt des vierzehnten Sandes.
Juli — August — 2epteml>er I,880.
Mi! den Portlät» »on Ludwig Kn»u»,
C. F. Lesung und Huno Fischer. Nadirt
von W, «rau«lopf, F, L. Meyer und
Wilhelm Rohr.
George Allan in Nularest.
Numtmische Gesellschast. Scenen au» Vullrest,
Knno Fischer in Heidelberg.
Uebcr G. <l. Lclsmg M. Lesstng« Emilla
Galotti).
Theodor Fontane in Berlin.
L'Adultera. Novclle (Schluß).
Gduard von Hartman« in Berlin.
Die «risi« de« «hristenthum».
Paul hchse in München.
Die Eselin.
hang Hosimann in Stettin.
Der schone Ilhecc». Novelle.
W»x Jordan in Berlin.
Ludwig Inou«, Mit dem Porträt Ludwig
Knaus'.
Karl Koberstein in Dresden.
Ilarl Friedrich üessin«. Mit de» Porträt
«l. F. Lessing«.
Paul Lindau in Verlin.
Goethe« „Faust" »l» Vuhnenwerl.
Wilhelm Lüble in Stuttgart.
Die Kunst und der Kaufmann.
Wcneniuö der Jüngere.
Ein Nlicl von der politischen Warte.
Friedrich Vetter in Kassel.
Die Herstellung der lülhessischen Verfassung im
Fllhsabl 18!!«.
Friedrich Ratzel in München.
Die Wasserfälle,
Bernhard Schädel in Darmstad«.
Nliefe von Moritz von Schwind,
Rudolf Seydel in Leipzig.
Da« Nosenlrcuz, ein Sinnbild de« Christen!»!»«»
im Uebcrgange zur Humanitätsreligio«.
M. G. von Sosnowöli in Posen.
«uno Fischer, Mit dem Porträt «uno Fischer».
Bibliographie
Inhal! des fünfzehnten Sandes.
Vctober — November — Vecember IZSO»
Mit den Porträt» von Vret Harte, «. Uchen-
blch. und Friedrich Vpielbagen. «»dirt
von F. L. Mevei und Wilhelm «»Hr.
S. von Nasch in Wien.
Das Wesen de« «reislaufl«.
Udo Brachvogel in New-Iorl.
Vret Harte. Mit dem Porträt Nret Halte».
Alexander Brückner in Dorpat.
Zur Naturgeschichte der Prätendenten.
VI. Earriere in München.
Wechselbeziehungen deutscher und Ualienischer
«uns!. ^
F. vo,t Duhn in Heidelberg.
Uebci die Anfänge dei Antilensammlunaen I,
Italien,
Heinrich Kruse in Verlin.
Die Siegelbewahrer, Eine Seegeschicht«,
Paul Lindau in Verlin.

Persönliche Begegnungen. Henli.
Rudolph Lindau in Berlin.
Ire» bli in den Tod. Erzählung.
Jürgen Bona Weher in Bonn.
Zur Philosophie der Gegenwart. II. Duhing«
Wii!!ich!eit«philoioophie,
Hermann vclschläger in Leipzig.
Vcrnllido.
Ludwig Freiherr von vmpteda in Wies»
baden.
Der Haararzt. Au« den Hund«t»g«f»lie» ewe«
Ghmnasialobcrlehrer«.
Ludwig Pietsch in Berlin.
Andrea« Achenbach. Mit dem Porträt Andrea»
Nchenblch'«.
Hermann Schmidt Rimpler in Marburg.
lieber Nlindfein.
Bernhard Schädel in Dannstadt.
Briefe «on Moritz von Schwind. (Schluß.)
v. Schrader in Ima.
Au« dei Geschichte del Haulthiele. Vre«
linguistische Studie,
Lorenz von Stein in Wien.
Der amerilanischc S»ciali»mu« und llommuni».
mu«, I-IV.
Alfred Ster« in Bern.
Karl von ülauswltz,
Friedrich Spiclhagen.
Borbemerlung dei Nedaction. tln Nlief «»
den Herausgeber »on »Nord und Sllid".
Adolf Wilbrandt.
Der Nelwalter. Novell«,
Ludwig gicmfse» in Neustettin.
Friedrich Tpielhagen. MU dem Portlät «friedrich
Spiclhagen«,
Bibliographie.

^iord und 3üd.
Inhalt des sechzehnten Kandes.
Iannar — F bruai — März 1,88!..
mit den Porträ'« dt« Grafen Moltle. »on
Franz». Holhendorff und M. Lazaru«,
RadiiltvonP ul Halm u. W. Kl»u»l«p f.
Woritz ßautor in Heidelberg.
Sil lloac Newton, I. II.
Felix <5bcrtly in Breslau.
Del Gcseh im Leben,
Wilhelm Gcincr in Erlangen.
Die älteste Lüelatui des indischen Volle?.
Wilhelm von Hamm.
Sonntagslmdei.
Paul Heyse in München.
Dci lahme Engel. Novelle.
Franz Vau Holtzendorss in München.
Socialpolitische Reiseslizzen au« Schoüland,
Erfte Stlie. Zweite Teile. Mit dem Pollrüt
Franz von Holhendolff«. Radium» «on W.
»laullopf in München.
Sophie Iullnhans in Kassel.
»lull» Valoli. Novelle.
Fedor von Koppen in Leipzig.
Moltle und leine Niiegsichlung. Mit dem Pol,
trat de» Feldmarschall Grafen »on Mollle,
Vt. Lazarus in Nerli».
Erziehung und Geschichte. Mit dem Porträt von
M, Lazaru».
Paul Lindau in Berlin.
Die Ahnen. Ein Roman von Gustav Freytag.
Mit einem Holzschnitt, „Immo undHildegnd,"
nach einer Zeichnung »on H. Itauldlch. (Aus
der „Gusti>v°Frev!aa-Ga!lerie". 1
A. U. Rangab« in Berlin.
Die Heiden Schwestern. <iine Novelle.
Nhcnauuö.
Da« deulsch-österreichische Piäventiv-VUndnih.
Vtto Noaulette in Dannstadt
Die Muichel.
Ernst Echrcrcnberg in Elbcrcfeld.
Gedichte.
N. «choener in Rom.
DI« neue Pompeji-Forschung.
A. Schneegans in Mcssina.
^tcaslburg nach der Uedcrgahe an Franlreich,
Vibliographie.
Inhalt des siebzehnten Sandes.
April —Mai — Juni — IM!.,
Mit den Porträt» de» «aiser Wilhelm,
»on Feliz Lahn und Paul Meyer-
Heim. Rad!« von D. Raab. W. Rohr
und Paul Hü Im.
L. Auzeugruber in Wien.
Der Ems,ini'. Elzihlung.
Adolf Voccttichcr in Berlin.
Die Stadt dc« lantolo».
Heinrich Vrcitinner in Zürich.
Ter heutige Roman Italiens.
Moritz Earriere in München.
><lllldei°«» Arzt sewcr Ehre und Shakespeare'»
- vlhcll»,
Felil Tahn in Königsberg.
Ged,cht zu eincm Vild« Hai,« Wilhelm». Mit
dem Porträt «aiser Wilhelm». Radirun«
von D, R,l»d >r, N!!,„chen. — Friedrich Nuckelt
(mit ungedruckten Vliesen und Versen de»
Dichter«!. Mit dem Porträt Fellz Dahn».
Radirung »on W. Rohr in München.
Kuno Fischer in Heidelberg.
Die hundeiljährige Geoächtuißfelcr der.«rUU
der leinen Verminst".
E. Freiherr v. o. «toll; in Berlin.
Slizzen au» der Kriegführung der Gegenwart.
Franz von Holtzcndorff in München.
VociiUpolititiiche Ncüesllzzen au« Schottland. V.,
VI.. VII. (Schluß.)
U. von Iheriua in Götingen.
Die Siüc im Munde der Lvmche.
Äarl Kobcrslciu in Dresden.
Der Dichter des Flühling«.
^lldwig Laistner in München.
Der gerauhte Spielmann. Novelle.
Paul Lindau in Berlin.
Richard Wc,g>,ci« .Ring de» Nibelungen" m
Berlin.
Lndwin Pictsch in Berlin.
Paul Menei!,eim. Mit dem Porti!! Paul
Meyerheim«. Radin »on P. Halm in München,
3tto Roanctte in Darmstadt.

Der Dachreiter. Novelle.
Naiuiüimmen.
N. Schoencr in Rom.
Die neue Pompeji, Fälschung. (Tchlul! Isiehe
Juni >3«11).
Karl Stieler in München.
Ludwig der Vllier. Eine ligdfahil im Ämmergau
Viblio»raphie.
Inhalt des achtzehnten Zandes.
Juli — August — September — 1,88(.
Milden Poltiä!« »on Feldinand Hiller,
Anton »on Werner und liduoid »on
Hllltmann. Radirt von W, «r»u»l»pl
und W. Rohr.
Julius Allgeher in München.
Betrachtungen über bildende zeunst.
Vcrthold Auerbach in Berlin.
Ferdinand Alba und «laichen, «in« Vrüsselcr
Erinnerung.
I. Henna«« Vaas in Worms.
Die Grenze» de« ärztlichen Erlenncl.
Oberst z. D. v. Vrandt in Berlin.
Da« Leben »on Colin Campbell, Lord Clyde.
A. Geher in München.
Die Entschädigung freigesprochener Angenagten.
(fg»Int> v. Hartman» in Berlin.
Die tragische Vertiefung der Ratürrcllglon im
Germancnthum.
Wilhelm Hertz in München.
Die Sage »om Poizival und dem Gral.
P»nl Hehse in München.
Der Mönch »on Montaudon. Novclle.
Ferdinand Hiller in Köln.
Fionlfurter Ionlünstler »ergangener Zelt. Mit
dem Portlät Ferdinand Hillei«. Radirung
«on N. »laustopf in München.
Heinrich Kruse in Berlin.
Ade!ai^e. Eine Seegiichichte.
«. L. in Berlin.
Ein? SommcHaune,
lt. N. Player m Karlsruhe.
Die Neuvelmähllin.

Nord und 2nd,
Adolf Pichler in Innsbruck
Eine Jugendliebe in Wien,
Ludwiga Pietsch in Berlin.
Anton von Werner, Mit dem Porträt Anton
von Werner«, Radirung «on W. »rau«lopf
In München,
Carl du Prel in München,
Da« zwei« Gesicht. Psychologische Studie.
Marie von Redwitz in Meran.
Seine Frau. Novelle,
I Reinle in Göttingen.
Die Organismen und ihr Ursprung.
Barbara Gräfin Sollohouv (Daninc) in
St. Petersburg.
Vater Dionysius«,
Adrian Schücking in Harzburg.
Spiegelbildel vom Nospou«. I, Die Moivc«,
Oorl V«l,t in Genf,
Ulgierischc«.
Johannes Vollelt in Jena.
Eduard »on Hartmann. Mit dem Porträt
Eduard »an Hartmann«, Radirung «on
W. Rohr in München.
Viblionraphie.
Inhalt des neunzehnten Bandes.
Vctober — November — Vezember IM«,.
Mit den Porträt« «on Adolph L'Aironge.
Hermann Hclmholh. Hermann
Heltner. Nadirungen von W. Rohr und
W. Krauilopf.
Adolph L Nrrongc in Berlin.
Da« Theatcl und die Gewerdcfreihcil.
Felix. Auerbach in Breslau.
Hermann Heimholt, und die wisfenschartliche»
Grundlagen der ülinfil.
Aus Heinrich von »leist'S Lebens- und
Liebesgeschichte.
Ungediuctc Briefe de« Dichter«. Heillulgegeben
von Karl Biedermann in Leipzig.
buno Vlümner in Zürich.
Ueber Travestie und Parodie in der Ilasstschcn
Literatur.
Adolf Boetticher in Berlin.
Die neuesten Nulgrabungen der Griechische»
Archäologischen Gesellschaft.
Felix. Tah« in Königsberg i. Pr.
Der Streit um die Krone. Ballade.
H »hrllch in Berlin.
Mailänder Erinnerungen au« dem «ommer 18«l.
Theodor Fontane in Berlin.
Groebcn und Llethen. Ein inarllsche« Eapitcl.
Der Scharnhorst-Negräbnißplaz au! dem
«erlinci In»aliden!irchhof.
I. Heule in Göttingcn.
Ueber da« Eiröthen.
Hermann Hettner in Dresden.
Die Fia»ci«canci in der Knnstgcfchichte.
Wilhelm Jensen in Freiburg i/Br.
An, Uschentrug, Gedickt.
Paul Lindau in Berlin.
Herr und Frau Vcwcr, Novelle.
Literarische Besprechungen.
>^UI naturalistifchc» Literatur.
„Angela" Noman von Friedlich Spiclhagen.
Die Karolinger. Traueifpicl in vier Acten
von Ernst ». Wilbenvruch,
IsiVor Zohla in München.
Die Luft »l« Trägerin von Kraulhciislrcimen.
Karl Thomas 1>.
Magdalena. Novelle.
Johannes Trojan in Berlin
Di« Doifftättc,
Bibliographie.
Inhatt des zwanzigste« Kandes.
Januar — Februar — Mär; 1.882.
Mit den Porträt« von Gottfried »»»ller,
». Fr. Gr»! von Schock und I. Mo,, der
Königin »on Rumänien. Rodilungcri
von R. Leemann und W. Krauilopf.
Dberft H. von Vrandt in Berlin.
Bilder au« Indien.
H Ehrlich in Berlin.
Die Berliner MM-Saison. Rüllblice.
Friedrich Friedrich in Leipzig.
Die Jugendfreunde. Novelle.
Gottfried »eller in Zürich.
Der Apotheter von Ehamonnir. Fragment o.»i
einem älteren Ged,che,
Vlite »remnitz in Nularest.

Carmen Sylva.
Gotthold »reherberg in Iserlohn
Die neue Erziehung,
Paul Lindau in Berlin.
Ein neue« Drama »on Heinrich Linie, IMtzlllr-
»on Rügen.)
Die Frau Nurgcmeiitcrin. Roman », G. Eber«.
Geistige Aneignungen und Ncgcggnungen. Ge>
legentlich de« Schauspiel« .Odctte' »on
Vlctorien Saldo».
Rudolph Linda« in Berlin.
Im Pari von Lillcr«, Novelle,
Ferdinand Lotheitzeu in Wien.
Die Erzählungen der Konigin von Navarra.
Vtto Vlejer in Göttingen.
Der römische Kestner.
I. v. Pftunl-barttung in Tübingen
Ein Phantast auf dem Kaifeilhrone,
Gmil Rittershans in Barmen.
Am Gestade der See.
! Adolf Fried Graf v. Schack in München.
Dichtungen. I. Ottmar. II, Achilles.
Hans Semper in Innsbruck.
Mittelalterliche Baulunst in Italien.
Oarmen Eylva.
Da« Leiden, Ei« Märchen.
Bernhard Wagcuer in Kiel.
Golgatha, Novellc,
Arnold Wcllmcr in Blanlcnburg a. H.
Franz Dingelftd!« „Schwabenstreiche".
Bibliographie.

Inhalt des tinundmanzigsen Bandes.
April — Mai — Juni 1,882.
Mit Ken Poiträt« von Rudolf Virchow.
Johanne« Nrahm« und Herminn
Lotzc. Rlldirungcn »on Wllh. Rohr un»
W. »iau«lopf.
Karl Vartsch in Heidelberg.
Da« Illtfranzosifchc Voll«!lcd.

Nord und Süo.
Paul Voerner in Berlin.
Rudolf Virchow bis zur Berufung nach Würzburg.
Anton Theobald Vrück in Osnabrück.
Da« Alter.
H. Ehrlich in Berlin.
Johanne« Vrahmi,
Wilhelm Jensen in Freiburg i.V.
Ein Schatten. Gedicht.
Johann Kelle in Prag.
Die Nermälschung der deutschen Sprache.
W. Lazarus in Berlin.
Larnanal. Eine psychologische Studie,
Pnnl Lindau in Neilin.
Toggenburg. NvOelle.
Die Gelchwisler. Nomon in vi« Bänden «on
Carl Frenze!
Da» neueste Well de» Nllturali«mu«. ?ut>
LurM« von Emil Z»l».
Hermann Lotze 's».
DI« Prineipcn der Ethil.
Arthur Vllilchhöfer in Berlin.
Heiniich Schliemann und seine Weil«,
Lndwig Freih. v Vmvteda in Wiesbaden.
Do« holländische Hau«, Eine Erzählung.
Johannes Echerr in Zürich.
Deutschland vor hundert Jahren.
Karl Theodor Schultz in Danzig.
Gesühnt, Novelle.
Rudolf Setzdel in Leipzig.
Rudolf Hermann Lohe,
L. Siegfried in Bonn.
Illusionen. Eine Psychologische Studie,
Vibliographie.
Inhalt
«es zweinndzwanzigsten Kandes.
Juli — August — Zeptember <882.
Mit de» Porti»!« von Robert Hllmerling.
Wilhelm Jordan und Wilhelm Noscher.
Radirungen von Wilh. Rohr und Wilhelm
»illuilops.
Karl Viedermann in Leipzig.
Au« Heinrich von Kleis»'« Leben«» und Liebes'
»cschichle. Ungcorullie Briefe de« Dichier«,
(Folsetzung,)
«l. EorvuS.
In umuibll« elnu-it»». Novelle,
Robert bamerling in Graz.
Amor und Psyche. Gedicht.
Wilhelm Jordan in Frankfurt a. M.
Rauhreif. Gedicht.
A. »och in Neuscs.
Der deutsche Viahmanc,
Paul Lindau in Berlin.
Porlele» und Porlelcssa »on Joh, Schcrr.
Auf dem Wege nach Bayreuth, Eine Sommer«
j»hit durch den Bayerischen Wald mit den
Leitmotiven de« Doctors.
Wilhelm Lüble in Stuttgart,
Zur sranzösische Renaissance,
D. Wejer in Göttinnen.
Der römische »eslner. Zweiter »artilcl 18»?—1818.
Albert« von Puttlamer in Straßburg.
Nu« einem Lyclu«. Ein S»>»merglü«l. Novell«
in Terzinen.
Wilhelm Röscher in Leipzig.
Nelrochtungen über di« neuen preuzijchen K«
setze zur Erhallung de« Bauernstände«,
Johannes Scherr in Zürich.
Dreißig Jahre deutscher Geschichte,
Carl Vogt in Genf.
Eduard Dcsor.
«rnft von Wildenbruch in Berlin.
Nrunhild. Novelle.
Vibliographie.
Inhalt
des «reiundMnzigtstn KanKs.
Vctoher — November — Vecember 1882,
Nlil den Portrait« »on N, Braun-Wie«»
baden, Iuliu« Wolff u, Ferdinand
Gregorooiu«, Radirungen von Wilh.
Rohr.
Aus Heinrich von Kleists Lebens» und
Licbeögeschichtc
Unqedruckte Nriefe de« Dichters. Herausgegeben
»on »llrl Biedermann in Leipzig
(Schills!.)
H. O. Vrandt in Berlin.
Bilder au« Indien. II,
Karl Vrauu-Mcsbaden in Leipzig,

Weltpoliti! und Kleinstaaterei 1860.
Die ungarische Staatsidee
von I. A.
Jacob von Falke in Wien.
Teilmäßige Patinafragen,
Pöhlhaise in München.
Unvergleichbare Worte. Novelle,
Julius Hübner in Dresden.
Die Wiedermachung der Kunst in Italien und
die italienischen Schulen.
Karl Koberstein in Dresden.
Ein maritimer Junge.
Paul Lindau in Berlin.
Allerlei Gedichte aus Nord und Süd, Sommerlicher Versuch,
Rachel. Aus ihrem Leben und Schreiben,
Hermann Lingg in Dresden.
Dionysian in Salon. Sapphische Dichtung,
Preußen in Kurhessen.
Erinnerung eines allen vormaligen »n die
Preussische Expedition in Kurhessen 185«,
Marie von Redwitz in Meran.
Fatma Hanım. Novelle.
Julius Wolff in Berlin.
Die Frau des Nathsherrn. Ballade.

Nord und Süd,
VjSrnftjerna Vjörnson.
Tlaub. Erzählung, «lu» dem Norwegischen
mit Erlaubnis, des Verfassers« überseht »°n
Helene Nchiölcr.
Ferdinand <»regoro»ius in Rom.
Die Villa Nouzano, Ein Nuscnfih Kel Gozzlldini
von Vologüll.
Friedrich Allhaus in London.
ffeidinand Girgorobw«. Ein Lcbenibild.
Ferdinand Hiller in Köln.
Ein Thcllttilind. Po» Franzl« Loffüe.
v. Wejer in Göttinnen.
Der romifche Keslncr,
Heinrich Hombergcr in Vcilin.
Der Posten der Frau,
V. Nnzeugruber in Wien.
» Ein böier «eist.
Vlbliographic.
Inholt
des oierndzwanzigsten Bandes.
Januar — Februar — März ,883.
Mit den Portillits «»» Fr. Nischel,
von Giesbrcht und Gabriel Maz,
Nalirunüen bon Will,, »illuslobf unb
Wilh. Nol,r.
<l«rl Abel in Berlin.
Ueber die Unterscheidung sinnleiwundlei Wolter,
Friedrich Althaus in London.
Erinnerungen an «ottsried «inlel.
I Hermann Vaas in Norm«.
Uebe» die Grenzen dc§ ärztlichen «5nnen»,
«hriftian Glftr.
Eine Hrcuztriigerin, Erzählung. Nu« dem N«.
megischen überseht don Emma «lingenield.
Wilhelm von »iesebrecht in München.
Unsere «Nmnasien. Pädagogische «riefe.
Vtto Oumvrecht in Ncilin.
ssloben Schumann.
Paul Linda« in Berlin,
Ein Roman für Erwochfcne «ou einem iunaere
Mädchen.
Fedoro von Nictorieu Lardou. Mit einigen
»cinerlungen über die V2hn«nseltigleit fr»>u« ^
sischer «ud deutscher Etüile.
Rudolph Lindau in Berlin.
3er Gast, Eine Novelle,
Guttat, Meyer in Graz.
lieber Sprache und Literatur der »lbanefen.
Adam Müller «uttenbrnn» in Wien.
Die Frau Hofrät!,!»), Eine wahre Geschichte.
Ludwig Pietsch in Berlin.
Gabriel Max.
gohaunes Echerr in Zürich.
Ein Zarenmord.
Heinrich Seidel in Berlin.
Gedicht«.
Fr. Th Nischer in Stuttaait.
Neue lyrische Gange.
Richard Weltrich in München.
Friedrich Bischer «l« Poet.
Georg Winter in Marburg.
D,e KamstroVhc Wallenst^inZ. Nach der nenes-en
archivalischcn Publilaü«,,.
Vibliographie.

Aord und Süd.
Line deutsche Monatschrift.
Herausgegeben
Paul tindau.
XXV. Vand. — April 1.883. — 73, Heft.
(Mit einem puitioil !!> A»ii,nn«: Ot!^ Uoqucn^,)

Vre^lau.
Druck und Verlag von 3. Zchottlaenoer.

EMPTY

Die Vertrauten.
Lovelie

Gttn Nlllllcttc.
— Vannstadt. —

!a» kann die Leute während des Carnevals, oder vielmehr in der Zeit, welche man in Deutschland Carueval nennt, in den gesellschaftlich stark bewegten Wochen von Neujahr bis gegen Ende Februar, in drei Hauptklassen einteilen. Die erste umfaßt diejenigen, welche die ganze Reihe von Bällen und sonstigen Festen unbedingt mitmachen; die zweite besteht aus den sehnsuchtsvoll Zuschauenden, welche aus irgend einem Grunde dem glänzenden Wirrwarr entsagen müssen; zur dritten gehören Solche, denen diese Dinge ganz gleichgiltig sind, daher sie denn ihren Pflichten und geräuschloseren Erholungen nachgehen. Freilich, für eine Pflicht sieht auch die erste Klasse ihren aufreibenden Gesellschaftsdienst an. Die Empfindungen der dritten können, als eigentlich ganz befriedigende, außer Betrachtung bleiben. Es ist aber die Frage, welche von den beiden anderen die mehr beklagenswerthe sei, die scheinbar genießende, oder die unfreiwillig entsagende? Die Genußfähigkeit der ersten ist im Ganzen bald erschöpft, aber die Ausdauer im Theilnehmen trotzdem nicht gering. So ungebrüchlich manche zu Hause oder sonst im Stillen werden über den von Woche zu Woche gesteigerten Frohdienst des Vergnügens, über Mitternacht hinaus, bis gegen Morgen, so sind sie doch auf dem Posten, sobald die Schellenkappe läutet, denn sie haben eben Grund, dabei zu sein. Die Kräfte aber weiden mehr und mehr abgespannt, die Gesichter immer fahler, und selbst jüngere Männer, welche ihren Tanzbeinen und sonstigem Zubehör etwas zuzumuthen wissen, erklären diese Zeit für eine sehr ernste. Wird nun dieser Kreis von Leuten von den sehnsüchtig Zuschauenden wohl gar beneidet, so stehen Viele von den Ersteren nicht an, die Menschen

2 Otto Roquette in Varmstadt.

der dritten Klasse, also die ganz Theilnahmslosen und Unverftflüchteten, für die beglücktesten Sterblichen, wenigstens in diesen Tagen, zu erklären. Zwei Personen der ersten und dritten Klasse, eine Dame und ein Herr, schritten an einem Januarabend, zwischen sechs und sieben Uhr, durch eine der Promenadenstraßen, dem Inneren der Hauptstadt entgegen. Sie kamen aus einer kleinen heiteren Mittagsgesellschaft in einem ihnen befreundeten Hause, welche, da auch für den Abend nichts Erschöpfendes vorlag, als ein Ruhepunkt im großen Treiben betrachtet werden konnte. Da die Dame ohne Begleitung war, hatte der Herr sich ihr als Schutz bis zu ihrer Wohnung angeboten, und ließ es an Unterhaltung nicht fehlen. Dabei funkelten die Sterne wunderbar am Winterhimmel, die Bäume standen von Reif überzogen, und der Schnee knirschte unter den Füßen der Dahinschreitenden. Plötzlich und mit einiger Lebhaftigkeit unterbrach die junge Dame den Redefluß ihres Ritters mit den Worten: „Bitte, Herr von Sturmfels, nennen Sie mich nicht wieder „meine Gnädigste!“ Sie wissen, mein guter Mann war Gymnasiallehrer und ich bin jetzt Gesangslehrerin. Ich werde überall Frau Friederike Veltheim genannt.“

„Aber meine Gnäd — verehrteste Frau,“ entgegnete der Herr, „warum wollen Sie eine huldigende Anrede ablehnen, welche unsereinem doch jeder Dame gegenüber geziemt. Ich wünsche in Ihrer Gnade zu stehen, und da Sie davon überzeugt sein müssen, so werden Sie es nicht ungnädig aufnehmen.“

Die Dame lachte und kehrte zum Faden der Unterhaltung zurück. „Wenn Ihnen die Ausübung der Kunst so werthvoll ist, sagte sie, daß Sie ihre Beeinträchtigung durch das bunte Gesellschaftsleben beklagen, warum schränken Sie dasselbe nicht ein. Sie, als ein ganz unabhängiger Mann, haben das doch in der Hand!“

„Ach, meine Allergnäd — theuerste Freundin — ich! verzeihen Sie, daß ich nun gar eine Anrede wähle, zu der ich noch nicht berechtigt bin! Aber ich stiehe danach, Sie so nennen zu dürfen. Wie bringe ich es nur heraus? Ich bin — in einer ganz verwünschten Lage!“ Die letzten Worte kamen in einem so gut militärischen Tone über seine Lippen, daß er selbst darüber erschrak. Und da er eine Vermittlung zur Hüftlicheren Stimmlage nicht gleich zu finden schien, ließ er einen aus tiefster Brust geholten Seufzer darauf folgen.

Die junge Frau fühlte sich stark belustigt, und mit neckischem Ausdruck fragte sie: „Wohin ging dieser Seufzer, Herr von Sturmfels?“

Der Angeredete suchte sich zu fassen. „Sie kennen die Anziehung des Rheinwaldfchen Hauses,“ sagte er, „Sie sind den Damen befreundet, haben in der Familie einen gewissen Einfluß —“

„Oh! unterbrach ihn die Dame mit ganz ernstlicher Abwehr: „In keiner Weise! Nur zu höchster Dankbarkeit fühle ich mich gegen das Haus des Präsidenten Rheinwald verbunden!“

Die Veitrauten. 3

„Daß Sie die Freundschaft und das ganze Vertrauen der Hausherrin genießen, weiß ich durch die Präsidentin selbst," redete Herr von Sturmfels weiter. „Sie sind die Gesanglehrerin der Tochter. Sie kennen dieses entzückende Geschöpf genau! Sie sind häufig mit Gisela allein. Ein solcher Vorzug ist beneidenswerth. Ich wünschte, ich war' an Ihrer Stelle."

Die junge Frau entgegnete nicht sogleich. Sie glaubte aus seiner bewegten Stimme, aus dem innerlichen Ausdruck seiner Worte ein ernstes Velenntniß zu hören. Nach einer Weile begann sie: „Ich weiß nicht, was Sie hindert, Ihre Wünsche offen und einfach da auszufprechen, wo allein darüber-entschieden werden kann. Sie sind der Familie länger befreundet, als ich sie kenne. Sie sind fast täglich dort im Hause, haben zu jeder Stunde Zutritt, wie sollte Ihnen die Möglichkeit fehlen —"

„Das ist ja eben das Verteufelte," fuhr Herr von Sturmfels heraus, „daß ich so sehr befreundet, daß ich so beliebt in der Familie bin! Mit dem Präsidenten konnte ich allein reden, von der Hausfrau auch eine Privataudienz erlangen, allein so weit bin ich noch lange nicht! Trete ich aber in die Familienzimmer, so steigt Hänschen auf mich los, Iulchen will mir zu Leibe, Emma und Fritz sind nicht aus meiner Nähe zu bringen, und Gisela überläßt mich den Kindern, als konnte es nicht anders sein. Wie ich es auch anlege, ich kann mich mit ihr nicht fünf Minuten allein unterhalten. Ich gehe in jede Gesellschaft, ich laufe auf alle Välle, wo ich sie anwesend weiß, ich tanze mit ihr — aber was ist dabei viel zu reden? Weiß der Himmel, ich bin doch nicht mehr in den Jahren — es handelt sich auch nicht um bloße Courmacherei — kurzum, so hinderlich ist es mir noch niemals ergangen!"

Seine Gefährtin hätte über das stille Velenntniß, das aus den letzten Worten klang, auflachen mögen, und er selbst fühlte sich durch die eigene Rede unangenehm berührt. „Sie sehen einen halben Narren vor sich!" fuhr er fort, „oder auch einen ganzen! Sie haben eben genug gehört. Ich liebe Gisela, kann mich aber nicht überzeugen, ob sie mich versteht. Helfen Sie mir, beste Frau! Gisela besucht sie zur Gesangstunde. Lassen Sie mich das junge Mädchen in Ihrer Wohnung sprechen!"

Friederike Veltheim stutzte, und zögerte mit der Entgegnung. „Ich möchte das doch nicht!" sagte sie dann. „Ich bin eine einzelstehende, unbeschützte Frau, und andererseits darf ich dergleichen Herrn und Frau Rheinwald gegenüber nicht wagen. Stehen Sie von diesem Wunsche ab, Herr von Sturmfels!"

Schweigend gingen Beide eine Weile neben einander hin. Sie hörten den Schnee unter ihren Füßen knirschen, sie fühlten, wie der Wind den Reif von den Zweigen über sie schüttelte, aber da sie nachdenklich auf den Boden vor sich hin blickten, sahen sie nichts von der endlosen Steinpracht, die auf ernstere Dinge herabschaute, als den bunten Carneval und die kleinen Herzensgefchichten, die sich unter der Maskerade abspielten.

H Vit«? Renette in Darmstadt,
Der jungen Frau wurde das lauge Schweigen peinlich. „Eius kann ich Ihnen versprechen!“ begann sie. „Und ich hoffe dabei nichts gegen das Haus Rheinwald zu verletzen. Ich will im Stillen zu ergründen suchen, was für Gesinnungen Gisela für sie hegt.“

„5D, wenn Sie das wollten!“ rief ihr Begleiter mit lebhafter Freude. „Aber erwarten Sie nicht, daß das von morgen zu übermorgen möglich zu machen ist! Ich brauche Zeit und habe Behutsamkeit nöthig. Gisela darf nichts von einer Absicht gewahr werden.“

Herr von Sturmfels versicherte im Voraus seine ganze Dankbarkeit, und nachdem das Gespräch noch einige Minuten lang bei diesem Thema verweilt hatte, brachte Frau Friederike es auf andere Tinge. So auf ein großes Nohltlmigkeitsconccrt' in welchem mehrere Damen aus der Gesellschafft, Schülerinnen von ihr, gesungen hatten.

„Es ist doch merkwürdig, vcehrtete Frau,“ begann Herr von Sturmfels, „daß ich Sie selbst noch niemals habe singen hören! Sie verweigern es, sich in der Oeffentlichkeit hören zu lassen, aber in kleineren «reisen singen Sie, so auch bei Rheinwalds. Warum geschah das heut' nicht?“ „Heut'? Nun ja, heut' gerade war' ich nicht abgeneigt gewesen — wenn ich zum Zingeu aufgefordert worden wäre. Aber es geschah nicht. — Auch von Ihrer Seite nicht, Herr von Sturmfels!“ fügte sie neckend hinzu.

Der Getroffene suchte eine Entschuldigung zusammen zu bringen, sie aber fnhr fort: „Ueberhmpt müssen Sie mir gestatten, daß ich Ihre Versicherung, nach meiner Freundschaft zu streben, wenn ich die ganz egoistische Ursache abziehe, einigermäßen bezweifle. Sic waren mit meinem Manne befreundet, schon von der Schule her, wechselten mit ihm noch Briefe, bis kurz vor seiner letzten Krankheit, fügten auch wohl Ihre Empfehlung an mich hinzu, die Sie noch nicht gesehen hatten. Als mein armer Robert aber gestorben war, und ich auch Ihnen die Todesanzeige geschickt, da kam kein Wort von Ihnen an die bekümmerte Witwe. Es mußten drei Jahre vergehen, bis ich Ihnen zuerst im Rheinwald'schcn Hause begegnete. Ich habe erst seit etwa zwei Monaten die Ehre, Sic persönlich zu kennen, und lau» wirklich nicht sagen, während dieser Zeit besondere Beweise Ihrer freundschaftlichen Gesinnung empfangen zu haben.“

Sie schien keinen Ernst in die letzte Wendung zu legen, da sie die Worte nur wie eine leichte Herausforderung hinwarf, ihr Begleiter wurde aber dadurch um so ernster in Verlegenheit gesetzt. „Tic sollten auch nicht ungerecht sein, meine Gnädig — verehrteste Iran!“ begann er. „Sie lebten mit Ihrem Galten in der Provinz, weitweg im Osten, wohin er versetzt wurden war, ich stand in der Garnison am Rhein. Während des Krieges, da ich in Frankreich war, hatten Sic den Tod unsres Freundes zu beklagen. Ihre Anzeige desselben gelangte nicht an mich, ich erfuhr das Mißgeschick erst lange nachher. Tnrch andre Beziehungen wurde nur bekannt, daß Sie

Die vertrauten. 2

ihren Aufenthalt gewechselt hatten. Wo Sie geblieben waren, vermochte mir Niemand zu sagen. Wie konnte ich ahnen, daß ich Sie in der Hauptstadt zu suchen hätte?"

Die junge Frau schien mit dieser Erklärung zufrieden, ließ die Sache auf sich beruhen und sprach von ihrem geliebten Verstorbenen.

„Da fällt mir ein," begann Herr von Sturmfels, „ich besitze ja noch Gedichte von Robert Veltheim! Sogar Manuscripte aus seiner letzten Zeit, die er mir in seinen Vliesen nach Eoblrnz fchickte!"

„Von meinem Gatten?" rief Friederike lebhaft. „Und das sagen Sie mir erst setzt? O. bitte, bitte —!"

„Ich fand sie neulich unter meinen Briefschaften, und nahm heut' in die Gesellschaft die Absicht mit, Ihnen diese Dichtungen, wenn Sie dieselben etwa nicht mich besäßen, zur Verfügung zu stellen. Ich hatte das Wort an Sie auch schon auf den Lippen, da — nun da kamen eben andere Gespräche dazwischen. Darf ich Ihnen diese kleinen Schätze morgen persönlich vorlegen?"

Wenn Herr von Sturmfels diese Wendung mit raffinirter Berechnung als einen Haupttreffer aufgespart hätte, um sich das Wohlwollen der jungen Frau und die Erlaubniß zu einem Besuche bei ihr zu erringen, er wäre des guten Erfolges sicher gewesen. Aber er war weitab von solchen Künsten, er redete ganz ehrlich die Wahrheit, und da diese aus dem Tone seiner Sprache gutmüthig genug hervortrang, fand fein Anerbieten einen noch besseren Empfang. Friederike war voll Dankbarkeit und Freude, und alle früheren Einwendungen bei Seile setzend, trennte sie sich uo» ihm an ihrer Thür mit der Versicherung, daß sie seinem Besuche gern entgegensehe. — Hans Peter von Sturmfels war ein junger Mann u.m vierunddreißig Jahren, schlank, hoch gewachsen, im besten Sinne eine noble männliche Erscheinung. Zwei Jahre nach dem deutsch-französischen Kriege, der ihm den Hauptmannsrank eingetragen, glaubte er allen Verpflichtungen und Rücksichten Genüge gethan zu haben, und nahm seineu Abschied aus der Armee, um feinen eigentlichen Neigungen zu leben. Man erwartete, daß er sich der Bewirthfchafung seines Gutes widmen werde, da er inzwischen Herr eines ansehnlichen Familienbcsitzes geworden war. Allein es kam anders. Er ließ das Gut verpachten und wurde Maler. Den Entschluß dazu hatte er lange geplant, und wäre er in seiner Jugend nicht ans unüberwindlichen Widerstand von Seiten der Familie gesloßm, er hätte die Kunst von früh auf zu seiner Lebensaufgabe gemacht. Die künstlerischen Neigungen bildeten lange das Band zwischen ihm und seinem Schulfreunde Robert Veltheim, den er seit Jahren nicht mehr gesehen hatte. Zwei verschiedenartiger angelegte Naturen waren zwar wohl selten zu Freunden geworden, und vielleicht war es auf beiden Seiten das Verzichten auf höhere Lcbenspläuc, welches fie iu einem dauernden Briefwechsel erhielt. Als nun Hans Peter von Sturmfels die Freiheit erlangt hatte, der Kunst zu leben, durfte er sich in seiner

6 Otto Roquette in Darmstadt. —

günstigen Lebenslage alle Studienmittel gestatten. Ganz unvorbereitet kam er nicht in die künstlerische Lausbahn. Gezeichnet und genialt hatte er auch als Offizier immer, und sogar aus Frankreich reichliche Skizzen heimgebracht, die seine Begabung darlegten. Mußten das seine neuen Genossen denn auch anerkennen, so geschah es doch mit einer gewissen Einschränkung, zumal er als wohlhabender Mann Zwecke verfolgte, deren Notwendigkeit man ihm nicht zugeben wollte. Er wurde von den Künstlern der „Hauptmann“ genannt, wozu denn seine hie und da noch etwas soldatische Art der Rede die Veranlassung gegeben. Glücklicherweise malte er vorwiegend Architektur, ein Gebiet, auf dem die Nachfrage, und daher auch der Wetteifer nicht von Belang war. Ein großes „Interieur“ einer Kirche hatte ihn zuerst bekannt gemacht, und auf der letzten Ausstellung erwarb sich das Innere eines Kreuzganges mit blühendem Klostergärtchen vielen Beifall. Das Gemälde wurde an keinen Käufer abgegeben, sondern hing jetzt, als eine freundschaftliche Weihnachtsgabe, im Wohnzimmer der Frau Rheinwald. Die Kunstgenossen erklärten, wenn er so fortfahre, sei er auf dem besten Wege, das heißt, wenn er ihnen im Kunsthandl nicht Konkurrenz mache, sondern seine Gemälde künftig nur zu Geschenken verwerthe.

Der Hauptmann, oder vielmehr Hans Peter, wie er von allen seinen älteren Freunden genannt wurde, war, trotzdem er in die reiferen männlichen Jahre eingetreten, in manchen Dingen eine noch recht kindliche Natur, und erschrak oft selbst vor seiner Unbeholfenheit. In allen Geschäften ganz ein Mann, als Charakter entschieden ausgeprägt, geschätzt und als Muster hingestellt, als Mitglied der gutrn Gesellschaft überall beliebt, fühlte er sich in Herzensangelegenheiten nicht nur nicht sicher, sondern mißtrauisch gegen sich selbst. Wenn er innerlich ergriffen war, stand ihm ein entschiedener Ausdruck selten zu Gebote, und der sonst so gewandte junge Mann wurde unsicher, verlegen, und war schon zufrieden, wenn es ihm gelang, sich hinter den Anschein von Kühle oder auch Schroffheit zu flüchten. Und dieser scheinbare Weltmann fühlte sich jetzt von Leidenschaft für ein siebzehnjähriges Mädchen fortgerissen, einer Regung, wie er sie noch niemals erlebt hatte. Ob seine Neigung auch nur einigermaßen verstanden wurde, hatte er vis jetzt noch nicht erkannt, denn obgleich seit Jahren ein Freund im Hause des Präsidenten Rheinwald, empfand er sich gerade mit dieser ganz neuen Regung fremder darin, als bisher. Aber er hoffte dennoch auf Verständniß, nicht weil er sich gesagt hätte, daß er ein Manu sei, den man nicht ablehnte, sondern weil sein Herz so erfüllt war von Liebe, daß es ihm unmöglich erschien, nicht ein Verständniß, eine endliche Erhörung zu finden. Als Künstler sagte er sich zwar, daß Gisela nicht eigentlich eine Schönheit sei, aber dennoch war sie für ihn bezaubernd, unwiderstehlich. Eine schlanke Blondine, kaum zu völliger Jungfräulichkeit entwickelt, nicht klein von Gestalt, mit klugen, sprechenden Augen und geistvoll ausgeprägten Zügen. Mit diesen Augen sah sie ihn zuweilen wie verwundert an, und wenn nichts

Die vertrauten. 5

Zurückweisendes in ihren Blicken lag, so scheuchte das Räthselhafte darin ihn in sein Inneres zurück und ließ ihn Dinge reden, die mit seiner Empfindung gar nichts zu thun hatten, und ihn nachher bitter ungehalten gegen sich selbst machten. Er hoffte dennoch, er mußte hoffen, er mochte nicht denken, daß er zu hoffen aufhören könne! —

Tags darauf erwartete Friederike Veltheim zu geeigneter Stunde den Besuch des Hauptmanns. Die Präsidentin hatte die Gesangstunde für ihre Tochter absagen lassen, da Gisela sich bei einer kleinen Heiserkeit zu schonen habe. Als es gegen Mittag ging, und Herr von Sturmfels nicht erschien, kam die junge Frau zu der Vermuthung, der Hauptmann habe Kenntnis; von der Absage Giselas erhalten; und wer kann sagen, ob sie nicht das Richtige vermuthete. Ein leichter Groll gegen den Wortbrüchigen überkam sie, nicht darum, daß sie seine Gegenwart, sondern die versprochenen Reliquien ihres Gatten länger entbehren mußte. Als sie sich aber mit ihrem Wndr, einem fünfjährigen, kleinen Mädchen, von dem sehr befcheidenen Mittagsmahl? erhob, brachte ihr ein Bote ein Päckchen mit der Enipfhlung des Herrn von Sturmfels. Sie riß es auf, sie las die Entschuldigungszeilen des Absenders gar nicht, denn sie erkannte theure, geliebte Schriftzüge, die sie an die Lippen drückte, um mit von Schmerz und Freude feuchten Blicken wieder darauf zu verweilen. Dann bückte sie sich zu ihrem Kinde nieder, küßte und liebte es, als müsse sie ihm auch einen Gruß von dem verstorbenen Vater mittheilen.

Friederike kannte fast alle diese Gedichte und besaß die Mehrzahl in ihrer eigenen Abschrift. Aber nun hier Alles beisammen zu sehen, geschrieben mit den Zügen der theuren Hand, die sie nicht mehr dankbar drücken durfte für die Liebeszeichen, die sie einst von ihr empfangen hatte; Blätter und Blättchen, in großer und in winziger Schrift; der Anblick versetzte sie in ein schmerzliches Glücksgefühl, dem sie sich ganz hingab. Sie las nicht, sie kannte ja Alles, sie legte die Blätter ausgebreitet vor sich nieder, und fand in jedem eine Erinnerung an froh bewegte, glückselige, dann ernste, endlich kummervolle und sorgenreiche Tage. Und als sie dem nachdachte, brach ein Strom von Thränen aus ihren Augen. Aber damit ihr Kind sie nicht weinen sähe, eilte sie in die kalte Kammer nebenan, um den inneren Sturm über sich ergehen zu lassen.

Friederike hatte eine Erziehung genossen, welche auf eine Lebensstellung, wie sie sie jetzt einnahm, keineswegs hindeutete. In glänzenden Verhältnissen erwachsen, empfing sie jede Bildung, die für die Gesellschaft, wie für das geistige Leben erwünscht sein konnte. Allein der Glanz der äußeren Verhältnisse war eines Tages, und zwar noch bei Lebzeiten ihres Vaters, dahin, ein öffentliches Unglück, welches ihr jedoch den Vortheil brachte, daß sie nun ihrem Herzen folgen und ihre Hand einem jungen Manne schenken konnte, der zwar ohne Mittel, aber von um so größeren Hoffnungen erfüllt war.

Was der Vater früher nimmermehr würde zugegeben haben, gestattete er

8 Vtti> Roqueüe in Darmstadl.

jetzt unter Seufzen und Klagen, um den Brautstand seiner Tochter wesentlich zu beeinträchtigen». Er starb zu seinem eigenen Glücke bald darauf und Friederike folgte ihrem Gatten in eine kleine Prouinzialstadt. Sie war eine glücklich angelegte Natur und sah keine Schwierigkeit darin, auf äußeren Prunk zu verzichten, da ihr inneres Leben so reichen Ersatz empfing. Freilich aber hatte sie, wenn nicht das geistige Leben ihres Gatten, so doch die Gemüthswelt desselben gleichsam zu überwachen; denn während ihr jetzt das ganze Dasein in sonnigem Lichte glänzte, bildete sich, bei aller häuslichen Zufriedenheit, ein gefährlicher Trübsinn bei dem jungen Gatten aus. Er hatte gehofft, einst in der literarischen Welt etwas zu gelten, in der Dichtkunst vor Allem sich hcrorzuthun. Mehr und mehr aber kam er selbst zu der Ueberzeugung, daß seine Gedichte nur Dilettantenarbeit seien, und ließ sich nicht davon abbringen, wie sehr Friederike es bestritt, und sich durch seine kleinen Schöpfungen beglückt fühlte. Trotzdem konnte er das Versmachen nicht lassen. Er fing an, auch größer Angelegtes, er verwarf wieder, und die unvollendeten Manuscripte häuften sich. Eine Art Verzweiflung überkam ihn zuweilen darüber, und dieselbe gewann Grund, als eine lange versteckte Brustkrankheit in ihm ihre ersten Spuren zeigte. Tiefer Schreck fiel mit der Geburt eines Kindes in gleiche Zeit, welches dem Grübler doch wieder ein beglückteres Gefühl brachte und seine Aufmerksamkeit von sich selbst ablenkte. Alles schien gut und schön, er verbarg seiner innersten Freude strahlenden jungen Frau seinen Zustand so viel als möglich. Im Stillen aber schlichen die Dämonen der Sorge ihm näher und näher. Er mußte sich für trank «klären lassen. Der erweiterte Hausstand, dazu die nothwendig erachtete Pflege für den Leidenden, verlangten größere Mittel! als die berufliche Stellung gewährte, Ter Unglückliche quälte sich innerlich, Friederike schien an ein drohendes Unheil nicht glauben zu wollen, sie sorgte nur dafür, ihm die Wolken zu verscheuchen, ihm jeden Tag schön zu machen. Er war ihr dankbar und fühlte sich durch sie immer noch bcneidenswcith °. er konnte auch dem Drange, sich in Versen auszusprechen, nicht entsagen. Friederike frohlockte, aber schnell sollte sie an dem neuen Wendepunkt ihres Lebens stehen. Roberts Leiden steigerte sich mit Heftigkeit, warf ihn auf das Krankenlager und raffte ihn nach einigen Wochen dahin. So sah sich Friederike nach einer nur dreijährigen, immerhin hochbeglückten Ehe in ihrem uierundzwanzigsten Lebensjahre als Wittwe, mittellos und fast allein stehend in der Welt. Hatte sie in ihren» ersten Schmerz zusammenbrechen wollen, so gab ihr das Gefühl, als Mutter für ihr Kind sorgen zu müssen, neue Kraft für das Leben. Sie zog nach der Hauptstadt, um sich durch ihre musikalische Nildung, hauptsächlich durch ihre schöne Gesangstimme, ihren Lebensunterhalt zu uevdienen. Welche Mthe sie in den ersten Jahren, welche Enttäuschungen sie zu erleben, von welchen grausamen Lebenserfahrungen sie zu sagen hatte, mag hier bei Seite bleiben. Erst feit das Haus des Präsidenten Nheinwald von ihr Kenntnis; genommen, besserte sich ihre Lage

Die Vertrauten. 9

in etwas, da ihr Schülern ans den wohlhabenderen Kreisen zugewiesen wurden. Daß sie immer noch in großer Dürftigkeit lebte, wußte Niemand in der Gesellschaft, und sollte Niemand bemerken. Ihr sittlicher Stolz vermehrte es, Unterstützungen, die wie Almosen aussahen, anzunehmen, sie wollte nur empfangen, was sie sich selbst verdiente. Obgleich überall beliebt und geachtet, lehnte sie, schon um der Ansprüche an die Kleidung willen, jede Einladung ab, und nur in der Familie Rheinwald erschien sie zuweilen in kleinem Kreise. Und da sie niemals über ihre Lage sprach, überschätzte man dieselbe auch in diesem wohlwollenden Hause. Man freute sich ihrer geistvollen Unterhaltung, ihrer Heiterkeit, ihrer gesellschaftlichen Bildung, und schloß daraus auf jetzt ganz günstige Verhältnisse bei ihr. Und Friederike war gern heiter, es bedurfte nur einer geringen Anregung für ihr sanguinisches Temperament, um sie zu Gunsten einer guten Stunde alle Sorgen vergessen zu lassen. Vor Allem zeigte sie ihrem Kinde nur die froh gestimmte Mutter, damit kein trüber Eindruck in die jungen Seele dringe und sie selbst fühlte sich durch ihr Kind im Innersten beglückt, daß ihr durch ein Lächeln desselben die trüben Gedanken schon verscheucht wurden. Der Tag, an welchem Herr von Sturmfels ihr die Gedichte Roberts gesendet hatte, wurde nach dem Sturm ihrer Empfindungen vorübergegangen war ein Festtag für sie. Sie nahm eine weibliche Arbeit zur Hand, setzte sich zu der Kleinen auf einen niedrigen Schemel, spielte und lachte mit ihr, wenn auch zuweilen mit feuchten Augen. Abends aber saß sie »nieder bei den geliebten Blättern allein, ließ schöne und trübe Erinnerungen an sich vorüber ziehen, während nahe und fern die Wagen rollten, welche die zu rauschenden Festen geschmückten Leute nach allen Seiten hin führten.

Auch das Haus Rheinwald war in die Festzeit des Carnevals sehr verflochten, obgleich weder der Präsident noch seine Gattin an dem geräuschvollen Treiben Gefallen fanden, und selbst Gisela nicht in dem Maße, wie man es von einem siebzehnjährigen Mädchen, welches seinen ersten Tanzweiber feierte, hätte vermuthen sollen. Vor Allem hielt sie an ihrer Gesangsstunde fest, zumal sie eine herzliche Freundschaft für Friederike empfand. Hans Peter von Sturmfels aber war überall, wo er Gisela wußte. Er tanzte wie rasend, obgleich er das Tanzen seit einer Reihe von Jahren aufgegeben, und konnte er nicht in jedem Tanze die Geliebte durch die Reihen führen, so fühlte er sich schon beglückt, in ihrer Nähe zu sein, ihr mit den Augen folgen zu können. Seine Huldigungen waren augenscheinlich, und man vermuthete, daß dieser Carnival das Paar wohl dauernd zu einander führen werde. Es fehlte auch nicht an Anspielungen gegen die Eltern Giselas, welche dieselben jedoch überhören wollten oder ablehnten.

Einige Wochen waren vergangen, als Gisela eines Tages in ruhiger Stunde gegen die Mutter begann - „Ich habe hier ein sonderbares Gedicht, über das ich Dich fragen möchte. Ich fand es bei Friederike nebst anderen

I.0 Vtto «oquette in Darmstadt.

auf dem Clavier liegen, und sie sagte, daß sie diese Lieder von ihrem verstorbenen Robert manchmal nach eignen Melodien so vor sich hin singe, oder danach auf den Tasten vphantasire. Sie erlaubte mir, dieses eine abzuschreiben, weil mir der Inhalt so ganz merkwürdig vorkommt. Ich verstehe das Lied nicht. Lies doch einmal!"

Die Mutter nahm das Blatt und las die Verse, welche die Ueberschrift „Erdenloos" trugen:

„In Sorgrn leb' ich
Von beut' zu morgen:
Mit Sorgen streb' ich
Zu neuen Sorgen.
In Sorgen erwach' ich
lim froh zu scheinen,
In Sorgen lach' ich,
Und möchte weinen!
Tie Sorgen hass ich:
Und tief «erborgten
Mein Glück umfaß' ich
In meinen Sorgen."

Die Mutter dachte: Das klingt, als könnte es Friederike auch gemacht haben! Ihr armer Mann muß in recht beängstigender Lage gewesen sein! Gisela fragte, wie sie sich dies Gedicht erkläre?

„Nun, es ist eben eine gemischte Empfindung in dem Lied?." entgegnete die Mutter. „Das Glück des Daseins wird als ein nicht reines dargestellt, da es getrübt ist durch Lebenserfahrungen, die —"
„Aber sage mir nur," fiel Gisela ein, „wie kann man sein Glück in seinen Sorgen umfassen?"

Die Mutter lächelte in einiger Verlegenheit, denn sie fühlte sich im Commenliren nicht sehr stark, und sah andererseits wohl, daß man einem erfahrungslosen Kinde dergleichen schwer begreiflich machen könne. Aber sie wußte sich zu helfen. „Denke Dir den Fall," sagte sie, „daß Friederike, als eine einzeln stehende Person ihr Kind betrachtet. Das Kind ist gewissermaßen eine Sorge für sie, denn sie hat die Zukunft desselben im Auge, dennoch aber macht es ihr Glück aus, und als solches umfaßt sie es." Gisela stutzte über diese einfache Erklärung, die ihr doch keineswegs genügte. Denn obgleich in den glücklichen Verhältnissen erwachsen, sogar von ihnen Verwöhnt, stellte sie sich in ihrer Mädchenphantasie unter dem Begriffe Glück etwas ganz Märchenhaftes vor, wie eine himmlische Erscheinung, die mit etwas so Nebelhaftem, wie Sorgen, von welchen sie sich gar keine Vorstellung machen konnte, außer allem Zusammenhang stand. Sie schwieg eine Weile und steckte das Blatt ein. Dann begann sie: „Und noch Eins. Mama! Es ist besser, ich sage es Dir endlich. Es betrifft den Hauptmann —"

^ Die vertrauten, ^

Tie Mutter horchte auf. „Sturmfels? Nun?“

„Er lommt in der letzten Zeit fast regelmäßig während meiner Gesangstunde zu Friederiken, und hindert uns in unfern Urbungen. Ich weih, daß Friederike selbst darüber ungehalten ist, aber sie mag sich scheuen, es ihm zu sagen. Könnte er nicht von unserer Seite aufmerksam gemacht werden, daß sich das nicht recht schicken will?“

„Ich denke, es kann Rath dazu weiden,“ sagte die Mutter, das Gespräch abbrechend.

Und es wurde noch an demselben Tage Rath dazu. Als Herr von Sturmfels gegen Abend in Sicht war, entlief sie ihm, und überließ ihn der Mutter.

Frau Rheinwald wollte nicht lauge Umschweife gegen den ihr sonst so werthen Hausfreund machen. Sie begann also gleich mit dem, was sie von ihrer Tochter vernommen, und bat ihn, um Friederikens Ruf zu schonen, seine Besuche bei ihr einzuschränken.

Hans Peter von Sturmfels fühlte, daß ihm das Blut in's Gesicht schoß, und ohne viel Ueberlegung, platzte er mit den Worten heraus: „Es geschieht nur um Giselas Willen! Ich liebe Gisela! Beste Frau — geben Sie mir die Hand Ihrer Tochter!“

Frau Rheinwald schien erstarrt vor Neberraschung. Auf einen Heirathsantrag, noch dazu in so hastiger Weise, war sie nicht gefaßt gewesen. Auch brachte sie dem Antrage keine Willfährigkeit entgegen, wie fehr sie Herrn von Sturmfels immer schätzte. Die Anspielungen und Zuflüsterungen, die sie sonst wohl vernommen, hielt sie für grundlofes Gerede. Daß deni Hauptmann das aufblühende Mädchen wohl gefiel, fand sie selbstverständlich, aber die Annahme, daß er bestimmte Absichten habe, lag ihr ganz fern. Als sie sich von ihrem Erstaunen etwas erholt hatte, überkam sie eine Art von Traurigkeit. Schnell aber fragte sie dann: „Weiß Gisela von Ihrem Schritte?“

„Kein Wort, verehrte Freundin!“ stotterte er. „Ich weiß sogar nicht einmal so recht, ob Gisela — aber ich hoffe auf Ihren Einfluß —“

Frau Rheinwald athmete auf. Dann entgegnete sie ihm offen und ehrlich, daß er auf ihren Einfluß nicht rechnen dürfe. Gisela sei halb noch ein Kind, in vielen Stücken ein ganzes Kind, dessen Entwicklung man nicht vorgreifen dürfe. Sie sei überzeugt, daß er selbst sich mit seinem Antrage übereilt habe, und glaube versichern zu können, daß Gisela seine Wünsche nicht theile — oder noch nicht theile. Kurz, sie sagte Alles, was eine Mutter, welche ihre Tochter noch nicht aus den Händen geben mag, auch einem sonst hochgeschätzten Werber gegenüber, nur sagen kann. Und sie mußte viel reden, denn Herr von Sturmfels zeigte sich so betreten, daß er nach einigen Einwänden schweigend und regungslos vor ihr sitzen blieb.

^2 Mtlo Roquette in Darmsiad».

Der Präsident, welcher von einem Ausgang eben heimkehrte, kam ihr endlich zu Hilfe. Er schien nicht minder überrascht, als er von der Werbung des Hausfreundes erfuhr, und ging noch entschiedener rund heraus in seiner Entgegnung. „Was fällt Ihnen denn ein, lieber Freund!“ rief er. „Wir wäre daran zu denken! Das Kind ist ja eigentlich noch im Wachsen begriffen, wie follt ich jetzt schon eine Verlobung zugeben? Mein? Frau hat ganz Recht, wenn sie Ihre hastige Werbung für eine Uebereilung erklärt.“

Hans Peter von Sturmfels fühlte einen bitteren Groll in sich aufsteigen. „Und so wäre ich ganz und völlig abgewiesen?“ fragte er mit stockender Stimme,

Der Präsident legte ihm begütigend die Hand auf die Schulter. „Lieber Freund,“ entgegnete er, „einen Mann wie Sie weist man nicht ganz und völlig ab! Um so weniger, wenn man mit ihm so steht, wie wir zu Ihnen, da wir Sie fast wie zur Familie rechnen. In zwei Jahren ist Gisela neunzehn Jahre alt, dann wäre eher an eine Verbindung zu denken. Sie selbst sind dann auch nur um zwei Jahre älter geworden, und werden mit sechsunddreißig, bei Ihrer ganzen Art und Weise, auch noch für einen jungen Mann gelten können. Wenn Ihre Wünsche so lange vorhalten, und sonst kein Zwischenfall eintritt, dann »völlig wir weiter darüber reden.“

Zwei Jahre! Hans Peter von Sturmfels schauerte vor dieser Wartezeit. Aber es war ja doch möglich, daß sie durch Giselas eigene Wünsche für ihn abgekürzt werden konnte, so dachte er, halb getröstet, „Wohlan!“ entgegnete er mit Entschiedenheit „Da Sie mir die Hand Ihrer Tochter nicht durchaus verweigert haben, betrachte ich meinerseits mich von dieser Stunde an für gebunden,“

Dem Präsident schien diese Wendung nicht sehr zu Sinne. „Ich wünsche, daß Sie nicht zu viel dabei auf sich nehmen!“ sagte er. „Zugleich aber muß ich Ihnen das Versprechen unter Männern abnehmen, daß Sie gegen Gisela mit einer Erklärung nicht voreilig handeln — es wird zu Ihrem eigenen Vorthcil sein. Beobachten Sie das Mädchen meinetwegen, aber lassen Sie sich das Warten nicht verdrießen! Und nun,“ fügte er gemüthlicher hinzu, „stellen wir die Förmlichkeiten und das feierliche Ncfe in die Ecke, und verkehren wir als gnte Freunde, wie immer! Sie bleiben hier! Wir sind heul' ja wohl ganz unter uns?“

Die Hausfrau sah ihren Gatten mit etwas mitleidigem Lächeln an.

„Armer Mann!“ sagte sie. „Du hast vergessen, daß »vir heut' in unserem Saale die Probe zu den zwei Lustspielen haben, so wie zu den lebenden Vildern.“

Der Präsident rieb sich hinter dem Ohr und seufzte: „Nun, so bleiben wir wenigstens zu Hause!“ rief er einigermaßen getröstet. „Ich brauche ja nicht von Anfang an dabei zu fein,“

Die vertraut?!, <5

„Allerdings sehen wir unfern Freund hent' Abend auch!' nahm Frau Rheinwald das Wort, indem sie ihm begütigend die Hand reichte. „Er hat es ja übernommen die Bilder zu stellen, sich sogar bereit erklärt, in einem Stücke eine kleine Rolle zu übernehmen. Jetzt aber muß ich ihn beurlauben, denn ich habe noch zu tun. Also um acht Uhr auf Wiedersehen!"

Als die Gatten sich allein sahen, kamen sie überein, daß sie sich eigentlich keinen vorzüglicheren Freier für eine Tochter wünschen konnten. Wohlstand, geachteter Mann. Ebarakter, Alles nmladelig! Man durste sie um einen solchen Schwiegersohn beneiden. Einig aber waren Neide auch darin, ihre Tochter noch nicht zu binden, selbst wenn ihre Neigung zu dem Freunde entschieden wäre, woran sie jedoch zweifelten.

Hans Peter von Sturmfels aber, obgleich enttäuscht in seiner Erwartung, hielt sich von diesem Augenblick an für verlobt, zwar heimlich, aber fest verlobt, denn er hatte den Eltern Gifelas erklärt, daß er sich für gebunden erachte. Ja, er war im Stillen verlobt, das stand für ihn fest. Es fehlte nur noch die Einwilligung der Braut und die Gewißheit, ob sie seine Liebe erwidere? Trotzdem kam eine gewisse Sicherheit über ihn selbst. Giselas Liebe mußte erworben werden, wenn sie noch nicht für ihn da war. Er nahm sich vor, fetzt ruhiger zu prüfen und dem geliebten Mädchen gegenüber nichts Verwirrendes zu wagen, trotzdem aber seine Herzensneigung nicht zu verbergen.

Dazu gehörte freilich, daß er in dem ganze» Gcsellschaftsstrudel mit schwamm, wogte und sich drehte, denn er mußte sie im Auge behalten, mußte sich ihr ritterlich erweisen. In dem Lustspiel, einer Tiletantenvorstellung hatte er nur um Giselas willen eine Rolle von ein paar Worten übernommen, da sie selbst überredet »norden war, den Versuch zu wagen. Er spielte jedoch bei der Aufführung, welche bald darauf statt fand, so schlecht, hatte seine Rede so völlig vergessen, daß Gisela, welche dieselbe längst auswendig wußte, ihm mehrmals einhelfen mußte, und sich sehr über ihn ärgerte. Dafür hatte er ihr im lebenden Bilde eine Stellung und eine Beleuchtung gegeben, daß fein Herz nntcr dem allgemeinen Beifallssturm frohlockte und jubelte. So ging es von Fest zu Fest, von Ball zu Ball, und vor lauter Leben wurden Viele ihres Lebens nicht mehr froh.

Eines Abends versammelte man im Nheinwald'schen Hause nur einen kleinen Kreis. Man wollte einmal freundfchafilich beisammen fein mit Leuten, die man fönst im großen Gesellschaftstreiben nicht zu fchen bekam. Nur zwölf Personen. Auch Friederike hatte sich erbitten lassen zu kommen, sogar Musik mitzubringen und zu singen.

Wie beliebt sie in dem Kreise war, zeigte ihr der herzliche Empfang, sowohl der Familie, wie der versammelten Gäste. Und sie erschien so einfach und heiter, dabei fo sicher in der Untcrbaltungsform, sie zeigte sich so frei in ihrem Wcfen, als habe sie nie anders als in der gewähltesten Gesellschaft verlehrt. Ja, sie übte durch einen nnmuthigen kleinen Humor noch eine

^ Gtto Aouettec in Darmstadt.

ganz besondere Anziehung aus, ohne damit in den Vordergrund der Unterhaltung treten zu wollen.

Zum Singen aufgefordert, ging sie bereitwillig an den in der Mitte des großen Zimmers aufgestellten Flügel, um sich ihr Gesänge kunstfertig selbst zu begleiten. Gisela ließ es sich nicht nehmen, ihr die Notenblätter umzuwenden. Friederike begann mit Goethes Ganymed, von jener großartigen Tonsprache Schuberts getragen, einer Festhymne der Seele und der Frühlingsstimmung, die, wie in Worten, so in Klängen ihres Gleichen sucht. Herrlich erhob sich die Stimme durch den Raum, voll, ausgiebig, jedem Ausdruck, jeder künstlerischen Schattirung gewachsen. Die Zuhörer saßen ergriffen und innerlich erhoben. Herr von Sturmfels verließ seinen Platz, und wendete sich einer wenig erleuchteten Ecke zu, von wo aus er die Züge der Sängerin besfer betrachten konnte. Es hatte ihn überrieselt, er glaubte niemals solchen Gesang gehört zu haben.

Friederike war gern gefällig, mehr und mehr hören zu lassen. Nur wußte sie den Vortrag dieses und jenes kleinen Liedes mehr fröhlicher Art, auf welches man deutete, freundlich abzulehnen. Im Gespräch gern heiter, verlangte sie ini Gesang nach dem Großen, Erhabenen, weihevoll Gestimmten. So trug sie mehrere im Hymnenstyl gehaltene Gesänge vor, darunter die Lieder Mignons, in der Musik von Beethoven und Schubert, welche durch ihre Stimme den mächtigsten Eindruck machten. Sie war in Singelaune, man brauchte sie nicht viel zu bitten, und so hörten die Anwesenden ein Concert, welches sich auch vor dem strengeren Musikrichter vernehmen lassen durfte.

Herr von Sturmfels hatte seinen Platz nicht verlassen, unfähig der Sängerin ein Wort des Beifalls zu fagen. Die Macht der Töne übte einen Bann auf ihn, heut' zum Erstenmal in seinem Leben, der ihn hinderte, etwas Anderes zu thun, als nur zu hören. Der Klang dieser Stimme durchfluthcte, durchraufchte sein ganzes Innere, es war ihm als ginge eine neue, nicht geahnte Welt in ihm auf, Empfindungen, unaussprechliche Regungen, beseligend, berückend, sein ganzes Wesen fesselnd. War es die reizende junge Gestalt, welche neben der Sängerin stand und ihr die Blätter wendete, war sie es, von der der Zauber ausging? Er schloß unwillkürlich die Augen, uni zu prüfen, ob er die beiden Gestalten im Tonllinge vereinigt denken könne. Es war nicht möglich, sie blieben zwei, der Wohl laut drang nicht von den Lippen der kindlich aufmerksamen jungen Hebe.

Die Sängerin, welche ihm in seiner Ecke keine Beachtung geschenkt hatte, erhob sich jetzt, um zur Gesellschaft zu treten. Man sprach in Gruppen, lachte und war guter Dinge. Herr von Sturmfels mußte denn doch feinen vereinsamten Posten aufgeben, und Friederiken ein Wort des Dantes sagen. Er näherte sich langsam dem Flügel, nahm ein Notenblatt in die Hand, blätterte, und beobachtete sie zugleich. Als sie endlich eine Wendung machte.

Die vertrauten. — ^5

that er einen Schritt näher. „Was soll ich Ihnen sagen?“ begann er, „ich habe keine Worte —“

Friederike, an Beifall im Musilsaale gewöhnt, lächelte nur, und plötzlich, mit hellen Augen ihn anblickend rief sie: „Ach, richtig! Sie waren noch niemals gegenwärtig, wenn ich sang!“

„Ich fühle ganz, was ich bisher versäumt habe!“ entgegnete er mit einem gewissen Schwanken seiner Stimme und einem Blicke, vor welchem Friederike sich befremdet zur Seite wendete. „Es soll doch noch nicht zu Ende sein?“ fuhr er fort. „Wir werden nur durstiger, zu hören, je mehr Sie geben!“

„Nie Gesellschaft hat sich bereits dem Gespräch überlassen. Es ist heut' genug.“ Friederike sprach diese Worte mit ruhiger Bestimmtheit aus, und schien zu erwarten, daß er die Unterhaltung in anderer Weise fortsehen werde. Da kam Gisela auf sie zugesprungen, und umarmte und küßte sie und rief: „Nur ein Lied noch! Ein einziges! Bitte! Bitte!“

„Haben Sie ein besonderes Lieblingslied, Herr von Sturmfels?“ fragte Friederike. „Ein wenig fühle ich mich noch in Ihrer Schuld, und möchte sie abtragen. Ein Lied für Lieder!“

„Ich weiß nichts,“ entgegnete er. „Singen Sie, was Sie sich selbst am liebsten vorsingen!“

Friederike ging schweigend an den Flügel und schlug die Tasten an. Es wurde still im Saale. Dann rauschte es in Tönen wie ein Winbeswogen durch Laub und Zweige und sie begann: „Am Brunnen vor dem Thore da steht ein Lindenbaum. Ich träumt' in seinem Schatten wohl manchen süßen Traum.“ Einfach gab sie die wehmüthig süße Melodie wieder mit dem Ausdruck beglückender Erinnerung. Aber wie die Tonmalerei den Sturm erwachen ließ, so steigerte sich auch die Empfindung zu neu aufgestörter leidenschaftlicher Erregung, bis sie endlich beruhigt in der ersten Weise austlang: „Nun bin ich manche Stunde entfernt von jenem Ort, und immer hör' ich's rauschen: Du fändest Ruhe dort!“

Kein Laut wurde hörbar, als die Sängerin sich erhob und unwillkürlich das Clavier schloß. Die Hausfrau trat auf sie zu, und reichte ihr die Hand, mit den Worten: „Sie haben Recht! Darauf ist nichts mehr zu singen.“

Herr von Sturmfels hielt sich geflissentlich von der Sängerin entfernt, denn er empfand, daß, was er ihr immer dankend hätte sagen mögen, nur dürftig und in unsicherer Rede über seine Lippen gekommen wäre.

Als die Gesellschaft sich in noch nicht später Stunde zum Aufbruch rüstete, wagte er sich endlich zu Friederiken. „Verzeihen Sie mir, wenn ich verstumme —“ begann er, und ließ es wirklich bei diesen Worten bewenden. Aber in seinen Augen mußte etwas Sonderbares liegen, denn Friederike sah ihn verwundert an, schien zu stutzen, und verabschiedete sich
3!.,id und Süd XXV, 73, 2

<6 Vtto Roquette >» Varmstadt, schnell von ihm. Er überlegte, ob er sich ihr nicht zum Begleiter für den Heimweg anbieten müsse, aber beinah? fürchtete er sich davor, und es war ihm lieb, daß eine befreundete Familie Friederiken einen Platz in ihrem Wagen anbot.

Hans Peter von Sturmfels trat in's Freie, in einer so rätselhaften Stimmung, wie er sie niemals aus einer Gesellschaft mitgenommen Halle. Nach Hause zu gehen, war ihm unmöglich. Er schritt die Anlagen entlang, immer weiter und weiter, tief in den Wald, in die Finsternis; hinein. Gleichwohl war es keine einladende Februarnacht. Regen und Schnee wurden vom Winde getrieben, der Boden schien kaum gangbar, die alten Föhrenkrönen ließen ihr dumpf melancholifches Rauschen ertönen. dürres Gezweig prasselt? nieder auf den einsamen Wanderer. In seinem Mantel gehüllt schritt er fort, und vor seinem Gehör summte noch immer der Nachklang aus dem Liede: „Die kalten Winde bliesen mir grad' in's Angesicht, der Hut fiel mir vom Kopfe, ich wendete mich nicht.“ Den seinen hielt er zwar vor dem Herabfallen fest, drückte ihn sogar noch fester auf die Stirn, aber gewendet waren seine Gedanken rückwärts, denn wie ein innerliches Erlebnis war es über ihn gekommen, das ihn im Tiefsten ergriff, und dessen er sich doch erwehren zu müssen glaubte. So taumelte er Stunden lang im Walde auf Irrwegen umher, und fand den Heimweg erst in der noch finsternen Morgenstunde, da die Karossen von allen Seiten her die erschöpften und schlaftrunkenen Vallgiiste oder sonstigen Carnevalschwarmer nach Hause fühlten.

„Und immer hör' ich's rauschen: Du fändest Ruhe dort,“ das war der Tagesgruß, der ihm nach unruhiger Nacht vor dem Gehör klang. Sonst hatte er beim Erwachen an Gisela gedacht, irgend eine Huldigung für sie erdacht, sich gefreut auf den Augenblick, da er ihr begegnen sollte. Er gedachte ihrer auch heut', sie stand als ein cmmuthig reizendes Kind vor seiner Seele, wie bisher, aber eine andere Gestalt an ihrer Seite, eine schöne, reife weibliche Natur ob sie auch schön von Angesicht sei, darüber wußte er sich kaum Rechenschaft zu geben.

Er wollte das Ungehörige aus seinem Inneren verscheuchen, und beschloß, sich durch Arbeit zur Ordnung zu bringen. Ein angefangenes Bild stand auf der Staffelei, ein Klosterhof, und er begann zu malen. Aber dieser graue, verfallene Klosterhof konnte ihn heut' nicht befriedigen, das öde Gemäuer machte ihn ungeduldig. Vor seiner Phantasie stand plötzlich ein lachendes Schloß in Sonnenbeleuchtung, blühende Terrassen und Wälder umher, Berge und rinnende Wasser. Er sprang auf, um das Bild als Skizze festzuhalten. Aber wie langsam, wie ungeschickt war der Griffel heut'! Nichts wollte gelingen, keine Thätigkeit befriedigen.

So ging es mehrere Tage ruhelos in ihm fort, und er mußte sich bekennen, daß er Friederike liebe, leidenschaftlich liebe, ja, daß er eigentlich zum Erstenmal liebe! — Hans Peter von Sturmfels war keine sogenannte

Vie vertrauten, 4?

Schmetterlingsnatur. Wenn er in jungen Jahren manchen Eindruck lebhafter erfahren und wieder verloren hatte, so wollte das nichts sagen. Aber daß ein Kind, eine nur eben aufgeblühte Jungfrau, wie Gisela, seine Phantasie in einen Taumel versetzt hatte, erschien ihm plötzlich wie etwas Unglaubliches. Giselas Gestalt und Wesen wurde ihm dabei in nichts beeinträchtigt, aber unvergleichlich mächtiger war die Wirkung, die er durch Friederikens Gesang empfangen. Das war, statt lebenswürdigen Geplauders, eine ganze Seele, die sich in Tönen tief und reich aussprach, die Macht einer groß angelegten weiblichen Natur, die mit den Erfahrungen des Schmerzes vertraut, sich doch stark über dieselben zu erheben wußte. Bald war es auch nicht mehr ihr Gesang allein, aus dem er dies Alles zu erkennen glaubte. Er dachte allen Begegnungen mit ihr ^>ach, jedem Gespräch, und wenn er sich gleich vergegenwärtigte, daß sie ihn immer nur knapp abgefunden, sogar etwas selbstgefaßt und ironisch abgefertigt hatte, so war er doch der Ueberzeugung, daß sie bedeutender sei, als sie sich gegen ihn gegeben, ja ihre gelegentlichen Neckereien, die er selbst hervorgerufen, übten jetzt erst ihre ganze Anziehung. Verglich er Gisela mit Friederiken, so sprach ihm Alles zu der Letzteren Vorthail. Wo waren seine Augen, seine Vernunft, sein Herz gewesen? Er liebte Friederiken', das wußte er, und — schauderte vor sich selbst. Und nicht nur vor seiner schnellen inneren Wandlung, auch vor der Verwirrung, in die er sich nach außen hin gebracht hatte.

Er wußte sich ja doch so gut wie verlobt, wenigstens gebunden, da er den Eltern Giselas von freien Stücken sein Wort verpfändet hatte! Dieses Wort zu brechen, erschien ihm als etwas so Ehrenrühriges, daß er daran nicht denken mochte.. So war er mit seiner Pflicht auf der einen, mit seiner Neigung auf der anderen Seite gefesselt, und fragte sich, was daraus weiden sollte? Er liebte die Vertraute (gleichviel, daß sie es nur widerwillig geworden), welche ihm den Weg zu Gisela erleichtern sollte. Wenn Friederike jetzt seiner Leidenschaft für sie selbst inne wurde, was mußte sie von seinem Charakter denken? Nenn er verhehlte sich nicht, daß er bei ihr gewiß noch nicht auf ein Entgegenkommen zu rechnen habe. Er durfte sie in seinem Zustande auch gar nicht aufsuchen, er mußte ihre Nähe zu vermeiden suchen, so sagte ihm sein Pflichtgefühl. Hans Peter von Sturmfels war sonst in allen Stücken ein ganzer Mann, und kam zu dem Bewußtsein, daß ein solcher Conflict für eine männliche Natur eine nicht gerade würdige Gemüthslage fei; er hatte sogar das Verständnis, daß man derselben, wenn man ihr ferner stände, auch wohl eine komische Seite abgewinnen könne. Er schlug sich vor die Stirn, er beschloß sich zu überwinden, denn die Erfahrungen, die er an sich machte, gingen ihm geradezu wider den Mann, Friederike zu vermeiden war nicht schwierig, denn sie ließ sich eigentlich nirgends sehen. Allein er wollte auch deni Nheinwald'schen Hause für einige Zeit aus dem Wege gehen, um ganz mit sich zurccht zu kommen,
2»

^8 Vtto Roquette in Daimstadt.

Daß dieser Entschluß leichter zu fassen als auszuführen war, sollte er schon nach ein paar Tagen erfahren. Wer als täglicher Gast in einem befreundeten Hause zur Gewohnheit geworden ist, hat ein Theil seiner freien Entschlüssen aufzugeben, und mit den Gewöhnungen der Freunde zu rechnen. So empfing er ein Billet von der Hausfrau, mit der Bitte, an diesem Tage nicht auszubleiben, da die Damen seinen Rath und seine Hilfe nöthig hatten. Sie würden Abends ausnahmsweise ganz allein zu Hause sein. — Der Hauptmann fühlte sich doch so verwachsen mit dem befreundeten Hause, daß er sich Gedanken machte, was denn nur geschehen sein mochte, da man ihn um Rath und Hilfe ansprach. Er zögerte dann auch nicht, stellte sich zur Theestunde ein, und fragte besorgt, in welcher Weife er zu Diensten sein könne?

Mutter und Tochter sahen ihn fast lachend an, daß er den Ruf so ernst genommen. Es handelte sich um weiter nichts, als um einen neuen Nillanzug für Gisela, in welchem sie demnächst in dem Hotel irgend eines Gesandten erscheinen sollte. Man verlangte seine künstlerische Entscheidung, ob diese oder jene Farbe, ob diese oder jene Blumen zu wählen wären, da Mutter und Tochter nicht einig werden konnten. Die Sache war bald abgethan, da man sich seinem Schönheitsgefühl, sofern es sich der Mode anbequemen wollte, zuweilen fügte. Er blieb bei den Damen sitzen, in Erwartung des Hausherrn, der noch von seinen Acten gefesselt wurde. Das Gespräch kam schneller auf Friederike, als ihm lieb war. Gisela, welche eine schwärmerische Zuneigung zu ihr gefaßt hatte, wurde nicht müde. Gutes und Liebes von ihr zu sagen. „Gott sei Dank, scheint doch auch ihre Lage sich immer günstiger zu gestalten!“ fügte die Hausfrau hinzu. Sturmfels wollte sich eigentlich nicht mitredend an dem Gespräch betheiligen, aber unwillkürlich war ihm schon die Frage auf den Lippen: „Ist sie nicht immer in günstiger Lage gewesen?“

„Oh!“ rief die Hausfrau, mit einer vielsagenden Handbewegung.

„Sie hat auch in diesen Dingen harte Erfahrungen gemacht.“

„Seit wann kennen Sie Frau Friederike Velthcim?“ fragte er weiter,

„Weihnachten war es ein Jahr, daß ich sie kennen lernte. Und wie es geschah? Wir sind ja unter uns, und Sie, als Freund, dürfen es immer erfahren. Es war also in der Weihnachtszeit, die mir als Mitglied und Vorsteherin verschiedener Frauenvereine immer genug zu thun giebt. Sie wissen, welche Ladungen von Körben und Gepäckstücken aller Art aus unfarm Hause zu gehen Pflegen, an Waisenhäuser, Familien, zu großen und kleinen Bescheerungen. Ich war mit Allem fertig, da empfing ich am heiligen Abend noch ein Billet von einer Collegin im Vorstande mit der Frage, ob mir eine Wiltwe Veltheim bekannt sei, und ob für dieselbe nicht etwas gethan werden könne? Man habe erfahren, daß sie in der äußersten Dürftigkeit lebe. Doch müsse man mit Vorsicht verfahren, da die junge Frau auch nicht einmal zu den verschämten Armen zu rechnen sei. Sie solle eine gute Stimme haben

— Die vertraute». — 19

und hier und da Gesungunterricht geben. — War für den Abend selbst nichts mehr zu thun, so ging mir die Sache im Kopfe herum, und gleich am eisten Feiertage Vormittags rüstete ich mich zu einem Besuche bei der Bezeichneten. Ich fand eine junge Frau von Welttun und guter Erziehung, die von ihrer äußeren Lage nichts durchblicken ließ. Ihre Umgebung freilich deutete nicht auf günstige Verhältnisse, wenn auch ein leidliches Pianino an der Wand stand. Da ich mich nun bei ihr ganz geschäftlich eingeführt hatte unter dem Vormund, daß ich eine Gesanglehrerin für meine Tochter fuchte, so fragte sie ganz unbefangen: „Soll ich Ihnen etwas Vorsingen?“ Ich nahm das gern an, und Sie tonnen sich denken, wie überrascht und erfreut ich zuhörte. Wir unterhielten uns bald ohne alle Fremdheit, und mir gefiel das offene, lebensvolle Wesen der jungen Frau immer mehr und mehr. Inzwischen fiel es mir doch auf das Gewissen, daß ich, die ich durch meinen warmen Pelz geschützt war, meine Wirthin so lange in ihrem ungeheizten kleinen Empfangszimmer aufhielt. Ich erhob mich um mich zu verabschieden. Da öffnet sich die Thür, und herein tritt ein Kind, ein kleines Mädchen von vier bis fünf Jahren, von einer Schönheit, Zierlichkeit und Anmuth — wie ein Prinzeßchen — daß ich ganz bezaubert von feinem Anblick stand. Die junge Mutter stellte mir ihr Töchterchen vor, dieses aber gab mir die Hand und beantwortete meine Fragen ohne Blödigkeit. Es fragte mich, ob ich nicht seine Weihnachtsbescheerung sehen wollte? Ich war so hingerissen von der Liebenswürdigkeit des Kindes, daß ich alle Discretion vergaß, und mich von ihm in das anstoßende Zimmer führen ließ. Der Raum war Wohn- und Schlafstube zugleich, sogar Küche, wie der Ofen bemerkten ließ. Die Kleine deutete vergnügt auf einen Stuhl, über welchen ein weißes Tuch gebreitet war. Darauf, in einem dünnen Kränzchen von Vuchsbaumgrün, ein Apfel mit einem halb herabgebrannten Psenniglicht und ein paar bunten Bändchen geschmückt. Das war die ganze Weihnachtsbescheerung! Ich verbarg meine Bewegung, so gut ich es vermochte, sah auch kaum auf, um die junge Frau nicht in Verlegenheit zu setzen, denn mein Eindringen konnte ihr nicht lieb sein. Das Kind aber erzählte, heut' Abend werde das Licht noch einmal angezündet und der Apfel gemeinsam verspeist, das Kränzchen aber komme um Papas Bild dort an der Wand. — Daß unter solchen Verhältnissen nicht daran zu denken war, ihr eine Unterstützung anzubieten, lag auf der Hand. Kurz, wir wählten sie zu Giselas Lehrerin, und unserm Vorgang folgten dann Andere. Ich glaube, sie hat jetzt eine Menge Schülerinnen. Man muß aber noch immer sehr auf der Hut sein, sich bei ihr nach ihren Verhältnissen zu erkundigen, denn ihre Zurückhaltung ist mit einem nicht geringen Stolz gepaart.“

Wenn Herr von Sturmfels gehofft hatte, seine Neigung zu bekämpfen, so wurde durch diese Erzählung seinen Flammen nur neue Nahrung zugeführt. Er hätte aufspringen mögen, um zu Friederiken zu eilen, ihr Alles, was

LO Vtto Roquette in Darmstadt.
sein war zur Verfügung zu stellen! Aber wie wäre das möglich gewesen?
Sie war ja jetzt überdies in günstigerer Lage, wie seine Freundin Versichertc.
So saß er schweigend unter dem nur verstärkten Aufruhr seiner
Empfindungen.

Gisela aber ging an einen Schreibtisch und lehrte mit einem Blatt
Papier zurück. „Hören Sie zu, Herr von Sturmfels, ich will Ihnen etwas
vorlesen!“ Und sie begann das kleine Gedicht „Erdenloos“ zu recitiren,
abschließend mit der Strophe:

„Die Sorgen hass' ich;
Und still verborgen
Mein Glück umfoss' ich
In meinen Sorgen!“

„Von Wem ist das Gedicht?“ fügte sie hinzu, den Gast mit prüfenden
Augen anblickend.

Dieser sann eine Weile nach. „Es kommt mir bekannt vor“, sagte er.

„Ist es nicht von —?“ Er nannte einen modernen Dichternamen.

Gisela lachte ihn aus. „Jahre lang haben Sie es in ihrem Besitz
gehabt,“ rief sie, und erinnern sich nicht einmal des Verfassers!“

„Doch! doch, ich erinnere mich!“ entgegnete Sturmfels. „Die Verse
sind von meinem verstorbenen Freunde Robert Veltheim.“

„Wie verstehen Sie das Gedicht,“ fuhr Gisela fort; „und besonders die
letzte Strophe?“

„Da ich Veltheim kannte, so ist mir auch die Bedeutung der Sorgen
verständlich. Er fühlte sich als Gatte und Vater sehr glücklich, allein der
Wurm, der an seiner Gesundheit nagte, vielleicht noch mehr die Furcht vor
der Zukunft, bei einer doch fehr beschränkten Lebenslage, übte einen Druck auf
sein Gemüth.“

„Der Mann aber halte doch Freunde,“, redete Gisela weiter. „Fiel denn
diesen gar nicht ein, ihm zu helfen?“

Die Mutter warf ihr einen Blick der Ueberraschung zu, Sturmfels
aber fühlte eine Art von Vorwurf in seinem Gewissen, und zugleich etwas
von Unmuth. das ihn erröthen machte. „Sie meinen,“ begann er. „ich
hatte ihm eine Unterstützung anbieten sollen? Da war' ich schön ange«
kommen!“ Im Stillen aber sagte sich Hans Peter von Sturmfels, daß
unter Freunden der Versuch doch wohl zu wagen gewesen wäre, wenn er
selbst nur den Einfall gehabt hätte. Denn er, der von Sorgen um das
Lebens Nothdurft niemals etwas gewußt, hatte die Verhältnisse des Freundes
immer nur so oben hin betrachtet, zumal ihm von diesem auch niemals ein
Einblick eröffnet worden war. Und so hatte er auch über die Sorgen des
Gedichtes, als etwas poetisch Allgemeines, nur so weg gelesen. Darüber
waren Jahre vergangen.

Es blieb ihm nicht verborgen, daß Gisela ihm in den nächsten Tagen
freundlicher als jemals entgegenkam. Sie hatte zuweilen geradezu etwas Zu»

Die vertrauten, 2f
thuliches, sie forderte ihn mit allerliebsten Neckereien heraus, ja sie bevorzugte ihn in auffallender Weise, wie sonst nicht ihre Art gewesen. Selbst die Mutter wurde aufmerksam, und beobachtete ihre Tochter mit Ueberraschung. Der Bevorzugte aber erschrak mehr und mehr vor dieser Entdeckung. Wenn jetzt eine Neigung für ihn in dem Herzen des jungen Mädchens erwachte, dann stand er vor einem Conflict, noch fürchterlicher, als er ihn jetzt schon empfand. Es war gewiß kein geringes Zeichen von Gunst, als Gisela zu ihm sagte- „Nicht wahr, Herr von Sturmfels, den Cotillon tanzen wir Beide zusammen auf dem Ball beim Gesandten? Es plaudert sich dabei so hübsch!“ Noch vor einem Monat hatte dieses Entgegenkommen ihn hoch beglückt, heut' konnte er es zwar nicht ablehnen, allein es vermehrte nur seine Bedrängnis;. Immer von Neuem horte er fortan in seinem Innern die Worte: „Mein Glück umfüß' ich In meinen Sorgen!“

Die Bedeutung die er ihnen jetzt gab, war freilich eine wesentlich veränderte, mehr vertiefte, und er empfand zuerst, daß Freude und Schmerz der Menschenblut in einer Stimmung leben können.

Es war ein ausnahmsweise schöner Tag im Januar, der ihn in der Vormittagsstunde gleich vielen Anderen in den Sonnenschein hinaus lockte. Da erblickte er eine Gestalt, die ihm auf dem Spaziergange entgegenkam, und ein Freudenstrahl durchzuckte ihn, als er Friederiken erkannte. Das ist ein Wink des Schicksals! so dachte er in der Sophistik des Liebenden. Verwehrte er sich selbst, sie zu besuchen, hier durfte er sie begrüßen, mit ihr sprechen. Sie wich ihm nicht aus, sondern gestattete arglos, daß er mit ihr umkehrte und sich ihrem Wege anschloß. Er hatte sie mit so glücklichem, von Ueberraschung geröthetem Gesicht, mit so froh bewegten Worten begrüßt, daß sie lächelnd die Frage, an ihn richtete: „Ihnen muß etwas sehr Beglückendes begegnet sein, Herr von Sturmfels. Habe ich Recht?“

„Ist es denn nicht des Glückes genug, Ihnen zu begegnen?“ rief er.

„Nach so langer Entbehrung, endlich —!“

Sie sah ihn fragend an. „Entbehrung —? Nun ich hoffe, Sie sind meiner Hilfe nicht mehr benöthigt! Der Carneval wird nach der Annahme vieler einen günstigen Abschluß für Sie finden.“

„Oh, lassen wir den Mummenschanz des Gesellschaftstreibens bei Seite, theuerste Freundin!“ rief er. „Ich hasse dergleichen, und lästig ist mir Alles, was mich daran erinnert!“

Friederike schien diese sonderbare Stimmung nicht zu verstehen. „Wie?“ fragte sie. „Und — Gisela?“

Ein innerer Taumel ergriff ihn, und unüberlegt brachte er die Worte hervor: „Nicht Gisela! Sie war nur ein Vorwand für mich! Zu Ihnen wollte ich dringen, zu Ihnen! Sie sind es selbst — Sie! Sie! An Gisela dachte ich nicht — nur an Sie!“

Mehr brachte er nicht über die Lippen. Friederike aber stand wie

22 Gtto Roquette in varmstadt.

gelähmt Vor Schreck und hatte keine anderen Worte, als den halblautenden Ausruf: „Um Gotteswillen —!“

Auch er schwieg, durch das Bewußtsein seiner abscheulichen Lüge nicht wenig verwirrt. Aber es war ausgesprochen, nun mochte kommen, was da wollte! „Sie sind mir theuer, Friederike, mehr als ich aussprechen kann!“ fuhr er fort. „Hören Sie mich an — ich bitte Sie!“

„Hier nicht! Und niemals!“ rief sie zitternd. „Sie wissen nicht, was Sie sagen! Ich bitte Sie, entfernen Sie sich von mir!“

In diesem Augenblick wurde das Gespräch unterbrochen durch einen Zufall, der der jungen Frau höchst willkommen war, Herrn von Sturmfels aber in Bestürzung versetzte. Ein Wagen hielt in der Nähe, Kindergesichter kamen darin zum Vorschein, und ein Winken und Rufen machte sich vernehmlich. Gisela stieg aus, und eilte auf Friederike zu. „Ich fahre mit den Geschwistern spazieren!“ rief sie, „Wir haben Ihr Äennchen abgeholt — du ist die Kleine im Wagen! — und es trifft sich glücklich, daß wir Sie selbst doch noch finden! Steigen Sie ein! Wir sind Alle sehr vergnügt da drinnen.“ Friederike war schnell gefaßt und bereit. Während sie zu dem Wagen schritt, wendete sich Gisela munter an Herrn von Sturmfels: „Wollen Sie auch mit? Es ist noch Platz, wenn Sie nämlich zwei von den Kleinen auf den Schooß nehmen!“

Er dankte, half den Damen beim Einsteigen und sah dein dahinrollenden Wagen nach.

Da saßen Sie nun alle Beide drin! Und er selbst ging seines Weges mit dem Gefühl eines moralisch Gerichteten. „Diese niederträchtige Lüge!“ so rief er sich selbst in's Gewissen. „Was kann durch sie jetzt gar angerichtet werden!“ Genau erinnerte er sich nicht mehr, was und wieviel er Friederiken einst über seine Neigung zu Gisela nitgetheilt hatte, aber er befürchtete, daß es doch zu ausgiebig gewesen sein müsse, als daß Friederike an einen bloßen Vorwand glauben könne. So hatte er das beschämende Gefühl, nicht nur eine Unwahrheit gesagt, sondern auch eine unbegreifliche Dummheit begangen zu haben. Immer bedenklicher stellte er sich feine Lage vor, wenn ei die Consequenzen seiner Uebereilung zog. Friederiken wußte er mit Frau Nheinwald befreundet; wenn sie der mütterlichen Freundin nun ihr Erlebniß mittheilte? Wie stand er dann vor dem Hause Nheinwald? Heuchlerisch, falsch bis in's innerste Herz, treubruchig, unsittlich in namhaftem Grade, vielleicht — und im besten Falle noch, gradezu verrückt. Das Alles kam ihm zum Bewußt» sein, und wenn er seine Hcrzensneigung für Friederike noch so stark fühlte, er sparte leine Selbstanllage, keinen Tadel gegen seine selbstvergessene Ver« logenheit.

Hans Peter von Sturmfels schritt zwar im Sonnenschein dahin, aber er merkte nichts davon, er gab in seiner Versunlenheit nicht Acht auf die vielen Hunderte von Menschen, die mit, vor und hinter ihm lustwandelten, er übersah sogar, daß er von mehreren Seiten begrüßt wurde. —

Die vertrauten. 23

Wer nun so geartet wäre, daß er die Bedrängnisse Hans Peters von Sturmfels, so wie die Ereignisse in dem ihm umgebenden Kreise, für zu geringfügig erachtete, als daß eine ernstere Teilnahme dafür zu gewinnen sei, mit dem wird nicht zu streiten sein. Freilich kann man auch während eines Carnevals unter Umständen Ernsteres erfahren, sich sogar weismachen, Großes zu erleben. Doch wird das meist von der Auffassung abhängen. Was dem Einen ganz unbedeutend erscheint, das bedeutet dem Andern gerade genug zu einem richtigen Erlebnis. So glaubte auch Hans Peter von Sturmfels in schon genügender Verwicklung zu sein, und doch sollte er noch Merkwürdigeres erleben.

Der Tag des Balles im Gesandtschaftshotel war gekommen, und wurde von Einigen in so fern mit Genugthuung begrüßt, als er voraussichtlich die letzte Hauptaction der Saison war.

Vormittags kam Gisela mit gerötheten Augen aus der Gesangstunde, was von der Mutter sogleich bemerkt wurde. Auf ihr Befragen, brach Gisela in Thränen aus, und gab Kunde von einer Begegnung, die von einem so jungen Mädchen wohl als ein „schreckliches Erlebnis“ bezeichnet werden konnte. Sie habe, so erzählte sie, Friederiken besorgt gefunden wegen ihres Kindes, welches über Nacht krank geworden war. Während Beide, die Gesangübung auf sich beruhen lassend, am Lager der Kleinen gesessen sei der Wirth, ein Schuster, in angetrunkenem Zustande hereingestürmt, und habe gedroht, wenn Friederike bis zum Abend die rückständige Miethe nicht bezahle, sie aus dem Hause zu werfen. Die Kleine habe sich vor Entsetzen aufgebäumt, beim Anhören des Lärmens und der Scheltworte gegen die Mutter, und sei darauf wie in Krämpfen zurückgefallen. Der Wirth aber schrie und taumelte in seinem Zustande, sprach von Vettelvolk und Gesindel, das sich großartig stelle, dem er aber jetzt über den Hals kommen werde. Friederike aber beschäftigte sich nur mit ihrem Kinde, während Gisela entsetzt über die Rohheit dastand, und das Unerhörte mit über sich ergöhen ließ. »Komm, zum Vater!“ rief die Mutter. „Er muß es erfahren und füll uns rathen.“

Der Präsident saß an seinem Arbeitstische, und hörte den Bericht, den die Mutter noch einmal von Gisela verlangte. „Hm, hm!“ machte er. Wie endete der Auftritt?“

„Unglücklicherweise,“ fuhr Gisela fort, „oder auch glücklicherweise, trat Herr von Sturmfels in das Zimmer. So wie er das Betragen des ungeschliffenen Menschen erkannte, ergriff er ihn am Arme und riß ihn in den Hausflur, und dann - dann warf er ihn die Treppe hinunter.“

„Die Treppe hinunter?“ fragte der Präsident aufmerksam.

„Ja!“ schluchzte Gisela. „Ich habe es poltern hören.“

„Das könnte ihm als Uebermaß von Ritterlichkeit angefochten weiden!“ meinte der Präsident. „Hat der Schuster Schaden genommen?“

Gisela wußte es nicht. Aber aufgefordert, weiter zu berichten, fuhr sie

2H Mltc> ^oquetie in vclrmstadt,

fort: „Als der Hauptmann hörte, daß das Kind krank sei, ging er sogleich den Arzt zu holen. Denn, was ich auch heut' erst erfuhr, Friederike ist nicht mehr im Stande, eine Magd zu halten, und seit Anfang dieses Monats ganz ohne Hilfe. Schrecklich war es ihr, daß Sturmfels zu einem solchen Auftritt und zugleich hinter ihre Geheimnisse komme» mußte. Er hat sich aber sehr hilfreich und brav betragen. Er kam bald mit dem Arzte zurück, und dieser erklärte den Zustand des Kindes für nicht unbedenklich. Der Hauptmann stellte sich Friederiken ganz und gar zu Diensten, was sie selbst» verständlich ablehnen mußte. Ich konnte ihr auch nichts helfen, doch habe ich wenigstens ein Necept in die Apotheke getragen und darauf gewartet. Und nun ist Friederike mutterseelenallein mit ihrem kranken Kinde!" So schloß Gisela, um von Neuem in Thränen auszubrechen.

»Sie soll nicht lang allein bleiben!" sagte die Hausfrau entschlossen.

„Es war doch nicht ganz recht von ihr, uns über ihre Verhältnisse zu tauschen." Und zu ihrem Gatten gewendet fuhr sie fort: „Ich denke, es wird Dich nicht stören, wenn ich Friederike in unser Haus aufnehme. Das Kind braucht Pflege, sie selbst nicht minder. Wir haben oben die beiden Fremdenstuben, reichlich so groß wie ihre jetzige Wohnung. Ich fahre zu ihr und nehme unsre alte Christine zur Aushilfe gleich mit."

„Sieh zu, was Tu bei ihr ausrichtest!" entgegnete der Präsident einverstanden. „Bei dem Wirthe sprächest Du auch wohl vor — wegen der Miethe. Auch ist nicht ohne Belang, wie dem Schuster seine Treppenfahrt bekommen sein mag?"

Während die Mutter sich auf den Weg machte, ging Gisela in ihr Zimmer, erschöpft von ungewohnten Wegen und Aufregungen. Zum ersten Mal war dem jungen Mädchen das Nohe, Gemeine. Widerwärtige in seiner häßlichsten Gestalt vor Augen getreten, und ein tiefes Mitleid erfüllte sie. daß ihre so schwärmerisch geliebte Freundin mit solchen Mächten zu kämpfen hatte. Sie blickte um sich, ihr mit Vlumen gezieres duftiges Ballkleid lag ihr im Wege, und mit Widerwillen warf sie es bei Seite. Mit diesem Flitter angcthan, sollte sie heut' auf dem Ballfeste erscheinen, während die Freundin in Noth und Trübsal zu Hause saß? Es erschien ihr unmöglich. Eine Stunde ist es oft, welche das jugendliche Gemüth zur Reife fördert. Ein plötzlicher Lichtstrahl dringt in die träumerische Dämmerung, gleichviel ob beglückend oder im Tiefsten erschreckend, und neue Anschauungen des Lebens treten mit Deutlichkeit hervor. War Gisela noch halb ein Kind, so hatte sie doch bereits scharf beobachtende Augen und Verständnis; für das, was sie beobachtete. Auch heut', am Krankenbett des Kindes war ihr Einiges deutlich geworden, dem sie jetzt ernstlich nachdachte.

Tic Mutter lehrte zurück und zwar in angeregter Stimmung, denn sie hatte ihren Zweck erreicht. „Heut Abend ziehen sie bei uns ein!" rief sie.

„Friederike hat nach einigen Sträuben eingewilligt. Der Arzt, welchen ich selbst sprach, hält den Zustand des Kindes doch nicht für so beängstigend.

Die vertrauten. - 25

und hat nichts gegen den Umzug einzuwenden. Und was nun die angenehmen Wirthsleute betrifft, so sind die ja auch besänftigt. Leider hat Sturmfels die Forderung schon berichtet. Das muß selbstverständlich geändert werden. Es ist unsere Sache. Der Schuster liegt zu Bette und schläft, und er wird bis morgen schlafen, wie seine Frau mir versicherte. Geschadet hat ihm der Fall nichts, höchstens wird er einige blaue Flecke davon tragen, und die, meint seine Gattin, sei er gewohnt. Wenn er aufwache, werde Alles vergessen 'sein. Sie habe eigentlich einen ganz guten Mann, bis auf den Rausch, den er sich gern hole, aber sie wisse schon, wie sie mit ihm zurecht komme. Du siehst, mein Gatte, daß eine glückliche Ehe unter den verschiedensten Formen bestehen kann."

Der Präsident nickte mit Verständnis!. Die Hausfrau aber fuhr fort:

„Daß ich Euch heut' nicht auf den Ball begleite, werdet ihr mir wohl nachsehen.

Ich habe für unsere neuen Hausgenossen zu sorgen/' Nun wünschte Gisela, ebenfalls von dem Feste zurück zu bleiben, da ihr heut nichts, garnichts an dem Tanzen liege. Der Hausherr aber that Einspruch, obgleich auch er keinem sonderlichen Vergnügen entgegen sah, und sein Wille mußte gelten. Rüstete man sich nun im Hause des Präsideuten ohne recht günstige Stimmung zu einem Feste, von dessen prachtvoller Ausstattung Andere sich sehr viel versprochen, so war das bei Herrn von Sturmfcfs noch weniger der Fall, daher er sich denn nicht beeilte, rechtzeitig zu erscheinen. Er würde gar nicht hingegangen sein, wenn ihn nicht Gisela selbst zum Cotillon aufgefordert hätte, bei dem es sich so hübsch plaudern lasse. Da er sonst nicht zu tanzen dachte, kam er erst spät, und blickte theilnahmslos in den erhellten und feenhaft geschmückten Saal umher. Abgeschmackt und dumm kam ihm Alles vor. Die überladene Einrichtung, die Tanzmusik, das abscheuliche Drehen und Jagen, die gelangweilten, lächelnden und sich höchst verbindlich stellenden Gesichter Derer, welche keine Veranlassung mehr hatten, ihre Füße nach dem Takte zu bewegen. Er lehnte den Champagner ab, den die Diener umherrichten, da ihn ein förmlicher Ekel davor erfaßte. Alle seine Gedanken waren bei Friederike, und dem Auftritt, zu welchem er heut' zurecht gekommen. Daß sein Besuch so ausfallen würde, lag außer aller Berechnung. Er hatte endlich die Verpflichtung gefühlt, sich gegen Friederike auszusprechen, sein Betragen zu rechtfertigen, die Unwahrheit, die er ihr gesagt, zurück zu nehmen. Das war nun nicht möglich gewesen. Daß sie in das Rheinwald'sche Haus aufgenommen worden, hatte er bereits an Ort und Stelle erfahren. Es tröstete ihn, er mußte bekennen, daß es so am Besten war; gleichwohl bedrückte es ihn auch wieder. Zu ihr zu gelangen, auch nur um zu seiner Rechtfertigung zu sprechen, schien ihm jetzt nur noch schwieriger.

Inzwischen suchten seine Augen nach Gisela, der er sich als ihren Tänzer doch vorstellen mußte. Da flog sie durch die Reihen! Er gestand sich, daß sie ein bezauberndes junges Geschöpf sei — aber wo war die

26 Vtto Roquette in varmstadt. ^ -

Stimmung geblieben, mit der er das sonst empfunden! Sie tanzte mit einem jungen Grafen in Husarenuniform, der sie geschwätzig unterhielt, und sie lachte, wie es schien, sehr vergnügt über seine Einfälle. Hans Peter von Sturmfels fühlte sich von einem Gedanken durchzuckt. Es war eigentlich für einen Mann, der sich für so gut wie verlobt hält, ein ganz nichts-nutziger, es war ein unsittlicher Gedanke, allein was kommen dem Menschen nicht für Gedanken, wenn er auf seine Selbsterhaltung bedacht ist! Ja, wenn man Gisela mit einem Andern verloben konnte! Selbstverständlich war eine Neigung für den Andern in ihrem Heizen dazu nöthig. Ob der junge Husarenoffizier dazu geeignet wäre? Auszusehen war nichts an ihm. Ein hübscher Junge, von Hause wohlhabend, sehr beliebt bei der jungen Damenwelt, untadelig in seinem Betragen. Hans Peter von Sturmfels wußte wohl, auf welchen üblen Wegen seine Gedanken waren, und dennoch konnte er sie schwer zurückrufen.

Da der Tanz beendet war, suchte er Gisela auf. „Es ist gut, daß Sie endlich kommen,“ flüsterte sie. „Ich langweile mich zum Sterben, und wünsche mich nach Hause! Dieser Graf P. ist von allen faden Tänzern der fadeste. Ich habe ihm ein paarmal in's Gesicht gelacht vor Aerger!“ Ter Freund seufzte, und besorgte Stühle für seine Tänzerin und sich selbst für den auserwählten Tanz. „Wenn Ihnen ebenso wenig wie mir um die Springerei zu thun ist, so bleiben wir sitzen und unterhalten uns!“ sagte sie. Und so führte sie das Gespräch auf das gemeinsame Ereigniß am Vormittage, das so sehr im Gegensatz stand zu ihrer augenblicklichen Umgebung. Gisela sprach mit Ernst, sie sprach mit Entrüstung, sie sprach mit Mädchenschwärmerei, sie konnte von den Vorzügen ihrer Freundin nicht genug sprechen. Nur wenig hatte Sturmfels dazwischen zu sagen, denn mit Allem war er einverstanden, und er fühlte sich innerlich nur mehr und mehr ergriffen und in der eignen Ueberzeugung bestärkt. Und als Gisela eine längere Rede beendet hatte, stand ihm nichts weiter zu Gebote, als ein tiefer Seufzer, so ausgeprägt, daß er seiner Nachbarin nicht entgehen konnte.

Sie spielte mit dem Fächer, und sagte halblaut und mit gesenkten Augen: „Man soll an nichts verzweifeln. Es kann noch Alles gut werden.“

«Was?» fuhr er plötzlich heraus, so laut, daß Gisela fast zusammenzuckte.

„Sie müssen behutsamer sein, Herr von Sturmfels,“ sagte sie lächelnd, aber mit vorwurfsvollem Tone. „In vielen Stücken müssen Sie behutsamer sein.“

Ter Athcm stockte ihm. Was wollte das junge Mädchen damit sagen? Wußte sie am Ende gar um allerlei, was er ihr um Gotteswillen verschwiegen wissen wollte?

Die vertrauten, 2?

„Friederike ist jetzt in unserm Hause“, fuhr sie fort; „und zwar zum Segen für uns Alle. Auch für Sie, Herr Hauptmann.“

„Auch für — aber ich bitte Sie —“ Seine Ueberraschung steigerte sich, „Ich habe es mir überlegt.“ redete sie weiter, „es ist am Besten, man spricht offen mit einander. Wir sind ja doch schon alte Freunde! Ist es nicht so?“

„Ganz gewiß! Aber, liebes Kind — verehrtes Fräulein —“

„Darum sollten Sie mir Ihr Vertrauen schenken.“ Gisela spielt?

fortwährend mit ihrem Fächer, ohne aufzublicken, und wußte sich den Anschein zu geben, als führte sie mit ihrem Nachbar das oberflächlichste Gespräch.

Dieser erstaunte über das Mädchen, und sann darauf, der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben.

Sie aber fuhr fort: „Ganz leicht wird es vielleicht für Sie nicht fein, da Friederike jetzt bei uns wohnt. Eine Vermittelung werden Sie jeden« falls brauchen —“

Er sprang auf. „Wir tanzen! Die Reihe ist an uns!“ So rief er, und zwar mit einem Ausdruck, der so an den Ton des Commando erinnerte, daß sich Gisela, zu unwillkürlichem Gehorsam gezwungen, schnell erhob und sich von ihm durch die Reihen führen ließ. Er walzte mehr als dreimal mit ihr herum, so daß seine Tänzerin dringend bitten mußte, sie wieder abzusehen.

„Wie kann man so rasen?“ sagte sie athemlos und halb lachend. Er aber, um ihr die Möglichkeit abzuschneiden, auf das frühere Gespräch zurück zu kommen, begann sie zu unterhalten, mit einer Energie und Ausdauer, wie er sie selten bewahrt hatte. Er redete über Alles und Nichts, er sprach, daß ihm die Kehle trocken wurde; und wenn der Tanz noch drei Stunden dauerte, er wollte reden und müßte er mit dem letzten Trompetenton der Musik seinen Geist aufgeben!

Allein die Gefahr wurde abgewendet, da der Tanz bald zu Ende ging.

Als der Erschöpfte seine Tänzerin zu ihrem Platze führte, begann Sie:

„Ich habe Ihre Gesprächigkeit bewundert. Sie wollten heut' dadurch nur ausweichen. Hoffentlich aber beherzigen Sie noch, was ich gesagt!“

Er verneigte sich und verließ in Eile die Gesellschaft. Das hatte nur grade noch gefehlt, um die Sachlage zu verwirren und Alles darin auf den Kopf zu stellen! Friederike, die er einst als Vertraute in seine Herzensneigung eingeweiht, war zur Heißgeliebten geworden, und die einst Geliebte bot sich ihm jetzt zur Vertrauten für die erschwerten Umstände seiner neuen Leidenschaft! Ein Mädchen von siebzehn Jahren, ihm, einem gereisten Manne! Ihm, der sich ja eigentlich, ohne ihr Wissm, mit ihr verlobt nennen mußte, da ihre Eltern sein Wort hatten! Hans Peter von Sturmfels war in äußerster Erregung, als er, solches sich zu Gemüthe

28 Vtto Roquette i» Darmstad»,
führend, durch die Straßen lief. Giselas Vertrauen lehnte er selbstverständlich ab. Aber wie war denn nun aus diesem Labyrinth heraus zu kommen? In seiner Wohnung angelangt, warf er sich mißmuthig in einen Lehnstuhl, und übersah in der Zerstreuung einen Brief, der auf dem Tische lag. Endlich entdeckte er ihn, öffnete, und nachdem er ihn gelesen, warf er ihn erglimmt, als einen Zuwachs von Aerger, von sich. Allein er besann sich, nahm ihn noch einmal zur Hand, und was ihn im ersten Augenblicke mit Unmuth erfüllt, schien ihm plötzlich eine Aussicht auf Erlösung zu bringen. Das Schreiben war vom Gericht der Kreisstadt, in deren Umkreis sich sein Grundbesitz befand. Sein Verwalter hatte sich Dinge zu Schulden kommen lassen, die nicht bloß den Grundherrn, sondern die Behörde angingen, daher er denn bereits gerichtlich zur Haft gebracht worden war.

Es verstand sich von selbst, daß der Gutsherr persönlich nach dem Rechten sehen, daher schleunigst abreisen mußte. Er athmete auf. Diese Wendung war ihm willkommen. „Hinweg aus diesem jämmerlichen Gesellschaftstreiben!“ rief er. „Fort aus der unmännlichen Flunkerei, in die ich mich in meiner Thorheit selbst verrannt habe! Hinweg mit all' der dilettantischen Farbenverschwendung und Pinselei! Hinaus in's Freie, an rege Arbeit und Thätigkeit in Hof und Feld und Wald, meinethwegen in der Schreibstube! Willkommen Jagdrevier und Erdgeruch des Frühjahrs, das ja nicht mehr lange zögern kann! Meine Liebe nehme ich mit mir, und weiß im Innersten, daß ich sie hierher zurück bringen werde!“ In seiner Aufregung dachte er nicht daran, das Lager aufzusuchen, sondern packte in den Nachtstunden das Nöthigste zusammen. Dann schrieb er einige Zeilen an den Präsidenten, um seine schnelle Abreise zu erklären, und sich den Damen zu empfehlen, und war zum ersten Frühzuge gerüstet. Als Herr Rheinwald seine Zeilen erhielt, befand sich der Absender bereits auf halbem Weg zu seinem Ziele. —

Friederike erwachte, nach fast ruheloser Nacht, aus einem kurzen Morgenschlummer und sah sich halb überrascht in den fremden Umgebungen um. Ihre ersten Schritte waren zu dem Lager ihres Kindes, welches in sanftem Schlaf athmete. Sie kniete vor dem Bettchen nieder, das Haupt auf den Arm gestützt, die Augen an die holden Züge der Kleinen gefesselt, und dachte ihrem neuen plötzlich veränderten Zustande nach. Obgleich sie das liebevolle Entgegenkommen der Freunde ganz mit dankbarem Herzen erkannte, überlegte sie doch, ob sie in ihrem Nachgeben recht gethan habe? Gestern, in der Stunde der Todesangst um ihr Kind und in dem Gefühl der Erniedrigung, war ihr Stolz und ihr Wille gebrochen, und sie konnte sich nur an die Brust der Freundin werfen und über sich ergötzen lassen, was diese verfügte. Heut' aber tauchte mit dem Erwachen das Gefühl der Beschämung in ihr auf, lähmend, fast vernichtend. Daß Gisela bei dem ungefügigen Auftritt zugegen gewesen, daß die Rheinwald'schen Gatten ihre trübseligen Verhältnisse kennen gelernt, das schien ihr überwindlich; aber die Gegenwart

Die vertrauten, 2H

Sturmfels' bei jener Scene, seine Bekanntschaft mit ihrer Lage, wollte wie ein unerträglich Demüthigendes nicht aus ihrem Bewußtsein. Zum lieber«fluß hatte sie von der Wirthin auch noch erfahren, was ihr verschwiegen bleiben sollte, daß Sturmfels ihr, ohne ihr Wissen, auch Dienste zur Befriedigung des Wirthes geleistet hatte. Diese sie im Innersten beleidigende Thatsache machte ihr am meisten zu schaffen. Zwar glaubte sie der älteren Freundin gerne, welche ihr gestern schon vorgestellt, daß Sturmfels in seiner Gutmüthigkeit nur eben dem ersten Impuls gefolgt war, um ihr vor dem rohen Gegner Ruhe zu schaffen; daß er das Peinliche jetzt selbst empfinde, wie er ihr gestanden, da er Abends noch einmal im Hause vorgesprochen; daß er sich selbstverständlich nicht geweigert habe, das in der Hast Dargebotene von dem Hause Rheinwald zurück zu empfangen. Gleichviel, die Thatsache war einmal dagewesen, und ließ sich, bei allen Entschuldigungen, als etwas Verletzendes nicht mehr aus ihrer Erinnerung tilgen.

Und wie sollte sie nun über diesen Mann urtheilen, der sie vor kaum zwei Monaten zu seiner Vertrauten in einer Herzensangelegenheit gewünscht hatte, um ganz unvermittelt sie selbst plötzlich mit einem leidenschaftlichen Ausbruch seiner Gefühle gleichsam zu überfallen? Daß ihm Gisela nur zum Vorwand gedient habe, daran glaubte sie nicht, daher sie denn seine Unwahrheit nur als eine neue Beleidigung empfand. Aber selbst wenn sie dies weniger berücksichtigte, wenn sie annahm, daß seine Neigung zu Gisela geschwunden, und sein Herz sich ihr, der Vertrauten, zugewendet, wie unzuverlässig, wie flattersinnig mußte ihr dieser Mann erscheinen! Freilich seine Leidenschaft für Gisela war ihr immer wunderbar vorgekommen, und zugleich unverständlich, daß er sich nicht an diese selbst, sondern an eine Vertraute wendete. Lag in diesem Vertrauen etwa schon eine Vorbedeutung? — Nein! Nein! So weit wallte, durfte sie nicht denken! Zu fliehen hatte sie diesen Mann, sich vor ihm zu verbergen! Sie, die gestern noch, als Bettlerin gescholten, in Demüthigung vor ihm gestanden, meinte seine Gegenwart nicht mehr ertragen zu können. Und auch darum empfand sie es beängstigend, ja gefahrdrohend, in dem Hause der auch ihm Befreundeten ein Asyl gefunden zu hüben.

Diese aufgeregte Stimmung milderte sich, als sie erfuhr, daß Sturmfels für einige Zeit verreist sei.

Die Familie Rheinwald zahlte Friederike und ihr Töchterchen nicht nur zu den Hausgenossen, sondern zu den Ihrigen, und wollte vorerst von einer künftigen Aenderung nichts wissen. Das Kind genas und spielte bald vergnügt mit den Kindern des Hauses. Die Mutter litt nicht, daß Friederike in der nächsten Zeit ihren Gesangunterricht fortsetzte, da auch sie der Pflege und Erholung bedürfe, und der Hausherr nannte den Gast scherzweise seine „Älteste“, Von Liebe und Herzlichkeit umgeben, kam Friederikes Gemüth mit der Zeit etwas mehr zur Ruhe. Man gab ihr nach, daß sie ihre

20 Vtto Roquette in Darmstadt.

Pflichten, wie sie es nannte, endlich nicht mehr versäumte, und ihre Stunden außerhalb des Hauses wieder aufnahm.

Frau Rheinwald hatte bereits schriftliche Mittheilungen von Sturmfels erhalten, worin er sich der ganzen Familie und so auch Frau Friederike Vcltheim empfehlen ließ. Einige Zeit darauf wurde nun ein Brief im Hause abgegeben, den der Zufall zuerst in Giselas Hände gelangen ließ. Sie las die Aufschrift und erkannte die Hand des Hauptmanns. Der Brief war an Friederike. Das junge Mädchen verbarg ihn hastig und trug ihn darauf febst in der Freundin Zimmer, auf einem Zettel mit Beistift hinzufügend, daß sie ihn dort niedergelegt habe.

Friederike fand bei ihrer Rückkehr das Schreiben, und da ihr die Schiistzüge unbekannt, sie auch kaum in Correspondenz mit Jemand stand, erbrach sie es nicht ohne Neugier. Als sie aber die Unterschrift gelesen, ließ sie die Blätter erschreckt auf den Tisch zurückfallen, wie etwas, dessen Annäherung oder Berührung Schauer erweckt. Sie konnte sich eine Weile nicht entschließen, einen Blick in die Zeilen zu thun. Aber wer liest nicht einen Brief, der an ihn gerichtet ist, endlich dennoch, selbst wenn er sich vor dem Inhalt zu fürchten Ursache hat? So las denn auch Friderikr. anfangs widerwillig, bald mit etwas mehr Ruhe. Denn der Brief selbst war ruhig genug und rein objectiu gehalten. Sturmfels legte ein ganz offenes Betenntniß ab, ohne sich selbst etwas zu ersparen. Er sprach von seiner anfänglichen Neigung für Gisela, und wie er in seiner Verblendung so weit gegangen sei, bei den Eltern um sie anzuhalten, und sich sogar mit seinem Woite thatsächlich gebunden habe. Er sprach von der inneren Wandlung, die mit ihm vorgegangen an jenem Abend, da er Friederike zuerst habe singen hören, und wie er in der ihn ganz erfüllenden Empfindung für sie die frühere Neigung als einen Irrthum habe erkennen müssen. Er gab in wenigen Zügen Kunde von den inneren Kämpfen, die ihn endlich dennoch fortgerissen, und eine Unwahrheit auf seine Lippen gerufen, die er tief bereue. Der letzten Begegnung, am Krankenbette des Kindes, erwähnte er nicht. Dagegen kam eine Wendung vor, welcher Friederike zu entnehmen glaubte, daß er sich den Eltern Giselas gegenüber schriftlich entweder schon ausgesprochen habe, oder ss zu thun beabsichtige. Von seiner Liebe, von seinen Wünschen und Hoffnungen, stand ausdrücklich nichts in dem Briefe, wiewohl sie zwischen den Zeilen genugsam zu lesen waren. Er wollte, wenn er sich nicht rechtfertigen könne, nur seine Schuld bekennen, er sprach nicht einmal eine Bitte um Verzeihung aus. Aber, so schloß er, nicht der» sagen tonne er sich, in einiger Zeit, wenn er Friederitens Gcmüth etwas beruhigter glauben dürfe, sich noch einmal schriftlich an sie zu wenden. Friederike faltete den Brief zusammen und warf ihn in eine Schublade. An eine Entgegnung dachte sie selbstverständlich nicht, sie hätte gern auch an den Brief selbst nicht mehr gedacht, aber wer kann den Gedanken wehren? Sind doch die unwillko«nmensten immer in erster Reihe da, wenn das Ge

Die vertrauten. 31

müth doch einmal ans dem ruhigen Gleichgewicht gebracht ist. Die Wange auf die Hand gestützt, saß sie eine Weile am Fenster, und blickte in den Garten darin bereits die ersten Frühlingsblumen, Crocus, Tulpen und Hyacinthen. aus den Beeten hervorquollen.

Da man nun im Hause Rheinwald sonst an die täglichen Besuche des Freundes gewöhnt war, wurde in seiner Abwesenheit täglich wenigstens von ihm gesprochen. Es fand sich stets ein Anlaß dazu, und wie werth man ihn hielt, kam dabei immer zum Ausdruck. Der Präsident äußerte sich sehr zufrieden, daß Sturmfels sich seines Gutes und der Landwirthschaft gewissenhaft annehme. So hübsch er auch male, die Kunst sei vielleicht doch nicht seine ausschließliche Lebensaufgabe. Da der Hauptmann jetzt Geschmack an seinem Grundbesitz gewonnen, werde er sich hoffentlich dauernd demselben widmen. Es sei ein schönes Besihthum, das ihm genug zu thun geben könne, da in der letzten Zeit viel vernachlässigt worden sei. Unter den jüngsten Sprößlingen des Hauses wurde die Frage laut, warum denn die ganze Familie nicht einmal den Hauptmann auf seinem Gute besuche? Worauf Gisela entgegnete, daß das künftig wohl geschehen werde, für sich selbst wenigstens hoffe sie es mit Bestimmtheit.

Nach Verlauf von acht Tagen erhielt Friederike einen zweiten Brief von Sturmfels, und einige Zeit darauf einen dritten. Sie warf dieselben nicht mehr mißmuthig bei Seite, da sie ihr viel zu denken gaben. Mit großer Zurückhaltung, ohne ein leidenschaftliches Wort, aber mit unverkennbarer Wärme des Gefühls, theilte sich der Schreiber darin mit, wie ein Freund, der sich verpflichtet glaubt, über sein Thun und Treiben Rechenschaft abzulegen. Er erzählte von den Arbeiten seiner Landwirthschaft, von allerlei Verbesserungen, die er einführe, von neuen Anlagen für den Garten, auch von baulichen Aenderungen, von Manchem, was der Zukunft noch überlassen bleiben müsse. Er fragte niemals, er sprach immer nur die Hoffnung aus, daß sie sich wohl befinde, da er eine Antwort von ihrer Seite nicht zu erwarten schien. Von seiner Rückkehr in die Stadt war niemals die Rede. Friederike wunderte sich, daß im Rheinwald'schen Hause auch nicht die geringste Andeutung über diese Briefe gemacht wurde, da es doch nicht unbekannt geblieben sein konnte, daß sie dergleichen empfangen habe. Sie selbst konnte sich nicht entschließen, darüber zu sprechen, sie wollte es darauf ankommen lassen, ob die mütterliche Freundin einmal das Wort nehmen werde. Daß sie mittlerweile eine etwas bessere Meinung von Herrn von Sturmfels gewonnen, verschwieg sie sich selbst nicht. Eine Stelle aus seinem dritten Briefe berührte sie sogar tiefer. Er sprach von ihrem Töchterchen, welches er sich als wieder gesund und mit aller Lieblichkeit geschmückt denke, und daß es sein aufrichtiger Herzenswunsch sei, dem lieben Kinde einmal etwas sein zu können.

Inzwischen wurde es blühender, wundervoller Frühling, draußen in Wald und Feld, so wie in den Gärten der Stadt. Da empfing Friederike Noid im!, Lilb, XXV, 73. 3

32 Vtto Roquette in varmstadt.

einen vierten Brief, sogar einen doppelten von Hans Peter von Sturmfels und erkannte mit nicht geringer Ueberraschung die Handschrift Giselas. Ja, es war ein Brief Giselas an den Hauptmann, welchen dieser in das Nheinwald'sche Haus zurück und zwar an Friederike gelangen ließ. Folgendermaßen hatte die junge Dame an Hans Peter von Sturmfels geschrieben.

«Verehrter Freund und Jugendgcnosse! Da Sie mein Vertrauen von Mund zu Mund zurückgewiesen haben, so kommt es Ihnen durch die Feder nachgelaufen. Zwei so alte Freunde, wie wir, sollten immer auf dem Fuße der Wahrheit stehen. Da Sie sich derselben aber entziehen wollen, vielleicht aus Rücksicht, so nehme ich statt der Rücksicht, etwas Bosheit zur Hilfe, wie Sie gleich sehen werden. Denn, daß ich einige Ursache habe, Sie mir gegenüber für strafbar zu halten, das werden Sie doch nicht bestreiten? Die Ursache selbst lasse ich noch auf sich beruhen. Aber wenn ich auch noch eine dumme Person von erst siebzehn Jahren bin, so bemerke ich doch Manches, was ich den klugen Leuten nicht abmerken soll. So bemerkte ich, oder ich witterte dieses nur, daß Sie meine Freundin Friederike in' einer gewissen Angelegenheit zu Ihrer Vertrauten gemacht haben mußten. Denn so gescheit sie ist, fühlte ich doch heraus, daß sie mir durch Fragen und Andeutungen eine Art von Falle stellen wollte. Als nun aber Friederike einmal bei uns sang, da merkte ich, daß Ihr Gesicht einen Ausdruck annahm, wie ich ihn noch nicht gesehen, und so auch Ihr Netragen gegen Friederiken ein ganz anderes wurde. Dieser Ausdruck in Ihren Zügen kehrte wieder, so oft bei uns die Rede auf sie kam, und endlich erkannte ich in einem schrecklichen Augenblicke, an den ich sonst nicht gern denke, am Krankenlager des kleinen Aeunchen, Alles deutlich. Daß ich Ihnen schon damals meinen vollen Segen dazu geben konnte, will ich gleich hinzufügen. Aber noch an demselben Tage, es war auf dem langweiligen Balle beim Gesandten, beschloß ich, Sie ein wenig zu strafen, und so ängstigte ich Sie gründlich, indem ich mich jetzt als zweite Vertraute zudringlich machte. Bei Lichte besehen ist es keine Kleinigkeit, wie Sie mir mitgespielt haben! Denn jetzt will ich nur gesteheu, daß ich von Anfang an Ihr Gehcimniß gekannt habe. In jener verhaugnißvollen Stunde nämlich, da Sie an meine Eltern ein so unerwartetes Ansinnen stellten, welches mich ein wenig mit betraf, befand ich mich nämlich im Nebenzimmer mit Schreiben beschäftigt, und die Thür war sogar nur angelehnt. So mußte ich denn Alles hören, und war mit der Ansicht meiner Eltern ganz einverstanden. Denn, um offen zu sein, wenn ich mir vorstelle, wie derjenige aussehen soll, der — nun, an den ich einmal ganz besonders gern denken würde, so kann ich nur sagen, wie Herr von Sturmfels wird er nicht aussehen, obgleich Herr von Sturmfels sonst auch recht gut aussieht. Ich glaubte, das würde nun Alles ruhig verlaufen. Als null aber seit jenem Musikabcud der Zwischenfall eintrat, überlegte ich, was wohl zu thun sei? Ich überlegte lange. Endlich wurde mir klar: Der Freund wird meinen Eltern nicht bekennen wollen, daher anderer

Die vertrauten, 33

(und jedenfalls besserer) Ansicht geworden-, meine Eltern können! doch auch von nichts zurücktreten, was sie niemals zugestanden haben; so bleibt nichts übrig, als daß ich dumme Person diesen ganz verfitzten gordischen Knoten löse. Also, mein verehrungswürdiger Freund, sage ich Ihnen in meinem und meiner Eltern Namen (sie wissen zwar noch nichts von meinem Schritte, aber sie werden wohl einverstanden sein), daß sie frei sind, ganz frei, so frei als möglich, und daß sich Niemand über diese Freiheit und deren glückliche Folgen mehr freut, als Ihre ganz ergebenste — Vertraute."

Unter diesen Zeilen stand von der Hand des Hauptmanns: „Die liebenswürdige Absenderin wußte also noch nicht, was ich Herrn Präsidenten Rheinwald längst gestanden, und daß ich von dem Freunde Absolution empfangen habe."

Was aber der Absender in seinem Briefe selbst heute aussprach, war nicht in diesem leichten Ton gehalten, sondern drang auch durch die Schrift noch so warm aus dem vollsten Innern, daß sich Friederike durchschauert, und ihr Blut rascher pulsiren fühlte. „Sie haben mir," so schloß er, „auf keinen meiner Briefe geantwortet, und ich erwartete es nicht. Aber wenn ich nun selbst komme, und Ihnen mündlich Alles wiederhole, was Sie längst wissen, wenn ich das Glück meines Lebens von einer Frage an Sie abhängig mache — was werden Sie sagen?"

Und die Welt wurde „schöner mit jedem Tag," wie eines der schönsten Frühlingslieder singt. Es war an einem Sonntag Morgen, als Friederike allein im Musikzimmer saß, um sich in glücklicher Stimmung selbst etwas vorzusingen. Die Fenster nach dem Garten standen geöffnet, Blüthenduf! strömte herein, zuweilen auch verlor sich eine Biene in den Saal. Friederike sang eine Arie aus einem Oratorium von Händel, die wie Frühlingsandacht in Tönen durch den Raum quoll. Sie würde erschreckt abgebrochen haben, wenn sie geahnt, daß unter dein Fenster, hart an die Mauer gelehnt, ein Lauscher stand, der ihren Gesang, wie eine innere Offenbarung empfing. Er rührte sich nicht, er hielt fest den Athem an, um nicht den leisesten Ton zu verlieren.

Nach einer Weile erhob sie sich und that einen Blick in den Garten. Aber sie hätte vor froher Ueberraschung aufschreien mögen, über den Anblick, der sich ihr bot. Ihr Töchterchen zog einen Mann mit sich fort nach einem blühenden Kirschbaum, und bat ihn um die weißen Blumen. Sie erkannte Hans Peter von Sturmfels. Er hob das Kind auf den Arm und hielt es mit Kopf und Händchen in die blühenden Zweige hinein, daß es jauchzte, und in der Fülle schwelgend, sich selbst das Begehrte abpflückte. Friederike regte sich nicht, und sah mit innerer Bewegung dem Spiele zu. Da wandte sich Sturmfels, erblickte sie, und eilte, das Kind auf dem Arme, dem Hause zu.

Was er nun sagte, was sie entgegnete — das sind ^geheimnißvolle Dinge, die sich nicht so recht wiedergeben lassen. Aber bald saßen Beide
3»

Vtto Roquctte in varmstadt.

Hcmd in Hand neben einander, während das Kind vor ihnen auf dem Teppich mit seinen Blumen spielte. „Eins wirft Du mir nachsehen, selbst in meinem Glücke!“ begann sie mit feuchten Äugen, „daß ich meine theuren Erinnerungen heilig halte!“ — „Sie sollen uns gemeinsam bleiben, ein dauerndes Besitzthum für das Leben!“

So entgegnete er, die Geliebte umschlingend.

Da öffnete sich die Thür und trällernd hüpfte Gisela herein, um wie entseht zurück zu fahren. Schon machte sie Miene, davon zu laufen, aber sie wurde von Sturmfels eingeholt, bei der Hand genommen und zu Friederiken geführt. Seine Stimme klang ernst bewegt, wenn auch die Worte leicht waren, als er sagte: „Der Jugendgenossin und Vertrauten stelle ich in Friederiken meine Braut vor,“ Die Freundinnen lagen sich in den Armen, das Kind aber sprang auf seinen neuen Freund zu, ließ sich von ihm küssen und lachte glücklich, da es die Uebrigen so vergnügt sah.

Aus der Hamilton-Sammlung.
Botticelli's Dante-Zeichnungen.
Wilhelm Lübke.
— Stuttgart. —

Wenn von einem der großen italienischen Meister des Quattrocento irgend ein bedeutendes Werk der Tafel- oder Wandmalerei plötzlich entdeckt wird, so darf man ein solches Ereigniß immer als ein kunsthistorisch wichtiges bezeichnen. Kommen aber mit einem Schlage ganze Reihenfolgen künstlerischer Entwürfe an's Licht, die auf die Bedeutung und Geistesart eines jener hervorragenden Künstler ein völlig neues Licht werfen, so ist eine derartige Entdeckung geradezu als epochemachend für die Forschung anzuerkennen. Solches ist im hohen Maße der Fall mit den 84 Dante-Zeichnungen Botticellis, welche mit der Sammlung der Hamilton-Manuscripte kürzlich in das Berliner Kupferstichcabinet gelangt sind. Ohne Zweifel wird eine Publikation dieser kostbaren Schätze seitens der Museumsverwaltung zu erwarten sein; ehe aber eine solche erscheinen kann, wird man vielleicht eine kurze Besprechung dieser merkwürdigen Schöpfungen nicht unzeitgemäß finden.

Sandro Botticelli, oder wie er mit seinem eigentlichen Namen heißt: Alessandro di Mariano di Filippo, nimmt unter den großen Florentiner Malern des fünfzehnten Jahrhunderts einen Ehrenplatz ein. In Florenz im Jahre 1447 geboren, traf er mit seiner Jugendentwicklung in jene Zeit, wo die Kunst der Malerei, durch Masaccio zu einem neuen großartigen Styl emporgehoben, nach langem Stillstand sich zu kühnem Fortschreiten aufschwang. Der bedeutendste Nachfolger jenes großen Bahnbrechers war Fra Filippo Lippi gewesen, dessen Schüler unser Sandro wurde, nachdem er widerwillig

26 Wilhelm Lübke in Stuttgart.

eine zeitlang, wie später Francia und Dürer, sich dem Goldschmiedgewerbe gewidmet hatte. Von seinem Lehrmeister in dieser Kunst erhielt er den Beinamen del Botticello. Leicht begreift man, daß ein Geist wie der Sandro bei der ängstlich zierlichen Arbeit des Goldschmiedes sich nicht beruhigen konnte. Wenn irgend Einem unter den Florentinern jener Zeit, so gab ihm der Titel eines Poeten; denn er zumeist und vor Allen begnügt sich nicht mit den Aufgaben der kirchlichen Kunst; vielmehr strebt er die Grenzen der Malerei zu erweitern, indem er die Mythologie und Allegorie eifrig anbaut und in einer Reihe von Schöpfungen voll Anmuth und voll Leidenschaft seinem tiefsinnigen, poetisch angelegten Gemüth zum Ausdruck verhilft. Allen diesen Werken ist eine oft hochpoetische Stimmung eigen. Erwägt man die jugendliche Begeisterung, welche das damalige Geschlecht dem klassischen Alterthum entgegenbrachte, so wird die geringe Zahl von Schöpfungen der bildenden Kunst, in welchen diese Geistesrichtung zur Erscheinung kommt, stets Befremden erregen. Mögen auch in dem durch Savonarolas Feuereifer veranlassten Autodafé manche dieser Werke untergegangen sein, so sollte doch eine weit größere Zahl sich erhalten haben, als wir in der Thal deren nachweisen können. Um so wichtiger sind uns die Arbeiten Botticellis, der mehr als irgend Einer seiner Zeit- und Lands-genossen dies anmuthige Feld mit Vorliebe gepflegt hat. An der Spitze dieser Arbeiten steht die für Cosimo Medicis Villa zu Castello gemalte Allegorie des Frühlings, jetzt in der Akademie zu Florenz. Es ist ein Breitbild, dessen ganzer Raum von einem Hain dicht belaubter Bäume angefüllt wird. Unter ihren Baumkronen in wonnigem Schatten wandelt in der Mitte des Bildes eine hohe weibliche Gestalt, mit reichen Gewändern angethan, in stilles Sinnen verloren. Neben ihr links schlingen drei schlanke Jungfrauen, offenbar die Grazien, von durchsichtigen Gewändern umhüllt und mit Blumen geschmückt, den fröhlichen Neigen, während Amor mit brennender Fackel zu ihnen hinabschwebt. Neben ihnen sieht man einen leicht bekleideten jungen Mann mit geflügeltem Helm nach Art des Merkur, der mit dem Schwert goldige Orangen von den Bäumen zu schlagen versucht. In die rechte Hälfte des Bildes sind ebenfalls drei Figuren vertheilt und zwar ein heranschwebender Genius, der eine eilend bewegte weibliche Gestalt in durchsichtigen Gewändern und mit einem Bogen in der Hand zu umfassen sucht, indem er sie anhaucht. Ohne Zweifel haben wir in ihm Zephyr zu erkennen. Während das schöne Antlitz der Nymphe in holder Erregung sich ihm zuwendet, sieht man neben ihr eine reich gekleidete, mit blumigen Gewändern geschmückte Jungfrau ruhig und unbekümmert einher schreiten, indeß ein Blumenregen sich um sie ergießt. Wir verstehen nicht Alles in diesem Bilde, aber so viel ist klar, daß es sich um eine poetische Verherrlichung des Frühlings handelt, und zwar, was bisher unbemerkt geblieben, im Anschluß an die Horazische Ode „*1viwr gn-iz; lusm» ssi-»ta vic« veri8 et lavoni*". Jener Genius also ist der Favonius (Südwind,

Aus der Sammlung. 2?

Föhn), der den Frühling bringt. Für die übrigen Gestalten sind die Verse maßgebend:

„I»m (^tlwren oboi-oz äueit Venus iinwintsnt« luua,
HMinawillwi ^uatiuut p«äe . . ,”

Die mittlere Hauptfigur ist also, wie schon aus dem über ihr schwebenden Amor zu schließen, Venus; und ihre Begleiterinnen sind die Grazien und Nymphen.

Einfacher und klarer, daher von unmittelbarer Wirkung ist das als Pendant zu diesem Bilde ausgeführte zweite Gemälde, jetzt in den Uffizien. Der Geburt des Frühlings folgt die Geburt der Venus. Wir sehen die thaufrische jugendliche Gestalt der Göttin in einer Muschel stehend auf dem leichtbewegten Meere heranschweben. Während zwei pausbäckige Gestalten der Winde mit kräftigem Flügelschlag dahereilen, einander umschlungen halten, und sie mit ihrem Hauch gegen das Land hintreiben, die Luft aber mit einem Rosenregen angefüllt ist, eilt rechts aus einem dichten Lorbeerhain eine reich gekleidete Dienerin der Göttin entgegen, um sie mit einem prächtigen Mantel zu umhüllen. Die ganze Scene athmet holdeste Poesie, die in dem träumerisch süßen Ausdruck der Göttin gipfelt. Die weiblichen Köpfe Sandros halten sich noch völlig frei von der Aufnahme antiker Idealbildungen; mit ihren breiten Stirnen, der langen, aber stumpfen Nase und dem schmalen Kinn machen sie vielmehr einen durchaus individuellen Eindruck, dessen Reiz beim Mangel stylvoller Schönheit in einer träumerischen, nicht selten wehmüthig angehauchten Stimmung beruht.

Diesen beiden Hauptwerken mythologischen Inhalts schließen sich einige andere an, unter welchen das merkwürdige Bild der Verleumdung des Apelles, nach Lucians Beschreibung, jetzt in den Uffizien, das bedeutendste ist. Bekanntlich war der berühmte Maler von seinem neidischen Rivalen Antiphilos bei ihrem gemeinsamen Gönner, König Ptolemäos, verleumderischer Weise der Theilnahme an einer Verschwörung bezichtigt worden. Nachdem er jedoch glücklich der Gefahr entronnen war, malte er ein allegorisches Bild, welches nach Lucians Schilderung die Meister der Renaissance öfter zur Darstellung gereizt hat. In einer prachtvollen, mit Reliefs und Statuen geschmückten Halle, welche von des Künstlers Verständnis; der antiken Architektur Zeugniß abgelegt, malte Botticelli einen thronenden, mit der Krone geschmückten Richter, in dessen riesige Ohren zwei sich an ihn drängende Weiber, Unwissenheit und Verdächtigung, eifrig flüstern. Vor dem Richter steht als Ankläger in schäbigem zerlumptem Anzug der Neid und hinter diesem die üppige Gestalt der Verleumdung, welche, von der Arglist und der Täuschung mit Blumen und Bändern aufgeputzt, ihr unschuldiges Opfer, einen nackten Jüngling, an den Haaren herbeischleift. Langsam folgt hinter dieser Gruppe die abschreckend garstige Gestalt der Neugier, einen bösen Blick auf die edle, völlig unbekleidete Gestalt der Wahrheit werfend, die mit

38 Wilhelm tiibke in Stuttgart. —

betheuernd emporgehobener Rechten den Zug schließt. Die ergreifende Scene ist von einer phantastisch wilden Poesie erfüllt. Die sorgfältige und scharfe Modellirung deutet auf jene mittlere Zeit des Künstlers, wo er unter dem Einfluß der plastischen Schulen der Verrocchio und der Pollajuoli stand. Roch manche andere, wenngleich minder bedeutende Bilder zeugen von der Hingabe an die Welt des klassischen Alterthums, welcher Notticelli in seinen früheren Zeiten huldigte. Dahin gehört die Venus in der Galerie zu Berlin, offenbar ein Studium nach der medicäischen und wohl für das oben erwähnte große Bild ausgeführt. Eine andre auf blumenreichem Wiesengrund lagernde und von Amoretten umspielte Venus sieht man in der Sammlung des Louvre und eine ähnliche in der Galeris Varler zu London. Diese Werke sind freilich noch weit entfernt von dem wonnigen Lebensgefühl der üppigen Venusgestalten eines Tizian; sie haben einen kühleren, bescheidneren Charakter, der sich indeß zu sinnig poetischer Stimmung steigert. Zwei andere Venusbilder besitzt Lord Ashburton; auch eine große allegorische Figur in der Sammlung Reiset zu Paris, sowie die Galatea der Galerie zu Dresden, diese aber nur ein schwaches Schulbild, gehören derselben Richtung an. Höchst merkwürdig ist sodann ein völlig unbekleidetes weibliches Brustbild in der Sammlung Reiset. Das zierlich geordnete Haar der Dame und ihr mit Perlen und Juwelen geschmückter Hals erhöhen das Verführerische der Erscheinung, wie man es von einer Geliebten des Lorenz de' Wedici wohl erwartet. Es ist die berühmte „Bella Simonetta“. Man sieht aus alledem, daß Botticelli damals der Lieblingsmaler der Medici war, wie er denn unter den gleichzeitigen Künstlern am meisten fröhlichen Weltsinn hatte und nach dem Tode Fra Filippo's überhaupt für den besten Maler in Florenz galt.

Als echter Poet erweist er sich auch in einer Reihe novellistisch aufgefaßter, geistreich behandelter Bilder, deren Themata dem klassischen Nltnthum, dem alten Testament, oder den profanen Dichtern der Nenaissancezeit angehören. In diesen Schilderungen macht sich oft ein energisch dramatischer Zug geltend, wie wir ihn so lebensprühend bei keinem andern der gleichzeitigen Florentiner finden. Eine wahre Perle dieser Art ist das Bild bei Senator Morelli in Mailand, welches in sechs ungemein belebten Scenen, die sich in einer prachtvollen korinthischen Halle abspielen, die Geschichte der Virginia behandelt. Nicht minder lebendig und von ähnlich novellistischem Reiz sind die beiden kleinen Bilder aus der Geschichte der Judith, welche man in den Uffizien sieht. Besonders das zweite, wo das Heldcnwcib nach vollbrachter That zu den Ihrigen heimlehrt, in der Rechten das bloße Schwert, in der Linken einen Oelzweig haltend, während die voranschreitende Magd in einem Bündel auf dem Kopf das Haupt des Holofernes trägt, ist von merkwürdiger Kraft der Stimmung. Keiner von den damaligen Künstlern wäre im Stande gewesen, die Gestalt der Heldin, wie sie träumerisch, fast melancholisch zurückblickt, mit solcher psychologischen

Aus der Hamilton'sammlung. — ^ 39

Feinheit zu zeichne». Weiter besitzt die Galerie zu Turin ein anziehendes Bild mit der Darstellung des jungen Tobias und des Erzengels Gabriel. Auch eine Predella mit den Wunderthaten des heiligen Zenobius, aus der von Quandt'schen Sammlung in die Dresdner Galerie gelangt, enthält Züge voll novellistischen Reizes.

Nicht minder weiß Sandro die bei den italienischen Dichtern enthaltenen Inspirationen zu malerischen Motiven zu verwerthen. So sieht man, nach den Triumphen Petrarca's, vier Bilder im Oratorium von St. Ansano, welche den Triumph der Liebe, der Keuschheit, der Zeit und der Gottheit schildern. Den Triumph der Keuschheit finden wir dann wiederholt in einem kleinen zierlichen Bilde der Galerie zu Turin. Auf einem von Einhörnern gezogenen Siegeswagen thronet die Keuschheit, zu deren Füßen der gefesselte Amor sitzt. Eine Jungfrau mit drei Lämmern, Symbolen der Unschuld (oder Hermeline?), geht voraus; allerliebste aber ist die Schnur junger Mädchen, welche dem Wagen der Keuschheit folgt. Das Ganze von köstlichem Reiz, voll Nüivität und Poesie! Einem minder leuschen Dichter ist sodann der vielseitige Künstler ein andres Mal gefolgt, indem er in einer Novelle Boccaccio's Gelegenheit zu einer anziehenden Schilderung gefunden hat. Es ist die Liebesgeschichte des Nastagio degli Onesti, welche Botticelli im Jahre 1487 zur Vermählung des Pier Francesco Bini mit Lucrezia Pucci auf eine Hochzeitruhe malte. Erst kürzlich aus der Casa Pucci in die Sammlung Barler nach London gekommen, geben die vier kleinen Bilder in lebendig novellistischer Schilderung die Trauer des von seiner Geliebten kaltherzig zurückgewiesenen Nastagio und die Wendung seines Geschicks durch die Erzählung jener Bision, in welcher ein Ritter eine nackte Spröde verfolgt und ihr das Herz aus dem Leibe reißt, um es seinen Hunden vorzuwerfen. Der phantastische Hergang mit seinen Consequenzen ist vom Maler mit großer Naivität geschildert worden.

Aus alledem erkennen wir in Botticelli einen Künstler von poetischer Sinnesart und von vielseitiger Anlage, der seine Stoffe den mannigfachsten Gebieten zu entnehmen weiß. Denselben poetischen Zug finden wir in den großen Fresken, welche er in der sixtinischen Capelle auszuführen hatte. In der Bernichtung der Rotte Kora, in den Scenen aus dem Leben Mosis in Aegypten, endlich in der Versuchung Christi sind es vor Allem die schönen landschaftlichen Gründe, ist es die theils idyllische, theils leidenschaftlich bewegte Stimmung, welche uns fesseln und uns vergessen machen, daß die feierliche Großartigkeit und die feine Rhythmik eines Ghirlandajo und Perugino ihm versagt ist.

Vor Allem aber kommt der ganze Poet in ihm zur Entfaltung in seinen köstlichen Madonnen. Fra Filippo war der Erste gewesen, der die Himmelskönigin von ihrem erhabenen Throne erlöst und auf die Erde verpflanzt hatte. Seine Madonnen, der trümsscendenlen Feierlichkeit entkleidet, sind einfache irdische, ja bürgerliche Frauen, im fröhlichen Mutterglück strahlend;

HO Wilhelm liibfe in Stuttgart.

lein Zug in ihnen deutet auf eine mystische, wunderbare Sendung. Das Göttliche ist hier ganz in's Irdische umgekehrt. An diese Auffassung knüpft Sandro an; sogar das von seinem Lehrer eingeführte, fortan bei den Florentinern so beliebte Tondo (Rundbild) hält er mit Bevorzugung fest; aber er schürtet ein ganzes Füllhorn von Poesie über diese Compositionen aus. Kann man etwas Sinnigeres sehen als jenes Rundbild in den Uffizien, wo die Madonna, in frühlingsslarer Landschaft sitzend, liebevoll auf ihr Kind niederbückt, während sie eben im Begriff ist, die Feder einzutauchen, um in ein großes Missale das „Magnificat“ zu schreiben. Buch und Tintenfaß werden ihr von zwei pagenartigcn Knäblein dargereicht, und das Christkind selbst führt wie im Spiel die Hand der Mutter. Ein schöner Engel steht schützend hinter den Knaben, und zwei andere setzen der Madonna die Krone auf. So ist die sonst so feierliche Scene der Krönung Maria in's Idyllische eines intimen Familienvorgangs umgewandelt. Oder giebt es etwas Poetischeres als das schöne Rundbild in der Galerie zu Berlin, wo eine Schnur rosenbetränzter Engel, in den Händen brennende, ebenfalls mit Rosen umwundene Wachsterzen haltend, sich in liebevoller Verehrung um die heilige Jungfrau mit dem Christuskinde drängen? Oder jene andere Madonna in den Uffizien, welche ihr Kind auf dem Schooße hält, während holdselige Engel mil Lilien und Gebetbüchern die liebliche Gruppe umgeben. Sandros Frauen haben niemals ein Gepräge idealer Formschönheit, aber seine Madonnen erhalten durch einen Zug stillen, fast wehmüthigen Versunkcnseins einen besonderen Ausdruck von Innigkeit und damit einen poetischen Reiz. Auch da bleibt ihm diese dichterische Kunst der Auffassung treu, wo er in großen Altarbildern, wie in jener für S. Piero Maggiore ausgeführten Himmel-fahrt Maria, den ganzen himmlischen Hofstaat in strahlenden Chören von Engeln und Erzengeln aufzubieten hat, deren Anordnung die unermeßlichen Räume des Paradieses ahnen laßt. Das hier genannte Bild erhalt dadurch eine kulturgeschichtliche Bedeutung, daß es der Geistlichkeit, die sonst zu jener Zeit wahrlich nicht fanatisch gestimmt war, einen Anstoß gab, weil man in der Schilderung der Engelchöre eine ketzerische Ansicht des Origines zu erkennen glaubte, daher das Bild mit Beschlag belegte und auf längere Zeit der Oeffentlichkeit entzog!

Uebrigens lag damals durch Savonarolas Auftreten etwas von dieser mönchisch düsteren Gesinnung in der Luft. Die strenge Sittenreinheit und der Ernst des Bußcpredigers gewannen ihm selbst unter den Künstlern starken Anhang. Auch der sonst so heitere Sandro konnte diesem Zuge der Zeit nicht widerstehen, und Vasari berichtet uns, daß er zu den Piagnoni (Klagebrüdern, so nannte man die Anhänger Savonarolas) gehört habe. Der ehemals der weltlichen Poesie und dem klassischen Alterthum hingegebene Meister verfiel nun einem mystischen Tiefsinn, von welchem ein noch vorhandenes, jetzt in England (Sammlung Füller Maitland in London) befindliches Bild Icugniß ablegt. Es trägt eine griechische Inschrift, welche

Aus der Klamilton'sammlung. HH
unter Beziehungen auf die Offenbarung Johannes die Angabe enthält, daß Botticelli dasselbe im Jahre 1500 gemalt habe, „während der drei- ein« halbjährigen Loslassung des Teufels". Es ist eine Anbetung der Hirten, und in der That sieht man, während jubelnde Engel aus Freude über die Geburt des Erlösers die Hirten umarmen, mehrere Teufel zu beiden Seiten sich verkriechen. Auch hier also hat Sandro das Bedürfnis, aus eigener poetischer Intention allerlei selbständige Züge in sein Werk aufzunehmen. Doch genug; das Gegebene wird hinreichen, um die besondere Geistesart und Richtung dieses ausgezeichneten Künstlers zum Verständnis zu bringen. Lerneten wir ihn als einen vielfach belesenen Meister kennen, der seine Anregungen nicht bloß aus antiken Autoren, sondern auch aus Dichtern wie Petrarca und Boccaccio schöpfte, so wird es uns nicht befremden, wenn wir nun erfahren, daß er dem größten italienischen Dichter nicht fern geblieben ist. Und wie hätte nicht die Divina Commedia ihn mächtig ergreifen und zur Nachbildung reizen sollen, da seinem grüblerischen Wesen grade der Tief-sinn eines Dante innerlich verwandt war. In der That fehlt es nicht an Nachrichten, welche dies bezeugen. Vasari in seinem Leben des Meisters berichtet, daß er nach Vollendung seiner Arbeiten in Rom nach Florenz zurückgekehrt sei und sich dort „als ein Mann von grüblerischer Sinnesart" damit beschäftigt habe, einen Theil von Dante zu commentiren und die Hölle zu illustriren, die er dann in Druck habe ausgehen lassen: eine Arbeit, auf welche er viel Zeit verwendet habe, so daß er nichts Anderes unternehmen konnte, wodurch viel Unordnung in sein Leben gekommen sei. Diese etwas unklare Notiz wird durch eine kürzlich in der neuesten Ausgabe des Vasari von Milanesi (III, 317,) aus einem Manuscript der Bibliothek der Mediceo-Lorenzo in Florenz mitgetheilte Nachricht dahin ergänzt, daß Botticelli eine Pergamenthandschrift des Dante für Lorenzo di Pierfrancesco de' Medici illustrierte, wobei der Berichterstatter hinzufügt: „was für ein bewundernswürdiges Werk gehalten wurde" (il libro in cui «meravigliosamente, teinito). Allerdings besteht ein Verhältnis zwischen den jetzt zum Licht gekommenen Dantezeichnungen Botticellis zu der 1481 in Florenz erschienene Ausgabe der Divina Commedia. Dieselbe ist nämlich in der ersten das Inferno umfassenden Abtheilung mit einer Anzahl kleiner Sliche geschmückt, welche man wohl mit Recht dem Baccio Baldini zuschreibt. Die Anzahl der Bilder ist in den einzelnen Exemplaren verschieden. Die reichsten scheinen 19 bis 21 zu enthalten; das Exemplar der Stuttgarter Bibliothek besitzt nur zwei, zu den beiden ersten Gesängen der Hölle gehörende, die aber bemalt sind. Im Text sind jedoch bei jedem Exemplar Plätze für die folgenden etwa noch einzuklebenden Bilder ausgespart. Man erkennt sofort, daß diese Illustrationen auf den Entwürfen Botticellis beruhen, nur sind sie mit Rücksicht auf den beschränkten Raum vereinfacht und auf eine weit geringere Figurenzahl zurückgeführt. Es kann also kein Zweifel sein, daß Botticelli dem Stecher seine Zeichnungen zur Verfügung gestellt hat, wie denn in der That mehrere

42 Wilhelm Iibke i., Stuttgart.

Blätter die Einwirkung dieser Benutzung verrathen. Da nun selbst in den reichsten Exemplaren nur die Hölle illustriert ist, so begreift man die Entstehung der Vasari'schen Notiz.

Das; aber die Zeichnungen selbst nicht einem mühsigen Spiel des Künstlers, sondern der Bestellung eines vornehmen Liebhabers ihre Entstehung verdanken, bezeugt der Charakter dieses prachtvollen Manuscripts. Dasselbe besteht nämlich aus 86 Pergamentblättern in Folio, 32 Centimeter hoch und ca. 47 Centimeter breit. Auf der Vorderseite ist in vier Spalten von je 38 Zeilen (bezügl. etwas mehr oder weniger, je nach der Ausdehnung des Gesanges) in schöner klarer Antiquaschrift jedes Mal ein Gesang geschrieben, auf der Rückseite sind die Illustrationen gezeichnet, und zwar so, daß der Text mit dem dazu gehörigen Bild gemeinsam vor Augen kam. Für die Initialen jedes Gesanges ist der erforderliche Raum ausgespart, aber nie ausgefüllt worden. Schon daraus erkennt man, daß das kostbare Manuscript nicht vollendet worden ist. Noch deutlicher erkennt man dies aus dem Zustande der letzten Blätter, welche theils leer geblieben sind, theils nur in Metallstift die Vorzeichnungen der Compositionen enthalten. Wurde durch den Tod des Lorenzo de' Medici (1503) die Arbeit unterbrochen, oder war es ein anderer Grund, der den Künstler von seinem Werke abzog? Wir wissen es nicht. Wichtig aber ist die Beziehung der Zeichnungen zu den Stichen des Druckes von 1481, weil daraus unzweifelhaft hervorgeht, daß Botticelli in jenem Jahre bereits eine Reihe feiner Compositionen vollendet haben mußte. Daß er in der That längere Zeit mit dieser Arbeit beschäftigt war, erkennt man vor Allem aus dem verschiedenen Charakter der einzelnen Blätter. Manche derselben sind noch unbehilflich und ungeschickt in der Ausführung und deuten offenbar auf eine frühere Zeit des Künstlers, der erst allmählich mehr in die Aufgabe hineinwuchs und zu immer größerer Freiheit sich emporschwang. Diese Ungleichheit der Blätter entging dem Scharfblicke Waagens nicht, der als der einzige unter allen Kunstforschern Bericht von diesem merkwürdigen Werke gegeben hat und die naheliegende Vermuthung (in seinen *^i'Wsniegot »rt in Oroato Lriwin*) ausspricht, daß zwei Hände in der Ausführung der Zeichnung zu erkennen seien. Wir, denen die glückliche Gelegenheit zu genauer Untersuchung geboten ist, erkennen leicht, daß es sich um Entwicklungsstufen in der Kunst desselben Meisters handelt, dessen Hand unzweifelhaft aus allen Blättern uns entgegen leuchtet. Zum Ueberfluß hat er sogar, was höchst selten bei ihm vorkommt, seinen Namen hinzugefügt, aber freilich in sehr versteckter Weise. Auf der Zeichnung, welche dem 28. Gesang des Paradieses gilt, sieht man die neun Chöre der Engelschaaren schweben; manche von diesen lieblichen Gestalten tragen Täfelchen in Händen; auf einem derselben liest man in winzigen Buchstaben: *sandi-o di- Aariano*. Es ist wohl unzweifelhaft, daß der Künstler in dieser großartigen Illustration eine Lieblingsarbeit gesehen hat, an der er viele Jahre thätig war, indem er zwischen seinen großen öffentlichen Arbeiten — denn er war mit

Aus der Hamilton Sammlung. H3

Bestellungen überhäuft — die Mußestunden auf die Förderung dieser intimen Schöpfung verwendet hat. So erklärt sich auch leicht und ungezwungen der lange Zeitraum, der offenbar mit der Ausführung des Wertes hingegangen ist. Noch Eins - wir besitzen leider diese großartige Reihenfolge nicht mehr vollständig. Nach der Zahl der Gefänge der Divina Commedia müssen ursprünglich hundert Blätter vorhanden gewesen sein. Es fehlen aber die ersten sechs Gesänge sowie der achte bis fünfzehnte (einschließlich) der Hölle: bleiben also sechsundachtzig. Ob jene fehlenden sich noch einmal finden werden; ob fortgesetzte Forschung etwas von der Geschichte dieses Codex ermitteln wird, so daß wir von seiner früheren Existenz und seinen späteren Schicksalen Kunde erhalten, das Alles muß einstweilen dahingestellt bleiben. Treten wir nun an die Betrachtung der Zeichnungen selbst heran. Ueber die Art ihrer Entstehung giebt uns der unfertige Zustand mancher Blätter erwünschten Aufschluß-, wir blicken unmittelbar in die Geheimnisse des künstlerischen Schaffens hinein und glauben dem Zeichner über die Schulter zu schauen, wie er zuerst mit dem Metallstift in genialer Stizzirung seine Compositionen auf das Blatt hinwirft und dann, bald mit fpitzerer, bald mit breiterer Feder, die er in eine bräunliche Tusche taucht, das Angedeutete in leichten Umrissen fixirt. Bei dieser Arbeit ist er nicht immer mit den Linien des ersten Entwurfes zufrieden: manchmal ändert er, giebt besonders den Köpfen und Händen neue Wendungen, den Bewegungen veränderte Motive, den Gewändern lebendigeren Faltenwurf. Man erkennt dann deutlich die stehen gebliebene erste Vorzeichnung und kann sich Rechenschaft geben über die Beweggründe, welche den Künstler geleitet haben. In der Art, wie die Federzeichnung gehandhabt wird, bemerkt man bald ein Fortschreiten von einer noch befangenen, fast ängstlichen und ungelenten Behandlung, - die namentlich in der Zeichnung der Hände und Füße sich verräth, zu einer immer kühneren und freieren Technik, in welcher dann erst die Intentionen der genial schöpferischen Phantasie zum vollen Ausdruck kommen. Diese Verschiedenheiten werden bei genauerem Studium der ganzen Reihenfolge, als sie mir bei beschränkter Zeit gestattet war, wohl zu beachten sein, denn sie dürften für die Entstehungszeit der einzelnen Zeichnungen maßgebend werden. Noch ein anderer, ebenfalls wichtiger Punkt muß hier hervorgehoben werden: die Verschiedenheit in der Auffassung des Dantelopfes. Auf vielen Blättern hat Botticelli dem Dichter einen ganz allgemein gehaltenen Gesichtstypus gegeben, und man darf in dieser Gleichgiltigkeit gegen das Individuelle Wohl eine Nachwirkung mittelalterlicher Anschauungsweise erkennen. Aber — vielleicht von befreundeter Seite hierauf hingewiesen — plötzlich ändert der Künstler sein Verfahren und greift zu dem bekannten gleichsam typischen, machtvollen Dantekopf, wie ihn bis auf dm heutigen Tag das auf Giotto zurückgeführte Wandbild in der Capelle des Bargello zeigt. Und hierin haben wir einen Fortschritt zum Streben nach individueller Ausprägung der Charaktere zu begrüßen, wie es dem tiefen Natursinn der Renaissancezeit

44 Wilhelm Lübke in Stuttgart.

eigen war. Man darf daher wohl auch aus diesen Unterschieden der Be-
Handlung Schlüsse auf die Entstehungszeit der einzelnen Blätter machen.
So leicht andeutend nun alle diese Zeichnungen sind, so giebt ihnen
die warme braune Färbung in Verbindung mit dem feinen Ton des
Pergaments einen besondern Reiz, den man nicht mit farbenreicher Wirkung
vertauschen mochte. Und doch hat Sandro einen Versuch gemacht, ob er
nicht vielleicht mit den farbenstrahlenden Miniaturen der beliebten Pracht-
codices wetteifern solle. Er wählte sich dazu die Illustration zum 18. Ge-
sänge der Hölle, wo man die Betrüger und Kuppler, die Schmeichler und
Verführer in ihrem Schlammfuhl waten sieht. Es ist eine der reichsten
Compositionen, sechsmal gewahrt man Dante und Birgit an den schroffen
Abhängen des Höllenpfuhls in verschiedenen Stadien ihrer Wanderschaft,
denn nach der naiven Kunstweise jener Zeit, die Botticelli auch in seinen
Fresken der Sistina befolgt, pflegt der Maler durch das Nebeneinander im
Raume das Nacheinander in der Zeit auszudrücken. Um alle die Schnuren
der Unglücklichen unterzubringen, vertheilt er sie in zwei durch steile Felsen
getrennte Pfuhle, in welchen die verdammten unter den kühnsten Bewegungen
und gewagtesten Verkürzungen mit dem Ausdruck leidenschaftlichen Jammers
umherschwimmen. Fünf tuffelrothe Teufel mit Eberköpfen und Stierhörnern,
phllntastisch grauenhafte Unholde, plage» in wilder Lust die Armen, indem
sie mit ihren Harpunen nach ihnen stoßen. Dies Alles ist in kräftigen
bräunlich düsteren Farbentönen gehalten, um der Trübsal des Ortes gerecht
zu werden. Davon stechen die lebhaften Costüme der beiden Wanderer
merklich ab: Dante in hellgrünem Gewand und scharlachrothem Mantel,
Virgil in violetter Mantel, blauem Gewand und eigenthümlicher tiarenartiger
Mütze, wie sie ähnlich Botticelli auch seinen Gestalten des alten Testaments
in der Sistina verleiht. So interessant diese in kräftigen Deckfarben aus-
geführte Malerei ist, so dürfen wir doch froh sein, daß sie der einzige Ver-
such blieb. Der Realismus der Farbe entspricht zu wenig den Borstellungen
des Übersinnlichen, als daß er nicht der Phantasie Zwang cmthäte. Für
solche Themata kann nur die leicht andeutende Zeichnung dm entsprechenden
Ausdruck bieten, da sie den Beschauer anregt, das Gegebene weiter zu
führen. So entsteht eine Wirkung, die weit über die engen Grenzen der
Realität hinausgeht.

Betrachten wir nun im Zusammenhange zunächst die Zeichnungen zum
Inferno. Da hier vierzehn Gesänge im Manuscripte fehlen, so sind nur
neunzehn vorhanden. Sie beginnen mit dem siebenten Gesänge, um sofort
zum fechszehnten überzuspringen. Wir kommen hier zu demjenigen Theil der
Darstellungen, der am meisten dem Gedankenkreise des Mittelalters angehört.
Die mittelalterliche Phantasie hat in Nichts so sehr geschwelgt, wie in den
Vorstellungen von der Hölle und ihren Strafen. Das geheimnißvolle, mit
Grauen gemischte Interesse am Ungeheuerlichen und Furchtbaren, das der
Menschennatur tief eingepflanzt ist, mußte wohl in einer Zeit, welche die

21115 der Hamilton-Lammlung. ^5

Phantasie in's Maßlose emporwuchern ließ, sich auf's Höchste steigern. Kein Wunder daher, daß die Kunst des Mittelalters überfließt von Schilderungen des schreckenvollen Reiches des Höllenfürsten. Namentlich in Frankreich beginnen schon mit dem 12. Jahrhundert die figurenreichen Sculpturen der Kirchenpoitale dies Thema zu behandeln. Die Kathedralen von Bourges und Le Mans, die Kirche zu Vezelay und viele andere liefern Beispiele. Ohne Zweifel hatte Dante solche Werte auf seinen Reisen kennen gelernt. In Italien war bis auf seine Zeit jedoch diese Art von Darstellungen kaum in der monumentalen Kunst aufgetreten. Da kam der große Dichter, faßte die Anschauungen seiner Zeit in seiner Divina Commedia zusammen und brachte System in diese Dinge, indem er im Inferno gleichsam einen poetischen Criminalcodex der Höllestrafen hinstellte. Begreiflich, daß seine Dichtung gewaltig auf die Geister einwirkte und fortan der bildenden Kunst mächtige Impulse gab. Wir erkennen diesen Einfluß besonders bei dem Wandgemälde der Hölle im Camposanto von Pisa, wo die Eintheilung in verschiedene Kreise („dolbo") und mancher Einzelzug, namentlich die Grauengestalt Lucifers, der die drei Hauptverräther frißt, auf Dante zurückweisen. Aber der Künstler hat in der Ausmalung der Höllestrafen in derb volksthümlicher Weise manchen ekelhaften Zug hinzugefügt, für welchen der Dichter nicht verantwortlich ist. Höher steht die Darstellung des Inferno in der Capella Strozzi in St. Maria Novella; hier sind auch die Anklänge an Dante noch prägnanter. Aber die mittelalterlichen Künstler mußten schon deshalb an solchen Aufgaben scheitern, weil ihrer Kunst der Begriff des vertieften Raumes fehlte. Erst die Epoche der Renaissance mit der wissenschaftlich begründeten Perspective vermochte ihnen gerecht zu werden, namentlich da, wo es sich nicht um ein fast unmögliches Zusammendrängen der ganzen Hölle Dantes in ein einziges Bild, sondern um Zertheilung derselben in einzelne selbständige Darstellungen handelte. Allerdings greifen diese zuweilen in einander über, knüpfen an das Vorhergehende an, indem sie einzelne Motive wohl wiederholen oder doch an sie sich anschließen, ganz wie es der Dichter gethan; allein es sind doch im Wesentlichen lauter Einzelbilder, welche die Phantasie des Künstlers uns vor Augen zaubert.

Es versteht sich von selbst, daß die Hölle sowie das Fegefeuer einer bildlichen Darstellung am meisten Anhaltspunkte bieten. Auch die Vorliebe der Menschen wandte sich mit jenem allgemeinen Zuge nach dem Schauerlichen vorzüglich diesen Theilen zu. Finden wir ja selbst in manchen Dante-Ausgaben der Zeit, wie eben in der früher erwähnten Florentiner von 1481 und den von ihr abgeleiteten, nur das Inferno illustriert. In anderen, wie in der 1487 in Brescia von Bonino de Bonini aus Ragusa („cli liaFusoi") gedruckten, ist die Illustration mit auf das Purgatorio ausgedehnt, aber das Paradies entbehrt der figürlichen Darstellungen. Wo jedoch solche vorhanden sind, wie z. B. in der reich mit Holzschnitten ausgestatteten Venezianer Ausgabe von 1491, von Bernardino Benali und Matten de Parma gedruckt,

46 Wilhelm Lübke in Stuttgart.

erstreckt sich zwar die Illustration auch über alle Theile des Paradieses, aber diese sind auch in ihrer lindlichen Naiuetät die ungenügendsten. Und noch in der jüngsten Gegenwart lies, sich Aehnliches beobachten. Dorö's Phantasie hat in Hölle und Fegefeuer mit großartiger dramatischer Kraft in lühnen Conceptionen oft Hochbedeutendes geschaffen, während beim Paradiese sein Griffel erlahmt und nur schwindsüchtige Schemen von Gestalten hervorzubringen weiß. Da nun Michelangelos Zeichnungen zu Dante leider vom Meere verschlungen wurden, so ist und bleibt Botticellis Cyclus das umfangreichste und großartigste von allen Werken, welche in alter Zeit eine künstlerische Darstellung der Divina Commedia versuchten.

Wohin wir blicken mögen in der Reihenfolge dieser Blätter, mit wunderbarer Kraft, mit der ganzen wilden Dramatik, die ihm eigen ist, führt Sandro uns mitten in die Scenen hinein. So gleich in dem ersten, den 8. Gesang des Inferno illustrirenden Bilde. Dante und Virgil sind eben am Thor der Höllenstadt Dis angelangt. In der Barke, die von dem dämonischen Fährmann gesteuert wird, kauert eine Schaar armer Seelen mit dem Ausdruck entsetzensvoller Angst. In Sarkophagen, aus welchen Flammen züngeln, sieht man die Trägen und Zornigen sich wild gebärden. Aus dem Schlammpfuhl taucht Filippo Argenti auf, um die Wanderer gewaltsam zu hemmen; aber Virgil stößt ihn zurück: „«liellnlto, ^a «stil con bli altri «mi." Und sagte: „Pack Dich mit den andern Hunden". Dann springt die

Darstellung zum 16. Gesang über. Dante und Virgil werden von Geryon hinabgetragen. In der Darstellung des dreileibigen Ungeheuers, das unter schändlichem Verrath die Gastfreunde seinen Stieren vorwarf, bis Herkules ihm den Tod gab, — hier als Sinnbild des Truges mit ehrlichem Manneslntlitz, aber mit Kahenlrallen, buntem struppigem Schlangenleib und Scorpionenschwanz — kommt die ganz? dämonische Phantastit zu wunderbarem Ausdruck. Nicht weniger als drei Mal sind die seltsamen Reiter dargestellt. Rings sieht man brennende Verdammte, die schmerzhaft nach den Stellen greifen, wo die Flammen an ihnen herauszüngeln.

Das Bild zum 18. Gesang ist das schon oben geschilderte, in Farben ausgeführte. Beim folgenden Gesang treffen die Wanderer die in brennende Löcher umgekehrt hineingestürzten Verrnlher und Simonisten. Man sieht an den herausgestreckten Füßen die Flammen hervorzüngeln. Papst Nicolais IU. ist unter ihnen. Nicht minder erschütternd sind die folgenden Blätter, wo die Betrüger dargestellt sind, denen der Hals umgedreht ist, so daß der Kopf auf dem Rücken steht; prachtvoll gezeichnete nackte Gestalten (20); ferner die von Schlangen umwuüden»'» Diebe (24), leidenschaftlich bewegte Gruppen; sodann (28) die zerfetzten und ve>stammelten Leiber derer, die Zwiespalt gestiftet haben, darunter Bertram von Normo, der sein abgehauenes Haupt in der Hand trägt. Ferner in den folgenden beiden Gesängen die Fälscher, die in unreiner Luft, mit ekelhaften Krankheiten behaftet, sich kratzen und

Aus der Namilton-Tammlung. H?
einander beißen und zerfleischen, Bilder einer im Dämonischen schwelgenden Phantasie.
Der Künstler steht überall auf der vollen Höhe seines Gegenstandes, den er in seiner ganzen Unheimlichkeit und Fruchtbarkeit uns anschaulich zu machen weiß. Er beherrscht die nackte menschliche Gestalt mit einer Meisterschaft, wie man sie bisher unter den Quattrocentisten nur dem Signorelli zugetraut hat. Alle erdenklichen Stellungen und Bewegungen in den kühnsten Verkürzungen, jeder Ausdruck leidenschaftlicher Qual steht ihm zu Gebote. Zu den ergreifendsten Compositionen gehört die zum 21. Gesang, wo die im Pechsee schwimmenden Bestechlichen dargestellt sind. Erschütternd ist der Kampf mit der furchtbaren zähen Fluth veranschaulicht. Gräßliche Teufel packen sie und stoßen sie mit ihren Haken; ein Dämon schleppt huckepack die Seele eines Rathsherrn aus Lucca, die er an den Beinen gefaßt hat, herbei; grandios ist geschildert, wie der Unglückliche sich verzweiflungsvoll über den Kopf des Teufels Häuptlings hinausbäumt. Auch die Heuchler in ihren vergoldeten Bleilutten, die jammernd über den am Boden liegenden Kaiphas hinschreiten, sind mit erschütternder Wahrheit vorgeführt. Noch mehrere Gekreuzigte sieht man am Boden. Oben in der Luft trägt Birgit den ohnmächtigen Dante hinweg, um ihn vor der Verfolgung einer Schani wüthender Dämonen, die mit ihren Harpunen ihnen nachsetzen, zu retten. Es ist eine Scene von grandioser Phantastik.
Immer gewaltiger steigert sich in ungeheurerlicher Dramatik die entfesselte Phantasie des Künstlers, da die Wanderer sich dem Mittelpunkte der Hülle nahen. Schon auf dem 30. Blatt sieht man von oben die Beine der drei Giganten in das Bild hineinragen. Dann folgt eine der kühnsten Compositionen, welche die verräterischen mit Ketten gefesselten Giganten selbst darstellt: einige ragen nur zur Hälfte aus dem Abgrund empor; einer (Nimrod) stößt in ein riesiges Hörn; ein anderer, ebenfalls blasend, wird von der Seite sichtbar; wieder Einer, der in der Stellung auffallend an Michelangelos David erinnert, zeigt sich von hinten, während ein anderer (Anliius) sich bückt, in prachtvoller Verkürzung nach unten greifend, um beide Wanderer in den Abgrund hinabzustürzen. Hier ist Kühnheit der Stellungen und Verkürzungen, meisterliche Sicherheit in der Behandlung des Nackten, dämonische Gewalt des Ausdrucks verbunden. Auch der Charakter der Köpfe ist durchaus individuell. Nicht minder unheimlich ergreifend wirkt das letzte Blatt der Hölle, Lucifer selbst, eine grauenhafte, behaarte Mißgestalt von kolossaler Größe, thronend vorgeführt, wie er die drei Hauptverrätther Judas Ischarioth, Brutus und Cassius, in seinem dreifachen Rachen zermalmt. Damit schließt das Inferno ab, und wir betreten nun das Gebiet des Fegefeuers. Vortrefflich hat der Künstler in den folgenden Bildern die reinere Stimmung, die in diesen Regionen herrscht, zum Ausdruck gebracht. Wenn auch bisweilen noch leidenschaftliche Accente vernommen werden, so überwiegen doch in der Schilderung Gram und Seelencmal. Zuerst sehen N°»b und SM, xxv,?,. 4

H8 Wilhelm tiible in Stuttgart.

wir Dante und Virgil am Fuße des wild zerrissenen und zerklüfteten Fegefeuerberges ankommen. Eine herrlich gezeichnete Gruppe Abgeschiedener naht sich ihnen, um mit ihnen zu reden. Tief empfunden ist der Ausdruck der Ergebung, aber auch der Abwehr und des Entsetzens. Im Hintergrunde sieht man den Engel als Fährmann in seiner eigentümlich geformten Barthe, die durch seinen Flügelschlag bewegt wird. Die Gestalten der beiden Wanderer sind vier Mal wiederholt. Auch das folgende Blatt bringt wundervoll gezeichnete nackte Gestalten dahinschreitender Seelen, mit edlem Ausdruck der Trauer, die Arme auf der Brust kreuzend oder gegen Dante ausstreckend. Dann wieder kniet Dante vor dem Engel mit dem Schwert, der den Drachen verscheucht. Weiter unten im Vordergrund trägt ein mächtiger Adler die beiden Wanderer empor; dabei edel empfundene Gruppen träumerisch dasitzender Seelen. Mehrfach wiederholen sich auf den einzelnen Blättern leidenschaftlich bewegte Gruppen nackter Gestalten, mit hastigen Fragen auf die Wanderer zustürzend, oder auch düster in ihr Geschick verloren dasitzend. Einmal steht eine solche Figur, mit dem Ausdruck tiefster Verzweiflung sich hoch emporreckend und entsetzensvoll die Hände zurückstreckend, ganz ähnlich wie man eine solche Gestalt auf Signorellis „Jüngstem Gericht“ in Orvieto erblickt. Ein Beweis von nahen Beziehungen zwischen beiden Künstlern. Dann wieder umklammert eine der leidenden Seelen die Kniee Birgits. Manche dieser Blätter sind nur mit dem Metallstift vorgezeichnet, so daß schon hier sich der unvollendete Zustand des Ganzen erkennen läßt. Die meisten Compositionen zeigen den Künstler auf der Höhe der Vollendung, in genialer Leichtigkeit und kühner Freiheit der Zeichnung. Auf einem Blatte, wo Dante und Birgit unter trauernd dasitzenden Seelen hinschreiten (Gesang 13), erinnern die herrlich aufgebauten Gruppen mit ihrem ergreifenden Ausdruck von Weh an Michelangelos Gruppen der Vorfahren Christi in der Sixtinischen Capelle. Die Fortsetzung davon bringt das folgende Blatt, wo außerdem die Figur des mächtig nach oben weisenden Engels von großer Schönheit ist. Mehrere der folgenden Blätter variieren diese Themata in unerschöpflicher Fülle der Erfindung; besonders fesselnd sind jedesmal die Schaaren der leidenden Seelen, wie sie in angstvollen Gruppen die Wanderer umdrängen oder leidenschaftlich ihnen nachstürzen. Hier ist namentlich die Kühnheit und Mannigfaltigkeit, das gewaltsam Momentane der Bewegungen eines Michelangelo würdig. Nicht minder bedeutend sind die gefesselten, am Boden liegenden Seelen in kühnen Verkürzungen dargestellt; aber auch in der Schilderung des von tiefem Mitleid bewegten Dante ist der Künstler unübertrefflich. Dagegen giebt es auch mitten in der Reihenfolge einzelne Blätter, die offenbar zu den frühesten gehören, wo der Künstler noch schwankend, ja selbst ungeschickt erscheint: ein Beweis, daß Botticelli der Dichtung nicht Schritt für Schritt gefolgt ist, sondern bald hier, bald da, wie die Stimmung ihn trieb, eine Scene herausgegriffen hat. Dieser Art ist z. B. die Zeichnung zu Purgatorio 23, wo der umgekehrt wachsende Baum der Er-

A«5 der Homilto!!>2ammlung. ^9

tenntniß dargestellt ist; eine der schwächsten und geringsten in der Ausführung. Dagegen gehört wieder zu den schönsten Blättern die bewegte Scene, in welcher eine Schnur prächtig gezeichneter und wundervoll gruppirter Gestalten eilend auf die beiden Wanderer zustürzt, während oben in gebietender Hoheit ein herrlicher Engel sitzt. Auch deßhalb eines der merkwürdigsten Blätter, weil die Gruppen zur Rechten erst mit dem Metallstift angedeutet sind und am besten die Art des Entwerfens veranschaulichen. Zu den herrlichsten Compositionen zählt ferner die zu Purgatorio 18, wo prachtvoll nackte Gestalten in jeder Art des Schrcitens, Stürmens, Vorwärtsdriingens, aber auch des düstern Brütens dargestellt sind. Mit gleicher Lebendigkeit werden die Neidischen geschildert, (Purg. 13), die in trüben Schaaren mit zugenähten Augen zusammenkauern, erschütternde Bilder des Jammers. Bei der Darstellung der Hochmüthigen (Purg. 10), die von Felslasten zu Boden gedrückt weiden, läßt der Künstler nach des Dichters Vorschrift Bilder der Demuth an der Felswand erscheinen: die Verkündigung, ferner David mit dem Tamburin vor der Nundeslade tanzend, die nicht ganz fertig gezeichnet ist, und endlich, nach der bekannten mittelalterlichen Legende, die Gerechtigkeit des Trajan, der beim Auszuge in den Krieg von einer Mutter um Rache für ihren ermordeten Sohn angefleht wird. Die letztere Scene hat der Künstler sichtlich mit besonderer Vorliebe behandelt und ein Cabinetsstück miniaturartig feiner Zeichnung geschaffen, welches sowohl in den kleinen menschlichen Figuren als namentlich in den feurig charakterisirten Pferden an den Einfluß Verrocchios gemahnt, und selbst eines Lionardo würdig wäre. Hochbedeutend ist ferner das Blatt zu Purgatorio 12, wo man die Wanderer fünf Mal in verschiedenen Stadien des Vordringens sieht. Auf den Boden hingestreckt liegen die gefallenen Hochmüthigen, Goliath und mit dreifachem Flügelpaar Lucifer; Dante und Birgit steigen mühsam die schroffe Felsentreppe hinan, nachdem der Engel mit kühnem Flügelschlage an Dantes Stirn das ? getilgt hat. Noch einmal sieht man Dante, vom Engel umarmt, mit wunderbarem Ausdruck von Ekstase und leidenschaftlichem Verlangen.

Stauenwcrth ist die fast immer auf gleicher Höhe stehende Kraft der Empfindung, der Reichthum an mannigfaltig aufgebauten und gegliederten Gruppen; man muß gestehen, daß der gewallige Dichter hier einen Illustrator gefunden hat, der sich ihm ebenbürtig erweist an Tiefsinn und grandioser Kühnheit. Im 21. Gesänge tritt eine neue Gestalt auf: Statins gesellt sich zu den Wanderern. Der Künstler charalterisirt ihn durch die antike Toga, und specieller noch durch einen eigenthümlich geformten Hut, dessen breite Krempe zerschnitten und nach oben umgeschlagen ist. Es kommt nun eine Reihe von Scenen tiefsinnig symbolischer Conception. Dante betritt mit seinen Begleitern einen dichten Hain (Gesang 28) und erblickt an dem Bach eine schöne Frau, welche Blumen pflückt und dazu singt (Mathilde); aber erst nachdem Beatrice, die ihm plötzlich erscheint, ihn in die Lethe

4»

50 Wilhelm liibke in Stuttgart. —

getaucht hat. kommt ihm das Vergessen und der reine Genuß der Paradiesesfreuden. Vier edle weibliche Gestalten (die Cardinaltugenden) bringen ihn nun vor den Greifen, der den Triumphwagen der Kirche zieht. Es ist ein? der großartigsten Compositionen - der Wagen wird von den vier Evangelistensymbolen begleitet und von den Häuptern der Kirche, Petrus, den Päpsten und anderen Heiligen umringt, während im Kreise die 24 Nettesten der Apokalypse, ihre Bücher schwingend, ihn umgeben. Auf den folgenden Blättern tritt der Wagen mit seinen Begleitern wiederholt auf, bald in dieser, bald in jener Wendung, und überall hat der Künstler den höchsten Glanz von Schönheit über all' diese verklärten Gestalten ausgegossen. Besonders herrlich sind die sieben Frauen, welche brennende Kerzen tragen, die Gaben des heiligen Geistes versinnlichend. „Da sah ich Schnuren, die als ihren Führern den Lichtern folgten, ganz in Weiß gekleidet. Und nimmer sah man diesseits solche Reinheit.“ In diesem glanzvollen Gefolge ist das Ideal der Kirche Christi gezeichnet. Nun stürzt der räuberische Fuchs sich herab, und der Drache entsteigt der Erde, um den Wagen zu zerstören: Bilder tiefer Symbolik, aus welchen der Künstler das für die Darstellung Taugliche mit geschickter Hand herausgehoben hat. Bilden die letzten Blätter den Uebergang zur Schilderung einer höheren, reineren Sphäre, so beginnt nun mit dem Paradiese eine ganz neue Aufgabe für den Illustrator. Sandro hatte in den Abteilungen der Hölle und des Fegefeuers seine Phantasie zumeist nach der Seite des Dramatischen, leiden» schaftlich Gewaltigen ergehen lassen, wie es die Aufgabe heischte. Mit dem Paradiese betritt er das Reich himmlischer Verklärung, strahlender Anmuth und Schönheit. Wenn in einzelnen seiner Altarbilder, wie in der Krönung der Maria (Akademie zu Florenz) die Chöre von jubilirenden, blumenstreuenden Engeln das Gefühl paradiesischer Wonne und die Vorstellung von der Unermeßlichkeit der Himmelsräume in uns wecken, so kommt diese Stimmung noch vollkommener zum Ausdruck in den Zeichnungen zum Paradiese. Hier berührt uns mit wundeibarem Zauber die Ekstase des Anhängers Savonarollis, und wir fühlen, daß diese herrlichen Compositionen aus jener tiefen religiösen Gesinnung hervorgewachsen sind, welche der feurige Bußeprediger seiner Umgebung einzuflößen wußte. Sandro berührt sich hier mit Fra Angelico, nur daß seine himmlischen Gestalten von einer tieferen und reicheren Fülle mannigfachen individuellen Lebens durchdrungen sind. Wahrhaft bewundernswürdig ist die Kraft der Empfindung, mit welcher er die außerordentliche Einfachheit der Situationen seelenvoll zu variiren weiß. Denn zumeist handelt es sich hier darum, Tante an der Hand Beatrices in den verschiedenen Aeußerungen des Staunens, Zweifelns, Betroffenseins, glühenden Verlangens und hingebender Ekstase zu schildern. Diese beiden Gestalten, die fortan im Mittelpunkt der Schilderung stehen, überragen alles Vergangene schon an Größe des Maßstabes; aber Beatrice wächst darin noch über den Dichter hinaus, so daß sie wie eine gottgesandte Prophetin, wie

Aus bei Hamilto »'Sammlung. 5(eine Muse oder Sibylle ihm zur Seite steht. In dem ersten Bilde sehen wir, wie die Beiden zu den Sternen emporstiegen. Das mächtige Weib hebt ihn mit sich hinauf, und wundervoll ist in Dante der Ausdruck der Sehnsucht, wie er mit ihr durch die zarten Lorbeerhaine unaufhaltsam emporschwebt. Interessant ist hier die Beobachtung eines Pentimento, denn man bemerkt deutlich, daß die Composition ursprünglich im Verhältniß zu der Textschrift auf dem Kopfe stand, bis der Künstler dann seinen Irrthum merkte. Dies ist einer der Beweise dafür, daß die Schrift zuerst ausgeführt worden.

Auf dem folgenden Blatt sieht man Dante an Beatrices Seite einerschreiten in der Empfindung des Staunens und bangen Jagens, während seine Führerin mit der Rechten emporweist. Hier finden sich nun mehrere Blätter, welche offenbar zu den frühesten gehören, da man eine unfreie und ungeschickte Art der Federführung an ihnen bemerkt. Solcher Art ist z. V. die Zeichnung zu Paradies 7, wo zwar die Gestalten vornehm und edel aufgefaßt sind, Hände und Füße aber merkwürdig ungelentk erscheinen. Ebenso Paradies 9, obwohl auch hier die Composition voll Schönheit ist, namentlich der Ausdruck von Demuth, mit welchem Dante die Arme über der Brust treuzt, während Beatrice mit der Hand nach oben weist. Dasselbe gilt von Paradies 11, wo bei großartiger Bewegung die Formgebung auffallende Schwächen verräth. Auch Paradies 16 zeigt ähnliche Mängel, während die Schönheit der Composition sich immer auf gleicher Höhe hält.

Da hier eine ganze Reihe schwächerer Zeichnungen vorliegt, die Erfindung aber, wie gesagt, auf der vollen Höhe steht, so erhebt sich die Frage, ob nicht Waagen doch Recht behält, und man für diese in der Ausführung geringeren Blätter die Hand eines Gehilfen annehmen muß, der mehrere der von Botticelli mit dem Metallstift entworfenen Compositionen mit der Feder ausgeführt und dabei bann eine ungeübte Hand verrathen hat. Es läßt sich kaum annehmen, daß der Meister selbst so schwach das von ihm selbst so genial Entworfenen in Federzeichnung umgesetzt habe. Sehr wichtig allerdings ist diese Frage nicht, da die Entwürfe ohne Zweifel sämmtlich von keiner anderen Hand als der seinigen herrühren. Um so mehr ist dies zu betonen, als die Größe und Erhabenheit seiner Phantasie, die feierliche Schönheit und der wunderbare Seelenausdruck seiner Gestalten nirgends in hellcrem Glanz erscheinen. Das eine Mal (Parad. 6) steht Dante gefaßt und in sich gekehrt vor Beatrice, welche ihn zu segnen scheint: dann wieder (Parad. 8) schreiten sie neben einander hin, wobei sie ihn liebevoll belehrt; oder Beatrice streckt (Parad. 10) in feierlicher Erregung die Rechte aus, wobei man in Blei noch zwei andere Motive der Armbewegung vorgezeichnet ficht; dann wieder (Parad. 12) dringen sie stürmisch vor, Beatrice in kühner Bewegung voraufeilend und ihren Freund mit fortziehend. Diese unaufhaltsame Bewegung kommt wiederholt (Parad. 13 n. s. w.) aufs Herrlichste und mit immer neuen Motiven zum Ausdruck. Großartig und feierlich wie

52 Wilhelm tiibfe in Stuttgart.

eine Muse schwebt Beatrice ihm voran; unendlich mannigfaltig ist bei Dante die Abstufung der Empfindungen von bangem Zweifeln und Staunen, von Bestürzung, erschrockenem Zusammenfahren, sehnsuchtsvollem Aufschauen, gluthvollem Entzücken. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß im ganzen Umkreis des Quattrocento kein Künstler angetroffen wird, der über diese mannigfachen Register psychologischer Feinheiten zu gebieten weih. Dabei ist der Kopf Neatrices keineswegs von idealer Schönheit, trägt vielmehr den bekannten, bei Sandro stets wiederholten Typus; aber die seelen» volle Empfindung, welche die Züge durchgeistigt, adelt selbst die minder schöne Form. Ebenso charakteristisch für Botticelli ist der Styl ihrer Gewänder in ihrer großartigen oft stürmischen Bewegung, die in herrlichem Contraft steht zu dem meist ruhigen Faltenwurf, in welchem Dante sich zeigt. Es kann nicht die Absicht dieser flüchtigen Zeilen sein, den unermeßlichen Reichthum dieses mächtigen Werkes auch nur andeutend erschöpfen zu wollen, nur auf einige der herrlichsten Compositionen möchte ich noch aufmerksam machen. Sie gehören den späteren Gesängen des Paradieses an. Im 21. Gesänge gelangen die Wanderer zur siebenten Himmelspforte und zur Iacobsleiter, auf welcher die Seeligen auf und nieder schweben. Es ist ein köstliches Gewimmel niedlicher Engelknirpse, die in entzückenden Bewegungen die Stufen der Leiter und die Luft ringsum erfüllen. Heiterer und jubelvoller ist dies selige Völtlein weder von Correggio noch von irgend einem großen Meister der Folgezeit geschildert worden. Am Fuß der Leiter steht Beatrice, von stürmisch bewegten Gewändern umwallt, und fordert den wie geblendet empoistaunenden Dante auf, die Leiter mit ihr zu besteigen; eine Gruppe von kühner Großartigkeit. Botticelli hatte aber, dem Texte vorgreifend, beide Gestalten schon oben auf der Leiter hinausklimmend gezeichnet; als er seinen Irrthum wahrte, radirte er beide Figuren aus, doch nicht so, daß man sie nicht recht wohl erkennen könnte. Erst auf dem folgenden Blatt zeigt er sie uns in dieser Stellung, aber zugleich in einem früheren Moment am Fuß der Leiter, wo Beatrice ihren Freund liebevoll mit den Armen umfaßt, um ihm das Aufsteigen zu erleichtern. Von beiden Bildern bringt das vierte Heft der „Zeitschrift für bildende Kunst“ verkleinerte Copieen. Noch reicher und herrlicher ist die Zeichnung zum dritten Gesang des Paradieses, wo Dante mit seiner Führerin in die Sphäre des Mondes eintritt und aus dem Lichtmeer die Seelen derer auftauchen sieht, welche ihr Gelübde nicht ganz erfüllt haben. Voll Großartigkeit ist die mächtige Gestalt Beatrices, die dem staunend hinaufschauenden Dante die Erscheinungen erklärt; diese selbst aber in dem köstlich leichten Emporschweben und dem mannigfaltigen Ausdruck inniger Sehnsucht sind von unvergleichlicher Schönheit. Der vierte Jahrgang des „Jahrbuchs der I. preußischen Kunstsammlungen“ enthält in seinem eisten Heft eine Nachbildung dieser schönen Composition, nebst einem eingehenden Aufsah von F. Lippmann. Nicht minder herrlich sind andere Blätter, z, B.

Aus der Hamilton-Lammlung.

53

Paradies 28, wo die Schnuren ausschwebender Engel, kleine Täfelchen haltend oder die Arme sehnsuchtsvoll ausbreitend, einen reichen Accord jubelnder Lust und Schönheit bilde». Von entzückender Poesie ist auch das Bild zu Paradies 30.

„Lichtfülle sah ich, glänzend wie von Blitzen,
Gestaltet wie ein Fluh, das; beide Ufer
Die wundllbaiste Pracht des Frühlings malte.
Es sprühten aus dem Fluß lebend'ge Funken,
Die in die Vlumen rings sich niederließen,
Rubinen gleich, gefaßt in gold'ne Reifen.
Dann tauchten sie, wie von den Düften trunken,
Sich wieder unter in den Wunderstrom,
Indessen and're sich aus ihm erhoben.“

Diese glanzvolle Vision des Dichters hat der Zeichner mit den Mitteln seiner Kunst in ein nicht minder herrliches Bild umgesetzt, in welchem die Pracht der Blumen und das jubelnde Entzücken der kühn bewegten Engelgestalten sich zu einem Accord berauscher Lust verbindet. Es ist eins der letzten, aber auch eins der schönsten Blätter, denn die folgenden sind leer geblieben und nur auf dem zum 31. Gesänge gehörenden sieht man drei kleine Figuren, Christus und die Madonna thronend, nebst einem Engel als Anfang einer nicht mehr zur Ausführung gekommenen Composition.

Ich schließe meinen Bericht. Er ist arm und dürftig, gegenüber dem unerschöpflichen Reichtum dieses wunderbaren Werkes, aber er wird einst« weilen, bis eine vollständige Publication vorliegt, hinreichen, um die Vorstellung zu erwecken, daß in dieser unvergleichlichen Bilderfolge nicht bloß die Geistesart Vorticellis, sondern die Kunst des gesumten Quattrocento zu einer ungeahnten Großartigkeit, Gedankentiefe und Formenschönheit sich aufschwingt.

Erinnerungen an Gottfried Kinkels.

VO»

Friedrich Altiauzi.

— london. —

Befreiung und Flucht.

Die Bemühungen, das harte Loos Kinkels im Luchthause zu erleichtern, hatten seit seiner Verurtheilung theils direct, theils auf den mannigfachen Umwegen, von vielen Seiten her stattgefunden. Die Sympathie für ihn war in ganz Deutschland weit verbreitet und auch während jener eisernen Neactionsjahre konnten die herrschenden Männer sich dem Einfluß der öffentlichen Meinung nicht völlig entziehen. Aus den von mir mitgetheilten Briefen Kinkels aus Naugard und Spandau geht hervor, daß die Bemühungen seiner Freunde nicht erfolglos waren, daß sie überdies gefördert wurden durch den Eindruck, welchen die Persönlichkeit des Gefangenen auf seine Kerkermeister selbst hervorbrachte. Auch in Spandau, wo man ihn anfangs mit erneuter Härte behandelte und Versuche anstellte, die Spannkraft seines Geistes durch pictistische Künste zu brechen, wurde ihm nach einigen Monaten, in den Freistunden nach der Sträflingsarbeit, die Lectüre wissenschaftlicher Bücher erlaubt. Diese Gunst verdankte er zum Theil der Anhänglichkeit eines früheren Schülers, eines wohlhabenden jungen Mannes aus Bonn, der sich der Politik fern hielt, aber von Begeisterung erfüllt war für Kinkel als Lehrer der Kunstgeschichte, als Mensch und als Dichter, und wie er mir selbst erzählte, durch einflußreiche Verbindungen den damaligen Ministerpräsidenten von Manteuffel zu einem Besuch in Spandau bewog, welcher die erwähnten Erleichterungen zur Folge hatte. So tröstlich jedoch solche Nachgiebigkeiten für den Augenblick sein mochten, so wenig konnten sie Kinkels Angehörige und Freunde mit der Aussicht versöhnen, welche der Gedanke an den Spruch seiner Richter unvermeidlich vorlag. Pörgl. „?!"ld und TUd", Fcbruai 1883.

— ^ «Erinnerungen an Gottfried Kinkel. 55

die Seele rief. Lebenslängliche Zuchthaushaft — das freilich schien unmöglich. Ein Regierungswechsel mit der üblichen Amnestie, eine neue Revolution mit ihren kerkeröffnenden Gewalten, traten als Phantasiebilder der Hoffnung jenem Urtheil der erbarmungslosen Rache gegenüber. Aber wer wußte, wie lange die Zwischenzeit dauern und welchen zerstörenden Druck die todte Schwere ihrer Dauer auf die Körper- und Geisteskräfte des Gefangenen ausüben würde! Nefreiungsvläne kreuzten sich daher bald mit den Bemühungen um eine Milderung seiner traurigen Lage, und einige Monate nach Kinkels Neberführung nach Spandau nahmen diese Pläne eine bestimmtere Gestalt an.

Im Juli und August 1850 gastirte Mademoiselle Rachel mit ihrer französischen Truppe im Opernhause in Berlin. Zu Ende der ersten Augustwoche sah ich sie dort als Maria Stuart. Als ich in einem der Zwischenacte die Blicke in dem gedrängt vollen Hause umherschweife» ließ, fesselte eine plötzlich in mein Gesichtsfeld tretende Gestalt vor allen Andern meine Aufmerksamkeit. Ich traute meinen Augen nicht; aber es war keine Täuschung! Deutlich erkennbar in dem hellerleuchteten Hause stand nicht weit von mir im Parterre die wohlbekannte Gestalt meines Freundes Karl Schurz. Ich erkannte ihn zuerst an dem braunen Lockenkopf; dann, bei einer Wendung, traten seine Gesichtszüge unverkennbar hervor. Ein paar Minuten darauf drückten wir uns die Hand und nach dem Schlusse der Aufführung wanderten und saßen wir noch lange bis nach Mitternacht beisammen. Auf meine erstaunten Fragen theilte er mir mit, daß er erst ganz vor Kurzem von Paris und vom Rheine in Berlin eingetroffen sei und beabsichtige, sich einige Zeit dort aufzuhalten. Dann habe er vor, auch andere Theile Norddeutschlands zu bereisen, ehe er wahrscheinlich nach Paris zurückkehre, wo er sich dauernd niederzulassen gedenke. Aus diesen Mittheilungen, sowie aus seiner äußeren Erscheinung schloß ich, daß er sich in bequemen Verhältnissen befinden müsse. Er war elegant gekleidet, in Cylinderhut und Glacehandschuhen, aufstehendem Hemdtragen und seidener Halsbinde, führte auch statt des studentischen Ziegenhainers einen modischen Spazierstock und erweckte in seiner heitern Ungenirtheit eher die Vorstellung eines harmlosen Flaneurs als eines Revolutionärs, der sich mit staatsgefährlichen Gedanken trug. Keine Verkleidung hätte ihn in jener an den wunderlichsten demokratischen Schaufiguren so reichen Zeit der Beachtung der Polizei besser entziehen können als diese mit völliger Natürlichkeit angenommene harmlose Charakterrolle. Aber freilich war eine solche für ihn auch sehr nöthig. Denn durch seinen Besuch in Berlin setzte er, dessen Theilnahme an dem mißglückten Zuge nach Siegburg und an dem pfälzisch-badischen Aufständen keineswegs unbekannt war, vielleicht sein Leben, jedenfalls seine Freiheit auf's Spiel. Gleich jener erste Abend brachte uns eine Art von Warnung zur Vorsicht. Auf unserem Wege Unter den Linden nach dem Brandenburger Thore zu trafen wir mehrere Bekannte aus Bonn, die schon von Schurz' Anwesenheit wußten und bei einem, von welchem er

56 Friedrich Althaus in London.

einquartiert war. Wir gingen Alle in eine Restauration, nahmen aber nicht in dem Hauptlocal Platz, sondern in einem der Nebenzimmer, dessen Thür geschlossen wurde. Nach einer Weile öffnete sich die Thüre und ich bemerkte ein Aufzucken der Ueberraschung in den Zügen eines unserer Gefährten, der sich nach dem Eintretenden umsah. In demselben Augenblick sprang er auf, ging auf den Fremden zu, richtete an diesen einige halblaute Worte und begab sich mit ihm hinaus. Nach einer Weile lehrte er zurück und wir erfuhren, jener Eindringling sei ein früherer Student aus Bonn gewesen, dessen Name mir nur zu gut erinnerlich war. Anfangs ein hitziger Demokrat, war er später in das reactionäre Lager übergelaufen, hatte mit Schurz erbitterte Zeitungskämpfe geführt und war damals, wie es hieß, zum Mitarbeiter der Neuen Preußischen Zeitung befördert. Man traute ihm alles mögliche Schlechte zu. Jedenfalls war es wünschenswerth, daß die Anwesenheit unseres Freundes vor ihm geheim gehalten wurde.

Mein eigener Aufenthalt in Berlin näherte sich mit dem Abschluß des Sommersemesters seinem Ende; nur noch etwa eine Woche sollte er dauern. Aber während dieser Zeit sah ich Schurz täglich und er erzählte mir viel von seinen Erlebnissen während der jüngstverflossenen Jahre. In dem badischen Feldzug hatte er eine Anstellung in dem Generalstab der aufständischen Armee gefunden und war, besonders weil er gut reiten konnte, wie er sagte, rasch zum Adjutanten aufgerückt. Nachdem er bei mehreren Gefechten zugegen gewesen, war er mit dem Hauptrest der Armee nach Rastadt gezogen, hatte dort an einer Anzahl von Ausfällen theilgenommen und war einmal nur mit genauer Noth durch die Schnelligkeit seines Pferdes der Gefangennahme entgangen. Er befand sich in Nastadt, als die Festung an die Preußen übergeben wurde, rettete sich jedoch durch einen halb verfallenen unterirdischen Gang, der nicht weit vom Rheine in offnes Feld mündete und ging dann durch Frankreich in die Schweiz, damals der Zufluchtsort so vieler deutscher Flüchtlinge. Hier hatte er, nicht ohne mancherlei Abenteuer, ein arbeitsames Leben geführt. Aber das Flüchtlingstreiben behagte ihm nicht. Er bedauerte die Unterbrechung seiner Studien und sehnte sich nach einer geregelten Thätigkeit. Wo jedoch eine solche finden?

Natürlich kam bei unseren Zusammenkünften die Rede auch öfter auf Kinkel. Schurz vertraute mir an, daß er auf dem Wege von Paris nach Berlin Kinkels Frau in Bonn besucht habe, und daß Bemühungen im Werte seien, nicht blos eine Besserung in der Lage des gefangenen Freundes, sondern wo möglich seine Befreiung herbeizuführen. Je weniger man indeß von diesen Dingen rede, um so besser. In der That deutete keine feiner Aeußerung an, daß er persönlich, außer mit guten Wünschen, an jenen Bemühungen irgendwie bethcilig sei. Was hätte er, der Flüchtling, der Geächtete, auch für den Freund, der wohlverwahrt hinter Zuchthaus» und Festungsmauern saß, thun können? Und doch trug er damals den ganzen Befreiungsplan schon im Kopfe. Aber freilich übersah er mit seinem klaren.

Erinnerungen an Gottfried Kinkel. - 5?

kühlen Verstände auch alle dem Gelingen entgegenstehenden feindseligen Möglichkeiten, und ebenso tief war er durchdrungen von der Notwendigkeit, jedes Mitwissen über das beabsichtigte Wagnis; auf den engsten Kreis der Eingeweihten zu beschränken. Eine solche Verbindung kühler Entschlossenheit und aufopfernder Hingabe mit vollkommener Ruhe und Selbstbeherrschung war gewiß ein seltenes Phänomen bei einem einundzwanzigjährigen jungen Mann; sie war aber auch ebenso unzweifelhaft eine nothwendige Vorbedingung für den Erfolg seines Unternehmens. Jedenfalls ist es interessant, in der Geschichte dieser berühmten Befreiung die Thatsache festzustellen, daß Schurz an Ort und Stelle volle drei Monate mit den Vorbereitungen beschäftigt war, ehe der letzte entscheidende Schritt gethan wurde; denn erst zu Ende der ersten Novemberwoche, ein Vierteljahr nach jenem Zusammentreffen, fand die Flucht Kinkels statt. Aus jenen Berliner Tagen erinnere ich mich außerdem noch, daß Schurz anfangs in der Umgegend Besuche zu machen, über die ich Näheres nicht erfuhr, dann aber in Folge eines Falles in der Schwimmanstalt genöthigt war, einige Zeit das Haus zu hüten. Ob dieser Fall ein wirtlicher oder ein diplomatischer war, weiß ich nicht. Auf alle Fälle hatte er einen fremden Namen und einen fremden Paß, der ihn als Doctor der Medicin legitimirte und als solcher befand er sich auch im Besitz eines Bestecks mit ärztlichen Instrumenten. Vor meiner Abreise bemerkte er, es sei nicht unmöglich, daß er mich im Herbst, bei der Rückkehr nach Paris, auf einige Zeit in Detmold besuchen werde; inzwischen könne er, da er viel umherreisen werde, keine bestimmte Adresse angeben.

Mehrere Monate verflossen dann, ohne daß ich von Schurz hörte.

Um die Mitte des Octobers besuchte Adolph Strodtmann, der eben sein Buch über Kinkel beendet hatte, uns auf der Durchreise nach Paris in Detmold. Er hatte die Charakteristik Kinkels in dem kurz vorher erschienenen Buche meines Bruders „Aus dem Gefängniß" gelesen und kam besonders, um meines Bruders Bekanntschaft zu machen. Er war voll von Kinkel, erzählte Manches, was er über dessen Gefängnißleben wußte und declamirte uns mit vielem Feuer mehrere der damals noch unveröffentlichten Gedichte Kinkels aus der Gefängnißzeit vor, darunter die in Rastadt entstandenen Strophen „Vor den achtzehn Gewehrmäulern", und das Fragment „Die Klassiker" aus Naugard. Beiläufig erwähnte er, er habe Schurz in Hamburg gesehen und denke später in Paris wieder mit ihm zusammenzutreffen. Sonst schien Strodtmann von den Plänen und Fahrten unseres Freundes nichts Näheres zu wissen. In der That verbreitete erst einige Wochen später die völlig überraschende unglaublich frohe Nachricht der Zeitungen: Kinkel ist entflohen! über Schurz' Erscheinen in Berlin und Norddeutschland für mich ein plötzliches Licht. Ich verstand nun auch, weshalb er die Möglichkeit eines Besuches in Detmold in Aussicht gestellt hatte. Mit allen Kräften auf den Erfolg seines gefährlichen Wagnisses bedacht, hatte er zugleich die Möglichkeit eines Mißlingens fest im Auge behalten und sich für diesen Fall in dem

58 Friedrich AÜhaiis in london.

abgelegenen Städtchen einen sicheren Zufluchtsort auserkoren. Zur vollen Gewißheit wurden meine Vermuthungen durch einen Brief des Freundes aus Warncmünde, der mir nicht bloß die Thatsache bestätigte, daß er Kinkels Befreier sei, sondern auch die Gewißheit gab, daß alle polizeilichen Nachforschungen auf falscher Fährte stattgefunden hatten und daß, während der Telegraph noch von Verlin nach Hamburg und Bremen und auf der andern Seite nach dem Rhein und an die belgisch-französische Grenze verworren hin und her spielte, die Flüchtlinge bereits auf den Wellen der Ostsee den freien Boden Englands entgegenfuhren.

Leider ist dieser Brief nicht mehr in meinen Händen und in seinen Einzelheiten auch aus meinem Gedächtniß entschwunden. Er spiegelte in erster Frische das Glück der gelungenen That, das Glück der Freiheit, das beide Freunde unter so außerordentlichen Umständen wie ein neu geschenktes Dasein mit Entzücken genossen. Auch eine Reihe späterer Briefe von Schurz aus England und Frankreich, voll interessanter Details über seine und Kinkels Meerfahrt und Ankunft in England und über das dortige Flüchtlingstreiben bis zum Frühling des Jahres 1852, ist mir verloren. Sie fielen während eines neuen Aufenthaltes in Berlin im Jahre 1852 der Aera der hässlichen Verdächtigungen, der polizeilichen Haussuchungen und Verhaftungen — und zwar leider, wie sich später herausstellte, ohne Notwendigkeit — auf einem selbsterrichteten Scheiterhaufen zum Opfer. Um so angenehmer ist es mir, in der Lage zu sein, diese Lücken aus der schon oben benutzten Sammlung von Briefen Kinkels an eine Freundin wenigstens theilweise ergänzen zu können. Ehe ich indeß von Kinkels Leben in England rede, muß ich noch einige authentische Thatsachen hinzufügen zu der Geschichte seiner Flucht, einem Ereignis, das mit Recht vom ersten Augenblick an allgemeine Beachtung erregte und in der Folge in eine noch interessantere Beleuchtung gerückt wurde durch die spätere glänzende Laufbahn seines Freundes und Befreiers, andererseits aber auch dem mythenbildenden Zeitgeist zu manchem wunderlichen Hirngespinnst Veranlassung geboten hat.

Schurz erzählte mir diese Geschichte während seines Aufenthaltes in England in den Jahren 1855—56. Er hatte sich inzwischen verheirathet, war in Amerika gewesen und kam nun mit Frau und Kind zu einem längeren Besuch nach London, wo er ganz in meiner Nahe wohnte, und wo wir uns sechs oder sieben Monate hindurch fast täglich sahen. Im Verlauf eines so intimen Verkehrs kam selbstverständlich die Vergangenheit >oft zur Sprache und, unter andern hervorragenden Ereignissen, die Theilnahme des Freundes an Kinkels Befreiung. Es kostete einige Ausdauer, Schurz zu Mittheilungen über diese Sache zu bewegen: anfangs wurde er regelmäßig einsilbig und schweigsam, so oft sie berührt wurde. Wie er selbst gestand, war ein Hauptgrund seiner abwehrenden Haltung die Besorgniß: irgend etwas, was er erzähle, könne, allem guten Willen seiner Zuhörer zum Trotz, auf irgend einem Umwege andern Betheiligten zum Schaden gereichen. Ein ebenso

Erinnerungen an Gottfried Kinkel. 59

starkes Motiv War aber auch die tiefe Scheu seiner Natur vor jeder Ostentativ», die instiinctive Abneigung gegen Alles, was auch nur den Schatten eines Verdachts von Selbstlob erwecken konnte. Wie er endlich bewogen wurde, sein Schweigen zu brechen, erinnere ich mich nicht mehr. Theilweise gab er, glaube ich, den Bitten der Frauen nach. Kurz, eines Tages erzählte er uns im engsten Kreise das Wichtigste über Kinkels Befreiung, und da gegenwärtig keinerlei Veranlassung mehr vorhanden ist, das Geschehene geheim zu halten, schließe ich hier, ohne Namen zu nennen, dem bereits Mitgetheilten die Fortsetzung der Geschichte des zu so glücklichem Ende geführten Unternehmens an. Schon ehe Schurz, wie oben erwähnt, im August 1850 nach Berlin kam, war sein Plan der Hauptsache nach entworfen. Die nützigsten Geldmittel waren von Freunden beschafft und die Mitwirkung anderer Freunde und Parteigenossen stand in Aussicht. In Berlin und dessen nächster Umgebung, in Spandau selbst, in Mecklenburg und andern Theilen von Norddeutschland fehlte es nicht an directen Anknüpfungspunkten. Die Aufgabe war, alle diese Fäden in der Hand zu behalten, die Wege für die That der Befreiung zu bahnen und diese, wenn alle Vorbereitungen getroffen waren, im richtigen Augenblick ins Werl zu setzen. Zu diesem Zwecke wurde, nachdem Berlin als Hauptoperationsbasis gewählt worden, zunächst eine Recognoscirung des Angriffsobjects nothwendig. Es galt gleichsam den Sturm einer Festung und zwar einer Citadelle innerhalb einer Festung: denn die Lage des Zuchthauses in den Mauern von Spandau erschwerte den Zutritt wie das Entkommen. Wiederholte Besuche in Spandau bildeten daher das erste Stadium einer schwierigen, verwickelten Aufgabe. Theils um die scharf bewachte Eisenbahn-Station zu vermeiden, theils um eine spätere ungehinderte Ausfahrt vorzubereiten, machte Schurz diese Besuche meist zu Wagen und trat die Rückfahrt nach Berlin zu verschiedenen Stunden, öfter im Abendduntel oder Nachts an, wobei am Thore der fremde Patz und das Besteck mit ärztlichen Instrumenten ihre Dienste leisteten. Ein weiteres Problem war es, zu entdecken, in welchem Theile der Anstalt Kinkels Zelle liege, und welche Möglichkeiten des Entkommens die Lage derselben darbiete. Die Legende erzählt, Schurz habe das Zuchthaus in Spandau umwandert als singender Orgeldreher, nm durch seinen Gesang die Aufmerksamkeit des gefangenen Freundes zu erregen, wie einst Blondel den Thurm des gefangenen Richard Löwenherz umwanderte. Doch diese Erzählung ist in Wahrheit nichts als eben ein Stück Legende. Es war Kinkel und seiner Frau gelungen, sich in ihren Briefen, die sammtlich durch die Hand des Zuchthausdirectors gingen, mittelst gewisser improvisirter Schriftlichen kurze geheime Mittheilungen zu machen und diese Geheimschrift trug auch Fragen nach der Lage von Kinkels Zelle und Antworten auf diese Fragen hin und wieder. Bald jedoch wurde es klar, datz an Befreiung von außen ohne eine directre Mitwirkung von Innen nicht zu denken sei. Einer oder mehrere der Gefängnißwärter mußten gewonnen und zu thätigcr Beihilfe bewogen werden.

60 Friedrich Althaus in London.

Hiermit trat das Nefreiungswerl für den Befreier in ein kritisches Stadium. Doch er war bereit, Alles zu wagen und schwankte keinen Augenblick. Wenn seine That gelingen sollte, so konnte sie nur gelingen durch ausdauernden Muth und kühle Berechnung der Möglichkeiten und beide standen ihm, jung wie er war, in seltenem Maß zu Gebote. Nicht lange, so kannte er die Gefangnißwärter von Ansehen und wußte, wo sie ihre Freistunden beim Glase Bier zuzubringen pflegten. Das nächste war eine gelegentliche Annäherung, wie sie dem Fremden in der Gaststube erlaubt ist: theilnehmende Fragen nach Kinkel und wenn diese eine anklingende Saite rührten, Fragen, ob das harte Loos eines solchen Gefangenen sich nicht mildern lasse durch gelegentliche Ueberbringung kräftiger Speisen und Getränke, oder auch nur durch einen Strauß frischer Blumen in seiner Zelle. Gelang es auf solche Art der Ueberredung der Freundschaft, Mitgefühl zu erwecken, so war der Boden für weiteres Vorschreiten gewonnen, bis endlich der entscheidende und gefahrvolle Moment herankam, in welchem die Frage der Mithilfe zu Kinkels Befreiung auftauchte. Ein Wärter lehnte ab, ein anderer der eben gewonnen war, wurde verseht, ein dritter besann sich, nachdem schon einleitende Schritte geschehen waren, eines Besseren.

Man mag sich Schurz' Lage unter diesen Umständen vorstellen. Er trug während jener Wochen und Monate sein Leben und seine Freiheit täglich in der offenen Hand, aber mit unerschütterlicher Ausdauer ging er nach jedem Mißlingen von Neuem muthig an die Arbeit. So war der October ohne Entscheidung herangekommen, als endlich ein letzter Versuch die lange verzögerte Hoffnung auf Erfolg ihrer Erfüllung näher führte. Es bedurfte nun nicht mehr der geheimen brieflichen Zeichenschrift: Kinkel konnte auf unmittelbare Weise von dem Bevorstehenden in Kenntniß gesetzt werden. Nichts destoweniger war auch jetzt erst ein Theil der notwendigen Vorbereitungen erledigt. Ehe die Befreiung in Spandau stattfinden durfte, mußten noch umständliche Maßregeln getroffen werden zur Sicherung der Flucht vor den nachsetzenden Verfolgern, zu ihrer Richtung auf ein bestimmtes rettendes Ziel. Zu diesem Zweck bereiste Schurz während der letzten Hälfte des Octobers die Landschaft, die sich nordwestwärts von Spandau durch die Marl Brandenburg in der Richtung nach Rostock an die Ostsee erstreckt. Die Vortrefflichkeit dieser Route erhellt bei dem ersten Blick auf die Karte, aber das mindert nicht den Ruhm des Scharfblicks und der Umsicht, welche eine wenig befahrene, nur an einem Punkte, in Mecklenburg, von Eisenbahnen und Telegraphen durchschnittene Landstraße für die Flucht auswählten und verwendbar machten. Verbindungen in dieser Richtung waren schon früher angeknüpft. Jetzt wurde das Wort gegeben, Relais von Pferden an gewissen Stationen für die nächste Zeit in Bereitschaft zu halten. In Rostock und Warnemünde wurde Quartier bestellt und ermittelt, daß auf einem demnächst nach Schottland bestimmten Getreideschiff eine Cajüte bereit-

«Erinnerungen an Gottfried Kinkel. 61.
stehe für etwaige Passagiere. Nach Erledigung aller dieser Details lehrte Schurz nach Berlin und Spandau zurück, um die letzten Anordnungen zu treffen.

Erwähnung verdient an dieser Stelle noch ein Umstand, der meines Wissens bis jetzt nie öffentlich bekannt wurde, aber in mehrfacher Hinsicht von Interesse ist. Von dem Gefühl der Verantwortlichkeit durchdrungen, welche die Mithilfe im Innern des Zuchthauses ihnen auferlegte, hatten nämlich Kinkels Freunde Schurz ermächtigt, den hilfbereiten Mann selbst an der Flucht theilnehmen zu lassen und ihm die Mittel zur Begründung einer neuen Existenz in Amerika zu gewährleisten. Alles war schon in diesem Sinne verabredet; allein im letzten Moment fehlte dem Betreffenden der Muth oder der Wille. Er zog es vor, zu bleiben und der Strafe, die ihn erwartete, die Stirn zu bieten.

Es hatte sich inzwischen herausgestellt, daß Kinkels Entkommen bedingt sein werde durch einen nicht gefahrlosen Weg über das Dach und das Herablassen von diesem an der äußern Umfassungsmauer seines Kerkers. Kinkel aber, von Jugend auf ein in allen körperlichen Uebungen gewandter Athlet und Turner, war zu jedem noch so gefährlichen Wege bereit; durfte er doch hoffen, daß es der Weg sein werde in die Freiheit. Noch ein scharfer Schmerz war ihm während dieser letzten leidenschaftlich bewegten Tage vorbehalten. Die Flucht war für die Nacht vom 5. auf den 6. November festgesetzt, doch eben an diesem Tage wurde unerwartet das Wärterpersonal gewechselt. Indeß die Enttäuschung dauerte nicht lange. Schon am folgenden Tage konnte von Neuem das Signal zur Bereitschaft gegeben werden und als am Abend des sechsten der Director in Begleitung des Wärters wie gewöhnlich in Kinkels Zelle hineingerufen: „Kinkel bist Du da?“ und die pflichtgemäße Antwort zurückgetönt war, wußte der Gefangene, daß die Stunde der Befreiung nahe sei. Gegen Mitternacht öffnete sich seine Zellenthüre; ein wegekundiger Führer leitete ihn auf das Dach und reichte ihm das bereit gehaltene Seil. Er verletzte sich die Hände schmerzhaft an vorstehenden Nägeln, langte aber rasch und sicher auf ebener Erde an, und fand dort den treuen Freund Schurz seiner wartend. Im nächsten Augenblick hatte ein Mantel und ein Hut seine Sträflingstracht verhüllt; wenige Minuten später befanden die Freunde sich in einem Privathause, wo Kinkel die Kleider wechselte und sich für die bevorstehende Fahrt durch einen Trunk stärkte. Erstaunlich, aber vollkommen verbürgt, ist die Thatsache, daß an demselben Abend, in demselben Hause, der Zuchthausdirector bei einer Gesellschaft anwesend war und daß die Freunde ihre Gläser aus derselben Punschbowle füllten, die vor jenem gedampft hatte. Aber nicht lange zögerten sie. Der Reisewagen stand bereit; er fuhr auf das Thor zu, durch dessen Mauern Schurz während der verflossenen Monate so oft aus- und eingefahren war. Schurz lehnte sich zum Fenster hinaus; man erkannte ihn, ließ den Wagen passiren und rasch ging es hinaus in die Nacht und in die Freiheit.

62 Friedrich AlthcNis in london.

So war eine That gelungen, die in der Geschichte der deutschen Freiheitskämpfe des neunzehnten Jahrhunderts immer denkwürdig bleiben wird. Der Schüler hatte dem Lehrer, der Waffenbruder dem Waffenbruder, der Freund dem Freunde Leben und Freiheit gerettet und groß und weit verbreitet war in jener trüben Zeit allgemeiner Reaction die Freude über den Erfolg des heldenmüthigen Unternehmens. Was Kinkels eigene Gefühle waren, zeigt der nachstehende Brief, den er kurz vor der Abfahrt von Warnemünde an die Freundin richtete, aus deren Lorrespondenz mit ihm bereits mehrere Auszüge mitgetheilt wurden. Der Brief ist datirt:

„An der See, November 1850" und lautet wie folgt:

„Drei Flauen, meine ireue Auguste, haben durch Unablässigkeit es durchgesetzt, in meine furchibarc Nacht den Gruß der Theilnahmc zuzenden: Johanna, Sie, Marie Nluiningl. Ich halte es fill Pflicht, Ihnen diesen Brief zu schieibcn, der, wenn er erst in Ihre Hände gelangt ist, Ihnen anzeigt, daß, ganz besonderes Unglück abgerechnet, ich geeettet bin. Verlangen Nie indessen heut' nur diesen Ausdruck des Dankes für all' Ihle Güte diese anderihalb Iahle hir: ausfühilich und gesammelt lann ich heute nicht schreiben- denn einmal ist mein« Hand leicht verwundet und Schrecken schmelzt mich ein wenig; dann aber umgibt mich in meinem Asyl jene Ihnen wob! bekannte norddeutsche Herzenswärme der Familie, die es mir erschwer«, mich m ruhigem 3iyl zu sammeln und in freundlichstem Gegensatz zu der starren Einsamkeit des Kerkers steht. Sic ist noch einmal schauerlich gewesen in den letzten Wochen, dicsc Einsamkeit, und das wurde Schuld von der Heftigkeit des Gifühls, die in meinem letzten Brief an Sic uorbrach, und die um so milder zuckte, d» zwischen sie schcm die ersten Lichiblihe der Freiheit einschlugen, die sich als Hoffnung mir ankündigte. Es war, als sollte die letzte Zeit mir nur Weimulh bringen: selbst in die Freundlichkeit Ihres letzten Briefes versteckte sich dieser. Wenn schon der tränke Zustand meiner Mutier mich heftig angriff — es drohte da der erste Schnitt, den der Tod in meine alten Verhältnisse machen wollte, und dürft' ich hissen, es werde der letzte sein? — so betrübte mich auch tief Ihr Geständnis;, das mir ganz unerwartet kam, da« Ihr vielfältiges Leiden seitdem Tode des liebenswürdigsten Bruder« auch Ihre Gesundheit geknickt habe. Ich bin so stolz, ich fühle mich Ihrem Leben so nahe verbunden, das, ich glaube, mein wunderbares Eiretiungsglück werde etwas dazu beitragen, Ihr Leben aufzufrischen, Ihre Gesundheit vielleicht durch fröhliche Erregtheit neu zu stärken.

„Mein Nett« ist Karl. Sie wußten von diesem Eniwmfc nicht«, der nur durch Treue, Nutdaucr und Glück, neben großem Verstände und kühner Thaikraft ausgeführt werden konnte: Eigenschaften die jener seltene Jüngling im Bunde mit allen bezaubernden Gaben der Nnmuth in einzigem Maße besitzt!. Ihm danken mich meine Freunde: ihm danke ich, daß ich nicht alö zerbrochener Nmnestirter in's Leben zurück' kehre, der, wenn er ihailos blieb, schwächlich, wenn er handelte, unedel erscheinen mußle. Karl hat neben dem Leben das unschätzbare Glück mir gerettet, dies Leben auch ohne Zaghaftigkeit benutzen zu dürfen, was fast mehr als das Leben ist. Denken Sie mich auf Ehrenwort nach Amerika ausgewandert — dann die junge Revolution ausbrechend! denn auebrechen wird sie —."

Hieran schließen sich Antworten auf Bemerkungen in dem lchtcil Briefe der Freundin über ihren Aufenthalt in München. Dann bricht Kinkel ab. da „die Hand ihn zu sehr schmerze und er auch geistig müde sei." Am folgenden Tage fügt er hinzu:

„Umsonst vcisnsche ich heute die Fortsetzung. Man hat mir eincn Fingcr der rechten Hand, wie ich denn noch nachträglich ein Pechvogel bin, mit Höllenstein gebrannt

Erinnerungen an Gottfried Kinkel. 63

und die Feder zu halten wird mir schwer. Dazu tritt die Nachricht, die mich innerlich in Unruhe versetzt, daß; vielleicht schon morgen ich mit Karl in See gehe, wo es denn vorher noch Mancherlei zu packen und zu besorgen gibt. Wenn nun nicht an der letzten Schwelle, oder eigentlich schon im Vorhofe des Vaterlandes das Unglück uns noch ereignet, so darf ich hoffentlich ein schönes und reiches Leben erhoffen, da das schwere Leiden der letzten Jahre, weise benutzt, einen festen Grund bietet, um einen sicheren Herd über ihm aufzubauen. Ich blicke muthig und froh in's Leben, alt genug um befonnen handeln zu können, hoffentlich aber auch zu voller That- und Arbeitskraft noch jung genug. Mit diesem Gefühl nehme ich für heute Abschied von Ihnen. Erhalten Sie Ihr warmes Herz auch dem nunmehr glücklichen Freunde unverändert.

England.

Die Freunde hatten auf dem rettenden Schiff in Ost- und Nordsee eine stürmische Ueberfahrt. Schurz, der in aller Unruhe Ruhige und Gefaßte, fand sich ohne Mühe auch in diese Veränderung seiner Lage. Es war ihm wohl im Kampf der Elemente, und an den Mast gelehnt, erfreute er sich des Anblicks des sturmgepeitschten Meeres mit den tosenden hochaufschäumenden Wogen. „Kinkel lag trank in der Kajüte und“ (die einzige Stelle aus jenem im Jahre 1852 verbrannten Briefe von Schurz, worin er mir diese Fahrt beschrieb, die mir wörtlich im Gedächtnis; geblieben ist) „opferte dem Poseidon reichliche Hekatomben.“ Die Ueberfahrt dauerte im Ganzen vierzehn Tage. Zuletzt aber endete auch diese Odyssee. Die schottische Küste kam in Sicht und die glücklich Geretteten landeten in Leith, dem Hafen von Edinburgh. Nur kurze Zeit blieben sie vorläufig in London. Sie eilten von dort auf die Einladung der Freundin, deren hochherzige Freigebigkeit zu dem Gelingen der Flucht entscheidend mitgewirkt hatte, der Baronin Bruiningl, nach Paris, wo Kinkel nach der Oede des Kerkers und des Meeres in der leichtbeschwingten Lebensluft der Freiheit aufathmete, in der Kunstausstellung schwelgte und bald auch seine Frau und Kinder nach den furchtbaren Jahren der Trennung zuerst wieder in die Arme schloß. Allein Paris, obgleich damals noch die Hauptstadt der zweiten französischen Republik, konnte kein dauernder Aufenthalt für ihn werden. London hatte bereits als der anerkannte Mittelpunkt der europäischen Emigration Fluchtlinge aller Länder angezogen und dort ließ auch Kinkel noch vor dem Schluß des Jahres 1850 sich mit seiner Familie häuslich nieder. Ich selbst war kein Zeuge jener ersten Jahre feines englischen Exils; denn erst im November 1853 sah ich ihn in London wieder. Eine vortreffliche Schilderung der Kämpfe und Leiden, der tragischen und der komischen Charakterzüge dieses Zeitraums hat Johanna Kinkel in dem Romane „Hans Ibeles in London“ gegeben, einem Werke das auch als Denkmal der bedeutenden literarischen Talente der seltenen Frau dauernde Beachtung verdient. Nie zu erwarten, wurde Kinkel gleich bei seiner Ankunft in die leidenschaftlichen Parteiströmungen hineingerissen, welche unmittelbar nach dem Scheitern der Revolution auf dem europäischen Festlande die Nord und Lud, XXV, 73, b

6H Friedrich Althaus in London.

Kreis der Flüchtlinge in London stürmisch aufrührten. Er theilte die weilverbreitete Hoffnung der meisten dieser Flüchtlinge auf den baldigen Ausbruch einer neuen Revolution. Als gefeierter Revolutionsheld von vielen Leidens- und Gesinnungsgenossen umdrängt, hielt er die politische Arbeit für seine nächste Hauptaufgabe. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht eine Äußerung aus der Zeit seiner ersten Ankunft in London, die mir vor Kurzem von einem weniger fanguinischen deutschen Freunde Kinkels erzählt wurde, der schon lange vor ihm als Lehrer in England ansässig gewesen war. Ein rheinischer Landsmann, war er mit Kinkel in der friedlichen Bonner Zeit bekannt gewesen und kam nun von Edinburgh nach London, um den Freigewordenen zu beglückwünschen. Im Laufe der Unterhaltung bemerkte er, das unmittelbar Nothwendige werde demnächst wohl für Kinkel sein, daß er Englisch lerne, um in englischer Sprache unterrichten zu können. „Englisch leinen!“ rief Kinkel, „was denken Sie? Ich bin hier nur Zugvogel, meine Wirksamkeit liegt in Deutschland; in spätestens drei Jahren bin ich wieder dort — an der Spitze der Bewegung!“

Das war die vorherrschende Stimmung. Dennoch mischten sich mit solchen phantasievollen Erwartungen schon andere Gedanken. In Deutschland gingen, wie ich mich noch wohl erinnere, während jener Zeit die wunderbarsten Gerüchte um über Kinkels Treiben in London! Das große theure Haus, das er bewohne, das lustige Leben, das er führe — und Alles auf Kosten der Partei! Nichts konnte unbegründeter, vollständiger aus der Lust gegriffen sein, als solche Beschuldigungen. Kinkel genoß nicht, er arbeitete: sein Haus war eine bescheidene kleine Vorstadtwohnung, die wir noch 1375, als ich auf einem Spaziergang mit Schurz daran vorbeikam, und Schurz an jene Beschuldigungen erinnerte, nicht ohne Rührung betrachteten. Und was das Leben auf Kosten der Partei betraf, so fand er sich eher in die unerfreuliche Lage versetzt, selbst als Opfer maßloser Parteiansprüche zu leiden. Es wird daher als Beitrag zur Geschichte der Emigration wie als Act der Gerechtigkeit gegen Kinkel von Interesse sein, wenn ich zur Charakteristik seines Lebens während der ersten Jahre seines Londoner Exils hier einige Auszüge aus der schon mehrfach benutzten Sammlung seiner gleichzeitigen Briefe an die Freundin mittheile. Der erste dieser Briefe, vom 20. Juni 1851. beginnt wie folgt:

„Eine schwere Zeit liegt hinter mir, theure Freundin! schwer von Kampf, Weltgrüdc, Arbeit, verzehrter Lebenskraft, Die Summe von Liebe, welche Partei und Nicht-Partei während meines Unglücks auswich gehäuft haben, entlud sich, sobald man mich in meinem eigenen Hause aufzufinden vermochte, in einer unerhörten Fülle von Forderungen. Von dem hervorragenden Refugie fordert Jedermann was sonst eine Regierung leisten soll: Verwendung um Brot und Anstellung, Geld, Schöpfung großer durchgreifender Organisationen. Aber Niemanden fällt es ein, ihm auch die Mittel einer Regierung, Geld, Gehorsam, zur Ausführung bereite Hände, zu spenden. Nie Fraktionen, in der Emigration von starten, Ihatmuthigen, stolzen und ehrgeizigen Charakteren getragen, stehen sich hier innerhalb der Partei mit vernichtender Schärfe entgegen und die theoretischen Systemfragen, namentlich ob Socialismus oder

Lriniiciunaen an Gottfried Kinkel, 65

Kommunismus, kämpfen auf Tod und Leben. Viel« forderten von mir eine Union, die momentan hier nicht geleistet werden kann; man drängte mich, an die Spitze einer Zeitung zu treten, man versuchte, mich an eine Fraction zu fesseln, man sprach von Herausforderungen — und zugleich drang das Gerücht vor, die preußische Polizei wolle mich, etwa durch Chloroform, heimlich auf/bcn und nach Silbcrberg stecken.

„Das ungefähr ist Nummer Eins. Nah diese Dinge die Kraft eines gewöhnlichen Arbeiters verschlingen, mag schon die eine Thatsache darthun, daß ich in mein Briefbuch, Einladung?- und Zuscdungsbricfe ungerechnet, heute unter den empfangenen Briefen den hundert und elften vom 1. April an eintrug, welche denn alle mündlich oder schriftlich beantwortet »neiden miiiscn.

„Nummer Zwei. Ich muß, d« man in England meinem Loose Theilnahme schenkt, meine Stellung benutzen, um die deutsche Revolution ehrenhaft vor der Fremde zu vertreten. Dazu muß ich nicht allein das furchtbar aufreibende Vesuchsleben Londons mitmachen, sondern auch Geld und zwar viel Geld verdienen. Durchschnittlich lann man sagen, daß London doppelt so thcuer als Bonn ist, was Ihnen einen Maßstab giebt. Ich habe daher Vorträge über Theatcrgeschichtc begonnen, zu denen nebst manchen Deutschen auch sehr gebildete Engländer kommen. Dabei erfahr« ich denn, wie total verändert alle Standpunkte auch in der Wissenschaft durch die Revolution sind. Ich kann hier natürlich über Shakespeare nicht sprechen wie Anno 1845 in Bonn: es muß Alles umgebrochen, neu studirt, neu ausgearbeitet werden, höchst populär und doch höchst gründlich. Dazu habe ich Klassenunterricht für Mädchen, unterrichte Toni Schurz und auch noch täglich meine drei ältesten Kinder eine halbe Stunde. Das wäre Alles miteinander nun wieder genug für eine volle Menschcnkraft, und wenn z. N. ein Bonner Professor es leisten sollte, würde er den Minister sofort um Gehaltszulage anbetteln.

„Endlich Nummer Drei: Der Besuch von Freunden vom Eontincnt. Und zwar von Menschen, die mit treuer, aufopfernder Liebe uns geholfen haben und denen wir, wo Nichts mehr, doch unsere Zeit schulden. Sie, geliebte Freundin, wissen aber, was Zeit bei uns zu bedeuten hat. Unter andern war die Familie hier, bei der ich Gastfreundschaft auf meiner Flucht genoß, in deren Schiffe ich hierher kam; Parteigenossen aus verschiedenen Ländern, reizbar, wenn man ihnen sich nicht zu Dienst stellt. In der letzten Woche tum Frau von Vruiningl, in Hamburg von der Polizei verfolgt, und wohnte eine Woche bei uns, bis zur Heriiberlunft der Familie. Dieses dritte Stück meiner Thätigkeit würde wieder ein Leben vollkommen ausfüllen, und Sie ahnen nun, wie furchtbar die Arbeitslast auf mir liegt. Heute wage ich es darauf, am Montag schlecht über Corneille zu sprechen, um Ihnen sür all' Ihre hingebende Treue wenigstens endlich einmal zu sagen, daß wir täglich an Sic denken, täglich uns grämen, unserer Pflicht gegen Sie nicht mehr nachzukommen.“

„Mit R.“, bemerkt Kinkel gegen den Schluß desselben Briefes, „bin ich auseinander, seit ich ein von ihm gebildetes Comits verlassen habe, das mir zur Majorität der Partei eine falsche Stellung gab. Er hat mich seitdem angegriffen, und ich antworte ihm nicht, meiner alten Bonner Taktik gemäß. Ucbcrhaupt wird nächstens über mich ein sehr anständiges Geschimpf losgehen, die Reaction gegen die Rauchfässer, die man mir um den Kopf schlug, als ich gefangen war und Keines Ehrgeiz kreuzte. Daneben dauert eine ebenso alberne Vergötterung noch fort. Beides wird mich nicht caput machen.“

Ter nächste Brief, vom 28. Juli 1851, klingt heiterer, wenschon es auch hier weder an Hinweisungen auf schwere Arbeit noch auf die eigenthümlichen Leiden des hervorragenden politischen Flüchtlings fehlt.

„Die Geldsorgc“, schreibt Kinkel der Freundin, „haben wir noch nicht gekannt, aber wir arbeiten auch angespannt. Die Sonntage allein werden officicll vcrfaullenzt;

b6 Friedrich Althaus in London.

an den Weltlagen, wenn ich nicht Stunde draußen habe, komme ich oft erst um 8 Uhr Abends zu einem Spaziergang, oder zu einer Omnibusfahrt in Geschäften, meist in Parteisachen, Besuchen etc. aus dem Hause. Im Winter denke ich in einer oder zwei arideren Städten des Nordens deutsche Vorträge zu halten und dadurch indirect die Revolution zu propagandiren, d. h., der deutschen Bewegung englische Gunst und später englisches Geld zuzuwenden.

„Die hiesige Emigration war stark in sich gespalten. Die energischen und stolzen Charaktere, die hier sich zusammenfinden, repräsentiren die verschiedenartigsten Cysterme innerhalb derselben Partei und Jeder bringt den Glauben an andere jetzt zu ergreifende Maaßregeln nach London mit. Vertrauliche Briefe werden vorschnell abgedruckt, rasche Worte lange nachgetragen: Keine und eitle Naturen bauen sich Piedestale auf gestürzten Potenzen und greifen jedes hervorragende Haupt verbittert an. Die Herbizidität der Flüchtlingsexistenz macht die Meisten obenein trotzig, ingrimmig, Einzelne sogar bVartig. Man braucht sich das Alles nur zusammenzudenken, so sieht man, daß Reibungen eintreten müsse».... Um mich und mein Durchkämpfen bis zur Revolution seien Sie unbesorgt! Ein einsamer Abend «der Sonntag in freier Luft verbracht, entschädigt für Vieles. Sonst sehe ich fleißig Galerien und bleibe auch im Familienkreise neben dem Politiker stets genießender Mensch! O, könnten Sie Sonntags Mittags bei uns sein, wenn Schurz und Strodtmann regelmäßig unsre Gäste sind! Letzten Sonntag speiste auch Vchn-Eschenburg aus Zürich bei uns; Nachmittags spielten wir mit den Kindern auf der Wiese. In deutsche Blätter schreibe ich jetzt fast gar nicht, mehr nach Amerika.“

Man sieht aus diesen Briefen, wie Kinkel vom ersten Beginn seines Exils an die tapfere Arbeit zur Begründung einer neuen Existenz für sich und seine Familie mit der politischen Agitation vereinigte. In der Thal erwähnt er in einem späteren Briefe, wie schon im Jahre 1851 in Flüchtlingskreisen ihm ein bitterer Vorwurf daraus gemacht worden, daß er, statt in der glänzenden Erwartung eines revolutionären Millenniums zu schwelgen, seine Zeit mit so unpatriotischen Bemühungen vergeude wie mit der Arbeit für die sorgenfreie Existenz seiner Familie. Wie ernst er bei alledem seine Pflichten gegen Partei und Volt vom Standpunkt des Flüchtlingthums auffaßte, bewies in eben jenem Jahre 1851 das Unternehmen, welches die Höhe seiner politischen Thätigkeit während jener ersten Periode seiner Verbannung bezeichnete: seine Reise nach Nordamerika. Manche der weit-sichtigeren und entschiedeneren Flüchtlinge waren damals zu der Ueberzeugung gelangt, daß auf die Dauer die revolutionäre Agitation in leeren Luftgebilden enden müsse ohne die Verfügung über bedeutende Geldmittel, und Kinkel übernahm es, die Deutschen in den Vereinigten Staaten, bei denen man zugleich Wohlhabenheit und republikanische Gesinnungen voraus» sehe, für die von den Verbannten in London beabsichtigte Grünvung einer deutschen Republik zu begeistern und zur Beisteuer der dazu erforderlichen Hilfe in Form edler Metalle zu veranlassen. Im Spätsommer 1851 trat er also seine Fahrt nach Amerika an, bereiste den größten Theil der Vereinigten Staaten, hielt Meetings und Reden und sammelte die Spenden mitfühlender Freunde und Parteigenossen zu dem erhofften Revolutionsschatz. Aber auch während dieser Agitationsreise kreuzten sich Hoffnungen auf das Glück einer friedlichen Thätigkeit mit seinen revolutionären Gedanken.

Erinnerungen an Gottfried Kinkel, 6?

„Meine Sendung hierher,“ schreibt er der Freundin, „Auf dem Ohio, nahe dem Grenzpunkt von Virginia und Kentucky am 31. October 1851“, „unternommen um der nächsten Revolution die Mittel zu verschaffen und Amerika über die Revolutionen aufzuklären, führt mich über alle Höhen des Lebens. Der zweimal der Nationalcocarden beraubte Züchtung hat seine Hand in die des Präsidenten gelegt und in sie von tapferen Amerikanern das Gelübde abgelegt erhalten, daß ihr nächstes und zweites Mezzit die deutsche Monarchie sein wird. Persönlich schließt sich mir die Weltanschauung jetzt durch den Anblick dieser zweiten Erdhälfte ab. Ich habe die Handelszone am Atlantischen Meer hinter mir und Baltimore's goldne Herbstsonne sinkt hinter uns in die ewig klare Seeluft hinab. Jetzt durchschneiden wir die Kohlen- und Eisengegend, die Fabrik und Industrie, und hinter Cincinnati werden wir in das Reich der Naturstille, in den ruhigen Ackerbau und das einsame Farmleben hineintreten. Nie drei Schichten menschlicher Thätigkeit, Landbau, Fabrik und Ausfuhr, lagern sich hier von West gegen Ost erkennbar an einander wie nirgendwo wieder auf dieser Erde.

„lieber mein Wille“ und meine Erfolge dürften Ihnen die Zeitungen Einiges bringen. Das Beste kann erst die Zukunft offenbaren. Es war mir entsetzlich schwer, auf ein Vierteljahr von Weib und Kind zu scheiden, aber ich sagte mir, daß für den Moment Niemand fähiger diese Mission so gut ausführen könne, und so ging ich. Bescheiden werde ich zurücktreten, sobald im Momente eines anderen Handelns mein Vorgesetzter auch andere Führer wählt. Mir bleibt nur ein Ehrgeiz: in der deutschen Republik als guter alter Seminarector thätig zu sein und uns eine gediegene Lehrgeneration zu erziehen.“

Ob Kinkel in Bezug auf den praktischen Erfolg seiner Sendung je sehr glänzende Hoffnungen hegte, mag zweifelhaft scheinen. Jedenfalls war das Endresultat ein wenig ermuthigendes. Denn die ganze große Summe, die er aus den Vereinigten Staaten zur Revolutionirung Deutschlands zurückbrachte, belief sich in runder Zahl auf nicht mehr als 10,000 Dollars. Auch die Befriedigung, welche seine amerikanische Reise ihm überhaupt gewährt haben mochte, mußte er theuer genug bezahlen. Zwerghaft klein wie die gewonnenen Mittel im Verhältnis; zu dem titanischen Zwecke waren, in den Augen heimathloser und nothbedrängter Flüchtlinge waren sie ein Schatz und die Beharrlichkeit, mit welcher seitdem das Problem erörtert wurde, was mit diesem Schatze gethan werden sollte, verursachte dem Schatzmeister manche peinlich verdrießliche Stunde. Der deutsch-amerikanische Revolutionsschatz wurde, wie einst der Nibelungenhort, ein Zankapfel nicht bloß der Parteien, sondern persönlicher Begehrlichkeit. Jeder Flüchtling hatte seine eignen Neglückungspläne. Jeder hielt sich vorzugsweise nicht allein zum Beirath, sondern zum Mitgenutz berechtigt; fand er sich in seinen Voraussetzungen getäuscht, so folgten auf die Applikationen die Insinuationen. Der erfolglose Applicant verwandelte sich in einen persönlichen Gegner des unglücklichen revolutionären Schatzmeisters und hatte irgend eine dunkle Andeutung von Selbstsucht, von Bornirtheit, ja von Veruntreuung bereit, um sich für die widerfahrene Zurücksetzung zu rächen. Noch erinnere ich mich des eigenthümlichen Ausdrucks von Staunen, Heiterkeit und Ironie, der sich über Kinkels Züge verbreitete, als ich ihn einmal, zu Anfang der sechziger Jahre, ganz zufällig und in völlig objectiver Unschuld nach dem Schicksal

68 Friedlich Althaus in London.

des berühmten Revolutionsschatzes fragte. «Also auch Sie!" rief er in dem Tone des N, tu Lrnw! Ich erfuhr dann, daß er schon längst gethan habe, was unter den Umständen gewiß das allein Richtige war. Ueberzeugt von der vorläufigen Hoffnungslosigkeit aller Versuche zur Revolutionirung Deutschlands, hatte er bald nach seiner Rückkehr von Amerika die ihm anvertrauten 10,000 Dollars auf der Bank von England deponirt und sie dort Zinsen tragen lassen, bis ein günstiger Zeitpunkt zu zweckmäßiger Verwendung kommen würde. Bekanntlich erschien dieser Zeitpunkt nie. Der Revolutionsschatz wurde zuletzt, mehrere Jahre nach Kinkels Uebersiedlung in die Schweiz, zur Gründung einer republikanischen Zeitung verwendet, an deren Redaction ein früherer erbitterter Gegner Kinkels aus den ersten Jahren seines englischen Exils, der Exminister der badischen Republik, Gögg, hervorragenden Antheil nahm.

Schon vor Kinkels Rückkehr aus Amerika hatte in Europa ein Ereignis; stattgefunden, das die hoffnungsreichen Aussichten der Emigration mit einem Schlage umdallsterte und die nächste Zukunft in ganz anderem Lichte erscheinen ließ, als vorher. Louis Napoleon hatte durch seinen Staatsstreich vom 2. December 1851 das Wert der europäischen Reaction vollendet. Daß bei dieser Lag? der Dinge von einer Revolutionirung Deutschlands nicht mehr die Rede sein könne, daß vielmehr für die deutschen, wie für die europäischen Flüchtlinge eine lange Dauer des Exils bevorstehe, mußte auch der hoffnungsvollsten Flüchtlingsseele einleuchten. In der That wurden die Wirkungen des Napoleonischen Staatsstreichs auf die in London versammelte Emigration bald genug fühlbar. Kinkel beschreibt sie im Juli 1852 in seinem nächsten Brief an die Freundin. Während im vorigen Jahre, so bemerkt er, Viele ihn getadelt, daß er sich im Exil zu befestigen suche, so finde er jetzt umgekehrt, daß diese Tadler alle revolutionäre Thatigkeit verließen, weil, wie ein geistvoller Emigrant es ziemlich verblümt ausdrücke, „die Emigration die Tendenz angenommen habe, in das bürgerliche Leben aufzugehen." Dabei werde die Auswanderung der Emigration nach Amerika inimer stärker. Was ihn selbst betreffe, so sei seine zähe Natur nicht so leicht zu brechen, und wo irgend eine Aussicht sich zeige, werde er wieder von Neuem anfangen. Die Zustände seien denen vom Jahre 1811 ähnlich und an Deutschlands Rettung von Napoleon habe Goethe noch nach dem Brande von Moskau verzweifelt. So gehe es gerade den Klügsten, wenn sie glaubenslos seien. — Trotz alledem deutet der ganze Ton, die ganz? Haltung dieses Briefes das Einlenken von der revolutionären Agitation in die Thätigkeit des bürgerlichen Lebens unverkennbar an.

„Der Erwerb in London," fährt Kinkel nach den erwähnten Auslassungen fort, „wild etwas schwcier als im vorigen Jahr, da ich sechs Monate Arbeit verloren habe. Die Saison war durch die beuorsichende Pailamcntsauflösung beunruhigt und gcitört: alle Lehrer, Theaterdirectoren «. beklagen sich, und in Deutschland druckt man von Ezilirten jetzt noch minder gerne etwas als vorher. Indessen werden wir uns durch

Erinnerungen an Gottfried Kinkel. 69

schlagen. Wir haben unsere Haushaltung etwas zusammengezogen, unsere Gesellschaften auf die nützlichen beschränkt und durch die politische Windstille etwas mehr Zeit zum Arbeiten gewonnen. Ich schreibe »n einem Weile über Amerika und suche einen Abnehmer dafür, der sich indessen wohl schon finden wird. Die Gedichte kommen bald in die vierte, Otto der Schütz ist in der zehnten Auflage, Sonst geben mir Unterricht. Meine Frau gibt eben ein Eolfcggienheft für Kinderstimmen von kleinem Umfang heraus, ein Wirlchen von ihr über Clavierunterricht ist im Druck und ich selber schreibe wöchentlich einen Uebcichtsartilcl über europäische Politik in ein deutsch-amerikanisches Blatt. So strömt aus vielen Quellchen doch Geld zusammen, soviel man für eine Londoner Haushaltung braucht. Im Ganzen bin ich vergnügter als je; wir gehen Sonntags mit den Kindern faulenzten in Parks, Wiesen oder Wäldern, besuchen zwei bis drei Mal die Woche die englische Gesellschaft und sind sonst sehr zurückgezogen — für die kleinen Theater stehen mir Einladungen gratis zu Gebot, aber ich besuche sie nicht, weil mir die Abende zu werthuoll sind. Von Engländern habe, ich meine Verbindungen, aus?« einer chartistischen, mit der liLe-tr»«!« und Manchester-Partei (Cobden), welche nach einem nächsten Whigministerium ans Ruder kommt. Sie sehen, ich bereite langsam, wie man es auf diesem Boden muß, Anknüpfungen fpätercr politischer Wirksamkeit.

„Meine Studien liegen wieder auf ganz anderen Gebieten, als je vorher. Das Exil gibt mir einen neuen Reichthum an Erlcnntniß, Ich studire über Australien, Geschichte von Amerika, englische Literatur, in letzter Zeit über die merkwürdige Secte der Mormonen, deren Gottesdienst ich hier einmal besucht habe. Hin und wieder besuche ich eine Bildergalerie und halte mich, was Kunstgeschichte angeht, ungefähr in Kenntnih des neu sich Ansammelnden. In diesem Fach, wo vieles Geoächtnifzwissen ist, kann ich mich eben auf mein Gedächtnis; verlassen. Ferner habe ich für meinen Unterricht eine Theorie der Bcredtsamleit zusammengestellt. Mit Gottfried treib' ich Griechisch, mir fangen in ein paar Monaten die Odyssee an: alle vier Kinder lernen Geschichte bei mir, jetzt sind wir am Vespasian; Kunst, Literatur, Sitten werden in die politische Geschichte mit eingeschlossen. So arbeite ich dem letzten Ziel meines Ehrgeizes entgegen, in der deutschen Republik ein guter Seminarircetor zu werden und im Alter noch eine Reihe tapferer Schulmeister zu erziehen. Geben Sie mir in der Republik noch zehn Lebensjahre und jährlich 300 Seminaristen und 300 Arbeitslehrerinnen zu unterrichten, zu bilden, geistig von jeder Knechtschaft zu erlösen. Das macht 6<X) Köpfe, lauter Exponenten. 6000 Schulmeister und Frauenerzicherinnen — uowbon« solcher — durch Deutschland angestellt: das ist eine Phalanx der Freiheit, die kein Pfaff noch Fürst mehr nicderbricht!“

Als ich Kinkel im November 1«53 in London wiedersah, war jener Uebcrgang aus der revolutionären Agitation in das bürgerliche Leben in jeder Hinsicht vollendet. Ich zögerte, ihn zu besuchen, weil ich von anderen deutschen Freunden hörte, wie stark seine Zeit in Anspruch genommen sei und wie er überdies noch immer von allen Seiten überlaufen werde. So tum es, daß ich ihm zuerst ganz unerwartet in einer englischen Gesellschaft begegnete. Es war eines Sonntags in dem Salon der Mrs. Milner-Gibfon (der Frau des bekannten Parlamentsmitgliedes und Führers der Manchester-Partei) wo man sich zu einer sogenannten gm»11 »ncl s»r1? p»it^ zusammenfand, d. h. zu einer Gesellschaft, die um halb zehn Uhr Abends anfang und Haupt- und Nebenzimmer bis zum Gedränge mit Herren und Damen füllte. Man sah dort vklar Flüchtlinge, besonders Italiener, aber auch an Franzosen und Russen, Deutschen und Ungarn, war kein Mangel: Alexander Herzen

0 Friedrich Althaus in London.

und Iwan Golowin, Franz Pulsty, General Haug und Louis Blanc tauchte dort auf. Ich sprach eben mit dem Bombenwerfer Orsini, den ich von Italien her kannte, als der an der Thür stehende Tiener in Plüschhosen und gepudertem Haar mit lauter Stimme: Doctor und Mrs. Kinkel ankündigte. Beim Hereintreten der Beiden fiel mir sofort Kinkels grau gewordenes Haupt auf, sonst fand ich ihn wenig verändert. Wir begrüßten uns wie alte Freunde und er forderte mich auf, ihn bald zu besuchen. Er verschwand übrigens schnell und auch später traf ich ihn bei diesen Gesellschaften, die sich mehrere Monate hindurch allsonntäglich wiederholten, nicht wieder. Seine Arbeiten häuften sich und die weiten Wege, wie die späten Stunden dieser 81uaU anä eai-l^ pürtiW an dem einzigen freien Tage, an dem überdies noch Manches beschafft werden mußte wozu die Wochentage keine Zeit boten, wurden ihm unbequem.

Abgesehen davon fand ich ihn in bester Stimmung. Er wohnte damals nicht mehr in der Vorstadt St. Johns Wood, sondern in Paddington, grade gegenüber dem neu errichteten Bahnhof des Great Western Railway, wo er in einem geräumigen Hause gemüthlich eingerichtet war, und seine ganze Haltung machte den Eindruck, daß er sich in den neuen Verhältnissen zufrieden und glücklich fühle. Das freie großartige Leben Londons, gegenüber der öden Enge und Geftingnißluft der damaligen Zustände des europäischen Festlandes, erfüllte ihn mit einer Begeisterung, der man sonst selten bei den Flüchtlingen begegnete; das Bewußtsein, nach allen Kämpfe und Leiden auf diesem Boden durch rüstige, ausdauernde, wenngleich schwere Arbeit den festen Grund einer unabhängigen Existenz gelegt zu haben, von dem aus er der Zukunft ruhig entgegensehen durfte, liess kaum einen trüben Rückblick auf die Vergangenheit zu, wenigstens erinnere ich mich aus jener Zeit keiner Aeußerung, die in diesem Sinne charakteristisch gewesen wäre. Kinkel schien den Flüchtling abgestreift zu haben, ganz seinem Lehrerberuf und seinem Familienglück zu leben. Englisch hatte er schon viel früher gelernt, und zwar so rasch und erfolgreich, daß er bereits im Herbst 1852 im Stande gewesen war, einen Cursus von Vorlesungen über Kunstgeschichte vor einem gemischten hauptstädtischen Publikum im University College in London zu eröffnen. Diese Vorlesungen, die bis zum Mai 1853 fort dauerten, bildeten das erste glänzende Debüt seiner Lehrthätigkeit in England und hatten manche andere Anerbietungen und Anstellungen zur Folge. Als ich ihn im November 1853 in seinem Hause in Paddington besuchte, wirkte er bereits als Professor in den beiden ausgezeichnetsten Damencollegien Londons, dem Hyde Park College und dem Bedford College, in diesem als Professor der Kunstgeschichte und bald nachher auch der physikalischen Geographie, in jenem als Professor der deutschen Sprache und Literatur. Die Professur der Kunstgeschichte in Bedford College wurde besonders für ihn geschaffen, in der That war er der Erste, der diesen Gegenstand in das Programm der höheren Damenschulen in England einführte, so daß es ihm neben allen

Erinnerungen an Gottfried Rinke! ?! anderen durch den Drang der Umstände aufgezwungenen Arbeiten vergönnt war, wenigstens theilweise seine alte Verufsthiitigkeit von Neuem aufzunehmen. Ausführlicher über diese Seite von Kinkels Leben in seinem englischen Exil zu reden, ist nicht meine Absicht. Nur durch einige wenige Punkte möchte ich das schon Gesagte noch ergänzen. Zunächst, daß er mit bedeutenden, Erfolg arbeitete, was bei seinen Talenten, seiner Beredtsamkeit und Energie und der glänzenden persönlichen Liebenswürdigkeit, welche ihm besonders die Herzen der Frauen gewann, nicht zu verwundern war. Während des eisten Jahres meines Aufenthaltes in London lud er mich ein zu einer Antrittsvorlesung, mit der er den Wiederbeginn der Studien in einer Damenschule eröffnete, und der Eindruck, welchen diese Vorlesung hervorbrachte, ist mir noch in lebhafter Erinnerung. Nichts, so schien mir, konnte vortrefflicher sein, als seine Behandlung des Gegenstandes und die Art, wie er seinen Vortrag den Verhältnissen anpaßte. Seine Aussprache des Englischen ließ noch Manches zu wünschen übrig, aber Form und Styl hatte er sich schon in meilwürdigem Grade zu eigen gemacht und sein ganzes Auftreten, wie seine schöne, stattliche Erscheinung, ließen seine Erfolge im voraus ahnen. Auch blieb seine Lehrtätigkeit nicht lange auf London und dessen nächste Umgebung beschränkt. Bald erreichten ihn Einladungen von literarischen und wissenschaftlichen Instituten anderer Städte: bis nach Birmingham, Manchester Liverpool, Bradford, Newcastle und Edinburgh erstreckten sich seine Wunder vortrüge. Es war ein aufregendes, anstrengendes, mitunter ein erschöpfendes Leben, völlig verschieden von der Existenz, an welche der deutsche Professor gewöhnt gewesen war, Doch andererseits hatte dies Leben auch große Vorzüge: die Abwechselung, die freie Umherbewegung, den rasch wachsenden Erfolg, und erstaunlich war die Rüstigkeit und Frische, mit der Kinkel inmitten so vieler an seine Kraft und Zeit gemachten Ansprüche sich tummelte. Eist während der letzten Jahre seines Exils stellte eine Ermattung oder ein Ueberdruß gegen diese Art der Thätigkeit sich ein. Er fing an, sich nach einer festen Anstellung an einem bedeutenden öffentlichen Institut zu sehnen, und der Umstand, daß eine solche sich nicht für ihn finden wollte, bestimmte wesentlich den Entschluß zu seiner Rückkehr auf das Festland, als ihn, von dort Anerbietungen gemacht wurden. Nicht lange vorher hatte er einen Beweis von jener Unabhängigkeit und Entschiedenheit des Charakters abgelegt, die er bei dem geschmeidigen Anpassen an die englischen Verhältnisse nie verleugnete. Er bewarb sich um die Professur der deutsche» Sprache und Literatur <m einer der bedeutendsten öffentlichen Lehranstalten Londons und war schon so gut wie gewählt, als der Wahlkörper der Anstalt — einer Anstalt, die sich auf ihre Vereinigung von Religion und Wissenschaft etwas zu gute thut - von irgend einer Seite auf Kinkels antitheologische Antecedentien aufmerksam gemacht wurde. In Folge dieses Winks erging an ihn die Frage, ob er bereit sei, als Professor auch die mit der Anstalt verbundene Kirche zu besuchen. Diese Zumuthung lehnte Kinkel ohne weitere Umschweife ab und verlor dadurch die fast schon gewonnene Professur.

22 Friedrich Schlegel's Haus in London».

So erfolgreich er in seiner Berufstätigkeit war, so glücklich war er in seinem Familienleben. Von diesem Glück war ich ein häufiger Zeuge, denn wir besuchten einander oft und es waren schöne, harmonisch gestimmte Stunden, welche uns in diesem Verkehr dahin flössen. Johanna Kinkel erhöhte den Genuß dieser Stunden durch ihr meisterhaftes Clavierspiel und die Kinder, die in dem Exil frisch heranwuchsen, nahmen meist heitern Antheil daran. Aus den ersten Zeiten meines Aufenthalts in London ist mir noch besonders ein Abend erinnerlich, als die vier Kinder Kinkels unter der Leitung der Mutter eine von dieser neu componirte humoristische Cantate, „L'uy LaKsr »nd tlio M<!s", mit jugendlicher Laune vortrugen — ein reizendes kleines Concert, unvergeßlich als Symbol des neu erblühten Familienglücks. Ein frischer Reiz wurde diesem Verkehr hinzugefügt, als im Sommer 1855 Karl Schurz mit seiner Frau zu einem längeren Besuch nach London kam. Wir sahen uns nun abwechselnd in den verschiedenen Häusern und Vieles wurde aus Vergangenheit und Gegenwart besprochen, manche alte Erinnerungen erneuert, Ansichten über die Zukunft von europäischen und amerikanischen Gesichtspunkten ausgetauscht. Es war interessant, die beiden durch so merkwürdige Schicksale eng verbundenen Freunde zusammen zu sehen. Verschieden wie sie waren, in Alter und Temperament, wichen auch ihre Anschauungen in manchen Dingen von einander ab, aber sie verkehrten mit einander wie Waffenbrüder und Schicksalsgenossen, die sich gegenseitig kennen gelernt und erprobt hatten. Oefter, wenn auf rheinische Erinnerungen die Rede kam, fiel Kinkel in den alten gemüthlichen Volksdialekt und zum Theil in diesem Dialekt hielt er Schurz und mir, seinen alten Schülern in der Kunstgeschichte, auch einmal am Schlusse eines äußerst vergnügten Abends eine kleine Vorlesung, — über die Schönheiten von Rubens, (eines immer sehr von ihm bewunderten Künstlers.) die meinen heitersten Erinnerungen aus jenen Tagen zuzählt. Sonntags, bei schönem Wetter, unternahmen wir öfters gemeinsame Ausflüge in die Umgegend von London. So nach dem Krystallpallast in Sydenham, der uns, während das allgemeine Publikum ausgeschlossen war, durch die Gefälligkeit eines mit Kinkel befreundeten Directors geöffnet wurde — oder nach Hampton Court mit seinen Kunstschätzen und dem umgebenden herrlichen Bushey-Park. Kinkel war bei diesen Veranlassungen immer die Seele der geselligen Heiterkeit. Der Gedanke an die Arbeitslast war abgeschüttelt, die Gunst der Stunde, der Genuß des Augenblicks und seiner Freiheit herrschte. Ich sehe ihn noch, mit welchem Behagen er uns in das Äaxs, das grüne Labyrinth dichter hoher Hecken im Garten von Hampton Court, führte, sich an unserer Verlegenheit, den Ausgang zu finden, ergötzte, und dann das Geheimniß des Ariadnefadens in diesem modernen Wirrsal verrieth. Später wanderten wir in den Theil des Parks wo die Heerden zahmen Roth« und Falbwilds weiden, lagerten unter hohen Bäumen auf dem üppigen Rasen und erfreuten uns beim Glase Wein der frischen Luft, des Spiels der Lichte und Schatten, der duftigen Ferne und der feinen Sommerwolken, die hoch zu Häupten dahinzogen.

Erinnerungen an Gottfried Kinkel. ?!

In dieses glückliche Leben machte der jähe Tod von Kinkels Frau im Nov. 1858 einen tiefen Riß. Kinkel raffte seine ganze Manneskraft gegen diesen furchtbaren Schicksalsschlag zusammen. Ich hörte ihn auf dem Kirchhof in Woting der Dahingeschiedenen mit fester Stimme selbst die Grabrede halten, während Freiligrath den Lorbeerkranz auf ihren Sarg legte; aber er durchlebte eine schreckliche, verzweiflungsvolle Zeit. Um sich von dem niederdrückenden Gefühl des unersetzlichen Verlustes und der Lebensleere zu erretten, fügte er der schon erdrückenden Arbeitslast noch eine neue hinzu, indem er zu Anfang des Jahres 1859 den „Hermann“, eine deutsche politische Wochenzeitung, begründete. Das Unternehmen hatte Erfolg, größeren Erfolg als irgend ein anderes ähnliches Unternehmen der Deutschen in London. Aber Kinkel hatte sich zu viel zuge»
muthct.

„Das geitungsunternehmen“, schrieb er seiner Freundin im Juni 1859.

geht gut fort — und viel guter Wille kommt mir entgegen; aber das zu der andern Arbrit war doch zu viel. Ick bin so müde, so müde, Sie glauben es nicht. Ich wollte mich aus dem zerschmelzenden, miserabeln Schmerz erlösen durch eine neue Arbeit, ein frisches Interesse; ich besorge, die Cur ist böser als das Nebel. Sonst leben wir und erwerben auch unser Nrod. Das ist die Lage — aus solcher Lage heraus kann man nicht correspondiren. Ich beiße die Zähne zusammen und lebe drauf los. Der Mühe werlh ist's nicht."

Gegen das Ende der Saison war er ernstlich leidend und mußte die Redaction des „Hermann“ andern Händen übergeben. Zur Erholung ging er in den Ferien nach dem Seebade Llandudno in Wales. Von dort schrieb er am 29 August:

„Wollte ich leben, so muhte die Redaction des „Hermann“ über Nord geworfen weiden — ich that es also. Das Uebel war natürlich nur vom Gehirn, und von der tödtlichen Erschöpfung des Gehirns aus war das Rückgrat afficirt. Da« mar Alle« und mit der Schonung des Gehirns war auch das Andre sofort abgethan. Meinen Tvotz verlor ich nicht. Als ich sechs Tage hier gewesen und der Gcdanlenlasten wieder in Ordnung war, beschloß ich kurzweg zu wissen, ob ich mich noch auf den Stahl in mir verlassen tonnte. Dieses Llandudno liegt an einer Bai, von zwei hohen Felsencaps eingeschlossen, dem Great Ormc's Head und dem Little Ormc's Head. Die Spitzen sind drei englische Meilen von einander. Am letzten Donnerstag bin ich Mittags quer über die Bai vom einen Cap um's andre geschwommen. Es kostete eine Stunde und fünfzig Minuten. Es hat das hier noch Niemand gcthan und man hat es vor- und nachher für eine Unmöglichkeit erklärt. Ich würde, d» ich noch nicht erschöpft war, es diesen Sommer unternehmen, über die Dardanclicnstraße zu schwimmen, was über fünf Meilen fein soll. So viel über die Gesundheit, und da seit letztem November mir Alles in der Welt so ziemlich glcichgiltig ist, so »erde ich wohl auch in London nicht mehr mich krank arbeiten. Vom Gemiith ist's besser nicht zu reden. Meine Pflicht und Schuldigkeit habe ich bisher ja noch immer zu leisten vermocht und hoffe es ferner zu thun."

Hierauf sah ich Kinkel zunächst wieder in demComitö. das imOctober 1859 zur Vorbereitung der Schillerfeier in London zusammentrat. Er schien mir heiterer und frischer als seit langer Zeit und nahm an den Verhandlungen lebhaften Nntheil. Die Schillerfeier bezeichnete, wie in Deutschland so auch unter den Deutschen in England, das erste Wiedereiw,,chen eines nationalen

4 Friedrich! ^aus in lc>nt>!?!,

Sinnes »ach den zersplitternden Partitämpfen, der niederdrückenden Reaction der vorhergehenden Jahre. Deutsche aller Parteien und aller Stände fanden sich vereinigt in dem Festgefühl dieser im höchsten Sinne nationalen Feier unseres großen Dichters, die in den weiten, kunstgeschmückten Hallen des Krystallpalastes einen würdigen Schauplatz hatte. Freiligrath dichtete die Festcantate, Kinkel hielt die Festrede, Blind veröffentlichte eine Festschrift, ein deutscher Musiker lieferte die Compositionen, die von deutschen Gesangsvereinen gesungen, ein deutscher Bildhauer die Kolossalbüste Schillers, die während der Festrede enthüllt wurde. Nicht lange nachher lud Kinkel uns zu einer kleinen Gesellschaft ein, bei der außer uns Beta, Deutsch, Luch und Nodenberg zugegen waren. Im Laufe des Abends kündigt er uns seine Verlobung an und stellte uns seine Braut vor. Bald darauf folgte seine Perheirathung und sein Leben im Exil erschien seitdem um so mehr wieder in hellerer Beleuchtung, als auch die bei der Schillerfeier cmfgedämmerten Hoffnungen nicht ganz ohne Erfüllung blieben. Kinkel war nicht starrer Parteimann genug, um sich dem Mitgefühl für das damals in Deutschland wieder erwachende freiere öffentliche Leben zu verschließen. Er gab diesem Gefühl gelegentlich im „Hermann" Ausdruck und begründete zu Ende des Jahres 1860 einen deutschen Nationalverein in London, dessen Programm in allen Hauptpunkten dasselbe war wie das des gleichnamigen Vereins in Deutschland. Als Präsident jenes Vereins leitete er dann die Discussion politischer Fragen, besonders der mit der nationalen Entwicklung Deutschlands zusammenhängenden, bis er in die Schweiz übersiedelte. Merkwürdig war in den Anfängen dieser Thätigkeit sein Streit mit Lothar Bucher. Bucher, gründlich verbittert durch sein einsames Exil, zerfallen mit sich selbst und der Welt, hielt damals vor den Deutschen in der Londoner Vorstadt Camberwell Vorträge, welche den Zweck hatten, gegen die Ansprüche Preußens auf die Oberherrschaft in Deutschland die Ansprüche Oesterreichs zu befürworten. Ich traf Kinkel eines Abends dort und das aufgeregte Interesse, die kopfschüttelnde ironisch lächelnde Opposition, womit er der geistvollen, aber uns nicht überzeugenden Rede Vuchers folgte, waren äußerst charakteristisch. Er griff Bucher« im Nationalverein und im „Hermann" an und es entspann sich ein Streit, der vorläufig ohne weiteres Resultat blieb, aber von eigenthümlichem Interesse ist, wenn man die späteren Schicksale beider Männer bedenkt. Eine andere spätere Erinnerung aus dieser zweiten politischen Periode in Kinkels Exil ist ein Besuch, den ich zu Ende Juni 1866 von ihm empfing. Die frühesten Siegesnachrichten des beginnenden preußisch-österreichischen Krieges, die Nachrichten von der Eroberung Sachsens und Hannovers und dem Vordringen durch die böhmischen Bergpässe waren eben eingetroffen. Ich meinerseits schwankte «och in meinem Gefühl über diese Begebenheiten, aber Kinkel war voll froher Erregung. Der Sieg Preußens schien ihm so gut wie entschieden und ebenso klar schien er sich über die Folgen, welche dieser Krieg für Deutschland nach sich ziehen müsse. Er war in seinem politischen Gefühl

Erinnerungen an Gottfried Kinkel. 75

zu dem Zeitpunkte zurückgekehrt, als er «in Jahre 1849 für die bedrohte Reichsverfassung die Waffen ergriff und erwartete offenbar von diesem neuen Aufschwung die beginnende Erfüllung der Hoffnungen, welche damals so bitter enttäuscht wurden.

Neben seiner politischen Thätigkeit ruhte auch die literarische nicht. Im Jahre 1864 entstand besonders durch seine Anregung der deutsche „Verein für Wissenschaft und Kunst“ in London, und so lange er in England war, leitete er diesen Verein als Vorsitzender. Unter den dort von ihm gehaltenen Vorträgen erwähne ich beispielsweise den über „Stonehenge“, der später in seinem Werke „Mosaik zur Kunstgeschichte“ abgedruckt wurde. Auch an anderen Vereinsstätten des deutschen Lebens in London sah man Kinkel öfter erscheinen, so besonders in der deutschen Turnhalle. Allein sein Aufenthalt im Exil neigte sich seinem Ende zu. Schon vor dem Ausbruch des preußisch-österreichischen Krieges, im Mai 1866, verlautete, daß er einen Ruf als Professor der Kunstgeschichte an das Eidgenössische Polytechnikum in Zürich erhalten und angenommen habe. Zu Ende September desselben Jahres fand in dem großen Saale des Whittington Clubs in London ein Abschiedsmahl statt, bei dem ihm von Seiten seiner deutsch-englischen Freunde ein werthvolles Gastgeschenk überreicht und Lebewohl gesagt wurde. Etwa 5—600 Männer und Frauen waren unter dem Vorsitz des Kr. Siemens bei dieser Gelegenheit versammelt. Es war das letztem«, daß ich Kinkel sah und reden hörte.

Aus Zürich schrieb er mir noch öfter, zuletzt im Jahre 1875, bei Uebersendung seiner „Mosaik zur Kunstgeschichte“. Abgesehen von diesen Lebenszeichen, liegt jedoch jene letzte Epoche seines Lebens außerhalb des Kreises meiner persönlichen Erinnerungen, von denen hier allein die Rede sein sollte. Ich schließe daher hier, indem ich dem Mitgetheilten nur noch den Ausdruck der Befriedigung hinzufüge, daß es dem dahingeshiedenen Freunde vergönnt war, sein kämpf- und sturmvolles Leben mit einem so vollen schönen Accord harmonischer Weltanschauung zu schließen, wie dem, welcher dem Leser aus seiner vor Kurzem veröffentlichten letzten Dichtung „Tanagra“ entgegönt.

Musik und Staatswissenschaft.

von

Lorenz von Stein.

— Wien, —

Musik der allen Zeit,
diejenige Ding?, denken wir, sind in sich reich, welche die
Fähigkeit haben, wenn sie in ein ihnen scheinbar fremdes Gebiet
hineinzuwandern, dasselbe zu bleiben was sie an sich sind, und doch
neue Gestalten anzunehmen,
hat nie ein Volk ohne Musik, und wenig Völker ohne Liebe und
Verehrung für sie gegeben. Merkwürdig nur, daß das Volk, welches unter
allen am meisten der Musik froh und ihrer unter allen am meisten mächtig
ist, das deutsche, gerade auf dem Gebiete über die Musik nicht nachsinnt,
wo es sonst am meisten zu denken und am wenigsten zu thun berufen er-
scheint, auf dem Gebiete des Staatslebens. Und doch verehrt es die Griechen
und Römer; freilich sehr oft nur in seiner philologischen Weise. Und die
Griechen hatten die Musik in ihrer ganzen Staatsverfassung aufgenommen
und mit ihrer ganzen öffentlichen Bildung innig verwoben; unter den
Römern hat uns Volthius in fünf Büchern die ganze Tonlehre der Griechen
erhalten; die ganze Christenheit beginnt schon mit dem heiligen Ambrosius
und Nasilus die Musik für ein wesentliches Element des Gottesdienstes zu
erklären, und Gregorius Magnus schrieb für das kirchliche Rituale schon im
sechsten Jahrhundert sein Antiphonarium; Karl der Große ließ die Sänger
aus Italien kommen, um den Kirchengesang bei dem Germanen einzuführen.

Musik und Stilwissenschaft, '??

der freilich, wie er selber meinte, aus deutschen Kehlen ungefähr so klinge, wie „wenn ein Wagen über einen Knitteldamm fährt“ — ein Motiv, das Wagner noch immer nicht ausgebeutet hat; die Deutschen selbst aber sangen ihre Lieder in eigener Weise unter Waffentanz und Schwerterklang, wie das alte Dithmarfer Lied, nachdem die freien Bauern der Westküste Schleswig-Holsteins den dänischen König Johann und seinen Feldherrn, den ungefügigen Recken, den Junker Slanz, geschlagen hatten, und der Letztere von der Faust eines freien Bauernsohnes gefallen war, wenn die stolzen Bauerngemeinden zum Landesfeste zusammenkamen, und sich ihrer Thaten rühmten; wie uns Neocorus erzählt, den Dahlmann übersetzt und den die gelehrte Welt ziemlich vergessen hat:

„Wer hat den stolzen Junker Slanz erschlagen?

Das hat der lange Nymer von Rymersboif gechan,

Mit seinem langen, blonden, krausen haar.“

Und es mochte trotz alles Mangels an der edlen Musita wohl die deutschen Herzen mit Stolz erfüllen, wenn das Lied ertönte und wie bei den Helenen in ihrer Lampadarchie der Fackeltanz mit Schwerterklang den Sieg der Heimath feierte. Und hat nicht in allen Theilen Deutschlands das Lied den Kampf begleitet und die Musik den Marsch der Bataillone geführt, bis sich die Melodie mit dem Andenken an Schlachten und Siege verband, und die Heeresmusiker den Dessauer, den Prinz Eugen-, den Laudoner Marsch bliesen und trompeteten, und in unserem Jahrhundert auf den Flügeln der Töne die wiedererwachte deutsche Kraft „zum Rhein und über'n Rhein“ hinaus stürmte? Und alles das soll nichts sein als „Musik“? Ist es aber Musik und daneben doch noch etwas Anderes, was ist dann noch die Musik, und was ist jenes andere Etwas, das wir zuletzt zwar nur zu oft ohne Harmonie, aber nie ganz ohne feine Musit denken können? Ist es denn, wenn der Deutsche seiner Musik froh und ihres unvergleichlichen Reichthums stolz ist, wenn er mit ihren Klängen seine edelsten Augenblicke umgiebt, wenn er den Marsch der Regimenter, wie die Feier des Gottesdienstes und des Volksfestes mit ihrem Rhythmus begleitet und die einfache Melodie zur großen historischen Tradition wird, wirklich gar so weit von der Musit zum Stilgedanken?

Nun würde es gewiß keine undankbare Aufgabe sein, hier zu untersuchen, was denn eigentlich Musik ist; aber es ist eben so gewiß sehr zweifelhaft, ob wir sie zu lösen im Stande wären. Und doch muß man, wenn man einmal Musik und Staatswissenschaft zusammenstellt, wenigstens das von der Musit wissen, woran, so weit wir sehen, bisher noch gar wenig Musiker gedacht haben, weder Ambros, der die Geschichte der Harmonie, noch Niehl, der die Geschichte der Italiener, noch O. Jahn, der Beethoven so tresslich behandelt. Nämlich daß das, was wir Alle im gewöhnlichen Leben Musit nennen, erstlich auf einem Instrumente gemacht wird, und zweitens die — ja nicht bloß dem musitalischen Genius — so verständliche Eigenschaft hat,

?8 - Lorenz von Stein in Wien.

daß sie immer viel Geld kostet, und zuweilen etwas einbringt, und daß man sie sich recht oft darum etwas kosten läßt, weil sie auch vermag etwas einzudringen. Es ist das zwar sehr trivial, aber Niemand, auch die Kunst nicht, ist ein großer Mann vor seinem Kammerdiener. Und wären jene leidigen Factoren nur noch bloß die Kammerdiener jener Musik! Sie sind da, beide gegenwärtig; sind sie etwas Anderes, oder sind sie gar mehr für die Musik als ihre Diener und „treue Gesellen“? Vielleicht daß wir es gleich sehen; aber es ist gewiß, daß wir Alles, was der Mittel zur Thätigkeit bedarf, eine Arbeit, das was etwas kostet und daher etwas werth wird, ein Gut, und die Wissenschaft von Arbeit und Gut die Nationalökonomie nennen. Ist es also so ganz „aus der Welt“ auf einmal. Musik und Nationalökonomie zusammenzufassen? Adam Smith erklärte, daß Flötenblasen kein Gut sei; der Mann hatte offenbar ein Bewußtsein wie ein Baumwollenbaron, denn es fiel ihm dabei nicht ein, daß das Hören und nicht das Blasen Geld kostet, und daß daher das Hören eine Verschwendung und das Blasen ein vollwirthschaftlicher Parasit sein könne, Herbart nannte die Musik ein „angenehmes Geräusch“; der scharf beobachtende Philosoph wohnte wahrscheinlich nicht unmittelbar über einer Coloratur-Sängerin, wie der melancholische Schreiber dieser Zeilen; andere, namentlich die Poeten, reden von der Musik des säuselnden Haines oder des rollenden Donners; vielleicht haben sie auch hier auf Alles ein Recht, was sie in ihrem Bilde gebrauchen können. Noch viele Andere denken bei der Musik allerdings an sehr praktische nationalökonomische Themata, die sich für Directoren und Sänger zu ganzen Fugen und allerlei Variationen entwickeln. Vieles Andre ließe sich betrachten; wir fügen nur noch das hinzu, daß, wenn der Musiker von der Musik zur Nationalökonomie kommen kann, wir unsererseits es nicht zu vermeiden wissen, von der Nationalökonomie zur Musik zu gelangen; wenn nicht anders, so schon deshalb, weil die Disharmonie hier für den Musiker nicht immer bloß im Unmusikalischen liegt. Allein vielleicht wird man uns mit gutem Recht sagen, daß dann jene Disharmonie eben in etwas Anderem besteht und daher die Musik nichts angeht. O, der glückliche Platoniker, der es vermag, das Bedürfnis: des Musikers von der Musik zu trennen! Gleichviel — einen ersten, kleinen Schritt zur Musik und Staatswissenschaft hätten wir gethan. Ein Stück praktischen Bodens für diesen Gedanken wäre in sehr naher Aussicht; Gage, Honorar, Stundengeben, Engagement, Agenten. Kasse, gefülltes Haus — sie steigen hinauf, sie steigen nieder, die goldenen Eimer; aber ist das Alles „Staatswissenschaft“? Denn Musik ist es gewiß nicht. Also dürfen wir schon ernstere Töne anschlagen. Seitdem wir die neuere Physiologie trennen, giebt es auch mit und ohne Darwin und Du Bois-Reymond eine Thatsache, die eigentlich recht ernst ist. Wir haben mit den Augen hören gelernt. Diese unpoetischen Mikroskope haben uns gezeigt, was ein Ton und was eine Harmonie ist. Wenn

Musik und Staatswissenschaft. 79

Noethius in seinem mit so viel Gelehrsamkeit geschriebenen und mit so viel Unrecht vergessenen Büchern vs mu»i<H nach griechischen Mustern schon 456 n. Eh. sagt: Vox «8t aer illtus, «onsn pores^tibilil!, so haben wir etwas geleistet, was jene Zeit nicht vermochte; wir haben eine Bewegung der Luft gemessen, und tonnen sagen, daß der Ton die gemessen? Luftschwingung ist, während das „Geräusch“ des Göttinger Philosophen nichts ist, als diejenige Bewegung der Luft, welche sich dem sichtbaren Maße entzieht. Wir tonnen uns ferner mit aller Bestimmtheit sagen, daß der Einfluß der Musik einfach darauf beruht, daß sich die Luftschwingungen unserem ganzen körperlichen Organismus mittheilen, und daß dadurch zuerst das entsteht, was wir den Tatt nennen, indem die bestimmt? Ordnung jener Luftschwingungen sich in unserer B?w?gung Geltung verschafft, und die Harmonie schließlich nichts anderes ist, als das Zusammenfallen der Tonschwingung mit der Schwingung Imseres — sagen wir Nervensystems, so daß die Amöben, die neben den Blutlugelchen in uns etwa im Verhältniß von 1 zu 100 herumgetrieben weiden, jenes Gefühl des Unbehagens, das in der Disharmonie liegt, in ihrem unwilligen Widerstreben gegen den Ton, der sie in feiner Bewegung hin und her zerrt, auch unserm Gehirn und von da aus eventuell dem Magen mittheilen. Es ist eine eigene Sache um diese Naturwissenschaft, deren tiefstes Wesen darin besteht, daß sie nie ein Ding als Ganzes anerkennt, sondern es erst dann begreift, wenn sie es in seine letzten Bestandtheile auflöst; sie hat die gewaltige Aufgabe, die Wissenschaft des noch nicht oder nicht mehr Leb?ndig?n zu sein; sie hat mit Helmholtz statt des Sehens uns das Auge — sehen gelehrt, und mit Curti in» Ohre das Nervenclavier entdeckt, dessen Tasten der 2er iews des Bosthius trifft, um uns Töne empfinden zu lassen. Wir wissen jetzt, daß der Ton für den Naturkundigen fei» höchstes Interesse dadurch entfaltet, daß er ein Ton ist, der berechnet und gesehen wird ohne gehört zu werden, daß er aber, wenn er gehört wird, eben wieder lein Ton mehr, sondern nur noch die Ursache seines Gehörtwerdens ist. Wir bewundern diese unzweifelhaften Wahrheit?«, di? ihr wissenschaftliches Wesen auch in unserem Gegenstand dadurch manifestiren, daß sie den einen Sinn durch den anderen erklären; aber wo ist die Musik geblieben? Ja, es giebt nicht blos eine Nationalökonomie, sondern jetzt auch eine Naturwissenschaft der Musik, und ganz nahe bei ihr liegt die Naturwissenschaft der musikalischen Instrumente, da wir wissen, daß. ich selber ich weiß nicht wie, die Tonwellen je nach der Substanz schärfere Spitzen oder weichere haben; und das ist gut zu wissen trotz Mozart und Beethoven. Aber, und unsere Frage ist wieder die alte: ist das alles „Staatswissenschaft“? Denn Musik ist es gewiß nicht.

Wir müssen also, um von dem Preis und den Kosten der Töne und von ihrer physikalisch-anatomischen Natur zu ihrer Musik zu gelangen, einen Schritt weiter gehen.

Dabei werden wir uns aber nicht in philosophische Fragen einlassen.

Nord und Slid, XXV, 73. ü

8V torenz von 2tein in Wien.

Eine gute Musik wird gemacht, und zwar liegt es in ihrer Natur, daß sie für Andere gemacht wird. Das heißt, in der Mitte der Andern; das heißt in der Gemeinschaft der Menschen. Insofern ich sie denle als etwas, was nur für den Einzelnen da ist, nenne ich sie je nach ihrem Inhalt und ihrem Reichthum ein Lied, eine Melodie, eine Harmonie; aber Musil entsteht erst da, wo die Gemeinschaft das Leben der Töne in sich aufnimmt. Die Gleichartigkeit der Tonfchwingung erzeugt die Gleichartigkeit der Bewegung in dieser Gemeinschaft der Hörer; millionenfach wiederholt in Allen, wird sie für jeden Einzelnen eine Macht; diefe Macht erfaßt zuletzt den ganzen Menschen und reißt ihn fort; sie zeigt ihm eine Welt, die außer ihm liegt; sie zeigt ihm eine Harmonie, die unwiderstehlich ist. weil sie weder Frage noch Zweifel zuläßt; sie wird dadurch zum Ausdruck dessen, was sie selbst erzeugt, die Erhebung des Individuellen zu einer gemeinsamen Empfindung; so wird das Bedürfnis; nach der Gemeinsamkeit und Gleichartigkeit des Gefühls zum Bedürfnis nach Musik, und so geschieht es, daß keine Art des Gesamtlebens, so lange es eine Gemeinschaft der Menschen gegeben hat, je der Musik hat entbehren können. Aus der Thatsache dies« Gemeinschaft aber löst sich allmählich der Gedanke heraus, der sie in ihrer persönlichen Gestalt den Staat nennt. Der Staat kann tausend Formen und tausend Bewegungen haben; aber immer hat er in allen Gestalten in denen er als Gemeinschaft erscheint, Anlässe und Augenblicke, in welchen er ein einheitliches Gefühl zum Ausdruck bringt. Und wo er das in der Welt der Töne thut, erzeugt er Musik, sei es bei seinen Festen, sei es bei seinen Kämpfen, sei es bei seiner Trauer. Musik ist der Ton, der für die Gemeinschaft erzeugt wird und die Empfindung der Gemeinschaft ausdrückt. Und hier, glauben wir, beginnt ein Stück Wissenschaft der Musik, dessen Umriss nicht gerade Jeder zu «erfolgen Anlaß nimmt.

Ist die Musik die Tonwelt für das Leben der Gemeinschaft, so wird sie nicht aus sich selbst entspringen, sondern sie wird von der Natur und dem Zustande eben derselben Gemeinschaft bedingt, bestimmt, ja geschaffen, welche ihrer bedurft hat. Ich kann mir denken, daß das Individuum dieses Bedürfnis auch individuell hat, und ebenso auch individuell Musil macht; ich kann mir denken, daß diese seine Musik der Gesamttempfindung entspricht, oder daß sie nicht entspricht. Allein eine Musil, welche Niemand hören will, ist eben eine unmögliche. Die Musik ist entweder für Alle da oder für Niemanden. Nun aber ist eben jene Gemeinfchaft der Menschen nicht die gleiche. Sie ist als solche in ewigem Weiden und Wechseln begriffen. Sie hat etwas, was wir ihre Geschichte nennen. Ist das der Fall, so kann auch die Musik, der sie bedarf, nicht die gleiche sein. Sie wird stets als eine verschiedene auftreten. Aber diese ihre Verschiedenheit wird eben dadurch, daß sie selbst dem Leben als Gemeinschaft unmittel» bar angehört, nicht als eine zufällige erscheinen. Sie wird den Wechsel und das Werden der Geschichte der Völker begleiten; und indem sie das

Musik und staatswissenschaft, 81.

thut, wird sie in allen ihren Formen und Ausstattungen wieder von den Entwicklungsstadien dieser Geschichte bedingt werden; sie wird durch das beherrscht werden, was sie selber erzeugt; sie wird, und zwar nicht mehr als Ton der Melodie oder Harmonie und nicht mehr als Composition oder Instrumentirung, sondern sie wird als immanenter Theil des Gesamt- lebens ihre Geschichte haben, und diese Geschichte wird dann ein Theil der Weltgeschichte sein. In dem Augenblick aber, wo ich dieselbe in diesem Sinne verstehe, ändert sie ihren Charakter. Aus einem scheinbar ursprünglichen Erguß des Harmonischen in uns wird sie zu einer Consequenz der Ursachen, die, im Leben der Gemeinschaft liegend, die Harmonie zur Musik machen; sie hat ihren Ursprung in etwas, was nicht mehr bloß sie selber, sondern eine Wirkung, die nicht mehr bloß eine harmonische ist. Die Harmonie indem sie Musik wird, fällt jetzt in das Gebiet der Causalität; und indem sie das thut, giebt es eine Wissenschaft der Musik neben der der Töne und der Harmonie. Darf ich jetzt einen Augenblick das fast unendliche Gebiet beschreiten, das sich uns hier öffnet?

Wenn jene Verschiedenheit des Staatslebens die Verschiedenheit der Musik erzeugt, so wird der Grund der Verschiedenheit des ersteren der Grund und damit die Erklärung der Verschiedenheit der zweiten und mithin die Basis ihrer Geschichte enthalten?

Der Grund der ersten nun faßt sich, nach dem gegenwärtigen Stadium aller Staatswissenschaft, in einen Gedanken zusammen. Der Staat ist eine in allem Wesentlichen sich ewig gleiche Persönlichkeit; ihre organischen Elemente sind ewig dieselben. Allein das was aus diesem persönlichen Organismus die staatliche Individualität macht, ist die jedesmalige Ordnung der Gesellschaft. Die Ordnung der Gesellschaft ist im Unterschiede von der Staatsordnung die Ordnung der Ungleichen. Diese Ungleichheit hat zu ihrer Grundlage die Verschiedenheit in Ort und Maß der Güter. Nicht der Staat, wohl aber jede Verfassung und Verwaltung des Staats, jede Bewegung innerhalb desselben, jede Empfindung und jeder Streit, jede Ordnung feiner Kräfte und jede Verbindung des Einzelnen mit der Einheit empfängt Gestalt und Gewalt durch die gesellschaftliche Ordnung. Die wahre innere Geschichte jedes Staats ist daher die Geschichte seiner Gesellschaft; ihre Grundlage bleibt die Vertheilung der Güter. Mit tausend anderen Dingen gehört nun die Musik im wissenschaftlichen Sinne des Wortes dem Staat, also der Gesellschaft; also ist es diese gesellschaftliche Ordnung, welche das Bedingende und Erzeugende für diese Musik ist; also gibt es keine Geschichte der Musik ohne die Geschichte der Gesellschaft, und wenn die Harmonie an sich eben so zusammenhängt mit der menschlichen Gesellschaft wie der Begriff des Grundbesitzes oder des Geld-Capitals an sich, so ist eine Wissenschaft der Musik undenkbar ohne eine Vorkenntniß der Elemente der Gesellschaftslehre, der Vertheilung und Ordnung der wirthschaftlichen und geistigen Güter in der Gemeinschaft.

6'

k2 — loienz vo» 2tein in Wien,

Man sagt nun mit gutem Recht, daß die Illustrationen in der Zeit» literatur die Gewalt haben über den Text. Gewiß haben sie es mit Recht da, wo man wenig Zeit hat, den letzteren zu lesen. Wir unsrerseits müssen an dieser Stelle darauf verzichten, für das, was wir sagen, unseie Leser um Zeit zum Nachsinnen zu bitten. Wir begnügen uns daher Bilder statt einer pragmatischen Wissenschaft zu geben. Es wird aber eine Zeit kommen, wo man auch von der Musik anerkennen wird, daß man sie eben so wenig begreifen tan», so lange ich blos in der Musik selbst bin, als ich ein Haus kennen lerne, so lange ich nicht aus demselben heraustrete. Möge man uns daher nur einen Schritt vor das Portal einer künftigen Staatswissenschaft der Musik folgen.

Wir unterscheiden drei große Grundformen der menschlichen Gesellschaft. Die erste beruht auf der Herrschaft und Vertheilung des Grundbesitzes und heißt die Geschlechter-Ordnung; die zweite beruht auf der Herrschaft und Vertheilung der Lebensberufe. und heißt die ständische Gesellschaft; die dritte beruht auf der Herrschaft und Vertheilung des Capitels, und heißt die industrielle oder staatsbürgerliche Gesellschaft. Niese drei Ordnungen folge» einander, vermengen sich, kreuzen sich, sind nie ganz rein vorhanden, aber sie sind die Grundlagen der ganzen innrcrn Geschichte der Menschheit. Und darum fängt erst bei ihnen auch die Geschichte der Musik an, eine Wissen« schaft zu weiden.

Die Geschlechter-Ordnung hat zu ihrer Grundlage den landwirthschaftlichen Betrieb; der landwirthschaftliche Betrieb hat seine Ordnung, mit ihr seine Feste; mit dem Grundbesitz der Stammesgrnossen seine Einheit, seine Gränze, seine Massen und seine Kämpfe nach Außen. Seine erste Form ist die Gemeinschaft in allen diesen Dingen, weil alle Geschlechter-Ordnung mit der Gemeinschaft des Besitzes beginnt. Aber sie erscheint in zwei Dingen, dem Gottesdienst und dem Waffendienst. Daher ist alle Musik der Geschlechter-Ordnung entweder eine Musik des gemeinschaftlichen Gottesdienstes der Verehrung des bestimmten Landes für seine Götter, und darum stets ein Gesang — das ist ein Landesgesang, Chor — von x<ü/>7j, das Land. Der gottesdienstliche Gesang ist historisch stets die erste Musik. Im Namen des Gottes kämpfen dann die Geschlechter mit dem Feinde; so wird aus dem Tempelchor der Kriegschor. Nach dem Rhythmus des Liedes marschiren die ersten Bataillone; die menschliche Stimme ist so lange die einzige Musik, als es noch Gütergemeinschaft giebt. Aber die menschliche Stimme kann ihren Dienst versagen: das Bedürfnis; nach Musik bleibt dauernd. Jetzt beginnt der Mensch die Function der elfteren auf das Instrument zu übertragen; die drei laiidwirthschaftlichen Instrumente entstehen: die Flöte, aus dem Rohr geschnitten, die Leier aus der Saite, das Hörn dem Stier entnommen. Ist das Instrument aber da, so kann es nicht zugleich als Waffe dienen. Die Musik scheidet sich vom Kampfe; der Musiker entsteht; die Musik empfängt ihren Werth, mit ihm

ihren Stand; der Negimentspfcifer der Lykurgischen Verfassung, der Flöten» bläscr bekommt seine wichtige Function; der Tonfall der Musik wird zum Schiittfall des Wehrmannes. Die Phalanx ist ohne Musik nicht mehr möglich. Mit allem Tiefem ist die Musik eine öffentliche Angelegenheit geworden; wer nicht Musik versteht, kann nicht marfchiren; der Feldzug macht die Musik zu einem Theile der öffentlichen Bildung; sie empfängt damit ihre gesellige Stellung; während die jungen Krieger den Marschrhthmus in den Palästren Athens singen mit den traditionellen Schlachtliedern die noch Aristophcmes kennt, und die in ernstem Tone gesungen werden als die NationalhymnedcrStadt: bald „Pallas, dicStädtebegründcrin" — bald „fernhin tönende Leier" — geht beim Symposium diese Leier von Hand zu Hand; Jeder singtseinLied imRundgesange: bald entsteht der Kampfzwifchen ihr und der Flöte, und diese wird besiegt; aber der Chor dauert fort; die festlichen Aufzüge mit den singenden Kindern ziehen durch die Stadt, und die Männer singen den Chor im Schauspiele, der Feier der Volkssiege. Was die Musik damals gewesen, wissen wir nicht; was sie bedeutet, sehen wir. Es sind die ältesten, streng von den Phratoren bewachten Alodgcschlechter des hellenischen Bauern» stummes, welche im Chorus ihre Volksmusik machen. Kein Unfreier darf Theil nehmen, an ihm so wenig als an den Waffen; erst Hellas ist die erste Heimath des Chores, weil es die erste Heimath des freien Geschlechter» besitzes ist. Der ganze Orient kennt leinen Chorgesang, er hat keine Musik, denn es giebt leine Musik ohne ein freies Volt.

Als sich aber nun die Stadt vom Grundbesitz loslöst und der Bürger, von den Geschäften in Anspruch genommen, bei allen Dingen an den Crwerb denkt, da beginnt er auch bei der Musik an denselben zu denken. Auch die löst sich ab vom Gcsammtleben und wird ein Gewerbe. Schon Athen hatte seine Stundenlehrer in Musik und Tanz; es ist ein eigenes Gebiet der Bildungsgrschichte, das zu verfolgen. Aber das Wesentliche war ein anderes. Mit dem Entstehen der Stadt legt der Stadtbürger die tägliche Waffe ab; der Söldner beginnt für ihn die Waffe zu tragen; der nun hat leinen Lcmdesgesang mehr zu singen im Marsch; er gehorcht nicht mehr einem Vaterlande, sondern er dient dem Herrn. Jetzt muß auch die Musik eine neue Gestalt gewinnen; sie wird aus einem Ausdruck des Gesamtgeföhls ein Organ für den Befehl des Heerführers. Diesem nun genügen nicht mehr Leier und Flöte; der Gehorsam im Augenblicke, wo die Waffen gegeneinander klirren, bedarf des lauterer Rufes; das metallne Instrument, die Tuba, die Trompete, die Posaune, entsteht und jedes Geschwader empfängt seine Ncgimentsmusit, fo wie aus den unregelmäßigen Naubcinfällcn, wie sie noch der peloponnesische Krieg zeigt, regelmäßige Feldzüge mit geordnetem Heere wurden. Ueber das Stadium dieser Regimcntsmusil hat sich das in seinen Feldzügen sein Leben erschöpfende Rom nie erhoben; der Römer hörten nur mit stiller Verwunderung zu, wenn die Griechen von der Lehre der musikalischen Bildung, oder von einer selbständigen Tonlehre redeten;

8H Lorenz von Steyn in Wien.

Seine Kinder kannten weder Flöte noch Leier; es schien ihm genug, daß sie die Welt eroberten. Als die Musik von Griechenland über das Adriatische Meer nach Rom wanderte, ist sie gestorben; die Legionen waren keine Heimath für harmonische Schönheiten.

Wir werden das Alles die erste Epoche der Musik nennen. Sie ist die strenge Consequenz der Gesellschaftsordnung, welche ihrer bedarf. Ihre Instrumente sind Consequenzen von Grundbesitz und Landwirthschaft. ihr Rhythmus Consequenzen des Heermarsches, ihre ethische Weihe die des Gottesdienstes, an welchem das ganze Volk Theil nimmt. Die Folge ist, daß der Kreis des musikalischen Inhalts ein sehr geringer gewesen sein muß. Die Geschlechter. Epoche der Musik kann ihrem Wesen nach zwei Dinge nicht kennen; erstlich hat sie, an den Marsch der Landesbataillone als des Chor-Aufzuges gebunden, nur lange Noten gehabt; es ist unmöglich, daß es Coloratur gegeben habe, unmöglich, sich in dieser Musik Achtel- oder gar Sechzehntel-Noten zu denken. Zweitens schließt diese Epoche absolut die Composition aus; es kann nur traditionelle Melodien gegeben haben in der Volksmusik. Deshalb hören wir in der hellenisch-römischen Geschichte von Rednern, Dichtern, Bildhauern, Malern, aber nie von einem Musiker. Es wäre ein Widerspruch in der Natur der Musik gewesen, hätte es einen solchen gegeben. Erst in der römischen Kaiserzeit tritt das Element der Virtuosen auf. Warum, werden wir gleich sehen.

Ein ganz anderes Bild erscheint nun, wenn wir mit dem Christenthum die Alpen überschreiten. Wir wissen, daß Karl der Große die Musik ein- führt. Wo führt er sie ein? In der Kirche. Warum? Weil diese Kirche ihm die geistige Einheit der germanischen Welt bedeutet, während das Kaiserthum die staatliche ist. Seit Karl dem Großen entsteht im Abend- land« aus dem bloßen Kirchengesang die Kirchenmusik. Die erste Orgel erscheint im Occident. Sie ist in der Kirche und für die Kirche entstanden. Sie ist das gothische Pfeiler- und Spitzbogensystem der Tonwelt und reicht der Glocke die Hand, welche neben dem Urihorn das Aufgebot zum Gottes- dienst über das Land trägt. Jetzt scheidet sich zum erstenmal endgiltig diese Kirchenmusik, vermöge ihrer Aufgabe, von aller übrigen Musik; zunächst in ihrer Form und ihrem Inhalt; lange getragene Töne, die das Gewölbe der Kirche ausfüllen; nach althellenischem Brauche singt die Gemeinde mit; da kann es Jahrhunderte hindurch keine Bewegung im Rhythmus, keine Variation geben; der Choral in der christlichen Kirche ist der alte Landes- gesang, der Chorus in der Choregie des Christenthums, hier wie dort ein immanenter Theil des Ritus. Und deshalb empfängt er den gleichen Werth mit den übrigen Theilen desselben, es wird ein selbständiges Gebiet der kirchlichen Erziehung, in den Kathedralschulen steht der Cantor neben dem Rector, der Grammatik und Rhetorik beherrscht-, die Musik der Kirche emp- fängt ihre erste selbständige Weihe und die Scheidung zwischen Kirchen- musik und profaner Musik tritt auf. Mit ihr erscheinen die ersten Com-»

ponisten; es gibt noch keine traditionelle Melodie; die kirchliche Begeisterung muß sie selbst erfinden wie sie ihr Motiv empfindet; von jetzt an hat die Kirchenmusik ihre eigene Geschichte. Sie ist die erste, ganz bestimmt ausgesprochene ständische Musil.

Neben ihr entstehen nun die anderen Formen derselben, nicht minder bestimmt, aber minder musikalisch. Wie gerne verweilen wir hier, in der Fülle eines Stoffes, der nur der kundigen Hand bedarf, um uns den ganzen Reichthum seines so vielgestaltigen Inhalts zu zeigen! Jene ständische Welt, in der noch die Kirche mit ihrer Ausschließlichkeit auch in der Musil als eine selbständige großartige Erscheinung dasteht, hat einen ganz bestimmt ausgeprägten Charakter. Sie ist die, in Rechtsordnung und Sitte gleich durchgreifend auftretende Scheidung der Berufe. Aber jeder Beruf gehört dem Leben der Gemeinschaft; darum erzeugt er alsbald neben hundert anderen Dingen auch seine Musil. Und wie nun an diesen Berufen die Stände sich scheiden, scheiden sich auch die Gebiete der Musil, und mit der Musil auch die Instrumente. Jeder Stand entwickelt seine Weisen, jeder Stand hat sein Instrument. Ein gemeinsames musicalisches Leben giebt es nicht; der Ritter sitzt auf seiner Burg, der Bauer auf der Hufe, der Städter hinter seiner Mauer; jeder macht seine Musik. Der Ritter braucht die Trompete in Turnier und Schlachtritt, wesentlich als Fanfare, wie es in der Natur der Blasinstrumente liegt, noch ohne Melodie; in Forst und Haide hat er sein Hifthorn; man hört es ertönen beim Abritt und Einritt in das geöffnete Burghor, wie der französische Refrain erschallt: Virotau ton ton, nüiwine. Dann zieht der junge Geschlechtersohn hinaus auf die Liebes-Aventiure; das alte landwirthschaftliche Instrument, die Leier, als Harfe in Britannia, als Mandoline unter den Orangen, als Guitarre unter dem Wein» Illub, hängt an seinem Halse, aber schon an seidenem Bande; er singt dem Herzen der Frauen, ein lieber Gast in der unendlichen Langeweile der züchtigen Frauen-Kemenate; vom untersten Burgherrn bis zum Fürsten begrüßen ihn Alle: sein Lied ist frei, er muß es finden, „mit der Sonne, mit dem Wind, mit dem Kuß vom hübschen Kind“, er wird der Liedfinder, der Troubadour; er wird der Sänger der Liebe; Anakreon und Sappho weiden dem rauhen Germanen wiedergeboren; der Minnesänger entsteht „unter den Linden, auf der Haide“; Ofterdingen, Eschenbach, Liechtenstein ziehen durch die Länder; es ist die Zeit des Liedes; es ist die Zeit, in welcher die Musil nur noch in Melodie und eintöniger Begleitung da ist; aber Lied und Begleitung sind nicht mehr blos Einzelgenuß, sondern sie sind schon für die Gemeinschaft da, sie sind Musil. Und jetzt ist es auch, wo diese Musil ihre zweite Function auch für den Stand der wehrhaften Ritter erfüllt, neben der Melodie des Liedes beginnt sein Inhalt eine Macht zu werden, und unvergänglich bleibt der Name des ersten, der dem goldnen Becher der Töne seinen staatlichen Inhalt gegeben, Bertrand de Vorn. Freilich geht von da an die Melodie an der politischen Aufgabe verloren, und hinter

86 Lorenz von Stein in Wien,
ihr entsteht der politische Dichter, der zuerst zwar gehört, aber bald nur noch gelesen wird. Nie Musik verliert ihren Boden; sie bedarf eine neue sociale Ordnung, um selbst neu zu werden. Während das nun in der zweiten ständischen Ordnung geschieht, baut die dritte, die städtische, ihre Thiirme und Thore; hinter ihnen steht der Bürger zu Fuß mit Speer und Schwert, bereit zum Marsche. Dem nützt Mandoline und Liebeslied nicht; er will von der Musil vor Allem denselben festen Takt und einfachen, aber unwiderstehlichen Vormarsch, der die Bedingung seines ganzen Lebens ist. So findet er die Trommel, für die der Küfer ihm das Holz und der Gerber das Leder, der Seiler die Stricke liefert, und während der Pfeifer noch dem Rath untersteht als Musikgemeinde für Kindtaufe und Hochzeit, beginnen die Zünfte die Trommel mit der Pfeife zu verbinden, und den geschlossenen Gewalthaufen um die Zunft«fahne zu bilden; der Wächter auf dem Thurm bläst dazu das Signal auf dem Hörn; die städtische Musil entsteht und wird selber Zunft; es ist eine Musik ohne Melodie und Harmonie, aber eine Musik mit einem ganz bestimmten öffentlichen Zweck und eben darum eine Musik, die ursprüngliche Musik des Bürgeistandes und der geordneten Fußtruppen gegenüber den schmetternden Fanfaren der Trompeter hoch zu Noß, die bald die Trommel als Paule an den Sattelknopf binden, des tiefen Tones und Taktes froh, den sie der Blechmusik allein zu geben vermag, während in der Kirche Orgel und Nitalgesang feierlich und unweltlich über beide in ihrem Frieden hinziehen. Der Landmann aber, jetzt ohne Kunstsinn wie der Städter und ohne Waffen wie die Ritter, hält das eigentliche Lied fest, das sich zum ländlichen Tanze verbindet und Duft, Luft und freie Fröhlichkeit athmet. Aber schon ist er von dem adeligen Herrn unterworfen; die Unfreiheit naht auch ihm und seinem altfreien Grundbesitz; Zehnten und Frohnden kommen und legen ihre bleierne Hand auf Wohlstand und Freiheit; da ergrimmt er, und was ihn im Glücke erfreut, wird im Unheil der Ausdrucks seines Zornes, wenn er singt: „Als Adam webte und Eva spann, wo war da der Edelmann?“ oder seines Gottvertrauens auf eine bessere Zukunft, wenn er unter den Tönen des Fadinger'schen Liedes mit der Sense gegen den Panzer hoffnungslos kämpft. Aber er wird bewältigt; sein Boden ist uufrei, seine Söhne sind Knechte, seine Töchter sind Mägde des gnädigen Herrn; die Trauer erfaßt ihn und erfaßt auch sein Lied, und jetzt entsteht das was so wunderbar und doch so natürlich ist; das Moll tritt neben der Dur in das Volkslied, aus der individuellen Klage wird die Landesklage über die verlorene alte Freiheit; das Moll ist die Tonart der hoffnungslosen Unfreiheit, der Grundton des Volksliedes im unfreigewordenen Grundbesitz; ein Volkslied in Moll hat kein freies Volk; die Dur ist der Ton der freien Besitzer. Darf man das verfolgen? Wenigstens nicht an dieser Stelle. Aber faßt man nun das ganze Bild zusammen, wie alle diese Arten der Musik durcheinander tönen, jede dem Ihrigen ange-

hörend, jede das Ihrige bedeutend, voll von tiefen, ernsten und oft auch so liebenswürdigen Einzelheiten, wie die ganze Gesellschaftsordnung dieser Zeit, aber auch ohne Einheit, wie sie, so ist es kein Zweifel, wir stehen hier mitten im Mittelalter der germanisch-europäischen Musik. Etwas Ähnliches hat kein anderes Volk, keine andere Zeit aufzuzeigen.

Und wenn wir jetzt das mit der unsrigen vergleichen, woher ist denn der unerschöpfliche, ja fast erdrückende Kunstsinn der Musik gekommen, der uns heute umgibt? Ist derselbe bloß eine Tatsache, oder ist auch er eine Konsequenz. und kann ich auch diese Erscheinung nicht bloß bewundern, sondern auch begreifen? (Schluß! »t.)

Das f)assionsspiel von Gmünd.

Line Jugenderinnerung.

von

Johannes Scherr.

— Zürich. —

swischen den Thälern, welche die Fils und die Rems in ihrem oberen Laufe durchstießen, liegt eine länglicht von Osten gen i> Westen streichende, südwärts und nordwärts ziemlich steil abfallende Hochebene. Aus dieser steigen, in unregelmäßigem Dreieck einander gegenübergestellt, drei Bergluppen auf: der Hohenstuifen im Osten, der Hohenstaufer im Westen, der Hohcnrechberg im Norden. Die Spitzen der beiden erstgenannten sind lahl. Wenigstens waren sie so, als ich sie vor 35 Jahren zuletzt gesehen. Die letzten spärlichen Mauerreste von der Burg auf dem Hohenstaufer, deren ich mich aus meinen Knabenjahren noch er» innere, seien jetzt, hör' ich, auch verschwunden. Der Rechberg trägt auf seinem breiten Gipfel die Nrche, den Friedhof, den Pfarrhof und das Meßnerhaus der Gemeinde, welche aus den beiden östlich und südlich an seinem Fuße gelegenen Weilern gebildet wird. Wo der Berg nach Westen abfällt, erhebt sich, durch einen tiefen Einschnitt von ihm getrennt, ein umfangreicher Felshllgel, auf welchem die Ruinen vom Stammschloß des alten und hochangesehenen Dynastengeschlechtes Derer von Rechberg und Rothen» löwen ragen. Das war bis zum Jahre 1865 eine stattliche, eine Pfalzartige Heirenburg. Da aber hat mitten im Winter an einem Januartag der Blitz in sie geschlagen, um nach wenigen Stunden nur noch Trümmer und Asche zurückzulassen. Am Fuße des Burghügels, ganz am westlichen Ende des Weilers, lag zwischen seinem Baumgarten und seinem Gemüse« gärtlein mein elterlich Haus, worin ich am 3. October im Theuerungs- jllhr 1817 als das zehnte Kind des Schulmeisters geboren wurde. Aus den Fenstern unserer Wohnstube sahen wir auf den nahen Hohenstaufer und

Das j)assionsspiel von Gmünd. 69

fernhinüber auf die vorspringenden Gipfel der „schwäbischen Alb“, Neuffen, Teck, Achalm. Vielleicht darf ich sagen, daß mir von der Weite dieses Ausblicks von jugendauf etwas in der Seele geblieben.

In der breiten, anmuthigen, von der Rems durchflossenen Thalmulde, zu welcher die oben beschriebene Hochebene gen Norden sich abdacht, liegt die alte Reichsstadt Gmünd, von deren Ursprung nur die Sage zu raunen, die Geschichte aber nichts Bestimmtes zu sagen weiß. Schon vor Alters, wie auch heute, um ihrer gewerblichen Thätigkeit, namentlich um ihrer Gold- und Silberschmiedearbeiten willen weitem bekannt, blühte Gamunda oder Gmünd — welchen Namen der Ort etwa davon erhalten haben konnte, daß nahebei verschiedene Bäche in die Rems mündeten — unter dem Schutze der Staufer empor und wurde dann eine „freie Reichsstadt“, was sie dem Namen nach bis zum November von 1602 blieb. Da ist sie, nichts weniger als gern, eine württembergische Oberamtsstadt geworden, welche ihrem neuen Herrn, dem Kurfürsten Friedrich von Württemberg, am 20. Juli von 1803 die feierliche Huldigung leisten mußte.

Die Gmünder standen von altersher in dem Ruf, ein lebenslustiges Völllein zu sein, und ein Schalt hat darum die Behauptung aufgestellt, der Name ihrer Stadt hätte ursprünglich „ßauäia muuäi“ gelautet. Daraus wäre mittels corrumvirender Verkürzung allmiilig Gmünd geworden. Die Bewohner der alten Reichsstadt waren aber ebenso strammlatholisch als frohsinnig. Zwar zur Reformationszeit, so von 1530 bis gegen 1580 hin, haperte es zuweilen mit dem strammen Katholicismus der guten Gmünder ganz bedenklich, — so bedenklich, daß um 1546 die Stadt fast für lutherisch gelten konnte. Allein das Meßbuch gewann doch immer wieder die Oberhand über die Augsburger Confession und schließlich schlug der Weihwedel die Bibel enbgiltig in die Flucht. In Gmünd gab es eben muslellräftige und entschlossene Weihwedelschwinger, das muß man sagen. So ein richtiger Streithahn der ecolesia mMaus war z. B. der Pater Laib, Guardian der Minoriten. Als der eines Tages vernahm, ein lutherischer Prädilant wollte sich erdreiften, die von dem „stinkenden, meineidigen wittcnberger Mönch aufgebrachte Ketzerei und Nebellion“ von der Kanzel der altehrwürdigen Iohannestirche herab zu predigen, machte er sich von seinem Kloster alsbald zur genannten Kirche auf. Richtig, der Prädilant stand auf der Kanzel und hatte eine zahlreiche Zuhörerschaft. Mein Herr Guardian Hochwürden aber, nicht faul, stürmte auf die Kanzel, nahm dm Ketzer beim Kragen, schmiß ihn hinunter, löste dann seinen Kuttenstrick und argumentirte mit selbigem den lutherischen Missionär zum Tempel hinaus. Dies vollbracht, lehrte er zurück, bestieg die Kanzel und orgelte von derselben ein so feuriglltholisches Blitz» und Donnerwetter herab, daß die versammelte Menge sich reuevoll bekreuzte und alle ketzerischen Gelüste fahren ließ. Dieser streitbare Pater brachte es auch zuwege, daß die Gmünder Nathsherrn zum Zeugniß ihrer Rechtgliubigkeit nicht anders als mit dem Rosen-

90 Johannes Scherli in Zürich.

kränze in der Hand zu den Rathssitzungen gehen durften, — ein Brauch, der erst mit dem Untergänge der Reichsstädtlichkeit aufhörte. Trotzdem tauchte der Protestantismus immer wieder in der Stadt auf, was daraus erhellt, daß die Gmünd« im Jahre 1570 eine Anzahl lutherisch gewordener Mitbürger gewaltsam aus der Stadt jagten. Eine letzte ketzerische Regung machte sich i. J. 1620 bemerkbar. Von da an erfreute sich Gmünd bis zum Jahre 1803 der Wonne tirolisch-hebräischer Glaubenseinheit. Denn Protestanten durften die Reichsstadt nicht bewohnen und Juden durften dieselbe gar nicht betreten.

Daß an einem so glaubenstreuen Orte der Eifer für das Reich Gottes groß und der Eifer gegen das Reich des Teufels fast noch größer sein mußte, liegt auf der Hand. Demnach florirte die thatkräftige Bezeugung dieses Doppleifers, der Hexenproceß, in Gmünd gar sehr. Namentlich im siebzehnten Jahrhundert, alwo bekanntlich Katholiken und Protestanten in brennender Liebe für ihre der Zauberei verdächtigen Mitmenschen wüthend wetteiferten. Das erzlutherische Gmünd wollte im Hexenhah und in der Hexenvertilgung keiner erzlutherischen Stadt im Heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation nachstehen. Das Malefizgericht unserer Reichsstadt hatte aber auch noch eine andere und zwar eine ebenfalls gutkatholische Concurrenz auszuhalten, nämlich die mit dem Malefizgericht der reichsfreien Herren von Rechberg-Rothenlöwen. Daraus ergab sich für die beiden, etwa 1/2 Weg« stunden von einander entfernten Malefizgerichte ein ganz eigenes Verhältnis^ Sintermalen nämlich die Gmünder und die Hohenrechberger Inquisitoren nach dem berühmten Axiom verfahren: »Haust du meinen Juden, so hau' ich deinen Juden" — gelangten sie nach mancherlei aus Geschäftsneid entsprungenen Machenschaften zu dem stillen Compromiß, einander gegenseitig freundschaftlich ihre Hexen zu verbrennen. Besonders fruchtbar an Hexen» branden waren die Jahre 1613 bis 1616. An einem Tage, dem 29. October von 1613, wurden in Gmünd 4 „Hexen", das Stibel-Madele, des Büchsen» stoffels Weib, die Tobtengräberin und die Hutten-Lene mitsamt dem „Hexenmeister" Nlezing „ingeäschert". Am 2. Februar von 1614 muhten den Feuertod sterben die 6 „Hexen": Tas Hecken-Kätherle, die Umber-Lene, die Ulmer-Botin, die Kupfer-Urschel, die Hütten-Steine und die alte Scherrin — vielleicht eine meiner Ahninnen. Soweit eine altenmäßige Controle möglich, steht fest, daß die Gmünder dem Moloch des Hexenwahns 52 Menschenbrandopfer dargebracht haben. Das kann noch maßvoll und sparsam erscheinen, verglichen mit dem Brandopfer» fei, welchen andere, kleinere, theilweise viel kleinere schwäbische Ortschaften entwickelten. Zu Rottenburg am Neckar sind binnen wenigen Jahren 50, im benachbarten Horb 27, in Hechingen 15, beim Moster Marchthal in einem und demselben Jahre 16 „Hexen"ingeäschert worden. Noch großartiger trieb es das kleine Städtchen Wiesensteig im „Geißenthcil". Denn dasselbe veranstaltete «inen Hexenbrand, welcher mit einmal 25 „Hexen" verzehrte und demnach

Das Passionsspiel von Gmünd. 9<
kecklich mit jedem spanischen „Glaubens«!!“ (»uto ck» l«) den Vergleich aus-
halten konnte. Natürlich durfte und wollte die lutherische Orthodoxie hinter
der römischen nicht zurückbleiben. In dem kleinen protestantischen Ingel-
fingen am Kocher mußten im Jahre 1592 binnen drei Monaten 13 Hexen
und Hexenmeister in Scheiterhaufenflammen sterben. Die Reformation hat
ja, wie jedermann wissen konnte, den Teufels-, Zauber- und Hexenwahn
nicht nur nicht geschwächt, sondern vielmehr gestärkt. Luther selbst war bekannt-
lich ein wilder Fanatiker des Teufelsglaubens und auch der „milde“ Melanchthon
hatte gegen die Hexenbrennerei nichts einzuwenden. Der ganze Wahwitz
mit allen seinen entsetzlichen Folgen lag eben in den Anschauungen und
Stimmungen einer Zeit, welche Jahrhunderte währte, und dieser Wahwitz
wurde durch die Gegensätze und Kämpfe zwischen Katholicismus und
Protestantismus noch beträchtlich verhärtet. Aber es soll, wem Gerechtigkeit
lieb ist, keine sich anbietende Gelegenheit vorbegehen lassen, ohne daran
zu erinnern, daß der erste große Betämpfer des Hexenproceßgriuels nicht
aus dem Protestantismus hervorging, sondern aus dem Jesuitenorden, der
hochherzige Graf, Poet und Jesuitenpater Friedrich von Spee („Oatio
orinumllis“, 1631).

Zu den Meilwürdigkeiten Gmünds gehörte in meiner Jugendzeit und
gehört wohl noch jetzt der „Sankt Salvator“, ein aus der ganzen Um-
gegend vielbesuchter Wallfahrtsort oder vielmehr Wallfahrtsweg. Verläßt
man nämlich die Stadt durch eins ihrer beiden gegen Westen gelegten Thore,
so gelangt man auf der nach Lorch führenden Straße, aber jenseits der über
die Rems gelegten Brücke rechtshin abbiegend und eine Pappelallee entlang
wandelnd, an den Fuß eines waldbelrönten Bergabhanges. Hier öffnet sich
ein Weg, der in mannigfachen Wendungen aufwärts führt, zur rechten Hand
in Zwischenräumen eingefaßt von den Stationen eines „Kalvarienberges“.
Dieser besteht aus einer Reihe von halb oder ganz offenen Kapellen, in
welchen die Leidensgeschichte Iesu in lebensgroßen, bemalten Figuren und
Gruppen aus Holz und Stein dargestellt ist. Als Schlußstation steht droben
eine Kirche, welche zwei Stockwerke oder Kapellen hat, deren untere ganz,
deren obere halb in den „Epperftein“ genannten Felsen eingehauen ist.
Fabulirerin Sage rückt die Entstehung dieser Felskirche bis in die Zeit der
Merwiger zurück. Es ist aber nichts damit. Wenigstens reicht die Ent-
stehung dieses eigenartigen Heiligthums in seiner jetzigen Gestalt nicht weiter
als in den Anfang des 17. Jahrhunderts hinauf. An gewissen Fest-
und Gedenktagen war der Salvator, von dessen Höhe man den Staufen,
den Rechberg, den Stufen und die ganze Vergreife des „Aalbuch“ erblickt,
das Ziel prächtiger Processionen, welche mit wehenden Fahnen und klingender
Musik — ich erinnere mich, bei einer solchen Procession auch eine tragbare
Orgel von dem „Kantor und Chorregenten“ der Swdt im Gehr „schlagen“
gesehen und gehört zu haben — den Kalvarienberg sich hinaufbewegten. Droben
wurde dann von einer im Freien stehenden Kanzel herab gepredigt und

92 Johannes Zcherr in Zürich.

hierauf an einem allem Volle sichtbaren Altar in der Vorhalle der ober?»

Felstapelle ein Hochamt celebrirt.

Es ist sehr möglich, daß der junge Schiller als sieben- oder achtjähriger Knabe da droben einmal Zeuge einer solchen Feierlichkeit gewesen, zur Zeit, wo sein Vater, der Hauptmann Johann Kaspar Schiller, als Werbefsizier mit den Seinen im Gasthaus „Zur Sonne“ in dem württembergischen Grenz-flecken Lorch lebte (1765—68). Der Herr Hauptmann hat uns ja in einem am 6. März 1790 an seinen Sohn geschriebenen Briefe bezeugt, daß „Fritze mit Mama nach Schwäbisch-Gmünd gefahren“, und Schillers ältere Schwester Christophine hat erzählt, daß sie mit ihrem Bruder mehrmals den Kalvarienberg besucht habe¹⁾. Mein Vater, der ein Kenner und Ver-ehrer des großen Dichters war, theilte mir einmal gelegentlich mit, er Hütte von einem alten Gmünder Geistlichen — dem Caplan Reiß oder Reust, dessen hohe Greisengestalt mit langen schneeweißen Haaren mir selber noch im Gedächtniß steht — vernommen, daß der Herr Hauptmann Schiller mit seiner Familie einer Aufführung des Gmünder Passionsspiels augew'ohnt habe. In späterer Zeit, als ich mich anschickte, mein Buch „Schiller und seine Zeit“ zu schreiben, gab ich mir Mühe, zu erkunden, ob jene Mit-theilung begründet wäre. Der Knabe Schiller konnte ja möglicherweise durch dieses Passionspiel die erste dramatische Anschauung und Anregung erhalten haben. Meine bezüglichen Nachforschungen blieben aber resultatlos, weil der Caplan Reiß, welcher in seinen jüngeren Jahren der Hofprediger des bekanntlich katholischen Herzogs Karl Eugen von Württemberg gewesen, schon 20 Jahre zuvor gestorben und eine andere Spur der erwähnten lieber«-lieferung nicht aufzufinden war.

Als kleiner Junge hab' ich mit meiner frommen Mutter — fromm

¹⁾ Schillers Leben nach Erinnerungen der Familie u. f. w. verfaßt 1830, S. 1N.

Die Verfasserin dieser Biographie, Karoline von Wolzogen, hat aber Christophines Erzählung nicht recht verstanden oder aber ungenau nacherzählt. Denn von „Spazier-gängen“, welche das kleine Geschwisterpaar von Lorch aus nach dem gmünder Kalvarienberg unternommen hätte, konnte keine Rede sein, maßen Lorch nahezu 2 Weg-stunden von Gmünd entfernt liegt. Den Hauptmann Schiller führten sein« WerbgefchLfte zweifelsohne nicht feiten in die alte Reichsstadt herauf und hielten ihn auch wohl längere oder kürzere Zeit daselbst fest. Da mag ihn denn sein „Lisele-Dorle“ — »ie man in Schwaben den vornehmen Namen Elisabeth-Dorothea ocrtraulicht — ab und zu mit den Kindern besucht haben. Hier böte sich nun diesem oder jenem Schiller-Philologen die schöne Gelegenheit, eine „grundlegende“ Abhandlung zu verfassen über das bedeutsame Problem, ob die Frau Hauptmännin von Lorch nach Gmünd in einem einspännigen oder aber in einem zmeispännigen Fuhrwerk herausgefahren, j» wohl sogar ein „abschlughcbendes“ Buch zu schreiben, um unanfechtbar festzustellen, allwo bei solchen Anlässen der Hauptmann Schiller mit den Seinen geherbergt Hube, ob im Ritler Sankt Jörg oder in der Blauen Ente oder im Schwarzen Bock oder im Rothen Ochsen. Das müßte ja ganz neue Lichter auf Schillers Leben und Dichten weifen und demnach würde der oder würden die Lichterwcrfer um die Wissenschaft und folglich um das Vaterland höchlich sich verdient machen.

Das Passionsspiel von Gmünd. 92

nicht allein im kirchlichen, sondern auch im besten und schönsten Sinne, welcher dem Worte innewohnen kann — die Wallfahrt auf den Sankt Salvator oft gemacht. Einmal, als sie beim Herabgehen vom Kalvarienberg bemerkte, daß die Betrachtung der heiligen Tragödie in Holz und Stein mich besonders angeregt und ergriffen hatte, sagte sie: „Ja, da hättest du das Herrgöttle-Spiel sehen sollen, welches in der Charwoche bei der Pfarrkirche stattfand, bevor die württembergischen Schreiber in's Land kamen.“ Meine Mutter, in ihrer Rechtschaffenheit und Herzensgüte, war sonst gegen jedermann gerecht und duldsam. Auch gegen Protestanten und Israeliten, was dazumal in meiner Heimatgegend keineswegs schon selbstverständlich war. Im Gegentheil, so wenig selbstverständlich, daß z. B. die katholische Gemeinde Rechberg und die lutherische Gemeinde Staufeu, ob zwar ihre Feldmarken zusammenstießen und sie nur eine Wegstunde von einander entfernt lagen, durchaus keine Beziehungen mitsammen hatten. Aber auf die „würtembergischen Schreiber“ war auch meine tolerante Mutter nicht gut zu sprechen. Nie Einverleibung der reichsstädtischen, reichsgräflichen und reichsfreiherrlichen Gebiete Mittel- und Oberschwabens in Württemberg war nicht ohne mancherlei Gewaltsamkeit und Gehässigkeit vor sich gegangen, zumal der richtige altwürttembergische Beamte durchschnittlich der Ueberzeugung lebte, er wäre es seinem Amte schuldig, grob zu sein. Das, verbunden mit dem zudringlichen Hineinregieren des württembergischen Polizeistaats in alles und jedes, hatte die an einen behäbigen Schlendrian gewöhnten Bewohner der ehemaligen Reichsgebiete sehr unsanft berührt und tief verstimmt. Dazu war noch der Groll und die Trauer über den furchtbaren Blutzehnten gekommen, welchen der vom Herzog zum Kurfürsten und dann vom Kurfürsten zum König Napoleons Älteste vorgerückte neue Landesherr auf Befehl seines Protectors von den neuen Untertanen erheben mußte. Kein Wunder demnach, daß in unserer Gegend während meiner Kindheit und noch weit später der „würtembergische Schreiber“ für ein Schimpfwort galt. Der Ausgleich zwischen Alt- und Neuwürttemberg hat eine geraume Zeit erfordert, um perfect zu werden. Wenn er es geworden, mag es hauptsächlich dem Umstand zu verdanken sein, daß die confessionellen Gegensätze, welche ja vorhanden waren und sind, hier nie zu so heftiger Reibung gekommen sind, wie anderwärts. Wer gerecht urtheilen will, muß anerkennen, daß das württembergische Regiment von Anfang bis heute den Bedürfnissen der Katholiken des Landes zuvorkommend und ausreichend Rechnung trug. Nicht minder aber auch, daß die katholische Hierarchie Württembergs, wenigstens in ihren maßgebenden Spitzen, in dem Staat keineswegs nur einen um jeden Preis und mit allen Mitteln zu befehrenden „Racker“ gesehen hat, sondern eine berechnete Lebensmacht, mit deren Bedürfnissen und Forderungen ebenfalls gerechnet werden mußte. Am Ende aller Enden handelt es sich ja allzeit und überall darum, einen erträglichen „modus vivendi“ zu finden, und wo und wann Menschen ober Völker, Confessionen oder Parteien, Staaten oder Kirchen einen solchen gefunden, dürfen sie schon zufrieden sein.

9^ ^ Johannes 3chen in Zürich. -

Am Tage, von welchem ich gesprochen, führte mich meine gute Mutter vom Salvator in die Stadt, um meine neugierigen Fragen' nach dem „Herrgöttlespiel" an dem Orte zu beantworten, allwo es tragirt worden war und sie es zu wiederholten Malen mitangesehen und mitangehört hatte. Das war der große freie Platz, welcher sich die ganze Nordseite der Stifts- oder Pfarrkirche von Gmünd entlang zieht. Der Grundstein zu diesem gewaltigen gothischen Bau wurde 1351 gelegt und der erste Baumeister war derselbe, welcher auch am Dom von Mailand mitgebaut hat. Heinrich Arler, ein Bürger von Gmünd. Sechszwanzig Jahre lang hat die Arbeit an diesem Münster gewährt, das aber nicht mehr ganz in seiner vollendeten Gestalt vorhanden ist. Denn die westliche Fassade mit der Hauptpforte flankirt zwei hohe Thürme, welche in der Karfreitagsnacht von 1497 zusammenstürzten, nicht infolge eines Erdbebens, sondern infolge einer unbedachterweise im Innern der Kirche vorgenommenen baulichen Änderung, welche die Construction der beiden Thürme stark geschädigt hatte. Im übrigen ist der stattliche Bau ein schönes Zeugniß, was mittelalterlicher Gemeinnsinn auch in verhältnißmäßig kleinen Städten zu unternehmen und durchzuführen vermochte. Freilich brauchte man dazumal, wann es sich um einen Monumentalbau handelte, noch nicht Hunderttausende oder gar Millionen auszugeben, bis auch nur der Bauplatz und der Bauplan festgestellt waren, wie das etwa bei dem Reichstagsgebäude des neuen deutschen Reiches der Fall — einer Baugeschichte oder vielmehr Bauvorgeschichte, welche zu einer Krähwinlelias höchster Potenz ausgiebigen Stoff liefern könnte. Im 14. Jahrhundert baute man spottbillig. Die Herren Baukünstler und Bauunternehmer von heute werden große Augen machen, wenn sie erfahren, daß das Honorar, welches der Meister Heinrich Arler beim Bau der Gmünder Stiftskirche von dem Bauherrn, d. h. von der Gemeinde empfing, nicht weniger und nicht mehr betrug als täglich 1 Pfennig, 1 Laib Brot und 1 Maß Wein.

Etwas später, als ich ein Schüler des gmünder Untergymnasiums geworden, tagtäglich Sommers und Winters mit meinem Bücherranzen auf dem Rücken aus meinem dörflichen Heim frühmorgens zur Stadt wandernd, hatte ich Gelegenheit, das, was mir die Mutter und der Vater vom Passionsspiel erzählten, vielfach vervollständigen zu lassen. Auch durch eine Nonne. Das Gymnasium war nämlich in dem Obergestock vom „Klösterle" untergebracht und auf demselben Boden bewohnten einen abgeschlossenen Flügel noch drei Nonnen, die letzten von den zwölfen, welche der Convent zum Sanct Ludwig bei der Säcularisation im Jahre 1803 gezählt hatte. Schwester Agathe — so war, wenn mir mein Gedächtniß treu, ihr' Klostersname — begrüßte mich bei unsern Begegnungen im Corridor und auf den Treppen immer sehr freundlich, seit ich ihr einmal zur Winterszeit auf dem mit Glatteis bedeckten Hofraum einen kleinen Dienst hatte erweisen können, und ich sehe sie noch vor mir, eine schöne Greisin, in ihrer

Das Passionsspiel von Gmünd. 95

schwarzen Kutte, das frische rothblckige Gesicht mit den klugen Augen gar hübsch eingerahmt von dem blendend weißen, kunstvoll gefältelten Weihel. Noch viel ausführlicher aber als die Schwester Agathe wußte der alte „Cantor“ Vetter, bei welchem ich hätte nicht nur singen, sondern auch „tlavierschlagen“ und „geigen“ lernen sollen, vom Passionsspiel zu reden, und er hatte es gern, wenn man ihn auf dieses Thema brachte. War er doch auch einer der „Actores“ gewesen. So hießen alle Mithandelnden, auch die weiblichen, und es gab laum eine Familie in der Stadt, welche nicht eins ihrer Mitglieder zum Personal des ungemein vollsthümlichen Spiels gestellt hätte. Die Armen waren von der Betheiligung nicht ausgeschlossen und die Reichen machten sich eine Ehre daraus, mitzuspielen. Ihnen fielen natürlich die „fllrnehmen“ Rollen zu, weil die Beschaffung der prächtigen Gewänder viel Aufwand erforderte. Aermeren wurden ihre bezüglichen Unkosten entweder durch wohlhabende Mitbürger, oder aber aus dem „Passionsspiellasten“ erseht, in welchen das von den Zu«schauern erhobene, sehr mäßige „Schaugeld“ floß. Die Anzüge der Actores müssen übrigens, wenn ich alles mir darüber Mitgetheilte zusammenhalte, ein etwas barockes Gemisch von altjüdischen Trachten, von altrömischem Rüstzeug und von Rococo-Moden des 18. Jahrhunderts dargestellt haben. In früheren Zeiten tobte der Kampf um's Dasein noch nicht so heftig und ruhelos wie heute. Die Meufchen hatten daher mehr Zeit, als sie jetzt haben, und waren auch nicht so peinlich auf das Einmaleins gestellt. Man war in allem und jedem einfacher und genügsamer und konnte darum auch mehr leben und leben lassen. Der alljährliche Aufwand von Zeit, Mühe und Hingebung, welchen ihr Passionsspiel den guten Gmündern verursachte, wäre heutzutage unmöglich, ja laum noch denkbar. Die Leute sind seither gescheiter, d. h. wissender, aber auch schlechter, d. h. selbstsüchtiger geworden. Früher waren die Bauern in den Dörfern der Nachbarschaft von Gmünd uneigennützig genug — ein richtiger Rechner von heute müßte eigentlich sagen „dumm genug“ — alter Gepflogenheit gemäß das zur Passionsbühne nöthige Holz aus ihren Wäldern „ganz umsonst“ zur Stadt zu bringen und an dem Aufbau des Gerüstes mitzuarbeiten. Den Platz auf der Nordseite der Stiftskirche, wo die Bühne aufgeschlagen wurde, habe ich schon bezeichnet. Er mochte an 15,000 Zuschauer fassen. Etwa ein Drittel des Raumes war mit Schranken eingehgt, innerhalb welcher Sitz« und Stehplätze vorhanden. Außerhalb dieser Schranken konnte jedermann ebenfalls „ganz umsonst“ zuschauen, freilich, der weiten Entfernung von der Bühne wegen, ohne etwas zu hören. Alle Zuschauer, die zahlenden wie die nichtzahlenden, standen und faßen unter freiem Himmel, weil nur die Bühne bedacht war. Diese zeigte drei neben einander stehende tempel- oder Palastartige Gebäude, deren Eingänge mittelst Vorhängen verschlossen waren. Der Scenenwechsel wurde dadurch bewirkt, daß bald vor diesem bald vor jenem dieser Bauwerke die Vorhänge

Ä»id und «!!d. XXV, »,?

H6 Johannes Scherr in Zürich.

zurückgezogen und nach abgesehenem Auftritt wieder geschlossen wurden. Links, vom Zuschauerraum aus gemeint, hatte die Bühne noch einen aufsteigenden Anbau, welcher den Oelberg vorstellte.

Der Text des Passionsspiels war zumeist in gereimten jambischen Versen von drei Hebungen verfaßt. Noch ist dieses Textbuch, wie es ja jetzt auch gedruckt vorliegt*), keineswegs das ursprüngliche, sondern eine sehr späte Umarbeitung und Erweiterung, schließlich etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts redigiert. Noch spätere Einschübe sind nicht ausgeschlossen. Auf das Alter des gemündeten Mysterienspiels gestattet dieses modernisierte Textbuch natürlich keinen Schluß. Wann dasselbe in der alten Reichsstadt zum erstenmal tragiert worden, ist meines Wissens nicht festgestellt und nicht festzustellen. Gewiß ist jedoch, daß Weihnachts- und Osterspiele schon im frühen Mittelalter in die alemannischen Gegenden Eingang gefunden haben. Ich will nur daran erinnern, daß die Kirche des Mosters St. Gallen diesseits der Alpen eine der ältesten Osterspielfstätten gewesen ist. Seine Entwicklung vom primitiv Dramatischen zum vielseitig Theatralischen hat jedoch das kirchliche Schauspielwesen in süddeutschen Landen gewiß nicht vor dem 15. Jahrhundert gefunden. Im übrigen zerfiel das gemündete Passionsspiel in 24 Auftritte. Das erste Dutzend wurde am Gründonnerstag, das zweite am Karfreitag gespielt.

Die ganze Handlung behielt bis zuletzt ihren kirchlichen Charakter. Allerdings liefen einzelne Auftritte nicht ohne weltlichen Schabernack ab und namentlich trieb die mitspielende zahlreiche Teufelrotte gelegentlich diesen und jenen derben Jux und Ull mit den Zuschauermassen. Aber das geschah doch nur episodisch und beeinträchtigte die feierliche Haltung der Actores und der Zuschauer kaum bemerkbar. Nicht selten erhob sich die Stimmung der Zuschauermasse zu wirtlicher Andacht, auch brachen insbesondere die Frauen dann und wann in lautes Weinen aus.

Am Grünen Donnerstag Abends um 7 Uhr, begann bei Fackelbeleuchtung das Spiel. Während das vom Stadtzinkenisten dirigirte Orchester ein ernstes Päludium spielte, trat droben auf der noch geschlossenen Bühne der Dekan der Stadtklerisei unter die versammelten Actores, ermahnte sie, daß jeder und jede zur würdigen Durchführung der heiligen Action beitragen möchten, sprach dann ein Gebet und schloß mit den Worten: „Nun, im Namen Jesu, fanget an!“ Der erste Auftritt gab, so zu sagen, die Exposition des ganzen Drama's: den Abschied Jesu von seiner Mutter Maria vor seinem Aufbruch gen Jerusalem. Dort spielte der zweite Auftritt, eine Sitzung des jüdischen Synedrums unter dem Präsidium von Kaiphas. Der dritte Auftritt brachte die Verhandlung des Judas von Karioth mit dem hohen Rath. Die bekannte Provision — in Wien

*) Katholische Tröstelsamkeit, herausgegeben von Pfarrei Holzwarth, Nd. ?, E. 11? fg. Mainz 18H0.

Das Passionsspiel von Gmünd. 9?
würde man sagen das „Trinkgeld“ — von 30 Seelen oder Silberlingen für
das Verrathsgeschäft wurde gefordert und bewilligt, worauf der Verräther
triumphirend abging mit den Worten:

„Gelt, Jesu! iht Hab' ich eins Dir
Gar meisterlich versetzt?

Erfahren wirst Du bald von mir,
Wie hoch Dich Judas schätzt.
Doch muß ich mich noch stellen an,
Als ob ich war Dein Freunde,
Damit uermerlen niemand kann,
Das, Judas sei Dein Feinde.“

Folgten dann die Fußwaschungs- und Abendmahlsszenen, denen sich der
große Auftritt auf dem Oelberge anschloß. Aus der Iudenrotte, welche
gekommen, den Sohn Gottes zu fangen, tritt Judas hervor, küßt den Ver-
ratenen und spricht:

„Ob, Meister, sei auf's schönste mir
Zu tausendmal gegrühet —“

worauf Jesus.

„Oh, Freund, was gäbe Anlas; Dir,
Nah Du mich so gclüsset?
Wenn auch Du warst entschlossen schon,
Von mir ganz abzuweichen,
Warum veirathst des Menschen Sohn
Durch dieses Frcundschaftszeichcn?“

In den weiteren Szenen, bis zur zwölften, spielten sich ab die Anklage
und Verurtheilung Iefu vonseiten des Synedrums, die Verleugnung und
die Reue Petri, die Klagen der Maria über das Loos ihres Sohnes u. s. w.
Um 10 Uhr Abends wurde das Spiel beschlossen, um am folgenden Tage,
Mittags 12 Uhr, wieder aufgenommen zu werden. Diese zweite Abtheilung
eröffnete die endgiltige Beschlußfassung des hohen Rathes über den ver-
leugneten, verrathenen und verurteilten Messias: —

„Er sterbe! Ja, das wollen wir:

Kein' Gnad' svll er erlangen.

Pilllto gleich ihn führ' man für!

Am Kreuzholz muh er hangen.“

Während hierauf die Comvetenzconflicte zwischen dem Synedrium, dem
römifchen Landpfleger und dem König Herodes dramatisch erledigt werden,
hat sich der Mann mit den 30 Silberlingen verzweifelnd erhenkt und ist zur
Hölle gefahren. Ter Höllenrachen thut sich auf und speit Flammen. Man
sieht eine Menge von Teufeln darin herumwuseln und hört den verdammten
Verräther jammern:

„Ach weh, ach weh! Oh, Bitterkeit!

Ach, Elend! Noth in Ewigkeit!

blitt' ich den Meister nit verrathen,

Müf,t' ich nit ewig, ewig braten!“

98 ^ Johannes Scherr in Zürich.

Der 23. Auftritt zeigte das Jammerbild des „Ecce Homo!“ und der 24. die Ausfällung des Todesspruches über den Heiland. Derweil sodann das Personal des Passionsspiels zur Kreuzwegsprocession sich rüstete und ordnete, wurde zur Erbauung der Zuschauer eine Reihe von lebenden Bildern auf der Bühne gestellt, borgeführt und mittels kurzer Sprüche erklärt, in etwas naiver Verbindung freilich. Denn neben alttestamentlichen Gruppen wie Adam und Eva, Josef und seine Brüder, Iephtha und seine Tochter sah man allegorische Figuren wie die sieben Todsünden und Gestalten der deutschen Sagenwelt wie die Pfalzgräfin Genovefa mit ihrem Schmerzenreich und der Hirschkuh. Die Kreuzwegsprocession, den Schmerzensgang des sein Kreuz schleppenden Jesus nach Golgatha darstellend, bewegte sich von der Stätte des Passionsspiels aus durch verschiedene Gassen der Stadt und kehrte über den großen Marktplatz zur Stiftskirche zurück. Der Act der Kreuzigung selbst fand nicht statt. Die Aufrichtung des Kreuzes Jesu und der beiden Schächerkreuze auf der Bühne beschloß das ganze Spiel und unter dem Klange eines Trauermarsches wurden die Vorhänge zugezogen.

Die Gesamtwirkung wird, wie mir scheint, dadurch bezeugt, daß die nach der Stadt geströmten Volksscharen nach Beendigung des Mysteriums nicht lärmend und lachend, sondern still, ernst und nachdenklich in ihre Dörfer heimzukehren pflegten. Allem nach, was ich darüber in Erfahrung bringen konnte, hatte das Passionsspiel von Gmünd durchaus nicht den häßlichen Beigeschmack einer geschäftlichen Speculation, sondern war und blieb bis zuletzt eine wesentlich religiöse Handlung. Nur die dunkelhafte Vielwässer« unserer Tage weiß aber nicht oder leugnet in ihrer Bornirtheit und Volksfremdheit, daß das Volk — worunter ich freilich nicht die Pöbelhorden der großen Städte verstehe — nur mittels religiöser Vorstellungen mit der idealen Welt in Beziehung gesetzt werden kann. Ich stehe daher keinen Augenblick an, zu sagen, daß die mittelalterlichen „Mysterien“ und „Moralitäten“ allen ihren Graß- und Grellheiten zum Trotz für das Volk immerhin eine gesündere Geistesnahrung waren, als es die schäm- und zuchtlosen Tingeltangeleien von heute sind.

Das Passionsspiel von Gmünd stand und fiel mit der Existenz seiner Heimatstätte als Reichsstadt. Zur Osterzeit von 1803 ist es demnach zum letztenmal tragirt worden. Das anhebende Jahrzehnt der Franzosennoth mag den Gmündern die Sache wohl noch mehr verleibet haben als das ihnen anfänglich so unliebsame „württembergische Schreiberregiment“. Der Bürger, welcher bei der letztmaligen Aufführung den Heiland spielte, hieß Nepomut Förster und hatte den freilich nicht sehr heiländisch klingenden Spitznamen „Der Geigelesdick“,

Maxime 3u Camp.

von
Ferdinand tzipper.

- «Öl». —

innerhalb der letzten 18 Monate hat die „lievue <1oi> clux moncl«" ihre Leser mit einer Folge von Abschnitten beschenkt, die jetzt zum Abschluß gelangt sind — sie bilden einen vollen stattlichen Band, ^ ein fesselndes, anregendes Buch unter dem Titel: „8ouvsuu-8 1nt«iAii-ez p»r Hlaxims Du (ü»mp, cle 1'^,«l>l6mi6 Iran^aiLo." Der Name des Buches (ich sage nicht des Autors) verspricht viel weniger, als es hält. Die Freude, die diese „Erinnerungen" mir gemacht, möchte ich gern denjenigen verschaffen die der französischen Rundschau fernstehen, indem ich sie darauf hinweise, und dieser lobenswerthen Absicht entspringen die folgenden Mittheilungen. Leicht würde es gewesen sein, aus dem Capital-Buche ein glänzendes Capitel zusammen zu stellen, aber das wäre, wie wenn man einem schönen Vogel einige seiner strahlendsten Federn ausrupfte, um zu zeigen, wie schön er sei. — Man mißhandelt das arme Geschöpf und giebt doch keine Anschauung desselben.

Lieber möchte ich versuchen, ein Bild des Verfassers zu entwerfen, wie es in mir entstanden, — aus seinen verschiedenen Schriften sich verkörpert hat — (leider hatte ich nie das Glück, ihm persönlich zu begegnen). Man mag sich dann vorstellen, was er alles zu sagen weiß, wenn er sich — auch nur in beschränktem Maße — seinen „Erinnerungen" hingiebt. — erzählend, beschreibend, lobend und tadelnd, plaudernd und betrachtend, aus guten und schlimmen Tagen.

^00 Ferdinand Hiller in Aöln.

Eill Stück polizeilicher Auskunft gehört unabweislich zu jeder Personal-
lenntniß. Maxime Du Camp, geboren den 8. Februar 1822 in Paris,
verlor den Vater, einen bedeutenden Wundarzt, schon im dritten Jahre —
teine näheren Familienbeziehungen griffen in sein Leben ein, als die zur
Mutter und — zur Großmutter. In unabhängigen Bernlögensverhältnisseu,
verwandt und befreundet mit bedeutenden Geschlechtern, trat er in die Welt
mit jener Freiheit und Gleichheit, die so viel beneidet und so gefährlich sind.
Kaum mündig, erwählte er das Schriftstellerthum als Lebensberuf; der Leiden-
schaft , mit der er es ergriff, ist die Liebe gefolgt, und dem Ende seiner Lauf-
bahn sich nähernd, stellt er es mit trotziger Ueberzeugungstreue als das
Beste und Höchste hin, was dem Menschen hienieden gegeben, — in guten
Stunden zu doppelter Freude, in schlimmen zu beruhigendem Tröste.
Er mag recht haben, wenn man es so auffaßt wie er es thut, auch
abgesehen voll den günstigen Lebensbedingungen, die ihm zutheil geworden.
Wer hat in gleichem Maße wie der Schriftsteller das Recht, die Welt anzu-
packen, wo es ihm gefällt, wo er glaubt wirken zu können, wo er hoffen
darf Neues zu entdecken, wo er sich gedrungen fühlt das auszufprechen, was
er für das Rechte, das Wahre hält? Er vergräbt sich in die Einsamkeit,
er durchstiegt Länder und Meere, vertieft sich in die Mysterien der Künste,
in die Geheimnisse der Natur, er beobachtet die Menschen in der ungeheuren
Mannigfaltigkeit ihrer Beschäftigungen, ihrer Existenzbedingungen, ihrer Leiden-
schaften,- sich selbst beobachtend durchlebt er sein Leben und darf hoffen Tausend«
zu erquicken durch die Erlebnisse, die ihm geworden, durch die Erfahrungen
die er gemacht und durchdacht hat.

Leider heißt es aber hier nicht: grau ist die Theorie! Nein, die Theorie
ist Pracht« und prunkvoll, die Wirklichkeit jedoch ist allzuoft nicht grau,
nein, dunlenschwaiz, wenn die Freiheit der persönlichen Stellung, den plumpen
Erfordernissen des Lebens gegenüber, nicht gewahrt ist. Das bedarf keiner
weitem Ausführung, und Du Camp selbst bringt uns Beispiele genug solch'
unglückseliger Kämpfe gerade da, wo wir sie am wenigsten vermuthen. Er
selbst freilich benutzte die ererbte Unabhängigkeit, um sie sich nach allen
Seiten hin zu wahren, trachtete Weber nach Stellen noch Ehren, gab sich keiner
Gattung von Partei hin und auch von den beglückenden und stählenden,
immerhin sesselnden Banden der Familie blieb er frei, gleichviel ob es sich
so machte, ob er es so wollte. Das Gewollteste und Ungewollteste entspricht
gleichmäßig unfern. Ich, mag dieses selbst sich so abhängig oder unabhängig
vorstellen als es wolle.

Durchstiegen wir nun Du Camps Leben, betrachten wir die Berührungen
in die es ihn brachte mit Land und Leuten, mit Individuen, Verhältnissen,
Begebenheiten — die Ergebnisse weiden sich dann leicht finden.
Schon in der Wiege knüpfte sich ein nie gelockertes Freundschaftsband
mit Louis de Colinen!», dem Sohn jenes Cormenin, der durch seine unter
dem Namen Timon veröffentlichten Schriften eine so ernste, geachtete und

Mazime Du Lamp. <0^

gefürchtete Stellung errang. Die Lulitage warfen ihre Schatten in Du Camps Kinderjllhre, während welcher Ernst Feydeau, ein gleichaltriger Knabe, sich schon in der Schule auf's Eigenthümlichfte bemerkbar machte. Während Maxime in den großen Pariser Collegien Jahre widerwärtigster Slaverei zubringt, wüthet die Cholera, und die Insurrectionen der dreißiger Jahre dringen durch die Pforten der Bildungsstätten. Seltene Besuche des Theaters, insbesondere die erste Aufführung von Alfred de Vigny's „Chatterton“ bestärken feinen Enthusiasmus für das Wirken des Schriftstellers, des Dichters — die romantische Schule, mit Victor Hugo an der Spitze, vereint die jungen exaltirten Köpfe und befördert das Wachsthum tollster literarischer Projecte. Nach Absolvirung der Gymnasialstudien kommt eine Zeit unregelmäßigen geistigen Vagabundirens, dessen Kern aber doch stets das leidenschaftliche Interesse für allseitige Literatur bildet, bis dann der Entschluß, nichts sein zu wollen, als Schriftsteller — nichts erlangen zu wollen, als was diesem erreichbar, sich trotz aller Widersprüche der Seinen bethätigt und so der Grund für alle Zukunft gefestigt wird.

Unter den unbekannt Gebliebenen, halbbelannt oder berühmt Gewordenen, mit welchen Du Camp feine schriftstellerischen Neigungen zusammenbringen, befindet sich auch Gustav Flaubert, der später als Verfasser von „Madame Novaiy“, „Salambö“ und anderen weniger gelungenen Werken sich eine so große Stellung in der neuen französischen Literatur erwarb. Mit diesem außerordentlichen, ja ungeheuerlichen Menschen befreundete sich Du Camp auf's Engste, mit seinem Tode schließen auch die „Erinnerungen“ ab, als deren Held er fast erscheint. Wie unendlich verschieden viele der genanntesten französischen Autoren und Künstler von den Bildern sind, die sich bei uns mit allem Französischen verknüpfen, springt in Du Camps Schilderungen fortwährend in die Augen. Seltsame, originale, ja bizarre Charaktere, wie sie sogar bei den Engländern, diesen Idealen der Absonderlichkeit, kaum vorkommen mögen. — Eine unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Orient, genährt durch Bücher und Persönlichkeiten, veranlaßt den unabhängigen Jüngling zu einer Reise in den Archipel, nach Konstantinopel — auf dem Rückweg machte er von Rom aus einen Abstecher nach Algier. Er lernt da die vornehmsten Orientalen kennen, lebt in der Villa Medici in Rom inmitten seiner vaterländischen Kunstgenossen, in Afrika mit seinen Landsleuten, den französischen Offizieren, wie mit den Arabern, zu welchen er auch fpäter in freundlichen Verhältnissen bleibt.

Nach der Rückkehr in die Vaterstadt treten, neben Flaubert, der Bildhauer Pradier, der berühmte Maler Millet, Chateaubriand und Andere in den Vordergrund. Ohne politischen Enthusiasmus, aber als Culturmensch bctheiligt sich Tu Camp, Offizier in der Nationalgarde, an dem furchtbaren Lunilampf des Jahres 1848 und erhält aus den Händen Cavaignacs selbst den Orden der Ehrenlegion. (Nicht er spricht von dieser Auszeichnung, sondern die trocken-sachliche ..Lio^iApliin nationale cles (^ontemporain^-). Nur langsam

^02 Ferdinand liill in Röl».

genas er von einer bedeutenden Verwundung. Ein anderer literarischer Held, der gefeierte Theophile Gautier erscheint auf der Pariser Scene. Dann geht er wieder, diesmal in Gesellschaft Flaubert's, über's Meer. Die Freunde halten sich in Alexandrien, Konstantinopel, Athen längere Zeit auf — sie begegnen den tollsten Figuren, den fabelhaftesten Abenteurern und Flaubert entwickelt Seltsamkeiten, die unglaublich scheinen. Napoleons Staatsstreich erlebt Du Camp wieder in der Hauptstadt, wo er sich an der Gründung der „Novue äs Iaris" beteiligt. Seine zahlreichen in Egypten und Nubien, Kleinasien und Palästina gefertigten Clichös, die dem ersten Werke als Grundlage dienten, in welchem Photographie und Typographie sich verbanden, brachte ihn in vorübergehende Berührung mit dem künftigen Kaiser, dessen Regiment, namentlich durch die Knebelung der Presse, ihm zu schaffen machen sollte — „Madame de Bovary" erschien in der „Nevue äs I>ari8" — seinem literarischen Lieblingskinde, — großer Aufruhr — und später Unterdrückung der beliebt gewordenen Rundschau.

Unterdessen befreundet sich Du Camp mit dem Chef der St. Simonisten, dem pere Enfantin — er beobachtet die Verrücktheiten der Spiritisten in der Nähe. Der Krieg in Italien lockt ihn dorthin — er sieht Cavour — folgt den Zügen Garibaldi's und verlebt mit Alexander Dumas in Neapel die interessantesten Tage.

Wer tritt nicht in den Gesichtskreis unserer „Litteraten?" Lamartine, Lanfrey, Merimee — die epochemachenden oder gemacht habenden Maler Eugres, Vernet, De la Croix! Es kostet die größte Ueberwindung, Nichts zu verrathen, von allem, was da zur Sprache kommt — von merkwürdigen Zügen, köstlichen Anekdoten — aber ich bescheide mich.

Ueber I^iü et eUe, eile et lui — nämlich Alfred de Muffet und George Sand, liest man hier die Wahrheit. Die bedeutendsten Mitarbeiter der „Ne^-ue äes <isux inonäes", in welcher er jetzt seine Arbeiten veröffentlicht, im „Journal cie» <iedat8" u. s. w., die I. Lanin, de Sacy, Paradol, treten uns vor's Auge und man weiß kaum mehr, wo man hinzusehen hat. Die politischen Revolutionen seines Vaterlandes hatte Du Camp mit einer Art entsagender Indifferenz an sich vorüberziehen lassen, ja die Umkehr des Kaisers zum Liberalismus erfüllte ihn mit frohen Hoffnungen, als der Krieg vom Jahre 1870 eintrat, mit dem unerhörten Falle des Kaiserreichs, mit der darauf folgenden Belagerung und dem furchtbarer. Finale der Commune, während welcher Bedrängnisse Du Camp seine Vaterstadt nicht verließ. Man begreift, wie diese Schicksalsschläge auf ihn wirken mußten. Schon vorher hatte er den Freund der Kindheit, Cormeuin, verloren — im Jahre 1880 starb auch Flaubert. Tief gebeugt setzt er sich nun hin und läßt die Manen der Verblichenen, die Manen des Erlebten an sich — an uns vorüberziehen. Der Titel seines Buches ist vielleicht das Einzige was darin nicht richtig — nicht „Souvenii-8 littei-ales" dürfte es heißen, sondern „Souvenir ä'un litteinteur. Weit gehen die Erinnerungen hinaus über das, was man

Maiime Vu tamp. — ^ ^05

litterarisch nennen darf, man müßte denn die ganze Welt mit diesem Worte umfassen wollen.

Du Camp hat viele Niinde geschrieben, die, wenigstens außerhalb seines Vaterlandes, nicht zu großer Verbreitung gelangt sind, in Versen und in Prosa: Reisen im Norden und im Süden — Kunstkritiken — Novellistisches — didaktische Gedichte und was nicht alles mehr. Das Wert aber, welches jedenfalls dm Schwerpunkt seiner Leistungen bildet, wenn ihm auch nicht der populär Reiz der „Erinnerungen“ innewohnt, heißt: „?ari«, 8L5 oi-Fanss, 8S» ton«tion8 st sä vie“ (1869). Wir haben es in der „üovuo 6«8 äeux nwuäe»“ nach und nach in seinen einzelnen Theilen kennen lernen und bewundert. Ich kann mich nicht enthalten aus den „Erinnerungen“ etwas ausführlicher mitzuthemen. wie es entstanden; auch hier, wie so oft, weiß man nicht, ob eine Art von Zufall, ob eine plötzliche innere Erleuchtung, das zu Tage gefördert, was dann später als ein Unausbleibliches. Nothwrdig-Geborenes erscheint.

„Um'S Jahr 1865 litt ich“ — erzählt Du Camp — „an meinen sonst vortrefflichen Augen — man fchickte mich zu einem bekannten Optiker in der Nähe des Pont-Neuf — er legte mir ein Buch vor, in normaler Entfernung und ich warf den Kopf zurück. „Ach°, rief der brave Mann aus, „Sie blasen Posaune! — da hilft nur die Brille“. — Ich fügte mich und ging, um ihm Zeit zu lassen, zur Brücke, wo ich mich, es war ein schöner Maiabend, auf eine Bank setzte. Auf der Seine ruderte man die Pontons einer Schwimmschule zusammen; die „Münze“ jagte ihre Rauchwolken gegen den Himmel; Droschken warm aufgestellt und Omnibusse rasselten vorüber; Stadt«sergeanten, aus der Polizeipraefectur kommend, vertheilten sich gruppenweis, nach verschiedenen Richtungen ziehend; der Wagen eines Zellengefängnisses drängte sich durch die Voltsmenge; Händler und Krämer suchten mit ihren Karren durchzukommen. Wie oft hatte ich alles das vor Augen gehabt? Warum bewegte mich dies Schauspiel an jenem Abend auf eigene Weife? Warum erblickte ich in all dem Treiben die Offenbarung einer höheren Vorsicht? Ich weiß es nicht zu sagen. — aber Paris erschien mir plötzlich wie ein ungeheueres Geschöpf, feine Functionen durch die eigensten Organe mit bewundernswerthester Sicherheit und Genauigkeit vollendend. Ich verfiel in tiefes Sinnen — unbeweglich blieb ich sitzen — durch die Gebanken, die sich meiner bemächtigt, allem äußeren Treiben entzogen; als die Dämmerung eintrat, erwachte ich — längst hatte ich vergessen, daß der Brillenmann seit zwei Stunden mich erwartete — aber fest entschlossen stand ich auf, das Räderwerk, das Paris in Bewegung seht, bis ins Einzelste zu ergründen.“ Ich verlasse die weitere Ausführung und füge nur noch hinzu, daß sich Du Camp mit jener Energie seiner Arbeit hingab — die sie erforderte und die ihn freilich zwang, sich allen möglichen und unmöglichen Beschäftigungen hinzugeben. „Ich lebte auf der Briefpost,“ erzählt er uns, „war wie an-gestellt an der Staatsbank — ich habe mit den Metzgern Ochsen geschlachtet,

^NH Ferdinand Hiller in Köln.

mich den verschiedenen Gattungen von Polizeiagenten auf ihren Expeditionen gesellt. — in den Zellen der Gefangenen hielt ich mich auf und begleitete zum Tod Vernrtheilte bis auf die Bretter der Anatomie, — die Statten des Elends habe ich aufgefucht, in Betten der Spitäler geschlafen, die Schmuggler mit den Zollbeamten belauscht. Auf den Locomotiven der Schnellzüge bin ich gereist, habe mich in Häusern der Geisteskranken einsperren lassen, um die armen Narren zu beobachten. Von keiner Ermüdung, von keiner Untersuchung, von keinem Ekel habe ich mich zurückschrecken lassen; aber das sind keines literarischen Erinnerungen—ich muß zu diesen zurückkehren und darf nicht von persönlichen Dingen sprechen, die den Leser nicht interessiren tonnen."

Wer jene Studien gelesen, weiß, daß noch viel mehr in ihnen enthalten, als angedeutet. Die Erziehungsanstalten defecter Menschenkinder, wie die höchsten Nildungsstätten treten uns vor die Augen, und je mehr, je Genauer man erfährt, desto höher wächst das Interesse. Kein Roman ist fesselnder, kein Schauspiel anregender, als die Darlegung aller jener Institutionen, in welchen sich die ungeheure Macht unserer heutigen Culturverhältnisse auf's Großartigste offenbart. Mit gleicher Gewissenhaftigkeit gab Du Camp in der „Iioy»e" seine Erfahrungen und seine Untersuchungen. die Herrschaft der Commune betreffend, wieder — neben der ganzen Fülle sittlicher Entrüstung doch auch keinen Menschen, keinen Zug vorübergehen lassend, die versöhnend aus jener Nacht hervorleuchteten.

Welch ein reiches, beneidenswerthes Leben liegt hier vor uns <ms^ gebreitet — welcher Gaben bedurfte es aber auch, um es durchleben zu können! Welcher Anlagen, welcher Kräfte!

Du Camp ist offenbar eine jener elastischen Naturen, wie sie beiden Männern des Südens, speciell bei den Franzosen, nicht selten angetroffen werden, körperlich und geistig gewandt, körperlicher und geistiger Anstrengungen spottend. Sein Gedächtniß, die Grundlage für jede höhere Leistung, scheint stillunenswerth — die kleinsten Einzelheiten aus de» feinsten Zeiten stehen ihm vor den Augen; und er giebt sie wieder, wie wenn er sie im Moment abzeichnete. In Sprachen und Literaturen muß er sich gewaltig umgethan haben — er versteht den Occident und den Orient. Seine eigene Sprache behandelt er mit jener Leichtigkeit, Lebendigkeit, Durchsichtigkeit und Anmuth. wie sie das unbestrittene Vorrecht unserer gallischen Nachbarn sind. Was er erzählt, hören wir nicht an — wir erleben es. Die Resultate, zu welchen er gelangt, haben wir selbst gefunden. — Geistreich, witzig zu sein, liegt außerhalb seines Wollens — vielleicht fehlen ihm die nüthigen Ingredienzien zu dem, was man oft darunter versteht. Aber allem, was er ficht, hört, erfährt, beobachtet, weiß er die charakteristische Seite abzugewinnen, weiß es ergötzlich, ja tomisch, — ernst, ja tragisch hinzustellen. Jede Übertreibung liegt ihm fern — höchstens könnte man ihm vorwerfen, daß seine Bescheidenheit allzu sehr hervortritt — man kann unmöglich weniger von eigenen Leistungen spreche», wenn man die eigenen Erinnerungen

Maiim« Du Camp. ^05

niederschreibt. Die Bescheidenheit zeigt sich jedoch hauptsächlich in dem, was er verschweigt oder nur kurz berührt — der Ton des Sprechenden hat eine eigenthümlich schneidige Vibration und manches ist so gesagt, als ob ein Widerspruch wie ein Döfi aufgenommen werden würde. Es bedurfte dessen nicht, um jeden Zweifel an der Wahrheitstreue des Erzählers zu beseitigen. Auch das Wesen seiner liebsten Freunde schildert er ohne jede Uebertreibung, ohne Bemäntelung ihrer Schwächen, ohne Entschuldigung ihrer Fehlgriffe. — Wir sind nun einmal gar sehr unvollkommene Geschöpfe! Das ist bei ihm, wie immer und überall, das Ende vom Liebe. Diese allgemeine Erfahrung aber legt seiner Entrüstung dem Schlechten gegenüber keine Schranke auf, und es ist unmöglich, das, was seine Landsleute verbrochen, mit schärferen Worten zu beurtheilen, als Du Camp es thut. Es giebt freilich Dinge, über welche Freunde und Feinde zu demselben Ergebnis; gelangen müssen — wenn sie nämlich die Kraft haben, der Wahrheit in's Antlitz zu schauen. Dieser Kraft ermangelt unser Autor nie, wo ihm das sittlich Schlechte entgegentritt. In seiner Würdigung derjenigen Dinge aber, wo es sich, wie in Kunst und Litteratur, um verschiedene Richtungen handelt, die sich freilich oft genug diametral gegenüber stehen, sucht er einen möglichst unparteiischen Standpunkt einzunehmen — das Interessante. Geistreiche, Bedeutende, Schöne zu erkennen, unter welcher Form es sich finde. Sowohl in seiner Würdigung der plastischen Künste als der Erzeugnisse der Litteratur tritt dies fortwährend zu Tage. Es ist der richtige Standpunkt des Kritikers! Unsere Tonkunst wird leider selten berührt — mir scheint jedoch der Verfasser hier einseitiger zu sein, wofür ich ihm danke, denn die echte Liebe ist nicht objectiv. Ich glaube schon erwähnt zu haben, daß Du Camp in Dingen der Politik eine eigenthümliche Ruhe bewahrt, wahrscheinlich weil er für das, worum es ihm zu thun ist, Freiheit und Gerechtigkeit für sich und Andere, keine besondere politische Partei findet, und weil unter allen Regierungsformen fast gleichmäßig dagegen gesündigt wird. Politischer Ehrgeiz liegt ihm fern! Wir haben es, alles in allem, mit einem unabhängigen Geiste und Charakter zu thun, dem nichts so sehr am Herzen zu liegen scheint, als Wahrheit im Fühlen und Denken, im Leben und Handeln. Daß daneben die Liebe, die echtste Liebe, sehr wohl bestehen kann, zeigt seine hingebende Treue den Freunden gegenüber — nie macht sie ihn wankend in seinen Ueberzeugungen, aber er bewahrt sie auch da, wo er mit seinem Urtheil nicht beistimmen kann. Wie eres Freundinnen gegenüber gehalten? — das scheint nicht in litterarische Erinnerungen zu gehören — wir können aber versichert sein, daß der Mann von Ehre sich nie verleugnet haben wird. Fast fürchte ich schon zu viel gesagt zu haben, sowohl für die, die mir Glauben schenken, als vollends für solche, die dazu keine Neigung verspüren, aber es ist schwer zu enden, wenn die Ueberzeugung die Feder führt. Zum Schluß erlaube man mir die Worte herzusetzen mit welchen der Autor seine Erinnerungen zusammenfaßt, das Glaubensbekenntniß des Schriftstellers und des Mannes.

^06 — Ferdinand Liller in Köln.

„Was ich diesen traurigen Seiten zuzufügen habe, ist schnell ausgesprochen. Man behauptet Villemain habe gesagt: „Das Schriftstellerthum führt zu Allem, wenn man aus ihm heraustritt— ich behaupte dagegen, es bringt Trost für Alles, wenn man ihm treu bleibt, wenn man sich ihm ganz hingiebt und ihm nie die höchste Achtung verweigert. Die litterarische Thätigkeit ist in guten und schlechten Stunden das Neste, was man finden mag; um den, der sie liebt, bildet sie einen Wall gegen alles Ephemere, sie zieht einen Kreis um uns, der keine Freude ausschließt, aber dem Gemeinen den Eintritt verbietet. Ich kenne keine schönere Wirksamkeit, als die des unabhängigen Schriftstellers. Wenn er mit der Liebe zur Arbeit und zur Wahrheit ein wenig Bescheidenheit verbindet; wenn er, unbekümmert um vorübergehende politische Formen, nach der Gerechtigkeit und Wahrheit strebt; wenn er keinen andern Ehrgeiz kennt, als sein Bestes zu thun; wenn er, trotz aller Deceptionen, die das Leben bringt, die Größe seiner Zeit erkennt und bewundert; wenn er das Glück hat, Freunde besessen zu haben und zu besitzen, wie die, die ich verloren und die die mir geblieben, — so mag er seinem Schicksal danken, es war ein glückliches.“

Sein Bestes kann man freilich überall thun, Freunde haben wir hoffentlich Alle, und Vieles vom Schönsten, was Du Camp zu dem Glück des Schriftstellers zählt, kann man auch in anderen Sphären erreichen. Hoch erfreulich ist es aber, einem hervorragenden Manne zu begegnen, der am Ende seines Lebens seinem Berufe gerecht bleibt, wenn er in demselben auch nicht alles gefunden, was er zu erreichen getrachtet und gehofft haben mag. Allzu oft schreibt der Wanderer es dem Wege zu, wenn er nicht kräftig genug auszusprechen wußte, um ans Ziel der Reise zu gelangen.

Köln, im November 1882.

H.U LonKeui' des DaineL.

^oma» von Lmile Zola,

von

Paul Lindau.

— Verli». —

^e Männer, auch diejenigen nicht ausgenommen, die im Begriff stehen, sich mit der Längstersehnten und Heißgeliebten zu vermählen, werden mir zugeben, daß es hienieden lanm etwas Abspannenbeies, Ermüdenderes giebt, als das stundenlange Verweilen in einem großartigen Modegeschäfte, vollgepfropft mit Waaren von erdrückender und betäubender Mannigfaltigkeit, mit Hunderten von verbindlich lächelnden, die Vorzüglichkeit der Artikel anpreisenden Verkäufern und Verkäuferinnen, mit gar nicht zufriedenzustellenden, mäkelnden, feilschenden Kunden und deren mißmuthigen Begleitern — daß es nichts Entsetzlicheres giebt, als den Aufenthalt in einem jener mit schreiender Pracht ausgestatteten, überladenen von buntfarbigen Stoffen aller Art schillernden, von Bändern und Federn duichflliterten Riesengeschäfte, wie sie das Großcapital in den Weltstädten geschaffen hat, um den heißhungrigen Bedürfnissen des Luxus zu entsprechen und die nimmersatte Gier der Putzsucht wo möglich noch anzustacheln. Der Besuch eines dieser gewaltigen Räume, dieser „dem verschwenderischen Wahnsinn der Mode geweihten Tempel“, bietet alle Unzukömmlichkeiten dar, welche die Besichtigung der Museen und Sammlungen mit sich bringt, ohne eine der Entschädigungen, die uns die Werte der beruhigenden Kunst gewähren. Eine Viertelstunde, meinetwegen eine halbe Stunde, läßt man sich den Spaß gefallen, man interessirt sich für die Großartigkeit der Verhältnisse, für die Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit der Verwaltung und inneren Einrichtung, man bewundert den Geschmack in der Anordnung, man staunt über den eigenthümlichen und beredten Ausdruck, den hier die Macht des Kapitals findet. Die unaufhörliche Fluth der zuströmenden und abfließenden Menge,

^1)8 Paul Iinoau in Verlin.

das geschäftige Hin- und Herlaufen der Verkäufer, der Packete fchleppenden Ladendiener, der Sturm auf die Kasse: mit einem Worte, das ganze, eigenartige, unglaublich belebte Bild fesselt unser Auge, und das tausendstimmige Summen und Surren, das es begleitet, beschäftigt unser Ohr. Aber bald wirkt diese Scene trotz ihrer Mannigfaltigkeit oder vielleicht gerade deswegen tödtlich einförmig und erschlaffend; wir fühlen uns wie zerschlagen und athmen auf. wenn der Schweizer in strahlender Livree die Thür hinter uns schließt.

In seinem neuesten Roman: „^u Loullyur <1«8 Dame»",*) hat Emile Zola nun die Grausamkeit, uus volle zehn Stunden — denn diese Zeit beansprucht das aufmerksame Lesen des merkwürdigen Buches — in einem solchen Modegeschäft festzuhalten. Fast ohne Unterbrechung müssen wir ihm während dieser zehn Stunden durch alle Geschäftsräume, vom Keller bis zum Söller folgen; sieben oder achtmal müssen wir den eintaufenden Damen oder den besichtigenden Directoren in ganz langsamem Schritt durch den dichten Schwärm der schwatzenden und klatschenden Käufer und Verkäufer folgen. Wir sind todtmüde, wir bitten um Gnade; aber unser schonungsloser Führer ist unerbittlich! Immer wieder müssen wir den verhaßten Rundgang antreten, immer wieder die verfchiebenen Lager mit einer Aufmerksamkeit, die uns aufgezwungen wird, mustern, immer wieder die fchwarzen Wollstoffe, die buntfarbigen und bedruckten Baumwollstoffe, die Damentoiletten, die Kinderanziige, Cravatten, Spitzen, Weitzwaaren, Tischwäsche, Rüschen, Gardinen, Futterstoffe, Strumpfwaren, gewirkte Waaren, Shawls, Handschuhe, Parfümerien. Schirme. Möbelstoffe, Teppiche, Posamentieywaaren, Federn, Bänder :c. ganz genau in Augenschein nehmen. Hat diese Aufzählung fchon etwas Langweiliges, so bedenke man nun, was die Schilderung aller verschiedenen Lager in ihren Einzelheiten, mit genauer Bezeichnung der speciellen Stoffe und Schnitte, dem Leser eines Kunstweites für Qualen auferlegt und einen wie tiefen Mißmuth sie bereitet. Sind wir in Wahrheit in einem solchen kolossalen Geschäfte, fo können wir doch unter Umständen die Augen schließen; wir brauchen doch nicht überall stehen zu bleiben und Alles zu besichtigen! Aber bei Zola sind wir viel übler daran: wir sehen Alles ganz genau; die Anschaulichkeit seiner Schilderung ist wahrhaft entsetzlich! Ab und zu wandelt uns die Lust an, etwas leichtsinniger über diese Schilderungen hinwegzulrsen, ein bischen zu schmökern; aber das geht nicht. Die eigenartige Kunst Zolas fesselt uns wider Willen, und wenn wir uns auch gar nichts daraus machen, einem Frühjahrsverlauf beizuwohnen, wenn wir uns auch für die Einführung eines neuen Seidenstoffes nur mäßig interessiren und es uns ziemlich kalt läßt, ob derselbe fünf Centimes mehr oder weniger im Meter kostet, wir müssen es ruhig über uns ergehen lassen, denn die Kunst der Darstellung läßt uns nicht los. Auf diese Eigenthümlichkeit werde ich leider noch zurück-

*) Paris, C. Charpentier, 1883,

^u LonKeur 6«3 Dame« von Emile Zola, ^OI)

kommen, hier habe ich sie nur flüchtig berühren müssen, um festzustellen, daß der Ort der Handlung den meisten männlichen Lesern durchaus antipathisch sein muß und sie aufs Aeüßerste ermüdet. In demselben Maße aber ist die Handlung selbst diesmal erfrischend und sympathisch.

Wie immer bei Zola ist auch in dein neuesten Romane diese Handlung, wenn ich mich des Bildes bedienen darf, nur die Melodie, die von den breiten, rauschenden Harmonieen einer großen Idee getragen wird. Es handelt sich diesmal um den Todeskampf, das letzte Röcheln des vom Großhandel zu Boden gedrückten und vernichteten Kleinhandels.

Mit einer gewissen trüben Theilnahme sieht Zola diesem Vernichtungslampfe zu, dem Dahinschlachten des redlichen, arbeitsamen, tüchtigen kleinen Mannes, der das ererbte Geschäft auf derselben Grundlage, auf der es ihm überkommen ist und auf der es den Wohlstand der vergangenen Geschlechter gegründet hatte, fortführen will, durch den ungeschlachten Koloß, der Taufende von Einzelkräften zu einer erdrückenden Gewalt vereinigt.

Es ist ganz richtig, daß sich in dem letzten Jahrzehnt des Kaiserreichs dieser Hang zum Ungemessenen, Gewaltigen und Großartigen besonders deutlich gezeigt hat, — das Bestreben, durch die Größe, das Kolossale, Uebermiltchia, Uebermenschliche und Ungeheure zu erdrücken, wie es sich auch in der Kunst des zweiten Kaiserreichs, in den Bauten der neuen Theater, der Boulevards :c., ausgesprochen hat, — durch das Unverhältnißmäßige zu wirken, das gewissermaßen den Ring zwischen den ersten Anfängen und den letzten Ausläufern der Cultur schließt, in dem sich die rohe Barbarei des Thurmbaus zu Babel und die Uebercultur der letzten Weltausstellung begegnen. Dieses Bestreben hat sich auch des Handels und Gewerbes bemächtigt. Die Industrie, die sich das Großcapital dienstbar gemacht hat, ist immer mehr erstarkt, und das auf die bescheidenen Mittel des Einzelnen angewiesene Kleingewerbe verkümmert. Zola empfindet für die unglücklichen Schlachtopfer, welche die Neuzeit in die Arena treibt, um von dm eisernen Fäusten der Großen zermalmt zu werden, allerdings ein aufrichtiges Mitgefühl, aber er ist doch zu sehr ein Kind seiner Zeit, um nicht zu erkennen, daß es unmöglich ist, diesem Vernichtungstampfe Einhalt zu thun, und um nicht zuzugeben, daß die Allgemeinheit aus dieser Hinmetzelung des Schwachen durch den Starten Gewinn zieht. Die armen Opfer thun ihm leid, aber sie müssen fallen, und der Boden, den ihre Leichname düngen, zeitigt die Ernte, die die Allgemeinheit zu ihrem Wohlbefinden einfährt. Der Stillstand hat Unrecht und der Fortschritt hat Recht.

Denis«, ein zwanzigjähriges, unansehnliches Mädchen, deren einzige Schönheit ihre ganz wundervollen bis zu den Knöcheln herabfluthenden blonden Haare sind, die aber trotz der mangelnden körperlichen Reize die ganz unwiderstehliche Anmuth des wahrhaft Mädchenhaften. Jungfräulich-Keuschen besitzt, kommt mit ihren beiden Geschwistern in Paris an. Sie ist eine Waise; ihr Vater hat bei seinem Tode Nichts hinterlassen. Sie ist in

HI,0 — Paul Lindau in Veilin.

Valognes in das größte Modegeschäft als Verkäuferin eingetreten und hat es durch Sparsamkeit und Entbehrungen ermöglicht, ihre beiden Geschwister und sich selbst mit knapper Noth zu ernähren. Ihr Bruder, Jean, verräth Talent zur Bildschneiderei, und ein Herr, der eine von ihm gefertigte Kleinigkeit sieht, räth ihm, in Paris sein Glück zu versuchen. Er verspricht ihm, ihn gleich bei einem Meister, der ihn beköstigen und ihm Wohnung geben wird, unterzubringen. Na erinnert sich Denise des freundlichen Briefes, den sie nach dem Ableben ihres Vaters von dessen Bruder, dem Onkel Aaudu erhalten und in dem dieser ihr gesagt hat, daß sie im Nothfall immer eine Zufluchtsstätte bei ihm finden würde. So entschließt sie sich denn zur Reise nach der Hauptstadt. Für den fünfzehnjährigen Jean ist ja gesorgt, der Jüngste, der kleine fünfjährige Pöpe, wird wenig Last machen, und sie selbst, die arbeiten kann und arbeiten will, wird in Paris schon ihr Unterkommen finden, wie sie es ja in Valognes gefunden hatte.

Von der langen Eisenbahnfahrt auf den harten Banken der dritten Klasse ermüdet, treffen sie auf dem Pariser Bahnhof ein und legen den weiten Weg bis zur Wohnung des Onkels, nach der sie sich von der einen Straße zur andern zurechtfragen, zu Fuß zurück, alles bewundernd und anstarrend. Wie gebannt bleiben sie vor einem großartigen Magazin stehen, in dem sich soeben das erste Leben des Tages regt. Auf langen Seiten schildert Zola die Pracht des Einganges und der Schaufenster, die die kleine Gesellschaft nicht genug anstaunen kann. Endlich müssen sie sich doch von dem glänzenden Schauspiel losreißen. Man weist sie auf ein unansehnliches altes baufälliges Gebäude gegenüber, in dessen Erdgeschoß ein dunkler, muffiger Tuchladen sich befindet, als auf dasjenige, nach dem sie suchen. Dort steht auch mit mißvergnügtem galligem Gesicht der Principal, Onkel Baudu, den sie bisher nicht gekannt haben und der seinerseits von der Bekanntschaft mit seiner Nichte und seinem Neffen ganz und gar nicht erbaut ist. Freilich hatte er unter dem Eindruck der Todesnachricht einmal eine etwas unvorsichtige Redensart gebraucht, aber man fällt doch den Leuten nicht gleich ins Haus; Denise hätte doch vorher schreiben sollen! Er würde ihr dann gerathen haben, den Vorsatz, nach Paris zu kommen, aufzugeben; denn in Paris ist nichts zu holen! —

Der alte Baudu ist kein schlechter Mann; er ist nur auf's Aeußerste verstimmt über den unaufhaltsamen Rückgang seines Geschäftes und über das entsetzliche Gedeihen des Concurrenten da drüben. Als er die bestürzten Gesichter seiner Verwandten sieht, macht er gute Miene zum bösen Spiel und führt sie in die dumpfe feuchte Behausung ein. Denise lernt die andern Verwandten kennen: die Tante Baudu, eine bleichsüchtige, gramverzehrte Frau, der der geschäftliche Kummer ihres Mannes am Herzen frißt; denn sie hat ihm das einst blühende Tuchgeschäft in die Ehe mitgebracht, und ihre Cousine Geueviöve, ein hageres, mageres, armes Mädchen mit der Figur eines unentwickelten Kindes, ein blutleeres Geschöpf mit ebenfalls wunder-

^>u LonKeui äez O»mez von Lmile Zola. I. ^

vollen Haaren, die ihre ganze Lebenskraft aufzusaugen scheinen. Der Ueberlieferung des Hauses folgend, ist die Tochter mit dem eisten Commis, der nunmehr der einzige geworden ist, einem gewissen Colombar, verlobt worden, einem ganz unbedeutenden Menschen, der sich das Vertrauen des künftigen Schwiegervaters dadurch erhält, daß er ihm immer Recht giebt. Die Vermählung der Beiden ist seit langen Jahren eine abgemachte Sache, die wie ein Naturgesetz hingenommen wird; man wartet nur darauf, bis das Geschäft sich wieder etwas hebt, um dieselbe zu vollziehen, weil Vaudu den Ehrgeiz hat, das Geschäft in demselben blühenden Zustande, wie er es einst aus den Händen seines Schwiegervaters empfangen hatte, auch seinem Schwiegersohn zu übergeben.

Die Concurrrenzstimmung ist in diesem Eingangskapitel ganz meisterhaft geschildert: dieser verzehrende, nervenaufreibende Neid, der Haß des rechtlich-schaffenen Krämers gegen den Alles verschlingenden Großhändler, der natürlich, weil er Erfolge auf Erfolge erzielt, des Schwindels bezichtigt wird. Beinahe tragisch klingt die Klage des Krämers der alten Schule über den wüsten Neuerer. Und sie können den Blick von dem verhaßten Schauspiel nicht abwenden! Immer wieder müssen sie hinüberblicken nach den glänzenden Spiegelscheiben, hinter denen Wuaren aller Art von den einfachsten bis zu den prächtigsten im Werthe von Millionen prahlerisch und die Kauflust reizend bergeshoch aufgestapelt sind. Immer wieder müssen sie das riesenhafte Schild, das von zwei Genien getragen wird, lesen: „H.u Lonlisur liL8 vcuus», so schmerzlich und widerwärtig es ihnen ist. Wie die Motten flattern sie zum Lichte, um sich die Flügel zu versengen.

Daß in diesem traurigen, dem Untergange zueilenden Hause ihres Bleibens nicht ist, erkennt Denise sogleich. Ein benachbarter Kaufmann sucht ein „Fräulein“ für sein Geschäft, und der Onkel begleitet sie dorthin. Die Stelle ist zwar vergeben; aber sie hört dort, daß das große Geschäft gegenüber, das sich wiederum erweitert habe, neue Verkäuferinnen suche. Denise hat für ihr Unterkommen und für das Unterkommen ihres kleinen Bruders zu sorgen; sie kann ihrem Onkel den Schmerz nicht ersparen, sich bei dem verhaßten Nebenbuhler zu melden.

Der Chef des Hauses ist Octave Mouret, derselbe junge Mann, den wir in dem vorigen Roman „ot-Louillo“ aus der Provinz nach Paris kommen und hier sein Glück machen sehen. Wir erinnern uns, daß er damals mit seinen goldbraunfarbigen Augen bei allen möglichen Weibern die beneidenswerthesten Erfolge erzielte, leichtfinnig wie der echte junge Mann in den Tag hinein lebte, um schließlich einer gesetzten und anmuthigen Frau, der verständigen Leiterin eines guten Geschäftes, die Hand zum ewigen Bunde zu reichen. Octave Mouret hat sich seitdem in sehr vortheilhafter Weise entwickelt. Seine Rührigkeit, sein Unternehmungssinn, seine Erkenntniß der Macht des Weibes, sein unausgesetztes Bestreben, diese zu seinem Porthail zu verwerthen, haben in das nach der alten Schablone bisher Null, und Süd XXV, 73. 8

1.1.2 Paul Lindau in Verlin.

geleitete Geschäft frisches Blut und Leben gebracht. An seiner verständigen Frau, die ebenfalls ihre Zeit begreift, hat er die volle Unterstützung gefunden. Das Geschäft ist umgebaut, ein Nachbarhaus nach dem andern ist angekauft und mit dem Geschäfte vereinigt, immer mächtiger sind die Verhältnisse geworden, und als Frau Octave Mouret, die verwittwete Hedouin, in Folge eines Unglücksfalls beim Neubau von ihm scheidet, ist Octave der Erbe des kolossalen Geschäftes, einer der angesehensten und erfolgreichsten Kaufleute von Paris.

Diesem mächtigen Gebieter auf dem Pariser Markte tritt nun das schüchterne Mädchen zitternd entgegen. Sie gefällt ihm nicht übel; sie ist zwar recht kindlich unentwickelt, ein bisschen linkisch und durchaus nicht schön, aber ihre Haare sind prachtvoll, und sie besitzt irgend etwas, was freundlich stimmt, eine gewisse seelische Ausgeglichenheit, Klarheit und Ruhe, die Wohlgefallen hervorruft; kurz und gut, er versucht es mit dem jungen Mädchen, und Denise tritt in das Geschäft probeweise ein. Sie wird von dem übrigen Personal ganz niederträchtig behandelt. Das seidene Kleid, das ihr vom Geschäft geliefert wird, sitzt schlecht, ihre schweren Provinzialstiefel erregen den Hohn der andern Mädchen, die sich auf dem nicht ganz unbekanntem Wege alle möglichen Luxusartikel, Spitzen und Juwelen mit der Zeit verschafft haben. Sie wird das Stichblatt aller Hänseleien und Witzeleien, ihre Vorgesetzte ist besonders streng und lieblos gegen sie; bei jedem Anlaß und ohne Anlaß wird sie gescholten; aber sie hält tapfer Stand, sie muß Stand halten. Abends indessen, wenn sie in ihrem erbärmlichen Schlafstübchen ist, weint sie sich aus. Nur eine ihrer Colleginnen hat Mitleid mit ihr. Pauline Cugnot, eine Verkäuferin im Weißwaarenlager, und zwischen den beiden Mädchen spinnt sich eine innig rührende Freundschaft, so verschieden die Beiden auch sind. Pauline hat ihren Geliebten und findet das ganz selbstverständlich; sie begreift nicht, weshalb Denise sich dagegen sträubt, ein Gleiches zu thun. Denise ihrerseits fehlt wiederum der Sinn dafür, so zu leben wie Pauline. Sie ist keineswegs entrüstet darüber; aber es wiederstrebt ihr nun einmal. Sie ist ein unbewußt anständiges Mädchen. Sie besitzt ihre Tugend, wie sie ihre schönen Haare besitzt, als eine Gabe des Himmels, deren sie sich nicht rühmt, die ihr nun einmal zu eigen ist und die sie nicht aufgeben mag. Nur bei Paulinen findet Denise Theilnahme und liebevolles Verständnis; bei dem männlichen Personal ergeht es ihr nicht besser als bei dem weiblichen. Auch die »jungen Leute« machen sich über das bescheidene, stille Mädchen lustig; aber auch unter diesen befindet sich Einer, der eine Ausnahme macht: Henri Deloche, der an demselben Tage wie sie in das Geschäft getreten und ihr auf der Schwelle, die sie zum erstenmal überschritt, begegnet ist, und der auch im Geschäft ein ähnliches Schicksal erleidet wie sie. Henri ist ein wenig gewandter Verkäufer und auch er wird beständig von seinen Kameraden wegen seiner Tölpelei und wegen seines unersättlichen Appetites zum Narren gehalten. Das Freundschaftsoer-

^u Lonlieur 6ez Oamez von kmile Zola, f^3

hiiltniß zwischen Denifen und Henri ist in ganz reizenden Farben geschildert, so fein und zart und duftig, wie man es bei Zola, der sonst seine Farben ziemlich stark aufträgt, nur selten findet, ein zierliches Paftebild von ungewöhnlichem Liebreiz.

Mit Denis« lernen auch wir die Einrichtung eines großartigen Modegeschäftes in allen Einzelheiten kennen, und der Leiter desselben, Herr Octave Mouret, flößt uns gehörigen Nefpect ein. Octave ist lein trauernder Wittwer. Augenblicklich hat er ein zärtliches Verhältniß mit einer recht hübfchen, reichen Frau, welche zur guten Gesellschaft gerechnet wird und die gute Gesellschaft in ihren Salons empfängt: Madame Desforges. In diesen Salons treffen wir mit einer ganzen Schaar von neuen Bekannten, die uns Zola sammt und sonders mit größter Genauigkeit schildert, zusammen. Aber bei dieser Gleichmäßigkeit der Ausführung in der Zeichnung und Färbung aller der Leute, die bei Madame Desforges Thee trinken, ist es uns kaum möglich, die Einzelnen auseinanderzuhalten. Sehr viele dürfen uns in der That ziemlich gleichgültig sein; wir begegnen ihnen zwar immer wieder und wieber in den unermeßlichen Räumen des „voulimir clo» Vams8", aber wir sehen uns doch nicht alle Leute an, die an uns vorübergehen. Ich halte diese Gleichmäßigkeit in der Ausarbeitung für einen Fehler Zolas. Mir liegt gar nichts daran, daß ich eine jede Gestalt, die in die Erzählung eingeführt wird, leibhaftig vom Scheitel bis zur Sohle vor mir sehe, daß ich mit ihm Familienverhältnissen vertraut gemacht werde. In der Beziehung tonnte Zola vom Meister Turgenjew unendlich viel lernen. Die Vollständigkeit, die ängstliche Genauigkeit in der Schilderung ist nicht die Aufgabe der Dichtkunst; der Dichter foll eben nur das Eharacteristische erspähen und schildern. Ein Wort von Turgenjew sagt mir oft mehr, als ganze Seiten von Zola. Wenn Turgenjew mir fagt, wie die Eravatte einer seiner Persönlichkeiten geschlungen ist, wie eine seiner Figuren eine Bewegung mit dem kleinen Finger macht, so sehe ich die ganze Gestalt anschaulicher vor mir, und sie erscheint mir tiefer empfunden und richtiger erfaßt als die notarielle Aufnahme, die uns Zola von den feinigen giebt.

Die Veränderung der Decuration von dem Kaufladen des „Nonliour" in den Salon der Madame Desforges ist übrigens nur eine scheinbare. Auch bei Madame Desforges vernehmen wir nichts anderes als Toiletten-geschwätz. Es ist nur von neuen Stoffen zu ungewöhnlichen Preisen, von neuen Schnitten ?c. die Rede. Octave, in dessen Gehirn immer neue Pläne arbeiten, träumt von einer abermaligen, kolossalen Erweiterung seiner Geschäftsräume, und zu dem Vehufe seht er sich in Verbindung mit dem Director einer großen Bank, dem elsässischen Baron Hartmann vom Credit Immobiliei, einem früheren Geliebten der Madame Desforges. Mit der Beredtsamkeit des Südfranzosen entwickelt er sein Programm, bei dem dem nüchternen Finanzmann beinahe die Augen übergehen. Das Geschäft, das jetzt etwa vierhundert Angestellte hat, müsse es auf ein Personal von mehreren

1. IH Paul Lindau in Vcrilin.

Tausenden bringen, und die Tageseinnahme, die jetzt an einem besonders glücklichen Tage die Maximalhöhe von achtzigtausend Francs erreicht, müsse bis auf eine Million hinaufgeschoben werden können. Er habe die Werber für sich, und mit den Weibern regiere man die Welt. Baron Hartmann macht seine Unterstützung abhängig von dem Erfolge des kolossalen Geschäftes, das Octave für die nächsten Tage ausgesonnen und auf das er durch die unglaublichsten Reclamen schon seit Wochen die Pariser Damenwelt lüstern gemacht hat.

Der entscheidende Tag, an dem dieser Massenverlauf stattfinden soll, bricht herein. Man erinnert sich vielleicht aus dem früheren Romane „L'Assommoir“ der Schilderung der Markthallen und besonders der Schilderung der verschiedenen Käsegerüche. Man erkennt an der Art und Weise, wie Zola den Duft der verschiedenen Käsearten schildert, die einzelnen ganz genau wieder, wenn man deren Namen auch längst vergessen hat. Dasselbe Kunststück hat Zola hier fertig gebracht in der Schilderung des Confectionsgeschäftes. Man weiß nun, wie alle die Dinge heißen, die man früher einmal flüchtig gesehen hat — aber wozu dient das Alles? Wozu dieses Kunststück, das keine Kunst ist? Wer mit guten Augen gesegnet und des Ausdrucks mächtig ist, der bringt es bei einigem Fleiße, und wenn er selbst die Geduld nicht verliert, doch ohne besondere Schwierigkeit fertig, nach einem vorhandenen Modell eine ganz genaue Schilderung zu geben. Wenn man mir Zeit läßt, auf zehn Druckseiten zu schildern, wie es auf meinem Schreibtische aussieht, so glaube ich, werde ich das ebenfalls leisten können. Zola hat Specialstudien gemacht, um die ich ihn nicht beneide, aber wenn ich ein großes Mangelgefühl zu begründen hätte, so würde ich ihn sicherlich um seinen sehr bewährten Rath freundlichst bitten. Er weiß Alles. Auf zwanzig und mehr Druckseiten schildert er uns, wie ein Modeartikel verkauft wird, und wer ganz genau wissen will, wie es an dem Tage der Einführung eines neuen Artikels in einem solchen Geschäfte aussieht, wird hier seinen Wissensdrang befriedigen können. Aber ich gehe nicht hin! Und wenn ich auch die Genauigkeit und Vollständigkeit der Schilderung anerkenne, so muß ich doch sagen: diese ganze Angelegenheit langweilt mich. Was mache ich mir daraus, zu hören, wie sich die Commis Bemerkungen über diesen und jenen zutuscheln, wie sie sich die Kunden abjagen, triumphieren und enttäuscht sind; was mache ich mir aus den unerheblichen Damen, die dummes Zeug schwatzen, sich für Stoffe begeistern, die mir, so lange sie nach dem Meter gemessen werden, vollständig gleichgültig sind, die wählen und quälen? — Und ich muß ganz genau erfahren, wie die Commis und die jungen Damen wohnen, wie sie sich kleiden, wie sie schlafen, wie sie schnarchen, wie sie essen, wie sie trinken, wie die Füße der Verkäuferinnen am Abend aussehen und so weiter, und so weiter! Allmählich fühlt sich Denise in der unangenehmen Umgebung etwas sicherer und selbständiger. Sie nimmt auch einmal an einer kleinen Land-

H.U LouKeui äez vams« von Emile Zola. I.I.5

Partie Theil, zu der Pauline und deren Geliebter sie eingeladen haben. Sie sieht da einen der Verkäufer, einen hübschen Menschen, übrigens einen Lümmel, und in ihrer Arglosigkeit glaubt sie, daß sich in ihrem Herzen für diesen Herrn Hutin so etwas wie Liebe rege; es ist indessen nur eine Selbsttäuschung. Vor dem gestrengen Chef, Octave, empfindet sie eine eigenthümliche, aber nicht unangenehme Scheu, und auch dieser bewahrt dem jungen Mädchen seine Wohlgesinnung. Sie gefällt ihm eben, er weiß selbst nicht, warum. Tic Uebrigen aber hat sie noch nicht für sich zu gewinnen vermocht, sie wird noch immer so schlecht wie möglich von ihren Colleginnen und ihrer Vorgesetzten behandelt; die undankbarsten Aufgaben werden ihr zuertheilt; sie bekommt nie ein freundliches Gesicht zu sehen. Der sanfte, ungeschickte Henri feufzt im Stillen für sie.

Doch, noch Einer ist da, der sie mit freundlichen Augen betrachtet, sogar mit zu freundlichen: der Inspector Louze, ein früherer Offizier, der, das rothe Bändchen im Knopfloch, mit einer großen rothen Nafe und sinnlich geschwollenen Lippen die Leistungen der Angestellten überwacht. Er sieht ihr mancherlei kleine Vergehen nach, aber er beansprucht allerdings auch Gegendienste. Eines Tages versucht er in einer dunklen Ecke des Ladens sie zu umarmen und zu küssen. Sie stößt ihn so energisch zurück, daß er taumelt und auf einen Stuhl fällt. Von Stund' an hat sie einen erbitterten und mächtigen Feind mehr im Geschäft. Ihr jüngster Bruder, Pöpö, ist in einer Pension untergebracht, für die sie die Kosten mit Mühe und Noth erschwingt, der ältere, Jean, ist ein lebenswürdiger Strick, der trotz seiner sechszehn Jahre beständig Frauengeschichten im Kopfe hat und immer in Verlegenheit wegen zwei bis drei Francs ist, die er regelmäßig unter den heiligsten Bethuerungen, daß er sich nun bessern werde, bei seiner armen Schwester erhebt, Jean braucht wieder einmal einige Franken, „weil sonst die Ehre einer Frau verloren ist" — das ist sein beständiger Vorwand, und wiederum ist er in den glänzenden Laden geschlichen, um mit seiner Schwester ein Wort zu reden, als der wüthende Inspector die Beiden in einem entlegenen Winkel abfaßt und die Frevlerin sofort dem Zorne der Vergeltung opfert. Denise wird Knall und Fall mit fünfundzwanzig Franken in der Tasche fortgeschickt. Octave ist das freilich gar nicht recht, und er wird fogar ernstlich böse, als ihm die Mittheilung gemacht wird; denn die Kleine war ein ruhiges, ansprechendes Mädchen; aber er hat schließlich doch den Kopf zu voll, als daß er sich des Schicksals einer seiner zahlreichen Verkäuferinnen besonders annehmen sollte.

Denise ist nun auf dem Pflaster. In rührendster Weise wird das Loos eines armen anständigen Mädchens in Paris geschildert. In einer baufälligen alten Baracke, die sich eigensinnig neben dem Prachtbau des „Lonlieur an» DninW" wie ein Protest der alten Zeit gegen die neue erhält, bei dem alten Schirmhändler Bourras, einem alten Sonderling mit buschigen Brauen und lang herabfallenden weißen Haaren, mit dem Kopfe

^6 j)aul lindau in Verlin.

eines Propheten, findet Denise ein Unterkommen. Dieser Bourras ist ein prächtiger Typus. Auch er haßt das „Lonlienr äeZ vame^ tüdtlich und aus tiefstem Herzen, Es nimmt ihm das Brod weg wie allen Andern. Aber er kann den glänzenden Octave Mouret chicaniren, und er thut es mit einer an Wahnsinn grenzenden Halsstarrigkeit. Mouret will längst die alte bau» fällige Bude kaufen, aber Bourras hat einen zehnjährigen Contract, und wenn er wie ein Hund crepiren sollte, er weicht nicht von der Stelle. Es werden ihm fabelhafte Abfindungssummen geboten, erst 20-, dann 80-, dann 100,000 Franken — er weicht und wankt nicht. Er hungert lieber, als baß er dem Todfeinde ein Zugeftändniß macht.

Denise verbringt lange Wochen in herzzerreißendem Elend. Sie findet keine Arbeit, sie kann die Pension für ihren kleinen Bruder nicht mehr bezahlen und niuß auch diefcn nun zu sich nehmen. Der alte Bourras läßt sich aus Mitleid dazu bestimmen, sie zum Ausbessern von Schirmen und dergleichen gegen einen bescheidenen Entgelt zu beschäftigen, nur damit sie ihren Bruder und sich ungefähr ernähren kann. Endlich gelingt es ihr, in einer Modehandlung, die den Kampf gegen das „Vonlisui- <Iss llunoi," aufnehmen will, bei Robineau, eine kleine Stelle zu finden. Für sie selbst und ihren Bruder ist nun einstweilen gesorgt; aber das Geschäft, in das sie eingetreten ist, spinnt keine Seide. Es will durch Billigkeit den Strom der Käufer vom „Lonlisui' dos vamss" ablenken, aber das mächtige Geschäft drückt das schwächere; es verkauft noch billiger und fetzt die Preise immer niedriger, verkauft mit Schaden, nur um die Concurrenz todtzumachen. Es kann es ja aushalten und bringt die Verluste auf der andern Seite wieder ein. Nun erinnert sich auch Onkel Baudu wieder des armen Mädchens und ladet Denisen zu Tisch ein.

Denise findet das Haus des alten Tuchhändlers in immer trostloserem Zustande. Baudus Stern sinkt in der That tiefer und tiefer. Er hat sein Landhaus, das sein ganzer Stolz war, verkaust und noch dazu an einen Kassirer des „VunnLui"; es vergehen Tage, während dem sich kein Käufer in dem verwinkelten, schlecht gelüfteten, freudlofen Raum sehen läßt, und die unglückliche Tochter, Geneviöre, siecht langsam dahin. Sie liebt in ihrer Weise den ihr zum Gatten bestimmten Colombou; sie hat es nicht anders gewußt, als daß es so sein sollte; sie kennt ihn von Kindesbeinen an, und dieser Colomban hat si ch in eine der sittenlosen Verkäuferinnen vom „Lonlieur ci68 vameä", die er täglich hinter den glänzenden Spiegelscheiben erblickt hat, vergafft, in die hübsche, liederliche Klara, mit der auch Octave gelegentlich einige Schäferstundcn verbringt. Und um dieses Geschöpfes willen täufcht er die arme Geneviere, die Alles weiß und nun vor ihrer Freundin und Cousine ihr geplagtes Herz ausschüttet. „Mir bricht das Herz!" ruft sie aus, „das sind Qualen, die ich gar nicht kannte; es faßt mich in der Brust und im Kopfe, und dann verbreitet es sich überall; es tödtet mich." — Das „Lunnour" verwüstet das ganze Stadtviertel, es

.^,u LllllKeur cil!3 Dame! von «Lmile Zola. l>^?

saugt gierig den ganzen Handel auf. Robineau muß sich einschränken, und Denise ihm einen Gefallen, als sie ihm kündigt. Sie ist Octave begegnet, die Beiden haben freundliche Worte miteinander getauscht, und Octave hat ihr gesagt, daß sie jeden Augenblick wieder in das Geschäft eintreten könne. Sie macht von dieser Berechtigung Gebrauch.

Diese besondere Theilnahme des gefürchteten, siegesgewissen und siegesbewußten Octave Mouiet für ein schlichtes harmloses Kind, für diese unansehnliche Denise, die eben nur einfach und sanft und verständig ist, ist durchaus wahr. Schon zu Beginn des Nomanes spricht ein Bekannter Mouret gegenüber das prophetische Wort aus: „Nimm Dich vor den Weibern in Acht! Du Haft sie zu sehr ausgebeutet, sie weiden sich rächen, und Eine wird die Rache für die Anderen übernehmen. Das ist Dein Verhängniß!" Aber Mouiet lacht darüber. Und dieselbe prophetische Stimme sagt später, als das anscheinend so ungefährliche Mädchen vorübergeht: „Nimm Dich vor der in Acht! Mit der wird es schließlich ganz ernsthaft werden."

Octave zuckt wiederum die Achseln. Aber er leugnet nicht mehr, daß das Mädchen doch einen besonderen Eindruck auf ihn macht, einen andern als andere. Und wie ist das nur möglich? Sie ist weder schön, noch geistvoll, noch besonders unterhaltend; sie ist verständig, artig, sanft, sie ist mädchenhaft. Das ist der Zauber, mit dem sie wirkt. Geschieht ihr Unrecht, so treten ihr zunächst wohl die Thränen in die Augen, aber sie faßt sich bald; sie besitzt eine sanfte und unbeugsame Kraft des Willens; sie sieht mit klaren Augen in die Welt und thut das, was sie für das Rechte hält, ohne Anerkennung zu verlangen und ohne sich über Ungerechtigkeiten zu beklagen. Sie belästigt Niemanden, sie ist bescheiden, und sie blickt auf eine ganz eigentümliche Weise: klar und freundlich. Denise hat sich auch während der Zeit — denn es sind inzwischen Jahre vergangen — sehr entwickelt, und nur zu ihrem Vortheile. Eine Schönheit ist sie nicht geworden, aber ein Weib. Mouret wird immer mehr in den Zaubertreis dieses eigenthümlichen Mädchens gebannt, deren Eigenthümlichkeit eben die ist, daß sie gar nichts besonders Auffälliges hat, nur die allgemeine, Respect gebietende Anmuth der Jungfräulichkeit, die sanfte Gewalt des „Ewig-Weiblichen"; Zola gebraucht dieses Goethe'sche Wort, das uns in der klaren, aber etwas stimmungslosen französischen Sprache eigenartig berührt: „l'stkmel feminin". Denise könnte zehnmal an uns vorübergehen, ohne daß wir sie bemerken würden; bemerken wir sie aber und betrachten sie genauer, so muß sie uns gefallen. „Ihr Lächeln ist unwiderstehlich: alles lacht in ihrem bleichen Gesicht, ihre Augen, ihre Wangen, ihr Kinn mit dem Grübchen, während ihre blonden, schweren Haare sich gleichfalls leuchtend zu erhellen scheinen in königlicher erobernder Pracht." Octave sagt ihr jetzt schon etwas freundlichere Worte; er macht ihr sogar schüchterne Anträge, aber sie entwaffnet ihn durch ihre Ruhe, ihre Scmftmuth und Artigkeit. Die Einzige, die die Gefahr instinctiv ahnt, ist Madame Desforges,

^8 Paul Lindau in Berlin.

der die Eifersucht die Augen schärft, die Denise haßt und bei erster Gelegenheit tief zu demüthigen entschlossen ist. Inzwischen äußert sich die Wohlgesinnung Octaves für Denise nur darin, daß er ihr eine bevorzugte Stelle als zweite Verkäuferin giebt.

Octaves Leidenschaft wird durch die treuherzige Zurückhaltung des jungen Mädchens immer mehr entfacht, und eines Tages wird ihr durch eine seiner Vertrauensdamen ein Brief zugesteckt: Octave ladet sie zum Essen ein. Diese Briefe sind in dem ganzen Geschäftse sehr bekannt, sie sind das Taschentuch, das der Sultan wirft. Ueber die „Desserts“ bei diesen Dinern sind die boshaftesten Scherzworte im Umlauf. Stillschweigend verbündet sich das ganze Personal mit dem Ehef, um ihn mit dem jungen Mädchen zusammenzukuppeln. Denise aber lehnt die Einladung dankend ab. Im Geschäftse gilt es indessen nun als ausgemachte Sache, daß Denise die Geliebte Octaves ist.

Wenn diese Weigerung schon dazu angethan ist, Octaves ihm selbst unbegreifliche, aber der Natur der Sache nach so richtige Leidenschaft für Denise anzuspornen, so führt ihn ein anderes Moment dazu, sich ganz ernsthaft in Denise zu verlieben. Madame Desforges, die sich vernachlässigt fühlt, und die Denise beargwöhnt, Mouret ihr abspenstig gemacht zu haben, will sich an der Urheberin ihrer Qualen rächen. Unter dem Vorwande, sich einen Mantel anprobieren zu lassen, bescheidet sie Denise zu sich. Zur selben Zeit hat sie auch Octave zu sich geladen. In Octaves Gegenwart demüthigt sie das arme Mädchen in jeder erdenklichen Weise. Denise läßt Alles ruhig über sich ergehen. Diese Ruhe bringt Madame Desforges ganz außer sich, und schließlich schleudert sie ihr die beleidigendsten Schimpfworte in's Gesicht. Das kann Octave nicht länger mit anhören. Er nimmt sich des armen Mädchens mit Wärme an, geleitet sie ritterlich zur Thür und Madame Desforges unterliegt in dem Zweikampfe. Aus Haß gegen Octave wendet sie sich nun zu dessen erstem Commis, der gerade entlassen worden ist, verschafft diesem, immer durch den Baron Hartman», Capitalien zur Begründung eines Concurrnzgeschäftes und sucht nun den Kampf auf dem geschäftlichen Gebiete fortzusetzen.

Denise gewinnt immer mehr Macht und Einfluß, ohne irgend etwas Vefonderes zu thun, lediglich durch die Reinheit ihres Wesens, durch ihre holde Märchenhaftigkeit und Sittlichkeit. Diesem kleinen Mädchen gegenüber ist der Riese Mouret, vor dem Alles zittert, ohnmächtig. Er wird sogar eifersüchtig auf Hutin und den unschuldigen Deloches. Denise wird bei ihm verleumdet, er ist tief unglücklich, er will sie mit Schimpf und Schande davonjagen und bescheidet sie zu sich in sein Bureau. Sie sagt wenig oder nichts zu ihrer Vertheidigung; er glaubt ihr. Die Macht der einfachen Wahrheit verhilft ihr auch hier zum Siege, und die Scene, die so stürmisch zu beginnen drohte, nimmt den harmlosesten und friedlichsten Verlauf. Sie wird gemüthlich, freundschaftlich zu Mouret; er liebt und achtet sie immer

^Vu Lc>nl>eui <i<:« Dumeg von <3mile Jola. " ^ l>9

mehr; sie steigt zur ersten Stelle auf; ihre humanen Auffassungen über die Behandlung der Leute dringen bei ihm durch, kurz, sie beherrscht ihn ganz, ohne sich anzustrengen, ohne sich etwas darauf einzubilden, ohne ihre Herrschaft nach irgend einer Richtung hin zu mißbrauchen.

Man mag gegen die Sittlichkeit der Zola'schen Romane mancherlei Beschwerde haben erheben dürfen; einen sittlicheren Roman als diesen, wenn man von einzelnen bei Zola unausbleiblichen Einzelheiten absieht, giebt es nicht. Die Gewalt der unbewußten Reinheit hat niemals einen stärkeren und überzeugenderen Ausdruck gewonnen, als in diesem Roman. Und es ist Alles so glaubhaft, so vollständig in der Ordnung! Es kann nicht anders sein.

Während das moderne, gewaltige Geschäft des Großhändlers, der seine Zeit versteht, immer mehr an Macht gewinnt und ein immer mehr strahlenderes Licht ausstrahlt, versinkt der Kleinkram der guten alten, dahingeschwundenen Zeit immer tiefer in die Nacht des Siechthums. In dem alten Tuchladen des Onkels Band«, in dessen stickiger, dumpfig-feuchter, fonnenleerer Luft Alles verkümmert, die Menschen und ihre Thätigkeit und die Maaren verschimmeln, haben wir ein wahrhaft ergreifendes Bild dieser Götterdämmerung des rechtschaffenen Kleinhandels von ehemals, und in der tödtlich getroffenen Geneviève dessen leibhaftiges Conterfei.

Ein Gemälde von herzerreißender Traurigkeit!

Man vergißt diese Seiten nicht wieder, wenn man sie einmal gelesen hat. Man sieht mit Denise, die bekümmert in das unerfreuliche Gewölbe ihres hart geschlagenen Verwandten tritt, die ruhige Trostlosigkeit des Ganzen: die blutleere leidende Mutter auf dem durchgesehenen Bänlchen hinter dem Rechnungsbuche, dessen letzte Eintragung schon Tage alt ist, die grausige Leere vor dem Ladentische und hinter demselben. Denn auch der einzige Commis, Colombin, hat das sinkende Schiff verlassen. Er hat zunächst eine Zeit lang mit der hübschen, leichtsinnigen Verkäuferin auf dem „LeMour“ Daniel, mit Klara, vergnügte Stunden verbracht und ist dann in eines der blühenderen Concurrnzgeschäfte eingetreten. Er hat das alte Geschäft, in dem er aufgewachsen und wie der Sohn des Hauses behandelt worden war, er hat seinen väterlichen Freund, er hat seine unglückliche Braut ohne Gewissensbisse im Stiche gelassen. — Auf der Treppe, die nach dem oberen Stockwerk hinaufführt, erscheint der alte Vaudu ganz gebrochen, das Gesicht noch galliger denn je. Er kommt vom Krankenbett seiner sterbenden Tochter, die eben eingeschlummert ist. Diese stumme ergebene Verzweiflung macht einen tiefen Eindruck. „Es ist das Ende,“ sagt Baudu. „Sie haben uns unfern Handel getödtet, und nun tödtet uns eine ihrer Schelminnen unser Kind!“

Geneviève erwacht; man hört; wie sie mit dem Stock auf den Boden klopft. Denise tritt in das Krankenzimmer. Da liegt das arme Mädchen im Bett, so hinfällig, so geschwunden, daß man kaum noch die Gestalt und das Vorhandensein ihres Körpers unter den Falten der Decke wahrnimmt.

^20 f)aul lindau in Verlin.

„Ihre abgemagerten Arme, vom heißen Fieber der Schwindsüchtigen erhitzt, hatten eine beständige Bewegung ängstlichen und unbewußten Suchens, während ihre schwarzen Haare, schwer von Leidenschaft, noch dichter erschienen und gierig das Leben aus ihrem armen Gesicht aufsogen, auf dem die letzte Entartung einer alten Familie dahinschwand, die im Schatten in diesem Keller des alten Pariser Handels aufgewachsen war.“ — Als Denise sie trösten will, schlägt die Kranke plötzlich die Bettdecke zurück „mit der keuschen Geberde einer Jungfrau, die im Sterben nichts mehr zu verbergen hat“.

„Sieh' mich an: nicht wahr, es geht zu Ende?“ — Zitternd trat Denise vom Lager zurück, als fürchtete sie durch einen Hauch diese elende Nacktheit zu zerstören. Es war der Körper einer Braut, der, im ewigen Warten aufgezehrt, zur hagein Kindheit der ersten Jahre zurückgekehrt war. Sie weiß ganz gut, daß sie stirbt, sie weiß, daß sie nur noch wenige Stunden zu leben hat; als aber ihr Vater im Krankenzimmer erscheint, sagt sie, während sie Denise verabschiedet: „Morgen brauchst Du nicht zu kommen; aber komm' Sonntag, wir verbringen den Nachmittag zusammen,“ Am andern Morgen um sechs Uhr stirbt sie.

Das Begräbniß Genevitzves wird von dem benachbarten Kleinhandel zu einer Art von Demonstration benutzt — ein tragischer Protest der dem Tode Geweihten gegen den siegreichen Mörder. Denn das „Louksur äes Damos-“ hat ihnen Alles genommen: dem Vater das Vermögen, der Mutter die Tochter, der Tochter den Mann, mit dem sie seit zehn Jahren verlobt war. Gcneviöve wird aufgebahrt, und alle Kaufleute der Umgegend versammeln sich vor dem Sterbehaube. Einige Commis sehen hinter den Glasscheiben des „Loulwui“ neugierig dem Schauspiel zu: „aber der Koloß selbst bewahrte die Gleichgiltigkeit einer im vollen Dampf dahinsausenden Locomotive, die sich nicht um die Wesen, die sie in ihrem Laufe zermalmt, weiter kümmern kann.“ — Langsam legt der lange Trauerzug den weiten Weg bis zum Kirchhof Montmartre zurück, und die ihm folgen, sind wahrhaft Leidtragende. Ihr schweres Herz verschafft sich in bitteren Klagen, in haßerfüllten Verwünschungen Erleichterung. Einer nach dem Andern unterliegt in dem Kampfe. Alle sind am Vorabend des Ruins. Im ganzen Viertel wirb es bald kein anderes Geschäft mehr geben als das „Lonlisur äs« Dame«“. „Wenn die Ellenreiter nun gar anfangen, Seife und Stiefel zu verlaufen, dann werden fie wahrscheinlich bald auch Bratkartoffeln ihren Kunden anbieten. Die Erde geht aus dem Leim, meiner Treu, sie geht aus dem Leim!“ Am wüthendsten ist der alte Bourras, der Schirmhändler. „Ihm war, als hörte er hinter dem Onkel, der schwerfällig und blind dahertappte, wie ein vom Todesschlage betäubter Stier, das Trippeln einer Heerde, die man zur Schlachtbank führt. Es war der Untergang aller Geschäfte eines Stadtviertels, der da folgte, der Kleinhandel, der mit dem eigenthümlichen schlüpfenden Geräusch nasser Schuhe seinen Ruin durch den Koth von Paris daherschleifte.“ Dieses Begräbniß ist wiederum ein wahres Meisterwerk der Schilderung.

H,u LonKeul 6e5 u^mez von «Lmile Zola. ^2^

Der unglückliche Robineau, der den Kampf gegen das „LonKsur äe« V»ms8" hat unternommen wollen, wird über den Haufen gerannt, wie alle Anderen. Er sieht den Ruin vor sich, er macht sich die schwersten Vorwürfe darüber, das von seiner geliebten, rührend guten Frau eingebrachte Verniögn verloren zu haben, und im Augenblick der Verzweiflung wirft er sich vor einen schnell dillherfahrenden schweren Omnibus. Er wird indessen nicht getödtet, da der Kutscher rechtzeitig die Pferde halten kann, doch eines seiner Beine wird gebrochen. — Der alte Bourras, dessen Halsstarrigkeit ungebrochen geblieben ist, und der seine Baracke um leinen Preis der Welt hat hingeben wollen, wird nun ebenfalls niedergeworfen. Er hat sich in Schulden stürzen müssen; der mächtige Eapitalist hat ihn schließlich exmittiren tonnen. Bourras steht dem Hause gegenüber, das er uni leinen Preis hat verlassen wollen. Er sieht, wie die geschäftigen Maurer sich daran machen, seine Stammburg, die er so zähe vertheidigt hat, zu vernichten. Er tann nicht von der Stelle weichen; er sieht, wie die eisten zerstörenden Schläge fallen, und in demselben Augenblicke stürzt auch schon die morsche, baufällige Bude, die nicht erst niedergehissen zu werden braucht, von selbst zusammen. Der alte Baudu ist nun in seinem Laden ganz allein. Seine Frau ist der Tochter bald gefolgt. Es geht ihm schlechter und schlechter. Sein ganzes Vermögen ist dahin. Mit demselben schwerfälligen, gedankenlosen Schritt, mit dem er den Leichen der Seinigen gefolgt war, läuft er jetzt stumpfsinnig in dem öden Laden auf und ab. Denise besucht ihn oft, aber sie kann ihn nicht trösten. Das Schicksal ihres Verwandten rührt sie tief; sie besitzt im „Lonlisni" den größten Einfluß, und sie darf es wagen, in einer traurigen Stunde ganz schüchtern und ängstlich ihm den Vorschlag zu machen, als Inspector unter guten Bedingungen in ein Geschäftshaus zu treten. „Wo?" fragt Baudu. „Mein Gott, da drüben, bei uns. Sechstausend Franlen und nicht viel zu thun." — „Da blieb er plötzlich vor ihr stehen; anstatt aber aufzubrausen, wie sie es befürchtet halte, wurde er sehr blaß und unterlag mit bitterer Ergebenheit einer schmerzlichen Rührung." „Da drüben, da drüben," wiederholte er stotternd mehreremale, „Du willst, daß ich da drüben eintreten soll?" — „Denise war von dieser Rührung ergriffen. Sie dachte an den langen Kampf der beiden Gefchäste, sie dachte an das Begräbniß der Geneviöve und der Madame Baudu; sie sah vor ihren Augen das alte zu Bode» geworfene Tuchgeschäft, das vom ,^Loii1i6ur äes Dams^ erdrosselt war. Und der Gedanke, daß ihr Onkel da drüben eintreten und mit weißer Binde durch die unermeßlichen Räume dahinschieiten sollte, hob ihr Herz vor Mitleid und Entrüstung." — „Sage mir, Denise. mein liebes Kind, ist denn das möglich?" sagte er einfach, während er seine armen zitternden Hände incinanderlegte. — „Rein, nein, lieber Onkel!" rief sie in einer Aufwallung ihres rechtlichen und guten Wesens aus. „Es geht nicht, vergeben Sie mir, ich bitte Sie." — „Er ging wieder auf und ab, und unter seinen Schritten erzitterte die tüdliche Einöde des Hauses."

^22 Paul lindau in Verlin.

Diesem tragischen zusammenbröckelnden Zerfall gegenüber hat Zola mm den immer gewaltiger werdenden Prachtbau des modernen Großhandels errichtet. Was er davon denkt, läßt er Denise sagen, noch während sie in dem kleinen concurrirenden Geschäft von Robineau als Verkäuferin angestellt ist: „Ich habe vielleicht Unrecht, aber ich spreche meine Gedanken aus. Während früher die Preise von fünfzig Häusern gemacht wurden, werden sie jetzt von vier oder fünf gemacht und allmählich herabgesetzt, weil diese wenige über große Capitalien und über eine mächtige Kundschaft verfügen. Das Publikum gewinnt dabei, das ist meine Meinung.“ — Das von Mouret in wahrhaft genialer Weise geleitete Geschäft gewinnt immer mehr und mehr an Ausdehnung, und endlich sieht Mouret seinen kühnsten geschäftlichen Traum verwirklicht. Das ganze Hauserviertel hat er an sich gebracht, niedergerissen und zu einem ungeheuren Verkaufsladen, in dem sich fünfzig bis sechzig großartige Geschäfte vereinigen, umgeschaffen — eine Sehenswürdigkeit von Paris, ein gewaltiges Gebäude, das aus den engen winkeligen Straßen von Alt-Paris herausgekrochen ist und nun in einer der schönsten neuen Straßen, die da gebrochen sind, seine Prachtfaade den erstaunten Blicken darbietet. Meinem Bedürfnisse als Leser würde die Verzeichnung dieser Thatsache vollauf genügen, und ich konnte mir ganz gut vorstellen, wie herrlich das neue Weltgeschäft aussieht; Zola aber hält es für erforderlich, uns die Geschichte des Neubaus mit allen Einzelheiten zu erzählen, uns keine bei Umgestaltungen, die die Verwaltung vornimmt, zu verschweigen, uns mm zum dritten- oder viertenmale mit allen Geheimnissen des Geschäftes vertraut zu machen. Ja, wir müssen sogar, nachdem wir nun ganz genau wissen, wo man Strümpfe, Handschuhe, Weißwaaren, Seidenstoffe :c. tauft, schließlich noch Inventur aufnehmen!! Und das ist nicht mit der einen Zeile abgemacht; eine halbe Stunde und länger müssen wir die Restanten mit den Commis mitzählen. Ich will, um die Sache ganz anschaulich zu machen, einige Zeilen aus dem langen Capitel wiedergeben, wobei ich mir die Erleichterung gestatte, die französische Bezeichnung da beizubehalten, wo mir als Laien in der Branche der Damen-Confection der richtige deutsche Ausdruck fehlen würde: „5 Mäntel, Tuch, pelzgefüttert, . 3. Größe, zu 240 Francs, rief Marguerite.

4 äew 1. Größe, zu 220

? Schleier il l» visillo, Liolionuo l. Größe, zu 130 -

3 Pelzmäntel, Surah 2. Größe, zu 150

„Können Sie folgen, Fräulein Baudu?“

„Jawohl.“

20 Paletots, Doppcllaschmir . . 4. Größe, zu 180 Frans 50 ?mts.

rief Marguerite mit singender Stimme.

14 laquets, englisches Tuch . .

Gemusterte Seide, 21 Meter . .

ia«m 25 - . .

Gemusterte Seide, klein carnrt 22 Meter

Gemusterte Seide, klein carrirt 28

Startes Seidenzeug, weiß . 35

Größe, zu

15

-

zu

;

«

50

er zu

^

50

zu

>!

.

5"

zu

8

-

75

H,u LonKeul 6eZ V»me5 von Emile Zola. <25

Ich frage mich, wie ein Mann von der Bedeutung Zolas sich das kindliche Vergnügen machen kann, in dieser Weise den Prospect eines beliebigen Modebazars auszuschreiben, und wie er den Anspruch erheben kann, daß sich vernünftige Leute dafür interessieren sollen. Wir haben nun längst erfahren, wie die Commis bisher beköstigt worden sind; jetzt müssen wir uns erzählen lassen, wie sie unter den neuen Verhältnissen beköstigt werden. Ich gestehe, daß es mir vollständig gleichgültig ist, was die Commis essen, ob es gut oder schlecht ist, viel oder wenig. Das haben die Herren doch lediglich unter sich auszumachen; und daß bei der Gelegenheit uns gar noch unappetitliche Einzelheiten mitgeteilt werden: wie der Koch sich in den Finger schneidet und das Blut in den großen Kessel tropft, ist eine recht überflüssige und geschmacklose Quälerei. Aber Lola hält es für durchaus erforderlich, uns darüber zu beruhigen, daß die Herren Handlungsdiener, die Verkäuferinnen und Probirmamsells im „Von1,snr cl<?5 vmnos“ täglich 16 Hektoliter Kartoffeln, 120 Pfund Butter, 1200 Pfund Fleisch gebrauchen, wir wissen ganz genau, daß das Geschäft, welches zu Beginn der Handlung vierhundert- unddrei Angestellte hat, später gegen tausend, dann gegen zweitausend, und zum Schluß, also nach etwa sieben Jahren, dreitausendfünfundvierzig Leute beschäftigt; daß die Maximaleinnahme des Tages im ersten Jahre des Romans 80,742 Francs, nach einigen Jahren 587.210 Francs 30 Centimes, die Jahreseinnahme achtzig Millionen, und daß zum Schluß das vermessene Ideal der Tageeinnahme von einer Million erreicht wird. An dem letzten großen Verkaufstage, dem wir beiwohnen — gottlob, daß es der letzte ist — überreicht der Kassierer dem siegreichen Chef die stupende Baareinnahme von 1.000.247 Francs 95 Centimes.

Octave hat in der That alle Hebel in Bewegung gesetzt. Er hat die Neclame mit amerikanischer Großartigkeit betrieben. Hunderttausende von Prospecten mit Schnittmustern weiden unter die Kunden der ganzen Welt verschleudert, die Zeitungen haben seitenlange Anzeigen, auffallende Wagen, mit schönen Pferden bespannt, rasseln beständig durch die ganze Stadt und zeigen in größter Schrift die weltberühmte Firma. Um eine Idee beneidet Octave seinen Concurrenten, der übrigens bald unschädlich wird, da sein Magazin niederbrennt; dieser hat nämlich den guten Gedanken gehabt, den neuen Laden durch den Pfarrer der Madeleine und die gesummte Geistlichkeit der großen Kirche einsegnen zu lassen. „Eine großartige Neclame!“ ruft Octave mit Achtung aus. „Ich muß mir den Erzbischof von Paris verschaffen!“

Zola ist unerbittlich bis zum Schluß, und am Schluß erst recht quält er uns mit den endlosen Schilderungen desselben Geschäfts. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß die Beschreibung dieses Geschäftes, der Maaren, des Personals — wobei ich die Helden nicht mitrechne — der Baulichkeiten, der Verwaltung gewiß an die dreihundert enggedruckte Seiten füllt, daß sie also den Umfang eines stattlichen Romans hat. Wenn diese Aufzählungen

<2H Paul Linda» in Nerlin.

von ganz übersillssigen und uninteressanten Einzelheiten von dreihundert auf dreißig Seiten zusammengestrichen würden, so würde Zola ein Meisterwerk der neuen erzählenden Dichtung geschaffen haben; denn der merkwürdige Kampf der gewaltigen Neuzeit gegen die ohnmächtige, dem Untergang geweihte alte auf der einen Seite, auf der anderen die ruhige, anspruchslose, aber unwiderstehlich erobernde Gewalt der Wahrheit und Sittenreinheit über die Schrankenlosigkeit der Begierden, die „sinnliche Sturmfluth unserer Zeit" — das Erbtheil der Maquarts — über die Genußsucht, die trotz des der schwenderischen Reichthums sich zur Ohnmacht verurtheilt sieht, ist in diesem neuesten Werke Zolas in ganz ergreifender und wahrhaft rührender Weise meisterlich veranschaulicht.

Denn Octave ist trotz der Tageseinnahme von einer Million ein unglücklicher Mensch. Die kleine Denise hat's ihm angethan, und diesem schlichten Kinde gegenüber kann der gewaltige Kaufmann, der die Welt beherrscht und vor dem die Frauen aus der besten Gesellschaft auf den Knien liegen, nichts ausrichten. Denise liebt ihn längst, sie wagt nur nicht, es sich zu gestehen. Als sie den unglücklichen Onkel Baudu verlassen hat, macht sie sich's klar. Sie kann die Nacht kein Auge schließen. Als ein verständiges Kind ihrer Zeit sah sie, „wie das Leben unwiderstehlich seine Arbeit verrichtete, das Leben, das nur ernten kann, wenn es Tod aussäet. Aber ihr weibliches Gemüth erfüllte sich mit Thronen der Rührung, mit einer geschwisterlichen Zärtlichkeit, bei dem Gedanken an die leidende Menschheit. Sie selbst war seit Jahren von dem Räderwerk der Maschine erfaßt. Hatte sie nicht auch geblutet? Hatte man sie nicht gequält, davongejagt, mit Schimpf und Schande überladen? Noch zu dieser Stunde erfaßte sie von Zeit ein Schrecken, wenn sie sich Rechenschaft davon ablegte, daß sie von der Logik der Thatsachen auserwählt war. Weshalb gerade sie, so unansehnlich und unbedeutend? Weshalb wog gerade ihre kleine Hand so schwer bei der Verrichtung der Arbeiten dieses Ungeheuers? Und die Gewalt, die Alles niederriß, hob sie empor, sie, deren Eingreifen gewissermaßen eine Vergeltung war. Mouret hatte diese Maschine ersonnen, die die Welt zerstören sollte, deren brutales Werk sie entrüstete. Er hatte das ganze Stadtviertel mit Trümmern bedeckt, die Einen beraubt, die Andern getödtet, und sie liebte ihn trotzdem wegen der Großartigkeit seines Wertes, sie liebte ihn mehr und mehr bei jeder Ausschreitung seiner Gewalt, wenn ihr auch die Thränen über die Wangen fließen vor dem heiligen Elende der zu Boden geworfenen Besiegten." Sie muß sich schließlich sagen, daß es für sie am besten ist, wenn sie in ihre Provinz zurückkehrt. Durch ihren Fleiß und ihre Geschicklichkeit hat sie ein kleines Vermögen erspart; sie kann ruhig einige Jahre mit ihrem Bruder leben, dem kleinen P6p6, der inzwischen zwölf Jahre alt geworden ist, und für Jean, der sich schon verheirathet hat, ist auch gesorgt. Sie fühlt, daß sie ihr Gleichgewicht, welches ihre ganze Stärke ausmacht, zu verlieren droht, sie will die Ruhe ihrer Seele wiedergewinnen, sich die

^,u LonKcul cie« Dame« von Emile Zola, 1,23

Keuschheit ihres Gemüths erhalten, sie will gehen. Tas entscheidet. Mouret, den der größte kaufmännische Triumph seines Lebens, die Tageseinnahme von einer Million, gleichgültig gelassen hat, schließt sie in die Arme und der« lobt sich mit ihr. Tenise geht in ihre Heimat, nach dem kleinen Valognes zurück: dort wird sie einen Monat bleiben, bis das Geschwätz etwas vorüber ist, und er selbst wird sie von dort abholen und sie als allmächtige Gebieterin an seinem Arme in das neue Reich einführen.

Auf den Hauptfehler des neuen Zola'schen Romans: das Uebermaß der überflüssigen Schilderungen, habe ich schon bei der Wiedergabe der Handlung zu wiederholten Malen hinweisen müssen; einige häßliche Worte hätten vielleicht auch fehlen können, ohne daß dadurch das Ganze an Kraft der Charakteristik verloren hätte. Daß Zola bei seinem Fanatismus für die Lebenswahrheit hier und da Verhältnisse berühren muß, die nicht ganz erfreulich sind, versteht sich ja von selbst. Aber im Großen und Ganzen ist dieser Roman durch und durch sittlich, und zwar sittlich nicht nach der neusten Manier: durch erbarmungsloses Aufdecken des Abscheulichen und Widerwärtigen, sondern sittlich dadurch, daß dieses Werk eine freudige und behagliche Stimmung für das Einfache, Gute und Rechte hervorruft. Die anspruchslose Tenise ist ohne Zweifel eine der sympathischsten Gestalten, welche die neue erzählende Kunst geschaffen hat.

Nachruf an Richard tVagner.

von

Felix V n h n.

— Königsberg. —

ie Harfe, die so lang im Ltreit der Zänger
vor andern kühn und laut und stolz erklang,
Die Harfe mit dem lchall wie Gold und Er;, —
Die Harfe mit dem Silberschwan am Vug, —
Sie ist verstummt: die 3aiten, die zugleich
So stark und süß getönt, zerriß der Cod:
Und eine große, trauervolle stille,
Lin bang' Gefühl, von «ie erschlichen»
Verlust durchdringt das Volk, dem er gehört'.
Uns, seinen Freunden, sei es hier vergönnt,
Um diesen großen Todten unfern 3chmerz
Mit lautem wehruf feierlich zu klagen!
Er war zugleich ein Sänger und ein Held-
Mit freiem wagniß schuf er selbst sein Maß,
Ein lieblich Wotans, selbst ein kühner wälsung.
Im Kampfe war ihm wohl, wann schwanen-schwingig
Walküren rauschten um sein stolzes Haupt.
Ls glich ihm keiner von den lebenden!
Geheimnißvoller Zauber zog ihm nach
Die Herzen mit dämonifcher Gewalt:
Und was war dieses Zaubers letzter Grund?
Daß seine Kunst so deutsch war, durch und durch!

Nachruf an Richard Wagner. ^2?
Vb sein Rienzi laut die Römer rief
Zum Freiheitskampfe mit, vrometen > Schall, —
Vb König Heinrich an den Heerschild schlug,
Vb er des Geisterschiffes Schauer malte, —
Vb er Herrn Walter von der vogelweide
Als einen guten lehrer pries des Sang's, —
Vb Mark - durchrieselnd und dämonisch schön
Der Minne lockruf drang vom venusberg,
Vb sanft zum Abendstern, wie Wolframs Weise,
Elisabeths verklärte Seele zog, —
Vb unsere alten, theuren, hohen Götter
«kr aus der Dämm' rung der Vergessenheit
«lmpor zu neuer Asgard-Schöne rief, —
Vb er des Knaben, der der größte Held,
Vb er Jung > Siegfrieds kindisch frohe weise
Aus seinem Hifthorn hell «schmettern ließ — —
Stets war der «kdeltrank, den er uns bot,
Aus unseres volksthums tiefstem «yuell geschöpft! —
Das ist der Jauber, der uns Alle zwang,
Das ist das Rheingold, das der Kühne hob,
Das Wotansschwert des Siegs sich d'raus zu schmieden.
Deutsch war sein Singen, und sein Dichten deutsch.
Und deshalb Richard Wagner, wirst du leben
In unsres Volkes Walhall' unvergänglich.
So lange noch an uns'ren deutschen Strömen,
An Rhein und Donau deutsches wort erschallt.

»°id und «üb. XXV. ?3.

Illustrierte Bibliographie.

Die »Kunstschatze Italiens in geographisch historischer Uebersicht geschildert von Carl von Lützow. Mit Radirungen von 3. T. Fischer, Forberg, P. Halm, W. Krausopf, L. Kühn, D. Raab. K. von Siegl, W. Unger, W. Würnle u. A. und zahlreiche Text-Illustrationen. Stuttgart. I. Engelhorn.

Bei Büchern darf man wohl nach dem Schicksale fragen, aber nicht nach dem Zwecke, Sind sie schön, so genügt schon diese Eigenschaft, ihr Erscheinen zu rechtfertigen — sind sie das nicht, so sind sie, mögen sie dann noch so zweckmäßig sein, nur ein schlechter Ersatz für das, was man braucht. Ein echtes Buch ist ein Kunstwerk und will nach denselben Grundsätzen beurtheilt sein wie dieses.

Das vorliegende Werk ist ein wirklich schönes Buch, und so braucht man sich «um das griechische Wozu? nicht zu kümmern. Es laßt sich denken, daß gar Mancher ihm gegenüber noch seine besondere» Wünsche haben würde — daß er an seiner Stelle gern ein handliches Reisebuch gehabt hätte, welches, ohne sich um andere Gegenstände, Preise und Fahrpläne zu kümmern, nur einen Führer für den kunstliebenden Romfahrer abgegeben hätte. Einige Bände in niedrigem Formate, die man im Koffer bei sich führen kann, mit belehrendem Texte und guten Abbildungen. Ein solches Buch würde sicher eine passende Stätte finden.

Solchen Wünschen entspricht das vorliegende Werk nicht. Es ist ein Quartband von 300 Seiten starken Papiers: derartiges Gepäck nimmt man nicht mit auf die Reise. Es wäre aber auch ein Irrthum, wollte man annehmen, es sei einfach eine neue Geschichte der italienischen Kunst mit vollstündlichem Text und schönen Bildern, aus der man jene Entwicklung übersichtlich lernen oder sich in einzelnen Fällen Rath erholen könnte. Das Buch setzt vielmehr Leser voraus, welche mit dem Stoffe schon bekannt sind, ja die womöglich die Stätten, von denen es handelt, schon selbst gesehen haben. Das Eigenthümliche »dieser „Kunstschatze" ist nämlich, daß sie geographisch gegliedert sind. Von Venetien ausgehend, durch die Lombardei, Toskana weiterschreitend bis nach Sicilien, schildert das Werk die Kunstweile jedes einzelnen Ortes.

Man erkennt sofort, daß sich daraus eine gewisse Einseitigkeit erzieht. Denn die Kunstschatze Italiens befinden sich nur zum Theile noch an dem Orte ihrer Entstehung oder ihrer ursprünglichen Bestimmung. Sind doch sogar die Werke der Naupunst, die man wohl in ihrem Boden gefestigt glauben sollte, von der Verschleppung nicht

ganz verschont geblieben, und Bildhauercarbeiten und Malereien sind in solchen Massen in das Ausland gewandelt, daß man einige Meister in Italien gar nicht so gut kennen lernen kann, wie etwa in Madrid, in Paris oder in London. Da nun aber Text und Illustration in diesem Buche sich ausschließlich an das hält, was an jedem Orte noch vorhanden ist, so kommt Manches nicht zu der Geltung wie in anderen Kunstgeschichten. Von Veronese z. B., von Tizian werden Weile geschildert, die uns halb unbekannt sind, und die, welche uns vertraut, weil nahe sind, die, an welche sich unsere Vorstellung von diesen Meistern zunächst knüpft, werden kaum genannt. Andererseits begreift sich leicht, wie gerechtfertigt diese geographische Einteilung ist. Noch heutigen Tages, wo doch alle Unterschiede sich verwischt zu haben scheinen, ist jegliche Kunstübung abhängig von dem Boden, aus dem sie erwachsen ist. Nicht nur die einzelnen Völker pflegen eine wesentlich nationale Kunst, sondern sogar innerhalb dieser großen Bereiche die einzelnen Stämme, und noch heute kann man, so gut wie im Mittelalter und im 17. Jahrhundert, von Kunstprovinzen sprechen und die Merkmale ihrer Erzeugnisse angeben.

In der italienischen Kunst der großen Zeit — und diese kommt doch eigentlich nur in Betracht — machen sich aber diese örtlichen Einflüsse ganz besonders fühlbar. Das damalige Italien war etwas Schlimmeres als ein bloßer geographischer Begriff, es war ein geographischer Unsinn, ein Widerspruch gegen alle Regeln von der Wirkung des Landes auf die Entwicklung des Volkes. Ein Reich, so abgeschlossen in sich, so zur Einheit bestimmt wie nur Frankreich oder Spanien, und dabei zerrissen in die winzigsten Fetzen, die bald in den Fängen des Auslandes zuckten, bald in der Krallen eines einheimischen Tyrannen, der ebenso eifersüchtig wie schwach war. Durchreiste man das Land, so fand man hier «eine Republik nach dem Maße von San Marino eine Meile weiter ein winziges Fürstentum, rechts spanische, links französische Räuber, und jeden der vier im Kriege mit den drei Andern — und lehrte man im folgenden Frühjahr zurück, so fand man vielleicht statt des Fürstentums eine Republik, statt der Republik ein Fürstentum, Franzosen wo Spanier, Spanier wo Franzosen gesessen hatten, fand vielleicht noch einen fünften Machthaber obendrein, der sich irgendwo noch ein Stückchen Land abgerissen hatte, und fand sicherlich immer noch Krieg unter den vier oder fünf Parteien. Die ehemalige Zerrissenheit Deutschlands wurde von der Italiens weit übertroffen. Jeder dieser kleinen Staaten suchte, nie das dem Zeitalter der Renaissance eigenthümlich war, das damalige Staatsideale, das auch eine möglichst eifrige Kunstpflege einschloß, möglichst vollkommen in sich auszubilden. Und! da Wohlstand und Bildung vergleichsweise außerordentlich blühten, so war es natürlich, daß die Kunst, die überall die eifrigste Pflege fand, sich in einzelnen enghem Bezirken entwickelte. Wechselbeziehungen, Austausch und Beeinflussungen kamen wohl vor, bisweilen wanderten die Meister, und mancher begabte Schüler suchte an fremdem Orte neue Anregungen — aber der eigentliche Geist der Schulen blieb ein lokaler Venetianer, Florentiner, Römer u. f. w. — Alle zeigen sie in ihren Werken eine so tiefe, so von dem Technischen unabhängige Verschiedenheit, als ob nicht wenige Tagemärsche, sondern lange Reisen dazu gehört hätten, von dem Wirkungsort des einen Künstlers zu dem des Andern zu gelangen. Solche Schulen gab es aber nicht bloß in den Städten, die noch Heutzutage Mittelpunkte des Volkslebens sind: nein auch in engen, eigentlich gottverlassenen Winkeln blühten diese auf, sobald sich nur ein Fürst oder sonst wer ein wenig ihrer annahm. Fast jede alte Stadt Italiens hat ihre eigene Kunstgeschichte, wie jede eine denkwürdige Geschichte im Allgemeinen hat. Die Vergangenheit ist bei fast Allen in den großen Zügen die gleiche — hat man doch einmal mit Glück versucht, den Typus einer solchen italienischen Stadtgeschichte aufzuzeichnen — aber in dieser Einförmigkeit von Greueln und Thorheiten entwickelten sich kräftige Individualitäten, und das ist für die Kunst immer ein günstiger Vorzeichen gewesen.

<20

Nord und 3ii>,

NuÂ«: .Die Kimstjchihe Itolicni' Â«Â»,i Cai! von Liihow, (Ituttg.iN, I, EngclhÃ¼rn.Â»

I.32 Nord und Süd.

Es ist ganz überraschend, wenn man in den ersten Lieferungen des Lühow'sche« Buches blättert, zu finden, in wie undendlich kleinen Mittelpunkten sich das vollzogen hat, was wir die italienische Renaissance nennen. Viele dieser Vorgänge erhalten hie ein ganz neues Gesicht. Man erhält eine weit deutlichere Vorstellung von den Vorgängen der Bewegung, indem man sieht, aus wie viel kleinen Theilen sie sich zusammengesetzt hat. Die großen Kunstgeschichten, die Alle« unter einheitliche Gesichtspunkte bringen. Alles reinlich in Perioden abtheilen, die den Stoff formen und weislich nur hie und t» Lichter auffetzen — sie geben ja ein mehr oder weniger treffendes Bild der Geschichte; aber sie geben es gerade so, wie der Künstler sein Bild "zurichtet, „und auf dem weiten Wege, aus dem Auge, durch die Hand in den Pinsel, wie viel geht da nicht verloren!" — muh verloren gehen, soll etwas Abgerundetes zu Stande kommen. Aber hier kann man sich wenigstens im Geiste ergänzen, was jenen Schilderungen zum Leben fehlt, und wer zu lesen weiß, der wird wirklich die unmerklicher. Blutwellen der italienischen Kunst fluthen sehen.

Wahrscheinlich ist es nicht ganz leicht gewesen diesen Text zu schreiben: so wenig man ihm auch die Mühe ansieht, die er vielleicht gekostet hat. Nicht die Sammlung des Stoffes freilich wird Schwierigkeiten bereitet haben, da dieser ja gewissermaßen auf der Straße lag und eigentlich nur den geduldigen Sucher verlangte. Wohl aber läßt sich denken, daß es schwer war, ihn auf die richtigen Verhältnisse zurückzuführen, das Ueberquellende zu beschneiden, so daß das Ganze doch einheitlich wirkt. Die Aufgabe hat in den besten Händen gelegen. Karl von Lützow ist als Kunstschriftsteller zu bekannt, als daß man ihm noch eine Empfehlung mitgeben müßte. Die Schrift zeigt: den durch und durch tüchtigen Gelehrten und feinen Kenner und zeigt ihn auf einem Gebiete, mit dem er innigst vertraut ist. Die Abschnitte über die kleinen Städte Venetiens (es liegen eist vier Lieferungen vor) sind vorzüglich, anschaulich und lebendig, und die Schilderung Venedigs selbst ist ein Meisterstück. Er kann hier aus dem unendlichen Reichthum an Kunstschätzen nur die hervorragendsten herausgreifen, kann nur in Umrissen zeichnen, und doch findet er so charakteristische Einzelheiten, daß er mit wenigen Zeilen schon sein Bild vertieft.

Der Bilderschmuck ist dieses gediegenen Textes würdig. Es sind nicht zusammen« gelesene Illustrationen, sondern einer jeden sieht man an, daß sie eigens für dieses Werk hergestellt ist, und jede fügt sich paffend in den Rahmen. Nach den Proben, die wir geben, wird man von der vornehmen Schönheit dieser Holzschnitte sich eine Vorstellung machen können. Zeichner wie Holzschneider haben hier miteinander gewetteifert und das Beste geleistet. Ganz eigenthümlich machen sich einige Stadtbilder nach Gemälden von Francesco Guardi einem Schüler von Canaletto, der die Welt in dessen sonniger, offcnäugiger Weise auffaßt. Für den Abdruck in dieser Zeitschrift waren sie leider zu groß. Aber jedenfalls hat in ihnen der Holzschnitt etwas Außerordentliches, wunderbar Fesselndes geleistet. Als eigenartig ist auch noch hervorzuheben, daß hier der Versuch gemacht worden ist, die Röthelzeichnung farbig zu drucken. Der eigenthümliche fette und lebenswarme Ton des Röthels scheint sich allerdings fo nicht niedergeben zu lassen: aber immerhin ist der Versuch sehr gelungen ausgefallen, und der runde Pulto des Lionardo, an dem er gemacht ist, sieht weit lustiger aus, als wenn er auch mit dem tobtten Druckerschwarz aufgetragen worden wäre. — Die Illustrationen sind außerordentlich zahlreich, auch an Kopf- und Schlußstücken fehlt es nicht, zu denen meist Bruchstücke aus Kunstwerken gewählt worden sind, welche im Text Erwähnung gefunden haben. Dieluno auf unserer Probe ist ein solches Echlußstück. Es sei hier auch gleich gerühmt, daß die übrige Ausstattung würdig und schön ist. Für den Druck ist die Antiqua gewählt worden, die sich für solche Werke monumentalen Umfangs immer mehr einzubürgern scheint. Dabei ist die Raumvertheilung sehr geschmackvoll getroffen worden: die Seiten enthalten eine ziemlich geringe Zeilenzahl, und doch sind die Ränder nicht übermäßig breit.

Die Hauptzierde des Weites besteht indes, in den Radirungen, deren es im Ganzen fünfzig enthalten soll. Der Titel hat schon die Künstler aufgezählt, welche die Platten hergestellt haben, und so brauchen ihre Namen hier nicht wiederholt zu werden. Aus diesem Verzeichnis; ersieht man, daß fast sämtliche deutsche Meister dieser edlen Kunst zur Mitwirkung herangezogen worden sind.

Gerade diese Radirungen — es sind vortreffliche Blätter darunter — erwerben diesem Vuche unsere ganze Liebe. Der Holzschnitt ist ein Illustrationmittel von unersetzlicher Vollsthumlichkeit? aber der eigentlich vornehme Vucherschmuck bleibt die Stadirung. Wir haben sie in Deutschland ungebührlich vernachlässigt und meist dem Stiche den Vorzug gegeben, während der Franzose z. N. jene jederzeit gepflegt hat. Was die Rlldirung so köstlich macht, das ist, d»h Zeichner und Radirer

«lu5: „«unstschtze Italien«" von l5arl von Lützw, lGtuttgarl I, Engelvoin,»
«ine Person sind, und dah die ganze Mache so dm Stempel des anscheinend Leichten, augenblicklich Hervorgebrachten trägt. Dadurch bekommt da« Blatt das Unmittelbare, Persönliche: man glaubt auf ihm weit mehr als auf irgend einer anderen vervielfältigten Zeichnung die eigene Hand des Künstlers wahrzunehmen. Allerdings ist die Platte so vergänglich, daß sich nicht viele Abzüge davon machen lassen, und sie leidet schon bei kurzem Gebrauche. So ist die Radirung der Gegenstand des feineren Luxus, die Freude des eigentlichen Bücheiliebhabcrs. In den reicheren Ländern mit älterer Nildung, wo man geistigen Sport treibt, weih man diese Kunst erst eigentlich zu schätzen. Da werden von manchen der schönsten Blätter, von eigentlichen Maler-radirungm (deren Sujet von dem Radirer selbst herrührt), nur 25—30 Abzüge genommen, die dann mit unwahrscheinlichem Preise bezahlt werden— vorlahresfrist hatten wir hier in Berlin Gelegenheit, solche Wunder der Nadel in großer Zahl zu sehen.

<24

Nord und Süd>.

In Frankreich und in England ist die Radierung der unentbehrliche Schmuck jedes schönen Buches: und wie man sich darauf versteht, sie zu schätzen, das beweist der Umstand, daß die großen Verleger zu den ersten Abzügen den Text in besonderen schönen Liebhaberausgaben drucken — und drucken dürfen, daß diese ihm auch abgelaust werden. In Deutschland hat man das auch versucht und hat erfahren, daß, es dafür hier noch kein Publikum giebt: Verleger und Klammern haben von den

Auf: „„Stichätze Italiens“ von „C“il von Kützo“, „Vwügai!, I, „„gclhoin.l mimmerirten Exemplaren ihres Faust — des Faust! — kaum zehn Elii«! verläuft. Denn was ein schönes Buch ist, daß lümmert bei uns wohl höchstens! hundert Leute, und von den hundert sind dann immer neunzig zu arm, um das Buch bezahlen zu können. In diesen Zeilen ist uns mehrmals das Wort vornehm aus der Feder gelaufen. Wir können es nur wiederholen, um damit den Charakter des ganzen Werkes zu

Illustrierte Bibliographie,

^25

treffen. Es ist ein vornehmes Buch — eines von denen, deren man, «b sie nun Zweck haben oder nicht hab.m, nicht genug besitzen können würde. «1c.

Architektur der Römer. Von Dr. Rudolph Adamu. Mit 93 Holzschnitten und

16 Zink-Hochätzungen. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung

(Th. Mierzinslu).

Das vorliegende Buch ist der vierte Band der umfassenden Schrift über die Architektur auf historischer und ästhetischer Grundlage, dessen drei Vorgänger wir seiner Zeit mehr oder weniger ausführlich besprochen haben. Bei diesen

Aus- »Architektur der Römer" von Dr. Rudolph Adamu, (h, nm > wer, Hel > ing, >

Gelegenheiten ist dieses geistvolle Werk, so reich an eigenen Anschauungen und Gedanken, nach Gebühr gewürdigt worden, und da wir es uns doch versagen müssen

auf den Darstellungsgang des Verfassers uns genauer einzulassen, und uns darauf zu beschränken haben, ihm möglichst kurz unsere Theilnahme und unseren Beifall auszu-

sprechen — so können wir uns diesmal wohl damit begnügen, das Erscheinen dieses

neuen Theils zu begrüßen und aus seinem Inhalt einige Hauptzüge herauszugreifen.

Zunächst ist zu bemerken, daß in diesem Bande der vorhergehende gewissermassen ver-

vollständig wird in einem Capitel über die hellenistische Architektur. In sich war jener

Band ja abgeschlossen: die rein nationale Tektonik der Hellenen war darin erschöpft: das

^36

Nord und Süd.

was hier behandelt wird, ist die Nachblüte, befruchtet von fremden Einflüssen. Nur nicht unbedingt notwendig, für war diese Einfügung doch entschieden anderswo denn erst so hat man eigentlich das ganze Schaffen des hellenischen Geistes vor Augen

^

Auch ist gerade diese Periode allzubekannt eben nicht. Die Handbücher, welche die Kunst nach dem Muster der alten Weltgeschichte behandeln, die Herrschaft Ägyptens von der Griechenland?, und die Griechenlands von der Roms ablösen lassen, haben

Illustrierte Bibliographie.
,37

Aus i „Alchüettonil d«r Römer" von Li, Rudolph «dam». >Hl>nn»v«i, Helwing,

118 Nord und öüd.

in ihrer Host kaum noch einen Blick für diese Welt seltsamer Stilmischungen. Im Uebrigen fesselt in diesem Bande vorzüglich die Darstellung des Gewölbebaues, als eines im Ganzen neuen Stilelementes. Die Ausführungen Ndamys über die Ausnutzung <bices Motivcs sind schlagend zutreffend: man folgt diesem doch ziemlich abstracten Gegenstände mit lebhaftestem Interesse. Wo sich aber wieder das seigenthümliche, von uns bereits früher gewürdigte Talent Adamys voll entfaltet, das ist in der allgemeinen Einleitung, die diesmal «inen verhältnmäßig sehr breiten Raum einnimmt, ohne dabei zu breit zu sein. D.cse Abschnitte: über Land und Voll der Italcr, Geistsrichtung und Achitcltonik der Etrusker, Rom, Hellas und Rom, sind wiederum ausgezeichnet geschrieben: gedanlenticf und klar, anziehend wie eine ruhige Wasserfläche, hier tritt der Architekt, der Aesthtiter ganz bei Lette, und der Philosoph, der Historiker in eigentlichem Sinne — nicht d« Urtundenwun» — führt das Wort. Dicfe Abschnitte reihcn sich den großen Mustern unseres Literaturschaues, etwa der betreffenden Seite in Mommsens Geschichte, würdig an. — Mit diesem Band ist die irste Abtheilung des großen Werkes abgeschlossen. Zwei weiere Abtheilungen — sieben Bände — stehen noch aus. Hoffentlich siad sie so weit vor bereitet, daß der fleißige Verfasser auch sie eben so schnell auf einander folgen lassen kann, wie er es bei den erstm gethan. — ok.

Deutsche Wahrheiten und magyarische Entstellung,«. Line Entgegnung auf die officiöse Broschüre: „Dr. Hcinzes Anklageschrift Hungarica im Licht der Wahrheit.-

8. 195 S. Leipzig 5882, Otto Wigand. Mt. 2 —

Als im Anfang vorigen Jahres Hcinzes „Hungarica" erschienen war, welche mit unwiderleglichen Thatfachen den magyarischen Terrorismus in Ungarn nachwies, da brach in den magyarischen und magyarisirten Kreisen Ungarns ein Sturm der Eni« lüslung hervor. Die leidenschaftlichen Debatten im ungarischen Reichstage, die Hetzen in der Renegaten- und magyarischen Presse bewiesen, wie tief der Hieb gegangen war. Alles Leugnen der schnöden Gewaltthatigkeiten gegen die Nichtmagyaren wollte nicht verfangen, selbst die künstlich hervorgerufenen Demonstrationen fogenanntll Deutschen zeigte sich bald in ihrer lächerlichen Nichtigkeit. Da erschien, durch die ungarische Regierung veranlaßt, eine officiöse Broschüre, eine Vertheidigung der Magyariürung, eine Leugnung der Gewaltthatcn, die von den Magyaren verübt worden sind, so daß, wer nur etwas mehr von den ungarischen Verhältnissen wußte, dm Werth der Broschüre bald durchsah. Das vorliegende Buch hat den Zweck, nachzuweisen, daß jene officiöse Broschüre das genaue Gegcnthcil von Wahrhcii bietet, daß ihr Verfasser ebenso ein Ignorant als ein Fälscher gewesen. In 25 Capiteln werden die zahllosen Verdrehungen und Entstellungen der officiösen Broschüre nachgewiesen und wird der Beweis vollgiltig und unwiderleglich erbracht, daß die nichtmagyarischen Nationalitäten in Ungarn unerhörten Unterdrückungen preisgegeben sind, daß Heinze's Darstellung unantastbar bleibt. Mit Sachlcnntrniß, Schärfe, mit großer Wärme für das deutsche unterdrückte Vollsthum geschrieben, ist das Buch, zum Thcil, was nicht zu vermeiden war, Ve lanntcs wiederholend, eine geradezu vernichtende Kritik der gegenwärtigen gewaltsamen Mogyarisirungspolitik in Ungarn. Ausführlich wild die „sächsische Frage" behandelt, lim unwiderleglich das schwere Unrecht zu zeigen, das den Deutschen in Siebenbürgen nngethan wurde.

Alfred O«n Ueumont. Kleine historische Schriften. 8. 3Bl. und534S. Gotha 1882, F. A. Perthes. IN MI. —

Dieses neueste Sammelwerk des berühmten Historikers vereinigt eine Reihe mehr oder minder umfangreicher Arbeiten, die bis auf unsere Tage reichen. Der Autor ist

sich treu geblieben, indem er außerdeutsche Stoffe und solche, die etwas abseits der großen Heerstraße literarischer Studien liegen, behandelt. Die meisten dieser Arbeiten waren bereits gedruckt, erscheinen aber hier erweitert und wesentlich umgearbeitet. So schildert Reumont die florentinische Edelfrau Alessandra Strozzi aus dem 15. Jahrhundert, so die Thronentsagung und den Ausgang des Königs Victor Amadeus II. von Sardinien, so die ionischen Inseln unter venetianischer Herrschaft, König Gustav III. von Schweden in Nachen in den Jahren 1780 und 1791, so die letzten Stuart Vittoria Alfieri und die Gräfin von Albono, so endlich Mary Sommerville. Es sind Stoffe, die zum Theil bis in die Gegenwart heranreichen, und die persönlichen Erlebnisse des Autors berühren. Es ist diesem gelungen, viel wohlgeordnetes Material zusammenzutragen, wie die jedem der genannten Lebensbilder angehängte literarische Uebersicht zeigt. Das Ganze bestätigt nur, was die Leswelt längst weiß, daß der Verfasser hiezu vielleicht der gründlichste Kenner der weit verzweigten Memoirenliteratur ist, und daß er dabei doch nie unterläßt, mitten in dem Detail des historischen Kleinlebens die weiteren Gesichtspunkte geschichtlicher Anschauung zur Geltung zu bringen. Die Ausstattung des Bandes ist gediegen.

Willkommen W. Thayer James A. Garfields Leben. („Von der Blockhütte bis zum Weißen Hause.“) Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Auguste Daniel. 8. VIII u. 376 S. Gotha, 1882, F. A. Perthes. Geb. 7. —

Nicht bloß in dem Lande seiner Geburt und Größe, das zugleich sein Grab umschließt, wird diese Biographie des so tragisch untergegangenen Präsidenten Garfield mit allgemeiner Theilnahme begrüßt werden, auch in Deutschland hat sich der früh heimgegangene Staatsmann durch großartige Begabung, hohe Gesinnung, einen durchaus merkwürdigen und wohl nur in der neuen Welt möglichen Lebensgang die wärmste Sympathie erworben, und sein Lebensbild, in die deutsche Sprache verpflanzt, darf gewiß auf die weiteste Beachtung rechnen. Es ist ein Stück echt amerikanischen Lebens. Aus dem Urwald, aus einer entlegenen Farm ist Garfield hervorgegangen, der frühe Tod des Vaters macht die Familie noch hilfloser, aber der Verstand, die Energie, die Treue einer seltenen Mutter, die noch lebt, erreichen doch die gestellte Ausgabe. Es ist eine oft an's Wunderbare grenzende Jugend, und an Romantik fehlt es nicht in diesen primitiven Zuständen. Im Kampf ums Dasein und mit der Natur charakterisiert Garfields Kindheit und Jugend. Mit stets gleicher Spannung wird der Leser den harten Lebensweg des Knaben von dem Blockhaus bis zum Präsidentschloß begleiten. Wir erfahren, wie er von Kindesbeinen an für den Lebensunterhalt der Familie sorgen hilft und sich in der kleinen Urwaldschule bald als hervorragender Schüler zeigt, wie er dann die Idee Seemann zu werden aufgibt, um in den noch schwierigeren Weg wissenschaftlicher Bildung einzulenken. Seminar und Hochschule öffnen sich ihm und damit der Weg zu den höchsten Lebenszielen. Der große Bürgerkrieg der Union zeigt den General erst den weitesten Kreisen des amerikanischen Volkes, bis seine Wahl zum Präsidenten ihn an dessen Spitze stellt. Allerdings muß man kein regelrechtes Geschichtsbuch erwarten. Gewiß ist die Absicht, nur Thatsächliches zu geben, aus all' den Quellen und mit all' den Mitteln, die der Nachforschung zu Gebote standen, überall erkennbar; für die Jugendsgeschichte des denkwürdigen Mannes steht die Treue seiner noch lebenden Mutter ein. Aber die Art, wie dies Material bearbeitet wird, streift allerdings hier und da an die Romanform. So werden ganze Dialoge eingelegt, für deren Authentizität natürlich Niemand die Verantwortung übernehmen kann. Aber gerade die gewählte Form von Wahrheit und Dichtung bei strenger Festhaltung der historischen Wahrheit in allen Hauptsachen dürfte in diesem Falle gerechtfertigt sein, weil sie dem Verfasser ermöglicht, durch Detaillirung bis in's Einzelste eine Wärme seinem Helden entgegenzubringen, die sich auch dem Leser mittheilt. Wir dürfen demnächst der Veröffentlichung der directen

^0 Bibliographie.

literarischen Reliquien Garfields entgegenzusehen, die gewiß auch deutschen Leserkreisen weiden zugänglich gemacht werden. Aber dieselben werden schwerlich für In- und Ausland ein so sicheres Mittel sein, das nach Mensch engedankt zu früh abgerufene Haupt des nordamerikanischen Volkes in der ganzen Culturwelt bekannt und verehrt zu machen.

veopsll» Kompert's gesammelte Schriften. 2. Band. Auch unter dem Titel: Böhmisches Judentum. Geschichten von L. K. 8. 281 S. Berlin, 1882, L. Gerschel. i. Band Ml. 3.50.

Der vorliegende Band dieser dankenswerthen Gesammtausgabe der Schriften Komperts bestätigt, daß er zu den bedeutendsten Erzählern der letzten vier Jahrzehnte der deutschen Literatur gehört. Besonders ist es die Novelle „die Verlorene“, welche ihren Verfasser auf der Höhe zeigt (P. Heuse und Kurz haben sie bekanntlich in ihren „Novellenschah“ aufgenommen). Gestalten wie die alte „Marsim“ die in ihrer, fast könnte man sagen, evangelischen Schlichtheit die ganze Unergründlichkeit der jüdischen Mutter umfaßt, und ihres Sohnes „Joffes“ prägen sich dem Gedächtniß als typisch ein. Der Stoff dieser Geschichte erhebt sich zu einem Problem von großer ethischer Bedeutung. Kompert sucht in dieser Dichtung den Einigungspunkt zu finden, in welchem alle Gegensätze einander gegenüberstehender Glaubensbekenntnisse harmonisch sich finden können. Aber auch die beiden anderen Novellen, die dieser Band enthält, „der Dorfgeher“ und „Trende/I“, sind in ihrer Art Cabinetsstücke seltener Art. Niemand wird die Geschichte des armen Schlossers, der trotz der Versuchungen des Geldprotzen-thums seinem Handwerke treu bleibt, ohne tiefe Rührung lesen können. ES darf übrigens nicht verhehlt werden, das, beide Geschichten nicht frei von einer gewissen süßlichen Manier sind, im Gegensatz zu dem bedeutenden Tone der Novelle »die Verlorene“.

F. von Stengel. Was die Meereswellen sagen. Eine Strandgeschichte. 8. 148 E. Stuttgart 1883, Richter und Kuppler.

Die anziehende, leicht das criminalistische Gebiet streifende Geschichte spielt auf einer Insel der Nordsee, deren Bewohner noch nicht völlig dem abscheulichen Strandrecht entsagt haben. Der Schwerpunkt der Erzählung liegt in der Schilderung des Meeres, das in seinen wechselnden Erscheinungen vom Autor auf's Glückliche erfaßt, beobachtet und dargestellt wird. Es liegt viel Poesie und Anschaulichkeit in allen diesen malerischen Details, deren Wiedergabe große Kunst erfordert. Voll markiger Kraft und nicht ohne Spannung für den Leser ist der Sturm, sind die Rettungsversuche der Schiffer am Strand geschildert. Die Charaktere der einzelnen Personen sind mit scharfen Strichen gezeichnet, das freundlich ausklingende Ende wirkt den grellen Dissonanzen gegenüber, die sich durch die Liebes- und Leidensgeschichte der Heldin Gunil ziehen, angenehm und versöhnend. — r.

Ltt« Roquette. Inga Svendson. Erzählung. 8. 223 S. Stuttgart 1883, Richter und Kuppler.

Ein Buch Roquettes wird uns immer interessante Motive und eine geschmackvolle, geistreiche, dichterische Behandlung derselben bringen. Dies ist auch heute der Fall. Die Erzählung selbst ist zwar nicht sehr complicirt und verwickelt, aber ihr Motiv interessant: ächte, leidenschaftliche Liebe befreit von den Banden einer Scheinliche, die nur auf Jugendfreundschaft aufgebaut und nur aus der trauten Gewohnheit langjähriger Zusammenlebens hervorgegangen ist. Sie zerflattert und zerreißt wie ein Schleier, sobald der Sturmhauch wahrer Leidenschaft erst verwirrend und zerstörend, dann befreiend und klärend durch das Herz fährt, diesem das einzig richtige Ziel seines Empfindens und Eistrebens zu zeigen. Dieser Kampf der Herzen zwischen Konradine, den, schönen Försterkind, Inga, dem geschimnißvollen Mädchen aus

— Nord und Süd. 5

Norwegen, und Roderich Klingstein, dem Adoptivkinder bei Elfteren, ist wann und geistreich geschildert, der Hintergrund, auf dem sich die Handlung abspielt, eine thüringische Försterei, dichterisch skizziert — nur die Nebenpersonen sind etwas schattenhaft geblieben, so die ganze Badegesellschaft aus Ems, sie hätten entschieden lebhaft in die Handlung greifen dürfen, wodurch dann auch unser Interesse z. N. für das schwesterliche Band, das Inga und die Gräfin so plötzlich verbindet, eine wünschenswerthe Steigerung erfahren hätte. Bei der Kühle und Flüchtigkeit, mit welcher der Dichter, dem selbst offenbar nur seine drei Hauptpersonen Interesse einzuflößen, diese Complicationen behandelt, vermag man sich auch nicht weiter dafür zu erwärmen. Einzelheiten, wie der Waldbrand, sind wahre Cabinetstücke in realer Anschaulichkeit, in der Kunst lebhafter und spannender Darstellung — r.

Palästina. Von G. Ebers und G. Guthe. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt (vormals E. Hallberger).

Es ist ungefähr ein Jahr verstrichen, seitdem wir auf das vorliegende Prachtwerk aufmerksam gemacht, und heute hat der erste Band desselben den Abschluß gefunden. Der siebzehnten Lieferung ist ein Zettel aufgeklebt, der den Abonnenten anzeigt, daß diesem ersten Bande eine Karte von Palästina und ein Plan Jerusalems beigelegt werden soll. Im Ganzen sind bis jetzt über zwanzig Lieferungen erschienen. Das Werk schreitet also ziemlich langsam vorwärts! aber man muß in Wahrheit gestehen, daß sich diesmal das Wort zu bewähren scheint, und daß gut wird, was lange gewährt hat. Wir haben wieder den Text einiger Hefte durchgegangen und finden unseren ersten Eindruck bestätigt, daß Ebers ein guter Führer ist. Er ist allerdings nicht gerade ein feiner Stilist, und ein gewisses Schleppen des Satzes legt dem Leser manchmal die unheimliche Vermuthung nahe, auf den Verfasser möchte wohl die französische Bezeichnung *psobur 5 1» li^us* zutreffen. Schade, daß die Ankündigung es aller Welt illusorisch macht, daß Ebers' Genosse, Guthe, in Palästina selbst für das Werk thätig ist — so kann man nicht einmal auf den Abwesenden die Schuld an dem kleinen Uebelstillschieben — was sonst (man denke nur an die beiden Theilhaber im Copperfield!) der große Vortheil solcher Genossenschaft ist. Aber das ist, wie gesagt, kein großes Unglück, und die Wenigsten mögen — das lassen Ebers' Erfolge vermuthen — es überhaupt empfinden. Im Uebrigen erweist sich der Verfasser als in hohem Grade sachkundig und schreibt sehr anschaulich. Palästinas Boden ist ja reich an denkwürdigen Stätten — aber immerhin kann man wohl sagen, daß dieses kleine Landchen mit seiner — abgesehen von einigen großen geistigen Erscheinungen — ewig kleinlichen und unerquicklichen Geschichte eigentlich keinen recht erfreulichen Stoff bildet. Weder die Könige und Propheten der alten Juden, noch alle die Eroberer, heidnische, muslimännische und christliche, bieten wirklich große geschichtliche Ereignisse und Figuren dar; erweisen sie sich doch sogar der Dichtung vom Tasso bis auf Kotzebue ziemlich spröde. Und nun gar das Palästina der Gegenwart! Dafür hat wohl den richtigsten Ton Mark Twain gefunden, den des respektlosesten Realismus und der Ironie: das klappert wie Dollars und rasselt wie eine Dampfmaschine; aber mit diesem Gegensatz zu dem Köf des Morgenländers erzielt Twain auch einen wirklich starken Eindruck. — lieber die Stiche, deren je einer oder zwei den Lieferungen beigegeben sind, kann man nicht genug des Lobes sagen. Sie sind unter den Händen verschiedener Künstler hervorgegangen und sind sich daher auch in der Mache nicht gleich. Aber wie diese auch sein mag, stets bekundet sie den höchsten Grad der Fertigkeit. Der Stich ist tadellos sauber, und besonders einige Platten sind geradezu merkwürdig, weil bei ihnen die Handgriffe, die eigentlich dem Radirer zukommen, offenbar stark angewendet sind. In England blüht bekanntlich dieser Kunstzweig außerordentlich und wird in einer Weise gepflegt, welche die Heberfeuerung mehr als streift. Bei den vorliegenden Stichen sieht man nun auf einigen Blättern deutlich das Bestreben, die starken Lichtwirkungen, welcher

^2 Bibliographie.

jene schöne Kunst fähig ist, nachzuahmen. Nie Kreuzung des Strichs ist eine g«W eigenthllmliche, der Strich selbst ungewöhnlich stark und hart, so daß es fast aussieh,, wie wenn der Radirer die Narben hat stehen lassen; aber jedenfalls ist der Eindruck, den man davon empfängt, ein eben so gefälliger wie tiefer. Und fo kann man wob', damit zufrieden fein, ohne sich allzusehr um die Lionswächter der Stilreinheit zu lümmern, die uermuthlich damit eben so wenig wie mit dem ganzen englischen Elich der neuesten Zeit einverstanden sein weiden. Uebrigms verdient hervorgehoben zu werden, daß unter den für Palästina lhätigen Stechern auch zahlreiche Deutsche vertreten gewesen sind, und daß sie sich in der Nachbarschaft der besten Engländer wohl sehen lassen dürfen. — Der Stich eignet sich ganz vorzüglich für die Darstellung der Land-schaft als Panorama, wie sie der Engländer meist auffaßt. Der Holzschnitt seht dem schon mehr Schwierigkeiten in den Weg, und so sind hier die Leistungen nicht durch weg so gut, wie auf jenem Gebiete.. Doch muh man auch hier die sauber« Mache bewundern und findet eine ganze Reihe von Abzügen, die in hohem Grade schön sind. Auch trifft man auf Blätter, die, was die Stimmung und die malerische Be-handlung anlangt, wahre Kunstwerke sind oder mindestens dem Scheine derselben sehr nahe kommen. Einen merkwürdigen Eindruck macht nur ein Einfall, in dem sich ein Zeichner ganz besonders zu behagen scheint, der aber öfter widerlehrt, als der Billigkeit entsprich«. Da wird die Landschaft als eine Platte dar-gestellt, die quer über einen Blumcnzweig gelegt, oder die mit Blumen bekränzt ist. In einem Falle sieht das recht hübsch aus, wo aus Winden solch ein Kranz hergestellt ist, aber diese einer altjüngferlichen Dilettantin würdige Etammbuchs-idee ist gar zu oft wiederholt, als daß man sich nicht fragen sollte, ob sie nicht eigentlich recht widersinnig und geschmacklos ist — sie giebt sich so selbstgefällig, daß sie auch den Langmüthigen reizt. — Ter Engländer liebt überhaupt — man kann das auch in den Noidlandsfahrten, gleichfalls einer Nachbildung eines englischen PrachtwerleZ, bemerken — der Platte eine ganz willkürliche Gestalt zu geben. A» häufigsten so, daß die eine Seite sich im Bogen nach dem Fuße des Blattes hinunter» zieht, als sollte eine Initiale angebracht werden, oft aber wählt er auch die Krcisform, oder er fetzt an zwei sich gegenüberliegende Winkel der rechteckigen Platte zwei Kreise an. Die Auswahl dieser Einfälle ist ziemlich groß. Sicht man das einmal, so läßt man sich die Abwechselung gern gefallen, lehrt es öfter wieder«, fo fängt man an, den Setzer zu bedauern, der den Text da hineinpassen muß, wird aber diese Laune zur Methode, dann wirkt sie unglaublich eintönig, und man begrüßt jedes schlicht rechtwinklige Bild geradezu als 'eine Erlösung. Auf die Empfindung des Lesers ist dabei noch gar keine Rücksicht genommen; denn auf Leser zählen solche Weile ja wohl nicht sehr. Aber wer willich einmal in einem solchen Buche zu lesen versucht hat, wo jede Seite anders zugeschnitten ist, und man sich die verstümmelten Heber-bleibsel des Textes aus allerlei Winkeln zusammensuchen muß, der weiß, ob jene Fashion Verbreitung verdient. Danken wir dem Himmel, daß deutsche Originalwnle von dieser geradezu erbitternden Narrheit bisher frei geblieben sind. Daß dem anders wird, dafür wird unser herrlicher Kosmopolitismus freilich fchon forgen! — „Er-bitternde Nariheit!" das ist eine mihtönige Schlußnote; sie stimmt schlecht zu einem Werke, an dem man — Alles in Allem genommen — doch seine wahrhaftige Freude haben kann. Aber die grauen Hefte mit Kellers schönem Titel haben wohl schon so viel anhängliche Freunde gewonnen, daß man ihnen nicht mehr schadet, wenn man sich über irgend etwas ziemlich Nebensächliches aufrichtig ausspricht. — ell. Redigier nn!« velantwortlichei! d« yeranigebers. Diu«! und Verlag von 2. Schottlaendei in Veestan. Unberechtigter Nachdruck an« dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebelseßnngliecht oorbetzall«».

vorzenäet nnenZienon^e ^VliiU'vnfflittun^cn «Nioet nur nn douzumonwu, 8«II>8t vom lilei»8ten <j»»!t»m »n, ln bester tzunlitlit ^u äon billigten 1'rei8Lll !!«oll »Hon I,iin«lern üuropn.8. L» lio^t im Intu!038s eine» sollen, voledol Le<l>^ in eium oäsi äem »näern nn^obotenon ^>t,Kol nur, 8ieK äon illu8trirtei» ?r«l8.c«ni!»nt von äem Vewanci - cl°3cl>lilt ULV 6 UVI ^Oll, ri»ß,vit«> I,eil>lli3, lloiQiueu «u, !»88en, ^«leber »ul li^ukiits» VsrlÄUgeu ^r»ti8 uuci tr»»o» »u F«s«rml»nu «F«8»n«1t v<lis.

2xL0mUHts2

Vel-82NIILe8Liäst3 «5V H. ^l)l.le«, slagwik l.eil»«^: llef» 8l«N1ir»zen, ül»n»e!»t!«n nn<! Vor» nemseden lUr Herren, v»me» »n<l li!n<!«r. 8t«M iuenen. »ii«l>«n in »»ltl««, Mll, »nU, ««« et». lu> vonien^ 8tn^nrl«el<!eno <5r»vu!e» sür lierreu »ns Vel«« «»«!«!» »n« ^!«»>!r»v»<t«n lilr Uerren. Nnnt« 8l>!u»<:r»r»!ten. 8en,f»ri»«läene L!n>le«!»i>»e. Ü!«N!»eNel!en!INÜ>>se!»ll!l!»!»!>r!l!»«NN<lse<!or. lir»z«n» »n<l VorbemHenen!iuiInse. l!»!ne>>e ll»n<litiel>er, leinen« VXüeliilelier, »»»»leinen uns rrim» Uelllirt Ore»«>!<«!l!en l!«ln l'inen« ^»»enentiener lilr v»n>en, Neil'«» n»<l lilnser. »l nen« N!»«rne!n>l«>>!l!n»i!tle. »erren» nn>! ll»n»Ken»<»>«r!l!eln6en. >»el>!l!««!»en lür Herren. leinene !ir»>i«n uns ll»n«e!»«lten lür »»inen, 8!>!sl!n^!, tnlN»»« «n<! »enoininen. l!»»n>>l!»!«n« 8<r»n>>»!r»»ren lür l?r»uen, Vf»U«u« 8!r»>>i>s,f»»ren, «»»»»'^eu, »»«ex lle»nnH!«lt>>^»c!len liir 0>>»e r " llerre». Ue«tle!lt« 8tre!se» »«>! LluxiUl). 8lle!ler«l«n ln l!»»!»!t n»«l l«l«u. »»»<! 8!lc!<erelen, <le»tle!t« <r»»e!»!»»re l!i«tl>eu. r!<>»e», liüner »n< ze?»«!»>sf d!»!»!»!»<!<!»« 8t»»'« (U»re»«»t). ll»n»Ur»!Nm.»rlelu«j>l«r<! NU 0«">r!«. 'lolel-, l>e«««rO »n^ ?^>.. :> <ll«. r»r!H»>», ^»llett, >.«!!! > u «>«u, lüu>r«>l« 8«e»rlnllorien. rl>ne!»!»<en; lle^'« l!»n>» «ulreriüirl« X»Ne«Dr«»ll. «!»«!» un<! >f«ücln. l!z»rren. ^l!t« ^»<l/tj/e v«»»» HO Hs«</c «»»» ,ve«</<!»» ^i<>< l»/> ei </ll,e/e< l un>1 2wlll innoru»!) Dcüiwlllllluä, Oozterroieli -Hn^nin, 8«nvv«ii!, Lelgieu, Unülmä unä Nünomilvl. NrlesmorKe» »»er e»r»«3l«e«« lHn<!er ,ver<le» l» !!»!»>lunß Uen!»!»»»«», l»i»j Vllx»n«l.U!8el!3N «UV ck lvl.icll, rin^nit«!.««!»!,!«?, ssürünt,^ un<1 vorzoliükt nur de»t« Wmiro «u sen dilll^zten ?rel8en. ^liclit ßvlilllouäo 'VVllnren vrci^ou doreilwilliBst lui^üeli^onommeu unä mngowu'lont. Lnole, ^nlmZou un6 Hultilig« 8inä 7U rionten »n all» il^.,,

^c>/^/, ^^^^ 5/^^-5 ^/^^H-/?^ ^ 55^ 55^-/?.
^i/^|/<?>3 <4N5 /?^i/?'Fc'^^^ ^^^/^^/^^^|V6^^
Qsn.-8tad8al-2t K. Univ.-Prof. Dr. von l^'u98vau
> ... scl.-Natli Prof. Dr. Vircnow, Lsrlln.
///«e«H)i ^//«^a/- l^l?^e^« ^o^//ie?//ia/? a«^ 24. /)<-^»
. g.
H. r ^isorsicn, Prof. clsr l-lsllmittsllLnrS Ä
^srlin.
, X-. -, >
Qsli.b^ . -^ -!i Dr. O. VarrOntrapp, Frankfurt 2..
, .'>./ ^//^/^^t-«. ll^,i, ö-r. 4. M?>5 1879."
«Univ. ^ Dr. lvi. ^.Okrtsl, iVlÜncnsn.
<-/«, > - ..'/«l^ 1879."
(36N. lVlscI.-p.atli Prof. Dr. s'. >V. L6N6cl<6, lVlardu
2Z. H/«>,? 1879,"
lanitäts-slatn D»-. O. l'nilsnlUZ, Loclen a. l'aun
^»//?«^ a/^F«^,/^. 5. ^/n'/ 1879."

>!.^A»,l^ ^2'

m ai 1883.

Inhalt.

Seile

A. Schneegans in Messina.

turkische. Li» bulgarisches Genrebild I.H3

Georg Ebers in Leipzig.

Das Alte in Kairo und in der arabischen Kultur seiner Bewohner I.91,

Rudolf Vaumbach in Cricst.

Neue Dichtungen 205

torenz von Tein in N^{ien}.

Musik und Staatswissenschaft II 20Z

f)aul tindan in Berlin.

Die Ermordung des Adventen Vcrnays 222

Bibliographie 26[^]

Hierzu ein Portrait von Rudolf Vaumbach, Radirung von Wilhelm Rohr in München.

— pleil pro «Luaüal (5 Hefle< « Mail,

All« Vuchbandlungen und pafanstellen nehmen jedeizeü Veffelluugen «n.

^^ Alle auf den redacionellen ^nbnl! >>«» „?!«r> »nl> Süd" bezüglichlichen Sendungen sind »n l»i»

V»d»cli»n nach Merlin V <l» l'o» der Heidistiaize I, »t>»e Angabe einel peilanennanieni zu lichien. »»[^]

Nord und öüd.
Eine deutsche Monatschrift.
Herausgegeben
von
Oaul lindau.
XXV. Vand. — Alai ^883. — ?4. Heft.

Druck «üü Dcrlag roü 3. 3cho ttlacü^cr.

EMPTY

Gurikleia
Ein bulgarisches Genrebild

A. Schneeballs.

— Messina, —

!

Das Boot näherte sich dem türkischen Donauufer. Im frischen Lichte der aufgehenden Octobersonne blitzten die schäumenden Wellen des Thalwegs, und lachten von drüben die räthselhaften, in scharfkantigem Umriß aus der bulgarischen Ebene sich emporhebenden Höhenzüge des Nabadagh, des letzten Ausläufers des Balkagebirges in dem Sumpfgebiet des unteren Donaudeltas, während auf der rumänischen Seite des, wie ein Meeresarm breit sich ausdehnenden Flusses, Galatz, die große Handelsstadt mit ihren weißen Häusern und ihren blinkenden Zinntupeln, mit ihren Hunderten von Dampf- und Segelschiffen, halbschlummernd noch und halberwacht, unter leichtem Nebelflor hingestreckt lag. Mit der linken Hand die Augen gegen die scharfen Sonnenstrahlen schützend, während die rechte sich auf eine alterthümliche, durch den Gebrauch abgeschliffene Doppelflinte stützte, beugte sich eine wettergebräunte Gestalt über das Boot. Der forschende Blick glitt langsam über die Lehmhütten und die verkrüppelten, im Winde zerzausten Bäume, die vereinzelt über die Uferfläche und das schilfbedeckte Hinterland hervorragten.

„Ein Pferd sehe ich schon,“ sprach, zu seinen Gefährten sich wendend, in fließendem Französisch der Jäger; „der Kawasse mag wohl auch nicht weit sein; von den Wagen aber, die uns der Pascha versprochen, ist keine Spur zu entdecken!“

Es war eine buntgemischte Gesellschaft, die sich in diesem Boot zusammengefunden hatte. Die Großmächte hatten, nach Beendigung des Krimkrieges, eine internationale Commission eingesetzt, um gewisse in dem Pariser Frieden vorgesehene Specialverhandlungen zu Ende zu führen. Sie tagte in der

^^ A. Schöckens in Messina.

moldauischen Handelsstadt Galatz, und aus ihrem Secretariats- und Ingenieurpersonal hatte sich die Gesellschaft zusammengefunden, die jetzt über die Donau setzte, um eine Jagdpartie in die Berge des Babadagh zu unternehmen. Es waren meist junge, unerfahrene, reise- und abenteuerlustige Jagddilettanten, vermischt mit einigen älteren, der Jagd als einem ernsten Geschäft obliegenden Nimrodern. Zu den Letzteren gehörte der Führer der Gesellschaft, der vorn im Boote das Ufer recognoscirte, Constant, ein ehemaliger französischer (, !iH8«onr cl'H^i'i'iuo, der nach beendigtem Kriege, Niemand wußte eigentlich wie, in die Donaufürstenthümer verschlagen worden war: ein lustiger Geselle, der sich in die orientalischen Verhältnisse genügend eingelebt hatte, um bei dieser Jagdpartie zugleich als Dolmetscher, Quartier-, Kuchen- und Kellermeister, besonders aber noch als Unterhändler und Vertreter der fahrenden Gesellschaft bei den türkischen und bulgarischen Ortsbehörden fungiren zu können. Er hatte sich sonderbar genug aufgeputzt, mit einem weitträmpigen Garibaldihut, hohen Wasserstiefeln, Pumphosen, einem mit Hammelpelz ausgeschlagenen Dolman, Jagdtasche, Pulverhorn, Feldflasche, Hirschfänger, ein Säckchen mit Schrot, ein anderes mit Kugeln, ein drittes mit allen möglichen Zangen, Feilen, Messern, Schrauben und Schraubenziehern; — das richtige Bild eines in phantastischen Civiltleibern einherwandelnden alten Zuavensergcanten! Es fehlte nur der Tornister mit der Katze obendrauf! — Im grellsten Widerspruch zu diesen« Don Quizote standen dessen beide Vootsnachbarn, der junge nucken Rheinprovinzen als Secretär in die Commission berufene vootm- juri> Werner von Bergen, ein 20jähriger, optimistisch in die Welt hinausschauender Idealist, und der ältere, schon recht großstädtisch ausgebildete, fein ironisirendc^ sich selber, wie die Anderen, in weltmännisch überlegener Weise belächelnde, preußische Ingenieur; beide unerfahrene Jäger, die sich die Doppelflinte und das Pulverhorn eigentlich nur als einen zur äußeren Wirkung nothwendigen Decorationsapparat umgehängt hatten, und denen es viel weniger darum zu thun war, Hasen, Füchse oder Rchböcke zu schießen, als neue« Land und neue Menschen zu sehen und kennen zu lernen. Daß Werner sich noch dazu mit der heimlichen Schwärmerei, es tonne irgend ein anmuthiges Abenteuer zu bestehen geben, herumtrug, und daß die schönen Bulgarinnen, denen man wohl in diesen Dörfern begegnen würde, seit acht Tagen eine große Rolle in seinen Träumen spielten, braucht kaum besonders erwähnt zu werden.

Das Boot hatte indessen das Ufer erreicht. Aus den niedrigen, mit Stroh dedeckten Hütten, die den türkischen Zollsoldaten als Wachthauö dienten, traten nachlässig einige ärmlich gekleidete Gestalten, den rothen Fez auf dem Kopfe, das verrostete Bajonnet in der zerrissenen Lederscheide an der Seite. Der Afrikaner wechselte ein paar Worte mit dem befehlshabenden Unteroffizier; dieser musterte, mit nachlässig gleichgiltiger Miene, den von dem türkischen Pascha und Bevollmächtigten bei der Tonaucommisio» der Jagdgesellschaft ausgestellten Paß, deutete mit einer müden Achselbewegung

Lurikleia. ^5

auf ein Pferd, das, mit dem Halfter an einen Baum gebunden, den Fremden seinen feinen, schöngeformten Kopf entgegenstreckte, und neben welchem ein türkischer Gensdarm halbschlafend seine kurze Pfeife rauchte, drehte sich dann, ohne ein Wort hinzuzufügen, in derselben nachlässigen und gewohnheitsmäßig gelangweilten Weise um und verschwand mit seinen Gefährten im Wachthansc,

„Nun? Conftant?“ fragten die Jäger, die sich um ihren Dolmetscher geschaart hatten.

„Nun?“ antwortete lachend der Afrikaner, indem er seine Büchse, wie zum Marsche sich bereitend, über die Schulter warf, „den von dem Pascha von Isaktscha ans das Gesuch seines Collegen von Galatz uns zur Verfügung gestellten, berittenen Kawassen könnt Ihr unter jenem Baume bewundern; der würdige Mann wird uns auch über Berge und Moräste begleiten, so weit und so lange wir es wünschen: die Wagen aber mögen wir uns in Longavitza, im nächsten Dorfe selbst abholen, meint der Herr Unteroffizier. Also, meine Herren! Allah ist groß, und Muhamed ist sein Prophet! Vorwärts, marsch!“

Und eine lustige Marschweisc pfeifend, schritt er voran. Der Türke schwang sich auf sein Pferd und trabte ruhig nach. Die Anderen ergingen sich in Verwünschungen über die türkische Mißwirthschaft und fluchten auf deutsch, französisch, englisch und rumänisch; was half ihnen aber alles Murren und Fluchen? Wollte die Gesellschaft nicht über die Donau zurücksetzen und unverrichteter Sache wieder in Galatz einziehen, so mußte sie sich wohl dazu bequemen, gute Miene zum bösen Spiele zn machen und den beiden Führern zu folgen.

„In Longavitzzl giebt's Wagen!“ rief der Afrikaner ihnen zu, „und dort drüben, hinter den Schilffeldern, fleht man schon die Rauchwolken des liulglliischen Dorfes!“

Die Rauchwolken erblickte man freilich ganz deutlich'und weiter als eine Stunde Wegs in der Luftlinie mochte das Dorf wohl nicht entfernt sein-, aber in der Dobrudscha darf sich der Reisende eben nicht nach der Luftlinie richten! Die Sonne stand schon hoch im Zenith, als unsere kleine Karavane, die Krenz und die Quer um die breiten Schilflagunen, die das Flachland nach allen Seiten durchschneiden, sich herumwindend, endlich müde, erhitzt, nach einem Trünke frischen Wassers lechzend, bei den armseligen Lehmhütten von Longavitzzl anlangte.

Das ganze Dorf, Männer, Weiber und Kinder, hatte sich bei den eisten Häusern, wo auch ein türkischer Wachtposten stand, versammelt, die Männer, mit Schafpelzen und Pelzmützen, in ihrer seltsam bezeichnenden, gebeugten Stellung, die Arme müde herunterhängend, den Rücken wie unter der Gewohnheit des Gehorsams gekrümmt; die Frauen und Mädchen hinterdrein, in schmutziger, unmalerischer Kleidung, neugierig die Fremden beobachtend.

<46 3l. 3chncegans in Mossina,

„Wer von Euch will uns nach dem Kloster von Kotsch fahren?“ rief der Afrikaner den Bulgaren zu; „drei bis vier Tage wird es dauern, und wir zahlen in Gold!“

Ein Gemurmel zog durch die Reihen. Tic Blicke der Bulgaren richteten sich fragend auf die türkischen Soldaten, als ob Keiner es wagte, selbständig einen Entschluß zu fassen. Die Türken aber blieben stumm und rauchten ruhig weiter. Nach einer kleinen Weile ermannte sich einer der Bulgaren und, auf einen jungen Mann, der nachdenklich vor dem nächsten Hause stand, deutend, sagte er halblaut und mit der diesem Voltsstamm angeborenen und angewohnten Schüchternheit:

„Iliä Michalovitsch hat Pferde und Nagen!“

Der Jüngling richtete sich auf, als erwache er aus einem Traume. Es lag etwas Schwermüthigcs in seinen schönen, fast feingeformten Zügen, das Auge schaute mit einer gewissen Vornehmheit; um den blonden, langen Schnurrbart spielte wie ein verächtliches Lächeln.

„Iliä Michalovitsch hat wohl Pferde und Wagen,“ antwortete er, sich zu den Europäern hinwendend; „aber nach dem Kloster fährt er heute nicht mehr. Wollen die Herren nach Isaktscha fahren, und zahlen sie gut. so bin ich ihr Mann!“

„Warum aber dieser Umweg?“ fragte der Afrikaner und ließ einige Turnten in der Sonne funkeln.

„Kennt Ihr den Weg durch die Sümpfe? Am Abend ziehen die Nebel von den Schilffeldern auf und bringen Fieber und Frost mit sich. Der Tag ist zu weit vorgeschritten; die Berge erreichen wir nicht vor Nacht. Ich führe Euch aber heute nach Isaktscha und morgen nach dem Kloster. Was zahlt Ihr?“

Es wurden diese Worte in einem fast trotzigen Tone, der seltsam von der gewöhnlichen Redeweise der Bulgaren abstach, hingeworfen. Die Fremden bemerkten, daß ein Lächeln über das Gesicht der Dorfbewohner glitt; die Mädchen steckten kichernd die Köpfe zusammen; ein alter Bulgare, der neben Iliä stand, klopfte dem Jüngling vertraulich auf die Schulter und sagte:

„Wäre ich jung, hätte ich Pferde und Wagen, ich könnte wohl heute noch das Kloster erreichen, Iliä! — aber die kleine Eurikleia wohnt ja in Isaktscha!“

„Was geht das Euch an?“ fuhr der Jüngling auf, und aus seinem Auge leuchtete ein kurzer Blitz. „Ich führe Diese nach der Stadt! Wem es nicht behagt, der bleibe hier!“

Die Europäer hatten sich während dieses Wortwechsels, dem nur der Secretär aufmerksam gefolgt war, miteinander berathen: Konnten sie heute das Kloster nicht mehr erreichen, so war es immer noch besser, nach der Stadt zu fahren, als in diesem elenden Baueinneste liegen zu bleiben.

„Top!“ rief der Afrikaner, indem er zu dem Jüngling hintrat und ihm ein Paar Geldstücke in die Hand legte; „spanne an! Wir fahren nach Isaktscha!“

«Luiiklcia, ^?

Eine halbe Stunde später waren zwei Wagen bereit, niedrige, holperig auf den ungleichen Rädern laufende Karren; dicke Schilfbündel vertraten die Stelle der Sitze; die kleinen, mageren Pferde waren mit Stricken und Schnüren angespannt; das Ganze machte einen trübseligen, ärmlich verkommenen Eindruck; — und doch war Ilia Michalovitch der wohlhabendste Mann von ganz Longawitza; die besten und fruchtbarsten Aecker weit und breit gehörten ihm; bis an die Grenze der Klosterbesitzungen erstreckten sich seine Wiesen, und nach ihm schauten begehrlieh alle bulgarischen Mädchen, daß er Eine heimführe und als Herrin in sein Haus einsetze. Ilia Michalovitsch schien sich aber wenig um die Jungfrauen Longawitzas zu kümmern! Wie er sich auf den Sitz des ersten Wagens schwaug, wie er mit einem kurzen, halb befehlenden und halb flehenden Zuruf, in welchem sich die, ihrer Ohnmacht bewußte, umsonst nach Männlichkeit ringende Charakterschwäche des bulgarischen Stammes abspiegelte, die Rosse zum Laufen anspornte, da blieb sein Blick auch nicht eine flüchtige Secunde auf dem Schwärm der Mädchen haften, die dem Scheidenden ihr Lebewohl nachriefen; an dem feinen Horizonte aber, hinter den unabfahbaren Schilffeldern der Tonau, mochte sein Auge wohl die Stelle suchen, wo Isaktscha zwischen seinen von Windmühlen gekrönten Hügeln lag, und, hätte der alte Vulgare jetzt dem Ilia den Namen der kleinen Eurilleia zugeflüstert, Ilia wäre wohl zusammengezuckt, wie Einer, der den Gedanken eines Andern in das Innerste seines Herzens hernterschleichen fühlt, und der sich aufbäumt, ob dieser fremden Besitznahme seines verborgensten Ichs. Ilia trieb die Pferde an, als gelte es, so schnell als möglich das Nulgarendorf aus den Augen zu verlieren; die Rosse kamen bald aus dem scharfen Trab in den fröhlichsten Galopp, und unter dem Hurrahrufe», dein Lachen und Jauchzen auf der ihren Schilfbündeln zuzammeugeschüttelten Jäger, ging es über die endlose, eintönige Fläche, ohne Weg, noch Pfad, den Spuren der Wagen im Grase folgend, zwischen weiten Sumpfniederungen und kleinen, mageren Gebüschchen, die Kreuz und die Quer, bald näher den Beigen zu, bald wieder an das Ufer der Tmau, die, um zahllose, waldige Infeln sich herumwindend, langsamen und trügen Laufes sich zum Meere schleppte. Der Kawasse trabte, ohne ein Wort zu sprechen, neben dem zweiten Wagen her, in welchem der Afrikaner, Werner und sein Berliner College, der Ingenieur, Platz genommen hatten. „Besehen Sie sich 'mal diesen Türken," sagte Letzterer, zu seinem Nachbar sich wendend, „wie er hoch in seinem hölzernen Sattel eingeklemmt dasitzt! mit welcher hoher, angeborner Würde er sein schlechtes Roß führt, mit welcher Grandezza er auf uns herunterschaut, auf die Giaurs, die er verachtet und doch fürchtet! und besehen Sie sich sein militärisches Rüstzeug! prachtvoll eingelegte Pistolen, — aber mit Rost überzogen; einen blinkenden Zatagan, — aber in einem zerrissenen Lederfutteral; einen feinen Kaschmir-turban, — aber mit Löchern d'rin, daß man nicht weiß, ist das Loch die Hauptsache oder das Zeug! — das leibhaftige Bild des Kalifenlandes!

^8 A, Schneegan3 in Messina,
Wie lange geht es noch bis Isnttscha ?" fügte er, zum Türken sich wendend.
hinzu.

Tiefer dichte langsam den Kopf zu dem Sprechenden. Ein, durch den
Schnurrbart hnlbverdecktes Lächeln legte sich um seinen Mund.

„Vor Nacht lommen wir ebensowenig nach Isaktfcha, als wir znm Moster
gekommen waren!"

„Wie heißt Tu denn, Ianitfchar? Tenn Deinen Namen müssen wir
doch kennen, da wir einige Tage zusammen zu verleben verurtheilt sind."

„Demir Keran Hufsein!" erwiderte der Kawasfe.

„Zum Donner! ein schönr Name!" rief der Afrikaner. „Wißt Ihr,
was der Name bedeutet? Hufseiu, der das Eisen bricht! Eine alte Gewohn-
heit aus früheren Zeiten, wo jeder Ianitfchar sich einen folchen Namen Ini
legte. Er stammt wohl ans den Kriegszeiten? Sagemir Hussein! Haft Tu
gegen die Russen mit uns gekämpft im letzten Kriege?"

Der Türke richtete sich auf,

„Vei Allah!" sagte er, „ich habe dem Sultan als treuer Soldat ge-
dient! —" und, als wollte er das Gespräch abwenden, fügte er, den Blick
über den Vulgaren gleiten lassend, hinzu:

„Nach dem Kloster wären wir eben so schnell gekommen, hätte Iliä
Michalovitsch nicht was Besonderes in der Stadt zu besorgen!"

Iliä ließ die Peitsche knallen und schnalzte mit der Zunge; ein selbst-
gefälliges Lächeln flog über feinen Muud. als wollte er fagen: „Das in
meine Sache, und meinen Zweck habe ich ja erreicht!"

„Wo bringen wir die Nacht in Isaktfcha zu?" fragte der Secretär.

Iliä Michalovitfch dichte sich um:

„Ich kenne ein Haus," sagte er, „wo Raum genug sein wird; bei
Popovitsch!"

„Da wohnt wohl Deine kleine Eurikleia?" rief dem Vulgaren auf die
Schulter klopfend, der Secretär.

„Und wenn es wäre?" erwiderte Iliä, trotzig mit der Pcitfche knallend.

Wer den Türken beobachtet hätte, in dem Augenblick, wo der Name des
Vulgaren Popovitsch ausgesprochen wurde, der hätte sein Auge unheimlich
blitzen gesehen; seine nervige Faust faßte den Zaum fester, mit einem plötzlichen
Ruck; er drückte dem Pferde die Sporen in die Seiten, daß es in jähem
Sprunge über den Weg fetzte.

„Ei! zürne mir nicht!" fagte Werner, der sich begütigend zu dem Bulgaren
wandte; „ich freue mich nur Deinetwegen und werde Dir gern behülflich fein."

„Zu was?" fragte Iliä mit euer plötzlichen Lebendigkeit, die sich durch
einen wuchtigen Peitschenhieb, fowie durch den ungewöhnlich fcharfen Ton seiner
Stimnie verrieth.

Dem Secretär war Demir Hussein's Bewegung nicht entgangen. Er
war jung; und jünger noch als seine Jahre war sein Herz, er war von jenem
ritterlich naiven Menschenschlag, der überall Nomne wittert und solche selbst

Eülklcia, ^9

da vermuthct, wo die Anderen auch nicht den Schatten eines Romans zu entdecken im Stande waren; der Name der Neinen Euritlcia klang so verlockend in sein Ohr; Ilia Michalovitsch war schön; es lag etwas so seltsam Trotziges und zugleich schwermüthig Schönes in seinem Wesen!" Die Beiden liebten sich, dachte Werner; der Türke dort drängt sich wie ein düsteres Verhängnis; zwischen ihre Neigung; dem Liebespaar zu helfen, bin ich, fahrender Nitter, bereit!"

„Zu was?!" fragte er leise, auf Ilias Schulter sich lehrend; und sein Finger zeigte auf den Türken, der in scharfem Trab vor dem Wagen herritt, und dessen Säbel klirrend gegen die Sporen schlug — „brauchst Tu einen Freund, Ilia! so werde ich Dir zur Seite stehen!"

Ilia Michalovitsch blieb einen Augenblick betroffen; es mochte ihm wohl die unvermuthete Vereitwilligkeit dieses unbekanntes Menschen wie ein Eingriff in sein innerstes Leben befremden. Er schaute dem Jüngling starr ins Auge:

„Ich danke Dir!" antwortete er leise, nach einer kurzen Pause. „Du bist auch kein Freund der Türken! Was ich von diesem zu befürchten habe, weiß ich nicht! Aber an Dein Wort werde ich Dich erinnern, wenn Hilfe vonnöthen sein wird! —" und leise fügte er hinzu: „Eurillein wird Dir danken! —"

Es war finstere Nacht, als die kleine Karawane in die Straßen von Isattscha einbog. Knurrende Hunde lagen in unheimlichen Schaaren vor den Häusern: die Stadt schien wie ausgestorben; nur die Windmühlen auf den Hügeln bewegten gespensterhaft ihre durch die Nacht knarrenden Flügel; aus ihren kleinen Fensteröffnungen blickten die rothen Lichter wie funkelnde Sterne in die todten Straßen hinunter und legten Zeugniß ab, daß Menschen in dieser stillen Einsamkeit lebten. Der Kawasse hieß die Wagen in langsamerem Schritte fahren und führte den Zug durch winkelige Gassen und Gäßchen, bergauf und bergab, bis zu einem größeren Haufe, vor dessen Thür einige türtische Soldaten, rauchend oder schlafend, auf der Straße herum kauerten.

Es war das Haus, in welchem der Pascha von Isattscha wohnte.

Durch die geschlossenen Läden schimmerte Licht. Einige Worte wurden rasch gewechselt; der von dem Pascha der Donaucommission ausgestellte Paß vorgezeigt und von einem Unteroffizier an den wachhabenden Hauptmann ausgeliefert. Diesmal verfehlte das Schreiben seine Wirkung nicht. Nach wenigen Minuten wurden Stimmen in dem Innern des Hauses laut; die Thür wurde weit aufgerissen, und, tief sich verbeugend, meldete der Offizier, der Pascha lasse die Fremden bitten, sich zu ihm herein zu bemühen.

Ein wunderbares Bild bot sich ihren Augen dar, als sie, durch die dunkeln, engen Gänge sich zwängend, plötzlich das hell erleuchtete Gemach des Paschas sich vor ihnen eröffnen sahen. Es war ein kleines, niedriges Zimmer; eine zierliche, in einem Netze von Silberdraht schwebende Petroleum-

^50 A. 3chiicega»s in Messin«.

ainpe hing von der Decke herunter und goß ein sanftes Licht über die malerische Gruppe, die in der hintersten Ecke, auf dem längs der weiß- getünchten Wand hin laufenden, mit grellrothem Damast überzogenen Tivan, die Aufmerksamkeit der Eintretenden auf sich zog. Mit verschränkten Beinen, den Tschibuk nachlässig in der Hand haltend, faß dort der Pascha, ein behäbiger, stark in den Vierzigen stehender Mann, mit schwarzem, gräulich durchschimmerten Vollbart, er war betleidet mit einem weiten, vorn geöffneten, Gewände von weißer Seide, das halb wie ein Schlafrock, halb wie ein altlütischcr Burnus aussah. Vor ihm kniete ein etwa vierzehn Jahre alt scheinender Knabe, der gerade damit beschäftigt war, mit einer goldenen Zange eine glimmende Kohle aus dem Kohlenbecken auf den von frischem, gelbem, rund herum den Pfeifcnkopf überströmendem Tabak gefüllten Tschibul zu legen; die rothen, üppigen Lippen halbgeöffnet, die Hand mit der Kohlenzange wartend erhoben, ließ er seine klugen Augen neugierig über die hercintretenden, von dem überraschenden Uebergang aus der Dunkelheit in diese farbige Helle geblendeten Jäger gleiten. Ein kunstvoll gearbeitetes Tischchen, mit Kaffee und Eonfect, stand, vor den beiden, auf welche das von der Decke herunterströmende, durch bunten Schirm gebrochene und leichtgedämpfte Licht einen märchenhaft leuchtenden Schimmer goß. Werner stand wie gebannt vor diesem seltsamen orientalischen, in Nembrantschn Farben hervortretenden Bilde. Er hörte kaum, wie der Pascha ihn und seine Gefährten als „Freunde seiner Freunde" bewillkommnete, und sie, mit der den Morgenländern eigenen, bilderreichen Höflichkeit, versicherte, die Botschaft des Paschas von Galatz sei für ihn, was ein Born frischen Wassers für einen in der Wüste lechzenden Pilger: denn Isaktscha sei die Wüste, daß hätten sich die Fremden heute schon vergewissern tonnen. Es wurde alsdann den Fremden, nach türkischer Art, Kaffee, Doltschas und Tabak angeboten, und der Pascha nöthigte sie, bis, wie er sagte, Alles für ihr Nachtquartier in der Stadt eingerichtet sei, ans dein Tivan Platz zu nehmen und sich nit ihm zu unterhalten. Während Diese sich niederließen, winkte er den Kawassen zu sich heran und ertheilte ihm in türkischer, den Meisten der Anwesenden unverständlicher Sprache seine Befehle.

„Dcmir Keran, wo gedenkst Du die Fremden unterzubrigcn?"

„Der Bulgare, der uns nach Isaktscha gefahren hat, tcnnt das Haus des Popovitsch und sagt. . ."

„Ich tenne es auch! . . . Ter erbitterstc Türtenfeind ist dieser Popovitsch! . . . Dort führst Du die Europäer hin. . . Trag Sorge, daß ihnen Nichts fehle! Sic sind meine Freunde; verstehst Du?"

Teinir Keran Hussein verneigte sich, indem er die Arme über die Brust kreuzte, und wollte sich entfernen.

„Warte noch, Demir Keran! Ich habe Dir noch was zn sagen. Das Hans ist klein . . . Popovitsch und seine Rangen können schlafen gehen, wo sie wollen . . . Tic kleine Griechin aber, die bei Popovitsch wohnt, die

küriflcia, ^ 5 ^

soll die stacht nicht auf der Straße zubringen, hörst Tu? Befiehl den Soldaten, daß sie das Mädchen hierher führen. Hast Du verstanden?

Aber bei Allah! daß Keiner von Euch Hand an sie lege! . . . Geh!"

Eonftant hatte kein Wort von dieser Unterhaltung verloren. Zu dein Secretär, der neben ihm auf dem Tivan faß, sich wendend, sagte er in französischer Sprache, dem Jüngling leise in's Ohr flüsternd:

„Ta scheint es ja ganz gemüthlich herzugehen! Um uns Platz zu machen, wird Popovitsch mit Frau und Kindern auf das Pflaster gesetzt; und ein griechisches Mädchen, das dort wohnen soll, behält der Pascha für sich!"

Eine Ahnung durchflog des Jünglings Seele:

„Eurilleia ist ein griechischer Name!" antwortete er, in derselben Sprache und in demselben, leisen Tone.

Ter Pascha wandte sich rasch um zu deni Sprechenden:

„Keimst Tu das Mädchen?" fragte er, ebenfalls in französischer Sprache.

„Es ist die schönste Rose von Isaktschn, und leid thäte es mir, wenn es heute Nacht, ohne Obdach, unter den Hunden schlafen sollte!"

„Das Mädchen, von deni Tu sprichst, habe ich niemals gesehen!" antwortete, rasch besonnen, der Secretär.

„Wie kennst Tu seinen Namen?"

„Ich wußte nicht, d»ß diefer Name der seiuiige sei."

„So errathen die Franken die Namen, die wir im Herzen tragen?"

erwiderte, nicht ohne einen Anflug von zweifelnder Ironie, der Türke; dann drehte er sich zu den andern Jägern um und unterhielt sich mit ihnen über dies und das, was ihn von Europa zu interessiren schien, Verhältnisse der Kriegsmächte, Einrichtung der Verwaltungen und der Gerichte. Ter Secretär und sein Nachbar wechselten aber einen bedeutungsvollen Blick, als wollte Einer zum Andern sagen: Hier ist Schweigen Gold!

Eine Viertelstunde verging unter Plaudern und Rauchen; dann erhob sich der Pascha und, den Fremden seinen Abschiedsgruß bietend, sagte er:

„Ein Soldat wird die Freunde meines Freundes in das von mir für sie zubereitete Nachtquartier führen. Einen Wunsch für das Glück Eurer Jagd spreche ich, da ich die europäische Lagersitte kenne, nicht aus. Mein Auge wird Euch aus der Ferne verfolgen und bei jedem glücklichen Schuß auf den Bablldagher Höhen wird meine Seele sich freuen. Vergeht nicht, den Abt des Klosters von mir zu grüßen! Wir kennen uns seit langen Jahren; er war in Eonstantinopel und nahe bei dem Throne unseres Herrn und Gebieters, zur selben Zeit als ich! und ich beehre mich, ihn zu meinen Freunden zu zählen, ob er gleich einen anderen Gott verehrt. Allah sei mit Euch!"

Dem Secretär schien es, als bliebe des Paschas Blick mit einem seltsamen, spöttischen und drohenden Blinzeln zugleich auf ihm und seinem Nachbar haften, als er ihnen zum Ab'chied die Hand reichte und sie bis zur Thür geleitete.

^32 2l. 3hneccaüs in INcssina,

Als die Jäger zu den Wagen traten, lag die schlafende Stadt in dem Silberglanze des aufgehenden Vollmondes vor ihnen. Die niedrigen, mit durchbrochenen Holzbalconen verzierten Häuser warfen ihre scharfgeschnittenen, schwarzblauen Schatten in sonderbaren Winkelbildungen auf die weißgetlinchten gegenüberliegenden Mauern: es war, als hätte sich längs der einen Seite der schmalen in das obere Viertel führenden Straße, ein schwarzes, auf blendend weißem Untergründe ruhendes, riesiges Spitzengewebe gelegt. Nie türkischen Nichtsoldaten kauerten wie vorher auf der Schwelle herum. Beiseite, in der scheuen Haltung, welche die Vulgaren in der unmittelbaren Nähe ihrer Herren anzunehmen pflegen, stand Ilia. Sein Auge haftete, unverrückten Blickes, an dem oberen Ende der Straße, von wo dumpfe Stimmen, wie Von wimmernden und fluchenden Weibern, Kindern und Männern, heruntertönten. So wie Ilia der Jäger ansichtig wurde, zuckte er auf, und die Pferde mit rascher Bewegung antreibend, führte er die Wagen den steilen Berg hinan.

„Nun geht es doch endlich, und im Sturmschritt, zum Hotel Popovitsch!“ rief lachend der Ingenieur, der gerne längst schon den Kaffee und die Tschibuls des türkischen Gouverneurs gegen ein gutes Bett umgetauscht hätte. Ilia hatte nur den Namen Popovitsch verstanden. Er drehte sich um, und ein Zittern klang durch seine Stimme, als er halblaut antwortete: „Tort oben liegt Popovitschs Hans!“

Dunkle Gestalten bewegten sich um das niedere Gehöfte, lärmende, bewaffnete Kawassen und Soldaten, die einen Bulgaren mit Kolbenstößen vor sich her trieben: ein weinendes Weib mit zwei aus dem Schlafe gerissenen, ächzenden Kindern auf den Armen; ein größeres Mädchen, das sich ängstlich an der Mutter festhielt; ein schreiender Knabe, den ein Türke fortzerterte.

„Was geht denn hier vor?“ riefen die Jäger verworren durcheinander, indem sie sich die Straße hinauf drängten,

„Nichts geht vor,“ erwiderte der Afrikaner, der aus seinem algerischen Leben an solche Dinge gewohnt war: „man räumt das Haus, um uns Platz zu machen.“

Die Hand krampfhaft um seine Peitsche geballt, sah Ilia nach dem Bulgaren den die Kawassen die Straße herunter trieben.

„Sei begrüßt, Freund!“ sagte er leise, als dieser an ihnen vorbeizog.

Der Bulgare hielt einen Augenblick inne, sah Ilia starr in's Gesicht, und, die Zähne zusammenbeißend, murmelte er:

„Sei verflucht, Ilia! wenn wir es Dir zu verdanken haben!“

„Nicht ich. Popovitsch. habe befohlen ...“

Ein scharfer Hieb mit der kurzen Peitsche, welche die Kawassen bei sich zu tragen pflegen, unterbrach ihn.

„Bei Allah!“ rief Einer der Türken, indem er Ilia aus dem Wege stieß, „daß in Isaktscha die Bulgaren nicht befehlen, brauchst Tu diesem Hund nicht zu sagen! Vorwärts!“

Ilin beugte den Nucken, und, ohne ein Wort zu erwidern, zog er weiter. Sein Auge aber flog, unheimlich funkelnd, über die Reihe der von den Türken fortgeschleppten Hausinsassen, und als das letzte Kind vorübergezogen, und die ganze weinende und schreiende Schnur hinter dem letzten Wagen verschwunden war, da schien es, als ob der junge Vulgare plötzlich wieder freier aufathmete: er drehte den Kopf zu dem ihm auf der Ferse folgenden Secretar, und leise, als unterdrücke er eine gewaltige Freude, sagte er:

„Sie ist nicht dabei!“

Sie waren vor dem Hause angekommen. Die Thüren standen weit offen. Zwei Kawasscn waren noch in den verlassenen Zimmern beschäftigt. Als die kleine Schnur vor dem Gehöfte Halt machte, traten sie lärmend auf die Veranda; in dem Einen erkannten die Jäger ihren Begleiter, Dcmir Keran Hussein.

„Verfluchtes Gesindel!“ rief er, indem er mit zorniger Faust den Kolben seiner Flinte auf die morphen Bretter des Fußbodens stieß. „Die Griechin ist entschlüpft! Verfchwunden, der glatte Aal!“

„Für Tich, Hund!“ murmelte Ilin vor sich hin; „aber für Andere wird sie schon wieder zum Vorfchein kommen!“

Die Soldaten zogen laugfam ab, indem sie noch mit dem Bajonnet in den umherliegenden Heu- und Strohbündeln herumstüchen. Die Jäger aber ergriffen Besitz von dem verlassenen Hause, vertheilten sich in die offenen Zimmer und auf die harten Divans, und bald schlief Alles in Popowitschs Behausung; — Alles, mit Ausnahme des Secretars, der vergeblich auf feinem Bretterlager den Schlummer suchte. Es schien ihm, als höre er fortwährend die Nagenden Stimmen der in der kalten Octobernacht durch die Straßeil irrenden Kindern der Hauseigenthümer. Er sah die Armen, wie sie, aus ihren süßen Kinderträumen aufgeschreckt, von den Soldaten in den Hof gestoßen wurden, wie sie, weinend vor Angst und vor Kälte, ihrer Mutter durch die nächtliche Einsamkeit folgten, wie sie endlich in irgend einer finstern Ecke zusammenfanden und »eben den knurrenden Hunden auf der Erde liegen blieben. Seine rege, jugendliche Phantasie führte dies Alles in so lebendiger Weise, mit so grellen Farben vor sein inneres Auge, daß für den Schlaf kein Platz mehr übrig blieb. Hellblinnd schaute der Moud durch die kleinen Fenster draußen lag, in Silberschimmer hingegossen, die weite Donaubucht. Werner hielt es nicht länger in der dumpfen Luft des Vulgnrcnzimmers aus; er stand leise, um seine Gefährten nicht zu wecken, von seinem Lager ans und trat hinaus unter die geräumige Veranda, die balconartig, nur einige Stufen über der Erde erhöht, um das Haus lief. Alles schlief ringsum, die fischerschwangenen Teltmebel zogen in laugen, weißen Streifen über die Schilfniederungen hin; aus diesem wogenden Duustmeere erhoben sich, schwunr> gegen den Himmel und gegen die endlose Nebelfläche abstechend, die Höhenzüge des Babldagh. Das Auge des Jünglings schweifte über den Bergen hing, und es schien ihm, als blickten ihm von ferne, wie silberne Zettel.

die in einer Thalscnkung halb verborgenen, märchenhaft glänzenden Zinnluppeln des Nlostcrs entgegen, . . . Da, plötzlich . . . Hang es, aus nächster Nähe, wie ein Flüstern, wie ein leise geführtes Gespräch an sein Ohr! Aus dem Stalle, wo Ilias Pferde im Schlafe schnaubten und stanipften, schienen die Stimmen zu lommen. Werner horchte auf. Er näherte sich behutsam der Thüre. Alles war finster da drinnen. Da hörte er die Stimme des jungen Bulgaren:

„Deinetwegen habe ich mich ja heute auf den Weg gemacht!“

Eine zweite, in südlich fremdem Acccut mädchenhaft und dennoch scharf und bestimmt klingende Stimme unterbrach ihn:

„Du hast den Türken dieses Haus bezeichnet! Um Deinetwillen wurde Vater Popovitsch mit Weib und Kind in die Nacht hinausgeworfen! Du hättest es nicht zulassen sollen. Iliä! Bist Du ein Mann? Bist Du ein Feigling? Dein Voll, Iliä, ist ein Weibervolt! Bei uns haben die Mädchen mehr Muth in dieser kleinen Fingerspitze, als Eure Männer alle zusammen in Herz und Kopf!“

„Euritleia! Du bist ungerecht! Was können wir? loa» . .?“

„Ungerecht! Habe ich, armes Mädchcn. nicht ganz allein die Soldaten und Kawasscn Eures Paschas, die nach mir suchten und riefen, zu Schanden gemacht? Was wollten sie mit mir? Ich weiß es nicht! Wie eine wilde Katze habe ich mich zum Fenster hinausgeschwungen; an dem Valcon des Daches hielt ich mich; unter den hängenden, losen Brettern, da oben, klammerte ich mich an! Sic suchten mich unten; sie suchten mich überall! Die Hände bluten mir noch von den Nägeln, die mir in's Fleisch drangen! Ich hielt mich aber fest, und ich verfluchte die Hunde in meinem Herzen, und ich hatte Kraft auszuharren, bis sie wegzogen. Die heilige Mutter Gottes beschützte mich, Iliä! — denn sie liebt die Muthigen! Verstehst Dn, Iliä? nur die Muthigen liebt die Heilige!“

„Laß ab, Eurilleia! oder ...“

Aber Heller erhob sich des Mädchens Stimme, als ob dasselbe vergessen hätte, daß die Gefahr noch nicht vorüber war.

„Ich bin wie die Heilige!“ rief Euritleia, und Werner hörte das zornige Stampfen eines kleinen Fußes auf den Brettern, „nur die Muthigen liebt Euritleia!“

Werner stand hinter dem Schatten des vorspringenden Daches versteckt, ganz nah an der Thür; er hatte kein Wort verloren, — als plötzlich ein anderes Geräusch seine Aufmerksamkeit fesselte, es schien, als ob Jemand längs der äußeren Wand des Stalles herüberschlich, langsam, behutsam, lautlos; ein Schatten tauchte hiuter der Wand hervor, zuerst der Kopf, — dann der breite Rücken, — und drüber ein langer, schmaler, dunkler Streifen, als trüge der Mann, dem der Schatten gehörte, eine Flinte auf der Schulter; ein Schritt noch, und vor dem Jüngling stand Demir Keran, der, vorsichtig um die Ecke biegend, sich der Etallthiir näherte. Des Seeretärs Entschluß

Eüliſcia, f55

war ſchnell gefaßt. Einen derben Stoß in die Bretterwand verſetzend, zum Zeichen für die dort Verſteckten, trat er vor den Kawassen und rief ihm zu: „Kannſt auch Tu den Schlaf nicht finden, Temir Keran? Ich ſitze ſchon lange Zeit hier und ſumme alte Lieder vor mich hin in die Nacht hinein. Setze Dich zu mir und ſinge mir ein tülliches Lied, wie man ſie bei Euch liebt, von dem Vollmonde, der am Himmel leuchtet, und von Bülbül, die unter den Fliederbüſchen flötet!“

„Bei Allah!“ erwiderte der Türke, der einen Augenblick betroffen geweſen war, „ich habe nicht Zeit, an Lieder zu denten! Ich muß über die Sicherheit der Freunde des Paſchas wachen, und ich glaubte Stimmen zu hören, — als wären Diebe im Hauſe, oder noch was Schlimmeres!“

„Du träumſt wohl mit offenen Augen, Huſſein!“ rief Werner hellauflachend, „meine Stimme haſt Du gehört, und die Nacht hat Dir Geſpenſter in den Kopf geſetzt!“

„Gute Nacht denn!“ antwortete Huſſein, „ſo gehe ich ſchlafen!“

Und er verſchwand hinter der anderen Ecke des Hauſes. Mit raſchem Sprunge war Werner an der Stallthür. Er drückte. Sie öffnete ſich halb.

„Seid vorſichtig!“ flüſterte er durch die ſchmale Ritze, „und Du, Euritleia . ob ich Dich gleich nicht lenne und nicht ſehe, ſei auf Deiner Hut. Ter Paſcha hat dem Kawassen befohlen, Dich in ſein Hauſe zu bringen! Siehe zu, daß Dich der Morgen nicht in dieſem Hauſe treffe . , . und brauchſt Du Hilfe, ſo rufe die meinige an! Dich und Ilia will ich beſchützen, ſo viel es in meiner Macht liegt!“

Die Thür bewegte ſich; eine kleine Hand huſchte durch die Spalte und ſuchte des Jünglings Hand, und leiſe tönte des Mädchens Stimme zu ihm heran:

«Habe Dank! Ich vertraue Dir! Du biſt ein Mann!“

Die Hand verſchwand. Von drinnen wurde ein Riegel vorgeſchoben.

„Ich bleibe hier!“ rief Werner durch die Bretterwand hinein. Dann ward Alles ſtill.

II.

Ter Tag war kaum angebrochen, als die Jagdgeſellſchaft ſich am andern Morgen vor dem Hauſe verſammelte und den von dem Afrikaner zubereiteten, köſtlich duftenden türkiſchen Kaffee ſchlürfte. In immer feineren und lichterem Streifen zogen die Donauncbel über die Ebene, an den Bergen hin ſich vertheilend und allmählig zerfließend, während die Gipfel des im gelblichen Herbſtſchmucke prangenden Babadagh ſchon im vollen, klaren Sonnenlichte glühten. Ter letzte, der ſich von ſeinem Lager aufgerafft hatte, war der Ingenieur; an den ſtädtiſchen Eomfort gewöhnt, hatte er ſich vergeblich nach Jemandem umgeſehen, der ihm Stiefel und Rock reinigte, und fühlte ſich augenſcheinlich in ſeinem von der geſtrigen Fahrt ſchon arg mitgenommenen Sonntagsjägeranzug nicht recht behaglich.

1,5>6 A. ^chnccaanz in Messing.

„Ter Henker hole diu bulgarische» Häuser, Betten und Zubchor!" rief er mürrisch, als er in den «reis seiner Freunde trat. „Ungeziefer die Menge! Schlechte ^nft! Tie Fenster mit Papier verklebt, damit ja kein frischer Wind^ zug den Herren Vulgaren und ihren zarten Gemahlinnen die Jahre lang sorgfältig aufbewahrten Miasmen ans dem Zimmer treibe! Kein Auge konnte ich schließen! Und nicht einmal, um Einen zu entschädigen, bekommt man die kleine, liebliche, göttliche Euritleia zu sehen, von der uns der Bulgare gestern den Kopf voll schwatze! Wo ist denn das himmlische Geschöpf? Wer hat das Mädchen zu Gesicht bekommen? Und wo bleibt Ilia Michalowitsch, der glückliche Bräutigam?"

Temir Kern» hatte, als der Name der Griechin ausgesprochen wurde, das Auge rasch auf den Sprechenden gerichtet; er murmelte einige Worte in den Bart, welche die Europäer nicht verstanden, welche wohl auch nicht für sie bestimmt waren; dann zu dem Afrikaner, mit dem er seit den gestern gewechselten Worten auf vertraulichem Fuße zu stehen schien, sich wendend, fragte er:

„Sind die Wagen bereit? Es ist Zeit aufzubrechen, wollen wir das ttloster vor der Mittagshitze erreichen!"

„Tie Wagen sind bei Tagesanbruch abgefahren," erwiderte Werner, der seincrfeits auch, obgleich aus ganz anderen Gründen als der Ingenieur, kein Auge geschlossen hatte, und schon längst, gestieft und gespornt, auf seine Freunde wartete. Der Fahrweg, sagte Ilia, beschreibe große Umwege um die Moräste; er werde voran fahren, die Fußgänger konnten ihn in einer kleinen Stunde dort, am Fuße der Berge, einholen!"

„Allah!" rief Temir Keran, „der Bulgare ist verrückt! Turch die Moräste fährt ein Wagen ebenso leicht, als ein Fußgänger sie durchläuft."

Von dem Kawassen geleitet, setzte sich die Gesellschaft in Bewegung.

Bald war Isattscha aus ihren Angen entschwunden, und durch die zum Theil ausgetrockneten Niederungen ging es, auf den zwischen mannshohen Schilf» büscheln sich hinschlängelnden Pfaden, den Bergen zu. Werner, der nicht ohne Absicht, wie es schien, mit dem Kawassen gleichen Schritt zu halten sich bemühte, und der auch auf alle mögliche Weise es versuchte, mit dem schweigsamen Tüllen eine, wenn auch noch so gebrochene und mühsame Unterhaltung zu führen, ließ zuweilen seinen Blick ängstlich zu deu immer näher heranrückenden unteren Höhenzügen schweifen, als forsche er nach Etwas, dort hinter den hohen Schilffeldern. Plötzlich richtete sich Temir Keran hoch im Sattel auf, gab seinem Pfcrt die Sporen und sprengte voraus, der Straße zu, wo Ilias Wagen, von mehreren Jägern umringt, hielt. Werner stürzte dem Kawassen nach. Schon tönte aber vom Wege herüber ein wirres Turcheinandcr von Stimmen, von Peitschenknallen, von Nosse-gewieher,

M^t raschem Sprunge setzte Werner durch das Schilddickicht. Er halte die Vüchse von seiner Schulter gerissen; betroffen und ohne „u wissen um

«urikleia, f5?

was es sich handelte, that der Ingenieur ein Gleiches, und Beide stürzten auf den Wagen zu, um welchen sich mit wildem Rufen, die anderen Jäger drängten. Von Weitem erblickten sie nun Demir Keran, der, auf bäumendem Rosse die Gruppe überragend, ein Mädchen von dem ersten Wagen herunterzuziehen suchte. Das Mädchen aber wehrte sich tapfer; mit der linken Hand klammerte es sich an die Leiter, in der rechten schwang es Ilias Peitsche und hieb, zornglühenden Antlitzes, mit dem umgekehrten Stiel auf den Türken ein.

„So hilf doch, Iliä!“ schrie die Kleine dem Bulgaren zu, der sie fest um die Hüfte gefaßt hatte, als wolle er sie zu sich herüberziehen, der sich aber selber zum Kampfe gegen den Türken zu ermannen nicht wagte, und vielmehr, scheu und verstört, bei den Jägern Hilfe zu suchen schien.

„Was soll das!“ rief Werner, auf den Kawassen losstürzend, und ein wuchtiger Schlag mit dem Kolben auf die Hand, die das Mädchen schon gefaßt hatte, befreite die Arme. „Was unterstehst Du Dich? Was geht Dich dieses Mädchen an?“ Und, dem Türken in die Zügel fallend, riß er ein Pferd von dem Wagen auf die andere Seite des Weges.

„Bei Allah!“ erwiderte der Kawasse, indem er sein hochaufbäumendes Roß wieder zum Wagen hinüberwarf, „die Griechin gehört meinem Herrn! „Mit dem Mädchen hast Du nichts zu schaffen!“ schrie ihm Werner zurück. „Es steht unter meinem Schutze, verstehst Tu mich? Der Wagen ist mein, und auf mein Eigenthum hast Du kein Recht!“

„Zum Donner!“ rief der Ingenieur, der seinem Freunde auf dem Fuße gefolgt war, „hat uns der Pascha zum Beschützer gegen die Straßen« riubcr einen Mädchcndieb mitgegeben? Die Hände von dem Mädchen ab, Ianitschar! Oder mit meinem Pulver und Blei sollst Du Vckantschast mache«!“

Der Afrikaner, den eine von der Krimzeit stammende Erinnerung an frühere Kriegskameradschaft zu dem Türken hinzog, versuchte sich in's Mittel zu legen, und seinen Gefährten begreiflich zn machen, daß dieser brave Soldat ja nur den Befehlen seines Generals Folge leistete, und daß man ihn darin unterstützen sollte.

Erfolglos aber blieben seine Reden. Mit lautem Rufen drängten sich die Jäger zwischen den Türken und das bedrohte Mädchen.

Der Türke schien von ihrem entschlossenen Auftreten betroffen. Den Kopf leicht auf die Brust gesenkt, blieb er unbeweglich, mit den Augen langsam die Gruppe der Jäger musternd. Auf dem eisten Wagen, die aufgelösten, schwarzen Haare über die Schultern wallend, den flammenden Blick uuvcrückt auf ihn gerichtet, die Peitsche Ilias zum Schlage bereit in der Hand haltend, stand Euritleia, das lebendige Bild einer antiken Kriegsgöttin! Von mittlerer Statur zwar, und eher klein zu nennen, aber in einein so wunderbar schönen Ebenmaß der Glieder, mit so feingeschnittenen, klassisch edlen Zügen, und in ihrem ärmlichen, von dem Kampfe zerrissenen und im Winde Nord und Lud. XXV. ?,. 11

^58 A. 3ch»eegan5 in Mcssina.

siatternden Gewände so seltsam malerisch drapirt, daß die Jäger insgefammt bewundernd zu ihr aufschauten und Werner, der noch immer den Zügel des türkischen Rosses fest in der Hand hielt, fast den Kawassen und den ganzen Streit vergessen hätte, um nur an diesem einzigen Anblick Herz und Sinne zu weiden. Ein schwerer Kampf wogte in des Türken Brust. Wem sollte er gehorchen? Wo lag seine Pflicht? Sein General hatte ihm gestern befohlen, das griechische Mädchen in sein Haus zu bringe», und, sollte er auch selbst dabei zu Schaden kommen, diesen Befehl, so fagte es ihm sein, an Gehorsam gewöhnter ehrlicher Soldatenverstand, mußte er ausführen; andererseits aber durfte er die, von demselben General seinem Schuhe anbefohlenen Europäer verlassen? gleich am ersten Tage verlassen, um mit seiner Beute nach Isaltscha umzu-
lehrten? — — Werner, der seine Gedanken zu errathen schien, machte seiner Verlegenheit ein Ende, indem er ihm plötzlich die Frage stellte:

„Wer hat hier zu befehlen, Du oder wir?“

Ter Kawasse blieb einen kurzen Augenblick noch regungslos, dann raffte er die Zügel zusammen, und, militärisch grüßend, antwortete er:

„Ich gehorche!“

„Also vorwärts!“

Im Nu hatten die Jäger ihre Sitze vom vorigen Tage wieder eingenommen. Werner schwang sich auf den vorderen Sitz, neben die Griechin, und nach wenigen Minuten rollten die Wagen dem Kloster zu, dessen zinnerne Kuppeln schon von dem fernen Waldessäume herüberblinkten. „So hätte ich, bei Gott! nicht gehandelt!“ raunte der Afrikaner in türkischer Sprache dem Kawassen zu, als dieser sein Pferd neben dem letzten Wagen Heireiten ließ; „Dein General will das Mädchen dort in feinem Haufe sehen, und wäre ich der Pascha, ich wünschte es mir auch! — Ich hätte es ihm, an Deiner Stelle, hingeführt, lebendig oder todt!“
Demir Keran blickte, die Augen zusammendrückend, seitwärts zu ihm herunter:

„Wer treffen will,“ sagte er, „darf sein Pulver nicht verschießen.“

Werner saß, in Gedanken vertieft, neben dem Mädchen, das mit gewandter Hand die Unordnung seiner Kleider zurucht legte und die auf» gelüsten Haare wieder in künstlich gewundene Flechten über den Kopf band. Eurikleias Augen funkelten, ihr Busen hob und senkte sich in heftigem Wallen; ihre feinen, kleinen Hände zuckten in fieberhafter Bewegung. Dem, durch ihren Anblick, durch ihr tapferes und doch so reizendes und tiefweibliches Wesen mächtig ergriffenen Jüngling schien es, als klänge durch die kurzen Antworten, die sie dem zu ihrer Rechten sitzenden Ilia hinwarf, wie ein Gefühl des zürnenden, fast des verächtlichen Vorwurfs. Es war ihm, als fühlte er wieder den Druck der kleinen, wannen Hand, die sich ihm, in vergangener Nacht, durch die halbgeöffnete Thür des Bulgarenhauses entgegenstreckte, als hörte er wieder die so energische und doch so sanfttlingende Stimme des verfolgten Mädchens, wie es ihm zuflüsterte: „Ich vertraue Dir! Du bist ein

«»rifleia. ^59

Mann!" — Und jetzt war es ihm, als ob ihr Blick und ihr Gedanke sein Auge und sein Tiefinnerstes suchten und unwiderstehlich zu ihr hinüberzögen, als ob er sich umdrehen sollte zu ihr, als ob er ihr sagen müßte Und was sollte, was tonnte, was durfte er ihr sagen? Hatte er nicht Ilia gelobt, ihn und sie zu beschützen? Und wie tonnte er an dem armen Vulgaren, der dort, unter dem düsteren Verhängniß, das über ihm und über ihr schwebte, wie gebrochen und zusammengeknickt vor sich hinstierte, wie konnte er solchen Verrath an ihm ausüben? Denn ein Verrath war es — das sagte ihm sein ehrliches Jugendherz, das der Welt noch so treuherzig entgegenschlug — der schönste Verrath war es, wenn er, und zu welchen Zwecken? und mit welchen Zukunftsaussichten? demjenigen, dem er freiwillig seinen Schutz angeboten, mit flüchtiger Hand seine Liebe entwendete?

Das Mädchen war es, das zuerst das Schweigen brach.

„Du hast mich zweimal gerettet," sagte sie mit gedämpfter Stimme, in welcher die innere Erregung nachzitterte, „ich will Dir danken, aber warum siehst Du mich nicht an?"

Werner schaute sich um nach ihr. Das Blut schoß ihm in die Wangen. Der Griechin Augen leuchteten wie zwei schwarze Diamanten. Er faßte ihre Hand in die seinige ... Da traf ihn der tiefe, traurige Blick Ilias, der sich, als ob auch er dem Erretter Dant sagen wollte, zu ihm hingewendet hatte. Werner senkte sein Auge.

„Eurilleia," sagte er, „noch ist der Tag nicht zu Ende. Danke später, wenn die Stunde gekommen sein wird."

Das Mädchen sah ihn fragend an, als suche sie den Sinn seiner Worte zu ergründen. Dann zog sie langsam ihre Hand aus der seinigen und erwiderte:

„So werde ich warten! Doch sagst Du mir die Stunde nicht, so werde ich sie wählen."

Der Wagen rollte weiter. Länger als die Jäger es geglaubt, zog sich der Weg zum Kloster, an den Hügeln herum, zwischen Morästen hin in endlosen« Zickzack sich schlängelnd.

„Wie kommst Du denn zu dem Bulgaren Popouitsch nach Isattscha," fragte endlich der Secretär, wie wenn es sich um die gleichgiltigste Unterhaltung handle; „denn eine Bulgarin bist Du nicht, und Deinen Namen trägt kein Mädchen in diesen Dörfern."

„Ich bin Griechin," antwortete Eurilleia, und Etwas wie ein Oivig Romaine »um lag in diesen Worten. „Als mein Vater in Isaktscha starb, ließ er mich seinem Jugendfreunde Popouitsch, und ich wurde wie ein neues Kind in seinen« kinderreichen Hause aufgezogen."

„Vist Du glücklich bei dem Vulgaren?"

„Das Glück lebt nur im Elternhause — oder an dem Herde, den man sich selbst baut!"

„So sehnst Du Dich weg von hier?"

11»

^60 A. Schneegan5 in Messina. —

Sie schwieg einen Augenblick.

„Wer möchte in einem Lande leben, wo die Tüllen herrschen? Meinen Vater und Mutter haben sie getödtet; meine“

Sie hielt plötzlich inne, und es schien, als dränge sie die Worte, die sich auf ihre Lippen gelegt, gewaltsam in ihr Herz zurück.

„Was wollt'st Tu sagen? Hast Tu noch Geschwister?“

„Nein! Keine mehr!“ rief sie in leidenschaftlich erregtem Tone aus. und Werner sah, wie ihre Hände Irampfhaft zusammenzuckten.

„Armes Mädchen! Bist Tu allein? Sind Sie gestorben?“

„Gestorben? . . . Nein! . . . Ja! . . . Ich weiß es nicht! Ich . . . Aber warum fragst Du mich? Und warum muß ich Tir antworten? Und wie übst Du diese Gewalt auf mich, die Keiner je ausgeübt? . . . Ja, meine Schwester lebt noch, — nur für mich ist sie todt, — ach! ärger als todt! Denn in Conftantinopel lebt sie; — sie ist dort, in der großen Stadt, — was der Pascha von Isaktscha aus mir machen wollte. Aber, bei der heiligen Jungfrau! Eurikleia ist nicht von so weichem Holze! Nein! Nein! und wenn Keiner mich mehr beschützen sollte. . . . lebendig folge ich diesem Türken nicht! . . . und zum Sterben werde ich immer noch die Kraft in mir finden!“

„Beruhige Dich, Eurikleia!“ sagte, sie leise besänftigend der Jüngling, „ich wußte nicht, daß meine Fragen so düstere Erinnerungen in Deinem Herzen erwecken würden. Aber,“ fuhr er fort, indem ei sich bemühte, der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, „bald wirst Du ja Dein eigenes Haus Dir bauen, dann wirst Tu glücklich sein!“

„Mein eigenes Haus? und wo? und wie?“

„Iliil Michalovitsch . . .“

„Ja!“ unterbrach sie ihn rasch; „Iliia Michalovitch will mich heirathen. aber . . .“

„Aber?!“

„In diesem Lande bleibe ich nicht! Drüben . . . über der Donau... über dem Meere . . . wo es auch sei! hier aber nicht! . . . Zu nahe bei Isaktscha liegt Ilias Haus!“

Iliia drehte sich langsam zu den Beiden.

Als habe er dem Secrctär und nicht seiner Braut zu antworten, oder als halte ihn eine ängstliche Scheu ab, mit Eurikleia, die ihm grollte, zu sprechen, wandte er sich zu Werner und sagte:

„Wie ist es aber möglich, daß ich dies Land verlasse? Hier liegen meine Häuser, meine Felder, meine Wiesen! und ziehe ich fort, was wird aus meinem Nesihthum? Die Türken legen ans alles Beschlag, und als Bettler willst Du doch nicht. Eurikleia. daß ich mit Dir . . .“

Eurikleia antwortete ihm mit Heftigkeit:

„So spricht nicht der Mann, der Eurikleia liebt!“

Lurilleia. <6l.

Ilia zuckte zusammen. Ohne auf Pferde noch Wagen zu achten, erfaßte er des Mädchens Hände. Da sprengte plötzlich Demir Keran zu den Rossen vor, und die Zügel aus Ilias Händen an sich reißend:

„Bei Allah!“ rief er. „Tu bist wohl toll geworden, Vulgär! Wohin willst Du uns führen? Vor Dir liegt das Kloster! ... wer Pferde lenken will, darf nicht bei einem Mädchen sitzen!“

Die Rosse hielten an. Wenige Schritte vor dem Wagen eröffnete sich ein Weg, der leise ansteigend, bei einer kleinen, in die halbverfallene Klostermauer gebrochenen Thür endete. Neben der Mauer, kaum verdeckt durch die Bäume und Gebüsche, die aus den inneren Höfen in üppigem Gestrüpp herüberwucherten, erblickte man einige langgedehnte Strohdächer, und zwischen dem gelben Laub glänzten die Weißblendenben Zinnen der Kuppeln. Die Jäger waren am Ziele ihrer Fahrt angelangt. Vor ihnen lag das Kloster Kotosch.

III.

Hätte einer der Jäger seine europäischen Vegriffe und Ansprüche auf jenes griechische Vulgarentloster übertragen wollen, er hätte sich wohl sehr enttäuscht gefunden. Nicht, wie im Westen und Norden, ans starken Sand- oder Granitsteinen erbaut, nicht von zinnengelrönten Mauern umgeben, nicht wie ein ehrwürdiges, wohnliches und, trotz seines Alters, durch die überall durchblickende Pflege einer frommen und geschäftigen Bevölkerung zum willkommenen Besuch einladendes Heini, blicken diese bulgarischen Gotteshäuser auf den Fremden herunter. Von weitem nur bot das Kloster von Kotosch ein originelles und das künstlerische Auge durch das Malerische seiner Vauart fesselndes Bild: die niedrige, in unregelmäßigen Winkeln um das innere Gehöfte sich hinziehende Mauer war von rohen, kaum behauenen Blöcken hergestellt; die vielfachen Lücken mit Backsteinen oder auch nur mit wildem, dornigem Gestrüpp nothdürftigst gefüllt; das Thor, das sich in diesem ärmlichen, eher wie ein Zaun als wie eine Mauer dreinsehenden Verschuß öffnete, hing morsch in seinen rostigen Angeln; nicht ein Schloß, nur ein langer, hölzerner Riegel erlaubte den Mönchen, ihr Besitzthum gegen die Fremden, oder gegen die herumstreichenden Bettler und Zigeuner abzuschließen. In den inneren Höfen lagen die Wohnhäuser, Stallungen, Scheunen und die Kirche, ohne Plan noch Regelmäßigkeit, zerstreut und wie dem Zufall gehorchend, hingesät; Gras und Gesträuche wucherten ringsum, soweit die dort herumgrasenden Rinder, Schafe und Schweine es eben erlaubten; halb verfallene Bretter und Balten lehnten an den baufälligen Mauern; durch diese Wildniß hatten sich die Mönche einige Pfade gebahnt, um von einem Hause zum andern und von ihren Zellen in die Kirche zu gelangen; ein breiterer Weg führte um die letztere herum, er diente ihnen zum Rundgange, wenn sie, da die türkische Negierung den Gebrauch der Glocken untersagt, mit ihren hölzernen Hämmern die Toll auf dem eigens dazu hergerichteten, von einem jüngeren Bruder

^62 A, Schneegans in Messina. —

auf der Schulter vorangetragenen Brette schlügen, ein mit seltsamen Modulationen durch die Waldeinsamkeit klingendes, eintönig melancholisches Glockenspiel! Die Gebaulichkeiten, in welchen der Abt, die Mönche und die ihnen beistehenden Laienbrüder wohnten, zogen sich, winkelig und verfallen, mit ihren Ballonen und Holzgebäuden, unter den weithervortretenden, mit dicken Schilfbüscheln an Stelle der Ziegel bedeckten Dächern, um den Hof. Das einzige Bauwerk, das gewissermaßen den Eindruck eines architektonischen Baues machte, war die Kirche, mit ihrer großen, von zwei kleineren, ebenfalls blechgedeckten Thürmchen umgebenen, von dem griechischen Kreuze überragten Mitteltupfel: hohe, schmale Fenster öffneten sich in den weißgetünchten, von heruntergefallenem Mörtel arg verunstalteten Mauern; durch die Fenster aber zogen alle Winde, und die Vögel des Himmels nisteten ungestört über dem dürftig ausgestatteten Hochaltar. — ein Bild des Jammers und des Elends, der Verkommenheit und der Verwahrlosung, die würdigste Staffage für das lösterlich bäurische Leben, das sich in diesen Räumen träge, schmutzig, bettelnd und in einer Art von moralischer und materieller Hoffnungslosigkeit dahinschleppte! Von den abendländischen Mönchen erzählen die alten Mären, daß sie nicht selten das Kreuz mit dem Schwerte vertauschten, daß sie lampfesbercit und lampfeslustig auszogen, um ihre Kirche zu schützen und deren Feinde unter den wuchtigen Hieben ihrer Streitaxt zu Paaren zu trieben; — wer aber würde von diesen armen, bulgarischen Mönchen etwas anderes erwartet haben, als die stumme, dumpfe Unterwerfung? Nicht eine Necluil triumphal, nicht einmal eine NcoIo«i» luiliwn« zeigte sich hier! »ur die traurigste und trübseligste aller leidenden Kirchen, ein Märtyrerthum ohne Glorie, ohne Echo, ein langsames Hinsiechen, ein ruhmloses und unnützes Ersticken im Sumpfe.

Die Mönche hatten von Weitem die kleine Karawane erblickt, den Abt von dem Herannahen der Fremden unterrichtet, und die geräumige Halle in einem der Nebengebäude, die für die Unterbringung von Reisenden eigens bestimmt war, in gehörige Bereitschaft gesetzt, — was freilich nur kurze Zeit in Anspruch nahm, da es sich um weiter nichts handelte, als die Fenster zu öffnen, den fingerdicken Staub von den verblichnen, in allen Farben schmutzig chillernden Divans abzuklopfen und vielleicht einige Spinnweben, die allzu störend von der Decke herunterhingen, zu beseitigen. Während die Laienbrüder sich dieser Aufgabe entledigten, schnürten sich die Mönche in dem großen Hofe um ihren Abt, und als Ilias Wagen vor den Mauern hielt, traten die Bewohner des Klosters, den ehrwürdigen Alten an ihrer Spitze, durch das in allen Angeln knarrende Thor freundlich grüßend den Fremden entgegen.

„Seid willkommen in meinem stillen Hause!“ sprach der Abt, indem er sich an Werner wandte, der den ersten Platz in dem Wagen, neben dem Bulgaren, einnahm, und den er deshalb für den Anführer der wandernden Gesellschaft hielt; „Ihr seid Christen wie wir, und mit besonderer Freude öffnen wir Euch unser Thor. Gelobt sei Jesus Ehrst!“

Eurikleia ^63

„In Ewigkeit, Amen!“ antwortete Werner, der die Gebräuche des Orients kannte. „Nicht für lange Tage, ehrwürdiger Vater! rufen wir Deine Gastfreundschaft an! Wir gedenken in diesen Bergen zu jagen und weiden, wenn Du es erlaubst, bei der Theilung unserer Beute auch Deines Klosters uns erinnern.“

Mit würdiger Grazie verbeugte sich der Abt, während die Mönche, ihre Freude an den verheißenen Leckerbissen nicht zu verbergen suchend, sich mit lachendem Munde verständnißsinnige Blicke zuwarfen, als stünden sie bereits unter dem Einfluß des Duftes, welchen der feiste Rehbraten sicherlich auf der Tafel verbreiten würde. Es waren knochige, grobgehauene Gestalten, mit scharf ausgeprägtem slavischem Typus, unschöne Gesichter, von welchen der Blick mit Wohlgefallen dem Abte sich zuwendete, der in selten wirkungsvoller Weise von seinen Gefährten abstach: eine feine, schmale, fast hagere Gestalt, mit edlen, festen, streng kirchlichen, nichts weniger aber als mönchischen Zügen, der Schnitt seines Gesichts hatte nichts gemein mit demjenigen der andern Brüder; die Abwesenheit des Bartes, das lange silberdurchzogene Haar, das kaum gelichtet von dem Scheitel zum Nacken herunterhing; die scharfgebogene feine Nase; die großen, dunklen, offen und forschend in die Welt hineinschauenden Augen, die tiefeingegrabene Furche, die sich von der Stirne zwischen den dichtbewachsenen Brauen herunterzog, legten Zeugniß ab, daß dieser Mann nicht dem gewöhnlichen Schlage der bulgarischen Mönche angehörte. Dieses Mannes Leben war sicherlich nicht in dem geisttötenden Müßiggang der orientalischen Klöster verflossen! Auf diesem Antlitze lag nicht der Widerschein des kleinlichen, im Klosterslatsch untergehenden und in den Außenlichkeiten einer mechanischen Frömmigkeitsgewohnheit verknöcherten Munachismus. So wie dieser Abt, in dem entlegenen Kloster des Babadagh, so mußten die alten byzantischen Kirchenväter ausgesehen haben, von denen die Geschichte berichtet, daß sie durch ihren Blick und durch ihre Sprache das Volk und die Großen beherrschten.

Die Jäger schickten sich an, in das Kloster einzutreten. Lächelnden Mundes und mit vorgestreckten Händen, wehrte es ihnen aber der Abt.

„Meine verehrten Gäste,“ sagte er, „einem alten Gebräuche huldigend, kann ich Euch nicht über diese Schwelle lassen, bis ich von Euch erfahren, wer Ihr seid, wie Ihr heißt, wo Ihr wohnt, woher Ihr kommt. Es ist ja auch gut, daß man beiderseits sich kenne, ehe man in nähere Beziehungen zu einander tritt. Freier spricht man, und sicherer, wenn man zum Voraus weiß — was man nicht sagen soll, oder nicht zu sagen braucht.“

Die Vorstellung war schnell beendet; Namen, Nationalität, Abstammung, Charakter wurde« von dem Secretär in lächelnder Weise über jeden Einzelnen der Jäger erklärt; sie seien, so schloß er, dem Abte von dem Pascha von Isaktscha persönlich empfohlen, der sich rühmte, ein Freund und ein alter Bekannter des ehrwürdigen Vaters zu sein.

„Ich danke Euch,“ erwiderte der Abt; „der Pascha und ich, wir kennen

>6H A, 3chneegan2 i» Messina.

uns von Alters her, und obgleich uns Vieles trennt, so lieben und ehren wir uns doch gegenseitig. Hat er Euch meinen Namen nicht gesagt, so erfahrt ihn von mir: Kyrillos nennen mich die Brüder, und dem Namen des Kirchenfürsten, den man mir beigelegt, bestrebe ich mich Ehre zu machen. Aber," fügte er, sich unterbrechend und auf Eurikleia deutend, hinzu: „wer ist das Mädchen, das Ihr mit Euch führt?"

„Unferes Führers, des Vulgaren, Ilias Braut," antwortete Werner, indem er das Mädchen bei der Hand nahm und zu Kyrillos hinführte. „Tic Rose von Isattschl wird sie genannt, wie mir der Pascha versicherte, und wohl verdient ist der Name, denn eine schönere Rose blüht in ganz Bulgarien nicht."

„Eine blühende Rose fürwahr! Viele Rosen doch giebt es in unseren Gärten, und eine Jede unterscheidet sich durch einen besonderen Namen von ihren Schwestern. Wie heißt die Rose von Isaltscha?"

„Eurilleia, ehrwürdiger Vater."

„Eurikleia?! Fremd klingt der Name."

„Sie ist Griechin."

„Griechin!" rief der Abt, und eine flüchtige Rot he überzog sein furchen-durchwühltes Antlitz, ein Helles, frohes Leuchten funkelte in seinem Auge, und die beiden Hände des Mädchens in die seinen fassend, zog er Eurikleia mit gewinnender Geberde zu sich. „Du bist eine Griechin? So sei mir doppelt und dreifach willkommen! Denn aus meinem Lande stammst Tu. liebliche Rose, und daß die schönste Rose Bulgariens eine Griechin ist, erfüllt mit Freude und Stolz mein altes Herz. Sei mich die beste unter den Frauen, und die reinste, Eurikleia."

Eurikleia hatte sich vor dem würdigen Manu auf die Knie niedergelassen und küßte nach orientalischer Art chrfuchtsvoll seine Hand. Er beugte sich wohlwollend zu ihr herunter; leise wechselten sie einige griechische Worte, dann legte er, wie segnend, seine Rechte auf ihr Haupt.

Die Jäger standen gerührt vor diesem lieblichen Bilde, und Heiner bemerkte die Aufregung, die sich plötzlich, während die Beiden mit einander sprachen, des Türken bemächtigt hatte. Von den in fremder Sprache gewechselten Worten hatte Dcmir Keran nichts verstanden: es schien ihm aber in seinem dumpfen Janitscharenverstand, daß die schöne Christin, die er seinem Herrn zuzuführen den Befehl erhalten hatte, ihm plötzlich durch dies Kloster und diesen Mönch entrissen werden sollte! Hatten ihm doch seine Kameraden in den langen Kriegsmärschen und schlaflosen Bivouatnächten oft und viel von den Christenmadchen erzählt, die um der Ehre des großherrlichen Harems zu entgehen, plötzlich in einem Kloster verschwanden! — und, so pflegten die türkischen Soldaten untereinander zu erzählen, habe sich einmal die schwere Thür eines Klosters hinter einem Mädchen geschlossen, so gebe es keine Macht des Himmels noch der Erde, welche die Verschwundene wiederbrächte; tiefer und finsterer als das tiefste mnsclmännifchc Grab sei ein Christen-

Euritleia. <65

Kloster! Tort oben unter den Schatten der schlanke» im Winde leicht sich hin und her bewegenden Cypressen, da schlafe es sich heiter und sanft, bei dem Gesänge der Vögel und dem lustigen Lachen der türkischen Kinder; hier aber hinter eines Klosters Maueru, hier lebe selbst das Leben nicht mehr, hier herrsche die Stille des ewigen Todes! So erzählten's die türkischen Soldaten untereinander — und warum hätte es Demir Keran nicht geglaubt? Und wie konnte er erlauben, daß heute, vor seinen Augen, ein Kloster sich eröffne, um ihm das Mädchen zu rauben, das seinem Herrn bestimmt war? Hielt Demir Keran nicht seine gute Büchse in der Hand? Hing nicht sein treuer Iatagan an seiner Seite? Und war sein Name nicht Demir Keran, — der das Eisen — und auch die Christen bricht?

Mit einem Satze, als gelte es, ein flüchtiges Reh zu erreichen, durchbrach der Türke die Reihen der Jäger und, das Mädchen mit starker Hand anfassend, rief er. -

„Laßt ab von ihr! Bei Allah! Ihr habt kein Recht ans sie, denn meinem Herrn, dem Pascha von Isaltscha gehört sie!"

„Tu lügst, Hund! Dieser ist mein Herr!"

Das Mädchen, das unter dem Schlage des Türken zu Boden gesunken war, schrie die Worte mit weit gellender Stimme, und ehe Demir Keran es ihr wehren konnte, hatte sie sich unter seiner Faust durchgewunden und lag, den Ianitscharen herausfordernd über die Schulter mit den Augen messend, an Werners Brust. Mit heftiger Geberdc schlang sie ihre beiden Arme um des Jünglings Hals; bei ihm suchte sie Hilfe, bei ihm, der allein sie zu vertheidigen wußte! Werner fühlte ihren warmen Athem an seiner Wange; er fühlte das Wogen ihres Busens an seiner Brust; er fühlte, wie ihr ganzer Körper an dem seinen zitterte; er fühlte auch, wie ihre Muskeln krampfhaft zuckten, und ihre kleinen Hände sich wie eiserne Klammern um seinen Hals spannten. Vor den Augen des Jünglings loderte es wie rothe heiße Flammen; alles Andere verschwand um ihn her; — und wie er das schöne Mädchen eng geschlossen in seinen Armen hielt, wie er seine Hand schützend um ihre schlanke Hüfte legte, wie er sein Auge in das ihrige seulte, da überflog es ihn wie ein Rausch jubelnder Jugend; es war ihm, als ob ein Frühling in seinem ganzen Wesen sich plötzlich erschlösse; er gedachte weder der ihn überrascht umstehenden Jagdgeführten, — noch des armen Iliä, der todtenblaß die Beiden anstaunte, — noch des zornentbrannten Türken, der, die Hand auf dem Griffe seines Iltlgans, sich auf sie loszustürzen drohte, — noch des alten Abtes, der den Ianitscharen zurückhaltend, sprachlos unter seinen betroffenen Mönchen stand. „Fürchte Dich nicht, Euritleia," flüsterte er der kleinen, zitternd sich An-schmiegenden zu; und näher zu ihr zog es seine brennenden Lippen; „ich beschütze Dich, schöne Rose!" Und sein Blick bohrte sich in ihr Auge; — „sei die Meine, schöne Rose!" Und auf die bebenden Lippen des Mädchens drückte er feinen Mund.

1,66 A, Schneegans in Messina.

Eine tiefe Röthe überflog das Antlitz des Mädchens; sie wehrte den Nuß nicht; fast schien es, als erwiderte sie ihn, dann plötzlich lösten sich ihre Arme —

„Nein!“ rief sie aus, indem sie sich aus des Jünglings Umarmung wand, „nein! — meine Schwester bin ich nicht!“

„Euritleia! Beruhige Dich!“ antwortete Werner, der ihre Worte wohl anders deutete, als sie dieselben gedacht, und er zog sie fester an sich. „Ich habe Muth und Kraft, Dich und mich zu schützen!“

Aber sie riß sich los von ihm, und das Gesicht mit ihren Händen bedeckend, ließ sie sich zu seinen Füßen fallen.

„Nein! nein!“ wiederholte sie, „ich kann nicht! ich will nicht! Nicht wie meine Schwester!“ — Und in ihrer Stimme zitterte es wie Verzweiflung als sie leise vor sich hin schluchzte: „Ilia! Warum kannst Du Deine Braut nicht schützen!“

Erschrocken hatte sich Werner zu ihr heruntergeblickt, — da legte sich eine Hand auf seinen Arm; er blickte auf; vor ihm stand Ilia. Ein düsteres Feuer brannte in des Bulgaren Auge und in dem trotzigen Tone, mit dem er die Jäger bei ihrer Abfahrt aus seinem Torfe überrascht hatte, herrschte er den Jüngling an:

„Meine Braut ist Eurilleia! Was willst Tu mit ihr? An mir ist es, sie zu beschützen — und ich werde sie beschützen — gegen Alle — und auch gegen Dich!“

Und mit ungeahnter, kräftiger Entschlossenheit riß er Euritleia von der Erde und trug sie durch die Reihen der Mönche und der Jäger über die Schwelle des Klosters zu des Pförtners Haus, wo zwei Frauen, die dieser Scene neugierig zugesehen hatten, sich mitleidsvoll und hilfreich um sie beschäftigten.

Mit wenigen raschen Worten wurden dem Abte die Vorfälle der vorigen Nacht und des heutigen Morgens erzählt, während der Afrikaner und einige Andere den rasenden Türken festhielten und zu beruhigen suchten.

Nachdenklich hörte Kyrillos zu, indem er fragend sein Auge von der Gruppe unter des Pförtners Thür zu dem jungen, verwirrt und betroffen dem Mädchen nachblickenden Secretär schweifen ließ. Dann wendete er sich zu Demir Heran und in kurz gebieterischer Weise hieß er ihn von dem Mädchen abstehen; hier in dem Kloster sei es unter des Abtes Obhut: ein Illwasse, der keinen schriftlichen Befehl des Gouverneurs vorzeigen könne, habe hier auf Niemanden ein Recht, und was das Mädchen anbetreffe, so werde er, der Abt, persönlich mit „seinem Freunde“, dem Pascha, die Angelegenheit besprechen; bis dahin bleibe Euritleia im Kloster, und er verbiete ausdrücklich, Kraft seiner Würde und seines Amtes, daß irgend Wer ihr Leids anzuthun versuche! „Die Diener,“ so schloß er, „mögen nicht vergessen, daß sie Diener sind, und daß der Abt von Kokosch in zwei Stunden

Eurikleia. ^6?

bei dem Pascha von Isaltscha sein kann, und dort als Freund des Hauses empfangen zu werden pflegt!"

„Und nun," fügte er, zu den Jägern sich umwendend, hinzu und der Ernst, der sich auf feinen Zügen gelagert hatte, machte dem verbindlichsten und einladendsten Lächeln Platz; „tretet ein, meine Freunde! das Mahl, das einfache, aber von Herzen gespendete Mahl wartet Euer! Erlabt Euch mit Speise und Trank; nachher sprechen wir von dem morgigen Tage! Möge der Himmel die Füße segnen, die über diese Schwelle treten!"

Und den Jägern rüstigen Schrittes voran eilend, geleitete sie der würdige Mann in die geräumige Halle, wo die Diener und Laienbrüder die irdenen Töpfe mit der bulgarischen Nationalspeise, Neis mit Paprika und einigen mageren Hühnertnochen, auf den auf der Erde ausgebreiteten Teppichen bereitgestellt hatten.

Der Secretär hatte, wie in einer Betäubung oder in einer Art von Trunkenheit wandelnd, den Arm seines Freundes, des Ingenieurs, ergriffen und war, ohne recht zu wissen, was er that, den Anderen gefolgt. Der Berliner neckte ihn, wie es so seine Art war, ob des Glückes, das er bei den Mädchen hätte, und versicherte ihm, daß er sich hüten würde, ihn jemals zum Beschützer seiner künftigen Frau auszuwählen.

Als sie, die Letzten von Allen, in den Saal eintraten, legte sich des Abtes Hand langsam und fast feierlich, auf des Secretärs Schulter. Werner schaute verwundert auf, wie aus dem Schlafe erwachend. Der wohlwollende, väterliche Blick des Alten wirkte seltsam beruhigend auf sein, in wirrem Fieber sich bewegendes Gemüth.

„Mein junger Freund!" sagte Kyrillos mit sanfter Stimme, „das Alter hat in diesem Lande ein Recht, es hat überall eine Bitte offen an die Jugend. Ehe Tu abziehst aus diesem Kloster, sei es zur Jagd, sei es zurück über die Donau, so möchte ich Dich sprechen. Dort oben" — er deutete auf den blumentumraukten Ballon, der, dem Pförtnerhäuschen gegenüber, über den Gesträuchen des Klostersgartens hervorragte — „dort oben, hinter jenem Balcon liegt meine Zelle! Darf ich Dich dort erwarten?" — und milde lächelnd fügte er hinzu: „Ich lebe unter Blumeu, bis ich unter Blumen schlafe. Liebst Du die Rosen, — die schönsten aus ganz Bulgarien findest Du bei mir, — aber, bedenke wohl, mein junger Freund, nicht zum Pflücken sind meine duftenden Rosen!"

Und freundlich grüßend verließ Kyrillos den Saal.

IV.

Ilija hatte den Frauen geholfen die ohnmächtige Griechin in des alten Sebastian«, des Klosterspförtners, Haus unterzubringen. Es war das erste Mal seit langen Jahren, daß er diese Schwelle wieder betrat. Eine weithin sich verzweigende Feindschaft, wie man sie in jenen Dörfern trifft, deren Ursache entweder nicht mehr zu ergründen ist, oder so kleinlich scheint, daß

nian sich unwillkürlich nach einer anderen, tieferliegenden und vielleicht nicht ohne Grund verschwiegenen Ursache umzuschauen geneigt ist, trennte die Beiden und ihre Familien. Sebastianus Vater, so hieß es in dem Kloster und in der Umgegend, habe ein Anrecht auf die Güter der Michalovitsch gehabt; derselbe sei während des damaligen Türtenrieges plötzlich verschwunden — und mit ihm die Papiere, welche den alten Michalovitsch, den Großvater des Iliu, zum Schuldner des Sebastianus machten. Von jener Zeit an hatte sich der Wohlstand der Michalovitsch in demselben Maße gehoben, in welchem die Sebastianus herunterkamen, und während heute der junge Iliu, der Erbe aller jener Güter, mit eigenen Pferden und Wagen seine Felder bestellte und der angesehenste Mann in Longavizza war, hatte Sebastianus, nur um sein Leben zu fristen, mit der alten Kloantza, seiner Frau, als Pförtner in dem Kloster ein Unterkommen gefunden; eine Stelle, die freilich bei der Tüchtigkeit des Alten in allen landwirtschaftlichen Dingen, sowie bei der bis auf's Aeüßerste getriebenen Sparsamkeit seiner Frau, sehr bald für das kinderlose Hauswesen eine reiche Rente abgeworfen hatte, da der Abt die Kenntnisse und die dienstfertige Gewandtheit des Pförtners in ausgiebigster Art zu werten und auch zu belohnen verstand, und Sebastianus, im eigentlichen Sinne des Wortes, der Verwalter und umsichtige Intendant der ganzen Klosterwirtschaft geworden war. Die Feindschaft Sebastianus gegen Alles, was aus der Familie der Michalovitsch stammte oder mit ihr in Verbindung stand, war darum nicht geringer geworden; auch ging ein bedeutungsvolles Gemurmel durch die Reihen der Mönche, als sie sahen, wie Iliu, von Kloantza und ihrer rumänischen Magd Florian» unterstützt, die Griechin in des Pförtners Haus trug. Diese waren noch nicht unter der Thür verschwunden, als auch schon der alte Sebastianus, unverständliche Worte vor sich her in den Bart brummend, so schnell wie es ihm seine steifen Kniee erlaubten, hinterdrein hinkte, und zu den Frauen, welche die Griechin auf den Divan hingelegt hatten und sich lebhaft um sie herum beschäftigten, in das enge Gemach hereintrat. Ohne Iliu eines Blickes zu würdigen, blieb er neben der, in auffälliger und nicht mißzuverstehender Weise von ihm weit aufgerissenen Thür stehe« und rief in das Zimmer hinein:

„Das ist Frauenarbeit! Für die Männer ist Platz genug im Hofe!“

^eht erst wurde Iliu gewahr, zu welchem Schritte er sich in seiner Bestürzung hatte verleiten lassen. Einen Augenblick schwankte er zwischen seinem Haß gegen den Alten und den Gefühlen, die ihn zu der langsam sich wieder belebenden Enrilcia hinzogen; und fast konnte man glauben, daß seine, so eben gegen Werner bethätigte Entschlossenheit sich gegen Sebastianus richten, und daß er sich, ohne der Worte des Pförtners zu achten, der Pflege des Mädchens hingeben würde. Finster schaute er zu dem Alten hinüber; ein Zucken flog über seine zusammengepreßten Lippen, als kämpfte er mit sich selber, ob er die bitteren Worte, die aus seiner Luuge schwebten, aussprechen oder zurückdrängen sollte. Da stellte sich Florianus, die Arme in die Hüften

Eulikleia, ^6H

stehend, zwischen ihm und die Griechin, und mit der dem Numänenmädchen eigenen, spöttisch lächelnden Lebhaftigkeit.

„Seit wann“, sagte sie, „hat Ilia Michalovitsch die Gewohnheit, zugegen zu sein, wenn die Mädchen sich ausziehen und zu Nette legen?“

Ilia antwortete nicht. Es geschah, was schon so oft geschehen: die scheue und nach kurzen Ermahnungsversuchen immer wieder in sich zusammensinkende bulgarische Natur blieb stärker als alle gegen diese angeborene Willenslosigkeit ankämpfenden Gefühle. Die Zähne zusammenbeißend, als ergrimme er im Innersten seines Heizens gegen seine eigene Ohnmacht, verließ Ilia, ohne zu dem Alten, der immer noch die Thüre weit aufgerissen hielt, aufzublicken das Haus.

„Ein schöner Freier fürwahr!“ rief ihm lachend die Numänierin nach, „den Weiber und Greise von dem Lager seiner Braut wegtreiben!“

Sebastian« aber schüttelte den Kopf und erwiderte, dem jungen Bulgaren nachschauend:

„In Ilias Kopf geht Etwas vor! . . . Er zögerte, ob er gehorchen sollte, und Haft Tu gesehen, wie seine Hand nach seinem Messer fuhr? . . . Die Bulgaren sind feige, sagt man bei Euch, Florian«? . . . Aber wehe, wenn sie aus ihrem Schlafe erwachen! . . . Und da scheint mir Einer an der Grenze des Schlafens angekommen zu sein! . . . Aber was ficht dieser mich an? Der mag thun, was er will!“

Sprach's und warf die Thür schmetternd in das Schloß und schob den schweren Holzriegel vor.

Ilia blieb einen Augenblick, finster vor sich hinsinnend und unschlüssig, ob er den Jägern in die Speisehalle folgen sollte, vor dem ungastlichen Hause stehen; dann plötzlich wandte er sich um, ging festen Schrittes zu der kleinen Thür, die sich in der Hinteren Mauer, Fuße des Gebirges eröffnete, und verschwand in den dunkeln Laubgängen der weithin sich ausdehnenden Fruchtgärten des Klosters.

Auf der geräumigen Holzveranda, die sich vor seinem Gemache hinzog, erwartete Kyrillos seinen Gast. Ten Gedanken, die ihn seit dem Auftritte dieses Morgens beschäftigten, nachgehend, ließ er seinen Blick über den in den Strahlen der warmen Mittagssonne sich badenden Klostergarten schweifen. Ueber den schon gelblich und durchsichtig schimmernden kleineren Blunien und Strauchern reckten in ihrer bäurischen Art die großen Sonnenblumen und einige verwilderte Dahlien ihre Köpfe auf; unten, in den vernachlässigten Beeten, zwischen halbverdorrttem, hohem Gras und unordentlich durcheinander wucherndem Unkraut, guckten die dürftigen Astern hervor; in ihrem verschossenen Farbenkleide sahen sie wie Blumenwittwen aus, die für den hingeschiedenen Sommer Trauer angelegt hatten, und fast schien es, als wollte die gütige, alles vergleichende Natur, bevor sie dem drohenden Winter,

^?0 ?l, 3ch»eegans i» Messina. ^.—

tode zum iüufer fielen, noch freundlich tröstend ihre wärmsten und hellsten Strahlen auf die letzten Ueberbleibenden aus dem farbenreichen Sonnenglanze ergießen, so lustig spielte der goldene Sonnenstaub auf Blatt und Nlättchen. fo fröhlich tanzten die Fliegen und Schmetterlinge ihren luftigen Neigen in dem hellen Flimmern des Tageslichtes, fo emsig und geschäftig summten die Bienen um die sich ihnen eröffnenden, letzten Blumenkelche! Ein schönerer Garten aber erschloß sich oben, auf dem Valcon des Abtes, wo, durch die Bretterwände vor dem Nordwind geschützt, in traulich warmen Eclhcn, Kyrillos seine Lieblingspflanzen, in Töpfen oder in langen, von den Mönchen eigens dazu gefchnitzten Holzbehältern aufgestellt hatte; während der heißen Sommermonate schützte sie das weitvorstehende Dach gegen die sengende Wittagshitze, und ließ der Abt es sich nicht nehmen, seine holden Pflegekinder, wie er die Blumen nannte, mit eigener Hand Morgens und Abends zu begießen; im Spätherbste aber und bis zu den eisten Wintertagen, wenn der Schnee die Gipfel der Berge zu beecken anfang, athmetn die Pflanzen da oben eine laue, sonnendurchtränkte, wohlthätige Luft, und erst wenn der Winterfrost ernstlich drohte, wurden sie von ihrem luftigen Valcone in eines der Zimmer getragen, welche Kyrillos in diesem Flügel der Klostergebäude zu seiner Wohnung ein« gerichtet hatte, und wo er seine einzigen Schätze, alte Kirchenbücher, kostbare, in Pergament gebundene und mit altcrthümlichen Schlössern versehene Folianten aufbewahrte. Nofen, breitblättriger Epheu, rothe und weiße Geranien, auch duftende Blumenzwiebeln, vermischt mit größeren, an den Wänden und in den Ecken grüne Nischen und Lauben bildenden Bänmchen, standen auf den künstlerisch geschnitzten und kunstvoll vertheilten Konsolen und Postamenten, oder hingen in leichten, mit frischem Moos angefüllten Holz- und Thongefäßen von der Necke. Hier inmitten seiner Blumen, des einzigen Luxus, den er sich in seinem stillen und einfachen Klosterteilen erlaubte, pflegte Kyrillos, wenn er von dem langen Lesen müde war, oder wenn er seine Gedanken sammeln wollte, sich hinzusetze», und bis tief in die Nacht hinein konnten ihn die Mönche, bei ihren regelmäßigen Rundgängen, dort oben unter seinen Lieblingsblumen erblicken. Sie sahen mit Ehrfurcht zu dem sonderbaren, so ernsten und doch so freundlichen Abte auf; sie liebten ihn wie einen Vater und fürchtete» ihn wie einen Heiligen, der dem Himmel schon um einige Stufen näher stehen mochte, als sie. Die Türken ehrten in ihm den klugen, friedfertigen, immer befchwichtigend und versöhnend auftretenden Mann, der oft schon durch seinen verständigen Rath der Verwaltung große Schwierigkeiten erspart hatte. Die Bauern in den Dörfern rings umher wußten, daß sie bei Kyrillos nie vergeblich anklopften, und daher ihnen, wo er konnte, mit Rath und That beizustehen, gern bereit war; und oft schon hatte er, durch sein Dazwischentreten und seine wohlwollende und immer gerechte Vermittelung, den Frieden unter verfeindeten Familien wieder hergestellt, oder mit einem rechtzeitig gespendeten kleinen Darlehne einen durch die Steuern und Lasten erdrückten Bulgaren von dem Untergänge gerettet.

Eurilleia. ^?5

Eine schwierigere Aufgabe hatte sich ihm heute gestellt und leichten Herzens fürwahr trat er nicht an deren Lösung. Mit raschem Blicke hatte er an der Klosterpforte die Gefahr, die sowohl der Griechin als dem Bulgaren und dem fremden Secretär drohte, überfchcmt. Er kannte die türkischen Soldaten und wußte, was der Befehl einesPaschas, besonders noch in diesen Verhältnissen, einem Bulgaren und einem griechischen armen Mädchen gegenüber, für einen Kawasfen war. Auf eine kurze Zeit hatte er wohl den Demir Keran von seinem Vorhaben abgebracht, aber klar war es ihm, daß hier, weniger als irgendwo sonst das Aufgehoben einem Aufgeschoben gleichkommen würde. Andererseits aber sollte es ihm auch gelingen, die Griechin vor dem Türken sicher zu stellen, wie konnte er sie vor der Gefahr, die ihr von Seiten Werners und von ihrer Neigung zu dem jungen Fremden drohte, schützen? wie sie vor einem Schritte bewahren, der sie auf ewig in's Verderben stürzen würde? wie sie zurückführen zu Ilia Michalovitsch? Ein fast väterliches Interesse für die schöne, junge Griechin hatte sich des Abtes bemächtigt; sie hatte sich, als sie zu seinen Füßen lag, mit so inbrünstigen, und in ihrer Einfachheit so rührenden Worten, seiner Huld und Fürsorge anvertraut; in so strahlender, blitzähnlicher Gluth hatte ihr Auge zu ihm hinaufgeblickt, da er sie als seine Glaubens- und Landesgenossin willkommen hieß, — daß er sich gelobt hatte, die Arme, toste es was es wolle, von dem Abgrunde, zu dessen Räude sie gedrängt war, zu erretten — und daß Vieles, daß Alles von dem jungen Fremden abhing, das konnte seinem erfahrenen Kennerblick nicht entgehen.

Kyrillos dachte noch darüber nach, wie er die Sache mit Werner besprechen solle, als dieser, geführt von einem jüngeren Mönche, zu ihm hereintrat. Kyrillos empfing ihn mitten unter seinen Blumen und ließ ihm durch Bruder Gregorios eine Pfeife mit Tabak, so wie das unvermeidliche Confect, die Doldschas, und das sie nothwendig begleitende Glas Wasser reichen; dann, als der Mönch sich entfernt hatte, hob er an:

„Verzeihe, daß ich Dich zu mir beschied, nachdem wir uns kaum gesehen! Zu dem Weile, das ich unternehme, brauche ich einen Freund, einen Verbündeten, und in Dir glaube ich ihn gefunden zu haben; — willst Du mir vertrauen?“

„Ehrwürdiger Vater,“ antwortete Werner, der wohl geahnt hatte, daß der Abt ihm von Euritleia sprechen würde, der aber bei diesen Worten nicht mehr verstand, was Kyrillos eigentlich von ihm wolle; „wie solltest Du nicht mein Vertrauen besitzen? . . . aber worin kann ich? . . .“

„Ich habe gesehen, daß die kleine Griechin auch auf Deinen Schutz zählt, auch Deine Hilfe anruft gegen den Kawasfen, der sie verfolgt. Ich habe gehört, daß Du ihr Deine Hilfe zugesagt, und wahrlich, Jüngling, einem edlen, guten und reinen Mädchen schickst Du Dich an, die rettende Bruderhand zu reichen! Doch Demir Keran, bedenke es, ist

^72 A. schneeglins in Messina.

entschlossen, Alles zu wagen . . . Nun sage mir, wie gedenkst Du ^
hndeln, um ihr und ihrem Bräutigam zu helfen?"

Auf diese Wendung des Gesprächs war Werner nicht gefaßt. Wie ein Vorwurf, der bis in das Tiefste seines Herzens drang, trafen ihn des Abtes Worte, und erröthend stammelte er, er habe frileich noch nicht darüber nachgedacht, auf welche Weise dem Mädchen zu helfen sei. „Dein Mädchen . . . und auch ihrem Bräutigam," erwiderte der Abt in demselben zutraulichen Tone. „Denn sollte der Griechin ein Unfall zustoßen, so wäre es auch um Ilia Michalovusch geschehen!" Und er erzählte dem Jüngling, wie in den bulgarischen Torfern die Heirathen in patriarchalisch-einfacher Weise geschlossen würden, wie Ilia und Eurikleia sich als Kinder schon gekannt und geliebt, wie sie zusammen aufgewachsen, wie seit ihrer frühesten Jugend alle ihre Zulunftspläne gemeinsam gewesen, wie sie sich, in diesem vom Feinde verwalteten Lande, von ihren ersten Jahren an daran gewöhnt, die Freude wie dem Leide der Zukunft vereint entgegen zu sehen. Und da Kyrillos bemerkte, welchen Eindruck die Schilderung dieses idyllischen Glückes auf des Jünglings Gemüth machte, so führte er das Bild, mit wühlbedachter Steigerung, bis in die kleinsten und rührendsten Details aus.

„Ich glaube Dir gern, ehrwürdiger Vater," sagte Werner, als der Abt eine Pause machte, „aber mir schien es doch heute Morgen und gestern schon, als ob Eurikleias Gefühle für Ilia nicht so tief wurzelten, denn sie warf ihm ja offen und mit Ungestüm seine Feigheit vor, und da er sie zu beschützen nicht den Muth hatte, so wandte sie sich ab von ihm . . ."

„Und wandte sich zu Dir?" erwiderte lächelnd Kyrillos; „ja wohl, ich kenne dies! Und so sind die Mädchen! Aber Terjcnige würde sich gewaltig irren, der aus diesem Aufblodern eines flüchtigen Zornes den Schluß ziehen wollte, daß die Liebe entwichen sei! und wehe Dem, sagt ein Sprüchwort aus dem Aeußersten, wehe Dem der sich zwischen Vanm und Rinde zu zwängen versucht! Am Tage, wo Ilia mit uns dem Türken die Stirne bieten wird, wird auch Eurikleia in Ilia ihren wahren und einzigen Freund wieder erblicken!"

„Nun," antwortete Werner mit einem gezwungenen Lächeln, „der Tag, wo der arme Bulgare gegen den Türken Front macht, scheint mir noch nicht nahe zu sein!"

„Täusche Dich nicht, mein Sohn! Ilia ist ein Bulgare, und dieses Volt kennst Du noch nicht! Sie ertragen länger als die Europäer die Ungerechtigkeiten und Mißhandlungen, aber plötzlich erwacht in ihnen das zurückgedrängte Feuer! — und, vergiß nicht, was ich Dir sage: Nichts ist schrecklicher, nichts furchtbarer, als die Zaghafteu — wenn sie sich einmal entschlossen haben, die Stränge zu zerreißen! Ilia Michalovitsch ist einer der Besten unter seinen Landsleuten; er beugt den Nacken unter dem Joch, aber wehe! wenn er das Joch abschüttelt! In dem Aeußersten sind in der Befreiungstunde die Schwachen bereit! . . . Freunde brauchen sie aber auch

Lurikleia. — ^73

alsdann, die ihnen Trost und Rath und treue Hilfe versprechen! . . . Und diese Freunde, mein Sohn, wollen wir dem armen Iliä sein!"

Und Kyrillos leichte dem Jüngling die Hand, wie zum feierlichen Gelöbniß. Einen Augenblick zögerte Werner, einzuschlagen. Er fühlte sich erschüttert durch des Abtes Worte. Er hatte sich seit diesem Morgen hinein« geträumt in einen romantischen Liebestraum, und ohne daß er sich Rechenschaft ablegte von seinem Dichten und Trachten, hatte er sich einen noch romantischeren Plan zurechtgelegt, von Entführung und von berauschem Liebesglück mit dieser holden, muthigen, bezaubernden Griechin! Und jetzt war es ihm, als gewänne allmählig unter des Abtes wohlwollenden Worten ein anderes Gefühl die Oberhand in seinem Herzen, ein Gefühl des Vorwurfs und der Reue, ein Gefühl der Beschämung vor sich selber. Er gedachte des Versprechens, das er dem guten Bulgaren gegeben, ihn und seine Braut zu schützen und er erröthete, als er sah, wie nahe er daran gewesen, sein Wort zu brechen und an dem armen Iliä zum Verräther zu werden.

„Zähle auf mich!" rief er aus, indem er seine Hand in die Rechte des Abtes legte. „Was willst Du thun? Ich stehe Dir bei!"

Kyrillos erhob sich. Sein Auge blieb mit einem Ausdruck tiefer Freude auf den Jüngling ruhen:

„Ich hatte mich nicht getäuscht in Dir, mein Sohn!" sagte er nüt gedämpfter, vor innerer Bewegung zitternder Stimme, „Dein Herz ist edel und gut! Bewahre es so, und das Glück wird Dich begleiten in Deinem Leben!" Und nochmals drückte er des Jünglings Hand.

„Laß mich darüber nachdenken, wie wir Beide zu handeln haben", fügte er hinzu; „so lange Eurikleia in dem Kloster weilt, wird ihr kein Leids geschehen! Den Kawassen nehmt Ihr mit an die Donau, — und während er Euch begleitet, habe ich Zeit, mich mit dem Pascha zn verständigen."

Die letzten Strahlen der hinter den hohen Bergen verschwindenden Sonne spielten mit goldenem Leuchten zwischen den Blumen der Veranda.

„Du hast meinen Garten noch nicht bewundert, mein Sohn," sagte Kyrillos, und von Blume zu Blume führte er mit freundlichen Worten den Jüngling. Eine einzige Rose blühte dort in der Ecke, aber in wie seltener Schönheit! Eine Moosrose, halb Knospe noch, Halb Blume schon; duftend von feinem, durchdringenden Wohlgeruch, wandte sie dem warmen Lichte ihre weiße, mit röthlichen Adern durchwirkte Blätterkrone zu. Ein Lächeln zog über des Abtes Antlitz; zwei Bienen summten geschäftig um die Blume, und es schien, als ob sie sich stritten, welcher von ihnen es vergönnt sein würde, am eisten von dem süßen, frischen Honig der jungen Rose zu kosten; eine dicke schwarze, mit schillerndem Sammetpelze überzogene Hummel flog mit tiefem Brummen um die Blume, als trachte sie, lüstern, wie ihre beiden feineren und gewandteren Vettern, nach dem seltenen Genuß. Denselben Gedanken mochte wohl dieser Anblicke in Kyrillos' und Werners Seele erwecken.

N°ld m>d 3«d, XXV, 71, 12

^?H A. ZchneeZans in Messina,
„Mit der Hummel werden wir schon fertig werden.“ sagte dem Abt«
die Hand reichend, der Jüngling.
„Und um meine schöne Rose weiden sich die Bienen nicht mehr streiten!“
setzte lächelnd Kyrillos hinzu, und mit segnendem Gruße nahm er Abschied
von dem Jüngling.

Als Werner vor dem Hause des Pförtners vorbeiging, glaubte er wahr-
zunehmen, wie eine Frauengestalt sich plötzlich vom Fenster erhob und sich
in die tiefe Tünteilheit des Hinteren Zimmers zurückzog. War es nicht
EuriNeias Gestalt? und warum, wenn sie es war, schien die Neine Griechin
sich vor Werner zu Verstecken? — Unruhigen Sinnes lehrte der Jüngling
zu seinen Jagdgefährten zurück, — und fast bereute er, das Versprechen, das
ihm der Abt mit seinem wohlwollenden, väterlichen Zureden abgelockt, so
leichthin und in einer Wallung von, wie er, jetzt sich sagte, jugendlich
unüberlegter Schwachherzigkeit, abzugeben zu haben.

VI.

Ter Abend hatte sich auf das Kloster niedergesentt. Stiller und stiller
war es in den weiten Höfen und Gängen geworden. Nur noch durch den
dumpfen Lärm der in ihrem Speise- und Nachtquartier zechenden Jäger wurde
die Ruhe der Bergeseinsamleit unterbrochen. In des Pförtners Hause
brannte noch Licht, und durch das kleine Fenster konnte man das geschäftige
Treiben der Frauen beobachten, welche die Munbvorräthe für den morgigen
Tag zubereiteten, den Reis in großen Holztrögen wuschen, die Hühner rupften,
die noch warmen und dampfenden Brode, welche Sebastianu in großer Anzahl
zu backen befohlen hatte, schichtenweise übereinanderspeicherten, und den leichten
weißen Klosterwein in Steinrüge und massive, rundbäuchige Flaschen füllten.
Die alte Kloantza mit ihrem gebrückten, bulgarischen Wesen, ihrem gebückten
Gange, ihrem runzigen Gesichte, ihren rothgeränderten Triefaugen, bewegt«
sich, langsam schleichend, wie eine aus dm Tonausagen herausgetretene Hexe,
in dem engen Räume; sie murmelte, wie es alte Frauen zu thun, pflegen,
unverständliche Worte vor sich hin; das unstiit stuckernde Licht warf ihren
Schatten in unheimlich tanzenden Gestaltungen an den weißen Wänden des
Zimmers hin und her. In mürrischem Tone herrschte sie zuweilen Florian»,
die Rumänierin, die nicht mehr junge, aber noch nicht abgewelkte und die
Spuren ihrer früheren Schönheit noch munter zur Schau tragende Kloster-
magd an. Euritleia, die sich rasch erholt hatte, half den beiden Frauen.
Ganz anderswo aber weilten ihre Gedanken. In ihrem Heizen fchwirrtc es
wild durcheinander. Es war ihr, als lebe sie seit gestern in einem schweren Traume.
Das tapfere Mädchen, das mit einer aller Gefahr trotzen Unerschrocken-
heit die Peitsche gegen den Kawassen geschwungen hatte, erkannte sich selbst
nicht mehr, seitdem sie auf ihren Lippen den Kuß des schönen, jungen Franken
geföhlt, seitdem sie diesen Kuß erwidert! Sie mußte die Augen schließen,
jedesmal wenn sie daran zurückdachte, sie mußte sie schließen vor Scham, und

Luiitleia. ^75

auch vor einer heimlichen Angft, die sie überkam, als fürchtete sie sich, sie, die die Furcht noch nie gekannt, vor einer unheimlich drohenden Gefahr. Eine leidenschaftliche Wallung ihres ganzen Wefens hatte sie zu Werner hingerrissen, als sie plötzlich in diesem Unbekannten einen Helfer, einen Beschützer traf, wie sie ihn so lange erwartet hatte, einen Mann, der, ohne sich lange zu besinnen, muthig der Gefahr die Stirne bot und mit ritterlichem Sinne des ihm gestern noch fremden Mädchens Sache zu der seinen machte. Dies hatte sie von Ilia erhofft; als sie ihm ihre Hand versprach. Unter einer Bedingung hatte sie gelobt, die Eeinige zu werden, und diese Bedingung war Ilia in seinen! ersten, unbedachten Liebesglück eingegangen: aus diesem Lande sollte er sie herausführen, in ein anderes, wo keine Türken wären. Er war ja bereit dies Alles, und noch vieles Andere, und Alles was sie von ihm verlangt hätte, zu geloben! Der gute Ilia! Und er ahnte nicht, in seiner blinden Liebessichrheit, welche Gedanken in des Mädchens Geist aufstiegen, als er ihr später mit bangem Zaudern er« öffnete, die s Land könne er nicht verlassen, hier lägen seine Nesitzthümer, hier müsse er verbleiben, wie seine Väter und Ahnen. Umsonst hatte EuriNeia es versucht, ihn ans andere Gedanken zu bringen. Jedesmal, wenn sie mit ihm davon anfang, ließ Ilia sein Haupt auf die Brust sinken, und mit tlem-lauter Stimme antwortete er, das Unmögliche könne man nicht möglich machen, und in das Unvermeidliche müsse sich EuriNeia schicken, wie er sich selbst darein schickte! Noch in der letzten Nacht, als Beide in Popovitschs Hause von den Drohungen des Paschas sprachen, war EuriNeia mit leidenschaftlicher Aufregung in ihn gedrungen, er solle sich jetzt ermannen und mit ihr fliehen! Und als er ihr wieder antwortete, wie er bis dahin geantwortet, da war sie aufgebraust in wildem Zorne: Wer seine Braut vor den türkischen Kawassen nicht zu schützen wisse, der sei ihrer nicht werth, hatte sie ihm zugerufen. Ein Mann sei ein Feigling, der, um seine Geliebte vor solchen Gefahren sicher zu stellen, nicht Alles zu verlassen, Alles zu unternehmen, Alles zu wagen bereit sei! — Und da geschah es, daß Werner plötzlich vor sie hintrat «nd ihr und Ilia zurief: Auf seine Hilfe könntet sie zählen, und er würde ihnen zur Seite stehen! — Sie hatte ihm die Hand gereicht, — und noch fühlte sie den Druck der seinigen, — und noch fühlte sie seinen Kuß! — So sollte er sein, so denken, so handeln, der Mann, dem Eurilleia ihr Herz auf ewig zu fchenken bereit war! — Und dennoch! — wie sie Ilia Plötzlich an sich herantreten sah, wie er den Fremden, in seltsam zorniger Auswallung, bei Seite geschoben, wie er seine Braut mit dem Ausruf an sich gerissen: Er würde sie beschützen! Und seine Braut sei E untleia! — da hatte es wie ein Blitz durch ihre Adern gezuckt! Da war es ihr gewesen, als ob eine innere vmwurfsvoUe Stimme ihr zuriefe: Du hast Ilia veikannt! Tu hast schlecht an ihm gehandelt! Für einen Fremden, Unbekannten, der Dich morgen vielleicht verlassen und verrathen wird, willst dn deinen Bräutigam, deinen Jugendfreund verlassen und verrathen!

12'

^?6 A, Lchueegans i» Messina. —

So wogten ihre Gedanken hin und hei, als sie an diesem Abend mit Kloantza und Florianll in Sebaftianns Hause sich beschäftigte. Schweigend hörte sie dem losen Plaudern der Numänierin und den Voltsliedern, die sie lachenden Mundes in die Nacht hinaus sang, zu und ließ, ohne sie zu beachten, oder ohne sie zu hören, die Anspielungen, welche dieselbe auf ihre An» tunft im Kloster, auf ihre Beziehungen zu dem jungen Fremden, auf die Verfolgungen der Gensdarmen, machte, über sich ergehen.

Es war spät geworden; knarrend drehte sich die Thür in ihren Angeln, und Sebastian« trat herein.

„Wird hier noch gesungen?" rief er mit mürrisch herrschendem Tone der Walllchin zu, indem er hinter sich den schweren Holzriegel vorschob,- „und schon hat die Abendtoka geschlagen! Mit Deinem dummen Singen, Floriana, ziehst Du Dir die Freier an Dein Fenster! Da draußen, auf den Steinen, sitzt der blöde Bulgarenbräutigam! ja, ja! ein schöner Geselle! Dem Mädchen wünsche ich Glück auf den Weg, das sich von diesem Ilia nach Hause führen läßt! ... Er brütet nach, über den Muth, der ihm fehlt! . . . Hunde, diefe Michalovitsch! ... In dem Blute liegt ihnen die Feigheit! . . . Mein Vater tonnte etwas davon erzählen, hätten sie ihn nicht todt geschlagen. . . meuchlings! . . . hinter einer Hecke verborgen! ... Da haben diese Leute schon Muth! . . . Nun!" brauste er auf, indem er sich zu der alten Kloantza hinwandte, was thut Ihr noch hier? Reiche mir noch einen Schluck Arral, und dann zn Bette! morgen vor Sonnenaufgang heißt es auf den Beinen sein!" — Und, indem er langsam das Glas Arat hinuntertrant, erzählte er, wie er jetzt Alles für die morgige Treibjagd bereitet habe; die Bauern seien angewiesen, in weitem Halbkreise das Wild gegen die ersten Höhenzüge, hinter dem Kloster, zuzuführen; jedem Jäger habe er seinen Platz ausgewählt. „Wo steht der schöne, junge Freund der Griechin?" fragte neugierig und schelmisch Floriana.

„Willst Du Dir diesen auch noch heranziehen, Floriana?" erwiderte der Alte, indem er ihr in bäuerisch liebkosender Weise in die Wange kniff; „der steht an der Ecke, hier oben, auf dem großen Fels, am äußersten linlen Ende der Iägerkette! . . . Willst Du ihn sprechen. Schalk, so triffst Du ihn dort, — wenn die kleine Griechin hier, die mich so scharf anblickt, Dir nicht die Augen auskratzt!"

Und sein Arn, erhob sich, nm sich täppisch um Eurikleias Hüfte zu legen. Aber mit raschem Schlage wehrte es ihm die Griechin, und unter Lachen und Plaudern verschwand er mit Kloantza in dem Hinteren Gemach, während Floriana ihr Lager auf dem niedrigen Speicher aufsuchte, und Euritleia sich auf den an der Erde für sie ausgebreiteten Decken zur Nuhe legte. Nach einer kurzen Viertelstunde war Alles finster in Sebastianus Hause; nur das laute Schnarchen der Alten dröhnte durch die Stille der Nacht.

Da stand Euritleia leise von ihrem Lager auf. Behutsam schob sie den Holzriegel von der Thüre und trat ins Freie,

Eurikleia. ^??

Von den Steine», die neben des Pförtners Hause lagen, erhob sich eine dunkle Gestalt.

„Ilia!“ flüsterte Eurikleia.

„Ich wartete auf Dich,“ antwortete der Vulgare, und seltsam kräftig klang seine Stimme durch die Nacht.

„Armer Ilia! ... ich suchte Dich! ... ich muß Dich sprechen! . . .

Was thust Du aber hier, mit einer Flinte in dem Arm? . . .“

„Bin ich nicht Dein Bräutigam, Eurikleia? Ich bleibe hier, um diese Schwelle zu beschützen!“

„Ich thilt Dir Unrecht. Ilia! Du hast Muth und Kraft; — willst Du mir verzeihen?“

Mit raschem und kräftigem Arm zog Ilia seine Braut an sein Herz.

„Ich bin bereit,“ sagte er in demselben entschlossenen Tone, — willst Tu mit mir fliehen?“

Mit einem halbuntdrücktten Freudenschrei sprang Eurikleia auf:

„Gleich! . . . fort! . . .“

„Nein!“ erwiderte Ilia langsam und jedes Wort betonend; „nicht gleich! aber morgen! — Und seine Hand schlug an die Doppelbüchse, die in seinem Arme lehnte. „Ich will jagen, wie die Andern! . . . Mein Freund Stefan« der dort hinter dem Kloster wohnt, hat mir seine Flinte geliehen! ... ich muß ja ein Wild erlegen, Eurikleia! . . . damit wir dort in den ersten Tagen unser Leben fristen können, drüben, in der großen Donaustadt! . . . denn als armer Mann zieht Ilia fort mit Dir!“

^ Er unterbrach sich, und, die Griechin zu der Thüre zurückführend, sagte er.

„Wir haben keine Zeit, Eurikleia! . . . Morgen, nach der Jagd, ziehen wir weg!“

„Aber der Türke? ...“

Ilia antwortete nicht.

„Aber Demir Keran?“ fragte Eurikleia nochmals.

Einen Augenblick schwieg Ilia; dann drückte er ihr die Hand zum Abschied und sagte mit leiser Stimme:

„Laß mich sorgen! . . . Demir Keran wird es erlauben! . . . Morgen verlassen wir dies Land! . . Schlaf wohl!“

Er blieb wie unentschlossen auf der letzten Stufe stehen. Seine Hand spielte um die Flinte. Er schaute seiner Braut fest in's Auge.

„Eurikleia,“ sagte er, „träume von keinem Andern, als von dem, der Dich morgen als seine Frau entführt! . .

Er unterbrach sich wieder. Seine Hand zuckte auf der Büchse; und langsam fügte er, sich von Eurikleia abwendend, hinzu:

„Eine Doppelflinte ist es, die mir Bruder Stefan« geliehen!“

Dann drückte er die Griechin in das Haus, horchte noch, bis der Riegel vorgeschoben wurde, und setzte sich wieder, die Flinte zwischen den Knien, ans den Steinhaufen,

^?8 A. Lchneeganz II! Mcssina.

VII.

Bis tief in die Nacht hinein dauerte das fröhliche Zechen der Jagdgesellschaft. Wie es nicht anders zu erwarten war, hatten die lustigen Gesellen den verliebten Secretär und seine verliebte Griechin zu dem Mittelpunkte ihrer Witze und ihres Humors gemacht: es wurde auf Werner und auf Euritleia toastirt; Illi und der Türke, die zum Glücke an dem Gelage nicht theilnahmen, wurden verlacht und verwünscht; der Ingenieur, dem der bulgarische Wein über alle Maßen schmeckte, trant auf Lungdeutschlands Sabinerzüge nach dem Orient, auf die Verjüngung der Welt durch Racentreuzung, auf die Uebertragung in's gewöhnliche Leben der physikalischen Lehre von der Anziehungskraft, die der blonde nordische Magnet auf das schwarze südliche Eisen ausübt, — und anderen Unsinn; der Afrikaner kniff verständnißvoll die Augen zusammen und erklärte, er warte das Ende ab, der Bulgare sei freilich kein ernster Gegner, der Türke aber habe sein letztes Wort noch nicht gesprochen, und wer zuletzt lache, der lache am besten! Die Anderen begrüßten mit lautem Jauchzen und Singen jeden neuen, auch noch so albernem Witz; und sie kamen nach und nach in die Stimmung, in welcher man gerade den thörichtsten Albernheiten und den sinnlosesten Scherzen den überzeugtesten und gesinnungstüchtigsten Jubel entgegenbringt. Werner ließ sich Alles mit fröhlichem Gleichmuth gefallen. Er trank und plauderte und lachte mit; er stieß mit jugendlich übersprudelnder Ausgelassenheit auf die anzüglichsten und gewagtesten Trinksprüche an, als lege er überhaupt dem ganzen Abenteuer keine weitere Bedeutung bei, und nehme es lachend mit in Kauf, wie die notwendige Zugabe seines Liebesromanes. Inwendig sah es freilich anders bei ihm aus; aber er hütete sich wohl, es seinen Gefährten zu zeigen, um so mehr als er nach seiner Unterredung mit Kyrillos, sein Liebesabenteuer, freilich in recht ehrlicher und in ganz edler Weise, nicht aber der, in seinem Heizen inniger wieder auf's Neue erwachenden Leidenschaft gemäß, im Sande verlaufen sah. Es überflog ihn zuweilen, mitten in dem fröhlichen Gelage, eine Reue, daß er sich dem Abte gegenüber so leichthin habe verpflichten können. Und hätte er Zeit und Muße gehabt, die tiefinnersten, geheimen Regungen seines Herzens zu beobachten, so hätte er wohl die Entdeckung gemacht, daß sich dort noch etwas regte, was mit seinem, dem Abte gelobten Versprechen, nichts gemein hatte, eine ganz leise, vor sich selber sich verbergende und verleugnende, an das ungewisse Vielleicht, an das mögliche Dazwischentreten eines unberechenbaren Wunders sich klammernde Hoffnung, daß das Ende des Abenteuers doch ein anderes sein könnte! . . . Aber so tief in sein Herz vermochte Werner nicht hinunterzusteigen und er versuchte es auch nicht; bei dem Trinken und Scherzen seiner Jagdgesellen betäubte er sich und seine Gefühle und seine unausgesprochenen Hoffnungen; und erst, als das Lärmen verstummt, die Gesellschaft sich an den vier Wänden hin in langer Reihenfolge und

«Luiikleia. !?9

jeder mit den Füßen an des Anderen Kopfe auf die Divans hingestreckt hatte, erst dann fingen die tief im Innern versteckten Gedanken Werners an, sich verstohlen wieder herauf bis zu seinem Gehirn zu wagen, und in dem, zum unruhigen Schlaf langsam eindämmernden Geiste des Jünglings ihre leise Liebes- und Sehnsuchtssymphonie, von, Pianissimo des ersten Schlummers bis zu dem rasend an die Schläfe gehämmerten Schluß-Accord eines fieberhaften Tianmfortissimos anzustimmen. Alles, was er den Tag über erlebt, gedacht, gefühlt, gehofft und gesucht hatte, erstand vor seiner Nachtseele wieder, in jener seltsam prägnanten Form aber, und in jener phantastisch grellen Farbenbeleuchtung, welche der Traum allen Dingen zu verleihen Pfllegt. Eurikleia stand wieder vor ihm, wie er sie heute Morgen gesehen, — schön, wie die ideale Schönheit selbst, eine griechische Nike, oder auch eine altgermanische Walküre, die, nach tapfer geschlagener Schlacht, herunter zur Erde schwebt und ihren liebenden Helden aufsucht! Trotzig und lampfesbereit gegen die Anderen, war sie sanftanschmiegend zu ihm, liebebringend, liebeverheißend! Eine wilde Gluth loderte durch Werners Adern. Um dies Weib zu besitzen — und wäre es nur für einen Tag, nur für eine Stunde — gäbe er die Hälfte seines Lebens! Und in seinen immer phantastischer sich verschlingenden Traumbildungen sah er, wie seine Gefährten zur Jagd auszogen, in den Wäldern verschwanden, und wie er, heimlich sich von ihnen entfernend, zu dem Kloster flog, wo ihn Eurikleia, in der Einsamkeit des verlassenem Pförtnerhäuschens, erwartete; einer antiken Statue ähnlich, die griechische Tunica in engliegenden Falten über ihren stolzen Busen geheftet und zu den Knien herunterwilllend, ein goldenes Stirnband in den Haaren, stand sie da; — und es däuchte ihn, er habe, wie Faust, die altgriechische Helena heraufbeschworen, das Ideal der Schönheit, das Ideal der weiblichen Liebe, — und mit ausgebreiteten Armen stürzt er auf sie hin — da wirft sich zwischen ihn und seine Liebe, den blanken Degen in der Hand, Ilia, der Bulgare! — „Was willst Du hier?“ ruft ihm Werner zu, und siehe! in seiner Rechten trägt auch er ein Schwert, und Funken sprühen von den gekreuzten Waffen - - und wie Valentin vor Gretchens Hause, sinkt Ilia blutend zur Erde — und neben dem Sieger steht, unter Mephistos Maske, der Ingenieur, der ihm ironisch lachend zuruft: „Für einen Waidmann in 8p«, der zum ersten Male im Bulgarenlande pirscht, ist dies ja ein ganz fataler Ausgang!“ Und von Mephistos Lachen erwacht Faust; — das blendende Licht einer Laterne brennt ihm in die Augen; — ringsum schreien, rufen, plaudern, lachen die schon zum Auszüge sich rüstenden Jäger; — neben Werner steht der Ingenieur, nicht mehr als grinsender Höllengeist, sondern im einfachsten Nachtgewande, die Haare unordentlich im Gesicht herumhängend, die Laterne dicht unter des jäh emporgeschreckten, noch halbträumend wild um sich blickenden Jünglings Nase haltend.

„Greifst Tu nach dem Donner?“ rief ihm der Ingenieur mit,

^80 A. -chneegans in Messina,
pathetischer Ironie zu, als er ihn, mit den Armen in der Luft herum-
schlagend, von seinem Lager aufspringen sah; und hätte nicht an Werners
Ohr das helle Gelächter der Jäger geschlagen, hätte ihm nicht durch die
geöffnete Thür der scharfe Morgenwind empfindlich erfrischend in's Gesicht
geblasen, dieses zufällig in feine faustischen Träumereien hercingeschleuderte
faustische Citat hätte ihn wohl noch tiefer in seine wilden Nachtphantasien
verwirrt.

„Hurtig! hurtig!“ rief unter der Thür der alte Sebastian; „in einer
halben Stunde geht die Sonne auf, und muß Jeder an Ort und Seile sein.“
Im Nu waren die Jäger fertig, und fort ging es, den Berg hinauf.
Demir Kercm allein war im Kloster zurückgeblieben; der Afrikaner, der von
feinen Gefährten nach der Ursache dieser sie befremdenden Handlungs-
weise befragt wurde, antwortete kurz: „Was wollt Ihr denn diesen
Kawasfen zur Hasen- und Fuchsjagd schleppen? wo er gewöhnt ist gegen
viel edleres Wild zur Jagd zu ziehen?“ — Ilia hingegen hatte sich der
Gesellschaft angeschlossen, obwohl der alte Sebastian», mit verächtlicher Ent-
schiedenheit, sich geweigert hatte, deni Vulgaren einen Platz in der Kette der
Jäger anzuweisen.

„Ich kenne den Wald noch besser als er,“ sagte Ilia trotzig und kurz,
nachdem einer der Jäger nochmals von dem Pförtner dieselbe rundweg ab-
schlagende Antwort erhalten hatte; — „und ich gehe meiner Wege!“ setzte
er hinzu, indem er auf halber Höhe des Berges links ab einen Seitenpfad
einschlug und im Walde verschwand.

„Stelle Dich nicht mit den Hasen in die Schußlinie!“ rief ihm
höhnisch Scbastianu nach; und ebenso höhnisch rief es von dem Walde zurück:
„Spare Temen Roth für Andere!“

Die Jäger waren noch nicht durch das Hintere Klostcrthor hinausgetreten
in die Gärten, welche die Gebäulichkeiten von dem Berge trennten, als
Ncmir Keran auch schon aufsprang, mit rascher Hand sein Roß sattelte, sich
auf seinen Rücken schwang und vor des Pförtners Haus sprengte. Dort
setzte er ab, riß die Thüre auf und rüttelte die alte Kloantza, die sich, nach-
dem Scbastianu sich mit dem vollgepackten Proviantwagen entfernt, wieder
hingelegt hatte, mit wildem Rufen ans dem Schlaf.

„Wo ist die Griechin?“ rief er und zerrte die Alte zur Hinteren Thür.
„Gott uud die Heiligen feien mir gnädig!“ schrie Kloantza, „hier liegt
sie, auf diefer Bank, ... an der Mauer . . . mir gegenüber!“

Ter Türke tappte im Finstern nach der Bank.

„Bei Allah! Du lügst, Weib! hier liegt Niemand!“

Florian« war erschreckt aus ihrem Speicher heruntergeklettert.

„Macht Licht! Verfluchtes Weibervolk!“ fchrie der Türke, und als er
endlich hell sah, durchstöberte er wetternd «nd lärmend das kleine Haus,
alle Schränke, alle Winkel durchforschend: — aber umsonst! Eurikleia war
verschwunden!

Äurikleia, <8^

„Wo ist sie? Ihr müht es wissen?“

„Wo wird sie sein?“ erwiderte Florian«, dem Türken mit der ihr eigenen Unverschämtheit in'Z Auge blickend; „bei ihrem Liebsten wird sie sein!“

Demir Keran stutzte einen Augenblick, dann fragte er kurz:

„Ilin? . . . oder der Franke?“

„Ei was! soll ich das Alles wissen?“ fuhr ihn die Walachin an; „siehe Du selbst nach, wenn Dir daran gelegen ist, es zu erfahren! . . . Sie sind ja Beide zur Jagd ! . . . Frage sie selbst und laß uns dumme Weiber schlafen!“

Der Türke antwortete nicht. Nach kurzem Bedenken trat er, ohne die Frauen eines weiteren Wortes zu würdigen, ins Freie, schwang sich in den Sattel und sprengte zum Klosterthore hinaus.

Im Osten fing der Himmel an sich zu röthen, als Werner auf dem vorspringenden Felsen, den ihm Sebastian» angewiesen hatte, Posto faßte. Noch war Alles dunkel um ihn her, in dem grauen Zwielichte badend, das dem Sonnenaufgang vorangeht, lag die Nacht wie erstarrt. Werner sah sich un>; zwei Pfade mündeten, aus dem entgegengesetzten Thale sich heraufwindend, an der Stelle, wo er stand, und die, wie es der Pförtner versichert hatte, die vorzüglichste von Allen war, da auch der unbewandertste Schütze hier zum Schusse kommen müßte. Auf der anderen Seite fiel der Fels, dicht mit Sträuchern und kleinen Bäumen umwuchert, steil in den Wald hinunter, der sich zwischen den weiten Bergeshöhen und dem Kloster hinzog.

Werner hatte sich schnell ans seinen Träumen herausgearbeitet. Vor dem scharfen Hauche des Morgenwindes waren die nächtlichen Gespenster zerstoßen, — nicht jedoch ohne in seinem Heizen jene seltsame, verschämte Reue zu hinterlassen, die schon mitten durch die Scherze und Witze seiner Gefährten leise, leise in seinem Tiesinnersten sich geregt hatte; und wie eine Sehnsucht wandelte es ihn an, hier oben, in der weiten Bcrgcseinsamkeit,— wie ein still verstoßenes Hoffen!

Die Gipfel fingen an, sich im Glänze der, für die Jäger noch nicht sichtbaren, Sonne zu röthen; schon funkelten die höchsten Felszinnen im goldenen, fröhlichen Lichte; dann zog es langsam von Fels zu Fels, von den nackten Höhen zu den tiefer liegenden, bewaldeten Bcrgeszügen, durch die Zweige sich hineinwindend in die dichten Laubgänge, und ungeahnte Tiefen dort mit plötzlichem Feuer erfüllend, die schöne Rundung der wellenförmig sich ablagernden Hügel, wie mit einem leichten, hellen Hauche hinuntergleitend, und überall, auf Felsen, auf Bäumen, auf Straucheln, auf Gräsern, alle Perlen des Thaues hervorblitzen lassend, in tausendfach zurückgeworfenem Funkeln. Endlich stieg die Sonne auch für die Jäger über den Horizont, und wie von lebendigem, flüssigem, alles durchdringenden! Lichte sah sich Werner, auf seinem Felsvorsprung, umringt, umflossen, umweht. Ein unabsehbares Meer von Nebeln und tieferliegenden Wolkenzügen dehnte sich zwischen den Bergen und dem

^82 21. Lchneegans in Messina.

Horizonte aus; wie glitzernde Sterninseln traten die Kuppeln von Isattcha aus dem wogenden Grau hervor; — dort war es, so sang es leise in des Jünglings Herz, dort war es, wo dir EuriNeia zum ersten Male erschien. — dort, wo ihre Hand die deine gedrückt, — dort, wo ihr Auge auf dir geruht, als fordere sie dich auf, ihr deine Liebe zuzuwenden, — dort . . .

Ein Rascheln in dem Gebüsche, hinter dem Fels, zog ihn aus seinen Träumen; — schnell griff er zur Büchse; — vor ihm stand EuriNeia! Ohne von irgend Jemand bemerkt zu werden, hatte sich das Mädchen, nachdem der alte Sebastian« mit den provianttragenden Knechten sich entfernt hatte, aus dem Hause gestohlen, und war zu dem Felsen, der von dem Pförtner dem jungen Secretär als Posten angewiesen worden war, hinaufgeklettert. Sie legte sich selber nicht Rechenschaft ab von dem Gefühle, das sie zu Werner hinzog: sie wollte ihn noch sprechen, ihm für seine Hilfe danken, — Abschied von ihm nehmen, — zugleich aber drängte sie es auch, ihm, und zwar ihm allein und weit von allen Menschen, ihre Handlungsweise zu erklären, ihm zu sagen . . . Was aber würde sie ihm sagen? und war nicht, ohne daß sie es ahnte, ohne daß sie es sich zu gestehen wagte, war nicht auch in ihrem Herzen ein verstecktes Eckchen, wo der Gedanke spukete, es konnten sich die Geschicke doch noch anders wenden? Sie hatte dort oben, zwischen den Felsen gewartet, bis die Stimmen der Jäger im Walde verhallten, dann war sie hervorgetreten . . . Und wie Werner das schöne Mädchen im Sonnenglanz so vor sich stehen sah, wie ihre feine Gestalt hell und leuchtend auf dem grauen Woltenhintergrunde strahlte, wie sie ihren Blick auf ihn heftete — l» loderte es wie eine Gluth durch seine Seele und seine Sinne! da brachen seine Nachtphantilsien tobend wieder hervor! da war im Nu Alles vergessen, der Abt, und Ilia, und sein Versprechen!

Sie hatte ihn aufgesucht! . . . Sie war ihm, in der Nacht, auf unwegsamem Pfaden, nachgeklettert! . . . Sie liebte ihn!

„Euritleia!“ rief er, und er stürzte auf sie hin, sie zu fassen, sie an seine Brust zu drücken, sie die Seinige zu nennen.

Aber mit schnellem Sprunge schwang sich Euritleia auf den Felsblock, und, die Hand bittend zu ihm hinunteistreckend, sprach sie:

„Fasse mich nicht an!“ — und ihre Stinimc zitterte, und Leichenblässc überzog ihr Gesicht, als sie, die Hände faltend, leise hinzufügte: „Wenn Tu Euritleia liebst — wenn Tu sie nicht ansiehst, wie das erste, beste Mädchen, nit dem die Männer ihr Spiel treiben, wenn Tu derjenige bist, für den ich Dich gehalten ... der Du in Isaktscha warst . . . vor Popovitschs Haus . . . als Tu gelobtest, mich . . . und Ilia zu schützen!“ . . .

„Auch Ilia?“ stammelte Werner, und es senkte sich wie ein schwarzer Schleier vor seine Augen, und in wüthendem Aufruhr erbebte sein Herz; — er sprang auf den Felsen, und das Mädchen krampfhaft in seine Arme fassend, wiederholte er:

„Auch Ilia?“

«Lulilleia. ^82

Euritleia aber nahm seine Hände in die ihrigen; er fühlte, wie sie zitterten; er sah, wie sie nach Fassung rang; er hörte das Pochen ihres Herzens — und, halb liebkosend, halb befehlend, lüfte sie seinen Arm, der sich um ihre Hüften gelegt hatte, und sich plötzlich losreißen, sagte sie: „Ich beschwöre Dich! . . . Höre mich an! . . . Keinen Schritt weiter! Oder . . . ich schwöre es! . . . Hier stürze ich mich hinunter! Der Ton, in welchem diese Worte gesprochen wurden, war so entschlossen, Eurilleias Stimme klang so hart, so metallfest, daß Werner betroffen einen Schritt zurückwich. Er kannte diese Stimme, er kannte diesen Ton! So hatte sie gesprochen, als der Türke auf sie losstürmte, als sie die Peitsche auf ihn erhob, — und doch klang wieder etwas so Weiches dazwischen, und durch die blitzenden Augen zog ein so sanftes Leuchten.

„Euritleia!“ rief er, „was beginnst Du? . . . Welche Sprache? . . . Gestein . . .!“

„Gestein? . . . Ja, gestern warst Du mein Beschützer! Du hattest mir versprochen, meine Ehre, mich . . . und meinen Bräutigam zu verteidigen! Hast Du es vergessen?“

„Und Du? Haft Du Deinen Kuß vergessen? den Kuß, den Du mir nicht wehrtest? den Kuß, den Du mir gabst? hast Du ihn vergessen? Euritleia, ich liebe Dich! . . . und ich . . .!“

„Ich war ein schwaches Mädchen! Willst Du mich anhören? . . . aber so! . . . nicht näher! . . . bleibe dort, wo Du stehst!“

„Ich höre! Sprich! Ich liebe Dich von ganzem Herzen . . . und ich will es Dir sagen, hier, in dieser Einsamkeit! hier, unter Gottes freiem Himmel!“

Sie hatte die Augen zur Erde gesenkt; ein schwerer Kampf tobte in ihrem Busen; sie sah den Jüngling wieder an:

„Du liebst mich? In, ich zweifle nicht an Deinen, Worte, — aber ...“

„Aber?“

„Wärst Du bereit, diese Worte zu wiederholen, nicht hier, unter Gottes freiem Himmel, — sondern drüben . . . dort, in der großen Stadt, — in dem Tempel Gottes! . . . nicht hier, in dieser Einsamkeit, sondern vor den Menschen, vor Deinen Freunden, vor Deiner Mutter, — und mich heimzuführen, an Deinen Herd, als Deine treue und rechtmäßige Gattin, vor Gott und vor der Welt? . . . T» schweigst?“

Ihre Stimme stockte. Er schaute sie an und sein Auge blieb auf dem ihrigen hangen, auf dem tiefen, holden, traurigen Blick, der so mild und so kräftig zumal in sein Herz sich senkte, — und es ward ihm, als löse sich sein ganzes Wesen auf, wie heute früh, als die Morgenluft seine heißen Schläfen umwehte und die Phantasieen der Nacht verscheuchte. Und, wie unter einem inneren Vorwurf sich beugend, flüsterte er:

„Verzeihe mir, Euritleia!“

^8H - A. 5ch»eegan3 in Mcssina.

Ihr Mund bebte i dies Wort hatte sie erwartet, — und doch durchfuhr es sie, wie wenn Etwas in der tiefsten Tiefe ihrer Seele gebrochen wäre. „Ich verzeihe Dir! — Du hattest mich mißkannt! . . . aber willst Du mir die Hand reichen, willst Tu mein Beschützer sei», mein bester Freund? willst Tu . . ."

Sie unterbrach sich plötzlich. Ein Schuß fruchte im Wald. Tas Rufen der Bauern, welche das fliehende Wild gegen die Jäger trieben, erscholl ganz in der Nähe. In dein Gebüsch, über dem Wege, raschelte es wirr durcheinander, und ein Rudel gehetzter Rehe stürzte heran.

„Schieße!" rief Eurikleia, „sie stürzen auf die Felsen!" Und ehe Werner es sich versah, hatte sie ihm seine Büchse aus der Hand gerissen, angelegt, losgeschossen, . . . neben den Beiden tobte die wilde Schaar über die Felsen; ... als der Pulverdamvf verflogen, lag ein mächtiger Rehbock dicht vor Werners Füßen.

Aus dem Walde klangen Stimmen.

„Der Secretär hat geschossen!" rief ganz in der Nähe der alte Sebastian».

Mit heftiger Geberde drückte Eurilleia ihre Lippen auf Werners Hand.

„Lebe wohl! . . . Hier darf mich Keiner sehen! . . . Folge mir nicht. ..

Ich kenne die Wege!"

Und, leicht wie ein Vogel, schwang sie sich über den Felsen, und mit kräftiger Hand sich an den Stiaüchcrn und in den Stcinrihen festhaltend, ließ fie sich auf der anderen Seite in die Tiefe gleiten und verschwand im Dickicht.

Die flüchtigen Rehe hatten einen Weg durch das niedere Gehölz gebahnt, Eurikleia folgte ihnen. Sie wollte jetzt in das Kloster zurück und. uuter des Abtes Schutze, auf Iliä warten. Von oben her hörte sie das Ruft» der Jäger: „Tort unten fliehen sie! Schneidet ihnen den Weg zu dm Bergen ab! Drauf und dran!" Einige Schüsse fielen. Es wurde aufs Gerathcwohl den Rehen nachgefeuert, wo man von Weitem, an dem Brechen der Aeste, die Richtung der fliehenden Thicre wahrnehmen konnte. Eurikleia warf sich in's Gebüsch; konnte sich doch eine Kugel auch auf sie, die auch ein flüchtiges Reh war, verirren! . . Durch die Baume erkannte sie den Weg, der vom Kloster in die Berge suhlte . . . Plötzlich erscholl eine Stimme neben ihr, die ihr ein gebieterisches Halt! zurief. Sie schaute sich um . . . Bor ihr, hoch zu Rosse, stcmd Demir Kcran.

„Halt! oder, bei Allah! ich schieße Dich nieder!" schrie der Türke, und ehe sie sich zur Wehr setzen tonnte, hatte er sie erfaßt, aufs Pferd gezogen, und seinen aufgc lösten Turban wie einen Knebel um ihren Mund gewunden. Mit wilder Wuth faßte das Mädchen den Türken. Eine Hand halte sie frei; die andere hielt Demir Keran fest. Er hatte den Zaum zwischen die Zähne genommen, und mit der Rechten erwehrte er sich des Mädchens.

Lurikcia. ^85

„Bei Allah!“ lachte er höhnisch; „mit einem Weibe wird Demir Keran doch noch fertig werden!“

Und seine nervige Faust drückte Enrikleias Hand zusammen, daß ihr die Sinne vergingen. Und dem Roß die Sporen in die Weichen drückend, flog er durch den Wald, der Ebene zu.

VIII.

Die Jäger blieben noch lange auf dem Felsvorsprung versammelt und verfolgten mit den Augen ihre Gefährten, die in die Tiefe geklettert waren und als richtige, unerfahrene Sonntagsjäger, den Rehen unten im Walde nachsetzten. Einzelne Schüsse sielen dort. Man hörte, wie sich die im Gebüsche Zerstreuten zuriefen, wie sie die Fährte suchten, verloren, wieder fanden. Eine Viertelstunde mochte wohl verflossen sein, als Iliä, den Pfad, der von dem höheren, weiter rechts liegenden Vcrgesrückcn auf das kleine Felsplateau führte, langsam und beschwerlich heruntersteigend, zu den Jägern trat. Auf den Schultern trug er einen Rehbock. Die hellen Schweißtropfen liefen ihm von der Stirne.

„Zum Teufel, Iliä! Wie bist Du außer Athem!“ rief ihm der Afrikaner zu, der ihn zuerst erblickt hatte,

„Glaubst Du denn, daß diese Bürde so leicht sei?“ erwiderte Iliä, indem er den Rehbock nitten unter die bewundernden Jäger warf.

„Wo hast Du den erlegt?“ fragte, den Bulgaren seitwärts anblickend, Sebastian».

„Tort oben,“ antwortete Iliä, und er zeigte ans den Bergesrückcn, der sich rechts von den Kloster, in der entgegengesetzten Richtung des unten gegen die Ebene sich hinziehenden Waldes erhob; „ich brauche Eure Treiber und Bauern nicht, um zum Schusse zu kommen! Willst Du den Platz kennen, wo die Rehe grasen, so kann ich ihn Dir weisen!“

Der alte Sebastian« drehte ihm, ohne zu antworten, den Rücken. Iliä aber trat auf Werner los, und mit einer seltsamen, gegen sein früheres Benehmen abstechenden Freundlichkeit reichte er ihm die Hand.

„Ich weiß jetzt, daß Du mein . . . daß Du unser Freund bist!“

„Wie weißt Du dies jetzt?“ fragte verwundert der Secretcir.

„Eurikleia sagte es mir.“

„Hast Du Eurikleia jetzt gesprochen?“

Iliä sah ihm einen Augenblick scharf in's Auge.

„Wie sollte ich die jetzt gesprochen haben?“ erwiderte er. „Eurikleia wird doch hoffentlich nicht in den Wäldern herumstreifen, wenn die Sonne kaum aufgegangen ist! . . . Ich sah sie gestern Abend!“

Werner stutzte. Es befremdete ihn, daß Eurikleia den Bulgaren gestern Abend von ihrer Freundschaft unterhalten tonnte — die erst heute Morgen geschlossen worden war. Er war auf dem Punkte, an Iliä die Frage zu richten, was ihm denn Eurikleia gestern habe sagen können, — als ein wirres

^36 A. 2ch»eegan3 in Mcssina.

Rufen von dem Walde Heiauf drang. Mit verstörtem Antlitz trat einer der Jäger, welche den Rehen im unteren Walde nachgesetzt hatten, aus dem Gebüsch und rief seinen Freunden zu, sie möchten um Gottes Willen schnell hernbkommen, ein entsetzliches Unglück hätte sich ereignet.

„Heiliger Himmel!“ schrie der alte Sebastian«; „sie haben einen Treiber erschossen! und auf mich wird die Schuld fallen!“

Im Nu waren sie unten und folgten in wildem Laufe dem Jäger.

Eine Strecke vor dem Felsenvorsprung, da, wo der Waldweg in die Ebene mündete, lag Demir Keran neben seinem Rosse auf der Erde. Das Pferd stand, mit dem Kopse nach der Ebene zugewendet. Es hatte sich nicht von der Stelle gerührt, wo der Reiter, zu Tode getroffen, aus dem Sattel geglitten war. Ter Knwaffe lag auf dem Rücken, dm linken Fuß noch im Steigbügel. Der aufgerollte Turban hing über den Sattel herunter. Des Türken Hand war krampfhaft auf die rechte Seite seiner Brust gedrückt. Zwischen den Fingern quoll das Blut hervor. Demir Keran war todt.

Sprachlos umstanden die Jäger den Leichnam.

„Hier werden die Rehe durchgebrochen sein,“ sagte endlich einer von ihnen indem er auf das zerknitterte Gras und Gebüsch zeigte; — „wir haben drauf geschossen; — und den Türken hat's getroffen!“

„Was hatte er auch hier zu suchen!“ rief Sebastian«, dem es bangte, daß man ihm, als dem Anführer der Jagd, die Verantwortlichkeit für dies Unglück aufbürden möchte; — „ich hatte doch Alle — ich hatte noch im letzten Augenblicke auch Ilia gewarnt, fih nicht in die Schußlinie zu begeben!“

Ilill stand hinter den Andern.

„Jetzt ist keine Zeit mehr, das Wenn und das Aber zu besprechen.“

erwiderte er kurz; — „der Türke ist todt — bringen wir ihn in's Kloster.“

Einige Jäger hoben den Leichnam auf, und, ohne daß ein Wort weiter gesprochen wurde, bewegte sich der Zug zu dem Kloster hin.

Der Ingenieur war mit Werner einige Schritte zurückgeblieben.

Leise sprach er zu seinem Nachbar:

„Vorn, auf der rechten Seite, ist die Wunde! — von hinten und von links fielen die Schüsse!“

Werner antwortete nicht. Er warf ihm einen bedeutungsvollen Blick zu.

„Wenn der Bulgare nicht oben, bei uns, gewesen wäre,“ . . . fügte

der Andere, ohne seinen Gedanken zu Ende zu führen, hinzu.

Ter Eecretiir ließ sein Auge über die Gebüsche zu dem Felsen gleiten, der, von diesen, Punkte aus gesehen, nur in geringer Entfernung von dem Sch auplatze des Unglücks lag, da der untere Wald sich in weitem Bogen um den Bergcvorsprung dehnte. Nur wenige Minuten brauchte ein rüstiger Bergsteiger, um von dieser Stelle den Felsvorsprung zu erreichen, und wohl eine Viertelstunde war es schon, daß die Rehe hier durchgebrochen waren, und daß der tödtliche Schuß den Türken getroffen hatte.

Lüllslein. 58?

Werners Lippen bewegten sich, als wolle er dem Ingenieur antworten. Er drängte aber die Worte zurück, und seinem Freunde die Hand auf den Arm legend, sagte er:

„Wir haben nichts gesehen . . . und unsere Gedanken behalten wir für uns!“

Als Werner, von einigen seiner Gefährten begleitet, dem Abte die Kunde des traurigen Unfalls überbrachte, fanden sie Euritleia in des würdigen Mannes Zelle. Kyrillos schien höchst bestürzt von der Nachricht, die ihm die Europäer brachten. Er wußte aber schnell Bescheid und gab mit einer solchen Geistesgegenwart und Klarheit die Maßregeln an, die zu ergreifen seien, um weiteren, für das Kloster, wie für die Bauern gefährlichen Folgen vorzubeugen, daß man fast hätte glauben tonnen, er sei in diesem Augenblicke von dieser Nachricht nicht überrascht worden, und er habe schon Zeit gehabt, sich auf seine Antwort vorzubereiten. Stünde er nicht persönlich, meinte er, auf einem so freundschaftlichen Fuße mit dem Pascha, so würde ein solches Ereigniß, wenn es gleich einem unglücklichen Zufall und auch der unbegreiflichen Unvorsichtigkeit des Kawassen zuzuschreiben sei, für das Kloster und für dessen Insassen von der schwersten Tragweite sein; die Türken seien unerbittlich, wenn Einem der Ihren in diesem Lande ein Leid zugefügt würde; er wolle sich sofort hinsetzen und an den Pascha schreiben; der Brief aber müsse von Einigen der Jäger, und zwar von den«jenigen, die sich direct bei dem Unfall betheiligt glaubten, nach Isaltcha getragen und persönlich überreicht werden; ihr Charakter als Fremde, als Mitglieder der europäischen Donaucommission, als Freunde des Paschas von Galatz, würde sie vor aller Unbill beschützen, und sie tonnten, um den etwaigen Nachstellungen der im Lande ansässigen Mohamedaner zu entgehen von Isattschl direct mit dem Dampfbboot nach Galatz fahren; was die Andern anbetreffe, so rathe er ihnen, sobald als möglich heute noch, mit Ilia's Wagen an die Donau zu fahren, und sich von den Fischern übersetzen zu lassen.

„Ich fahre mit!“ rief Euritleia, die bis dahin stumm und abgewendet zugehört hatte. Sie war aufgesprungen, und, dem Secretar einen siehenden und befehlenden Blick zuwerfend, als wollte sie ihm sein Versprechen in's Gedachtniß rufen, erfaßte sie mit leidenschaftlicher Geberde Ilia's Hand.

„Nehmt sie mit Euch!“ sagte Kyrillos, indem er zu Werner hintrat und ihn bedeutungsvoll anblickte; „ihres Bleibens ist nicht mehr in diesem Lande! — Und Ilm Michlllovitsch wird seine Braut nicht verlassen! — Drüben in der großen Donaustadt wird mein Schutz Euch begleiten!“

Die Beiden sanken vor dem Abte ins Knie. Er legte segnend die Hand auf ihr Haupt. Euritleia war blaß. Tief in den Höhlen funtelten ihre Augen mit unheimlichem Glänze. Die Jäger bemerkten an ihrem Halse einen dnntelrothen Streifen, der sich, wie eine Quetschung, quer über

^88 ^— A, Schneegans in Messina. ^

ihr Gesicht und ihren Mund zog; ihre rechte Hand war über dem Knöchel angeschwollen; ihre Kleider waren an den Armen und über der Brust zerrissen. Nie Jäger, denen Demir Kerans Tod alle Lust benommen hatte, länger hier zu verweilen, beeilten sich, des Abtes Rat!) zu befolgen. Diejenigen unter ihnen, die sich als die unschuldigen Urheber des Unglücks bekennen zu müssen glaubten, traten mit einem Schreiben von Kyrillos die Reise nach Isaltscha an. Der Afrikaner, der allein der türkischen Sprache mächtig war, erklärte sich bereit, sie zu begleiten.

Als Werner und der Ingenieur, mit den Anderen, den Wagen bestiegen, auf welchem schon Iliä und Eurikleia Platz genommen hatten, trat der Abt, von seinen Mönchen gefolgt, um Abschied von ihnen zu nehmen, an sie heran. In seiner wohlwollenden Weise wünschte er ihnen eine glückliche Rückfahrt und gab der Freude Ausdruck, sie, und besonders den jungen Secretär, den er in dieser kurzen Zeit liebgewonnen zu haben erklärte, unter seinem Dache bewirthen zu haben. Dann wandte er sich zu Eurikleia, und, das holde Mädchen in seine Arme schließend, sprach er:

„Eurikleia! ... um Dich! . . . aber auch um Deinen Bräutigam zu retten, . . . haben Deine Freunde heute viel . . . sehr viel gethan! . . .

Bleibe treu denen, die Dich so sehr geliebt!“

Und, mit vor innerer Bewegung ungewöhnlich zitternder Hand reichte er ihr eine Rose, die duftende Moosrose seines Wintergartens, vor der er gestern mit dem Jüngling bewundernd gestanden. Dann wandte er sich zu Iliä, sah ihn einen Augenblick an, reichte ihm langsam, und ohne ein Wort zu sprechen, die Hand; — noch einmal winkte er ihnen seinen Abschiedsgruß zu und kehrte in sein Kloster zurück.

Die Fahrt ging rasch von bannen. Es wurden zwischen den Reisenden nur wenige Worte gewechselt. Eine gedrückte Stimmung hatte sich auf sie gelagert.

Iliä trieb die Pferde zu immer schnellerem Traben an». Er sprach kein Wort; aber aus der abwechselnden Röthe und Blässe, die über seine Züge flog, konnte man schließen, daß eine heftige Gemüthsbewegung in seinem Innern tobte. Es lag, seit diesem Morgen, etwas Unheimliches in seinem Wesen.

Plötzlich fühlte Werner, wie Eurilcias Hand sich auf die seinige legte.

Er hatte es vermieden, nüt ihr zu sprechen, sie zu berühren. Nachdem er seine Leidenschaft mit Gewalt niedergekämpft, wollte er sich der Wiederkehr dieses betäubenden, so schmerz- und doch so freudvollen Rausches nicht wieder anssetzen. Er zuckte zusammen,

„Freund,“ sagte das Mädchen, „Du warst mir gut! — Tu bist es noch! — ich weiß es; — und ich werde es nie vergessen! — Das Wort, das Du mir gegeben, hast Du treu gehalten! — Meine . . . Freundschaft habe ich Dir gelobt! — und mein Wort werde ich halten, wie Du! Als Pfand nimm diese Blume!“ — sie reichte ihm die Moosrose hin, und wie

^ Turifleia. ^89

er sie zu ergreifen zauderte, drückte sie ihm dieselbe mit wilder Kraft in die Hand:

„Nimm sie, zum Andenken! . . . und zum ewigen Dante!“

Ilia hatte sich langsam zu ihnen herübergewendet.

„So blicke doch nicht, als wolltest Du Deinen zweiten Sch...“

Sie unterbrach sich, wie erschreckt ob der Worte, die sich auf ihre Lippen verirrt hatten.

Ilia reichte dem Jüngling die Hand.

„Du Haft uns geholfen!“ sprach er leise. „Sie hat mir Alles gesagt —

nicht gestern!“ fügte er scharf betonend hinzu, — „heute früh!“

Die Hand war kalt, ihr Druck seltsam fest und hart. Es fröstelte

Werner, als sie die seine berührte.

Der Wagen war am Ufer der Donau angelangt. Schon senkte sich die Nacht auf die weite, leere, nebeldurchzogene Ebene. Einige Fischer, die hier ihre Hütten hatten, und die den Vulgaren kannten, waren bereit, die späten Reisenden an das andere Ufer überzusetzen.

„Ich lasse Wagen und Pferde hier/“ fugte Ilia zu ihnen, als er mit Eurikleia in den Nachen sprang: „wenn einer von Euch nach Longavitz fährt, so mag er sich ihrer bedienen.“

Das Boot stieß ab und fuhr langsam in die Nacht hinein.

Tiefe Finsternis; lag auf dem Hafen, als sie landeten. Sie stiegen aus.

„Habt Dank! Freunde!“ sagte Ilia, „wir sehen uns wieder!“

Er wandte sich zu den schwarzfluthenden Wellen um; sein Auge suchte das andere Ufer, wo die Wachtfeuer der Türken, wie rothe Sterne, blitzten.

„Seid verflucht!“ murmelte er vor sich hin; — „der Tag wird kommen, wo Euch Alle Dcmir Kernns Loos erwartet!“

Dann stieg er mit raschem Schritt, den Anderen voran, zur Stadt hinauf.

Eurikleia folgte ihm. Werner ging neben ihr.

„Eurikleia,“ sprach er leise, „Du weißt wohl mehr als wir über des Türken Tod!“

Sie blieb stehen, sah ihn einen Augenblick scharf und forschend an; dann antwortete sie kurz:

„Ja!“

„Er?“ . . . und Werners Auge deutete auf den Bulgaren.

Eine kleine Secunde wartete sie wieder, dann sagte sie, wie das erste Mal:

„Ja!“

Und, in plötzlich auflodernder Heftigkeit, des Jünglings Hand ergreifend fügte sie mit zornbebender Stimme hinzu:

„Hättest Du anders gehandelt? ... Ich lag auf Demir Kerans

Pferde! ... Er sprengte mit mir davon! — Ich war in seiner Gewalt! —

Ilia sah ihn reiten! — Er hat ihn vom Pferde hcruntcrgeschossen!“

Sie hielt einen Augenblick inne; dann:

Nord i üb Tild, XXV, 74. . 13

IHO A. 3 chneega IIS in Messina.

„So will Euritleia beschuht »Verden! — Und so hat er Euritleia wieder erobert!“

Ilici siedelte sich mit Euritleia in der Mhe von Galatz an. Aus dem Erlös seiner Güter, die ihm von dem Kloster abgekauft wurden, richtete er sich ein ergiebiges Landwesen ein. Sein Haus wurde bald der Sammelplatz der bulgarischen Emigration.

Nie Gesellschaft, die Iliä und seine Frau in Isaltscha und in Äotosch leimen gelernt hatte, verkehrte viel bei ihm, besonders aber Werner, der seine Neigung zu der immer reizender und schöner sich entwickelnden Griechin oft in allen möglichen Angelegenheiten und unter den verschiedensten Vorwänden in Michlllovitschs Haus führte. Ter Ingenieur pflegte darüber in seiner ironischen Weise zu sagen:

„Wäre ich Iliä, den Werner würde ich mir nicht zum Hausfreund erwählt haben, von wegen eines gewissen Kusses und einer gewissen Moosrose! Und wäre ich Werner, nach dieser Freundschaft würde ich man trachten — vou wegen der Unfälle, die denjenigen passiren können, die sich in eine Schußlinie, zwischen fliehende Rchböckc, verirren!“

Das Alte in Kairo und in der arabischen
Kultur seiner Bewohner.

von

Georg Thiersch.

— Leipzig, —

So mir die Aufforderung zugeht, den Lesern dieses Blattes von
Kairo zu erzählen, hab' ich lange gezögert, bevor ich eine zu-
sagende Antwort ertheilte, denn wie viel ist gerade in jüngster
Zeit über die Khalifenstadt geschrieben worden, und wer hätte sie
und ihre berühmtesten Denkmäler nicht in Bildern oder Photographien
gesehen? Aber gerade die Erwägung, daß Kairo etwas allen Gebildeten
Bekanntes ist, hat mich schließlich bestimmt, diese Zeilen zuschreiben, denn
diejenigen Objecte eignen sich doch wohl am besten für eine populäre Dar-
stellung in des Wortes höherer Bedeutung, von denen man erwarten darf,
daß sie Jedem vertraut und doch nur wenigen gründlich bekannt sind. Auch
glaube ich für meine Betrachtungen einen neuen nicht ungünstigen Gesichts-
punkt gefunden zu haben. Es wird meine Aufgabe sein, Kairo als Pflanz-
stätte der arabischen Cultur zu betrachten und hier überall unter dem Neuen
nach dem Alten und Aeltesten zu suchen. Den wunderbaren Reiz dieser
einzigen Stadt zu preisen, ist nicht meine Aufgabe. Sie, der köstliche
Diamant am Griff des grünen Deltafächels, ist von Morgen- und Abend-
ländern in Liedern und schwungvoller Prosa gefeiert worden. Der lebens-
würdige Dichter Bekka ed — dann Zaker, welcher als Secretär des Sultans
Melik Ismael, eines Großneffen Saladins, am Hofe zu Kairo lebte, ist
nicht müde geworden, den Reiz dieses Ortes, die Macht seines Fürsten, die
Schönheit seiner Frauen, die entzückende Milde seiner Nächte, in denen so
süße Träumereien das Herz des Dichters bestrickten, wenn er allein ist, und
die er so gern mit heiteren Freunden bei Gartenfesten, Nilfahrten und Zech-
gelagen durchjubelt, in begeisterten Versen zu feiern. Zu den Märchen der
13»

^92 Georg Ebers in Leipzig.

Tausend und eine Nacht wird so mancher Wohnplatz sterblicher Menschen durch die verklärende Kraft der Phantasie des Erzählers in eine Stätte umgewandelt, welche überirdischer Glanz und unfehlbare Herrlichkeit umgiebt, aber unter all diesen Perlen glänzt keine mit reinerem Wasser, wirbt keine für edler und schöner gehalten als Kairo. Da ruft der Aelteste unter den Anwesenden, d. h. derjenige, welcher am Meisten gesehen, und dessen Urtheil die vollste Gültigkeit hat, begeistert aus: „Wer die Stadt Kairo nicht gesehen, hat die Welt nicht gesehen! Ihre Erde ist Gold, ihre Wälder sind ein Zauber und der Nil ist ein Wunder!“ In der folgenden Nacht preist Scheherezade die Reize der Pyramidenstadt also: „Was ist gegen den Anblick dieser Städte die Wonne, seiner Geliebten entgegen zu schauen! Wer sie gesehen, gesteht, daß es für das Auge keinen höheren Genuß giebt, und denkt Jemand an die Nacht, in der der Nil die gewünschte Höhe erreicht, so giebt er den Pokal voll Rebensaft dem zurück, welcher ihn überreicht, und er läßt das Wasser wieder zu seiner Quelle fließen. Das will sagen: Er mag nichts anderes mehr.

Und für Diejenigen, welche diese Märchen aufzeichneten, ist Kairo kein Traumbild, keine unerreichbare Insel der Glückseligen, kein fernes Golcondo gewesen, denn es unterliegt kaum einem Zweifel, daß hier — gerade hier, und zwar zur Zeit des Mamluken«Sultans el-Ghuri der Märchenschatz der Muslimischen Welt, welcher in einzelnen Goldstücken seit Jahrhunderten von Einem zum Anderen, von Volk zu Volk wandert, gesammelt und in diejenigen Formen umgeprägt worden ist, in denen sie gegenwärtig allen Völkern der Erde bekannt sind.

Gott hat dem Schreiber dieser Zeilen die Gunst erwiesen, ihn in die weite Welt zu schicken, ihn über Land und Meer fahren und vieler Menschen Städte und Länder sehen zu lassen, aber wenn er nun in Gedanken rückwärts wandert und das hinter ihm liegende Reich der Erinnerung durchschweift, begegnet ihm doch keine Stätte auf Erden, welche ihm anziehender erschien als Kairo.

Der Tourist, welcher unvorbereitet unter Führung eines Reiseunternehmers diese Stadt besucht, wird sich ihrem Zauber ebensowenig zu entziehen vermögen, wie der mit jeder Phase ihrer Entwicklung, mit jeder Regung ihres Lebens vertraute Gelehrte. Der Künstler geräth hier in Verwirrung gegenüber der Fülle der Stoffe und dem Reichthum der Farben, welche ihn rings umdrängen, und für den beschaulichen Träumer, den Zuschauer im Schauspiel des Lebens, gibt es keine günstigere Stelle als diese. Die Augen aufthun heißt neue Eindrücke empfangen, unheimlich lernen und angeregt von dieser bunten Gestaltenfülle, fühlt sich auch der Trägste gezwungen Umschau zu halten. Dem Forscher, dem es vergönnt ist, hier mit Händen zu greifen, was er als geistigen Besitz mit sich an den Nil geführt hatte, erwarten in Kairo noch ganz andere Genüsse. Für uns nordische Städter hat sich die Reise an den Nil schon gelohnt, wenn es

Äa5 Alte in Kairo. I,y5

»ms nur vergönnt war, an einem lichten Nintermorgen die reine würzige Luft der Wüste zu athmen, an einem schönen Abend von der Citadelle aus die Sonne hinter den Pyramiden untergehen und die Kuppeln und Minarets der Städte, umwallt von rosenrothen und violetten Aetherschleicrn gleißend und strahlend und sich dann mit dem dunllen Gewände der Nacht umhüllen zu sehen.

Wer hat Theil genommen an dem Volksgewimmel in der Musti und den Bazaren, wer die ehrwürdigsten Denkmäler ans der Pharaonenzeit auf sich einwirken lassen, die edlen Werke der muslemischen Vau- und Orna-«lentalkunst mit offenen Augen betrachtet, und den Entschluß nach Aegypten zu reisen bereut? Der Ruth nach Kairo zu pilgern ist ein guter Nath, und je eher man ihn befolgt, desto besser, denn die Khalifenstadt ist schon heute lange nicht mehr das, was sie vor einigen Lustren, als es uns zum ersten Mal vergönnt war sie zu besuchen, gewesen, und wenn ein weiteres Jahrzehnt und noch eins ins Land gegangen ist, wird von alledem, was ihm nun heute noch besonderen Reiz verleiht, ein Zug nach dem anderen verwischt und fortgcfeilt sein.

Je festeren Fuß abendländischer Einfluß in Aegypten faßte, desto fühlbarer macht sich hier die gleichmachende Kraft und der nüchterne Nützlich-
keitssinn unserer Cultur, Was unter uns organisch erwachsen ist, das wird unvermittelt in den fremden Voden verpflanzt und nimmt sich da gar sonderbar aus. Es wird dabei häufig nicht anders Verfahren als wollte man die Palmen am Nil ausrotten und an ihre Stelle Fichten und Aepfelbäume pflanzen. Die Widersinnigkeit vieler Neuerungen hat jeder empfunden, welcher früher in den engen Gassen Kairos im Schatten der Häuser einhergeschlendert und jetzt auf weiten Plätzen und in breiten Straßen schutzlos von den glühenden Pfeilen der Sonne des Südens getroffen wird; sie nimmt jeder Reisende mit Bedauern wahr, welcher früher die Reiter, Wagen, Kameele und Fußgänger wie einen vollen Strom in der Musti auf weichem Boden mit manchem Rufe und Schreie, aber ohne Gerassel, Gestampfe und Gepolter cm sich vorübergleiten fah und dem nun von dem glühenden Pflaster ein das Ohr zerreißendes Getöse von Rädern, Hufen und Schlitten das Wort vom Munde abschneidet. Die schattenspendenden Vretter und Galerien, welche on vielen Stellen diese Hauptverkehrsader der Stadt bedeckten, sind entfernt worden, weil sich ja in keiner abendländischen Metropole dergleichen findet. In den Wohnungen der wohlhabenden Aegypter verbrängen europäische Möbel die einheimische Ausstattung der Zimmer, welche so malerisch ist und deren Form den Sitten und Gewohnheiten der Muslimen den Ursprung verdankt. Man stelle sich einen bärtigen Turbanträger mit kreuzweise untergeschlagenen Beinen vor, welcher, statt auf dem breiten Divan auf einem Pariser oder Wiener Fauteuil hockt! Au den alten den klimatischen Verhältnissen Aegyptens und den den Eigentümlichkeiten der Muslimischen Familie so gut angepaßten Einrichtungen der Häuser und Wohnungen wird auch schon gerüttelt. Wer

IHH ^ Georg Lbers in leipzig. ^—

neu baut, will schnell und billig und ein wenig europäisch b. iuen, und d^ sie nur noch selten in Anspruch genommen wird, so geht cmch die wunder- volle Kunst der Steinschneiderei verloren, welche den Kenner an vielen alten Häusern entzückt. Die malerische ErkerverNeidung der Meschrebijen, welche mit ihren tausend fein gedrechselten Stäbchen wie ein hölzernes Spihengewebe den Frauen, ohne selbst gesehen zu werden, Alles was auf der Straße vor- geht, wahrzunehmen gestattet, wird vielfach durch europäische Jalousien ersem. Für schöne Exemplare der alten Vergitterung finden sich willige Käufer, und man tann ihnen oft genug in stilvoll eingerichteten Zimmern in Eng- land, Frankreich und Deutschland wieder begegnen. Das Gleiche gilt voa den mit Elfenbein, Perlmutter und verschiedenen Hölzern eingelegten Kurüz, Pulten, Schränken und Thüren. Nach Geräth aus guter Zeit fahnden die Kunst- und Antiquitätensammler mit Eifer. In meiner Bibliothek stehen zwei Illtarabische Krüge, welche der treffliche Maler orientalischer Landschaften und Architekturen, Frank Dillon in London, mit zwölf anderen in einem Oel- laden gefunden und billig gekauft hat. Ich sah eine amerikanische Familie ganze Ladungen von altarabischem Kunstgeräth in die neue Welt ervedireil und weiß, daß nicht weniger als siebzig schön gearbeitete Laternen (lani,z> aus einer der berühmtesten Moscheen unter der Hand an Reisende verlaun worden sind, Said Pascha, der Vorgänger des abgesetzten Khedive Ismael, kleidete sich selber in morgenländischer Weise, und so thaten es ihm denn auch seine Unterthanen nach: gegenwärtig ist diese leichte, weiche und für das Klima Aegyptens so wohl geeignete und dabei so kleidsame Tracht in V?r° ruf gekommen. Den Beamten ist es gradezu verboten sie zu tragen und nur die kleineren Bürger und Kaufleute mögen sich noch nicht von ihr trennen. Die abgestumpfte Kugel des Tarbusch, eine häßliche pharaonische Figur verdrängt den farbigen faltenreichen Turban, welcher ein würdevolle Ansehen verleiht und den geschorenen Kopf, wenn die Kühlung der Naäi schnell hereinbricht, vor Erkältung schützt. Ein schwerer einreihiger schwarzer Tuchrock mit steifem Kragen ist an Stelle der seidenen oder wollenen leichttn und schön gefärbten Kleider getreten. Wer es kann, verschmäht den bunten, bequemen Pantoffel, welcher sich im Hause und in der Moschee so schnell abstreifen ließ, und zwingt den Fuß in Lackstiefel, auf welche die Sonne brennt, und die sich nur mit Mühe abstreifen lassen. In dem Bazareu giebt es weit mehr leichte Goldwaaren aus Pforzheimer Fabriken, alö kunstvolle einheimische Handarbeiten, weit mehr Roben und anderes Zeug aus England und dem sächsischen Vogtland, als schöne arabische Gewebe zu sehen. Sheffield und Solingen haben Damaskus längst den Rang abgelaufen. Die Locomotive macht dem Roß, dem Kameel und Esel Concurrrenz, und bald wird eine Pferdebahn Kairo durchschneiden. Wie lange dauert es noch und auf dem billigen Boden der Wüste erheben sich Fabriken und verderben mit Kohlendunft die köstlichste Luft, welche heut zu athmen vergönnt ist, sc» bald man die Thore der Stadt verläßt. Gewiß ist es Recht der Hygieinc.

Das Alte in Kairo. — ^ 5Y5

welche in Europa so große Fortschritte zu verzeichnen hat, auch hier Rechnung zu tragen, aber was ist nicht Alles auf Kosten der Sanität in Kairo verrichtet worden! Ter Chediv Isma'el hat in der Demolirung ehrwürdiger Gebäude und alter Quartiere mit dem Präfecten Hausmann gewetteifert, und was hier gesündigt wurde, ward Alles auf Rechnung der Gesundheitspflege geschrieben.

Abscheulich, ja geradezu empörend ist die Unbill, welche den edelsten Werthen der arabischen Baukunst unter dem genannten Monarchen widerfahren ist. Die alten Architekten folgten der Regel, auf eine Lage von gelblichem Stein eine andere von Quadern in natürlicher zart röthlicher Farbe folgen zu lassen und erzielten dadurch eine prächtige Wirkung, denn dies Verfahren belebte die großen Flächen und nahm ihnen das eintönige Ansehen. Als die Einladungen zur Einweihung des Suezcanals erfolgten, gefielen dem Chedive die alten verwitterten Mauern nicht mehr, und so ließ er den Gästen zu Gefallen die Moscheen tünchen und sie, um die Idee der wechselnden Steinlagen nicht völlig Preis zu geben, in langen Streifen in roth und gelb bemalen. Aber wie wurden die Farben gewählt! Das Gelb ist das der Butterblume; das Roth das des frisch gebrannten Dachziegels. Es thut dem Auge und Herzen weh das Vajazzocostüm anzusehen, mit dem die würdigsten Kunstwerke angeputzt wurden sind. Und wie hat man diese von innen und außen verfallen lassen, wie barbarisch ist man vorgegangen, wo sich Restorationen, um der Gefahr des Zusammensturzes vorzubeugen, als unerläßlich erwiesen. Von einem liebevollen oder auch nur verständigen Anschluß an das Gegebene ist nirgends die Rede; mit empörender Pietätslosigkeit hat man die edelsten Ornamentstücke in Erz und Stein, welche beseitigt werden mußten, der Vernichtung preisgegeben und verkommen lassen. Diesen Ungeheuerlichkeiten sollte der Einfluß Englands einen Riegel vorschieben. Sie sind schon auf dem orientalischen Congreß zu London 1874 von dem hochgebildeten und besonders als Kenner orientalischer Münzen hervorragenden englischen Eonsul Nodgers gezeißelt worden, — und wie viel hat man demnach, wie ich aus einem anregenden Schriftchen Nhonss ersehe, seit meiner letzten Anwesenheit in Kairo gerade auf diesem Gebiete gesündigt!

Es giebt fast keine Moschee aus guter Zeit in der Khalifenstadt, von der man nicht sagen dürfte, daß sie baufällig sei.

Um gerecht zu sein, dürfen wir diesen beklagswerthen Umstand nicht ausschließlich der Nachlässigkeit der Regierung in die Schuhe schieben. Wir haben an einer anderen Stelle gezeigt, wie große Schuld an alledem die Sinnesart der Orientalen trägt. Was keinen Nutzen bringt, ist in ihren Augen werth, daß es zu Grunde gehe. Es mangelt ihnen dabei völlig das, was wir historischen Sinn nennen. Die Vergangenheit und ihre Werke haben geringen Reiz für sie. Gott giebt die Gegenwart, und was kommen soll, liegt in seiner Hand. Wenn ein edles Werk aus der Vorzeit gefällt.

^H6 Georg Lbers in leipzig.

so tröstet man sich mit dem Spruche des Lebid: „Wisse, o Seele daß Alles in der Welt, was außer Allah ist. hinfällig ist.“ Was aus der Pharaonenzeit stammt verachtet der muslimische Kaironer- es ist ihm in Bausch und Bogen Iculri oder heidnisch; wenn es von der Erde verschwindet, — um so besser! Leider sind auch die Architekten aus der Khalifenzeit mit an dem schnellen Verfall der Meisterwerke schuld, die sie geschaffen, denn die Sorglosigkeit mit der sie bauten, ist in vielen Fällen unverantwortlich und ganz geeignet, ihre Collegen« von heute mit Unwillen zu erfüllen. „Die Zeit spottet aller Dinge, aber die Pyramiden spotten der Zeit“, sagt ein arabisches Sprichwort. Man hat sie als Steinbrüche benutzt, und sie nur nicht in die Luft gesprengt, weil man Schaden für die Stadt von der Erplosion befürchtete, das Gesicht der großen Sphinx hat den Geschützen der Mamluten als Zielscheibe gedient, aber diese Wahrzeichen aus der Pharaonenzeit sind dennoch stehen geblieben und weiden ihren Platz behaupten, auch wenn Alles was in der edlen Metropole der Blüthenzeit des muslimischen Salons ehrwürdig durch Alter und Formenschönheit war, verwischt und zerstört sein und Kairo aussehen wird wie eine italienische Stadt an die sich elende Hütten schließen.

Der Vater überlebt den Sohn um Jahrtausende, denn wenn Kairo auch von Arabern gegründet ward so steht es doch nicht nur äußerlich, sondern innerlich im Rundschaffsverhältniß zu Memphis.

Die Geschichte der Gründung Kairos sammt den Anekdoten, welche sich an sie knüpfen, ist hundert Mal erzählt worden, aber es hat noch Niemand darzulegen versucht, wie abhängig viele Seiten seiner schnellen und glänzenden Entwicklung von der stark hellenisirten, aber trotz des Christenthums, zu dem sich seine Bewohner bekannten, immer noch an echt aegyptischen Elementen reichen Pyramidenstadt am andern Ufer des Nils gewesen sind. Ein Häuflein jener Muslimischen Helden, welche in frischer Begeisterung für ihren neuen Glauben, und ganz erfüllt von sittlichem Ernst und der Heiligkeit ihrer Mission Reich auf Reich niederwarfen, hat Aegypten im Fluge erobert. Freilich stand ihnen hier als mächtiger Bundesgenosse der Glaubenshaß bei, welcher die dem monophysitischen Schisma anhängenden nationalen Aegypter von den orthodoxen byzantinischen Machthabern trennte, und dieser Haß war so groß, daß es den Kopten erträglicher schien sich in die Abhängigkeit von Ungläubigen zu begeben, als sich von den andersgläubigen Griechen, welche ihrer Ra<,e ohnehin feiner standen als die arabischen Nachbarn, beherrschen zu lassen. Einer ihrer eigenen Scelenhirten, Bischof Benjamin von Alexandrien, trieb sie in ähnlicher Weise an, den Bund mit den Ungläubigen zu schließen, wie in jüngster Zeit der Bischof von Kus seine koptische Gemeinde veranlaßt hat, mit ihm zum Protestantismus überzutreten. Der Führer des Muslimischen Heeres wußte recht wohl was er that, als er die aegyptischen Abgesandten in seinem Lager zurückhielt, um ihnen den würdigen Ernst seiner Krieger und die hohe Frömmigkeit zu zeigen.

Das Alte in Kairo. 19?

welche sie beseelte. Nachdem tms Schwert für die Anhänger des Propheten entschieden hatte und die Sache der Griechen verloren war, konnte Mutaulas, ein Kopte, welcher als Statthalter des Kaisers das Nilthal verwaltete, nach Empfang eines ungnädigen Schreibens seines Gebieters ausrufen: „Bei Gott! Diese Araber sind bei ihrer geringen Zahl stärker und mächtiger als wir bei unserer Menge; ein Mann von ihnen ist so viel als hundert von uns, denn sie suchen den Tod, der ihnen lieber ist als das Leben; wir dagegen scheuen den Tod und lieben das Leben und seine Freuden; wie können wir gegen sie Stand halten?“

Und diese todesmuthigen Helden, deren ritterliche Thaten auf dem Boden Aegyptens die Geschichte im Einzelnen verzeichnet hat, waren zugleich Staatsmänner von bedeutender Weisheit.

Keinem andern Ort schien in jener Zeit das Recht zuzukommen, die Hauptstadt des Nilthals zu sein als Alexandria, und der Feldherr °Amr war auch gewillt sie als solche anzuerkennen, der Khalif Omar befahl ihm indessen davon abzusehen, denn er verhehlte sich nicht, daß die unruhige, stets zu aufrührerischen Bewegungen geneigte Hafenstadt, welche ohnehin an der äußersten Grenze der neuen Provinz gelegen war, wenig geeignet sei das Centrum des Lebens, welches er in das Nilthal verpflanzen wollte, zu bilden. Ein von dem Hader der Parteien und den blutigen Glaubensstreitigkeiten, an denen jene Zeit rauh war, noch unberührter Ort, sollte für die äußere und innere Umgestaltung des eroberten Landes zum Ausgange und Mittelpunkt dienen.

An einer günstig gelegenen Stelle gegenüber Memphis am Ufer des noch ungetheilten Nils wurde die neue Hauptstadt begründet, und zwar nach einer bekannten Sage an derjenigen Stelle, auf welcher das Zelt des Feldherrn gestanden. Als "Amr nämlich nach Alexandria abziehen wollte, und der Befehl, sein Zelt abubrechen, ertheilt worden war, wurde ihm mitgeteilt, daß ein Taubenpaar auf der Spitze desselben genistet habe. Da rief er: „Gott verhöte, daß ein Muslim einem lebenden Wesen, einem Geschöpf Gottes, das sich vertrauensvoll unter den Schatten seiner Gastlichkeit geflüchtet, seinen Schutz versage!“ das Zelt durfte nicht angetastet werden, und als "Amr siegreich von Alexandria heimkehrte, fand er es wieder vor, bezog es und ging von ihm aus an die Gründung der neuen Hauptstadt, welche Fostat, d. i. das Zelt, genannt wurde. Auch der arabische Name Aegyptens Misr oder Masr wurde früh auf den wachsenden Ort übertragen. Unter den heutigen muslimischen Bewohnern des Nilthales und den Kaironern selbst heißt es heute noch nicht anders als Masr. Kahira, die arabische Form von Kairo, ist erst 300 Jahre nach der Gründung der neuen Residenz zu den älteren Namen getreten, und wenn sich die Europäer auch ausschließlich der jüngeren bedienen, so wird er doch unter den Eingeborenen nur selten gebraucht. Viele derselben wissen heute noch so wenig was man meint, wenn man sie

^9^ Georg Thers in Leipzig.

nach Kairo oder Kahira fragt, wie ein sächsischer Bauer, bei dem man sich nach dem „Elbflorenz“ (Dresden) erkundigt.

Tschohar, der Feldherr des Fatimiden Muiz^, welcher an Fostat den neuen Etadtheil reihte, der das heutige Kairo bildet, gab diesem den Namen Mnsr el-Kahira, denn grade als man den Grundstein zu der Mauer legte, welche ihn umgeben sollte, durchlief der Planet Mars (el-Kahir) den Meridian. Da el-Kahir der Siegreiche bedeutet, darf Masr el-Kahira Masr das siegreiche überseht werden. Die Gründung Fostats, des heutigen Alt Kairo (arabisch Masr el-Atita) fällt in das Jahr 638 nach unserer Zeitrechnung, und so wird es mit Recht zu den jüngeren Städten gerechnet.

Seine äußere und mehr noch seine innere Entwicklung ist mit reißender Schnelligkeit vor sich gegangen. Wenn man bedenkt, daß diese Stadt völlig ungelehrten Willstensöhnen ihre Entstehung verdankt und dann vernimmt, daß nicht ganz zweihundert Jahre nach ihrer Gründung Harun er-Naschids Sohn Mamun, 833, hier ein reiches wissenschaftliches Leben, welches alle, und auch die schwierigsten Disciplinen umfaßt, in voller Blüthe vorfand, so stehen wir vor einem Phänomen, das bisher aufgezeichnet, hingenommen und dem feinen und beweglichen Geiste der Araber zu Gute geschrieben wurden ist, welches aber bei näherem Hinsehen unbegreiflich erscheinen muß, wenn man die nicht muslimischen Factoren unberücksichtigt läßt, welche bei dieser schnellen Entwicklung mitgewirkt haben. Wir wollen dieser unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden und zu zeigen versuchen, wie die Araber es verstanden haben, gerade in Kairo, das Haus ihrer eigenartigen Eultur aus ägyptischem Holz auszuzimmern.

Kairo ist nicht so neu wie es scheint. Das von "Amr gegründete Fostat schloß sich an die Festung Babylons, welche sicher schon in vorchristlicher Zeit bestanden hat. Eine Sage berichtet, daß Kriegsgefangene des großen Ramses, und eine andere, daß die Babylonier in der Armee des Kambyses, welcher Aegypten 525 v. Ehr. eroberte, es als ein „Neu-Babylon“ gegründet hätten, und die Geschichte lehrt, daß hier ein von den drei Legionen, welche Aegypten im Zaum hielten, im Quartier gelegen. Aber diese Festung hat lange vor dem Einfall der Perser und selbst vor Ramses II. bestanden. Frühe Inschriften nennen sie Eher oder Chercm, die Kampsstadt, und in einem aus dem vierzehnten Jahrhundert v. Chr. stammenden Texte am Tempel von Karna heißt es von ihr, daß der unteraegyptische Nil bei ihr beginne, daß er dort vermessen werde und seinen Weg in die Arme des Delta suche. Aus der Inschrift des Ncthiopiers Picmchi geht ferner hervor, daß eine Straße von Memphis (über den Nil) nach Eher (Babylon) und von dort nach Heliopolis führte. Dieser Weg hat doch wohl die Insel Roda berührt, welche zur Zeit des Einfalls der Muslimen durch eine Schiffbrücke mit beiden Ufern des Stromes verbunden war. Memphis hing also eng mit Babylon zusammen. Der Strommesser, welcher auf der Insel Roda (Babylon gerade

Das Alte in Kairo, 1.99

gegenüber) steht, und der heute noch den Karonern den Ausfall der Nilschnelle anzeigt, scheint schon in der Pharaonenzeit existiert zu haben; vielleicht ist er später von dem Festlande auf die Insel übertragen worden.

Nie Stadt, an welche sich das Fostat des 'Amr schloß, war keineswegs unbedeutend, wogegen die Straßen und Quartiere, welche der Statthalter unter vier Bauaufsehern errichtete und an seine Krieger, nach den Stämmen, verteilen ließ, anfänglich klein und spärlich bevölkert gewesen sein muß. Unter den christlichen Kirchen in Alt-Kairo (Babylon) befinden sich einige, welche sicher schon vor der Gründung Fostats bestanden haben. Die bemerkenswertheste unter ihnen, die koptische Marien-Kirche, ward zwar in ihren Haupttheilen schwerlich vor dem achten Jahrhundert n. Chr. erbaut, doch enthält sie Manches, was darauf hinweist, daß sie ursprünglich ein griechisches Gotteshaus aus sehr früher Zeit gewesen war. Von Babylon zog sich eine fruchtbare, wohl bebaute und dicht bewohnte Ebene, voller Gärten, Bäume und Weinberge bis an den Melakem, und hoch über die Häuser und Villen der Aegypter erhob sich die Lichterburg (Xa^r Lⁱ-Lcdama), in der die römischen und griechischen Statthalter, wenn sie vor der Eroberung des Landes hierher gekommen waren, residirt hatten. Die Bewohner dieser Stadt und ihrer Umgebung erfreuen sich großen Wohlstandes, und Amrs Berichte an den Khalifen sind voll von dem Ueberfluß, in dem die Landleute lebten, und dem Reichthum, mit dem viele ägyptische Städte gesegnet waren. Ein Kopte, Petrus, welcher seine Schätze hartnäckig verborgen hielt hatte mit einem Mönche in et-Inr (Sinaikloster) Verbindung gepflogen. Amr sandte zu diesem und forderte in einem mit dem Ringe des Petrus versiegelten Briefe in dessen Namen die Auslieferung des ihm anvertrauten Gutes. Der Bote brachte eine verlöthete Kanne zurück, und als man diese öffnete, lag ein Zettel darin, auf welchem zu lesen war, daß sich das Gold unter dem großen Wasserbehälter befände. Dieser ward untersucht, und da fand man 53 große Wetzen (mehr als 12 Millionen Dinare) gemünztes Gold. Im Ganzen wurden die Aegypter milde behandelt, und so scheuten sie sich nicht, sich hart an der Grenze der Soldatenstadt anzubauen. 37 Jahre nach der Gründung dieses Ortes hatten sich hier schon so viele Kopten angesiedelt, daß ihnen der Statthalter Maslama erlauben mußte, sich eine eigene Kirche zu bauen. Fostat und Babylon verschmolzen völlig und der neue Ort stellte bald als Centralstätte der Regierung und durch sein frisches, lebenskräftiges Aufblühen das ehrwürdige, aber zurückgehende und alterschwache Memphis am anderen Ufer des Nils in den Schatten. Die berühmte Pyramidenstadt war bis ans Ende der Ptolemäerherischast eine volkreiche Residenz gewesen und durfte auch unter den Römern und Byzantinern eine Großstadt genannt werden. Aber sein alter Ruhm war überlebt, das Christenthum halte die großen Genossenschaften der heidnischen Priester gesprengt und die ägyptische Gelehrsamkeit, welche Jahrtausende lang in den Tempeln des Psah, Imhotep und anderer Götter gepflegt worden war.

2(X> Georg Ebers in Leipzig.
mußte ihre Eigenart aufgeben, ging zum Theil völlig verloren und bequeme sich, nur noch von Einzelnen gepflegt, zur Annahme neuer Formen. Die griechische hatte die nationale ägyptische Kunst völlig verdrängt, Alexandria den Handel von Memphis aufgesaugt, und was ihr davon geblieben war, das zog nun die neue rührige Stadt am andern Ufer des Stromes an sich. Das Sinkende strebt dem rüstig oben Schwimmenden zu, und so kam es, daß die Memphiten zu Tausenden ihre zurückgehende Stadt verließen und in Fostat günstigere Lebensbedingungen aufsuchten: Der treffliche arabische Schriftsteller Abdellatif, -f 1232, fand auf dem Boden von Memphis nur noch verlassene Trümmer, aber das Zurückgebliebene war immer noch so groß, daß er es eine Welt von Wundern nennt, die den Verstand verwirren, und deren Beschreibung selbst dem beredtesten Menschen unmöglich sein würde. Er versteht bei ihrem Anblick den Volksglauben, daß die Ägypter lang lebende Niesen gewesen, welche es verstanden hätten mit ihrem Zauber steile mächtige Felsblöcke von einem Ort an den andern zu versetzen. Als einzige Bewohnerschaft dieser Ruinen wird Raubgesindel erwähnt, welches im Solde von Actiengesellschaften die verfallenen Prachtbauten und Gräfte nach Gold, Silber und anderen Schätzen zu durchsuchen hatte.
Bald versinkt Memphis in völlige Vergessenheit; selbst seine wunderbaren Trümmer verschwinden von der Erde, und heute grünen Aecker und Palmchaine an der Stätte, wo einst eine der berühmtesten und ältesten Metropolen der Welt gestanden. Nur die Monumente in der Todtenstadt, dem viele Meilen langen Friedhofe der Memphiten, sind der Vernichtung entgangen. Nie Wohnstadt der Bürger, die Niesentempel ihrer Götter, die „weiße Mauer“, das berühmte Fort der Stadt und die anderen öffentlichen Bauten, welche sich hier stolz erhoben hatten, sind von der Erde verschwunden. Das schnell erwachsende Kairo brauchte behauene Steine, Quadern, Säulen, und das verödete Memphis war der ergiebige Steinbruch, aus dem man sie holte. Dasselbe Schicksal erfuhr das auf dem gleichen Ufer gelegene Heliopolis im Norden der neuen Residenz. Auch diese berühmte Gelehrtenstadt, der Mittelpunkt des ägyptischen Sonnencultus, ist von der Erde verschwunden und war schon zu el Makrizis Zeiten, -f 1442, nur noch ein Flecken mit imposanten Trümmern von zerstörten Heiligthümern. Ein großer Theil der vom Nil in das Abendland verpflanzten Obelisken hat ursprünglich hier vor den Pylonen des Sonnentempels gestanden; unter ihnen auch die nach London übergeführte sogenannte Nadel der Kleopatra und ihre nach Amerika transportirte Zwillingschwester. Behauene Steine ließen sich zu Wasser oder auf der alten Straße, welche Heliopolis über Babylon mit Memphis verband, leicht nach Fostat führen, und so darf man annehmen, daß die Häuser und Paläste dieser Stadt zum guten Theil auf altaegyptischen Fundamenten ruhten. Man hat denn auch in Kairo in mehr als einem Gebäude mit Hieroglyphen beschriebene Quadern gefunden. Unter diesen ist

Das Alte in «airo. 20<

eine mächtige Stria (Steinplatte) von schwarzem Granit, welche bei Umgrabungen in den Eubstructionen eines abgerissenen Hauses zu Kairo entdeckt wurde, zu besonderer Berühmtheit gelangt. Sie enthält eine völlig unbeschädigte Inschrift, welche zu Ehren des ersten Logiden Ptolemeus Soter, vor seiner officiellen Anerkennung als Nachfolger Alexander II. hergestellt worden war und urlundlich bestätigt, daß er die dem Tempel von Buto durch die Perser geraubten Ländereien im nördlichen Delta der Priesterschaft dieses Ortes zurückgegeben habe. Andere mit Hieroglyphen geschmückte Steine sind sogar beim Bau von Moscheen zur Verwendung gekommen, und wer hat die muslimischen Gotteshäuser in Kairo besucht und nicht die große Menge von Säulen aus älteren heidnischen Gebäuden bemerkt, welche in denselben neue Verwendung gefunden?

In der Moschee des 'Amr, der ältesten in ganz Aegypten, steht ein Wald von Säulen, und der Stamm einer jeden trägt ein Capital, welches griechischen, römischen byzantinischen Steinmetzen den Ursprung verdankt. Die meisten von diesen Baugliedern scheinen aus Memphis zu stammen. Bemerkenswerth ist, daß die Araber nirgends Säulen in altaegyptischem Styl verwendet haben, obgleich sie solche gleichfalls in beliebiger Anzahl zu Memphis und Heliopolis hätten finden tonnen. Sie müssen ihrem Geschmack, schon weil sie Pflanzenformen nachahmten und ihre Religion jedes kenntliche Bild organischer Wesen verpönte, durchaus entgegen gewesen sein, während derselbe es willig ertrug, griechische und römische Säulen der verschiedensten Ordnungen in buntem Gemisch bei einander zu sehen.

Der Muslim beherrschte das Land, imd Fostat war eine echt muslimische Stadt; aber der Araber verstand es, sich das höhere Wissen und Können seiner zahlreichen aegyptischen Mitbürger zu Nutze zu machen. Diese waren ihm an Zahl überlegen, und unter ihnen befand sich mancher gewandte gelehrte Memphit und Heliovolitaner, welcher zu der neuen Religion übertrat und als Muslim unter den Muslimen seine wissenschaftliche Thätigkeit fortsetzte und als Lehrer wirkte.

Die wunderbar rasche Fassungsgabe und der scharfe bewegliche Geist der Araber aus jenen Tagen machte sich schnell zu eigen, was er an Wissensschätzen unter den besiegten Aegyptern vorfand. Die Muslimen nahmen die fremde Gelehrsamkeit nicht nur auf, sondern assimilirten sie ihrer Eigenart und führten jede Disciplin, welche ihnen der Bearbeitung werth schien, mit Glück, Energie und genialem Scharfblick weiter.

Wie ihre Städte und Moscheen ein ganz eigenes Gepräge gewannen, obgleich sie zum größten Theil aus Baugliedern, welche einer fremden Kunst den Ursprung verdankten, zusammengesetzt waren, so darf ihre Wissenschaft echt arabisch genannt werden, obschon sich nachweisen läßt, daß das stolze Schiff derselben aus Planken zusammengezimmert ist, welche sie in aegyptischen Weiften vorgefunden hatten. Freilich war auch in diesen das einheimische Material schon längst seltener und seltener geworden, denn griechische Ge-

Lehrsamkeit war von Alexandria aus in das Nilthal tief eingedrungen und hatte die priesterliche Weisheit der Pharaonenzeit in den Schatten gestellt. Aber gerade auf dem Gebiet der sogenannten exacten Wissenschaften, denen sich die Araber mit Vorliebe hingaben, hielten die Aegypter, als Fostat entstand, noch vielfach an den alten Traditionen fest, obgleich sie die überlebten, complicirten Echriftsysteme seit Jahrhunderten aufgegeben und sich an den Gebrauch griechischer Lettern gewöhnt hatten. Auch die ungelene Sprache der früheren Zeit war wesentlich umgestaltet und mit hellenischen Fremdwörtern bereichert worden. Das Koptische, ein Idiom, dessen syntactische Feinheit den Sprachkenner entzückt, war an die Stelle seiner Mutter, das Allägyptische, getreten; aber jeder gelehrte Kopte war auch des Griechischen kundig und in den Bibliotheken von Memphis kann es an den hervorragendsten Werken der hellenischen Literatur nicht gefehlt haben.

Das ist keine bloße Vermuthung, denn wenn man Fragmente einer großen Bibliothek, zu der auch griechische Handschriften, welche nicht gar zu lange vor der Gründung Fostats hergestellt zu sein scheinen, gehören, bei dem unbedeutenden Krokodilopolis in Tadjum, und auf dem Gebiet einer kleinen mittelägyptischen Stadt Bruchstücke des Ilias und des Lyrikers Alkman gefunden hat, so darf man sicher annehmen, daß in der hellenischen Hauptstadt Memphis Büchereien voll griechischer Manuscripte bestanden haben. Die Schätze der berühmten Alerandrinischen Bibliothek waren längst zerstört, nach Konstantinopel geschafft, geruabt und zerstreut, als 'Amr nach Aegypten kam. Die berühmte Geschichte, daß dieser Feldherr die Bäder der Stadt mit kostbaren Buchrollen habe heizen lassen, weil sie der Vernichtung werth seien, wenn sie Anderes entwickeln als der Koran und unnüthig, wenn sie das Gleiche lehren, gehört erwiesener Maßen in den Bereich der Fabel. Immerhin war das wissenschaftliche Leben in Alexandria auch noch im siebenten Jahrhundert nicht völlig erloschen, und manches griechische Buch mag von dort nach Fostat gewandert sein.

Wer aber eröffnete den ungelehrten Söhnen der Wüste das Verständnis; für diese seinsten Bühnen eines hoch ausgebildeten geistigen Lebens?

Die Griechen, welche den Eindringlingen mit unversöhnlicher Feindschaft entgegengetreten waren und deren Art und Religion am Nil sehr bald völlig verschwinden sollte, waren es nicht; diese Aufgabe ist vielmehr den griechisch gebildeten Kopten, den für den Islam gewonnenen Nationalägyptern zugefallen, »nb fo geht denn auch aus einem tieferem Einblick in die verschiedenen von den Arabern behandelten Disciplinen und dem Wissensschah der Aegypter hervor, daß die Lehrer den Schülern nicht nur hellenische Wissensschätze sondern auch mancherlei Anderes zu vermitteln wußten, was sich unter ihnen von der ehrwürdigsten Gelehrsamkeit ihres Volkes erhalten hatte. Der Gelehrte Iakjaben Betrik, welcher für Mamun griechische Werke ins arabische übersetzte, versichert ausdrücklich, jeden Tempel untersucht zu haben, um die Geheimnisse

vas Alte in Kairo. 203

der Philosophen ans Licht zu ziehen. Iu'ain Schems das kann nicht Büllbek, sondern muß das ägyptische Hcliopolis sein, zog er einen Derwisch von großer Einsicht und Weisheit zu Nathe.

In Memphis hatte der Tempel des Imlotep, welchen die Griechen mit dem Namen ihres Asklepios (Aesculap) belegten, gestanden. Hier ist der im Berliner Museum conservirte medicinische Papyrus gefunden worden und in dem großen Handbuch der aegyptischen Medicin dem in Leipzig aufbewahrten 160 große Seiten füllenden Papyrus Ebers, wird gesagt, daß die Neceptsammlung, welche er enthält, aus Snis uud Hcliopolis stamme. In der an zweiter Stelle genannten Stadt hatten sich die „großen Hallen“ befunden, welche seit mythischen Zeiten von einer berühmten medicinischen Facultät zu klinischen Zwecken benutzt worden waren. Die aegyptischen sind die berühmtesten unter allen Aerzten des Alterthums gewesen, und die Griechen und Römer haben unter den Logiden aus ihren Kenntnissen Nartheit gezogen. Es ist bekannt, wie noch der jüngere Plinius seinen aegyptischen Leibarzt hochhielt und ihm das römische Bürgerrecht zu verschaffen bestrebt war. In pseudohippotratrischen Schriften finden sich Recepte von solcher Wunderlichkeit (um zu erkennen, ob eine hoffende Frau einen Knaben oder ein Mädchen zur Welt bringen w erde ?c.) daß sie nur an einer Stelle erfunden worden sein können, und diese sind genau in der gleichen Form schon den alten Aegyptern im dreizehnten Jahrhundert voller bekannt gewesen. Der Papyrus Ebers enthält einen vorzüglich interessanten Abschnitt, welcher den Functionen des Herzens gewidmet ist, und aus diesem (er ward spätestens im 16. Jahrhundert v. Ehr. niedergeschrieben) geht hervor, daß die priesterlichcn Heiltlnstler aus der Pharaonenzeit das Herz als Eentrum des Blutumlaufts kannten und den Pulsschlig auf seine Bewegungen zurückführten. Wer des Hippocrates Unwissenheit über diese Dinge kennt und erfährt, daß es zu Alexandria war, wo Herophilus von Khalteton den Rhythmus des Pulses bei den verschiedenen Krankheiten bestimmte und ihn zuerst mit dem Herzen in Verbindung brachte, der wird kaum bezweifeln, daß er von den priesterlichcn Aerzten am Nil, welche sich lange vor ihm mit der Zergliederung des menschlichen Körpers beschäftigt hatten, gelernt habe. Auch Erasistratus aus Keos ist bei seinen Untersuchungen über die Verzweigung der Nerven aegyptischen Vorbildern gefolgt. Dieser Materie ist im Papyrus Ebers ein ganzer Abschnitt gewidmet, und aus einer Vergleichung der Schriften des Galen nun Dioskorides mit ihm geht hervor, daß beide der aegyptischen Medicin mancherlei entlehnten. Die Chirurgie verdankt ihre Bindenlehre die Kunst der Anlegung des Verbandes, sicher den aegyptischen Aerzten. Unsere größten Operateure machen kein Hehl aus der Bewunderung, mit der sie die sinnreiche und durchdachte Methode erfüllt, welche in der Pharaonenzeit bei der Umwickclung der Mumien in Uebung war. Wir haben balsamirte Körper gesehen, welche mit Leinwandstreifeu umwickelt waren, deren Länge über 400 Meter betrug.

20H

Georg Ebers in Leipzig.

Den Arabern sind die medicinischen Werke der Alexandriner nicht unbekannt geblieben, aber sie haben auch aus aegyptischen Heilschriften geschöpft. Den Beweis dafür liefert eine von L. Stern entdeckte anonyme arabische Handschrift in der Bibliothek zu Kairo. Diese, und namentlich die dreißig ersten Capitel derselben, welche einem gewissen Abu Sähe Isa ibn Iahja zugeschrieben werden, enthalten einige Recepte, welche als Uebersetzungen von gewissen im Papyrus Ebers vorkommenden Verordnungen bezeichnet werden dürfen, und außerdem beruft sich der Verfasser fortwährend auf ein Buch des Heimes, das ist Tot, der altagyptische Gott der Wissenschaften, von dem es im Papyrus Ebers heißt, er sei „der Führer der Aerzte.“
(Schluß folgt.)

Neue Dichtungen.

von

Nudolf Baumbach*).

— Trieft. —

Oie beiden Hausgeister.

^wei Geister Hab' ich — wer glaubt mir das?

Daheim in meiner Alausc.

Der eine ist im Tintenfaß,

Im Krug der andre zu Hause.

Im Uleinkrng poltert der eine laut,

Und allzeit lustig ist er,

Der Cintengeist gar finster schau»,

«Lin grämlicher Magister,

Der schwarze raunt mir Worte zu,

Mitunter ziemlich kluge.

Dann hält der andre keine Ruh'

Und hebt den Deckel vom Krüge,

sie sind im Ztreite für und für,

Zie können sich nicht vertragen,

Und Hab' ich hinter mir die Chiir,

Zo fassen sie sich bei'm Aragen.

Jüngst haben sie Frieden einmal gemacht,

Das war zu meinem Fluche.

Der lustige war um Mitternacht

Veim schwarzen zu Vesuche,

Und als ich später kam nach Haus

Und saß zu schreibe» nieder,

Entflossen meinem Kiel — o Graus!

Nur lauter Schlemmer> und Zchelmenlieder.

*) Eine Iharatleiftik des vichlers au« der Feder unseres Herausgebers eijcbeml in eine»! der nächsten hefte. Die Ued.

Nord und Ziid, XXV, ?i. 14

Rudolf Vaumbach in Criest.
)m Jammer Hab' ich am Morgenlicht
 Den Greuel überlesen.
 Derweilen war der Cintenwicht
 Im weinkrug Gast gewesen,
 Kenn alz ich lechzend trank das Naß,
 war's herb und gallenbitter.
 Und zornig schlug ich Tintenfaß
 Und Krug in tausend Splitter.

Nächtliche
 Vie rochen Wolken blassen,
 Es schweigt der vogelsang.
 Und lauter in den Gassen
 Erschallt mein müder Gang.
 Es wandelt auf und nieder
 Der Schlaf von Haus zu Haus
 Und küßt die Augenlider
 Und löscht die lampen aus.
 Aus einem Fensterladen
 Dringt röthlich trüber Schein.
 Dort dreht vielleicht zum Faden
 Ein emsig Kind den lein,
 Jetzt stockt vielleicht die Spule,
 Der Faden reißt vielleicht,
 Dieweil der kecke Vuhle
 Zu seinem liebchen schleicht.

Wanderung.
 Die gold'nen Kreuze scheinen
 Herab vom Kirchhofdach,
 Und bei den leichensteinen
 Ist auch noch einer wach.
 Er bricht den Grund, den feuchten
 Und schaufelt stumm und still. —
 Nun weiß ich was das leuchten
 Dort drüben sagen will.
 Ich wandre still von hinnen,
 vorbei an Kreuz und Gruft.
 Die waffer lauter rinnen,
 Und kälter weht die luft.
 von Nebel überwoben
 Ist wiefe und Getraid'.
 Die Sterne wachen droben
 Und unten wacht das leid.

Naumburger.

^ün Naumburg reift ein Weingetränk Das ward dem Vischof kund gethan.

An laude und an Mauer,
 Und wenn ich an die Reben denk',
 Erfäßt mich kalter Schauer.
 Es mag wohl heute anders sein,
 vor Zeiten aber war der wein
 Sehr sauer.
 vor Alters predigten im Dom
 Des Klosters fromme Greise.
 Denselben stoß von wein ein Strom
 Zu Fleisch und Fastenspeise.
 Es ging im Refectorium
 Ein riesengroßes Trinkfaß um
 Im Kreise.
 Der kam mit Kreuz und Stabe.
 Und predigte die Mönche an
 Und krächzte wie ein Rabe,
 Und als die predigt fertig war,
 Da bot man ihm den Vecher dar
 Zur labe.

Den Vecher hob zum Mund empor
 Der fromme Gottesfretter;
 Sein Mund verzog sich bis an's Vhr,
 Dann sprach er mild und heiter:
 „wer solchen wein trinkt fort und fort
 Dem wird vergeben hier und dort;
 Trinkt weiter!"

Neue Dichtungen,
20?
Sonntagmorgen.
Schritt der Mai in jüngster Nacht
Ueber Flur und Haide.
Als die Erde aufgewacht,
Trug sie grüne Seide.
Mit dem Ramm hat sie gestrahlt
Sonne unverdrossen
Und Demanten ungezählt
Ueber sie gegossen.
Leine Heerde läßt der Hirt
springen aus dem Pferche.
Ueber jungen Saaten schwirrt
Sonnenfroh die Terche.
Kukuk ruft und Wiedehopf
Und im Saun der Ammer,
Und der Maulwurf steckt den Kopf
Aus der dunklen Kammer.
Drüben seh' ich aus dem Gras
Zwei paar Löffel ragen,
was die Häsinn und der Has'
Sich ins Ohr wohl sagen?
Raunen wohl dasselbe Lied,
Das die Spatzen singen,
Das der Frosch aus Moor und Ried
Vrünstig läßt erklingen.
In den Zang der Kreatur
Klingen Kirchenglocken,
wollen aus der grünen Flur
Mich zur Kirche locken.
Fromme Frauen zieh'n vorbei,
Veten Rosenkränze.
Guter, alter pfarr verzeih',
Daß ich wieder schwänze.
Hab daheim mein schwarzes Vuch
Tief im Grund des Zchreines,
Hab' vergessen Lied und Spruch.
Doch mich tröstet Lines:
Der den Plan sich ausgedacht
Zu dem Weltgebäude
Und die Welt so schön gemacht,
Gönnt mir meine Freude.
Du bist gewarnt, nun halte Wacht.
?3ui Krone gewunden ist Dein Zopf,
Durchstochen von silberner Nadel,
Du trägst so stolz und hoch den Kopf,
Als wärest Du von altem Adel,
Und bist doch nur ein Vauernkind,
Das sense führt und Rechen. —
Den Vaum, der sich nicht biegt im Wind,
wird jäher Sturm zerbrechen.
wie breit und tief ein Wafferbach,
<Lr läßt sich doch durchschwimmen;
wie hoch und steil ein Giebeldach,
Ls läßt sich doch erklimmen.
Du bist gewarnt, nun halte Wacht,
willst du nicht sanft dich schmiegen.
Der Mann der Fensterladen macht,
Der macht auch Leiterstiegen.
11'

Rudolf Vaumbach in Trieft.

Eifersucht.

>^-s warf die Blüten in's Gemach

Der wind voll Uebermuth.

Am Ende kommt er selber nach,

V'rum wahr' das Fenster gut,

Daß Nacken dir und Angesicht

Lr küssend nicht berührt, —

Dem Nuhler wind vergönn ich nicht,

was mir allein gebührt.

Am Himmel glänzt der 3terne Heer

Und wandelt fonder Ruh'.

Neugierig sind die 2ternlein sehr,

D'rum zieh' den Vorhang zu.

Auf daß dich bis zum Morgenssrau'n

Ihr Flimmerschein nicht stört. —

Den Tternen gönn' ich nicht zu schau'n,

was mir allein gehört.

Da5 schwatzhafte Wasser.

"M Himmel hing das 5i!berhorn

Und linde Mailuft wehte.

Da saß der Hans am waldesborn

Und heizte feine Grete.

Das Volk der bunten Vögel schlief,

Rein lauscher war darunter,

Die alten Cannen träumten tief,

Der Vach allein war munter,

Und lustig lachend sang die Fluth:

„Der Hanse! ist der Gretel gut.“

Der Waldbach kam nach kurzer Frist

Znm güldnen 2tern geschwommen.

Dort sprach der wirth mit arger list:

„Li Vächlein, schön willkommen!“

Und goß den lautertrank alsbald

In's Weinfäß unverfrozen.

3o kam die neue Mär von, Wald

Den Durstigen zu Vhren,

Und lustig klang's im güldnen 5terni

„Der Hansel hat die Gretel gern.“

Musik und Staatswissenschaft").

von

Lorenz van Stein.

— Wien. —

II.

Die Musik der neueren Zeit.

Is war im siebzehnten Jahrhundert. Der Adel war von den Fürsten niedergeworfen, die Kirche ging ihren eigenen Weg, von dem Bauern war keine Rede, der Bürger war verzunftet; nur Eine Erscheinung ragt über alle hervor, das ist der Thron; auf allen Punkten glänzen die Spitzen der neu entstehenden Staatenbildung. Der Thron greift in Alles hinein; er ist Gewicht und Maß für alle Größen in der Gesellschaft, für alle Einheit im Staat, er faßt in sich Alles zusammen, was menschliche Kraft und menschlicher Geist vermögen. Unter den Dingen, deren Haupt er ist, ist aber das geistige Leben nicht das letzte. Es ist, als ob die alte Tradition der Zeit Karls des Großen wieder aus dem Grabe in Aachen hervorstiege, der einst alles, was in Wissenschaft und Kunst Werth hatte um sich zu sammeln und sich durch beide auch zum geistigen Kaiser seiner Welt zu machen verstand. Die Akademie der Wissenschaften, die neuen Universitäten, die glänzenden Bauten, die schönen Gemälde, die dramatische Poesie entstehen an den Stufen des Thrones. War es möglich, daß nicht auch für die Musik eine neue Zeit anbrechen sollte? Nur war es nicht so einfach, Musik zu machen. Damals zuerst zeigte es sich, was die Geschichte der Musik so wenig beachtet und was dennoch verstanden, die erste Grundlage derselben ist. Jede der anderen Künste hatte ihre Tradition und fühlte sich daher als ein eigengeartetes Stück des geistigen Lebens, der höheren Gesittung Europas. Nur die Musik hatte keine. Nur
, Vergl. „Nord und Süd“, April 1883.

2^1) Lorenz von Stein in Wien.

Sie war in ihren einzelnen Gruppen zerfahren, nur sie hatte keine Vorstellung von ihrer eigenen Einheit. Und das war begreiflich. Da waren Trompete, Posaune, Orgel, Paule, Pfeife, Trommel, Harfe, jede für sich; wie der Bauer nicht mit dem Edelmann, der Bürger nicht mit dem Geistlichen zusammenlebte, wie konnten da jene Instrumente zugleich und gemeinsam Musik machen? Wo jeder Ort sein Lied hatte, wie sollte da das Land sein Lied haben? Und doch gab es eine „Musik“, und es gab die große Einheit des Staatslebens in dem Thron. Wie sollte es da keine Musik für den Thron geben?

Und in der That, die Sache war gar nicht so fernliegend. Als die Könige bauten, bauten sie in ihren Schlössern auch Kapellen für ihren privaten Gottesdienst. Mit der Kapelle hatten sie ihre eigene Kirchenmusik. Die aber ward vom Hofe denn doch nicht wie in den Hofproduktionen mit dem Allerhöchsten Gesang begleitet. Man mußte Andere singen lassen und spielen lassen. Nun war die Orgel zwar da; aber schon hatten die Italiener die Modulation in den Meßgesang gebracht; Offertorium, Graduale, Anderes entstand: blieb es denn ganz unmöglich, eine solche Musik auch zum weltlichen Genuß zu gebrauchen? Freilich nicht; man konnte ja auch weltliche Sänger zur Erholung anhören. Allerdings, zunächst nur für den engen Kreis der höchsten Herrschaften, die auch allein im Stande waren, die Musik zu zahlen. So entstand im tiefen Unterschied von der früheren Zeit, wo das Volk sich selbst Musik machte, die Musik in der „Kammer“ des Fürsten. Der „Kammermusikus“ tritt in die Geschichte hinein. Mit ihm das Element der „Virtuosität“; die „musikalische Graduirung“. Losgelöst von der alten Volksmusik, mit ihrer ursprünglichen Ausschließlichkeit in Können und Wissen, beginnt ihre Bahn, um dann in das Gesamtleben hineinzutreten; was die Musik früher nicht gekannt, fängt an zur Hauptfache zu werden; die „Technik“ tritt auf, und vermag länger als ein Jahrhundert das Entzücken der Exklusiven zu beherrschen; die Kammervirtuosin beginnen ihre Laufbahn. Das ist das erste Moment, an welchem in der neuen Staatsidee der fürstlichen Souveränität die Musik ein neues Leben gewinnt. Allein es war nur ein erster Schritt.

Denn der Fürst lebt doch mitten in seinem Hofe. Der Hof aber entfaltet schon im siebzehnten Jahrhundert auf allen Punkten jene merkwürdige Gewalt über die ganze Gesittung der europäischen Staaten, die wir nach heute kennen. Er ist aus einer staatlichen eine gesellschaftliche Macht geworden; er ist das, indem er sich fast unbewußt zum Haupte, Vorbild und höchsten Richter aller geselligen Formen erhebt; die Souveränität des Fürsten in der Geselligkeit wird zur Souveränität der Mode. Der Hof aber ist der Träger der Mode; Hut, Kleid, Stock, Wort und Form verlieren ihre Individualität und fangen an gehorsam zu weiden und Gehorsam zu fordern und zu finden. Die Mode wird eine Macht; sie wird es in Kunst und Wissenschaft; ist es möglich, daß sie es nicht auch in der Musik wird? Ist es

Musik und Staatswissenschaft. 2^

denkbar daß nur die Kirche, das Volk und der Fürst, und nicht auch der Hof seine Musik haben sollte?

Nur eine Schwierigkeit hätte die Sache. Posaune und Trompete sind schön in der freien Luft, das Hörn im Walde, die Trommel vor der Front, die Zither im Gasthaus — alles das ist aber an sich nicht „courfähig“. Dem Bedürfnis nach einer Musik des Hofes fehlt das Instrument. Welches Instrument kann aber ganze Tonmassen aufführen ohne daß mir auch im großen Salon die Ohren gellen, und welches Instrument ist dabei doch noch fähig, alle Modulationen und Tonfälle wiederzugeben, ohne seinen Charakter zu verlieren? Offenbar, hier lag die rein mechanische Schwierigkeit für das Entstehen einer neuen musikalischen Welt, welche den Ausdruck der Civilisation ihres Jahrhunderts bilden sollte. Dies Instrument mußte erst erfunden werden; fein Auftreten aber mußte in der Musik eine neue Epoche begründen.

Und dies Instrument ward erfunden. Es ist die Geige. Der tiefste Unterschied zwischen der Geige und allen anderen Instrumenten liegt in zwei Dingen. Zuerst darin, daß sie allein die volle Individualität des Musikers wiedergeben kann; und in dieser ihrer gewaltigen Fähigkeit liegt es, daß sie die Königin aller Instrumente ist. Dann aber darin, daß sie überhaupt kein Instrument, sondern ein Gattungsbegriff ist. Nur die Geige ist fähig, sich in ein ganzes System von Instrumenten aufzulösen, vom großen Baß bis zur Primgeige. Dadurch hat nur die Geige die Fähigkeit, sich an die Töne aller anderen Instrumente anzuschmiegen; sie allein vermag es unter allen Instrumenten, zugleich zu begleiten und begleitet zu werden. Ohne die Geige ist darum keine Musik im höheren Sinne des Wortes möglich; ohne sie ist eine Instrumentation, die Farbenlehre der Tonarten, nicht denkbar; sie ist damit der Anfang des Concerts; so wie sie, an die Brust des Menschen und seinen Herzschlag als zweiten Resonanzboden gesetzt, den Ton des pulsirenden Lebens in ihre Saiten mit aufnimmt, gewinnt sie jene wunderbare Gewalt, die nur noch in der menschlichen Stimme ihren ebenbürtigen Rivalen hat; sie ist dasjenige Instrument, das unter allen die meiste Technik fordert, und das dennoch auch gegen die höchste formale Technik wieder gleichgültig ist; mit ihr beginnt eine neue Epoche. Freilich will sie unablässig gelernt werden. Und zwar nur um ihrer selbst willen. Sie ist darum unter allen Instrumenten dasjenige, welches zum Lebensberufe werden kann und muß. Und zugleich ist sie dasjenige, welches vermöge seiner Natur erst da recht zur Geltung kommt, wo eine Mehrheit von Stimmen und Tönen auftritt; alle Geige ist in der Musik als einzelne mächtig, aber erst im Chor allmächtig. Darum ist die Geige ohne eine Vielheit von Musikern nicht zu denken; diese Musiker aber wieder nicht ohne Lebensstellung. Woher nun soll diese ihnen kommen? Und hier war der Punkt, wo das, was wir als das Wesen der Krone und das des Hofes — staatswissenschaftlich — bezeichnet haben, zur materiellen

2 ^2 Lorenz von Stein in Wien.

Grundlage der neuen Epoche der Musik wird. Der Punkt auf dem das geschieht, liegt jetzt wohl nahe genug. Die ursprüngliche Kapelle nimmt die Geige in sich auf, mit ihr die Tonfülle die in ihr liegt; um das zu können, muß der Musiker zuerst eine Stelle am Hofe haben; dann muß er ein Musikcorps bilden, dessen Musiker unter ihm stehen; ihre Aufführung, ihre Uebung ist eine Gemeinsame; sie müssen alle zusammenwirken, concertirt; das Concert entsteht. Wir nehmen bis auf besseres Wissen an, daß alle ursprünglichen Concerte Geigenconcerte gewesen sind; sind doch alle gemalten Musikanten, die Engel dieser Epoche, Geigenengel, wenn auch mit der Fußgeige. Alle diese Geigen aber empfangen wie es die Natur ihres Instrumentes mit sich bringt, an dem Hofe eine feste Stellung; die Grundlage der letzteren aber ist die kirchliche Kapelle in der Residenz; so entsteht die Hofkapelle mit ihrem Kapellmeister; in beiden hat jetzt die Musik eine Einheit, eine feste Gestalt einen selbständigen Körper gewonnen; sie fängt an, statt der alten ständischen Unterschiede, die wir charakterisirt haben, eine ganz andere Art der Verschiedenheit in sich aufzunehmen. Denn erst in der Hofkapelle erscheint die höhere Einheit der Instrumentation; und indem hier die besonderen Arten der Instrumente in Gemeinschaft wirken, erzeugen sie den Begriff und die Ausgabe der Stimmung der Instrumente. Damit nimmt die Kapelle ein Instrument nach dem anderen in das Concert auf. und der Begriff des Farbtones entsteht; daneben macht der gemeinsame Tact und Rythmus dem Kapellmeister allmählich den Dirigenten; jetzt ist die Musik nicht mehr bloß Ton, Lied und Freude des Einzelnen, sondern sie ist sowohl in der Einheit der Musiker wie in der des Vortrags mit seinen Instrumenten ein organisches Ganze, in dem das Eine das Andere bedingt; sie ist ein organischer Begriff geworden. Dem gegenüber tritt nun die Einzelmusik in den Hintergrund. Denn durch die organische Musik bildet sich nunmehr das aus, ohne welches es keine höhere Musik geben kann. Der Baß erscheint, und zwar nicht als bloße Begleitung der leitenden Stimme wie bisher, sondern er wird ein selbständiges Gebiet der Musik, und allmählig zeigt es sich, daß er eigentlich die ganze musikalische Ordnung der Kunstleistung beherrscht; er tritt in sein musikalisches Fürstenthum ein; unter der Regierung der ständischen Musik bei dem Einzelinstrument unmöglich und in seiner Bedeutung nur in der Kirchenmusik angedeutet und in der Orgel die Lehrjahre seiner musikalischen Function durchmachend, wird er im Concert die Grundlage von Rythmus und Harmonie; was nicht mit ihm stimmt, wird unmöglich: er ist der Generalbaß geworden. Und jetzt ändert sich, ohne daß man es im Einzelnen verfolgen könnte — wenigstens wir können es gewiß nicht — die allgemeine Vorstellung von dem, was die Musik an sich ist. War sie früher unter all ihren Formen Das, was die Gesammtempfindung der Gemeinschaft zum Tonausdruck brachte, so ist jetzt nur noch das Musit, was einen Generalbaß besitzt; man lernt fühlen, daß Lied und Leier, Trompeten — und Pankstück eben Musiktheilc, keine eigentliche Musik

Musik und Staatswissenschaft. 2³

mehr sind; die höhere Musik trennt sich von der niederen, der Musiker vom Musikanten; erst jetzt giebt es eine Musik die nicht mehr in Fertigkeit oder Unmittelbarkeit besteht, sondern die eine Kunst wird und zur Wissenschaft werden will, wie sie ein Beruf geworden ist. Das ist es, was Thron und Hof für die Musik geleistet haben. Und in der That kann man auch jetzt erst von einer Geschichte der Musik neben der Geschichte der Musiker reden.

Doch uns treibt unsere Aufgabe über all das Einzelne hinaus was seit dieser Zeit geschehen ist. Nur einen Blick verstattet man uns auf die elementaren Grundlagen des Entwicklungsganges dieser Epoche, um dann die letzte heutige von unserem speziellen Standpunkte aus zu charakterisieren. Wenn wir jenen Entwicklungsproceß der Musik, der sich an die Hofkapellen, die Geige und den Generalbaß anschließt, im Ganzen betrachten, so enthält derselbe drei Hauptmomente welche von da an den Gang der Musik beherrschen, die Composition, die Vertheilung der Musikgebiete und das entstehende musikalische Bildungswesen.

Es ist unmöglich über diese Dinge an diesem Orte mehr als ein paar Worte zu sagen. Und diese wenigen Worte müssen überdies noch sich in der Musik gar nicht mit der Musik beschäftigen, sondern nur mit den Elementen, aus denen sie sich bildet. Wir haben die esoterische Aufgabe, vielleicht zuerst von der Causalität, und diesmal sogar von der staatswissenschaftlichen Causalität der scheinbar ursprünglichsten aller Künste zu reden. Wenn wir dabei viel Unrecht thun, muß uns viel vergeben werden; und das, weil wir die Musik so sehr lieben, daß wir sie darum auch begreifen möchten.

Als in der Kapelle mit der Geige die musikalische Arbeit sich von dem Text des Gesanges wie von der Melodie des Einzelinstrumentes abzulösen beginnt, fehlt ihr eines. Sie hat nichts auszudrücken, wie jene. Was sollen denn eigentlich jene Geiger, Flötisten, Harfenisten u. s. w. spielen? Diese Musik ist an sich weder eine kirchliche, noch eine staatliche, noch eine Volksmusik. Will sie dennoch Musik sein, so muß sie bei Gefahr ihres Lebens etwas zu thun lernen, was bis dahin noch nie die Musik an und für sich versucht hat. Der Generalbaß kennt die Harmonie der verschiedenen Instrumente und Töne; er weiß die Musik, wenn sie da ist; aber diese Musik, die nur selber ist, woher soll sie entstehen?

Es wäre sehr verführerisch, hier ein klein wenig Philosophie zu treiben. Wir weiden uns davor hüten. Aber das ist gewiß, daß die Musik der Kapelle sich jetzt aus sich selber erzeugen muß. Derjenige nun, durch den das geschieht, ist der Componist. Das, was er componirt, ist — er weiß selbst nicht recht, wie er es nennen soll — doch zuletzt ein musikalischer Gedanke. Was ist das, und wie unterscheidet es sich von der Melodie? Fragen wir nicht zu viel; gewiß ist nur, daß man über dem Generalbaß doch nachdenken kann; warum dann nicht über jenen „musikalischen Gedanken?“

2^H lorenz i>on 5tein in Wien.

Und thue ich das, so empfängt derselbe einen anderen Namen, und wohl eigentlich auch einen anderen Sinn. Er wird zum musikalischen „Thema“. Und ist er wieder das, so kann ich dieses Thema „entwickeln“, ich kann es von verschiedenen Seiten beleuchten, ich kann es „in sein Gegentheil“ umschlagen lassen, aus einer Tonart in die andere, aus dem Andante in das Allegro, aus dem männlichen Dur in das weibliche Moll; ich kann ein Thema zu einem musikalischen Gedichte und ich kann es zu einer musikalisch-wissenschaftlichen Abhandlung machen; ich kann einzelnen Stimmen den Vortrag überlassen, zu dem die Begleitung und der Baß überzeugt und ernsthaft mit dem Haupte nickend, ihr „so ist es“ und ihr „Bravo“ hinzutlingen lassen, und ich kann das Thema in Dialoge von Baß, Mittel- und Oberton behandeln; aber das Alles kann ich nur, wenn ich mehrere Instrumente habe; die muß ich innerhalb jenes Themas zusammenfassen, componiren. So entsteht die Composition. Die Melodie ist eine Schöpfung, die Composition ist ein Wer!. Gut! für wen? Musik ist da für die Gemeinschaft; die Composition muß, um Musik zu sein, gleichfalls für alle zugleich da sein. Und was thut daher der Componist? Er macht durch sein musikalisches Werk sein subjectives Gefühl zu einem Gefühle Aller. Das ist sein wissenschaftlicher Begriff; aber die Bedeutung desselben besteht darin, daß er sich sofort „in seine zwei Momente auflöst“; mit Kapelle und Geige scheiden sich wieder der Componist und der — ausübende — Musiker, wie die Kunst vom Künstler. Die Kluft ist eine große; eine neue Reihe von Erscheinungen beginnt; es giebt von jetzt an eine Geschichte der Componisten und eine Geschichte der Künstler. Und das ist keineswegs so gar unpraktisch. Denn diese, jetzt wieder selbständige, bloß ausführende Kunst muß nothwendig den Erwerb suchen. Dem Erwerb dient das Leben. Das Leben ist nicht einfach. Jede seiner Grundformen hat wieder ihr Bedürfnis; nach ihrer Musik. Und so entsteht in dem Jahrhundert, welches Ludwig dem Vierzehnten und seiner Hofkapelle folgt, der Pruceß, der eine neue Organisirung der ausübenden Musik enthält. Wie gern verfolgen wir ihn! Aber er ist auch im Ganzen klar. Während die Kirchenmusik sich wesentlich gleich bleibt, bringen die Türkenkriege einerseits und jene EntWicklung, welche die Infanterie zur Hauptmaste macht, ein ganz neues Element zuerst in die Militärmusik; es ist die Aufnahme des Glockninstrumentes mit Glockenspiel, Triangel, Beckenschläger und der großen Trommel als Baß in die Marschmusik; die entstehende Wachtparade verbindet dieselbe mit Thron und Hof und mit der Theilnahme des Publikums; sie selbst wird durch die Musik der Regimenter zu einen Voltsfest; streng an ihre Aufgabe gebunden, wird sie ein selbständiges Musikgebiet; die eigentliche militärische Musik entsteht. Daneben tritt die Musik in das Drama hinein; hat sie einst bei demselben das was auf dem Theater geschieht, als Chor der Helden und Weisen begleitet, so will sie jetzt als Musik selber etwas auf diesem Theater thun und sein. So wird die musitalische Composition zur theatralischen.

Musik und Llaaiiwissenjchaft. 2<5

Sofort aber beginnt der uralte Kampf der beiden musikalischen Elemente; die menschliche Stimme scheidet sich von dem musikalischen Instrument, aus dem Troubadour ist der Sänger geworden, aus dem Concert der Instrumente das Orchester; jetzt hat der Componist statt einer zwei Aufgaben; er soll jetzt die Harmonie beider großen Factoren herstellen und erhalten, und beide doch an seinen musikalischen Grundgedanken binden, indem er in tausend Formen desselben klingen und singen läßt. Das aber wird jetzt aus einer bloßen Zusammenstellung und Entwicklung zu einer Arbeit, und aus dieser Arbeit geht das Tonwert in höherem Sinne hervor; die Oper entsteht. Die Oper ist ein Stück Leben, für das Leben zur Musik gemacht; sie gehört als solche nicht mehr dem einzelnen Staate, nicht dem einzelnen Volke; sie gehört dem ganzen Europa; mit ihr wird die musikalische Bildung zu einem intergrirenden Theile der europäischen Bildung, wie die alten Sprachen und die Verehrung der Classicität. Das ist ihre große Function in der „äußeren“ Geschichte der Musit; ihre innere mag sie dann wieder für sich selber haben. Wir verfolgen sie nicht, so reich sie auch ist für den der sie versteht. Wunderbar nur, wie sich innerhalb dieser musikalischen Opern Europas wieder die Nationalitäten Raum schaffen, und wie das so bestimmt erscheint, daß man das, was man in hundert Bänden kaum erschöpfen wird, in zwei Worten zur faßbaren Anschauung zu bringen vermag. Wir sagten, die Oper enthalte die höchste musikalische Einheit der persönlichen und der Instrumentalmusit. Daher giebt es bis auf unsere Zeit nur zwei Charaktere für alle Oper; diejenige, in welcher der Sänger, und diejenige in welcher der durch das Orchester getragene musikalische Gedanke die Hauptsache bildet. Die erste Art ist die italienische Virtuosenoper mit Prima-Donna und Coluratur, die zweite ist die deutsche Orchesteroper mit Thema und organischer Harmonie. Das Bewußtsein dieses tiefen Unterschiedes bricht sich dann Bahn, indem die Ouvertüre sich von der Oper scheidet — das, meinen wir, sei das Eigenthum der Franzosen, doch gestehen wir nicht zu wissen, wann die Ouvertüre sich zuerst und grundsätzlich von der Oper trennt. Jedenfalls findet der Unterschied der beiden Grundformen aller Oper ihren Ausdruck darin, daß die italienische Ouvertüre die Oper eröffnet, die deutsche sie enthält; bei jener erfahre ich von der Hauptsache so wenig, daß ich die Oper selbst hören muß, bei dieser so viel, daß sie die Hälfte der Oper erfetzt. Die neue Oper, die Wagner'sche Musik, hat sich die Aufgabe gestellt, jenen Unterschied beider Elemente aufzuheben, und Gesang und Orchester zu Einem Ganzen zu verschmelzen. Diese Aufgabe hat sie so weit gelöst, daß man als das — äußere — Kriterium der Wagner'schen Opern das Ungenügen — sagen wir lieber gleich die Unmöglichkeit — eines genügenden Clavierauszuges aufstellen kann; doch haben wir über Musit nicht zu reden; wir verstehen sie nicht. Dagegen sehen wir neben Militär- und Overnmusit sich zunächst am Hofe eine dritte Art entwickeln, die ihrerseits wieder aus der Kunstsphäre die Hand in das

2^6 Lorenz von Stein in Wien.

gesellschaftliche Leben hinabreicht; es ist die Kammermusik, welche sich an den Tanz der Hoffeste anschließt, und in ihrer Weise theils die Musik zur edlen häuslichen Geselligkeit erhebt, theils auf die älteste Aufgabe der«selben, die Verbindung des musikalischen Rythmus mit dem Tanzrythmus, zurückgreift. Wenn die Oper so viele Meister hat als es Opernarten giebt, so hat diese Musikrichtung ihr Haupt in Haydn. Mit ihm werden Terzett und Quartett allerdings nicht geschaffen, aber sie werden durch ihn Mode: und so tief verschmilzt sich die letztere mit dieser Musik, daß die Worte die man für sie gebrauchen gelernt hat, zugleich ein Musikstück und einen Tanz bezeichnen. Wer hat nicht, wenn er ein Haydn'sches Menuet oder eine Gavotte anhört, die feinen seidenbestrümpften Cavaliere, die hochgepuderten Damen des ?alon i-miFs mit ihren vornehmen Manieren in Perrücke und Chabot, wo die weißen Hände aus den langen Spitzenmanschetten heraus sich zierlich die Finger reichen und der Tanz zum ver«edelten Gehen geworben ist, mitten im vergoldeten Salon mit seinen venetianschen Spiegeln und Lüstern vor sich gesehen? Kann man sich das Menuet Ludwigs XIII. oder die wunderbar liebliche Composition Boceherinis denken, ohne ein Bild jener Zeit der Vnmä-LsiFneui-z und ihrer vornehmen Courtoisie? Und wird man sich wundern, wie Haydn für die Musik bei den Höfen denselben Rang gewann, den Rubens und Van Dyk für die Malerei erobert? Die Stellung Hciydns in der äußeren Musikgeschichte ist klar: wir reden nicht über die künstlerischen Leistungen, sondern nur über die Leistungen seiner Kunst; durch ihn wird die Musik zum guten Ton, er ist der Träger der vornehmen Kammermusik; jetzt bedarf es nur noch Eines Schrittes, um das zu schaffen was wir Alle kennen, die Musik der Geselligkeit. Doch einen Vlick müssen wir vorher auf unser letztes Gebiet und da» mit auf zwei Männer werfen, welche die Geschichte der Musik nie vergessen wird, Bach und Händel.

Wir haben von dem Nildungswesen in der neu entstehenden Musit gesprochen. Eine musikalische Bildung hat es immer gegeben. Mit dem achtzehnten Jahrhundert aber entsteht eine ganz neue Epoche derselben. Wir müssen uns damit begnügen, sie die Musikschule zu nennen. Die Musikschule bezeichnet den Punkt, auf welchem die Musit in jene merkwürdige Entwicklung hineintritt, die wir als das öffentliche Unterrichtswesen im Unterschiede von dem bisherigen ständischen Bildungswesen bezeichnen. Es liegt uns zu fern, das hier zu verfolgen; aber wie dankbar müßte die Geschichte des Vildungswesens sein, wenn auch nur ein Einziger der tausend Musikschriftsteller sich damit beschäftigt hätte, den Entwicklungsgang der Musikschule zu untersuchen! Freilich wäre das eine Arbeit. — Also wir wissen davon so gut wie nichts. Aber wieder tritt uns der deutsche Charakter auch auf diesem Gebiete entgegen. Wenn ich etwas lehren will, muß ich erstlich Lehrer sein, und zweitens die Sache selber wissen. Darum hat schon die älteste katholische Kirchenmusik Lehren und Lernen der Musik mit dem

Musik und StaatLwissenschaft. 2^7

des Lateinischen verbunden; an der Seite des Rectors steht der Cantor in der Kathedralschule. Die Gestalt, in der sich dieses Verhältniß fortsetzt, ist der Organist der Volksschule, der zugleich Lehrer ist. In diesem Organisten nun geht jener eigenthümliche Proceß vor sich, der die Hälfte alles geistigen Lebens enthält, und den eigentlich nur die Hellenen und die Germanen zu durchleben verstehen. Der selbstbewußte Geist will das, was er fühlt, auch begreifen und systematisch entwickeln. Die Orgel aber, bisher nur ein kirchliches Instrument, beginnt damit ihre zweite große Function. Sie wird durch die Natur ihrer Töne zur Lehrmeisterin für jene Entwicklung eines musikalischen Gedankens, zu einem Tonsystem; auf ihr nimmt das Thema die Gestalt und Größe des Hauses an, in welchem die Orgel es für die Gemeinde ertönen laßt; es wird zu einem Tonbau in dem Steinbau der Kirche. So wird jetzt die Orgel aus einer Beherrscherin des Kirchengesanges zur Quelle des systematischen Verständnisses der Musik; sie zwingt das Thema langsam und ernst sich zu entfalten, um sich zu einem Ganzen wieder zusammenzuschließen, so daß die große Einheit sich in jedem Theile wieder finde, und das Freieste in der Welt, der Ton, in seiner Bewegung sich dem Strengsten unter allem Strengen, dem Gedanken fügen lerne, wie der Schüler dem Lehrer. Diese musikalische Arbeit, die in ihrer Entwicklung des Einzelnen zum Bewußtsein ihres Inhalts gelangende Arbeit des Tonbildners, die durch die Orgel zugleich Anstoß und Maß empfängt, ist die Fuge. Die Fuge ist das philosophisch-systematische in der Tonkunst; Empfindung und Bewußtsein des musikalischen Gedankens reichen sich in ihr die Hand; sie ist nicht mehr bloß das große Musikstück, sondern sie ist die wahrhaft große Musik; wenn Generalbaß und Harmonielehre die Vorbildung für die Wissenschaft der Musik sind, so beginnt mit der Fuge diese Wissenschaft selber. Und so, an dessen Namen sich diese große Epoche der Musik untrennbar anschließt, ist unser Bach. Was Montesquieu im öffentlichen Recht, was Adam Smith in der Nationalökonomie, was Kant in der Philosophie und Niebuhr in der alten Geschichte gewesen, das war Bach in der Musik. Es ist Niemand da, der mit ihm zu vergleichen wäre. Sein Reichthum ist unerschöpflich, und dabei steht man mit doppelter Bewunderung still vor der feinen angeborenen Grazie, mit der er den ganzen Hof der Fürsten und ihrer Salons wie das verschämte Erröthen der einfachen Jungfrau mit seinen Tönen in seiner Empfindung musikalisch zu schaffen versteht. So lange wir nicht eine, im größten Stile erfaßte Geschichte der Bach'schen Musik haben, haben wir trotz O. Jahn, Ambros und allen Andern keine Geschichte der Musik; und schon darum nicht, weil Bach der Vater der Fugenharmonie und der Born der Melodie ist, an dessen Ufern gar viele Blumen gepflückt sind, ohne daß die glücklichen Finder es gestehen oder selber wissen. Bach gehört zu den Männern, die kein Einzelner sondern nur ein Jahrhundert versteht; und dies Jahrhundert sollte das unsere sein! Der Einzige, den man neben ihm als Ebenbürtigen nennen darf, ist Händel. Händel ist in dem unerreicht.

2^8 Lorenz von Stein in Wien.

was dem Organisten nach dann doch unerreichbar blieb, in der Instrumentation und zwar namentlich der Geige. Wer Händel nicht kennt, kennt die Geige nicht! Doch wir verlieren uns; gerade in dem Moment, wo der musikalische Strom so breit und so tief wird, daß wir von seinem einen Ufer das andere nicht mehr sehen. Gestehen wir es, daß hier ein neues Studium an» fängt. Höchstens die Magnetnadel für die Forschung, die sich auf diesem Meere einschiffen, können wir noch einen Augenblick festhalten. Und weiden uns die wirklichen Kenner der Musik böse werden, wenn wir zu dieser Magnetnadel auf der langen Reise durch Bibliotheken von Partituren und Literaturen auch noch einen Quadranten hinzufügen, der ein wenig für die Erkenntniß der Sunnensuche maßgebend sein dürfte, so fremdartig er auch Manchem erscheinen mag?

Wir glauben den historischen Punkt angegeben zu haben, auf welchem die eigentliche Composition entsteht. Die Composition aber ist eine musikalische That; und mit ihr geschieht dasselbe in der Betrachtung der Musik, was auch in anderen Dingen die Geschichtsschreibung beherrscht; man identificirt den Musiker mit der Musik, und glaubt von dieser das Entscheidende zu wissen, wenn man jenen charakterisirt hat. Und das ist gar so verführerisch! Wie leicht und geistvoll läßt sich nicht über den Raphaet des Volksliedes, Mozart, über Beethoven, der allerdings ohne das Piano kein berühmter Musiker gewesen wäre, über die Romantiker, über Webers Volksmusik, über den Kampf mit dem Italienerthum, den uns niemand geschmackvoller beschrieben hat als Riehl, und nun gar über Wagner, der mit dem Zeus Kronion wenigstens das gemein hat. daß er auf weltliche Stundenzahlen und weltliche Bedürfnisse keine Rücksicht nimmt, und mit der Zukunft, die er nicht klar versteht, die Gegenwart beherrschen will, deren beschränkte Empfänglichkeit er unmuthig bei Seite schieben möchte — reden und schmälern! Und wie schaal und trivial wird sich daneben das ausnehmen, was wir zu sagen haben, wenn wir mit der kühlen Staatswissenschaft mitten in dieses Concertbcwußtsein aller philharmonischen Gesellschaften und Liebhabereien hineintreten!

Und doch ist das ein einmal unsere Mission. Und so möge es seinen Weg gehen. Doch werden wir jetzt sehr kurz sein. Denn alles, was wir hier zu sagen haben, hat absolut keinen Werth, wenn man es für ein Impromptu hält, und nicht selbst ein Nein wenig darüber nachdenkt. Das eigene Nachdenken aber steht bei ernstesten Dingen stets im umgekehrten Verhältniß in der Länge der Sätze, welche zu demselben anregen sollen. So versuchen wir es, das neunzehnte Jahrhundert in seiner Stellung zur Musik auf das Kürzeste zu skizziren.

Es ist der Charakter des neunzehnten Jahrhunderts in der Geschichte der Musik, daß es keinen specifischen musikalischen Charakter hat.

Es hat alle Musik in sich aufgenommen, und producirt alle Musik aller Vergangenheit bis zum Chor der Antigone hinab, und hätte Ebers Etwas von

Musik und Staatswissenschaft. 2<.9

der Musik verstanden, wer steht gut dafür, daß in den orientalischen Akademien nicht Psammetich und Rhamses als Bassisten in einer musikalischen Osiris-Soiree auftreten? Daher denn kommt es, daß die musikalische Eigengestalt unseres Jahrhunderts von zwei Factoren beherrscht ist, von denen die eine ein musikalisches Element zu sein scheint und es nicht ist und das andere eine musikalische Gewalt ist, ohne es zu scheinen. Das erste ist das Piano, und das zweite ist das Kapital.

Das Gebiet, das sich hier ausbreitet, ist nicht bloß ein großes, sondern auch ein sehr ernstes. Jedenfalls ist es nicht zu übersehen ohne seine staatswissenschaftliche Grundlage.

Bis zur Entstehung des Pianos war die Musik — also nicht das Lied und nicht das Trompetenstück, sondern die Musik als Einheit der Töne und Ausdruck eines Gesamtgefühls des Volkes — das Gebiet einer selbstständigen, mehr oder weniger ständisch dastehenden Klasse des musikalischen Berufes. Jetzt kam die Idee der Freiheit, Gleichheit und Gemeinschaft in allen Dingen über die Völler, also auch die Gemeinschaft in der Musik.

Es war durch den tiefen Grundgedanken der neuen Civilisation geboten, daß jeder nicht bloß Musik hören, sondern auch Musik machen könne. Die Musik ward, sagen wir es so kurz als möglich, aus einem ständischen ein staatsbürgerlicher Begriff. Es braucht ja nicht alles in der Constitution zu stehen, was das Staatsbürgerthum enthält. Derselbe Gedanke, der den Staatsbürger erzeugte und der so vieles andere beständig neu erzeugt, erfaßte auch die Musik: *Hi^ liouse ii> iu^ easü* — aber auch meine „Kapelle“.

Nur eins fehlte dazu; das war das Instrument, das fähig war, nicht bloß Tonstücke, sondern Musik zu machen. Dies Instrument war das Piano.

Das Piano hat eine gewaltige Arbeit in der Musik vollzogen. Es hat alle Musik auf den Schultern seiner sechs Octaven in jedes einzelne Haus getragen. Es hat der musikalischen Bildung einen Verkehrswerth gegeben. Es hat die Produktion der Pianofabriken, es hat die Composition der Pianostücke, es hat die Klavierstunden neben der Musik zu einem Gewerbe gemacht. Es hat die Musik aus einem bloßen Kunstwerk und aus einem Kunstgenuß zu einem integrierenden Theile der höheren Bildung gemacht. Es hat eine neue Technik geschaffen, und die Ächtung vor dieser Technik neben der Verehrung vor dem Inhalte derselben gestellt. Es ist von der Oper, von vergoldeten Concertsälen und der ernstesten Wissenschaft der Musik in das Einzelleben hineingestiegen; es hat Theilnahme und Urtheil über die Musik zu einem Gemeingut gemacht, und es hat in seiner staatsbürgerlichen Function, ohne das die Betreffenden es selber wußten, sogar die Elemente des Constitutionalismus in die Musik selber hineingebracht. Es gibt schon heute nur dann einen großen Musiker, wenn er eine musikalische Partei schafft oder vertritt. Es giebt musikalische Programme und Standreden, ja musikalische Parlamente in Leipzig, Wien, Berlin; und alles das ist nur dadurch möglich, daß durch das Piano, den Träger der musikalischen

220 Lorenz von Stein in Wien.

Literatur, die großen musikalischen Eigengestalten in tausend Leitartikeln, populären Darstellungen, Unterhaltungen und Hebungen Jedem im Haie an dem Instrument gegenwärtig und verständlich weiden. Die Maci« sg-v-Literatur ist in den Noten so heimisch wie in den Drucksachen. Und das ist gut. Was dabei nicht so gut ist wäre geradezu übel, wenn nicht dasselbe Piano auch das Gegengewicht dieses 8nssr3gs univsi8s1 geboten hätte. Es ist allerdings gewiß, daß gerade das Piano die triviale Musik erst reck, : möglich macht, und dies musikalische Gesamtgefühl in lauter Einzelproductionen auszulösen droht. Aber das Erste« bricht doch durch; es erzeugt die großen musikalischen Träger des Selfgovernment in den Hunderten von musikalischen Vereinen und Gesellschaften neben der öffentlich-ernstlichen Musil in Ooci und Conservatorien. Mit beiden ist das geschehen, was unsere Zeit aus diesem Gebiete chaialterisirt. Die absolute Monarchie des Componisten ist verschwunden; wir leben in einer musikalischen Republik, in der die 6000 Heliasten, welche in Athen Recht sprechen, jetzt sich selber wählen und selber urtheilen. Das Bild ist faßbar genug. Seine Grundlage aber ist das Piano. Das werden wir nun nicht weiter verfolgen.

Und nun fügen wir das Letzte hinzu: Das „Kapital“ bedeutet für die meisten sehr verschiedene Dinge; für Alle aber ist es in Einem Punkte dasselbe. Es trägt Zinsen. Zinsen genieße ich. Zu dem Genüsse gehört die Musit. Wie lann ich mit den Zinsen Musit genießen? Gibt es wirtlich für den Kapitalisten noch einen anderen Klang als den des Geldes? Und siehe da, die alten Gestalten der hellenisch-römischen Geschichte tauchen wieder auf, wo ein berühmter Flötenspieler an einem Abend 20,000 Drachmen in Athen einnahm. Es ist das große Gesetz der Natur, daß jedes Ding stets seinen Ursprung wieder zur Geltung bringt. Den Zins empfangen ich aus meinem Kapitale ohne eigene Arbeit durch die Arbeit Anderer; darum werde ich auch stets den Zins ohne eigene Arbeit durch die Arbeit Anderer genießen wollen. Der Zins erscheint daher in Kleidung, Nahrung, Wohnung, tausend anderen Dingen, die ich zum Genuße taufe. Habe ich wenig Zins, weide ich wenig dafür zahlen; habe ich viel, viel. Dadurch wird es der Mühe werth, Leistungen zu produciren, mit denen ich mir diesen Zins, den Andere einnehmen, selbst tributär mache. Ich werde alsdann nicht mehr die Kunst um der reinen inneren Befriedigung willen erwerben und treiben; ich weide etwas thun, was die Alten nicht verstanden: ich werde der Kunst ihre Kapital bildende Kraft geben. Damit wird sie ihren Platz in einer gesellschaftlichen Ordnung empfangen, in der das Maß des Kapitals das Maß der öffentlichen Geltung geworden ist. Hindere es, wer es vermag! Aber der Künstler der das thut, hat jetzt der Kunst ihre Kapitalstellung gegeben; er lehrt sie von den Zinsen anderer leben, von ihnen reich werden, aus sie vertrauen; er ist zum Virtuosen geworden. Die Virtuosität besteht jetzt darin, daß sie nicht bloß bewundert, sondern als solche auch bezahlt wird, und das Geheimniß ihrer Macht ist der stille Stolz, bei einer „eisten Aus-

Musik u.,d Staatswissenschaft. ^ 221
führung" ^dabei gewesen zu sein'; denn „meine Mittel erlauben mir das".
Verächtlich, nicht Wahr? Aber auch unvermeidlich, nicht wahr? Und ist
das Alles denn gar so viel anders, als wenn im vorigen Jahrhundert die
Fürsten und Könige ihre Capellen hatten und zahlen tonnten?
Kurz — wir wollen mit einem Paradox schließen. Nach den unabänder-
lichen Gesetzen derNationalölonomie wird dieEntwicklung desVirtuosenthums—
und, fügen wir hinzu, der Gebrauch des Pianos — in der Gesittung eines
kunftliebenden Volkes stets in gleichem Verhältnis; und in gleicher örtlicher
Veitheilung — Provinzstadt und Hauptstadt — zu der Summe stehen, welche
an Zinsen eingenommen wird. Nur der unmusikalische Geist der Engländer
und Holländer erkennt das Gesetz nicht an, daß die Virtuosen mit der Summe
der Staatsschulden und dem Wechsel des Börsenkurses abnehmen und
zunehmen. — Und ist das eigentlich gut? Aber was machen sie denn sonst mit
ihrem „Gelde?" —
— Ist das Alles nur das Ende einer alten oder der Anfang einer
neuen Zeit? Gewiß ist nur, daß die Musik allein uns das nicht beant-
worten wird.

«»ld und LII°. XXV. ?4. 15

Die Ermordung des Advocaten Vernays.

Proceß Armand und Leon Seltzer.

von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Am 21. März dieses Jahres hat durch die Entscheidung des höchsten belgischen Gerichtshofes einer der merkwürdigsten Processi, die vielleicht leicht je verhandelt worden sind, seinen Abschluß gefunden. An diesem Tage ist der Antrag der Brüder Armand und Leon Peltzer auf Vernichtung des schwurgerichtlichen Erkenntnisses vom 22. December 1882.

das die beiden Angeklagten wegen Ermordung des Advocaten Wilhelm Vernays zum Tode verurtheilt hatte, zurückgewiesen worden. Die Todesstrafe, die in Belgien nicht mehr vollstreckt wird, ist für die Beiden in lebenslängliche Zuchthausstrafe umgewandelt worden.

Dieser Proceß hat schon wegen der gesellschaftlichen Stellung der daran Hlluvtbetheiligten weit über die belgischen Grenzen hinaus die Aufmerksamkeit der Gebildeten auf sich gezogen. Auch die deutschen Blätter haben zum Theil sehr ausführliche Berichte darüber gebracht. Da die Verhandlungen vor den Geschworenen zu Brüssel indessen einen vollen Monat in Anspruch genommen haben, — vom 27. November bis 22. December, — und dem Leser der Zeitungsberichte, die unmittelbar jeder einzelnen Sitzung der Verhandlung zu folgen hatte, der Ueberblick über das zusammenhängende Ganze in höherem oder geringerem Grade verloren gehen mußte, so mag der Versuch einer geordneten Darstellung dieser eigenthümlichen Geschichte gerechtfertigt erscheinen.

Die Ermordung des Advocaten Vernays. 223

Es ist ganz erklärlich, daß sich für diesen Proceß in der ganzen civilisirten Welt eine ungewöhnliche Theilnahme gezeigt hat. Das Opfer, die Thäter und deren Sippe gehören der guten und gebildeten Gesellschaft an. Die That selbst, ein mit ruhigster Ueberlegung durch lange Monate planmäßig vorbereiteter Mord, ist mit dem Vorleben der Angeklagten und mit deren Charakter in keinen Zusammenhang zu bringen. Das einzige Moment, das unter solchen Verhältnissen auch das Unerklärliche erklärlich machen könnte: die leidenschaftliche besinnungslose Aufwallung des Augenblicks ist ausgeschlossen. Das Thatsächliche ist erwiesen, doch Psychologische vollkommen dunkel geblieben.

Der bisher als allgemein menschlich anerkannte Grundsatz, daß die Veranlagung zum Verbrechen entweder schon eine verhängnißvolle Erbschaft sei, die Aeüßerung einer von Hause aus schlechten Natur, oder daß der verbrecherische Sinn sich langsam durch böses Beispiel, leichsinniges Leben, Unbildung, Rohheit, Genußsucht, Elend und dergleichen zeitige, daß das Verbrechen also in der Natur des Verbrechers immer tiefliegende Wurzeln haben müsse, scheint hier durchaus keine Anwendung zu finden. Iphigenie sagt:

«Nenn es erzeugt nicht gleich
Ein Haus den Halbgott, noch das Ungeheuer.
Erst ein Reihe Böser oder Guter
Bringt endlich das Entsetzen, bringt die Freude
Der Welt hervor.»

Ebenso sagt Phädra:

„HuelyneL ei'ime« toi^ourz ziiöeeäeut 1«3 FiÄnäe» c-Iliu«».“

Und ebenso bestimmt und noch kürzer spricht Juvenal als eine unumstößliche Wahrheit das Wort aus: „Mma rennte tuit Wpi38iuu3“ —lein Mensch wird über Nacht ein wüster Verbrecher.

In diesem Processe aber klafft zwischen der That und dem Beweggrunde zu dieser That eine Lücke, die gar nicht auszufüllen ist; und wenn es nun auch als erwiesen gelten kann, daß Armand Peltzer seinen Bruder Leon veranlaßt hat, den Advocaten Bernays in einen mit raffinirter Schlauheit hergerichteten Hinterhalt zu locken und dort niederzuschießen, so bleibt es trotz der bewiesenen Thatsache noch immer unbegreiflich, wie im Hirne eines Mannes von der geistigen und gemüthlichen Beschaffenheit Armand Peltzers ein so entsetzlicher Plan hat ausgebrütet werden tonnen, und daß Leon die von ihm selbst schließlich eingestandene That begangen hat.

Versuchen wir jetzt eine Schilderung des Hergangs, wie er durch die außerordentlich scharfsinnige und gewissenhafte Untersuchung als wahrscheinlich dargestellt, durch die Aussagen der Zeugen während der öffentlichen Verhandlungen und durch das Urtheil der Geschworenen als richtig erkannt worden ist.

1b'

22H Paul Lindau in Berlin.

Am 7. Januar 1882 verließ der Advocat Wilhelm Bernaus mit dem Vormittagszuge Antwerpen, wo er sich seit einer Reihe von Jahren niedergelassen hatte, und fuhr nach Brüssel. Einem Bekannten sagte er unterwegs, daß „er mit einer bedeutenden Persönlichkeit oder einem Industri- ritter“ eine geschäftliche Zusammenkunft habe. Er hatte zu Hause nichts hinter- lassen. Seine Frau wartete mit dem Essen eine halbe Stunde, eine Stunde, er kam nicht wieder; auch am anderen Tage nicht. Bernaus war spur- los verschwunden. Die Justiz, die von dem geheimnißvollcn Verschwinden unterrichtet worden war, setzte vergeblich alle Hebel in Bewegung, um das Verbleiben des Advocaten zu ermitteln. Die merkwürdigsten Gerüchte wurden verbreitet. Bernaus lebte mit seiner Frau in sehr unglücklicher Ehe i Einige glaubten daher an eineil Selbstmord. Barnays hatte starte Gemüths« erschütterungen in letzter Zeit gehabt, er war ein leidenschaftlicher Mensch, kurze Zeit vorher war sein Bruder in ein Irrenhaus gebracht; und su wurde auch das Gerücht verbreitet, daß Bernaus den Verstand verloren habe, daß er entweder in eine Anstalt eingesperrt oder durch einen Un- glücksfall umgekommen sei. Leute, die Bernaus nahe gestanden, erinnerten sich, daß er, seitdem er sich hatte taufen lassen, bei mannigfachen An- lässen eine gewisse Hinneigung zum Mysticismus gezeigt und nament- lich mit dem Pfarrer von St. Etienne du Mont in Paris, Perdreau. in regeni Veitehr gestanden hatte. So fand auch das Gerücht, daß er aus Lebensüberdruß sich von der Welt zurückgezogen und in ein Jesuitentloster geflüchtet habe, gläubige Ohren. Diese Vermuthung wurde namentlich ge- nährt durch einen Brief, den Wilhelm Bernaus am Tage vor feinem Ver- schwinden, am 6. Januar 1882, an einen deutschen Freund gerichtet hatte. In diesem Brief hatte Bernaus gesagt: Seine besten Freunde und Gönner, in Antwerpen wie in Paris gehörten zur clericaleu Partei, die man nur zu oft verleime; die Tendenz unsrer Zeit, die das religiöse Gefühl zu unter- drücken und die Priester zu erniedrigen suche, sei außerordentlich gefahrvoll. Seit einigen Tagen trage er sich mit dem Gedanken, seinen alten Gönner, den Pfarrer von St. Etienne in Paris, dessen Bild auf seinem Kamin stehe, zu bitten, ob es nicht möglich sei, ihn zu einer Mission in fernen Landen zu verwenden, um von den Wilden aufgeessen oder vom gelben Fieber dahingerafft zn weiden. Endlich munkelte man auch von einem Verbrechen, dem Bernaus zum Opfer gefallen sei, und man raunte sich im Geheimen zu, daß Armand Peltzer, der früher der intimste Hausfreund des Advocaten gewesen war, und dem sogar strafbare Beziehungen mit Frau Julie Bernaus nachgesagt wurden, damit in Zusammenhang stehe. Bis zum 18. Januar herrschte über das Verbleiben von Bernaus undurchdringliches Dunkel. An diesem Tage erhielt in der Mittagsstunde der Untersuchungsrichter Berrü in Antwerpen einen Brief mit dem Post-

stemvel Basel, unterzeichnet Henry Vaughan, in dem es heißt: Bernays sei durch einen unglücklichen Zufall von dem Absender erschossen. Man werde die Leiche in der von Vaughan gemietheten Wohnung Rue de la Loi 159 in Brüssel finden. Das Gericht begab sich nach dem bezeichnetem Hause, und man fand dort in der That die Leiche des Gesuchten. Bernays war durch einen Schuß in's Genick getödtet worden. Die Nachforschungen nach dem „Henry Vaughan“ Genannten ergaben für die Polizei genügend starke Verdachtsgründe, um gegen Leon Peltzer, den jüngeren Bruder des Hausfreundes Armand Peltzer, einen Verhaftsbefehl zu erlassen. Leon Peltzer, ein leichtsinniger und schlechter Kaufmann, der im Uebrigen als ein sehr gutmüthiger Mensch geschildert wird, trieb sich seit einer langen Reihe von Jahren in der Welt umher. Bis kurz vor der That und, wie Mitglieder seiner Familie glaubten, auch noch zur Zeit, da das Verbrechen begangen wurde, hatte er sich in Amerika aufgehalten. Am 1. März veröffentlichten die beiden in Belgien ansässigen Brüder Armand Peltzer und James Peltzer das folgende Schreiben:

„Die Blätter haben gemeldet, daß ein Verhaftsbefehl oder ein Auslieferungsmandat gegen unseren Bruder Leon Peltzer erlassen sei. Wir gestatten uns nicht diese entsetzliche, vom Gericht als nothwendig erkannte Maßregel, die uns so schmerzlich trifft, einer Kritik zu unterwerfen; wir müssen jedoch bemerken, daß wir am 14. Februar an unsern Bruder Leon geschrieben haben, um ihn von den Gerüchten, die man verbreitet hat, in Kenntnitz zu setzen und um ihn aufzufordern, unverzüglich nach Belgien zurückzukehren. Dieser Brief, der von uns nach San Francisco adressirt ist, der letzten Adresse, die uns unser Bruder in seinem von St. Louis vom 18. December v. l. adressirten Briefe gegeben hat, ist dem Brüsseler Gerichtshofe unterbreitet und von diesem befördert worden. Wir sind davon überzeugt, daß unser Bruder bei der ersten Nachricht, die er von der Ermordung von Wilhelm Bernays erhält, zurückkehrt, und seine Gegenwart wird genügen, um die entsetzlichen Gerüchte, die man über ihn aussprengt, verstummen zu machen. Was uns betrifft, so sehen wir im Vertrauen auf die Gerechtigkeit unseres Landes dem Ergebnis; dieser Nachforschungen mit Gelassenheit entgegen. Auf die Beschuldigungen einer wüthenden Meute, die aus leicht begreiflichen Gründen über uns herstürzt, haben wir für den Augenblick keine Antwort. Gott gebe, daß Diejenigen, die uns in dieser Weise jetzt angreifen, ein so ruhiges Gewissen haben mögen, wie wir an dem Tage, da die Stunde der Verantwortlichkeit schlagen wird.“

Unterzeichnet ist dies Schriftstück von Armand Peltzer und James Peltzer.

Wenige Tage nach der Veröffentlichung dieses Briefes, am 5. März, machte der Doctor Lavis«, der seit sieben Jahren in intimen freundschaftlichen Beziehungen zu Armand Peltzer stand, dem Staatsanwalt die Mittheilung, daß ihn Armand in der Nacht vom 4. zum 5. März um 1 Uhr

226 saul linda» in Vrclin.

Morgens in großer Aufregung aufgesucht und gebeten habe, Leon zu beherbeigen. Llvifs hatte den Versicherungen Armands, daß Leon noch in Amerika sei, Glauben geschenkt und war durch biefe unerwartete Kunde auf's Aeufferfte überrascht worden. Der Doctor hatte nun erkannt, daß er wider seinen Willen einige Briefe zwischen Armand und Leon vermittelt hatte. Er zweifelte nicht mehr daran, daß Leon der Mörder sei, und hielt sich in seinem Gewissen gedrungen, seinen besten Freund und dessen Bruder zu denunciiren. Armand wurde am 5. März verhaftet, Leon zwei Tage darauf auf dem Kölner Bahnhofe. Die Untersuchung, die außerordentlich sorgfältig betrieben wurde, nahm dreiviertel Jahr in Anspruch und Ausgang November wurden die beiden Brüder unter der Beschuldigung des Mordes vor die Geschworenen gestellt.

Treten wir, nachdem wir so in großen Zügen die vor der öffentlichen Verhandlung dem Publikum zugänglich gewordenen Thatsachen verzeichnet haben, den Verhältnissen und Personlichkeiten näher.

II,

Es ist ein merkwürdiger und trauriger Roman des modernen Lebens, der sich im Hause des Advocaten Bernays zu Antwerpen abgespielt hat. Wäre er von einem Dichter erfunden worden, so würde er sicherlich vor der ernsthaften Kritik nicht bestehen können und als durchaus unwahrscheinlich und unglaubwürdig bezeichnet werden müssen. Die Dichtung muß ja in glaubwürdigerer Weise motiviren, als es der Wahrheit mitunter beliebt. Ein Armand Peltzer wäre eine unmögliche Romanfigur: „Der Mann tödtet nicht,“ würde das einstimmige Urtheil lauten.

Wilhelm Bernays ist in Coblenz im Februar 1848 geboren. Seine Eltern siedelten schon im Jahre 1850 nach Brüssel über. Er war ein guter und begabter Schüler, ein fleißiger Student, er bestand seine Prüfungen mit Auszeichnung und wurde schon in seinem zwanzigsten Jahre Doctor der Rechte. Seine ungewöhnlichen Fähigkeiten, die Rührigkeit seines Geistes, die Schärfe seines Blickes, werden ihm von Allen, die ihn persönlich gekannt haben, bereitwillig zugestanden. Dagegen ist die Zahl Derer, die ihm Lebenswürdigkeit in den Umgangsformen und Freundlichkeit des Charakters zuerkennen, eine viel geringere. Bernays hatte wenig Freunde und wirkte auf Viele geradezu abstoßend. In feinem Wesen war etwas Haftiges, In« ruhiges und zugleich Hochtrabendes, was den Verkehr mit ihm nicht gerade zu einem gemüthlichen machte. Vor allen Dingen aber wurden Viele abgeschreckt durch den bei ihm sehr entwickelten Erwerbssinn und seine starke Unlust zu Ausgaben, die bei jedem Anlaß sich bcmerklich machten. Sein fieberhaftes Verlangen, schnell Geld zu verdienen, war für ihn auch bei der Wahl seines Berufes maßgebend gewesen und bestimmte ihn zur Wahl seines Aufenthaltes. Er ließ sich also im Jahre 1870 in Antwerpen nieder. Cr hatte sich vor allem mit dem Handels- und Secrecht vertraut gemacht, er

Die «Kermoldung de? Ildvocaten Vernays. 22?

zeigte eine seltene Gewandtheit in der Behandlung aller kaufmännischen Streitfragen und wurde trotz seiner Jugend — er zählte damals erst zwei- und zwanzig Jahre — sehr schnell ein bekannter und gesuchter Beirath der großen Kausieute von Antwerpen. Nachdem er einige Zeit bei einem tüchtigen Advocaten in Antwerpen gearbeitet hatte, wurde er schon im Jahre 1872 an der Präzis seines früheren Chefs als selbständiger Leiter des Vureaus mitbetheiligt. Am 26. November 1872 verheiratete sich der jugendliche Streber mit Julie Pecher, die einer der angesehensten Familien von Antwerpen angehörte. Als Schwiegersohn des einflußreichen Herrn Pecher durfte Wilhelm Bernays noch auf ganz besondere Vortheile rechnen. Durch Pechers Vermittlung erhielt Bernays in der That die sehr einträgliche Stellung eines Negierungsadvocaten in Antwerpen; und in den vier Jahren von 1872—76 verdiente er für seinen Theil, wie aus den Verhandlungen sich ergeben hat, die Summe von 289,000 Frs. 78 Cts. — für einen jungen Juristen in der Mitte der Zwanziger jedenfalls ein recht erklecklicher Gewinn.

Es ist nicht leicht, nach den Berichten der Presse sich ein klares Bild von Julie Pöcher zu machen. Die belgischen Zeitungen, die uns zugänglich gewesen sind, sind so erbittert gegen Armand Peltzer und alles, was mit diesem im Zusammenhange steht, daß sie die intime Freundin Armands offenbar unfreundlich und ungerecht behandeln. Das Auftreten der unglücklichen Frau in dem Processe ist ein außerordentlich taktvolles und würdiges; und der höchstehende Zeuge, der erste Präsident des Cassationshofes zu Antwerpen, Herr de Long«, der Julie Pecher seit ihrer Kindheit kennt, bezeichnet sie als eine ungewöhnlich bedeutende, edle, taktvolle und vornehme Frau. Die schmähhlichen Gerüchte, die über ihren Verkehr mit Armand Peltzer verbreitet worden sind, entspringen thatsächlich der trübsten Quelle, dem widerwärtigen Klatsch des Gesinbezimmers, der von dem einen abziehenden Mädchen dem neuen zuziehenden gewissermaßen als Familienüberlieferung übergeben worden ist. Die Vernehmung der Dienstboten bildet eines der empörendsten Capitel in diesem langen Proceß, und ohne der Erzählung vorzugreifen, darf doch hier gleich erwähnt werden, daß auf jeden anständigen Menschen die von rohen, sitten« und gewissenlosen Dienstboten über Frau Julie Bernays ausgesprengten Gerüchte den Eindruck verleumderischer Unwahrheit machen müssen. Der Vertreter der Anklage hat denn auch den Takt gehabt, auf diese Aussagen später gar kein Gewicht mehr zu legen. So ein halbes Dutzend Meineide werden bei diesem Anlaß wohl geschworen worden sein. Das Wort „Dienstbotengemeinheit“, das mehrfach ausgesprochen wird, ist das einzig zutreffende.

Julie Pecher war, als sie die Ehe mit Wilhelm Bernays einging, zwanzig Jahre alt, drei Jahre jünger als ihr Mann. Sie war ein schwächliches, kränkliches junges Mädchen, eher klein als groß, beinahe mager, nicht auffallend hübsch, aber auch nicht häßlich, ein pikantes blasses Gesicht

mit graublauen Augen. Das einzige wirklich Schöne an ihr sind die üppige» Haare von wundervoller goldblonder Färbung. Sie empfing im Hause ihres freisinnigen Vaters, der der Führer der anticlericalen Partei in Antwerpen ist, eine ausgezeichnete Erziehung. Sie besitzt offenbar sehr schätzenswerthe Geistesgaben. Sie drückt sich leicht, gewandt und sogar mit einer beachtenswerthen Eleganz der Formen aus. Ihre Vernehmung als Zeugin vor dem Gericht, das über dm Mörder ihres Mannes das Urtheil sprechen soll und vor dem sie genöthigt ist, über den Ermordeten wenig Vortheilhaftes und über den Mörder Vortheilhaftes auszusagen, ist ein wahres Muster von Takt. Niemals hat sich eine Frau in einer so schwierigen Situation vornehmer und correcler benommen.

Daß Frau Julie eine angenehme Gattin gewesen sei. soll indessen durchaus nicht behauptet werden. Sie hatte romanhafte Neigungen, und wenn Bernays von ihr in einem Briefe schreibt, sie habe zu viel von der barmherzigen Schwester und theile von ihrer Neigung so verschwenderisch an ihre ganze Umgebung aus, daß für ihn, den Gatten, nicht viel übrig bleibe, so hat er, wie es scheint, den Nagel auf den Kopf getroffen. Juliens Natur neigte dem Schwärmerischen und Idealen zu, und sehr bald nach ihrer Verbindung mit Bernays sah sie ein, daß sie sich mit dem lediglich auf da» Praktische und Materielle gerichteten Sinne ihres Mannes schwerlich befreunden werde. Sie war verschlossen, verstimmt und wenig liebenswürdig gegen ihren Mann; und dieser war schroff, unhöflich, rechthaberisch, gewöhnlich kalt, mitunter aufbrausend. Julie besaß eine sehr reizbare nervöse Natur: sie litt häufig an Ohnmllchtsanfillllen, sie zeigte sich ihrem Manne gegenüber von einem verletzenden Stolze, beinahe hochmüthig. Schon in den Flitterwochen kam es zu einer ernsten Verstimmung. Bernays hatte verschwiegen, daß er Jude sei. In Paris, auf der Hochzeitsreise, hatte er sich taufen lassen. Es ist festgestellt, daß diese Verheimlichung und diese Taufe auf Julien einen sehr unangenehmen Eindruck gemacht haben.

Nach einem Jahre wurde das einzige Kind dieser Ehe geboren. Dieses, ein Knabe, erhielt in der Taufe den Namen Eduard, wird aber in der Familie beständig mit dem Kosenamen „Ende" bezeichnet, und ist bestimmt in diesem gesellschaftlichen Drama eine sehr bedeutende Rolle zu spielen. Vater und Mutter lieben das Kind mit derselben Zärtlichkeit und eifersüchtigen Leidenschaftlichkeit, und nur dieses Kindes wegen, von dem sich weder der Vater noch die Mutter trennen mag, entschließen sie sich später, nachdem die Ehe längst nur noch vor der Welt besteht, unter einem Dache zusammenzubleiben. Mit der Geburt des kleinen Ende hat auch die eheliche Gemeinschaft der Gatten ihren Abschluß erreicht.

Die stolze Frau war auf's äußerste entrüstet, als sie die Wahrnehmung machte, daß Bernays ihrem Kammermädchen mit unziemlichen Anträgen nahe. Dieses Mädchen, Maria Theresia, war auffallend schön; aber sie war eine anständige Person, die Braut eines ordentlichen Mannes, und wies die An-

Die trmordnna de? Adrocaten Vernays. 229

träge ihres Herrn mit Entschiedenheit zurück. Bernays war in das Mädchen ganz vernarrt und führte sich ihr gegenüber in einer Weise auf, die allerdings die eheliche Gattin auf's tiefste verletzen mußte. Er machte ihr sogar, wie festgestellt zu sein scheint, den ernsthaften Vorschlag, mit ihr durchzugehen und Weib und Kind zu verlassen. Die Ehe war nun thatsächlich gelöst; sie bestand nur als gesellschaftliche Lüge, und das Zusammenleben der Beiden war ein in jeder Beziehung unerfreuliches. Julie und Vernays hatten keinen andern Berührungspunkt mehr als die gemeinsame Liebe zu ihrem Kinde. So lagen die Verhältnisse, als Armand Peltzer, der in Buenos Ayres ein kaufmännisches Geschäft begründet hatte, nach Belgien zurückkehrte, um seinen Brüdern Leon und James, die bankerott erklärt waren, zu Hülfe zu eilen.

Wie Bernays. so ist auch Armand Peltzer deutscher Abkunft. Er ist der älteste Sohn eines ehrenhaften und angesehenen Kaufmannes aus den Rheinlanden. Armand ist im Jahre 1844 in Verviers geboren. Er wie seine Brüder sprechen gleich gut deutsch, französisch und englisch. Armand hat studirt, er ist Ingenieur. Sein Vorleben ist rein und lauter; alle seine Studiengenossen bekunden die Offenheit und Herzlichkeit seines Wesens sowie seiner glänzenden Geistesgaben. Er discutirte gern und war sehr lebhaft; aber die Anklage hat in seinem Leben auch nicht einen einzigen Punkt finden können, dessen sich ein Ehrenmann zu schämen hätte. Die Liebe, die ihn mit seinen Geschwistern verbindet, hat etwas wahrhaft Rührendes. Seine ganze Jugend verfließt damit, daß er sich beständig für die Seinigen opfert. Er verdient mehrfach erhebliche Summen, aber diese fließen immer in die Kasse der Brüder, die schlechte Geschäfte machen. Namentlich sein Bruder Leon, der vier Jahre jünger ist, macht ihm schwere Sorgen. Um die Ehre des Namens Peltzer, um seine Brüder vor der Schmach des Bankrotts zu retten, giebt er alles, was er erworben hat, mehrere Hunderttausend Francs, hin, ohne sich zu besinnen. Ein Opfer für die Familie ist es, das ihn aus Buenos Ayres nach Belgien zurückführt. Bei der Abwicklung der Geschäfte seine Brüder Leon und James tritt er in Unterhandlungen mit dem Advocaten Wilhelm Bernays, der mit der Familie Peltzer seit langen Jahren bekannt ist. Leon und James haben sogar der Hochzeit Juliens mit Bernays beigewohnt. Die Großartigkeit Armands in Geldangelegenheiten muß dem scharf und genau rechnenden, sogar knauserigen Bernays ungewöhnlich imponirt haben. Die Neiden treten sich näher, befreunden sich, werden schließlich intime Freunde. Armand ist Wittwer und Vater eines kleinen Mädchens, Marietta. Er wird von Vernays Julien vorgestellt, und Julie faßt ein lebhaftes Interesse für den Mann, der aus Amerika herübergekommen ist, und in uneigennützigster Weise sein Vermögen für die Ehre seines Namens preiszugeben. Diese Hochherzigkeit macht auf die leicht erregbare Frau, die gerade das, was Armand auszeichnet, an ihrem Manne so sehr vermißt, einen tiefen Eindruck. Seinerseits fühlt sich auch Armand zu der eigenthiim-

230 Paul Lindau in Berlin.

lich reizvollen jungen Frau, die auf alle Männer mit einem eigenartig bestrickenden Reize wirkt, hingezogen. Ein Band inniger Freundschaft knüpfte sich zwischen Beiden. Die Kinder, Eduard und Mariette, spielen zusammen und haben sich lieb.

Bernays sah der Gestaltung dieses eigentümlichen und nicht ungefährlichen Verhältnisses ohne Bangen zu. Er hatte das vollste Vertrauen zu seinem Freunde Armand und hegte kein Mißtrauen gegen seine sonderbare Frau, die durch ihre eigenartige Natur, abgesehen von allem Anderen, gegen gewisse Schwachen des weiblichen Geschlechtes gefeit zu sein schien. Armand war und blieb der beste Freund des Mannes und der Frau; von beiden und von der Andern wurde ihm bei den nur allzu häufigen peinlichen Auseinandersetzungen und Unstimmigkeiten die Rolle des Vermittlers und des Friedensstifters zugewiesen. Er war allwöchentlich wenigstens einmal regelmäßiger Gast bei Tische und verbrachte fast jeden Abend im Hause des Advocaten.

Es versteht sich von selbst, daß die Dienstboten über die häufigen Besuche Armands und seine stundenlangen Unterredungen im M«-5-t,et« mit Julien die boshaftesten Glossen machten. Ohne irgend welchen Anhalt stand für sie fest, daß Armand der Geliebte der gnädigen Frau sein müsse. Sie horchten an den Thüren, sie sahen durch's Schlüsselloch, und die Eine tuschelte der Andern zu, daß sie etwas Verdächtiges gesehen und gehört habe, und die Zweite erzählte es der Dritten mit furchtbaren Uebertriebungen, und schließlich galt es als ausgemachte Sache. Wurde eine dreiste und faule Magd weggejagt, so hatte sie nichts Eiligeres zu thun, als ihrer Nachfolgerin zu erzählen, wie es in dem Hause zuging, daß die gnädige Frau einen Geliebten habe, und für die neu Hinzugezogene war diese Thatsache nun ebenfalls eine feststehende. Es muß hier gleich gesagt werden, daß die Verhandlungen keinen Zweifel darüber gelassen haben, wie diese ganze Ehebruchsgeschichte nichts Anderes ist als ein Rattenschwanz von elendem Klatsch und niederträchtiger Verleumdung. Das Leben, zu dem die unglückliche Frau in ihrem eigenen Hause verurtheilt war, hat etwas geradezu Empörendes. Die Dienstboten machten sich einen vollständigen Scherz daraus, ihrer Herrin in ihrem Verkehr mit Armand Steine in den Weg zu werfen und sie wo möglich zu ertappen. Julie empfing Armand gewöhnlich im oberen Stockwerk. Um sie besser belauschen zu können, brachten die Dienstboten die Zimmer des ersten Stockes in solche Unordnung, daß es nicht möglich war, dieselben zu benutzen. Sie nöthigten Julien, Armand im Erdgeschoß zu empfangen, weil sie dort durch die Schlüssellocher sehen konnten. Da will denn Eine in der Thüre gesehen haben, daß Julie Armand eine Rose in's Knopfloch gesteckt habe, und eine Flamencinderin, die kein Wort französisch spricht, will die Worte „mon aiiFy" aufgefangen und sich in der Küche haben übersetzen lassen.

Vie <Lrmoit>»,ig des Advocate» Vernuy«. 22^

Das Schlimmste bei alledem war, daß Julie an ihrem Manne keinen Beistand gegen die Bosheit und Erbärmlichkeit dieses Gesindels hatte. Bernays besaß eine eigenthümliche Schwäche für das dienende Personal. Es ist festgestellt, daß er wenigstens mit einem, wenn "nicht mit mehreren Dienstmädchen unter dem ehelichen Dache strafbare Verbindungen unterhalten hat. Er hatte sich sogar unter dem Vorwande, daß sein Schlafzimmer Ungeziefer habe, schließlich ausquartiert und sein Bett in eine Dachkammer, die neben der Kammer des Mädchens lag, stellen lassen. Man kann sich denken, daß ein solches Benehmen eine stolze Natur wie die seiner Frau empören mußte. Das Mädchen, welches das Wohlgefallen des Advocaten in dieser ungewöhnlichen Weise erregt hatte, war sehr hübsch, sehr unverschämt, ehrgeizig und gerieben und trug sich mit den wahnsinnigsten Hoffnungen. Julie Raslart, dies ist ihr Name, hatte sich allen Ernstes eingeildet, daß Bernays sie heirathen werde. Sie wußte von Bernays — von dem wir noch eine besondere Eigenthümlichkeit näher kennen lernen werden, nämlich die: daß er vor den Dienstboten des Haufes sein Herz ausschüttet und ihnen, wie seinen vertrautesten Freundinnen, über seine intimsten Angelegenheiten mit der gnädigen Frau Bericht erstattet — von Bernays also wußte diese Raslart natürlich besser als jede Andere, wie es in dem Hause bestellt war. Sie wußte, daß schon mehrfach das Wort Ehescheidung ausgesprochen worden war, und daß Bernays nur deswegen nicht darein willigte, weil er fürchtete, daß sein Sohn ihm genommen werden würde. Sie hatte also Interesse daran, eine Ehescheidung unter solchen Umständen herbeizuführen, welche die Frau als den schuldigen Theil verurtheilen und das Kind dem Vater zusprechen würden. Sie fuchte daher Bernays in dem Glauben zu bekräftigen, daß Armand der Geliebte der Frau Bernays sei.

Während Frau Bernays mit ihrem Sohne die Kur in Spaa gebrauchte, setzte sich die Raslart immer mehr als Herrin in dem Hause fest. Neben der Raslart diente in dem Hause noch eine gewisse Amalie Pfister aus der Schweiz als Kindermädchen. Sie war die Schwester von Marie Pfister, die ebenfalls in dem Haufe Bernays längere Zeit bei dem Kinde gewesen war, und die sich dann mit einem vi- Kubosch verheiratet hatte. Die Geschwister Pfister, die von der Vertheidigung auf das Unbarmherzigste behandelt werden, machen in der That in ihrem Auftreten keinen allzu vortheilhaften Eindruck. Amalie Pfister, ein junges zwanzigjähriges Ding von sehr bescheidenen Geistesgaben, von ziemlich lockeren Auffassungen und lüsternen Neigungen Verbündete sich schnell mit der ihr geistig weit überlegenen Raslart.

Am 8. September war Frau Bernays mit ihrem Sohne und Amalie Pfister aus Spaa zurückgekehrt und war auf's Unangenehmste berührt von der Autorität und dem anmaßendem Tone der Raslart. Bernays hatte sich wieder einmal mit den Verwandten seiner Frau, mit denen er in beständiger, nur durch zeitweiligen Waffenstillstand unterbrochenen Fehde lebte, überworfen.

232 Paul liüdau in Verlin.

Als Grund dieses abermaligen Zwiespaltes wird von der Verteidigung angegeben, daß Bernays, der seinem Schwiegervater, Herrn Pöcher, einen großen Theil seiner Kundschaft zu verdanken hatte, diesen gebeten habe, ihm den Leopoldsorden und den Grad eines Hauptmanns in der Bürgerwehr zu verschaffen. Herr Wcher habe dies abgelehnt mit dem Bemerkten, daß er schon genug für seinen Schwiegersohn gethan habe und daß er dem Vorwurfe, die Seinigen in unerlaubter Gönnerschaft zu fördern, vorbeugen wolle. Was immer der wahre Grund der Verstimmung des Advocaten gegen seinen Schwiegervater gewesen sein mag, so viel steht fest, daß er am 10. September, zwei Tage nach der Rückkehr seiner Frau, zu seinem Sohne von seinen Schwiegereltern sagte: „Du kannst Deinem Großvater sagen, daß ich den Fuß nicht mehr über seine Schwelle setze. Ich hasse die ganze Gesellschaft Pöcher!“ Der Junge theilte das in der That seinem Großvater mit. Die Folge davon war, daß Herr Mcher auf's Aeüßerste gegen seinen Schwiegersohn aufgebracht wurde und jeden Verkehr mit ihm abbrach. Es ist anzunehmen, daß auch hierbei die Rastart die Hand ini Spiele gehabt hat. Sie wollte eben einen Bruch hervorrufen und beherrschte Bernays augenblicklich in ungewöhnlicher Weise.

Die Naslart stachelte auch das Kammermädchen. Amalie Pfister, an dem Herrn zu sagen, wie sich die gnädige Frau in Span aufgeführt habe. Bernays legte darauf zunächst kein Gewicht und hielt es für das, was es war, für elenden Klatsch. Einige Tage darauf, am 14., drängte sich Amalie Pfister wieder an Bernays heran, um ihm wiederum allerhand von der Frau zu erzählen. Diesmal behauptete sie bestimmte Thatsachen.

Am andern Morgen, am 15., um sechs Uhr in der Frühe begiebt sich Bernays zu seinem Freunde Armand. Er wagt nicht zu gestehen, daß er auf die Denunciation eines Dienstboten seinen Freund, den er durch Jahre bewährt gefunden, verdächtigen will; er behauptet also zunächst, daß er im Nebenzimmer die Beiden belauscht und die Ueberzeugung gewonnen habe, daß Armand der Geliebte seiner Frau sei. Armand ist über diese Verdächtigung empört. Er bestreitet die Möglichkeit, daß Bernays mit eigenen Ohren irgend etwas gehört haben könne, was die Ehre seines Hauses beflecke, da er sich nie dergleichen habe zu Schulden kommen lassen. Bernays giebt nun zu, daß er allerdings selbst nichts gehört habe, daß aber die Dienstboten von dem strafbaren Charakter der Beziehungen zwischen Armand und seiner Frau überzeugt seien und bestimmte Thatsachen angeführt hätten. Armand vertheidigt sich so erfolgreich, daß Bernays ihn schließlich um Verzeihung bittet und ihn auf denselben Tag zu Tisch einladet. Diese halbe Aussöhnung war natürlich ganz und gar nicht im Sinne der Rastart, die im Gegentheile mit aller Energie darauf hinarbeitete, den Bruch zwischen Armand und Bernays zu einem vollständigen zu machen.

Am folgendem Tage, 16. September, als Frau Bernays ihren Sohn im Kinderzimmer besuchen wollte, hörte sie, als sie beim Zimmer der

Die Ermordung des Advocaten Vernays. 223

Mädchen vorüberging, wie sich Amalie Pfister der unfittigsten Redensarten über sie bediente. Frau Bernaus sagt darüber aus: „Diese Redensarten waren geradezu schändlich. Ich bin kein junges Mädchen mehr, ich bin nicht mal mehr eine junge Frau — (Frau Bernaus zählt einunddreißig Jahre) — aber ich muß sagen, daß es mir unmöglich wäre, die skandalösen Worte zu wiederholen, die dieses zwanzigjährige Mädchen über die Lippen gebracht hat.“ — Frau Bernaus traute ihren Ohren nicht. Sie ließ Julie Raskart kommen und stellte diese zur Rede. Diese gab zu, daß kein Mißverständnis vorliege, daß sich Amalie allerdings in gemeinster Weise über Frau Bernaus ausgesprochen habe. Darauf theilte Frau Bernaus ihrem Manne diesen Vorfall mit und forderte ihn auf, das Mädchen sofort zu entlassen.

Bernaus entgegnete, man solle auf Mädchengeschwätz nichts weiter achten, und als Frau Bernaus darauf versehte, es handle sich nicht um Mädchengeschwätz, sondern um eine schimpfliche Beleidigung, die sich ein Mädchen gegen die Herrin herausgenommen habe, erwiderte ihr Mann, daß er sie ja nie beargwöhnt habe, und daß sie die Geschichte viel zu tragisch nähme. Es machte auf Frau Bernaus den Eindruck, als ob ihr Mann auch vor dieser Amalie Furcht habe. Frau Bernaus erklärte darauf, daß, wenn sie in ihrem eigenen Hause, bei ihrem eigenen Manne keinen Schutz mehr fände, denselben bei ihrem Vater suchen müsse. Bernaus ging aus. Julie begab sich in das Mädchenzimmer und sagte zu Amalie Pfister: „Ich jage Sie aus dem Hause. Hier haben Sie die dreihundert Francs, die wir Ihnen für das Jahr schuldig sind. Und das giebt man elenden Geschöpfen Ihrer Art noch obenein,“ fügte sie hinzu, indem sie Amalie eine Ohrfeige gab. Amalie mußte Hals über Kopf das Haus verlassen und wurde in einen Wagen von Frau Bernaus nach dem Bahnhof geschickt, Sie fuhr indessen nicht gleich ab; sie begab sich in das Bureau des Advocaten. Er ließ sich die ganze Litanei ihrer Verdächtigungen noch einmal vorbeten — es ist ein charakteristischer Zug des Advocaten, dieser beständige Verkehr, dieser unausgesetzte Austausch von Confidenzen mit den Dienstboten — und Amalie, die wegen einer Unverschämtheit von der Frau davongejagt war, hatte die Genugthuung, daß der Herr ihr noch fünfhundert Francs zusteckte und sie wie eine große Dame durch einen Beamten seines Bureaus nach Brüssel begleiten ließ. Wenn man sich erinnert, daß Bernaus, wie allseitig festgestellt ist, sehr knickerig in Geldsachen war, so wirft diese heimliche Spende von fünfhundert Francs ein seltsames Licht auf die Beziehungen zwischen ihm und Amalie. Es sei gleich hier bemerkt, daß die Raskart, als sie später fortgeschickt wurde, ebenfalls eine Unterstützung und zwar eine ziemlich erhebliche Summe aus der Tasche des Herrn empfing.

Als Bernaus nun nach Hause kam, fragte er seine Frau, ob Armand Peltzer im Salon sei und mit ihm speisen wolle. Frau Julie antwortete bejahend, Bernaus habe ihn ja selbst eingeladen. Darauf entgegnete Bernaus:

23H Paul lindau in Veilin.

„Armand darf nicht mehr bei uns essen.“ Nun trat Frau Bernaus in den Salon und sagte zu Armand: „Mein Mann wünscht nicht, daß Sie hier bleiben; ich bitte Sie, ziehen Sie sich zurück.“ Als Armand Bernays nach der Ursache dieser eigenthümlichen Verabschiedung fragte, antwortete Bernays - „Ich kann Dir jetzt keine Erklärung geben; ich werde Dir morgen schreiben.“ Darauf entfernte sich Armand.

Der angekündigte Brief ließ in der That nicht auf sich warten. Er ist vom 18. September datirt und lautet so:

„Armand! Ich bin genöthigt, Dir gegenüber einen peinlichen, aber unvermeidlichen Entschluß zu fassen. Du weißt, in Folge von welchen Verhetzungen und Gemeinheiten wir eine Auseinandersetzung mit einander gehabt haben, von der Niemand etwas erfahren darf. Du hast mich aufgefordert, der Sache auf den Grund zu gehen; ich habe dieses Ansinnen abgelehnt. Nun hat sich mir ein Zeuge dargeboten, ja, aufgedrängt, und was ich habe mitanhören müssen, ist zu entsetzlich, als daß ich den Muth hätte, darüber noch mehr zu hören und noch mehr zu sprechen. Wie dem auch sein möge, gegenüber allen den Thatsachen, die sich verketteten, habe ich die Pflicht, die Ehre meines Namens sicherzustellen und dafür Sorge zu tragen, daß die Frau, welche diesen Namen trägt, respectirt werde. Da Dein intimer Verkehr in meinem Hause Klatschereien hervorruft, welche meine Frau beleidigen und mich entehren, bitte ich Dich, nicht wiederzukommen. „Ich mache mich nicht zum Richter in meiner eigenen Sache; ich habe nicht die Kraft dazu. Ich will mich nur für die Zukunft gegen die Bosheit der Welt sicherstellen und mir zum Mindesten Frieden und Ruhe verschaffen. Meine Frau und ich weiden nur noch für unser Kind leben. Auch Du hast das Glück, Vater eines Kindes zu sein. Ich wünsche ihm von ganzem Herzen das Beste. Wir wollen die Namen unserer Kinder nicht in diese traurige Angelegenheit mischen. Ich bitte Dich, Armand, antworte mir nicht, ich bin zu erschüttert, zu entnervt, um über diesen traurigen Gegenstand noch irgend eine mündliche oder schriftliche Mittheilung entgegennehmen zu können. Glaube mir, ich bringe ein großes Opfer, wenn ich eine alte, meine einzige Freundschaft breche; aber Du mußt es wie ich felbst fühlen: es ist eine Nothwendigkeit für Deine Ehrenhaftigkeit, für die Ehre meines Namens, für das Wohl und den Frieden Aller. Ohne banale Redensarten fage ich Dir Lebewohl.“

Armand gab auf diesen Brief zunächst keine Antwort. Er berieth sich mit seiner Familie, mit seinen beiden Brüdern Robert und James, was er in der Angelegenheit zu thun habe. Armands Brüder traten auch mit Bernays in Verkehr; diese Conferenzen hatten indessen kein besonderes Ergebnis«.

III.

Es versteht sich von selbst, daß die Ecene zwischen Armand und VernayK ihre Rückwirkung auf den Verkehr zwischen Bernays und seiner Frau üben

Die Ermordung des Advocate» Vernays. 233

mußte. Wenn Bernaus Armand gebeten hatte, den jahrelangen Verkehr abzubauen und nicht mehr über seine Schwelle zu treten, so geschah dies lediglich seiner Frau wegen, so geschah dies, weil er den berechneten und boshaften Zuflüsterungen des Gesindes zugänglicher war, als den Betheuerungen feiner Frau.

Julie Raskart hatte nun in der That erreicht, was sie sich als erstes Ziel auf ihrem ehrgeizigen Wege gesteckt hatte: Frau Bernays hatte den Umgang mit dem alten Freunde brechen müssen, dessen Freundschaft die trüben Stunden ihres freudlosen Daseins erhellte, der ihr oft ein Tröster in schweren Stunden gewesen war. Sie war allein mit ihrem Manne, der mit der Naskart in unstatthaften Beziehungen stand. Und auch ihre Familie verkehrte nicht mehr in ihrem Hause. Der alte Herr Pöcher war empört über das Benehmen seines Schwiegersohnes, der seine Tochter unglücklich machte und sogar den kleinen „Ende“ mit der Ueberbringung einer beleidigenden Bestellung für ihn auserwählt hatte. Frau Julie war allein mit dem Manne, der nach beinahe einstimmiger Auffassung Aller, die ihn gekannt haben, in der Häuslichkeit mehr als unangenehm war und der, wie sich herausgestellt hat, nicht bloß im Verhältnisse der Anhängigkeit zur Naskart stand, sondern auch mit andern Dienstboten gegen seine Frau complottirte.

Der Proceß hat einen Briefwechsel zwischen Wilhelm Bernays und der verhehlchten Kubosch, die als Marie Pfister Kindermädchen in seinem Hause gewesen war, an's Licht gefördert, der geradezu unglaublich ist. Wir werden auf diesen Briefwechsel zwischen dem Advocaten und seinem früheren Dienstboten zurückzukommen Gelegenheit haben. Wir wissen außerdem, daß Bernays die Rastatt von allen wichtigen Zwischenfällen in feiner unglücklichen Ehe genau in Kenntniß geseht hat. Er hat ihr sogar einen Brief von Armand vorgelesen — der Herr seinem Dienstmädchen! — er hat Liebesbriefe von ihr erhalten und beantwortet. Er hat fogar auch seinen Commis in seine intimste Angelegenheiten einge weiht, denselben, den er beauftragt hatte, Amalie Pfister nach Brüssel zu begleiten. Er hat sich mit diesem vierundzwanzigjährigen Burschen, dessen Aussage durchaus den Eindruck des Ungebildeten und Unreifen macht, über die Raskart unterhalten, er hat dieser subalternen Büreauseele gestanden, daß er eine Geliebte außer dem Hause habe; er hat diesen unerfahrenen und unsympathischen Menschen mit Schreibärmeln sogar zu Rathe gezogen, als es sich um eine Ehrensache handelte, um einen Zweikampf. Ein eigenthümlicher Mensch, dieser Bernays, der immer klagt, daß er Niemanden hat, dem er seine Qualen Anvertrauen könne, und der vor jedem hergelaufenen Lümmel und vor jeder hübschen Dirne die tiefsten Geheimnisse seines Herzens entschleiert! Und dabei ein kluger, gebildeter Mann — es ist rein unbegreiflich!

Die Ueberzeugung, daß die Ehe unter diesen Verhältnissen nicht dauern konnte, hatte sich Aller bemächtigt. Bernays sammelte im Stillen von den

236 sial lindciu i» Verlin.

Dienstboten das Material, das ihm zur Wehr und Waffe in dem Ehescheidungsproceß, den er heranrücken sah, dienen konnte. Er trug mit Bienensteiß alles zusammen, was die Beziehungen Armands zu seiner Frau zu verdächtigen ereignet erschien. Julie erklärte ihrerseits, daß sie dieses Leben nicht länger ertragen könne und suchte Rat!) und Trost bei den Ihrigen. So sah die Raslart die Frucht reifen, die ihr in den Schooß fallen sollte. Aber es ging ihr doch nicht schnell genug, wie es scheint. Um jene Zeit ereigneten sich nämlich ganz eigenthümliche Dinge: schwere Bilder, die über dem Platz hinge», auf dem Frau Bernays sich häufig niederließ, lösten sich auf unerklärliche Weise von der Wand, die Portieren im Salon sielen herunter, kurzum, Frau Bernays war in ihrem eigenen Zimmer ihres Lebens nicht mehr sicher. Der sachverständige Tapezierer, der beim Proceß vernommen worden ist, hat die Erklärung abgegeben, daß dieses eigenthümliche Heruntefallen der Bilder und Vorhänge kaum ein zufälliges gewesen sein könne, daß es vielmehr auf ihn den Eindruck mache, als ob da eine frevlerische Hand mitgewirkt habe. Im Proceß selbst wird die Raslart geradezu beschuldigt, diese gefährliche Komödie in Scenc gesetzt zu haben. „Ein Ungeheuer" nennt Armands Vertheidiger diese Raslart; und auch diejenigen, für die es werthvoll wäre, wenn die Aussagen dieser Zeugin möglichst glaubhaft gemacht würden, sprechen im Tone der äußersten Mißachtung von dieser unheimlichen, jugendlich hübsche» und verschlagenen Person.

Als Frau Julie in ihrer Bedrängniß sich an ihren Vater wandle, erklärte dieser ihr, daß er sich um die Sache nicht kümmern werde, wenn seine Tochter nicht zum Aeußersten entschlossen sei; ihre Würde als Frau mache die Einleitung der Klage wegen Ehescheidung zur unabweislichen Forderung. Sie sei gröblich beleidigt, man habe es darauf angelegt, ihr den Verstand zu rauben, ja, sie zu tödten, und in einem Hause, in dem sie von ihrem Manne nicht mehr gegen die gemeinen Verdächtigungen und lebensgefährlichen Anschläge der Dienstboten geschützt werde, sei ihres Bleibens nicht.

Unter diesen schwierigen Verhältnissen wurde in der Familie Pöcher beschlossen, einen Freund des Hauses zu Rathe zu ziehen. Es war Herr de Longü, einer der ersten richterlichen Beamten des Landes, der erste Präsident des Cassationshofcs zu Antwerpen, ein Mann, der wegen seiner bürgerlichen Tugenden im höchsten Ansehen steht und der durch die Bedeutung seiner Stellung, durch die Hochachtung, die ihm von allen seinen Mitbürgern gezollt wird, in der Roth zu einem Rathgeber und Vermittler wie geschaffen war. Er kannte Julie Pöcher, die jetzige Frau Bernays, von Kindheit an. Julie war die beste Freundin seiner verstorbenen Tochter gewesen. Es hatte ihr stets seine Sympathie und Freundschaft bewahrt und war aufs tiefste davon überzeugt, daß die gegen Julie vorgebrachten Anklagen über strafbare Beziehungen zu Armand elende Verleumdungen seien. Bernays, der seinc Frau unglücklich machte, war ihm ganz und gar nicht

Die Ermordung des Advocaten Vernays. 22?

angenehm. Er gab Julien in jedem Punkte Recht und Beinays in jedem Punkte Unrecht. Er hielt sich für verpflichtet, der armen, hart bedrängten Frau zu Hülfe zu kommen, und nachdem er sich die unseligen Verhältnisse hatte auseinandersetzen lassen, sah auch er vorläufig kein anderes Mittel als das der Ehescheidung.

Die Unterhandlungen zwischen dem Herrn Präsidenten de Longe« und Wilhelm Bernays begannen am 24. September. Herr de Longe forderte Beinays auf, ihn zu besuchen, um mit ihm die schwebenden Fragen zu besprechen. Bernays wollte von einer Ehescheidung einstweilen durchaus nichts wissen. Das Einzige, was uns den Mann sympathisch macht, ist seine wahrhaftige Liebe zu seinem Kinde. Nach mehrfachen Berathungen schlug Herr de Longe einen Vergleich vor, der am 7. October aufgesetzt wurde. In dieser Übereinkunft wurde Folgendes bestimmt:

„Herr Bernays spricht sein Bedauern darüber aus, eine ungerechte Beschuldigung, die gegen seine Frau gerichtet war, entgegengenommen zu haben, und giebt zu, daß diese Beschuldigung einer jeglichen Begründung entbehrt.

„Frau Bernays nimmt Kenntniß von dieser Erklärung und verzichtet darauf, die Ehescheidungsklage wegen gröblicher Beleidigung einzuleiten.

„Der Friede ist somit wieder hergestellt; indessen werden die Ehegatten in dem gemeinsam von ihnen bewohnten Hause getrennte Wohnungen innehaben. Sie werden auch ihre Mahlzeiten getrennt einnehmen, es sei denn, daß sie es mit Rücksicht auf das Kind vorzögen, gemeinsam zu speisen. Sie werden sorgsam die Erziehung und Ausbildung des Kindes überwachen. Frau Bernays allein wird alle Fürsorge für das Wohlbefinden des Kindes treffen. Am Eisten eines jeden Monats wird Herr Bernays seiner Frau das nöthige Haushaltsgeld :c. überreichen. Frau Bernays wird den Hausstand vertreten, sie wird in ihrem Hause die Honneurs machen, wenn sie oder Herr Bernays Besuch empfängt. Frau Bernays wird ungehindert mit den Mitgliedern ihrer Familie verkehren; sie wird das Kind zu den Ihrigen führen und überall dahin, wo es ihr gefällt. Herr Bernays wird sich nicht widersetzen, wenn seine Frau Reisen zur Herstellung ihrer Gesundheit oder zum Besten des Kindes unternimmt. Die beiden Ehegatten werden es sorgsam vermeiden, daß vor dem Kinde irgend ein häuslicher Zwist ausbricht; sie werden sich gegenseitig mit Achtung behandeln.

„Die Unterzeichner verpflichten sich auf ihr Ehrenwort, diese Bestimmungen zu halten, Herr de Longe, der in allen Streitfällen Schiedsrichter bleiben wird, behält diese Urkunde in seinen Händen.“

Dieser moclus ^voncli wurde am 7. von Bernays und am 10. von Julien unterzeichnet. Schon während den Berathungen darüber hatte Herr de Longe« Bernays darauf aufmertfam gemacht, daß der plötzliche Abbruch des Verkehrs mit Armand nothwendigerweise auf Julien ein ungünstiges Licht zu weifen geeignet sei, und daß Julie, da das Uebeieinlommen zwischen Beiden ein geheimes bleiben sollte, in den Augen der Welt vielleicht gar als Nord uno Tüd, XX V, ?<. 16

238 Paul linbau in Verlin,
die schuldige Gattin, der der Ehemann in hochherziger Weise vergeben habe,
erscheinen dürfte. Er würde es daher für zweckmäßig halten, wenn der Ver-
kehr zwischen Armand und Bernays wenigstens äußerlich wieder aufgenommen
würde. Selbstverständlich lag es Herrn de Long« fern, Bernaus eine Freund-
schaft mit Armand aufzunöthigen, die nicht mehr bestand, aber er glaubte
fordern zu sollen, daß sich die Beiden wenigstens von Zeit zu Zeit vor der
Oeffentlichkeit zusammen zeigten, etwa im Theater oder sonst an öffentlicher.
Orten. Bernaus hatte darauf in den eisten Unterredungen geantwortet, er
werde thun, was er thun tonne: eine bindende Verpflichtung war er nichl
eingegangen.

Bei der Unterzeichnung des Actes erhob nun auch Julie dieselben Be-
denken, und als Longu nach der Unterzeichnung auf seine frühere Forderung
zurückkam, erklärte Bernaus mit unerwarteter Schroffheit, daß er auf keinen
Fall in Bezug auf Armand ein Zugestndniß machen werde. Darauf er-
widerte Herr de Long", daß er alsdann genöthigt fei, überall da. wo das
Zerwürfniß im Bernays'schen Hause in einer die Ehre Iuliens schädigender.
Weise zum Gegenstande der Besprechung gemacht werden würde, Julien zu
ermächtigen, die Uebereinkunft zwischen ihr und ihrem Manne zu zeigen.
Damit erklärte sich Bernaus auch einverstanden.

Zu dieser Zeit erschien Armand wieder auf der Bühne, von der er seit jener
Seme im Hause des Advocaten zurückgetreten war. Er schrieb am 15. Octobn
einen Brief an Bernaus, in dem er sagte, daß nun, nachdem Herr de Long«
seine Aufgabe als Vermittler beendet habe, für ihn der Augenblick gekommen
sei, den Brief vom 18. September zu beantworten. Er fagte, daß er die ihm
zugefügte Beleidigung deswegen einstweilen ruhig hingenommen habe, weil
er Frau Bernaus und deren Familie hochachte und einen Skandal, durch dm
diese in Milleidenschaft gezogen werden müßten, habe vermeiden wollen. Er
sei mit Rücksicht auf den Respect gegen die ihm befreundete und wohl gesinnte
Familie P<>cher bis an die äußerste Grenze der Versöhnlichkeit gegangen, und
er werde auch jetzt noch, wenn Herr de Long« es für geboten erachten sollte,
vor den Augen der Welt mit Bernays zusammentreffen, als ob nie etwas
zwischen ihnen vorgefallen wäre. Herr de Long^ möge bestimmen, unter
welchen Verhältnissen dies geschehen müsse. „Ich werde auf diese Weise
dazu beigetragen haben," schloß Armand seinen Brief, „es zu verhindern,
daß durch eine niederträchtige Intrigue der Name einer reinen und achtens-
werthen Frau besudelt werde."

Bernays schickte diesen Brief unerösfnet an den Absender zurück.

Nun beauftragte Armand, der auf sein Entgegenkommen begreiflicher-
weise eine andere Antwort erwartet hatte, seine Brüder Robert und James,
Bernays wegen dieser Beleidigung zur Rechenschaft zu ziehen. Bernahs
seinerseits beauftragte zwei seiner Freunde mit der Wahrnehmung seiner
Interessen. Am 19. October erklärte Bernays vor Robert und James
Peltzer, „daß er mit der Rücksendung des Briefes leine Beleidigung lx«

Die Ermordung de« Advocaten Vernays. 239

absichtigt habe und daß die Achtung, die er vor Armand Peltzer hege, eine jede andere Deutung ausschliesse." Darauf öffneten die Brüder den Brief, lasen ihn Bernays vor und übergaben ihm denselben. Sie brachten diese Thatsache zu Protokoll. Das Protokoll wurde zwar angefochten, und es knüpfte sich eine längere Correspondenz daran, die indessen von geringem Interesse ist, da der Zwischenfall keine weitere Folgen hatte. Zum Zweikampfe kam es nicht. Armand war mit der Erklärung, die Bernays vor seinen Brüdern abgegeben, und mit der Thatsache, daß Bernays den zuerst zurückgeschickten Brief in Empfang und Kenntniß von dessen Inhalte genommen hatte, zufrieden.

Bernays hatte während aller dieser Zwischenfälle sich keinen Täuschungen darüber hingegeben, daß die Uebereinkunft, die Herr de Longe vermittelt hatte, den dauernden Frieden in die Ehe nicht bringen werde. Er sah vorher, daß die Sache schließlich doch mit einer Ehescheidung endigen würde, und wie schon gesagt, bemühte er sich in dieser Zeit Zeugnisse zu sammeln, die ihm bei einer etwaigen Entscheidung vor den Gerichten von Nutzen sein sollten. Es war ihm nicht ernst gemeint, wenn er Herrn de Longe gegenüber betheuerte, daß er an die Verleumdungen nicht glaube, und wenn er seiner Frau eine Ehrenerklärung ausstellte. Während er mit Herrn de Longe unterhandelte, stand er gleichzeitig in geheimem Briefwechsel mit der verhehlchten K'ubosch, die als Marie Pfister in seinem Hause gedient und deren jüngere Schwester Amalie von Frau Bernays mit einer verdienten Züchtigung für ihre Unverschämtheit aus dem Hause geworfen worden war. Man hat gegen ein starkes Gefühl des Widerwillens zu kämpfen, wenn man die wahrhaft ungeheuerlich zu nennende Correspondenz des Advocaten mit seinem früheren Kindermädchen liest! Eigentümliche Bekenntnisse einer schönen Seele! Er vertraut der Person seinen geheimsten Kummer. Er verlangt von ihr Trost. Die Correspondenz beginnt am 22. September und dauert bis zum 11. November. Bernays spricht sein Bedauern darin aus, daß Amalie — die wegen unflätiger Redensarten geuhrfeigte Schwester — von seiner Frau fortgejagt worden sei; er bittet die ergebene Freundin, ihm einen recht ausführlichen Brief zu schreiben über Alles, was sie und was Amalie in dem Hause gesehen habe, und was seine Frau beschuldigen könne. Namentlich soll Amalie eine umfassende Darlegung ihrer Wahrnehmungen in seinem Hause machen. Sie soll ihm schriftlich geben, was sie vor ihrer Abreise schon mündlich gesagt hat. „Wüßten Sie," so schließt der Brief des Advocaten an sein früheres Kindermädchen, „in welchem Zustande sich mein Herz und mein Kopf befinden, so würden Sie begreifen, daß mein Leben keinen Schuß Pulver werth ist". — Er beräth mit ihr in einem andern Briefe alle Einzelheiten der Ehescheidungsklage, er nennt sie seine „treue Freundin", er redet sie „Hochverehrte Frau" an; er erzählt ihr, daß er eine Uebereinkunft, die Herr de Longe zu Stande gebracht, unterzeichnet hat. Er erzählt vom Unglück im Hause seiner Eltern, er berichtet, daß sein

18»

2HN Paul Lindau in Berlin.

Bruder Julius in's Irrenhaus hat gebracht werden müssen. Er dankt ihr dafür, daß sie ihm Edelweiß geschickt hat; er hat die Alpen-Blumen seinem Sohne gegeben, damit die Mutter keinen Verdacht schöpfe, daß er, der Vater, in einem heimlichen Briefwechsel mit einem früheren Dienstboten stehe. Wie zart, wie taktvoll und anmuthig ist dieser Zug! Der Sohn trägt die Blumen, die ein früheres Dienstmädchen, welches zur Verdächtigung der Mutter aufgefordert wird, dem Vater schickt! Wir erfahren aus diesen Briefen übrigens auch manches Werthvolle, was uns fast verborgen geblieben wäre; wir erfahren, daß Bernays mit seiner Frau kaum noch ein Wort wechselt, daß die Streitereien aufgehört haben, daß in dem ungastlichen Hause die Ruhe des Kirchhofs herrscht. Julie Raslart ist ebenfalls weggeschickt worden — „mit einer guten Entschädigungssumme“, wie Bernays sagt. Der ungewöhnlich knausrige Mann, von dem alle Zeugen aussagen, daß er sogar lindisch geizig gewesen sei, zeigt sich den Dienstboten gegenüber, wie man sieht, recht anständig in Geldsachen. Die Raslart läßt übrigens immer noch von Zeit zu Zeit von sich hören und erpreßt bei jeder Gelegenheit mit zärtlichen Liebesbriefen größere und geringere Summen, so daß Bernays sich bitter in einem Briefe an Marie Pfister-Kubosch über diese „niederträchtige Person“ beklagt. Es ist nun Bernays ganz klar geworden, daß die Raslart seine Frau hat verdrängen und deren Stelle hat einnehmen wollen. Er sagt das in klaren Worten. Der letzte Brief von Bernays ist zwölf Seiten lang und ein wahres Tagebuch.

Armand hatte seit dem Bruch mit Bernays dessen Frau nur einige wenigemale im Hause ihres Vaters getroffen. Diese Begegnungen scheinen sehr oberflächliche gewesen zu sein; man kann sich nebenbei auch denken, daß sie recht ungemüthliche und peinliche sein mußten. Die Anklage hat über die Beziehungen der Beiden nach dem Bruche zwischen Armand und Bernays so gut wie nichts gesagt, und die Vertheidigung hat sich daher auch zu einer Widerlegung etwaiger Angriffe nicht veranlaßt gesehen.

Die Verhältnisse waren also im Herbst 1881 so: Der Verkehr zwischen Bernays und Armand hatte gänzlich aufgehört; Frau Bernays lebte mit ihrem Manne in demselben Hause; aber die Beiden sprachen kaum ein Wort miteinander. Frau Bernays führte ein sehr zurückgezogenes Leben, sie ging, wie Bernays selbst meldet, nur selten zu ihren Verwandten. Sie traf dort einigemal mit Armand zusammen.

IV.'

In dieser Zeit nun muß, wenn die von der Anklage angenommenen und durch das Zusammentreffen von allen möglichen Nebenumständen allerdings als wahrscheinlich zu betrachtenden, von den Geschworenen als richtig anerkannten Thatsachen der Wahrheit entsprechen, in Armands Kopf der ungeheuerliche Plan ausgereift sein, Bernays, den Mann, der die von ihm hochverehrte Frau unglücklich machte, zu beseitigen.

Die Ermordung des Adoocatn Vernavs. 2^

Hier stehen wir vor einem ungelösten Räthsel, Armand erscheint allen seinen Freunden als ein Mann,» der eines so empörenden Verbrechens wie der Ermordung eines Nichtsahnenden durch eine andere Hand, durch die Hand jenes Bruders, den er in hochherziger brüderlicher Liebe zu verschiedenenmalen aus dem Verderben gezogen hatte, den er trotz aller dummen Streiche herzlich liebte — der eines solchen Verbrechens und einer solchen Feigheit durchaus unfähig ist. Liebte er die schlecht behandelte Julie wirklich so leidenschaftlich und haßte er Bernays so glühend, wie die Anklage es behauptet, so begreift man nicht, daß er in derselben Zeit entscheidende Schritte gcthan, die zu einer Versöhnung zwischen ihm und Bernays führen sollten. Wollte er die Frau aus den Fesseln einer unglücklichen Ehe befreien, so boten sich doch andere, weniger gewaltsame Mittel dar. Bei dem Einfluß, den man ihm auf Julien zuschreibt, hätte er es doch sicherlich bewirken können, daß die Ehescheidungsklage, zu der Bernays schließlich auch bereit war, und die von der ganzen Familie Pöcher gewünscht, betrieben wurde. Er hätte außerdem bei dem gespannten Verhältnis; zwischen ihm und Bernays, wenn er es durchaus hätte ablegen wollen, eine Entscheidung durch den Zweikampf herbeiführen können. Jedenfalls boten sich unter den starten Mitteln, die das Band sprengen sollten, andere als verbrecherische, andere als der heimtückische, feige Mord und diese mit leidenschaftsloser Kühle lange Monate hindurch vorbereitete Hinschlachtung des in einen Hinterhalt gelockten Opfers durch den Bruder. Dieses Ungeheuerliche scheint trotz aller Thatsachen. die dafür sprechen, immerhin unfaßbar. Aber wir müssen diese Thatsachen hinnehmen; wir müssen darauf verzichten, sie uns zu erklären und Anderen verständlich zu machen. Nach diesem Vorbehalte folgen wir nun der Anklage, deren Angaben das Geschworenengericht als die richtigen durch sein Urtheil bekräftigt hat. Wir lassen die Entzifferung des psychologischen Mthsels, das auch die Vertreter der Anklage zu lösen nicht vermocht haben, bei Seite und halten uns nur an das, was die Untersuchung und Anklage als erwiesen hingestellt haben, ohne irgend eine Kritik zu üben. Die Anklage schildert die Verhältnisse und Ereignisse, die sich nun folgen, im Zusammenhang in nachstehender Weise.

Als Armand auf Bitten seines früheren Freundes Bernays dessen Haus verlassen hatte, um es nicht wieder zu betreten, als er sah und hörte, welches qualvolle Leben die von ihm hochverehrte Frau führte, erinnerte er sich, daß er in Amerika einen etwas verbummelten Bruder Namens Leon hatte. Er hatte für diesen, wie wir wissen, seltene Opfer gebracht. Leon war seinem ältesten Bruder ganz und gar ergeben, so ergeben, daß er, nach den Auffassungen des Staatsanwalts, Armand zu Liebe sogar vor dem Verbrechen nicht zurückschrecken würde. Leon war ein leichtsinniger, aber sehr gutmüthiger Mensch, weiches Wachs in der kräftigen Hand seines Bruders Armand. An ihn soll also Armand geschrieben, ihn soll er aufgefordert haben, von Amerika nach Europa zurückzukehren, um Bernays zu tödten. Der Briefwechsel

2H2 Paul lindau in Veiliü.

zwischen den Beiden ist vernichtet. Dagegen hat man einige Depeschen ermittelt, die auf Leon und Armand zurückgeführt werden. Alle diese Depeschen tragen falsche Unterschriften, die meisten auch eine geheimnizvolle Adresse; ihr Wortlaut ist conventionelle Umschreibung.

Die Aufforderung an Leon, nach Europa zurückzukehren, muß Ausgang September erfolgt sein. Denn am 10. October fendet Leon eine Kabeldepesche mit zwei unverständlichen Worten, die eine vorherige Verständigung voraussehen, an Armand. Die Anklage liest aus dieser Depesche heraus, daß Leon sich bereit erklärt, der Aufforderung seines Bruders zu folgen.

Leon war zu jener Zeit im Hause eines Herrn Kraker in New-York angestellt. Zu diesem sagte er, ein nicht sehr erfreuliches Geschäft rufe ihn nach Kanada. Er übergab ihm einen Brief mit der Bitte, denselben Mitte November auf die Post zu geben; der Brief sei für eine Dame bestimmt, die von seiner Reise nichts wissen sollte. In Wahrheit war der Brief an seine Mutter gerichtet, die in dem Glauben erhalten werden mußte, daß ihr Sohn Leon Amerika nicht verlassen habe. Er ließ in New-York nur einen Koffer mit einigen Büchern und Wäsche zurück, aus dem die Zeichen entfernt waren. Die Anklage schließt daraus, Leon müsse schon in New-York gewußt haben, daß er in Europa zu einer That ausersehen sei, deren Urheber sich zu verbergen habe.

Am 1. November verläßt Leon mit dem Dampfer „Arizona“ Amerika.

Welche Erklärung Leon dieser Reise und seinem Aufenthalte in Europa giebt, werden wir später sehen. Wir halten uns einstweilen nur an die Behauptungen der Anklage und bemerken nur, daß Leon, der schon in Amerika seinen Namen Peltzer abgelegt und sich Friedrich Albert genannt hatte, von nun an beständig seinen Namen wechselt. Auf dem Dampfschiffe heißt er Prölat.

Am 10. November landet er in Liverpool. Er findet dort einen Brief seines Bruders; das wird von den beiden Brüdern zugegeben. Am 11. Abends trifft er in Paris ein. Er steigt im „Grand Hotel du Nord“ in der Rue de Lafayette ab. Dort schreibt er sich in die Fremdenliste als Louis Mario ein.

An demselben Tage trifft auch Armand Peltzer in Paris ein, in Begleitung eines Freundes, mit dem er im „Hotel Chatham“ absteigt. Sein eingestandener Reisezweck ist der Besuch der Elektrischen Ausstellung, über die er später Vorlesungen in Brüssel halten wird. Die beiden Brüder treffen sich am 14. in den Tuilerien, am 15. auf dem Opernplatz, sie machen Spaziergänge zusammen mit» speisen miteinander. Bei diesen Unterredungen soll der Plan, Bernays zu beseitigen, zuerst besprochen worden sein.

Am 16. November reist der Freund, mit dem Armand nach Paris gekommen war, nach Brüssel zurück. An demselben Tage giebt Leon sein Quartier im „Grand Hotel du Nord“ auf und zieht nach dem andern Ende der Stadt, nach der Rue Traversière in das „Hotel du Commerce“, wo er sich als Jules Krouan einschreibt. Er miethet zwei Zimmer und

Die Ermordung des Adrocoten Veruays. 2³

sagt dem Hotclwirth, daß er noch einen Freund erwarte. Am 17., 18. und 19. trifft Armand mit Leon in diesem Hotel zusammen.

Die Anklage behauptet, daß während dieser häufigen Zusammenkünfte alle Einzelheiten des Verbrechens festgestellt seien. Vor Allem habe Armand während dieser Zeit mit Leon gemeinsam ausgeprobt, wie der zum Morde des Advocaten bestimmte Leon, der in Brüssel sehr bekannt war, unkenntlich gemacht werden konnte. Leon hatte in der That in Paris eine Perücke gekauft und hundert Francs für dieselbe bezahlt; er war jedoch mit derselben nicht zufrieden gewesen, da sie ihn nicht genügend entstelle, und er hatte sich einige Tage darauf eine zweite anfertigen lassen. Leon giebt dies zu, aber er bestreitet die That und behauptet, Alles das sei einige Tage später geschehen, und Armand habe Paris damals bereits verlassen gehabt; ihre Unterredungen hätten sich ans etwas Geschäftliches bezogen, von dem wir noch, wenn wir in das System der Vertheidigung eintreten, sprechen werden. Von dem Perückenmacher läßt er sich auch andere Mittel zu feiner Mastirung geben. Er taucht außer der zweiten Perücke, die viel dunkler als fein Haupthaar ist, ein Pulver, das feine Gesichtsfarbe bräunlicher macht, und eine Flasche mit einer färbenden Essenz, um die Augenbrauen und Wimpern zu dunkeln. Am 19. lehrte Armand nach Brüssel zurück. Am 19. kauft Leon, der sich nun Vibert nennt, bei einem Waffenhandler fünf Revolver und drei Packete mit Patronen. Die Patronen sind von eigenthümlicher Construction und führen den Namen „Gaupillat“. Am 24. November geht er zu demselben Waffenschmied, vertauscht einige der früher gekauften Revolver und taucht noch einige dazu, so daß er im Ganzen sieben Revolver besitzt. Während der folgenden Tage schafft er sich eine ganz vollständige Ausstattung an, unter dem Namen H. Valgravu. Man muß hier die Initialen H. V. beachten, die gleichlautend wie die feines nächsten falschen Namens sind, unter dem er mit Bernays in Veilehr tritt und ihn schließlich niederschießt. Er verläßt nun das „Hotel du Commerce“ und bezieht unter dem Namen Valgravö das „Grand Hotel Violet“, mit neuen Kleidern, mit neuer Wäsche, die H. V. gezeichnet ist, — ein neuer Mensch. Er hat sich den Bart lasirt, Schnurrbart, Augenbrauen und Wimpern geschwärzt, seine Gesichtsfarbe gedunkelt und die dunlle Perücke aufgefetzt, er trägt einen Kneifer mit blauen Gläsern. Zwei Tage darauf, am 27. November, fährt er nach Brüssel und steigt dort im „Hotel Vritannique“ ab. Er trägt die rechte Hand in einer Binde, um sich nicht in das Fremdenbuch einschreiben zu brauchen. Der Portier, der ihm dasselbe vorlegt, schreibt auf fein Dictat hinein: Henry Vaughan aus Glasgow. Der Name Vaughan ist in England ziemlich verbreitet, und es giebt namentlich verschiedene große Rheder, welche diesen Namen führen. Er läßt ebenfalls einschreiben, daß er aus London komme. Denn er hat nach der Behauptung der Anklage, alles Interesse daran, seinen Aufenthalt in Paris zu verwischen, weil ja Armand aus seinem Pariser Aufenthalt kein Geheimniß gemacht hat, und für den Fall, daß ihm Scherereien mit den

2HH siaul lindau in Vcrlin. ^—

Behörden erwachsen sollten, das gleichzeitige Verweilen der beiden Brüder in Paris für Armand comvrumittierend weiden tonnte. In der That finden wir Leon als Henry Vaughan sofort damit beschäftigt, die Spuren seines Pariser Aufenthaltes zu vernichten. Er entfernt von den Kleidungsstücken die Pariser Firmen; er trennt sogar von einem Neinkleide alle Knöpfe ab. da auf diesen die Firma des Pariser Schneiders aufgepreßt ist; er entfernt von seinem Koffer die Marle der Gepäckexpedition.

Vom 27. November bis zum 4. December sucht er eine Wohnung, die, nach der Anklage, zur Ausführung der That am geeignetsten erscheint. Es handelt sich nun darum, Beziehungen mit Bcrnays anzuknüpfen, die diesen veranlassen tonnen, einen ihm Unbekannten in dessen Wohnung aufzusuchen — in die Falle zu gehen.

Nun kommen wir an jene Persönlichkeit, die in der Vertheidigung die Hauptrolle spielt und deren Vorhandensein von der Anklage überhaupt bestritten wird. Es ist dies der geheimnißvolle Murray, der nach der Auffassung der Staatsanwaltschaft nichts Anderes ist, als jener „große Unbekannte“, auf den sich die Verbrecher so oft als auf den Hauptzeugen ihrer Unschuld berufen, und dessen Spuren Niemand entdecken lann. In der Thai unterliegt es trotz der scharfsinnigen Vertheidigung, welche die Existenz des Murray nachweisen will, für den Unbefangenen kaum einem Zweifel, daß der Murray, auf den Leon sich beruft, ein Schemen, ein Phantasiegeschöpf ohne Fleisch und Blut ist.

Leon sagt Folgendes: Er habe in New-Iort einen alten Bekannten, mit dem er früher schon einmal in geschäftlichem Verkehre gestanden habe, einen gewissen Herrn Murray wiedergefunden. Dieser habe ihm von einem großartigen Unternehmen gesprochen, — einer Actiengesellschaft, einer neuen transatlantischen Dampfelinie, für die schon bedeutende Kapitalien eingezahlt seien und die demnächst ins Leben treten solle. Er habe Leon beauftragt, diese Sache zu organisiren. In London habe Leon nit Murray eine Zusammenkunft gehabt, und er habe von ihm Geld erhalten. Die Gesamtsumme, dieLeon von Murray erhalten haben will, beträgt etwa 12—15000 Frs; und soviel wird er während seines Aufenthaltes in Europa auch ungefähr verausgabt haben. Woher Leon diese Summe sonst bezogen haben kann, ist niemals aufgeklärt worden. Die Behauptung, daß Armand ihm das Geld gegeben habe, hat durch nichts bewiesen weiden können, und die Verhältnisse Armands waren derart, daß er aus eigenen Mitteln eine solche, immerhin beträchtliche Summe kaum hätte entnehmen können. Diese Geldfrage ist ein neuer dunkler Punkt, und die Vertheidigung hat darauf besonderes Gewicht gelegt und aus den Geldmitteln, über die Leon verfügt hat, geschlossen, daß nur jener Murray dieselbe zur Verfügung gestellt haben tonne und also existiren müsse. Auch in Paris will Leon mit Murray zusammengetroffen sein. Mit seineni Bruder habe er eben über diese Angelegenheit Murray gesprochen; Armand habe ihm davon abgerathen und sich von ihm das

Die «Lrmordung t>es Advocaten bernays. 2^5

Wort geben lassen, daß er »ach Amerika zurückkehre. Nach Armands Abreise habe Leon indessen seine Ansicht geändert. Er habe sich unkenntlich gemacht, sowohl um von seinem Bruder und seinen Verwandten in Brüssel nicht entdeckt zu werden, als auch, weil er seiner früheren dummen Streiche wegen überhaupt alle Veranlassung gehabt habe, in Belgien nicht an eine Identität zwischen Leon Peltzer und Henry Vaughan glauben zu lassen. So sei er denn auch im Auftrage Murrays nach Brüssel gegangen und habe dort lediglich, um die Murray'sche Gesellschaft zu organisiren, nach einem passenden Geschäftslocale gesucht. In der Rue de la Loi, in der unmittelbaren Nahe des Bahnhofes hat er denn die ihm geeignet erscheinende Wohnung gefunden und ist mit dem Wirth in Unterhandlung getreten.

Ehe er diese Wohnung miethete, begab er sich indessen noch auf die Reife. Am 5. und 6. December verweilte er in Amsterdam, vom 7.—15. in Hamburg, vom 15.—17. in Bremen. Er lauft statistische Bücher, die sich auf die Schifffahrt, Exporthandel und dergleichen beziehen, Landkarten :c. Er consultirt die ersten Rechtsgelehrten der Stadt, immer als Agent von Murray; er spricht mit ihnen lang und breit über die zu begründende Gesellschaft und sichert sich für später in diesen Hafentplätzen den Beistand der ersten juristischen Autoritäten für Schifffahrtspflichten.

Die Anklage behauptet, das alles sei eine ebenso schlaue ersonnene wie erbärmliche Komödie gewesen, — die kostspielige Inszenierung für das Verbrechen, das begangen werden sollte.

Von Hamburg aus schreibt Henry Vaughan an Wilhelm Nernays in englischer Sprache einen Geschäftsbrief über die geheimnißvolle Murray'sche Actiengesellschaft und sagt ihm, Nernays sei ihm als ausgezeichneter Advocat und besonderer Kenner der in Frage kommenden Interessen von Londoner Freunden warm empfohlen; er wünsche seine Ansicht über das zu begründende Unternehmen zu hören. Er legt ihm auch eine ganze Reihe von Fragen vor, nm deren Beantwortung er bittet. Er schließt damit, daß er sich vorbehalte, Herrn Bernaus persönlich in seinem Bureau zu Antwerpen zu besuche». Diesem Briefe ist ein Check im Betrage von 500 Francs beigefügt. Leon kannte ja seinen Bernays und wußte, daß dieser für eine gute Bezahlung keineswegs unempfindlich war. In der That hatte er sich durch diesen Brief das Vertrauen des Antwerpener Advocaten im Fluge erobert. Bernays antwortete mit einer ausführlichen vortrefflichen Denkschrift und stellte sich dem Agenten des Herrn Murray, Henry Vaughan, für alle weiteren Fälle zur Verfügung. Leon schreibt ihm noch einmal von Bremen aus.

Leon lehrte nun nach Brüssel zurück. Am 20. unterzeichnet er den Miethscontract mit dem Architekten Almyens, dem Besitzer des Hauses in der Rue de la Loi 159. Von diesem läßt er sich auch die Adresse des Möbelhändlers Guiot geben, mit dem er die Einrichtung bespricht. Er bestellt ein Mobiliar im Preise von etwa 15,000 Francs. Er macht eine

2H6 f)a»I tindau in Verlin.

Baarzahlung von tausend Francs darauf. Er sagt, es sei ihm vor Allem daran gelegen, daß ein Arbeitscabinet in anständiger Weise müblirt werde und daß die ganze Wohnung nach außen hin wenigstens den Eindruck des Gastlichen und Bewohnten mache. Er läßt also alle Fenster mit Vorhängen versehen, die Treppe und den Corridor mit einem Teppiche belegen, und das Arbeitscabinet wird vollständig eingerichtet, so daß der harmlose Fremde allerdings annehmen muß, in einer behaglichen Wohnung sich zu befinden. Außerdem läßt er im zweiten Stock eine kleine Kammer mit einem Bett Herrichten, angeblich für seinen Diener, den er aus London mitbringen will. Am 22. December schreibt er an Bernays von Brüssel aus, daß er das Christfest in London mit den Seinigen verbringen und iwer Antwerpen fahren werde, um mit Bernays zusammentreffen zu tonnen. Die Anklage erblickt in diesem Brief nur ein weiteres Mittel um Bernays vertrauensvoll und sicher zu machen. Es hätte ja nahe gelegen, daß der vielbeschäftigte Advocat Herrn Vaughan, der so viel in der Welt herumreist, gebeten habe, die kleine Reise nach Antwerpen zu machen und sich zu ihm zu bemühen. Vaughan durfte Bernays, um ihn in den Hinterhalt, den er ihm beieitel habe, zu locken, in keiner Weise argwöhnisch machen. Am 23. December telegraphirt Leon, selbstverständlich immer als Vaughan, an Bernays: leider tonne er ihn nicht besuchen, er habe ungünstige Nachrichten von Hause erhalten, die ihn vernnlaßten, den kürzesten Weg nach London zu nehmen. Leon reist wirtlich nach London.

Wenn alles das nur geschehen ist, um in Bernays den Glauben zu erwecken, daß die Zusammenkunft, die Vaughan später von ihm erbitten wird, eine ernsthaft geschäftliche sei, um eine jede Möglichkeit, daß Bernays Verdacht schöpfen könne, zu beseitigen, dann muß man über die Langwierigkeit und Kostspieligkeit sowohl als auch über das kunstvolle Raffinement dieser Vorbereitungen staunen. Wahrscheinlich hatte Leon alle diese scharfsinnigen Winkelzüge gar nicht anzuwenden brauchen; er hätte sich diese Reise nach Deutschland, nach England, diese Consultationen bei allen möglichen Advocaten, diese Depeschen und Ausstattungen ersparen können. Ein so gewinnsüchtiger Mann wie Bernays, sollte mau annehmen, hätte schon durch die verlockende Aussicht auf ein glänzendes, großartiges Geschäft, das ihm reichlichen Lohn einzubringen versprach, mit geringerer Mühe und weniger Zeitverlust dazu veranlaßt werden können, die kleine Reise von Antwerpen nach Brüssel zu machen und Vaughans verhängnihvoller Einladung Folge zu leisten. In London kauft Leon einen Ring, in den er die Namen „Henry und Lucy“ eingraviren läßt. Er kauft ferner eine einläufige Pistole von sehr ausgezeichneter Arbeit — mehr eine Spielerei für einen Salonschützen als eine Waffe — und thut in Gegenwart des Waffenschmiedes verschiedene Probeschüsse daraus. Der Waffenschmied stellt ihm das Zeugniß aus, daß er ein vortrefflicher Schütze sei. Die Entladung dieser Pistole macht verhältnißmäßig wenig Lärm.

vic «Lrmoidung des Adrocalen Vcinays. — 2H?

Das Christfest, das ein jeder rechtschaffene Engländer in feiner Familie zugebracht haben muß, ist vorüber, Henry Vaughan lehrt nach Brüssel zurück. Am 1. Januar macht er von da einen Ausflug nach Aachen. Er bleibt dort nur einen Tag, um einen Arzt zu consultiren und sagt, daß er später wiederkehren werde, um eine regelrechte Kur durchzumachen. Darauf kehrt er nach Brüssel zurück. In den ersten Tagen des Januar zahlt er dem Wirth die halbjährige Mieth für die Wohnung in der Rue de la Loi. Am 4. schreibt er einen langen Brief an Bernays; er fagt darin, daß auf feine Actiengesellschaft schon ein Capital von einer halben Million Pfund Stelling eingezahlt sei. In Antwerpen solle eine Filiale begründet werden: Bernays werde um Nath angegangen werden. Er fügt hinzu, daß er den Bürgermeister von Antwerpen und den Minister der öffentlichen Arbeitm sehen müsse. Er bedauert, für den Augenblick nicht nach Antwerpen hinüberkommen zu können, da er in diesen Tagen sehr viel geschäftliche Besuche zu empfangen habe. Er bittet schließlich Herrn Bernays, ihm die Ehre zu erweisen, zu ihm zu kommen. Er brauche gar keinen Wagen zu nehmen, da die Wohnung in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs liege. Wenn Herr Bernays sonst noch Besuche in der Stadt zu machen habe, so stelle ihm Vaughan mit Vergnügen seinen Wagen zur Verfügung. Bernays muß also an ein glänzendes Geschäft glauben. Es erscheint ihm ganz natürlich, daß er der Einladung Vaughans Folge leistet.

Am 6. Januar Abends verläßt Vaughan das „Hotel Britannique“ und verbringt die Nacht vom 6. bis 7. in der von ihm gemietheten Wohnung der Rue de la Loi. Eine Nachbarin will gehört haben, daß Leon in dem für seinen angeblichen Diener gemietheten Zimmer unruhig auf- und abgegangen sei.

V,

Am 7. Januar Morgens verläßt Bernays Antwerpen und trifft mit dem Zuge 10, 10 Minuten Vormittags auf dem Bahnhof in der Rue de la Loi ein. Leon sieht ihn vom Fenster aus in das Haus eintreten. Sehen wir uns die Wohnung in der Bernays erschossen ward, etwas näher an. Die Abbildung der Fassade und der Plan dieses Hauses liegen uns vor. Das Haus in der Rue de la Loi 159 ist erst vor wenigen Jahren erbaut. Es hat den bekannten großartigen Charakter der Neubauten in den Hauptstädten; in der Sprache der Berliner Wirthe würde man es „hochherrschaftlich“ nennen. Leon halte das Erdgeschoß gemiethet. Man gelangt in diese Wohnung durch eine Glasthür, die auf einen langen Corridor führt. Im Corridor befindet sich eine Gaslampe. Links, nach der Straße zu, liegt der Salon, ein großes dreisenstriges Zimmer; an diesen schließt sich ein ebenso großer Speisesaal und an den Speisesaal ein Treibhaus. Diese Räume waren nicht möblirt, nur die Fenster des Salons nach der Straße zu hatten Vorhänge erhalten.

2H8 Paul lindau in Veilin. ^

Geht man in gerader Richtung den Corridor entlang, so gelangt man in das Arbeitscabinet, das zwei Fenster hat, das eine geradeaus, der Thür gegenüber, das andere links nach der Seite des Treibhauses zu. Die Fenster gehen auf einen Hofraum oder auf einen Garten. Dieses Arbeitscabinet war vollständig möblirt, ebenso waren auch im Corridor rechts vom Eingang Haken zum Anhängen der Garderobe angebracht, so daß Bernaus, als er in diese Wohnung eintrat, glauben mußte, sie sei vollständig eingerichtet. In dem von der Straße ziemlich weit entfernten, nach dem Hofe ober Garten hinausliegenden Arbeitscabinet waren die Fenster mit schweren Vorhängen versehen, den Boden deckte ein dicker Teppich. Ebenso waren an der Thür, die vom Corridor in das Arbeitszimmer führte, schwere tiefhängende Portiören angebracht. Die Anklage behauptet, dieselben hätten so tief gehangen, büß derjenige, der in das Zimmer eintrat, genöthigt gewesen sei, den Kopf etwas zu bücken. Rechts von dieser Thür, hart am Eingange, stand ein kleiner Tisch, auf dem sieben Revolver und einige Schachteln mit Patronen lagen. Auch Landkarten und Pläne waren auf dem Tische; sie waren jedoch nicht so hingelegt, daß sie die Revolver absichtlich hätten verstecken sollen. Die Revolver waren ganz neu, es waren die in Paris gekauften. Die meisten waren nicht geladen. Ein Schuß war nur aus einem abgefeuert worden. Wenn die uns vorliegenden Berichte, die in diefem Punkte nicht ganz klar sind, den Sachverhalt richtig darstellen, so hätte Leon mit dieser eigenthümlichen Schaustellung von Waffen die Absicht verfolgt — und die Anklage versäumt nicht, diese Schlußfolgerung zu ziehen — die von ihm zuerst ausgesprochene Behauptung: daß ein Unglücksfall vorliege, glaubhaft zu machen. Man sollte annehmen, Bernays habe sich wirklich die neuen Waffen ange» sehen, von denen er, wie Leon selbst, geglaubt hätte, daß sie nicht geladen seien, er habe auch mit der in London getauften kleinen eleganten Salonpistole gespielt, und diese habe sich unglücklicherweise entladen. Leon habe sich alsdann darauf berufen tüimen, wie unwahrscheinlich es sei, daß Bernays ermordet sei. Ein Mörder, der sieben Revolver zu seiner Verfügung hat, nimmt doch nicht gerade eine einläufige Pistole, die eher ein Spielzeug als eine Waffe ist, um einen Mord zu begehen; er muß doch die Möglichkeit in Anschlag bringen, daß der Schuß versagt oder sein Ziel verfehlt. Man hätte also an den behaupteten Unglücksfall geglaubt. Das scheint der Zweck dieser Ansammlung von Waffen, die bis auf die eine, und gerade die anscheinend harmloseste, wirtlich ungefährlich waren, allerdings gewesen zu sein.

An der Wand rechts stand ein großer Schreibtisch, ein sogenannter Ministertisch, vor demselben ein Arbeitsstuhl. Auf der rechten Seite, nahe dem Fenster stand ein Lehnstuhl; neben dem Lehnstuhl am Fenster noch ein kleiner Stuhl. Auf der linken Seite des Fensters war ein kleiner Seruir» tisch mit verschiedenen Liaueuren aufgestellt. Auf der linken Seite, neben dem Eingang, in der Ecke brannte ein Gasofen,

Die Ermordung des Advocaten Vernays, 2H9

Das also ist der Ort der Handlung. Die Handlung selbst, der Mord, soll sich nach der Anklage, die ihre Darlegung auf die Aussagen der Sachverständigen stützt, so zugetragen haben.

Leon steht also um halb elf Uhr Vormittags am Fenster des leeren Salons, hinter der Gardine halbversteckt und späht auf die Personen, die eben mit dem Zuge von Antwerpen angekommen sind und den Bahnhof verlassen. Er sieht Bernays, der nichtsahnend in das ihm bezeichnete, ganz unverdächtig aussehende Haus eintritt.

Bernays klingelt an der Glashür. Leon öffnet. Er stellt sich dem Advocaten als Henry Vaughan vor und erklärt jedenfalls mit einigen Worten die Eigentümlichkeit, daß er selbst die Thür aufmacht: sein Diener ist zufällig nicht da, — derselbe gar nicht vorhandene Diener, für den die Kammer im zweiten Stock gemiethet ist, und den er aus London mitbringen wollte. Er bittet den Advocaten seinen Ueberrock abzulegen, er ist ihm dabei behülflich. Bernays hängt seinen Ueberrock im Corridor an einen Haken des Garderobenhalters. Ein kurzes Zwiegespräch über gleichgültige Dinge im Corridor. Leon bittet Bernays, mit ihm in sein Arbeitscabinet zu treten, und weist ihm die Richtung: gerade aus. Die Thür, die zu dem Cabinet führt, ist offen geblieben; Bernays geht voran, Leon folgt in nächster Nähe. Er hat die Rechte schon in die Tasche gesteckt, in der er die in London gekaufte sorgfältig gearbeitete Pistole verborgen hält. Mit der üblichen höflichen Verbeugung bittet er Bernays, näherzutreten. Derselbe verbeugt sich wie zum Dank und auch um durch die uiederhängende Portiöle unbehelligt eintreten zu können, und in demselben Augenblick zieht Leon die Pistole hervor, zielt auf das Genick und drückt in der Entfernung von zwei Handbreiten ab. Bernays schlägt, ohne einen Laut von sich, zu geben, tödtlich getroffen zu Boden.

Daß Bernays an der Eingangsthür erschossen worden ist, steht fest.

Die einzigen spärlichen Blutspuren, die man im Zimmer gefunden hat, sind auf dem Teppich am Eingang, hart am Schreibtisch. Da zeigt der Teppich die Spuren einer größeren Blutlache, die tief in das Gewebe eingedrungen ist. Auch der Schreibtisch selbst ist mit einigen Blutstropfen bespritzt.

Hören wir nun, wie Leon den grausigen Vorgang schildert.

Seine erste Aussage war gewesen, daß Bernays durch einen unglücklichen Zufall um's Leben gekommen sei. Er habe ihm seine Waffen gezeigt, ein Schuß habe sich entladen und Bernays so unglücklich getroffen, daß dieser auf der Stelle getödtet hingesunken sei. Nachdem die Unhaltbarkeit dieser Aussage erwiesen war, hat er eine andere gemacht. Er schildert die Scene so: Er habe allerdings als Bevollmächtigter von Murray in einer ernsthaften geschäftlichen Angelegenheit Bernays consultiren wollen. Er habe wegen seiner früheren leichtsinnigen Streiche, um von Bernays nicht erkannt zu werden, die Maske von Henry Vaughan gewählt. Nach der Begrüßung habe Bernays ihn scharf angesehen und ihm gesagt: „Sie kommen mir sehr

250 Paul lindau in Verün.

bekannt vor; ich muß Sie schon irgendwo gesehen haben." Leon sei verlegen geworden und habe eine ausweichende Antwort gegeben. Darauf habe Bernaus ihn noch schärfer fixirt und ihm auf einmal zugerufen: „Du bist Leon Peltzer!" Gleichzeitig habe er an der Perücke gezupft, und nachdem er sich von der Wahrheit seiner Vermuthung überzeugt, habe er die beleidigendsten Schimpfworte gegen Leo» ausgestoßen. Er habe ihn einen Schwindler und Betrüger genannt und gedroht, ihn den Gerichten zu überliefern. Außer sich vor Wuth habe Leon eine der Pistolen, die erste beste, ergriffen und auf Bernays angelegt. Dieser habe sich entseht abgcwandt, um aus dem Zimmer zu fliehen. Er habe unwillkürlich den Kopf geduckt. Da habe Leon in einem Augenblicke der Unzurechnungsfähigkeit und des Jähzorns losge[^]drückt. Bernays sei gefallen. Nun habe sich eine namenlose Verzweiflung Leons bemächtigt. Er habe die Leiche aufgehoben und auf den Lehnstuhl am Fenster rechts, wo sie in der That gefunden worden ist, getragen. Er habe Wasser, Salmiak, Schwamm und Watte herbeigeholt, um das Blut zu stillen: und man hat auch wirklich ein Waschbecken mit blutigem Wasser, Salmiak, Watte :c. auf dem kleinen Stuhl neben dem Lehnstuhl gefunden. Alle Be[>]lebungsversuche seien indessen vergeblich gewesen. Er selbst habe in seiner Bestürzung jedoch die Schwierigkeit erkannt, diese wahrhafte Darstellung des Vorfalles glaubhaft erscheinen zu lassen — jenes entsetzlichen Unglücksfalls, der keinen anderen Zeugen hatte, als ihn, den Ueberlebenden. der in Belgien schlecht angeschrieben war und unter einem falschen Namen, unter entstellender Maske Bernays zu sich beschieden hatte. Er würde sich schwer, von dem Verdachte, Bernays ermordet zu haben, reinigen können. Deswegen habe er sich auch darauf beschränkt, nachdem er sich überzeugt hatte, daß alle menschliche Hülfe für Bernays vergeblich sei, angesichts der Leiche einige Zeilen an den Coroner, den gerichtlichen Leichenbeschauer, aufzusetzen, in denen er den Tod von Bernays gemeldet habe. Darauf sei er aus dem Zimmer gestürzt und habe in der besinnungslosen Hast die Absendung de[?] Briefes an den Coroner vergessen. Der an den Coroner adressirte. verschlossene Brief ist in der That im Zimmer gefunden worden. Es ist auch richtig, daß der Brief dort geschrieben ist, denn auf dem Löschpapier des Schreibtisches hat man den Abdruck der Leon'schen Schriftzüge gefunden. Die Anklage behauptet nun, daß auch diese Vergeßlichkeit eine beabsichtigte gewesen sei, um die Justiz zu täuschen. Leon habe allerdings glauben machen wollen, daß er im Zustande der Unzurechnungsfähigkeit aus dem Zimmer gestürzt sei; deshalb habe er wichtige Sachen, die auf die Spur von Vaughan führen konnten, absichtlich liegen lassen, so unter Andern« den Ring mit der Aufschrift „Henry und Lucy", den er in London hatte anfertigen lassen. Auch dieser Ring wurde bei der Waschschiüssel, in der Leon sich von den Blutflecken gereinigt hatte, gefunden. Da nun Leon in der Verkleidung des Vaughan aller Welt erzählt hatte, daß er zum Christfest nach England gehe, um das Fest mit seiner Fran und seinen Kindern zu

Die «Ermordung des Advocaten Vernays. 25 ^
verbringen, so sollte dieser absichtlich vergessene Ring, sobald er aufgefunden werden würde, die Behörden veranlassen, in London auf einen Henry Paughan, der mit einer gewissen Lucy verheirathet sein müsse, zu fahnden. Die Absicht aber sollte dadurch verschleiert werden, daß gleichzeitig auch der wichtige Brief an den Coroner liegen geblieben war. So sollte die Combination dieser beiden Thatsachen auf die äußerste Aufregung des Thaters schließen lassen und die Annahme der kühlen Vorherberechnung beseitigen.

Auch die Darstellung von Leon erscheint wenig glaubwürdig. Ganz abgesehen von der Hauptsache, daß der von Leon beständig vorgeschobene Murray, der seinen Aufenthalt in Europa veranlaßt haben soll, in dessen Auftrage er angeblich die verschiedenen Hafentplätze besucht und die verschiedenen Rechtsgelehrten consultirt hat, — abgesehen davon, daß dieser geheimnißvolle Murray, nach dem man in der alten und neuen Welt überall gesucht, nirgends aufzutreiben gewefen ist, daß er thatsächlich nicht existirt, daß Leon keinen Zeugen anführen kann, der ihn jemals mit diesem Murray zusammen gesehen hat, daß Leon keine Zeile von diesem Murray, der ihm doch ziemlich erhebliche Geldsummen, 12—15000 Francs, zur Verfügung gestellt haben soll, besitzt, kein Telegramm von ihm empfangen, keinen Geschäftsbrief, keinen Vertrag mit ihm auszuweisen hat, — abgesehen von diesen Verkleidungen, von diesem beständigen Wechsel der Persönlichkeit, von den überschlaun Vorbereitungen, den Waffenantaufen, der eigentümlichen Herrichtung der Wohnung :c. vermag nichts die einfache Frage des Staatsprocurators in genügender Weise zu beantworten: Wie kommt ein Mann, der sich eine provisorische Wohnung herrichtet, in der er einen Advocaten empfängt, um mit diesem über die Begründung einer transatlantischen Schifffahrtsgesellschaft zu sprechen — wie kommt ein solcher Mann dazu, zu diesem harmlosen Zwecke ein wahres Arsenal von Pistolen herzurichten, Watte, Schwamm, blutstillende Mittel zur Hand zu haben, wenn er nicht morden und zugleich die Spuren des Mordes verwischen will?

Was sich in dem nächsten Augenblicken nach der Tödtung oder Ermordung von Bernays ereignet hat, ist nicht vollständig klargestellt worden. Die Behauptungen von Leon verdienen keinen Glauben, die Behauptungen der Anklage haben nicht in überzeugender Weise begründet werden können. Die Anklage nimmt an, daß Leon nach vollbrachter That seine Kleider, die einige wenige Blutanspritzungen zeigten, gewechselt, den Brief an den Coroner geschrieben, wenn er ihn nicht schon vorher bereit gehalten, und darauf schleunig das Haus verlassen habe; um die Leiche, die seinen Ausgang fast versperrte — denn Bernays ist wie wir wissen, unmittelbar an der Thür, wahrscheinlich auf der Schwelle selbst erschossen worden — habe er sich nicht weiter gekümmert. Wir werden später sehen, wie es die Anklage zu erklären sucht, daß die Leiche des Advocaten nachher auf einem Sessel gefunden worden ist.

252 Paul Lind au in Verl.,»

Leon kann in der That nur kurze Zeit nach dem Morde noch in dem schrecklichen Zimmer geblieben sein. Um halb elf Uhr ist Bernays in Brüssel eingetroffen, etwa um dreiviertel wird er erschossen, um 11,51 Minuten verläßt Leon Brüssel mit dem Zuge, der vom Südbahnhof, am andern Ende der großen Stadt, abgeht. Da er die Kleider und Wäsche wechseln und einen Theil des Weges zu Fuß zurücklegen muß, so bleibt ihm in der That kaum noch die nöthige Zeit, um den Brief an den Coroner zu schreiben. Er fährt mit dem Zuge 11,51 Minuten nach Antwerpen, wo er gegen 1 Uhr Mittags eintrifft. Leon sagt, er habe die Absicht gehabt, seine Familie, besonders Armand von den Vorgängen in der Nue de la Loi in Kenntnis; zu sehen; unterwegs habe er sich aber eines anderen besonnen. Er habe also auf dem Bahnhofe einige Zeilen an Armand geschrieben, die ungefähr folgenden Inhalt gehabt hätten: er sei nicht, wie er Armand versprochen habe, nach Amerika zurückgekehrt, es sei ihm ein entsetzliches Unglück zugestoßen. Er begeben sich nach Aachen, er müsse Armand sprechen und bitte ihn, am andern Tage mit dem ersten Zuge nach Macstricht zu kommen. Mit dem Zuge, der um 1,0 Minuten Antwerpen verläßt, sei er dann nach Aachen weitergefahren, und es ist richtig, daß er dort gegen sechs Uhr Abends eingetroffen ist.

VI.

Ueber die Begegnung der beiden Brüder in Macstricht haben die Verhandlungen kein genügend helles Licht verbreitet. Es muß hier eingeschaltet werden, daß die Anklage behauptet, Armand und Leon seien von dem Augenblicke an, da Leon nach Europa zurückgekehrt sei, bis zur That in ununterbrochenem regelmäßigem Verkehre gewesen, während Leon und Armand jede Gemeinsamkeit während dieser Zeit in Abrede stellen. Das eifrige Bestreben Leons, das nicht einen Augenblick nachläßt und schwankt, Armand als gänzlich unbetheiligt hinzustellen, erweckt in uns, auch wider unseren Willen, freundliche Gefühle der Theilnahme für diesen Menschen, dessen Herz, wenn es auch noch so verdorben ist, von reinster aufopferungsfähigster Bruderliebe ganz erfüllt ist. Leon bleibt dabei, daß er Armand in Paris zufällig getroffen, ihm von der Murray'schen Angelegenheit Kenntniß gegeben, daß Armand ihm abgerathen habe, und daß er wider Armands Wissen und Willen in Europa geblieben sei. Armand spricht sich genau in demselben Sinne aus. Demnach hätte Armand von dem Augenblicke an, da er sich von seinem Bruder Leon in Paris getrennt, bis zu dem verhängnißvollen Zettel, den er am 7. Januar in Antwerpen von der Hand Leons erhalten, außer allen Beziehungen zu Leon gestanden.

Die Anklage unterstützt ihre, diesen Aussagen entgegengesetzte Auffassung durch eine große Reihe von Indicienbeweisen. Die zwischen den Beiden gewechselten Briefe sind freilich vernichtet. Aber man hat in den verschiedenen Städten, die Leon während der Zeit, da das Verbrechen angeblich vor-

Die Ermordung des Advocaten Vernayz. 253
bereitet worden ist, in den verschiedenen Telegraphenbureaus gewisse geheimnißvoll abgefaßte, mit falschem Namen versehene Depeschen aufgefunden, die von Armand oder von Leon herrühren sollen, und an diesen oder jenen gerichtet seien. Einige dieser Telegramme sind allerdings recht compromittirend. Sie beziehen sich auf Geldforderungen von Leon — wenigstens wird diese Deutung dem geheimnißvollen Texte gegeben — und auf die Ankündigung des Verbrechens, die Leon Armand gegeben haben soll. In der That hat Armand am Tage vor dem Verbrechen, am 6. Januar, eine seltsame Depesche erhalten mit der Unterschrift „Marie“. Sie lautet: „Dank für Ihre liebenswürdige Einladung, und ich hoffe Sie Sonnabend zu sehen. Marie.“ Der Sonnabend war der Tag des Verbrechens, der 7. Januar. Diese Depesche ist gleichzeitig mit der Depesche, die Henry Vaughan an Vernays sendet, und in der er diesen bittet, am Sonnabend mit dem Halb-elf-Uhr-Zuge nach Brüssel zu kommen, aufgegeben worden. Obgleich die Handschrift auf beiden verschieden ist, so glauben die Sachverständigen doch, daß sie von derselben Hand geschrieben seien. Die Anklage deutet die Depesche „Marie“ so, daß Leon in derselben Armand angekündigt habe, Vernays habe die „Einladung“ zum Sonnabend angenommen und er hoffe ihn also zu sehen. Mit anderen Worten: das Verbrechen werde am Sonnabend verübt werden. Armand, der aufgefordert worden ist, Auskunft über das ihm eingehändigte Telegramm zu geben, hat allerdings keinen genügenden Bescheid ertheilen können. Er erzählt eine etwas abenteuerliche Geschichte von einer unbekanntenen Dame, die ihn eines Tages angeredet und die er eingeladen habe, mit ihm eine kleine Reise zu machen. Diese Dame, von der er eben nur den Vornamen „Marie“ wissen will, habe ihm also telegraphirt, daß sie für die Einladung danke. Diese Marie hat aber ebenso wenig aufgefunden werden können wie Murray. Das Telegramm „Marie“ bildet einen Hauptgegenstand der Belastung gegen Armand. Neben vielen anderen geringfügigeren Beweismitteln erblickt die Staatsanwaltschaft in diesem Telegramm den unanfechtbaren Beweis der Betheiligung Armands an den Vorbereitungen zum Verbrechen und dessen Mitwisserschaft. Noch ein anderes wichtiges Moment wird als besonders belastend für Armand von der Staatsanwaltschaft hervorgehoben und als beweiskräftig für das Zusammenwirken der beiden Brüder bei dem gemeinsam verabredeten, von Armand ersonnenen und von Leon ausgeführten Verbrechen geltend gemacht. Eines Tages hat Armand in seinem Zimmer eine Pistole abgefeuert. Die Kugel ist in die Wand gedrungen und hat sichtbare Spuren hinterlassen. Durch den Knall erschreckt, ist das Dienstmädchen herbeigeeilt und hat gefragt, ob ein Unglück geschehen sei. Armand hat sich bei dem Mädchen angelegentlich erkundigt, ob der Knall denn wirklich so deutlich zu hören gewesen sei? Die Untersuchungsbehörde hat daraus geschlossen, daß Armand einen Probeschuß abgefeuert habe, um die Stärke der Detonation der Patrone festzustellen. Sie hat die Untersuchung der Kanalisationsröhren Nord und Süd. XXV, 74. 17

25H Paul tindau in Verlin.

des Hauses angeordnet, und man hat da eine große Anzahl von Gaupillatscher Patronen gefunden, Patronen aus derselben Fabrik wie die, welche Leon in Paris getauft hat, und die in Belgien nicht zu haben sind. Armand habe sich durch den Knall überzeugt — fo schließt die Staatsanwaltschaft weiter — daß die Patronen zur Ermordung des Advocaten nicht zu verwenden feie», und in Folge dessen habe Leon in London eine andere Schießwaffe getauft. Die Erklärungen, die Armand für den Schuß abgiebt, leiden wiederum an Unglaubwürdigkeit. Er sagt, er habe gar keine Gaupillat'sche Patrone gebraucht, sondern aus einer alten Pistole eine beliebige Patrone verschossen, theils aus Spielerei, theils um den an einem Neubau in seiner Mhc beschäftigten Arbeitern, denen er nicht recht traute, durch den Schuß eine Warnung zu ertheilen. Ueber die Auffindung der Gaupillat'schen Patronen giebt er gar keine Auskunft; er will nicht wissen, wie dieselben in die Wasserrohre gekommen seien.

Jedenfalls haben sich die beiden Brüder am 8. Januar in Maestricht wiedergesehen. Armand sagt, daß er seinen Bruder zunächst aufgefordert habe, sich den Gerichten zu stellen; dann <lber habe er eingesehen, daß er als Haupt der Familie die Verpflichtung habe, die der Ehre seines Namens drohende Schmach von den Seinigen womöglich abzuwenden. Er habe also von nun an Leon unterstützt, um ihn der Nachforschung der Behörden zu entziehen. So erklärt er, daß er seit dem gewaltsamen Tode des Advocaten in regelmäßigen Beziehungen mit Leon geblieben ist und dessen ungeachtet, als er bereits wußte, daß Leon Nernays getödtet habe, öffentlich die Erklärung erlassen hat, Leon sei in Amerika und werde auf seine Veranlassung nach Europa zurückkehren, um seine Unschuld vor den Gerichten zu beweisen. Er habe um der Ehre der Seinigen willen diese Nothlüge aussprechen müssen.

Die Staatsanwaltschaft giebt für die erste Zusammenkunft zwischen Leon und Armand in Maestricht eine andere Erklärung. Armand habe von dem Verbrechen nicht erst in Kenntniß geseht zu werden brauchen, er habe es schon gewußt. Die beiden Brüder seien zusammengekommen, um zu berathen, was nun geschehen müsse.

Das Nächstliegende ist aber thatsächlich nicht geschehen. Und es bleibt wunderbar und unerklärlich, daß Leon nach vollbrachter That nicht das Weite gesucht, und daß Armand, der nun nach seinem eigenen Bekenntniß darum wußte — ob er nun an dem Morde betheiligt war, an eine Tödtung aus Fahrlässigkeit oder an eine Tödtung ohne Ueberlegung glaubte, wie Leon sie darstellt — seinem Bruder nicht zur Flucht verholfen hat. Daß Leon nach dem Verbrechen noch monatelang in Europa bleibt, ist ein Räthsel, das nicht gelöst werden kann. Bei einem anderen weniger geübten Manne würde man glauben tonnen, daß sich die Furcht seiner bemächtigt habe, einen Dampfer zu besteigen, daß er vor den Schwierigkeiten, sich einzuschiffen, zurückgeschreckt sei; aber Leon, der seit Jahren unter allen möglichen falschen Namen lebt,

Die Ermordung des Advocaten Verna^z. 255

dem die Kunst der Verstellung zur Gewohnheit geworden ist, der unter falschem Namen New-Iort verlassen und in Europa ein Dutzend mal im Verlauf des letzten Vierteljahres seinen Namen gewechselt hat — dieser Leon hätte doch, nach menschlicher Berechnung, wenigstens den Versuch, wieder unter einem falschen Namen irgendwohin zu fliehen, unternehmen sollen. Ebenso ist die Annahme, daß es Leon an den erforderlichen Mitteln gefehlt habe, die Flucht zu bewertstelligen, als ini höchsten Grade unwahrscheinlich zu verwerfen. Wenn man Lehntaufende ausgiebt, um ein Verbrechen vorzubereiten, fo wird man doch auch gewiß llug genug sein, um den erforderlichen Fond zur Bewertstellung der Flucht., bereit zu halten. Eine Thatfache aber ist, daß Leon keinen Versuch macht, zu entkommen und daß Monate vergehen, bis er in nächster Nähe des Verbrechens, in Köln, der Polizei geradezu in die Arme läuft. Nach der Auffassung der Staatsanwaltschaft sollen also die beiden Brüder in Maestricht berathen haben, wie das Verbrechen zu vertuschen sei Sie wären überein gekommen, solche Anstalten zu treffen, daß man, wenn man die Leiche fände, an einen Unglücksfall glauben müsse, und daß also in diesem Falle gewisse Anzeichen dafür sprechen müßten, wie Leon unmittelbar nach der That dem Zusammengebrochenen habe helfen wollen, daß er Wiederbelebungsversuche vorgenommen habe; dann dürfe aber die Leiche nicht da liegen bleiben, wo Bernays niedergeschlagen sei; es müsse so aussehen, als ob sie pietätvoller und mit Achtung vor dem Todten behandelt worden sei; man müsse also auch die Wunden waschen, die Blutflecken vom Körper entfernen und dergleichen. Wenn dies der Inhalt der Unterredung der Beiden gewesen ist, so läßt sich jedenfalls begreifen, daß Leon sich gesträubt hat, das Haus des Verbrechens noch einmal, zu betreten. Und da giebt die Anklage zu verstehen, daß nun Armand sich erboten habe, diese grausige Komödie in Scene zu setzen.

Nie Thatllchen, auf welche die Anklage diese fürchterliche Vermuthung aufbaut, sind folgende: Bernays ist bekanntlich am hellen Tage in den Vormittagsstunden ermordet worden. Als die Leiche später gefunden wurde, brannte das Gas im Corridor; die Flamme war heruntergeschraubt. Man fand die Leiche, die durch das ganze Zimmer hatte geschleppt werden müssen, auf dem Lehnstuhl ausgestreckt, in einem Zustande, welcher die gerichtlichen Sachverständigen zu dem Gutachten veranlaßt hat, daß die Leiche nicht unmittelbar nach der That, sondern erst nach eingetretener Leichenstarre dorthin geschleppt worden sei. Die Blutlache am Schreibtisch, in der Nähe der Thür, die sehr beträchtlich war — das vergossene Blut wird auf ein Viertelliter veranschlagt — zeigt Eindrücke — und zwar, wie die Anklage glaubt, Eindrücke eines Stiefels. Die gerichtlichen Sachverständigen sagen, das Blut gerinne erst nach geraumer Zeit, zwischen vierundzwanzig bis achtundvierzig Stunden, so stark, daß es die Eindrücke in dieser Schärfe bewahren könne. Ihre Ansicht ist also die: Bernays sei, nachdem er den Schuß in's Genick erhalten habe, vornübergeschlagen; er sei in dieser Stellung stundenlang liegen

256 Paul Lindau in Berlin.

geblieben und das Blut habe sich durch die Nase ergossen. Nur auf der einen, der rechten Seite, zeigten die Kleider von Bernays reichliche Blutspuren. Kragen und Hemd waren verhältnißmäßig wenig mit Blut befleckt. Wäre das Blut aus der Genickwunde geströmt, so hätte das Hemd ganz damit besudelt sein müssen, und wenn Leon die Leiche sofort oder wenige Minuten nach der That auf den Sessel getragen hätte, so würden auch seine eigenen in der Rue de la Loi zurückgelassenen und dort gefundenen Kleider, die wenig Blutspuren zeigen, viel mehr mit den grauisigen Flecken des besonderen Saftes verunreinigt sein müssen.

Unsere Phantasie sträubt sich, die Wege, welche die Staatsanwaltschaft ihr weist, einzuschlagen. Es ist eine schauerliche Nachtszene, wie sie in den krankhaften Fieberträumen eines Edgar Poe nicht wüster und ungeheuerlicher gespuht haben kann! Man denke sich Armand, dem Leon den Schlüssel zu der Wohnung eingehändigt hat, wie er in der Dämmerstunde des winterlichen Sonntags oder vielleicht gar in der Nacht, sich in das Haus schleicht. In der öden Wohnung brennt die niedrig geschraubte Gasflamme. Er gleitet langsam den Corridor entlang. Bei dem Geräusch seiner Schritte fährt er schaudernd zusammen. Er ist allein mit der Leiche des auf seinen Anschlag meuchlerisch Hingemordeten. Er belastet sich mit dem schweren Körper, er trägt die schon erstarrte Leiche auf den Sessel nahe dem Fenster. Er wäscht die Wunde, er macht die unheimliche Toilette, und dann, nachdem diese entsetzliche Arbeit gethan ist, huscht er bebend und lautlos wieder von bannen.

Das ist unwahrscheinlich unheimlich. Die gerichtlichen Sachverständigen haben sich am Ende doch wohl geirrt. Und die Sachverständigen, welche die Verteidigung herbeigerufen hat, sagen in der That genau das Gegentheil von dem aus, was die Sachverständigen der Anklage behaupten. Die Sachverständigen der Verteidigung sind der Ansicht, daß das Blut in wenigen Minuten gerinne, und daß es bei der Beschaffenheit des Teppichs, welcher die flüssigen Theile schnell eingesogen, auch in verhältnißmäßig kurzer Zeit die Eindrücke bewahren können. Die vorgefundene Spur sei nicht der Eindruck eines Stiefels sondern eines Knies; die Behauptung Leons, daß er neben der Leiche niedergekniet, sie aufgerichtet, und daß dann die Blutung aufgehört habe, sei wissenschaftlich durchaus berechtigt. Es sei deshalb auch gar nicht auffällig, daß die Kleider Leons, wenn er auch die noch warme Leiche auf den Stuhl gebracht, nicht über und über mit Blut begossen seien.

Diese Darstellung gilt uns in der That als die wahrscheinlichere.

Man darf annehmen, daß Leon, nachdem er Bernays erschossen hatte, seinen Brief an den Coroner geschrieben hat. Darüber ist einige Zeit vergangen, eine genügende Zeit, um das Blut auf dem Teppich so fest zu machen, daß es die Spuren eines Fußes oder eines Knies bewahren konnte. Alsdann hätte er die Leiche in die Stellung gebracht, in der man sie später gefunden

Die Ermordung des Advocaten Vernays, 25?
sich gereinigt und heimlich davongeschlichen. Der gruselige Nachtschene bedürfen wir nicht, wenn sie auch der Staatsanwaltschaft zur Begründung ihrer Anklage gegen Armand erwünscht sein mag.

VII.

Während der ganzen Zeit vor dem Verbrechen, während desselben und unmittelbar darauf hatte Armand eine so unglaubliche Kaltblütigkeit gezeigt, daß die Vertheidigung mit Recht geltend machen darf, es gebe keinen Menschen, der sich als Mitschuldiger einer solchen That in dem Maße selbst beherrschen könne.

Am Abend vor dem Verbrechen, an demselben Tage, an dem er durch das Telegramm „Marie“ von der bevorstehenden Ermordung des Advocaten benachrichtigt sein sollte, hielt Armand im Ingenieurverein einen Vortrag über die Elektrische Ausstellung in Paris. Der Vortrag fand wegen seiner Vortrefflichkeit allgemeinen Beifall. Niemand nahm an dem Redner die geringste Spur einer ungewöhnlichen Erregung wahr.

Am Tage des Verbrechens frühstückte er in einer Restauration, ohne irgendwie auffällig zu werden; zu Mittag war er in eine Familie eingeladen worden, am Abend war er im Café. Er spielte, allerdings sehr schlecht, Domino. Die einzige Person, die an ihm eine besondere Erregung bemerkt haben will, ist das Dienstmädchen, das sich erinnert, daß er verschiebenemale hat Kaffee machen lassen, weil der Kaffee nicht gut gewesen sei.

Am 9., 10., und 14. Januar wohnte Armand bei Professor Habetz in Lüttich. Er ging des Abend aus und kam allerdings sehr spät, gegen zwei Uhr Morgens nach Hause. Es ist erwiesen, daß Armand in diesen nächtlichen Stunden mit Leon, der aus dem benachbarten Aachen herüberkam, Zusammenkünfte gehabt hat. Unbegreiflich ist und bleibt es, daß Leon ganz gemüthlich an der Grenze von Belgien sich herumtreibt, und daß Armand nicht Alles thut, was geschehen muß, um Leon fortzuschaffen.

Während dieser Zusammenkünfte in Lüttich hat Armand, wie er selbst zugiebt, Leon veranlaßt, von Basel aus als Henry Vaughan an den Untersuchungsrichter zu schreiben, wo sich die Leiche von Bernays befindet. Die Anklage erklärt diesen seltsamen Schritt damit, daß Armand, dem ja die Absicht zugeschrieben wird, Frau Bernays später zu heirathen, ein ernsthaftes Interesse daran gehabt haben müsse, die Identität der Leiche constatiren zu lassen; bei noch längerem Verborgenbleiben derselben hätte aber die Verwesung ihr vernichtendes Werk vielleicht so stark betrieben, daß diese Feststellung der Identität Schwierigkeiten gemacht haben würde. Leon richtet also von Basel aus den Brief an den Untersuchungsrichter. Er bleibt noch immer; er bleibt bis zu dem Augenblicke, wo er verhaftet wird.

Am 18. Januar wird die Leiche von den Behörden aufgefunden. Das Gas brennt im Corridor, das Gas brennt im Ofen; im Zimmer ist dreiund-

258 f)aul linda» in Verlin.

zwanzig Grad Hitze. Gleichwohl ist die Leiche noch so gut erhalten, daß der erste in das Gemach Eintretende glaubt, es sei ein Mann auf dem Lehnstuhl eingeschlafen. — Am folgenden Tage wird der Leichnam von der NitMx recognoscirt. Am 20. Januar bringen die Zeitungen das Signalement de-überall gesehenen Vaughan und den Verhaftsbefehl. Leon liest in Aachen die Zeitungen und bleibt ganz ruhig da, bis zum 27. Januar. Dann reift er nach Wien. Unterwegs hält er sich in Düsseldorf, Frankfurt und Würzburg auf. Wir haben nun kein Interesse mehr daran, die Thaten in ihrer Einzelheiten zu verfolgen! kurz und gut: Leon macht keinen Versuch zu entkommen, und Armand correspondirt in unvorsichtigster Weise mit ihm». Diesem und jenem Freunde erzählt er, daß er ein Verhältnis; mit einer Frau habe und bittet ihn, Briefe unter mysteriösen Adressen zu befördern und anzunehmen.

Inzwischen entsteht auf einmal, man weiß nicht recht wie, das Gerücht: Leon Peltzer müsse wohl mit Vaughan identisch sein. Es meldet sich Jemand, der Leon Peltzer während der entscheidenden Tage verkleidet als Vaughan in Brüssel gesehen haben will. Verschiedenen Leuten, die mit Vaughan zu thun gehabt haben, werden die Photographien von Leon Peltzer vorgelegt, und diese recognosciren das Bild als das des zurechtgemachten Vaughan. Leon wird steckbrieflich verfolgt. Leon bleibt noch immer!

Am 20. Februar wird der Verhaftsbefehl gegen Leon veröffentlicht.

In Wien erfährt Leon, daß er steckbrieflich verfolgt wird. Eine Depesche, die Armand an ihn richtet, wird von Leon mißverstanden. Leon reißt von Wien ab und begiebt sich geraden Wegs nach Brüssel, in den Rachen des Löwen. Es ist unbegreiflich, aber es ist so! Leon erklärt, daß er sich den Gerichten habe stellen wollen und daß ihm sein Bruder davon abgerathen habe. Am 3. März zeigt Leon Armand seine bevorstehende Ankunft an. Er bedient sich dazu der ihm von Armand angegebenen Adresse des Dr. Lavi[^], der, wie man sich erinnert, Armands bester Freund ist. Armand hat mich ihm erzählt, daß er mit einer Dame in verbotenen Beziehungen stehe und daß er gerade in diesem Augenblick, da die Justiz jeden seiner Schritte und Tritte überwache, keine Mittheilungen direct von ihr empfangen könne. Laviio glaubt seinem Freunde und glaubt auch der Versicherung Armands, daß Leon in Amerika sei.

In der Nacht vom 4. zum 5. März nach ein Uhr Morgens —

Dr. Lavisio arbeitet in seiner Studirstube — klingelt es. Armand stürzt herein: „Bist Du mein Freund? Kann ich auf Dich zählen? Willst Du mir einen Dienst erweisen, den ich Dir nie vergessen werde?“ fragt er den Doctor in äußerster Bestürzung. „So höre: Leon hat mich hintergangen. Er ist nicht nach Amerika zurückgekehrt, er hat eine Depesche von mir mißverstanden und trifft mit dem Frühzuge in Brüssel ein. Er weiß nicht, was ihm bevorsteht. Denke an die Schande, die meinem Namen droht, denke an unsere Freundschaft. Ich bitte Dich: beherberge Leon!“

Die Ermordung de? Advocaten Vernays. 25)

Lavifs weist dies Ansinnen zurück, und es ist erklärlich; denn Lavift schöpft nun Verdacht gegen Armand. Aber den Schritt, den er darauf thut und den die Staatsanwaltschaft als einen Heroismus seltener Art preist, wird nicht Jedermann in demselben Maße rühmen.

Armand begiebt sich auf den Bahnhof und wartet dort den Zug ab, der in der Nacht in Brüssel eintrifft; er veranlaßt Leon, sofort umzukehren.

Leon fährt mit dem nächsten Zuge wieder nach Deutschland zurück.

Dr. Zavis6 berathschlagt das, was er nun zu thun habe, mit einem Freunde; er begiebt sich darauf zum Staatöllnw"lt und denuncirt Armand.

Armand wird verhaftet und zwei Tage darauf auch Leon, der sich durch 'unvorsichtiges Benehmen verdächtig gemacht hat. auf Anzeige eines Bahnhofskellners in Köln.

Ueber Vieles haben uns die Verhandlungen gar nicht aufgeklärt. Es wäre doch sicherlich interessant gewesen, festzustellen, welcher Art die Beziehungen von Armand und Frau Bernays nach dem Verschwinden des Advocaten, nach der Auffindung der Leiche, bis zu dem Augenblicke der Verhaftung Armands gewesen sind. Wir erfahren darüber nur eine einzige Thatfache. Frau Bernays hat Armand, nachdem festgestellt war, daß Bernays durch Vaughan um's Leben gekommen ist, in feierlicher Weise auf Ehre und Gewissen gefragt, ob Armand in irgend welchen Beziehungen zu diesem Vaughan stehe? Armand hat diese Frage entschieden verneint. Außerdem hat sich Armand über die Vorgänge am 18. Januar, als die Leiche von Bernays aufgefunden wurde, von seinem Bruder telegraphischen Bericht erstatten lassen. Wir halten das bei den Beziehungen, die zwischen Armand und Bernays bestanden haben, auf alle Fälle für ganz erklärlich und brauchen der Sache nicht die Wichtigkeit beizulegen, die ihr die Staatsanwaltschaft beimißt, um darin einen neuen Beweis für die Mitfchuld Armands zu finden.

Wir wissen nicht, aus welcher Quelle die Gelder geflossen sind, die Leon verausgabt hat. ^

Auch der Brief aus Basel behält einen geheimnißvollen Ursprung. Selbst wenn die Leiche von Bernays erst viel später und in einem Zustande entdeckt worden wäre, welcher die Recognoscirung erschwert haben würde, so würden die Kleidungsstücke des Ermordeten und die Papiere, die er bei sich trug, unzweifelhaft auf die richtige Spur gebracht haben.

Unerklärlich bleibt vor allem das psychologische Moment.

Man kann es nicht fassen, daß ein Mensch, der seinen Bruder so geliebt, wie Armand Leon, der diesen Bruder zu verschiedenen Malen vor dem Untergänge gerettet und ihn immer unterstützt hat, denselben Bruder dazu verwendet, ein Werkzeug seiner mörderischen Pläne aus ihm zu machen. Man kann es nicht fassen, daß Leon, der zwar ein leichtsinniger, aber keineswegs roher und gemeiner Mensch ist, wie ein gedungener Bravo einen solchen Auftrag ausführt. Und doch sprechen alle Thatsachen dafür, und wir müssen sie hinnehmen und darauf verzichten, sie zu verstehen.

260 Paul liüdau in Verlin.

Bei der Verhandlung ist die Verteidigung überall da, wo es galt, das Unwahrscheinliche nachzuweisen, glänzend gewesen; sie hat Zeugnisse beigebracht, die für Armand so rühmlich sind wie nur möglich. Hochangesehene Männer sind stolz darauf gewesen, ihn ihren Freund zu nennen. Keine Stimme von Bedeutung sagt das Geringste aus, was ungünstig für Armand wäre, und die Staatsanwaltschaft, die alle Hebel in Bewegung gesetzt hat, um nachzuweisen, daß man Armand ein Verbrechen zutrauen könne, hat in dieser Beziehung nicht das geringste belastende psychologische Moment vorbringen können. Dagegen ist die Anklage überall da, wo es sich um die Darlegung der Thatsachen, um deren Verknüpfung, um den sachlichen Beweis handelte, siegreich gewesen. Sie hat nachgewiesen, daß Leon mit keinem andern Menschen in der wesentlichen Zeit verkehrt hat als mit Armand, daß der geheimnißvolle Murray nicht existirt, daß Armand, wenngleich er eine unmöglich erscheinende Selbstbeherrschung an den Tag gelegt hat, doch auf einige wichtige entscheidende Fragen mit fadenscheinigen Lügen geantwortet hat; daß jene „Marie“, die Absenderin des Telegramms am Tage vor dem Morde, ebensowenig Fleisch und Blut hat wie der Murray Leons.

Am 27. November 1882 hat der Proceß begonnen. Sechsendneunzig Belastungszeugen und hundertundvierzehn Entlastungszeugen sind gehört worden. Die Verhandlungen sind in französischer Sprache geführt, die Zeugenaussagen in französischer, vlämischer, deutscher und englischer Sprache erfolgt. Die Vernehmung der Zeugen hat vom 29. November bis zum 10. December gedauert. Am 11. December begann die Begründung der Anklage; sie nahm drei Tage in Anspruch. Die Vertheidiger sprachen am 14., 15., 16., 18., 19. und 20. December. Am 21. December replicirte der Staatsanwalt; am 22. December antworteten die Vertheidiger; um dreiviertel sieben Uhr Abends waren die Verhandlungen geschlossen. Der Präsident richtete nun an die Geschworenen die vier Fragen: ob Leon Pelher und Armand Peltzer schuldig seien, Wilhelm Bernays nnt Vorbedacht und Ueberlegung ermordet, beziehentlich bei der Ermordung solche Hülfeleistungen getroffen zu haben, ohne welche das Verbrechen nicht hätte verübt werden tonnen? Die Geschworenen müssen sich ihre Ansicht sehr schnell gebildet haben: denn schon nach anderthalb Stunden haben sie das riesige Material, das mehrere Bände füllt, bewältigt und ihren Beschluß gefaßt. Ihre Antwort lautet auf alle vier Fragen: Ja. Stürmischer Beifallsjubel im ganzen Publikum. Der Präsident droht den Saal räumen zu lassen, wenn sich das Publikum nicht anständig beträgt. Er fragt Leon, ob er noch etwas zu bemerken habe. Leon erhebt sich und sagt in fieberhafter Erregung: „Ich bin schuldig, ich bin mit Recht uerurtheilt; aber mein Bruder ist unschuldig! Das verkünde ich hier laut vor den Geschworenen. Es ist ein Iustizverbrechen, gegen das ich protcstire.“ Ter Präsident ruft ihn zur Ordnung. Leon antwortete noch einmal: „Und ich halte meine Meinung aufrecht.“

Die krmordliog de? Advocaten Vernavs. 25^

Als Arniand gefragt wird, ob er etwas anzuführen habe, erhebt er sich, streckt die Hand gegen die Geschworenen und ruft mit starker Stimme aus: „Der Fluch meiner Tochter falle aus Euch!“

Eine furchtbare Bewegung geht durch deu ganzen Saal. Der Gerichtshof zieht sich auf einige Augenblicke in das Berathungszimmer zurück und verkündet sodann das Todesurtheil für Beide, Daß die Nichtigkeitsbeschwerde zurückgewiesen und die Todesstrafe in lebenslängliches Zuchthaus mit zehnjähriger Einzelhaft für jeden umgewandelt worden ist, haben wir schon berichtet.

VIII.

Die Verhandlungen dieses Processes, auf die wir ja natürlich nicht näher eingehen können, haben manche Schäden unseres moderneu Gerichtsverfahrens wiederum recht anschaulich gemacht. Vor allem den bedenklichen Hang bei der Anklage sowohl als auch bei der Vertheidigung, alles zu beweisen, was für diese oder jene vortheilhaft, und alles zu entkräften, was für diese oder jene ungünstig wirken müßte. Eine Folge davon ist die Verdächtigung und Herabsetzung der Unbetheiligten, die durch irgend einen verhängnißvollen Zufall als Zeugen in die Verhandlungen.eines Schwurgerichts» processes hineingezogen werden. Kein Zeuge, der eine wichtige Aussage macht, entrinnt der Verdächtigung. Wen die Staatsanwaltschaft schont, den beleidigt die Vertheidigung, und umgekehrt. Es ist geradezu zur Regel geworden, Zeugen die Wesentliches aussagen, von der einen oder anderen Seite in ihrer Sittlichkeit herabzusetzen und ihre Glaubwürdigkeit in Frage zu stellen. Das, was im gewöhnlichen Leben als eine schimpfliche Beleidigung betrachtet wird: daß man den Nebenmenschen für einen Lügner hält, ist im Grichtssaal etwas ganz Gewöhnliches. Und im Gerichtssaal find doch die Umstände noch besonders erschwerend für die Beleidigung. Wenn Jemand in der Wirthsstube zum Ergötzen der Anderen ein bischen flunkert und prahlerisch aufschneidet, und wenn man dann die Glaubwürdigkeit in Frage stellt, so hat das wenig Belang; aber hier werden solche Aussagen, die im vollen Ernste der Situation, unter Berufung an die wenige Strafe, gemacht werden, verdächtigt. Eine jede unbequeme Aussage, die irgendwie in bestimmter Form auftritt, und die diesem oder jenem, dem Staatsanwalt oder dem Veitheidiger nicht in den Kram paßt, wird nicht blos als ein verzeihlicher Irrthum angezweifelt, sie wird gewöhnlich mit Rücksicht auf die zweifelhaften Charaktereigenschaften des Zeugen einfach als erlogen dargestellt. Geflissentlich wird die Persönlichkeit des Zeugen in der Achtung herabgesetzt; man spürt nach seinem Vorleben, nach seinen Beziehungen und freut sich, wenn man irgend etwas auftreiben kann, was den Zeugen als einen mehr oder minder lasterhaften Meufchen darstellt, auf dessen Worte nicht viel zu geben sei. Zieht man die äußerste Consequenz, so wären eigentlich

die meisten Zeugen, nach der Charakterisirung der Anklage oder der Verteidigung, als Meineidige für das Zuchthaus reif.

In gradezu empörender Weise ist Frau Bernays behandelt worden.

Allerdings hat die Staatsanwaltschaft später, nachdem sie das Zeugnis; des Präsidenten de Longö gehört, andere Saiten aufgezogen und der Reinheit der unglücklichen Frau ein lobendes Zeugniß ausgestellt, dessen eine anständige Dame gar nicht benöthigt sein sollte. Selten ist eine Frau grausamer ge» straft worden. Sie lebt in einer unglücklichen Ehe mit einem Manne, dem seine besten Freunde nicht nachrühmen können, daß er ein liebenswürdiger Gatte gewesen sei; sie ist im Munde der Dienstboten, die der Herr bevorzugt; ihr eheliches Leben ist die Hölle auf Erden, und das tragische Ende dieser qualvollen Ehe bildet die Ermordung des Gatten. Nun wird sie des Ehebruchs bezichtigt, nicht bloß von elenden Klatschbasen und gemeinen Dienst» boten; auch der Sachwalter der anständigen Gesellschaft eignet sich wenigstens so viel von dem unsauberen Gewäsch an, wie ihm zur Verstärkung seiner Anklage gegen den Freund der unglücklichen Frau dienlich erscheint. Ihre Toilettengeheimnisse werden öffentlich und officiell besprochen. Dienstboten werden darüber vernommen, zu welcher Zeit sie sich das Corset auszieht: ein Arzt muß bei verschlossenen Thüren vor den Geschworenen ihre körperliche Beschaffenheit schildern. Und alles das geschieht, damit man Armand die Ermordung des Mannes dieser unglücklichen Frau zu» trauen könne! Und die Frau ist rein, und die rohe Menge höhnt sie auf ihrem Wege. Frau Bernays mag unvorsichtig gewesen sein, im Gefühl ihrer Reinheit mag sie zu unbefangen mit ihrem Freunde Armand Peltzer verkehrt haben; aber die Sühne für diese Unvorsichtigkeit ist doch eine un» menschlich harte gewesen.

Den ruhigen deutschen Leser haben auch die Blüten forensischer Beredtsamkeit, die hier aufgesprossen sind, nur mäßig angesprochen. Es macht auf uns keinen angenehmen Eindruck, wenn wir sehen, wie der An» klüger sich beständig an die Angeklagten selber wendet, sie bei ihren Vornamen nennt und direct apostrophirt: „Da haben Sie, Leon, den entsetzlichen Plan gefaßt," und: „Da haben Sie, Armand, das und das gethan . . . Sie, Leon, sind ein widerwärtiger Komödiant . . . Sie, Armand, sind ein unheimlicher Schauspieler" :c.

Mit welcher Frivolität die Angelegenheit von einigen Organen der Presse behandelt worden ist, ist kaum zu sagen. Am widerwärtigsten aber ist die Haltung der Menge bei diesen Verhandlungen gewesen. Die Menge war über» zeugt von der Schuld der Beiden; sie nahm eine jede Aussage zu Ungunsten der Angeklagten mit Jubel auf, eine jede entlastende mit Murren. Es ist nicht zu begreifen, daß sich die Vertheidiger diese Kundgebungen des Publikums, das sich wie bei der ersten Vorstellung eines Spectalstückes benommen hat, haben gefallen lassen.

Die Ermordung des Advocaten Vernays.

263

Auch das Hineinziehen der Familienbeziehungen, namentlich der Eltern und der Kinder, um Rührung hervorzubringen, hat Etwas höchst unangenehmes, und die theatralische Verfluchung der Jury von Armand macht den guten Eindruck, den das Vorleben Armands und seine Haltung während des Processes auf den Unbefangenen hervorrufen muß, zu Schanden.

Jedenfalls bieten die in diesem Proceß als Angeklagte und Hauptzeugen verwickelten Persönlichkeiten ein so starkes und eigentümliches Interesse dar. daß eine so ausführliche Schilderung der Vorgänge, wie sie hier versucht worden ist, nicht ungerechtfertigt erscheinen mag.

^Illustrirte Bibliographie.

!>c Vaulnnst des Mittelalters in Italien von der echen EntWickelung bis zu ihrer höchsten Blüthe. Von Oscar Mothes. Mit 2<_A> Holz-^ schnitten und 7 Farbendrucktafeln. Jena, Hermann Eostenoble.

Die Baukunst ist eine undankbare Kunst. Keine andere ist so wenig persönlich wie sie. Ihr Stoff ist so spröde und ihre Form so mächtig, das, es dem Schöpfer kaum gelingen will, dem Weile den Stempel seiner eigenen Natur aufzudrücken. Der Kenner wird an einem Gedichte, einem Gemälde, eine»! Bildwerke in der Regel Eigenschaften aufzufinden wissen, die ihn bestimmen, dasselbe einem ganz bestimmten Meister zuzuschreiben: bei einem Gebäude dagegen finden sich solche Kennzeichen der Persönlichkeit nur verwischt vor. Und dementsprechend wird weder der Name des großen Baumeisters so voltsthümlich wie der des großen Dichters oder Malers, noch haftet derselbe so untrennbar an seiner Schöpfung wie etwa der Gustau Frcytags an einer seiner Dichtungen oder der Anton von Werners an einer sein« großen Schildereicn. Wer den großen Kurfürsten so herrlich auf das Roß an der langen Brücke gesetzt hat, b»3 weiß in Berlin fast jedes Kind; aber nur Wenige werden wohl zu bezeichnen wissen, wer die einzelnen Flügel des königlichen Schlosses aufgeführt, oder wer das Bilmbenburger Thor errichtet hat, Bauwerke läßt man meist auf sich wirken wie Naturschönheit: man nir«nt sie hin, ohne nach ihrem Ursprung zu fragen. Deshalb ist es schwer für den Ba ünstler, sich einen Namen zu schaffen. Die Meisten wirken ungenannt; und nur ein Schlüter, ein Schinlcl, denen es gelingt, nicht nur in dem ganzen Bauwesen ihrer Zeit, sondern auch in der ganzen Kunstform und so gewissermaßen in dem Leben ihrer Zeitgenossen die Spur ihres Griffes zurückzulassen — nur sie bleiben für die Nachwelt leibhafte Persönlichkeiten.

Glücklicherweise findet diese Ungerechtigkeit eine Art Ausgleichung. Nicht darin, daß das Gebäude dasjenige Kunstwerk ist, das die größte Lebensdauer besitzt, oder darin, daß es, an der Straße errichtet, sich der Bewunderung auch des Achtlosen aufdrängt. Sondern die Baukunst hat überhaupt die Eigenschaft, den Menschen mächtig« zur Betrachtung anzureizen als ihre Schmeftcrtünste. Sie redet eine eindringlichere Sprache. In ihrem eigensten Wesen liegt ein starker Kern von Berstandesmäßigem,

Illustrierte Vil> Iic> graphie.

265

stähler selbst als in der Dichtkunst. Der eigentliche Reiz jeder Kunst ist ja ein Geheimnis; etwas, was man nicht erklären, nur nachfühlen kann, ein unzerlegbarer Rest der in der Auflösung der Rechnung bleibt. Dieser Rest aber ist nirgends so gering als in der Baukunst. Es ist wahr, daß in den Beziehungen von Bauform und Stoff, von Lage und Umfang sich Manches findet, was unsere Schulweisheit nicht verständlich machen kann: die großartige Wirkung des Palastes Pitti, dieses ungeheuren, fast ungegliederten Steinwürfels, ist zum Beispiele ein Räthsel in diesem Sinne — im Allgemeinen indessen kann hier der Verstand dem Gange der Kunst von der Absicht

Grabmal Thioboiichl in Navemia. Res!»uciN.

Aui Molhts: Bllilimm i» Italien, Jena, C°!In,obl.

bis zur Wirkung ziemlich folgen. Sie ist schon von ihrem Entstehen an so tief durchseht mit Berechnung, daß sie dem Verstande immer gemäß bleibt: „gefrorene Musik“, wenn Musik Harmonie bedeutet; doch weil man ihre Eindrücke festhalten kann, im Wesen der Musik, der verstandesflüchtigsten aller Künste, vollkommen entgegengesetzt. —

Daraus, daß die Baukunst so lebhaft zu den Verstande spricht, ergibt sich die Anziehung, die gerade sie auf diesen ausübt. Das Theoretische keiner Kunst ist einerseits so fest ausgeglichen, wie das der Baukunst, oder bietet andererseits eine so

26ü

Noid Uild HÜd. ^

anregende Beschäftigung Nah« wendet sich ihm der Leineifei des Kunstfreundes um Vorliebe zu. Hand in band mit der Theortc geht ab« die Geschichte: jene ist ohne diese nicht dcnlbar; und so leben die grohcn Baumeister wenigstens in den Vüchern und in dem Gedächtnisse der Lesenden fort. ^

(!s wäre müssig, hier an die Literatur der Baukunst zu erinnern! sie ist glänzend und ehrwürdig. In unserer Zeil hat sie einen neuen Aufschwung gewonnen. Man

U»Z Molhei! Voittiml, in Italien, Jen», Cosicoobic.

hat versucht, die Nauformen mit cingchenbrcrcnl Vcrständisse zu duichdringen; und die historische Betrachtungsweise wird aufmerksamer angeivendet und bietet zugleich dem Forscher weit mehr Vergleichspunkte, als man irgend früher erreichen konnte. Der Grundzug unserer wissenschaftlichen THLtiglcit, den Stoff in einzelne Gebiete zu zerlegen, der Epezialismus, scheint sich hier erst später auszudrücken als andcrSwo, Umfassende Werte der Theorie, Ennillopädirn der Architektonik, sind zahlreich noch in

Illuftrirte Bibliographie. 26?

jüngst« Zeit geschrieben worden — eine der geistreichsten, die von Adamy, hat ihren Abschluß noch nicht gefunden. Fühlbar macht sich indessen schon jener Zug auf das Einzelne, und er wird an Stärke jedenfalls noch zunehmen. Man wird sich darüber nicht bellagen dürfen; denn diese Erscheinung ist berechtigt, den Stoff, der sich immer mehr häuft, kann auch hier ein einziger Mensch kaum noch übersehen, und doch darf man erst dann glauben verstehen zu können, wenn sämtliche Urkunden des Baugesistes durchforscht worden sind. Diese Arbeit ist ein Strom, der sich in die Tiefen stürzt, um sich dort in zahlreichen Adern zu zertheilen. Er entschwindet unseren Blicken, und es bleibt uns nur der Wunsch zu hegen, daß er, wenn er wieder zum Vorschein kommt, nicht trüb und sandig und verdickt einherschleiche von all dem Kornein, die er zusammen-gespült. Wir haben an der modernen Geschichtsschreibung das traurige Beispiel davon, wie eine Wissenschaft im Selbstgenügen ungenießbar werden kann. Die Baukunst ist wenigstens kein Stubentind; und so erhält sie sich vielleicht ihre Frische.

Die Schrift von Oskar Mothe« über die Baukunst des Mittelalters in

Italien besitzt noch die alte rühmliche Eigenschaft der meisten Werke über Tektonik: sie ist lesbar geschrieben. Mothes, ein Leipziger, ist in seiner Heimath geschätzt, nicht nur als Naumecher, sondern auch als ein Mann, der an seiner Zeit redlichen Antheil nimmt, ein rüstiger und unermüdlicher Arbeiter, Obgleich ausübender Künstler, steht er der Forschung nicht fremd gegenüber, und das vorliegende Buch ist ein Beweis, wenn nicht für feine Vielseitigkeit, so doch mindestens für die Gründlichkeit seiner Kenntnisse. Ten ungeheuren Stoff — er reicht zurück bis in die Verfallzeit der antiken Architektur und bis hinein in die Blüthzeit der Renaissance — beherrscht er vollständig. Die Bauwerke Italiens, die in dieser Wiege der modernen Kunst so unvergleichlich zahlreich verstreut sind, hat er fätmlich studirt, er hat die Literatur, von deren Umfange sich der Laie kaum einen Begriff machen», sich angeeignet und ist, unterstützt von Geschmack und Urtheil, gegenwärtig wohl einer der ersten Kenner dieses Stoffes.

Was die Baugeschichte Italiens so anziehend und so wichtig für die Erkenntnis, macht, das ist nicht das Vorherrschen etwa eines, constructiven Gedankens, der sich durchgehend« in der Bauübung des Volkes nachweisen ließe. Es sind »ihm mehr zwei andere Punkte, die sich dem Blicke sogleich darbieten. Das ist einerseits der , ununterbrochene Zusammenhang der Entwicklung. Was die antike Kunst an Formen besessen, das entschwindet dem Gebrauche nicht. Es wird beharrlich weiter ausgenützt; und, seltsam genug! indem das Leben in neue Bahnen einlenkt, der Kunst neue Aufgaben stellt — man denke nur an den neuen Cultus mit seinen plötzlich geltenden Bedürfnissen — vertieft sich, inmitten allgemeiner Verrohung und Verarmung, die Leistungsfähigkeit und gewinnt den alten Formen ein ganz neues Leben ab. Der Cultus fordert weite Räume, und damit erhält der Gewölbebau, der im eigentlichen Alterthume auch bei den Römern nie folgerichtig ausgebildet worden war, eine ganz überraschende Bedeutung. Ist dies historisch interessant, so spielt eine andere Beobachtung mehr in das Gebiet der Völkerpsychologie, wenn man sich dieses Ausdruckes bedienen darf. Italien hat während des ganzen Mittelalters und weit darüber hinaus eigentlich keine nationale Geschichte gehabt. ES war nur das Schlachtfeld der fremden Eroberer. Mit diesen, mochten sie auch fast durchgängig auf niedriger« Culturstufe stehen als die Eingeborenen, kamen zahlreiche neue Kunstformen in das Land. Selbst die ersten Germanen haben deren einige eingebracht, und später wurden diese Einflüsse tiefer, es kamen sogar so ganz widersprechende hinzu, wie die sarazenischen gewesen sind. Aber bei allen diesen Einflüssen läßt sich bemerken, daß die nationale Eigenart der Italiener sich mächtiger bewiesen hat, als sie. Sie alle sind vollkommen verarbeitet worden: es sind Keime geblieben, deren Vorhandensein sich leicht nachweisen läßt, deren keiner sich indeß selbständig entwickelt hat. So hat es, um das schlagendste Beispiel anzuführen, streng genommen, keine italienische Gothik

Nord und Süd.

gegeben. Die italienische Kunst hat den nordischen Gedanken übernommen, hat ihn
 «bei so eigenartig benutzt, ihn so ganz entstellt, daß kein größerer Unterschied denkbar
 ist als der zwischen nordischer und italischer Gothik. Es ist, als ob dieses Volk von jeher
 einen Schönheitssinn ganz eigener Art gehabt hätte, so mächtig in seiner Individualität,
 daß ihm sich Alles hätte anschmiegen müssen. Es ist leicht zu sehen, daß hier außer den
 natürlichen Bedingungen, dem Klima und Boden, dem Völkerverkehr: u. s. w., auch geschichtliche
 Mitgewirkt haben. Der Italiener konnte nie das

Apl, i du Kardiale von Toncöo,

Au« Vlsüici: Baulüüsl in Ilülicn. Iculi, L»stc»odlr.

Vorbild so aus den Augen verlieren, wie die übrigen Nationen. Nichts ragten die
 alten Nester in das Leben hinein. Und man liebte sie; auf ihnen hing das Auge des
 Italiener als auf den Zügen einer glücklichen Vergangenheit, sie «beten zu diesen
 gleich mahnenden Vorbildern zum Nacheifern. Die Antike blieb das Ideal, das nie »
 aufgegeben wurde.

Man kann sich keinen vorzüglicheren Leitfadern wünschen, als das Buch von Moths.
 Die Entwicklung der italienischen Baukunst, um in jener diese Gesichtspunkte zu ver-
 folgen. Moths vereinigt auf das Glückliche die Eigenschaften des Gelehrten und

des Praktikers: und wenn ihn die Quellen im Stiche lassen, so bieten ihm seine Fachkenntnisse immer noch Gelegenheit, aus der Erhaltung der Vauwcrle, aus dem Zustande des Stoffs und aus der Nauweise ziemlich sichere Schlüsse zu ziehen. Es läßt sich annehmen, daß er im Allgemeinen regelmäßig aus eigener Anschauung urtheilt. Einen großen Theil der Zeichnungen hat er auch selbst entworfen? und man braucht nicht zu zweifeln, daß auch dies dem Weile zum Vorthcil gereicht hat. Den Absichten des Verfassers hotte ein anderer Künstler sicherlich nicht so genügen können — ganz abgesehen davon, daß Mothes ein tüchtiger Zeichner ist. Die meisten der Illustrationen sind in architektonische Perspective aufgenommen —die bekanntlich derjenigen der Maler nicht entspricht. Auch sind, da mit dem Raum nicht gar zu verschwenderisch umgegangen werden durfte, mehrere verschiedeneAufnalmcn,|>esonders Illchitcltonifcher Einzelheiten, auf einen Stock geschnitten worden, so daß der Laie bisweilen ziemliche Aufmerksamkeit nöthig hat, um sich zu< rechtzufinden. Doch ist die Ausführung so peinlich schiin und klar, daß man durchaus nicht Grund hat, sich zu beklagen. Die übrigen Illu- strationen sind italienischen Werken entnommen und kommen hier zum ersten Male in einer deutschen Ausgabe zum Abdruck: auch sie stehen vollkommen auf der Höhe der Anforderungen. Weshalb aber ist unter einige das Wort iuedit gedruckt? H2«e sich dafür leine deutsche Bezeichnung üloid und Süd. XXV, 74.

3

« -

»,

,«

270 Nord und Süd.

finden lassen? Und wenn sie auch um einige Buchstaben lIngei gewesen wlie! Man lann sich doch schon einer kleinen Mühe unterziehen, um einem so häßlichen, un gebräuchlichen Fremdwort zu entgehen. Wir nennen die Schriftsteller mit Dankbar leit, die irgend eins durch einen heimischen Ausdruck ersehen — wie sollen wir aber die bezeichnen, die neue einschleppen? Sie versündigen sich.

Dem Werte sind mehrere Tafeln in Farbendruck beigegeben, welche den viel-farbigen Bau der Italiener darstellen. Wir Deulfchen fangen erst wieder an, uns »n diese Weise zu gewöhnen, nachdem sie, für den Nacksteinbau einst hochgeschätzt, voll-kommen in Vergessenheit gerathcn war. Der Italien« hat sie immer gepflegt, und zwar hat er dazu die edelsten Steine verwenden können. Mothcs giebt die schönsten ü< ispiele, auch vom inneren Schmucke der Baulichkeiten. Die Farbendrucke sind vor-züglich ausgefallm, trotzdem die Muster in recht kleinem Maßstäbe wiedergegeben «erden muhten. Die Ausführung rührt von I. G. Nach in Leipzig her — einer Wcrlstätte, deren wir bereits öfters ehrenvoll gedenken durften.

Zum Schluß noch einen Trost für schreckhafte Leser. Durch den Anfang des Buches zieht sich struppig und unansehnlich die gebräuchliche historische Einleitung, die nun einmal bei deulfchen Büchern unentbehrlich zu fein scheint. Auf den eisten Augen-blick ist man beinahe empört über diese Lumuthung. Diese Thatsachen findet man ja leicht in einem Handbuche, und es scheint lästig, daß der Verfasser hier erst noch 8wäii ot eiuäiticmig oxemplum ablegen will. Man sagt sich, daß ein Forscher Alles wissen müsse, aber sich es nicht merken lassen dürfe, daß er gelernt habe. Zum Glücke ist es nur der erste Eindruck, der so trostlos urtheilt. Entschließt man sich endlich, in diefem Sand seine Furche zu ziehen, so Pflügt man endlich annehmlische Dinge heraus und gewahrt fchllehlich, daß man alles Gebotene brauchen kann, und daß auch nur das Unumgängliche geboten wirb. Diefe ganze Einleitung hat vielleicht leinen hohen Literaturwerth; aber zweckmäßig ist sie jedenfalls.

Von den Illustrationen geben wir einige Proben. Besonders hingewiesen sei «ms die Denkmäler der Ostgothenzeit, die man nicht ohne eine Mischung von Neugier und Rührung betrachten kann. An dem Mosaik«e des ravennatischen Schlosses ist merkwürdig, daß die Figur des großen König« in der mittelsten Nische von späterem hasse ausgelöscht worden ist, doch sind ihre Spuren auch noch auf diefem Bilde zu erkennen. — Die Ausstattung des Buche«, besonders Papier und Druck — Antiqua — ist ganz vorzüglich. — ok.

Geschichte »er italienischen Malerei vom vierten bis ins schszehnte Jahrhundert.

Von Wilhelm Lübcl. Zwei Bände. Mit 397 Illustrationen in Holzschnitt.

Stuttgart, Ebner und Seubert.

Vor Kurzem haben wir auf eine Acußerung Lübcls über den modernen Holz-schnitt Bezug genommen und als Muster vollsthümlicher Kunstillustration Proben aus deiKunstgeschicht« des Stuttgarter Meisters abgedruckt. Wir kommen heute aus jenen Gegenstand nicht zurück, sondern begnügen uns, aus Lübcls Geschichte der italienischen Malerei einige Blätter zu geben, um zu zeigen, wie feine Giund-fähe sich auf diesem Gebiete bewahrheiten. Was Lübcl verlangt: Anspruchslosigkeit und Wahrheit, das findet hier in der That seine Verwirklichung — und daß diese Forderungen begründet und die einzig maßgebenden sind, das braucht hier nicht erst erörtert zu werden. Bei näherer Betrachtung wird man diese Holzschnitte in der Vrschiedenartigkeit ihrer Ausführung höchst interessant finden; man sieht hier so-wohl die Nachbildung der Skizze, die dem Stifte des Künstlers ziemlich genau nach-geht, als dicjcnig« des Tafelbildes, die fast bloß die Umrisse giebt, kaum noch Licht und Schatten darauf, und die darauf, den Reiz der Farbe nachzuahmen, weislich verzichtet.

Illustrierte Bibliographie.
27^

Äu: Lidle â€žGeschichte der Ägyptischen Malerei". Ebner K LeÂ»der!, Stuttgart.
18'

272 "Nord und Süd".

Im Uebrigen haben wir über das Werk selbst kaum noch etwas zu bemerken, Eshiehe dem Strom Wasser zutragen, wollten wir es noch loben: hat es doch bereit« überall den gebührenden Ehrenplatz gefunden. Neben dem geistvollen Cicerone Nurckhardts, dem anziehendsten, was über diesen Gegenstand jemals geschrieben

Ausi Lüble „Geschichte der italienischen Malerei“.

Ebner K Seubert, Tultgar!

worden ist, und dem Buche Erowes und Cualcafell'es, die zum ersten Male »er sucht haben, dem großen Publikum die Gesichtspunkte der Technik zugänglich zu machen, behauptet es sich als die volkstümliche Geschichte der italienischen Malerei, Es sind ehrliche Bücher, diese Lüble'schen Weile: sie wollen dem Leser keinen Dunst von Gelehrsamkeit vorspiegeln, sondern erhalten sich rein für ihren Zweck und weisen die eigentliche Forschung ganz aus ihrem Gebiete. Daher kommt der Eindruck des Einheitlichen, den sie hervorrufen, des Gesunden, gleichsam Natürlichen, und daher

kommt auch ihr Erfolg. Schade ist, daß Lübke zu den revolutionären Auseinandersetzungen Lermolicfs in diesem Buche noch nicht hat Stellung nehmen können. Es wäre zu wünschen gewesen, daß er seine Ansichten darüber auf diese Weise wirksam hätte verbreiten können. Wir heben noch eine Stelle in der Ein-

Nu« - Liw!c „Geschichte der äalicmichcu Milerei,

Ebuci i. Vcubcr», LtMlgllN,

leitung hervor: «Die Anschauung dieses reichen Stoffes", sagt Lübke, „ist mir zuerst in der lehrreichen Gemäldegalerie des Berliner Museums aufgegangen." Das ist doch einmal eine offene, hinterhältigc Anerkennung, deren man sich freuen kann! Wie viel hat man an unsrer Galerie genörgelt, und wie gern hat man immer übersehen, was sie bietet, auch wenn sie an Blendern und Bädelersternen arm ist. Mit diesem kleinen Lobe im Vorbeigehen wird Lübke Manchem mehr Freude bereiten haben als mit seiner ganzen, reichen literarischen Wirksamkeit. —olc.

Vücher über Musik.

I.

Die letzten Monate haben uns eine lange Reihe von Schriften über Musik gebracht, darunter neben manchem Unbedeutenden und Gleichgiltigen, auch etliches Nichtiges und Interessantes. Diese beiden letzteren Eigenschaften vereinigt in sich eine 86 Seiten umfassende Schrift Ferdinand Hillers, mit dem Titel „Goethes umsilalischeS Leben" (Köln, M. Du Mont-Schauberg). Da« liebenswürdige Büchlein ist ganz dazu »ngethan, das Vorurtheil von Goethes Theilnahmslosigkeit gegenüber der Musik zu zerstreuen. „Oft hörte ich es beklagen," sagt Hill«, „namentlich von gebildeten Kunstgenossen, daß Goethe der Musik wenig Neigung und Theilncchme

274 Nord »nd 3Nt». ..

entgegenbrachte. Man hob dann hervor, wie viele Aeußerungen z. N. in den Werke Shakespeares Zeugniß ablegen von dessen leidenschaftlicher Liebe zur Tonkunst, und meinte, in den Schöpfungen unserer größten Dichter sei Ähnliches nicht zu finden. Vielleicht nicht in seinen populärsten dramatischen und epischen Dichtungen — wohl aber in seinen lyrischen. Forscht man aber tiefer nach Goethes Beziehungen zur Musik, wie sie aus seinen Correspondenzen, Tagebüchern, Gesprächen hervorgehen, sieht man sich dem reichen poetischen Schatz an, den er dem Tondichter geboten, so kommt man zu dem Ergebnis, daß es in der ganzen neueren Literatur keinen großen oder auch nur bedeutenden Dichter gegeben hat, der so viel für Musik zu thun sich bemüht hätte, wie er." Unter allen Zeitgenossen dürfte kaum ein zweiter für eine solche Beweisführung mehr geeignet sein, als Ferdinand Hiller, einer der hervorragendsten Musiker unserer Tage, ein feiner classisch gebildeter Geist, ausgezeichneter Schriftsteller und dazu einer der wenigen Glücklichen, denen es beschieden gewesen, den Olurnpieri von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Goethe widmete damals (11. Februar 1827) dem im 16. Lebensjahre stehenden Knaben Hitler, der im Begriffe war, mit seinen Lehrern Hummel von Weimar nach Wien zu ziehen, die folgenden Strophen:

Ein Talent, das Jedem frommt,
Hast du in Besitz genommen.
Wer mit holden Tönen kommt,
Überall ist Der willkommen.
Welch' ein glänzendes Geleilc!
Ziehst an der Meisters Seite;
Du erfreust Dich seiner Ehre,
Er erfreut sich seiner Lehre.

Indem Hiller das lange Libretto Goethes vor dem Leser vorüberziehen läßt, abschließend seinen Beziehungen zur Tonkunst und zu Tonkünstlern nachgehend, führt er den Dichter zumeist mit seinen eigenen Worten vor. Die Beweisführung erhält dadurch einen documentarischen Charakter und sie wirkt damit um so überzeugender. Ganz besonders plastisch tritt die Erscheinung Zelters hervor, dessen Freundschaft mit Goethe auf dem Boden der Musik sich gegründet hatte — die Bemerkungen Hillers über die thiltsächliche Bedeutung Zelters erscheinen sehr zutreffend. Der Wunsch Hillers: „Daß nach dem Gegebenen für den Leser es wie für ihn selbst feststehen möge, daß Goethe die Tonkunst auf's innigste liebte, ehrte, empfand und verstand, daß aber leider sein Glück mit derselben seine Liebe dafür nicht gleichkam! daß er mehr säte als erntete, mehr gab als empfing, Höheres anstrebte als erreichte" — dieser Wunsch wird sich in Jedem erfüllen, welcher den liebevollen Untersuchungen bis zum Schlüsse gefolgt ist. Und wie leicht wird Einem diese Gefolgschaft gemacht — ist doch Ferdinand Hiller auch gleichzeitig einer unserer ausgezeichnetsten Feuilletonisten. Jede eine seiner Schrift bekundet diese Thatsache von Neuem und läßt den Wunsch nach Weiterem rege werden. Hoffentlich findet der Meister am Abend seines reichbewegten Lebens Muße, uns seine Memoiren zu spenden: wir erhielten damit sicherlich einen der bedeutungsvollsten und interessantesten Beiträge zur Geschichte des musikalischen Lebens unseres Jahrhunderts. Das beweisen die gelegentlichen Bruchstücke, welche Hiller in Form von Erinnerungen hier und dort veröffentlicht hat; „Nord und Süd" hatte sich etlicher derselben zu rühmen und die Monatsschrift darf sie zu ihren erfreulichsten Beiträgen zählen. —

In mannigfacher Beziehung mit Hiller zu vergleichen, so verschieden auch die künstlerische Art der Neiden sein mag, ist Franz Liszt, von dessen „Vesammelten Schriften" wiederum ein Band und zwar der fünfte unter dem Titel „Streifzüge" vorliegt. Der von der Verlagsfirma Ricitkopf und Hartel mit bekannter Opulenz ausgestattet

Band enthält „kritische, polemische und zeühistorische Essaus“, die theilwcisc die Musik nicht berühren und für die Gegenwart von nur bedingtem Inhalte sind. An der Spitze begegnen wir einem fast die Hälfte des Bandes umfassenden aus dem Jahre 1850 stammenden Nufstze „Zur Goethe-Stiftung“. Es folgt der Bericht über „Weimars Ceptemberfest zu» Feier des hundertjährigen Geburtstages Carl Augusts 1857,“ dann eine Analyse von „Genasts Gedickt .Dornröschen“ und Rasfs Musik gleichen Namens (1856)“, ferner eine umfassende Kritik über „Marx und fein Buch: die Musik des 19. Jahrhunderts“ (1855), eine andere des Ulibischeff'schen Pamphlets über Beethoven und schließlich ein „Brief über das Dirigiren“, ein denkwürdiges Blatt in der Geschichte des Dirigirens mit der Schlußfolgerung: „die wirkliche Aufgabe eines Kapellmeisters bestehe darin, sich augenscheinlich überflüssig zu machen — und mit seiner Function möglichst zu verschwinden. Wir sind Steuermänner und leine Ruderkncht.“ Auch der vorliegende Band giebt ungeachtet seiner in der Hauptsache veralteten Stoffe einen leuchtenden Beweis für die Vornehmheit von Liszts menschlichem und künstlerische« Wesen, für seine Begcisterungssähigtcit wenn es der Förderung des Edlen, für seinen schönen Eifer, wo es der Abwehr des Gemeinen gilt, sowie für seine ungewöhnliche schriftstellerische Begabung. Deshalb sei uns auch dieser Band gleich seinen Vorgängern willkommen; hoffentlich läßt der letzte, mit der glänzenden Phantasie übcr „die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn“ nicht allzu lange auf sich warten. Auch La Vlara (Frau Lipsius) hat einen neuen Band — den fünften — ihrer Musikalische» Studienlöpse erscheinen lassen (Vreitlopf und Härtcl). Er beschäftigt sich mit den Frauen im Tonleben der Gegenwart und giebt Biographien und Charakteristiken von vierundzwanzig weiblichen Tonlünstlern, darunter Clara Schumann, Annette Efsipoff, Adelina Patti, Amalic Joachim, Pauline Lucca, Pauline Vialdot-Garcia :c. Den vorausgegangenen Bänden steht der vorliegende Band in jeder Beziehung um ein Beträchtliches nach, sowohl in Betreff seines allgemeinen In« Halles, als auch besonders des literarisch-ästhetischen Wcrthes. Die Verfasserin bewegt sich diesmal fast ausschließlich in Superlativen, sofern sie nicht gelegentlich zur Unterstützung ihrer Wohlmeinung über die geschilderten Persönlichkeiten das Urthcil eines maßgebenden und resonncrcn Kritikers citiit; die Lcbensschlcksale der Betreffenden weiden gleichfalls zumeist in dem bekannten hMnenartigen Tone erzählt, wie er so oft jenen Biographien zu «igen sein Pflegt, wie sie in illustriiten Frauenzeitungen als Beigabe zu dem Bilde irgend einer berühmten Frau erscheinen. Kurz: während die früheren Bände die „Studienlöpse“ im Lichte einer ernsthaften Leistung angesehen werden durften, muß der vorliegende Band als eine Dilettanten-Leistung bezeichnet werden, von geringem Wcrthe für die einschlägige Literatur.

Von einer erfreulichen Erscheinung in der Geschichte der musikalischen Journalistik, ja der Journalistik überhaupt erzählt Ernst Pasque'S Broschüre: „Vierzig Jahre aus dem Leben einer musikalische« Leitung. Eine Chronik „der,Signals von 1843—1883.“ Im November des Jahres 1842 ließ Bartholf Senff, damals ein junger Commis in der Friedrich Kistner'schcn Musikalienhandlung, die erste Probenummer der „Signale für die musikalische Welt“ erscheinen, in Lexilon-Octau 12 Seiten stark und sauber gefalzt. Das Blatt nennt sich heut wie damals, es erscheint in genau demselben Format, Friedrich Anlnä druckt es heut wie vor vierzig Jahren, der Buchbindermeister von 1842 übt heut noch daran seine Falzlunst, Bartholf Senff ist heut wie vor 40 Jahren Nedacteur und Verleener. All' da« liefert ein schönes Beispiel andauernden und erfolgreichen Zusammenwirkens, wie vor allen Dingen der gefunden Grundlage und des praktischen Ausbaues des lilerarisch-musillllischen Unternehmens. Es fehlte damals, als Senff dm Plan zur Gründung des Blattes faßte, besonders in dem musilfreundlichen Leipzig, an einem musikalischen Blatt, daß nicht nur gelehrt, sondern vollithümlich gehalten, dabei im Stande war,

276 Nord und Süd,

über Alles, was sich nur in der weiten bunten Welt der Töne ereignete, zu berichten, den beteiligten Leser zu orientieren, ihm rasch, mit wenig Worten nur Thatsachen zu melden, gleichviel, ob sie dem Bereich der klassischen oder der heiteren Muse der Tonkunst, der älteren oder neueren Richtung angehörten; das ebenso gut zu erzählen wußte von den Talenten ersten Ranges wie von den im Weiden begriffenen, ebenso unteilich von großen Erfolgen auf jedem Gebiet der Tonkunst, wie von bescheidenen Darbringungen und persönlichen Leistungen, „und dies Alles muß knapp ohne Prätension, wahr und ungeschminkt, besonders ohne alle unnötige allzu gelehrte und kritische Beiwerk gebracht werden,“ sagte sich der zukünftige Herausgeber. »Es muß eben nur angedeutet — signalisiert werden!“

Was der Begründer der neuen musikalischen Zeitschrift wollte, wußte er ganz genau, was diese sein sollte, stand fest in seinem Geiste, nun handelte es sich nur noch darum, für das neue, nicht leichte Unternehmen die rechte Form, das Gewand zu finden, in dem es sich feinem zu gewinnenden Publikum mit Vortheil und zugleich mit Intentionen seines Schöpfers entsprechend präsentieren konnte. Er, der das Bedürfnis, feiner Zeit klar und richtig erkannt hatte, konnte über die Form nicht lang im Unklaren sein. — Und daß er das Richtige gefunden, beweist der Umstand, daß die „Signale“ heute noch, nach einem vierzigjährigen Bestehen, wie die gleiche künstlerische Tendenz, auch dieselbe äußere Form: gleiches Gewand und gleiche Einteilung zeigen, wie bei ihrem ersten Erscheinen vor dem deutschen musikalischen Publikum. Wenn auch im Laufe der Jahre die Ueberschriften mancher Rubriken eine Aenderung zum Besseren erfuhren, der Inhalt blieb derselbe, und verschwand die eine oder andere derselben ganz, so geschah es nur, um in erneuter, verbesserter Form ins Leben zu treten. In der Hauptsache, wie in den Hauptpunkten ist die Zeitschrift sich jedoch gleich geblieben, von der ersten Nummer an bis zu der letzten des nun zu Ende gegangenen Jahrgangs 1882: kurze, belehrende und unterhaltende Leitartikel, rasche, knappe Berichte über alle nur einigermaßen interessante Vorkommnisse im Bereiche der Tonkunst aller Länder diesseits und jenseits des Oceans; knapp gehaltene Kritiken über Kunst und Künstler, deren Werke, persönliche Leistungen und Verhältnisse, sodann gleichsam als Zugabe kleine Charakterzüge, unterhaltende Anekdoten etc. aus dem Kunst- und Künstlerleben. So ist es heute, so war es vor vierzig Jahren, und dies zeigt unanfechtbar, daß der Begründer unseres Blattes feine Zeit und deren Bedürfnisse stets richtig erkannte. Wie viele musikalische Blätter entstanden — und vergingen in diesem langen Zeitraum, der beinahe ein ganzes Menschenleben umfaßt! Sogar Zeitschriften mit großem Mitteln, von bedeutenden geistigen Kräften unterstützt, erlitten den Intercursus, die kleinen Signale lebten ruhig weiter, freuten sich ihres Daseins und erfreuten dadurch wieder zahllose Leser, die sie sich als Freunde erworben und, »es noch mehr sagen will, auch als solche erhalten haben.

Pasquod's Broschüre, welche übrigens abschnittsweise in der jubilirenden Zeitung erschienen war, bringt mannigfache Einzelheiten zur Geschichte der musikalischen Journalistik der letzten von Jahrzehnten, natürlich in erster Reihe der „Signale“ selbst. Ein warmes und verdientes Lob wird einer der „drei festesten Stützen des Blattes“, dem Königsberger Louis Köhler ausgesprochen. Aber klingt es nicht wie Ironie, wenn von der „zweiten Stütze“ dem verbissenen „Haus-Berichterstatler der Signale“, Eduard Bernsdorf, in dieser Pasquod'schen officiösen Hauschronik der „Signale“ das folgende zu lesen ist: „Eduard Bernsdorf ist der Hausberichterstatler unsere Blätter; was sich im Gebiete der Oper, der Concerte, des Conservatoriums etc. in Leipzig nur ereignet, entgeht seiner stellenweise scharfen Feder nicht und wenn er lobt darf dies als wohlverdient hingenommen werden.“ Und wenn, was zumeist geschieht — er tadelt, wiederum? Schade, daß Louis Köhler nicht in Leipzig ist! Der treffliche Redacteur und Verleger würde in dem fünften Jahrzehnt seines Blattes den Tausenden seiner Leser kaum eine größere und sagen wir dreist argnehmende Ueberraschung bereiten können, »als wenn er das wichtige Leipziger

Vibliographie. 27?

Referat einer maßvolleren und in ihren Aeußerungsformen urbaneren Persönlichkeit, als Herr Neinsdorf, anvertrauen würde. Das »ins ir« «t stuäio ist diesem ein fremder Begriff: ir» und »tucliurn — sogen mir: Zorn und Ereiferung — sind ihm Selbstzweck. Herr Bcrnsdorf, befindet sich dem Genie und jedem Talente gegenüber in der Rolle des Menschen, dem dabei die eigenen Mißerfolge auf künstlerischem und literarischem Gebiete vor die Seele treten; daher „reißt er herunter“, um selbst größer zu erscheinen: mit dem vornehmeren Worte „Tadeln“ ist diese Form der Kritik nicht zu bezeichnen. Wir haben diesen starten Schatten hervortreten lassen um damit noch schärfer zu zeigen, wie viel Licht in den „Signalen“ vorhanden ist. Und dieses Lichtes möge sich die musikalische Welt noch viele weitere Jahrzehnte zu erfreuen haben und mit ihr Bartholf Senfs, der umsichtige Begründer und Rcdactcur, der kunst-sinnige und geschmackvollen Musiloerlegcrs.

Goethe «mV lein Ende! Ncdc zum Antritt des Rectors u, s. w. Von Emil Du Bois-Ncumond. Verlin, Buchhandlung der Igl. Akademie der Wissenschaften (G. Vogt).

Ja, schüttelt nur Eure Ketten! Das Goethewort möchte man auch dem geistreichen Naturforscher zurufen. Kommt doch auch er mit seinem ungeduldigen Unmuthc nicht über Goethe hinaus und weiß sich keinen besseren Titel zu finden, als wiederum ein Goethewort. Und wenn er die Größe Goethes wirklich als einen Druck empfindet und wirklich meint, daß dieselbe auf unserer ganzen Entwicklung laste, so kann er sich doch sagen, daß eine Maßlosigkeit, wie er sie hier beweist, ihn selbst um die Wirkung richtiger Gedanken betrügen muß, denn die Heftigkeit des Angriffs weckt in den Herzen der Mehrzahl eine gleiche Heftigkeit des Widerstandes. Niemand wird Herrn Du Bois bestreiten, daß auf dem Gebiete der Naturwissenschaften seine Ansicht wenigstens subjctiv werthuoll sei; wenn er aber nicht bloß Goethe den Naturforscher, sondern auch Goethe den Dichter und den Menschen herunterzudrücken meint, so fällt einem doch das Wort des Apellcs ein, Physiologie ist zweifellos ein ausgezeichnetes Fach, aber es ist keine Vorschule der Aesthetik. Mit seinen Bemerkungen über den Faust hat Herr Du Bois bloß bewiesen, daß er von dichterischem Schaffen und von den Grenzen künstlerischen Darstellungsmöcgens keine Vorstellung hat. Hat er auch bewiesen, daß er den Gedanken des Faust doch nicht recht versteht. Denn jenes „Solch ein Gewimmel möcht' ich sehen“ — ist wohl etwas anderes, als ein Frcudcnruf über das Gelingen eines simplen Wasserbaues.

Teutsche Tichter und Tenler in Proben, Mottos, Selbstbekenntnissen und Urthcilen der Zeitgenossen. Litcrar - historische Auswahl bearbeitet von Hr, Friedrich Sehiwald. Erste Lieferung: von den Anfängen der deutschen Literatur bis auf Hermann. Mit zahlreichen Portraits in Holzschnitt. Altcnburg, Oslar Vondc.

Dieses Werk ist die zweite selbständige Abthcilung, in gewisser Art die Beispiel»sammlung einer ziemlich umfangreichen Literaturgeschichte. Unsere Schriftsteller müssen fortwährend auf der Jagd nach Originalität sein. Das zeitigt manches Unerfreuliche, bisweilen aber wirklich recht brauchbare Bücher, und zu diesen gehört auch das vorliegende. Es ist mit Geschick zusammengestellt worden, und so giebt es denn auch anschauliche Bilder der Dichter und Denker, mit scharfen Zügen, gleich Feder»zichnungen, wie es in der Natur der Sache liegt, sobald der Porträtist darauf bedacht ist, ausschließlich das Kennzeichnende, Besondere zusammenzutragen.

Agnes. Liebeslieder und Gedandendichtungen von Moriz Carricre. Leipzig, F. N. Blockhaus.

Mancher wird das zierliche rothgcbundene Niichelchen mit leichter Ucberraschung in die Hand nehmen. Bei dem Namen Carriere denkt man eigentlich an Bände von

2?«
Nord und Süd.
gediegen««, wissenschaftlichem Formate, Sicher aber legt man diesen Benjamin seiner literarischen Kinder mit einem Gefühl der Freude und des Danles aus der Hand — dnfiir, das, der Mann, der uns durch so viele Fragen geleitet hat, uns nun auch einen Blick in ein Stück seines Inneren vergönnt. Und obendrein ist es eine Poesse vornehmer Art, die wir hier kennen lernen, reich und tief im Gefühl und von vollendeter Schönheit in der Form. —ot.
üoi ,!«! lleclüctiun von „X»e<l un» Li!»" ?^r Neznroclinnz; einLoöünxone Nüeliei:
^!»!>«e» OollecUon ut Dnj,'ii»li Huwr« Vol. 2!«,i05
!!«!M»»et»!! , l>ruf, l)r,, !!wo «loukc» liovoiüe
2UM I^utnertl^t, l.,iä« ißlilu^t u, lio<toc!^,
L«e»«e, lInHoll, Nno l°»dlt Hurcn'g l^nh Her
Lue!! , Dl, <_'»rl, zillitill i^utnor. l>iuttg»rl, l^ürl
<!!>»»»»»!!», „ln<>e5, »rill»« Ftrnino nnH l'liizü».
e»»»»«!oi! 8»,M»l>», L,!, ' 35 l«. HIüNn»i!»on, Der
^Ve!«r, Demoliriw«, l,!, 3? Ä»x Itinz!
ll»ul»«r!»» f»lN»!«l>!»»», Üitäermunnon l^iz;. l 2.
lli<t»r!o!»», Üorrni»i,n u, l.uHoll'üeilw», UilHor
r>«!lls<>-l»«!>»«!»>« 2!>»o!»>«!l. Ll^ . 1, 2, >Vion,
i>t, l^i^i^, .v, lluitlobon« V»r!»ß,
H»»»»ue!»>, 1^, v., Vorznolioinissor NoHiinw. ^, IN
tneli LH. z», Lorlin, ^!!«rt a»id«cnn!iHt.
Kon»,', t>ros, l)r, ^', Xnüzonritt Hör ««»eil^rnüft
wr lli<!>!,><><> 2i> lloriinXVII, U<mH, VI. NeN.
Xe»<>»>inee, Hioeit u. Ur, Onr! Noued««!! in Notn»,
nie Ir»ot,t«l, 1,,',r Vi,>K<! «2. u. 2». l>hz,
.!>»«!! , ^uüii«, >>>!? , U,«>,io>N«<!« ?rie<t«rtl>umk>
>!»»en!»et!»>, ,lllIU8, (iloellsnlöne, lioizilioneNicc-
tunken, l'''ll!,>!<sult u, Hl, Uodr, Kn»u«r.
W»no»», lHuHoll, l>io Hnl»ßovnn ^rboitoi^eotmui-
18?»—>8bl.' üi«z««n, üini! «otn.
>!»»e, Hon», Hrminz luH, in!M»ti«ono« LeHick
ö>l. ^Vüitiz« Vorinß <ürn«t llonpol.
K<>eu!»nus!»>rt»n. Viertel- lürssünrun^ Lmä,
l>»li»»K«, f'.mü, lioniüoi! >«!»>ON nnH ^Vlt!!«l!
Lllto Hut!. , 2 2He. 8tu«l»N, Onrl Krüd».
?!t»!!!>m»n!». Ur. llienür^, Uesrniob« sei Unzi
imHl tertnum.l>s^ .8-ll, l»ipliss,?, H, Lwcli-
nnHinn!; , <H., Leit.)
! 3l>>e<l«e, XHr! ^u!w, ^ Die ^nssükrrn^ Ho« ?«>Ni!
8«!!«!!', X, l>0!!t«c bor l>N0t0ß^!p!»>»N'lv»1?nä>!!
1883. >Voiin»r, Vor!»^ Hol Dout^non l>!»w-
! lüudse», llünü, U«nHKucn H°« l>us«i«rt. V«,i,
«orlin, NH. lX. Nr. 10. Uoriiu, vieMo»!
Von», (^»r! und 8»»«!»« , vis 8l!»F0tnior<>, l.lz, l.
Vi»». llioli»r<!, Kor Hlunr He« !!»!»n. 8o!»2U^>!?!
V»«!»>mii!»>, Nr. L. ?., vindtnelM«. «. H»2»5«.
Kiuck und Verlag von 2. Schottlaender In Virzlan,
Unuerlchügiel Nachdruck auz dem Inhalt diesel Zeitschrift untersagt. Ueberseßnnngrecht oorbetal!»»».

^nseraten-Beilage zu „Nord und Süd“.

Sand 25. — Mai 1883. — Heft ?q.

lltH" Insertion«r<<< ZHI

lül die zweigespalten« NonPllieillezeile oder deren N»nm »0 Pfg, — 30 Ir, dsterr. Wühl.

«5 Centime

Für den Inhalt der Inseraten-Beilage verantwortlich Gebhard Wagner in Nreslau.

Elnanucl Geibel's Gelaußnelte Werke.

Dem deutschen Volle bieten wir hiermit

in 40 Lieferungen K 50 ^f.

die Gesammelten Wcrlc seines Licblingsdichters in einer elegant ausgestatteten Klein»

octau - Aufgabe.

Emllnuel Geibels Gesammelte Werke

losten Mail 20.— , während die in ihnen enthaltenen Einzel-Ausgaben circa

Marl 55,— losten.

Inhalt: Gedichte, Zeitftimmen, — Innmslicder; Julia», Episches Fragment. — Nene Ge>

dichte. Gedichte und Gedenldliittcr. — Spätherostolatler, Heroldsrufe, — Poetische Erzählungen,

TiMchen, Oten, Elegien, Clnfsisches Liederbuch. — Dramaturgische Dichtungen! Nrunhild, DieLoreley,

Echtes Gold wird llar im Feuer, — Fophonisbe. Meister Andre«, — Die Jagd von Nczils. —

Gelegenheitsgedichte, Poetische Uebersetzungen aus dem Französischen. Englischen und Tvanischen,

Die Orste Lieferung und Prospekte

durch alle soliden Buchhandlungen, sowie die

Stuttgart. I. G. Pottasche Buchhandlung.

22 >«°«»!«n

^Mäir^^^ZM:

r!oN!st!»n>«,

l)nnool2llen H. Lacao's,

Zuol«!'«22sen- H. Li»Lllit fllbsilc, Isagantn VIUt!en unll oontzel'viste ssüLite.

Lninezizone llies'3, j2p»n. >V«»i'8n.

zlit v»wnl- nuä ü»zodin»i>-l!Lt!od vnll 350 ?s«rä«Kll>lt, »igonor ^IH,cnin<>n>^er!i»UItt«> ,

rr»»l >!«l«t.

llr,?»»!^ »o!ten«le>i!

Dr. II. 8t«e«<>II.

8>VI.l.U81'.

-s^Cll'Ug

Kr, fiet»ifs»nii»e!!!»i<!t.

i-«uc:vi)ll)l-8

?rol. Dr. D, «««ilK.ol'Ht.

Mv» l«» N«lt« ü 5» l>s., «Her l» ütinae » 4 AK. ^»ä«i 2»nH iüt sinioln litlullicn,

— Insetate >>>Veilage.
Ilitemltinnillß ^uzMlu^ lur knlnmi! uns Lxnorl,

VsrlllL von LsSitliOsis H, »äste! ill I>eipliss,
Itiel»»i'3 ?oul.

Nr. 8». 78 8. Vslillii.ipj«!'. ?>v °«. 2.-

(H,. u. ä, l.: Zzmmmlun^ Inu8i!i»!8ulu:i' VortläM lfr. 53/54.)

be^äii^eii z,'c!iH>5 vo^ii^icnez mittel bei HllclbsknnenMä^ n^sämpf,

8>«>f>5uc!irunli bLHc^esücliesVe>-i<öuun^,!ei ^ägenkät^i-slienv/nken

^be^ä^enö bei Verääuun^5to>un^en im l<mli!ic!ien Usyzm5mu5, u

≤^Lsime>5te^ Apotheken u>ic< Ill-oquen-^Hnclluii^e^.

^

^

-3^ ^> i T 1^ T 1 3. U-i Q 12. T 12. !«-

8oel)8u mzcliou^

VI6 li6llF10Q6Q,

in^ Wesen, in»' ^ntstenon unll inr Vesgenen

Dr. <. von Holmor8vn.

2, H.ul!^o. I^eis 1 tl. 50 lll, ^ 3 Äaili,

Verlas I,evl!2M lozelstb»! in Nr32.

->' 1^,I2.H Ü2.27 " ^TI^T^TD.. !«-

Inseiaten'Veilage.

8t»Non

>V»dern

8^0 ^ll.0Ul«Orl«

b, l0,0otod.

Vegen 2<e!n, «lies, «ieren- und Nlasenleiden, Vleichsucht, Nlutarmuth, H»»ft«»ie >c.

find feit Jahrhunderten als fpeesifche Mittel bekannt i Georg-Victoi-Qxelle und Helenen-llueUe.

Anfragen üb« du« N«». Bestellungen von W«h»un<!en im Va»elo«I!>aul« und V»»»p«!sche»

H«le ». erledigt i

Nie Inzpeetion tler Willllmge!' Küneaalq. ^otienzezellzenaN.

"L-

Veil»g von Wilhelm <5'»acl!»!>u» in Leipzig.

Meber's

Allgemeine Weltgeschichte.

Iwrit« Auslage.

Alle 2—3 Woche» eine Lieferung il I ,K Jährlich 2—3 Bände: in 15 Bänden eomplct. Jeder

Band einzeln läuflich, — Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Erfchienen ist:

Band: Geschichte »e« Vt«r«en!an»e«.

^c »,

(Lieferung 1/7), l«82,

Geh, ^?—; einf, gcb, ^t 8,25, eleg, geb,

II, Band: «eschichie »es hellenischen Voll««. 'Lieferung 8/141, l883.

Band: «»mische ««schichte bis zu «»de »ei Ucftnbllil «»» Vlelchichtc oe»

aleian»!«isch-l,eUenilchen Welt. «Lieferung l5/22), l5»3,

ü Band gel», ,«. ? ,5N; einf, geb, .K 8,75. eleg, geb, .«, 9,5»,

III

^^^|^^ö|Ä^^|^^|^^

V«r!«ß 6«i 5, K, Loibnrnb, ll»»« leller

vi. ^o»«t(2iii-i<:t>) Killtet.

LenHuälnu^,

lle»rb«it»t von llvr, ^<l«// /><«^,u»»,) l88l,

Lrnzod. ^ 4.

^« ,n.H III:

lü»»rb«!i«t von l^rns, llr, ^, l^selmli!,»,,) l88l.

l8581 »rozcu. ^, 4.

VI l8- llls 8tmell-l ll8t' lllM<!!ltß,

Mllßrii, 8llitßu yte.

«mvlionlt in llU5z«5u^nt tu<!ollreien l^csmnluran,

Iu«tinmollt«i>slibr!i, Äarlinoullirenon, 8»cl>«en,

Verlag b^n S. Kch»ttl»ender in Zlre«l»u.

Soeben erfchieni

Dilfschwalben aus Gestmeich.

Frifchei Flug,

Von August Kilöcistein.

III, Band.

Elegant brofchirt ^c 4,—; fein gebunden ^i 5.—.

Silbeistei». der Meister der Dorfgcfchichten,

übcrgiebt feinen vielen Freunden einen neuen

Band der beliebten und weitverbreiteten „Dorf»

schwalben aus Österreich", welcher sicher nicht

geringeres Interesse wie die vorher erfchienenen

Bände bei den Verehrern des belannten Autors

erregen wird.

In beziehen durch alle Buchhandlungen

des In> und Auslandes,

Von vi. H. 5o8l.

l» delielie» «lure!! »lte 8»e!>!,»ni!tn»z«n <le» In-

4
Inserateii'Veilagc,
^!?!M!! MsMlss, IM! M! M tt» Mttlll! l»>UM
^

Einladung zur Zubscription
aus die

Vortheile des Abonnements.
I. Nie „Drei-MarK Bibliotbek" erscheint alte 3—4 Wochen
in eompleten, stets für sich abgeschlossenen Ländern üblichen llomcm-
fonnllte« von je 17 vi» 22 Bogen auf, die Äugen nicht anstrengendem
und ärztlich approbirtem, gelb getönem Velin Papier in elegantestem
Wriginal Einbände (ganz Ceinwand) mit Voldpressung und Schwarz-
druck ü 3 Mark pro Oand.
II. Die erste Serie pro 1883 umfaßt 15 Bände.
Hrdem Abonnenten auf die complctc Serie wird
—^—^ der XV. Zanl» gratis ^^—
ohne jedwede llebcnberechnung geliefert.
III. Die Bände der „vrei-MarK-Bibliotbek" sind sämtlich
gleichmäßig gebunden und Können dieselben (für den Fall einer Domicil-
Aenderung o. dgl.) an jedem beliebigen Vrte Deutschland« oder des
Auslandes, auch in überseeischen Ländern, nachgezogen oder ergänzt
werden, ohne daß für den Abonnenten der Anspruch auf Gratis-
Lieferung de« XV. Bande« verloren geben würde.
IV. Fall» Keine Buchhandlung am Vrte, oder bei sonst stch er-
gebenden Schwierigkeiten de« Bezug«, ist die Verlagsbuchhandlung gern
bereit, die Cepedition der Bände der „Drei-MarK Bibliothek" zu
vermitteln und wolle derselben nur bald entsprechende Mitteilung
gemacht werden.

Breslau, 1883.
Verlagsbuchhandlung»°» 3. Zchattlaender.

-^
!j
l-
!!IU!!»!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!«!!!!!!!!!!!!NI !!!!!>!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!>!!!!!!!!!!s:

InseratenVeilage.

Mnollöu
lueixili !!,
1222 O IntLrn2.tion3.lL
ÜUN2t-^ .U32ts1luHF.
l3eütlu»t vom 1 >7rlli bi» 15. votobsr.
Zie Allgemeine Zeitung
(mit wissnsschlftlichtl Beilage und Handel»»eitng.>
^- früher m Augsburg erschienen :^-
ist in Deutschland und cesterreich durch die Postanstalten für l» Marl vierteljährlich (<! VI. für »le
2 letzten VI»»»te, 3 VI. fül den letzten Monat des Quartal») zu beziehen, Preis bei direkter
Versendung unier Streifband monatlich 4 Muri (Marl ü,«l» für die andcren'Länder des Weltpostvereins!
Quartalpreis bei wöchentliche« Versendung im Weltpostverein M, 14 4«, außerhalb desselben M. 19,5«.
Probenunxnern nebst neuestem Quartal-lllcgifte» gratis.
»eitartlel, wissenschaftlich« und handelspolitische Null««,« «. ,e. in «». 72 bis ?».
Gesellschaft und Staat, til/IV,> — Fürst Gortschaloff 1-, — Die Frage der Minoritätenveitretung,
— Nie EIPIouiiation von Landbesitz der Eingebornen zu Lolonifatiouszwecken in Algerien, — Die
»cue Donau > Lonvenlion und die Ergebnisse der Londoner Conserenz. — Der polnisch »ruthenische
Antagonismus,
Das Jahr 74« nach Erbauung Noms — das wahre Geburtsjahr Jesu, Von Prof, Sattler, —
Dr. M, Rosenoerg- Da« Heidelberger Schloß, Von W, Liible, - Nelrologe Münchener Künstler, <XXX.»
— Kuno Fischer und die »Kant« Philologie," — Richard Wagner als Kind. Von F, Avenarius, —
Wiener Briefe <t!!^V.) — Das Gerichtswesen der Landsknechte, Von H. v, lwiedinecl»Tüdenhorst, —
Die Ashburnharm^sche Manuscriptensaminlung »nd ihre vermuthliche Entstehung, Von Dr. G, Tannehl,
— Die Bayern auf der Universität, !.!, Wie viel Bayern studieren und was studieren ste,^ — Shnle»
fpeare's Selbstbelenntnisfe, — Vollsreligion und Weltreligion, Von W, Bender, — AM, — Durch
das Samharr zum Tebre Sin» in Hamasion, Von Irhn Frhrn, v, Müller,
Tarifeonfliet und Vereinheitlichung des sifenbahnbetriebes in der Schweiz. — Der auswärtige
Handel der Türlei. — Die Zollfrage im Longreh der Verein, Staaten von ülordaincrila.
Aufträge für Strcifbandscondunne» an die <fr.pedit.on in München.

Lacl rlo muul-s
N«»>«a<:!!!, Ni».t>, Hlusi»! , 3»«>l, Xi«i»»r>.l>,cl«l-, N».» » , NI«or-»ä,cl«i.
l inttlinort«r»»t«n»al>^«» sl!ril«iv«!ill>!cl«l»'l« >,lt««onv»l»»o«nl»l».
verlaq von S. HchlNN.lcndei in Vreslau.
Line deutsche Monatschrift.
Herausgegeben Vau Paul Lindau.
eifchein! in monatlichen tzesten (lex, 80, in elegantester Ausstattung mit je einer «unstbeiloge in tladirung,
Preis pro Vuartal <— 2 tiefte — ein Vand) «<l, 6.—. Einzelne Hefte 5 ,«. 2.—
^^> .Man »bonnirl de! allen Nuchs>»nd!unaen und postanllllliten, ^^>

?p'^Z,^.^.
»lus Fellll«e!lt ^
lkulvsrkorm)
in 100 unä 200 Lramm

MI ,!,

KLM
'^ '! ^!' ^! , ^, !>|, >,!, ^ ^ , !^
^ . >^m^ u^ ^ i^ ^
M,!,,,,,,,,,M,,,,WM^M1Mml,MM,,,,MM1MM,,s,,
tt
M
in Vi und V2 Zcnacteln
enthalten 6ik ^vir! <52M5ien LeLtanäckeilk ü«r OarlLdiläSI
in 8iüc!<en iu 125 67»mm
unter (^«nllole <iel 8t»6t Keißeztellt.
!|^

. Inl ^ ^

kW
l'äizLbilU.
|
varlsbaösr 8pruÄel-Pastillen
in ',1 und V^ 8ck2cnte1n
enthalten <^is ^vir!i5ÄM5len LeLtanüt^eile ä«r C2ll5d2äer
in 8lück«n iu 125 (il»mm

^5>||^ ^^./ i||?^5 ^||^V^/?^ ^. ^^f 55^^?.

EMPTY

Juni 1888.

Inhalte

«e«e

U7ill,el>n Densen in Freiburg i. V.

Der Wille des Herzens. Novelle 2?H

Carl Vogt in G^'nf.

Goethe- geologische Studien in Karlsbad und bei Franzensbad.. 21,9

Georg Ebers in teipzig.

Das Alte in Rairo und in der arabischen «Kultur seiner Vewohner. II. 227

Hermann Gelschläger in Cannstatt.

«Liüllidung nach Cannstatt, An Karl Cauer 25^

ndwig j)ietsch in Verlin.

Wassili wassiüewitsch wereschagin 23Y

Rarl Vraun-lvieöbaden in leipzig.

wer hat das Pulver erfunden? «Line cnturgeschichtliche Plauderei, 276

Preußen in Rurhessen.

Erinnerung eines alten Vsfiziers an die srcußische Lrvedition in

Kurhessen im November uno veccluber >8^u 28^

Vibliographie 405

Hierzu ein Portrait von wotHli wassiüewitsch wereschagin. Radiiung vo»

Wilhelm Rohr in München.

:>»rd und 5üd" erfche!» ?!»>' ,...»',... , '- ^ ,1^», - «,,,^,,

»^ Alle auf de» redarlioneNen 3»l>n» »<>> >,N«r> »»> KÜO" bezüglichlichen Sendunzen sind an die

Äcdaction »ach Zlerlln Vis «3, «non der lieydifiahe >, ohne Angabe eine» Personennamen» zu richten.

Vcilagcn zu öiesein l)efte

von

<le»y H Miller in Stuttgart. <!7«r,»onn, perle» der weliliteralur.)

H. Sch«»l»e»l>tr i»Zlr«l»n. (Stimmen der presse, beir, >»^0-^?0, vreißig lab,re denllcher

Gelchichle)

3r!edr. Vleweg « S>t>» in Zlr««nsch«eig. l,^ei!schrifl für die gebildete lvel!.

Nord und Süd.
Line deutsche Monatschrift.
Herausgegeben
Paul tindau.
XXV. Vand. — Juni s883. — 75. Heft.
<m>t «NIM puiliai» m lllll>llll!ig: w, wcrschagin.)

WreMau.
Druck und Verlag von 5. öchottlaender.

EMPTY

Der Wille des Herzens.

Novelle

von

Wilhelm Mensen.

— Leibnrg i. V. —

I.

!s war in einem jener stillen Dörfer, wie sie noch jetzt, von der Hast und dem Gelärm verwandelter Zeit unberührt, zwischen den kleinen Landseen, Kurnäckern, Wiesengründen und Buchenwäldern Norddeutschlands weltabgeschieden daliegen. Der spitze, graue Kirchthurm sah weit über diesen, sich gleichartig wiederholenden ländlichen Wechsel und in der Entfernung einiger Wegstunden auf die blaue Ostsee hinaus, daß man ihn geraume Weile vom Bord der vorüberziehenden Schiffe wahrte. Doch wie er diese nicht an sich heranwinkte, so zog er auch keine fremden Gäste auf der ziemlich holvrchten Nebenlandstraße, die dicht unter ihm fortlief, herbei. Der Geschäftsmann fand keinen Anlaß, des Wegs daher zu kommen, denn die Bauern lieferten nach Vorväterbrauch ihren Roggen und Weizen den Müllern der Umgegend und ihren sonstigen Ueberschuß an Vodcnerzcugnissen für das Bedürfnis; der Einwohner des nächsten, etwa zwei Meilen entlegenen Städtchens. Und auch die Wanderlust, die nach landschaftlicher Schönheit trachtete, suchte das Dorf nicht auf. Dennoch bot es von solcher in der Nähe genug, aber freilich nicht auf den ersten Blick und nicht für den Vorübergehenden. So war es unberühmt geblieben und ist's noch heut; kein Reisehandbuch thut seiner Erwähnung. Vielleicht ginge auch Mancher, der beredte und begeisterte Worte über die Erhabenheit, Herrlichkeit und veredelnde Wirkung der Natur besitzt, daran vorbei, ohne irgend etwas von Schönheit wahrzunehmen. Ich weiß nicht, ob das Dorf friedvoll ist und jemals war. Vermuthlich haben die ältesten Erdenmitbewohner der Menschen sich von Anbeginn

19'

280 Wilhelm Jensen in Fieiburg i. V.

auch dort mit eingenistet gehabt, Krankheit, Noth, Neid und Zwietracht, Sie alle werden nach irdischem Brauch wohl stets treulich da und dort am Herd unter friedlich rauchenden Schornsteinen mitgesessen und ihr wechselndes Gespinnst zwischen Windeln und Sterbehemd angefertigt haben.

Aber für meine Vorstellung liegt es in einem tiefen, nie getrübtten Frieden. So vertraut meiner Erinnerung jedes Haus, jeder Baum, jeder Stein ist, gleicht es mir einem fremden Ort in dem eigentümlichen Gefühl, mit dem mau einen solchen durchwandert. Ein freundlicher Duftschleier, dem der Maja vergleichbar, hält alles Trübe, Unbefriedigte, Gehässige verdeckt, das Auge gewahrt nur arbeitsam schaffende Thatigkeit, wechselseitige Forderung, anheimelnde Wohnstätten und fiongenießende Erholung. So sieht man aus der Weite in goldenem Abendlicht einen weich hingestreckten Gebirgslamm, dessen Inneres wildzerfurchte Schründen birgt, in denen hilflos Herabgestürzte um Luft und Leben ringen.

Wie meine Gedanken über hundert Meilen und ein halb hundert Jahre zu dem Dorfe hinüberwandern, liegt es klar in seinen einfachen Zügen und doch seltsam doppelt vor meinem Blick, zugleich am Sommermorgen und am Sommerabend. Auf der alten Kirchenmauer aus großen FindlingZblöcken und den halb überwachsenen Grabsteinen davor, auf den bemoosten, fast schwärzlichen Strohdächern, den kleinen, bunten Blumengärten, den Wandbänken vor den Hausthüren an der weißen Straße — überall sind Sonnenlicht und Schatten in fließender Bewegung, Doch draußen, wo die schlanken, grauen Nuchenstämme über durchsonntem Busch aufsteigen, an dem der vielgekrümmte Bach sich entlang windet, dort ist für meine Vorstellung stete Mittagsruhe und Unbcweglichkeit. Nur die weißen Glanzwolken ziehen blendend drüber hin; die Thurmglucke summt aus der blauen Luft herab, der Kukuk ruft, traumhaft, nun hier, nun dort.

Der Bach stoß am Südrande des Dorfes quer über die Landstraße, für Fußgänger spannte sich ein altersmorscher Holzstcg drüber hin, die Wagen fuhren seit Menschengedenken in ländlicher Ursprünglichkeit hindurch. Gewöhnlich reichte das halbrieselnde Wasser jedoch kaum zur Mitte der Radspeichen hinan, die kleinen Dorfmadchen brauchten ihre Röcke nicht weiter als über die Knie aufzuschlagen, um mit den bloßen Beinen darin herumzupliitschern. Nur um ein Weniges abwärts iudcß vertiefte sich das Gewässer in feuchtem Wiesengrund. Dort ward es ruhig, dunkel und abschüssig, und breite Teichrosenblätter mit weißen Kelchen schwammen darauf.

Die Straße führte vom Bach in einigen Minuten gradaus zum Paftorats-hllus. Es lag der Kirche dicht gegenüber, ein kleines, umfriedigtes Gehöft, dessen Scheune und Viehstall sich rückwärts an das einstöckige Wohngebäude anlehnten. Alles war ziemlich baufällig und wetterverwaschen; unter den Sachverständigen und in der Gemeinde selbst bestand schon seit Jahrzehnten kein Zweifel über die Notwendigkeit eines Neubaues, allein der Staat betheiligte sich an dieser Ertenntniß nicht, und ans eignen Mitteln vermochten die Zu-

- Der Wille des Heizens. 281.

gehörigen der Pfarrei die Herstellung eines anderen Hauses nicht zu bestreiten
So steht das alte unverändert noch heut'.

Drinne jedoch war es in seinen einfachen Stuben freundlich und be-
haglich, und wir Alle befanden uns wohl und gern darin. „Wir“ bildeten
einen sechsköpfigen Hausstand, der Pastor Steinkopf, seine Frau, zwei Töchter,
Eberhard Wigand und ich. Von uns beiden letzteren stand ich der Familie
als entfernter Verwandter näher und wuchs unter der Vormundschaft des
Pastors im Hause auf, während Wigand in demselben als fremder Kost-
gänger und Zögling verweilte. Er war der Sohn eines verwittweten,
reichen Hamburger Kaufmanns, als Neiner Knabe schwächlich gewesen und
deshalb vom Arzt auf's Land geschickt worden. Später verheirathete sein
Vater sich wieder und machte sich unter den neuen Verhältnissen mntmaßlich
nicht viel aus der Trennung von seinem Sohn, denn er ließ diesen auf
seinen Wunsch bereitwillig auch fernerhin bei uns im Pastorat. So fühlte
Eberhard Wigand sich von früh auf beinahe gänzlich von seinem Elternhause
abgelöst, betrachtete sich gleich mir als zur Familie des Pfarrers gehörig
und ward von Allen so angesehen. Er und ich standen in brüderlichem
Verhältniß zu einander und gleicherweise in geschwisterlichem zu den beiden
Mädchen, die sich ungefähr im nämlichen Alter mit uns befanden. Wir
redeten uns Alle mit zutraulichen Abkürzungen an; statt Eberhard hieß er
stets nur Ebert, Ottilie und Henriette waren in Otti und Henni umgewandelt,
ich ward, nach meinem Vornamen Robert, Rob genannt.

Der Pastor Mathias Steinkopf gehörte der strengsten lutherischen
Glaubensrichtung an, doch verband er mit derselben ebensowohl ungewöhnliche
praktische Verständigkeit, als einen idealen Grundzug für Schönheiten der
Natur, Dichtung und Kunst. Er bildete in allen Angelegenheiten den Be-
rater seiner Gemeinde und zumeist erfolgreich den Helfer als Arzt, als
Landwirth und Geschäftskundiger. Selten entstand im Dorfe eine Nechts-
streitigkeit, die er nicht zur Zufriedenheit beider Vetheiligten schlichtete und
ihnen den weiten, losenreichen Weg zum Gericht ersparte. Trotzdem schied
er den Pfarrer nicht vom Menschen, beide waren unzertrennlich in ihm
verbunden; wenn er seinen Rock auszog, um einem Bauer auf der Wiese
in Hemdsärmeln Beistand beim Heuaufladen zu leisten, blieb er nicht minder
der Seelsorger, als im Summar auf der Kanzel. Was er im täglichen
Leben vollbringen mochte, vergab seinem Ansehen nichts, er that Alles aus
dem Drang einer hilfsbereiten Natur, welche keine Furcht kannte, die Würde
seines Standes zu beeinträchtigen. Gott hatte den Menschen ein unverrück-
bares Ziel gesetzt und Jedem stand es als oberstes Gebot vorgeschrieben,
diesem unablässig entgegen zu trachten. Aber die Wege dorthin führten durch
mancherlei Drangsal und Nöthe der Erde, welche der Pastor Mathias
Steinkopf, sobald er das Kanzelgewand abgelegt hatte, keineswegs als gering-
fügig erachtete. Gleichgiltigkeit und Unachtsamkeit seiner Pfarrangehörigen
für ihre leibliche Wohlfahrt verletzten ihn, selbst wenn sie eifrige Kirchgänger

232 Wilhelm Jensen in Freiburg i. V.
waren, in zürnenden Eifer; Stieben nach irdischem Gedeihen und Freudigkeit am Leben galt ihm auch als eine Pflicht gegen den Schöpfer. So war er selbst stets das Vorbild einer heiteren Zuversicht, scherzte gern in launigem Frohsinn mit Alt und Jung. Sein Geist und seine ungewöhnliche klassische Bildung überragten unbedingt Alles, so weit der spitze Dorfthurm in's Land sah, und hätten ihm auch in einer großen Stadt bedeutendes Ansehen verliehen. Doch er trug kein Verlangen nach einem solchen, sondern war mit der ländlichen Stille seines Wirkungskreises fest und freudig verwachsen. Wie er so zuerst mir deutlich in die Erinnerung tritt, mag er in der Mitte der fünfziger Jahre gestanden haben.

Seine Amtseinnahme befand sich dagegen in keinem Verhältniß zu seiner geistigen Befähigung, so daß ihm 'als Zuschuß zu derselben das Kostgeld einiger Zöglinge höchst erwünscht fiel. Er war ein ausnehmend tüchtiger Lateiner und bereitete uns zur Secunda eines Gymnasiums vor. Unnachgiebig streng während des Unterrichts, zeigte er sich nach Beendigung der Lehrstunden stets bedacht, uns volle Freiheit der Erholung zu vergönnen, beteiligte sich nicht selten mit an unseren abendlichen Spielen im Garten. Unsere Anhänglichkeit an ihn war ebenso groß, wie unsere Scheu vor ihm; er machte keinerlei Unterschied zwischen seinen eigenen Kindern und Ebert und mir. Mein Gedächtnis; bewahrt ihn dankerfüllt als eine seltsame Mischung blinder orthodoxer Gläubigkeit und geistvollen, klugen, edlen Menschenthums.

Die Pastorin stand ihm nur wenig im Alter nach, doch erheblich an geistiger Begabung. Dagegen genoß sie weitem den Ruf einer sorglichen, emsig thatigen Hausfrau, war immer mild, gütig und ausgleichend, wo einmal Uneinigkeit oder Verstimmung drohte. Ebert und ich nannten sie Tante Hanne und wandten uns gemeiniglich mit unsern kleinen Anliegen an sie. Otti und Henni hatte die Natur nicht besonders mit Schönheit bedacht, ihnen davon nicht viel mehr als fröhlich lebendige Augen mitgegeben. Unter sich waren sie nach Mädchenart sinnig, mit uns nach Knabenart ausgelassen und herumtollend.

Ebert Wigands innerstes Wesen habe ich nie völlig begriffen. Trotz unserer engen Freundschaft und Gemeinschaft bei Tag und Nacht blieb etwas zwischen uns, nichts Gewolltes, noch weniger Gegensätzliches, doch eine unsichtbare und unnennbare Scheidewand, über die »vir nicht hinüber kamen. Manchmal schien sie verschwunden, aber dann stand sie wieder, nur mit der Empfindung zu fassen, in alter Weife da. In seinem Gcmülh lag ein Unberechenbares, man wußte nicht, wie man dasselbe antraf, konnte es mit dem gleichen Recht für weich, fügsam und träumerisch, wie für heftig und unbeeinflußbar halten. Wir Andern schenkten ihm stets vollstes und niemals bereutes Vertrauen, allein wir fühlten dabei, daß er es nicht in gleichem Maße erwiderte. Wie seine Augen zuweilen etwas Verschleiertes besaßen, hielt seine Seele sich in ihrer letzten Tiefe zumeist verschlossen. Trotzdem

Ver Wille des Herzens. 285

war er mir von jeher, auch als ich das Wart noch nicht kannte, im höchsten Grade sympathisch, und jedes Herz flog ihm beim ersten Anblick zu. Ich habe nie einen eigenartigen schönen Knaben gesehen, als die Erinnerung mir sein Bild bewahrt.

Und ich sehe ihn überall neben mir, am meisten in dem großen Garten, der hinter dem Hofraum des Pastorats langgestreckt tief in die stillen Wiesen und Kornfelder hinunterlief. Hier dichtbuschig und von hohen alten Bäumen überwölbt, dort in bunter, hochwuchernder Sommerblumenpracht, über der schillernde Käfer und Schmetterlinge blitzten und gaukelten. Der Garten hatte besonders um die Mittagszeit, wenn alles Gewert ruhte, einen lautlos traumhaften Glanz, nur die Tauben gurrten leis vom First der Scheuer.

Überall aber, von jeder Stelle leuchten mir, nun im hellen Licht, nun unter'm schattenden Laub Ebert Wigands stahlblaue Augen entgegen und schimmelt sein goldbraunes Haar durch's Gezweig.

Doch wie ein Moment sich manchmal, ohne daß man weiß warum, unverlänglich einprägt, so gewahre ich ihn am Deutlichsten in der Regungslosigkeit eines Lunimittags. Ich war auf den heißen Wegen bis zum untersten Rande des Gartens hinabgegangen, wo derselbe an eine breite, einsame Wiese stieß, und trat durch das kleine Heckpförtchen auf diese hinaus. Ein undeutlicher Schimmer reizte meine Neugier, so daß ich noch ein Stückchen aufwärts lief; da lag plötzlich Ebert vor mir im hohen Gras zwischen nickenden Sternblumen und blauen Glocken, im leisen Hauch flimmerten die Halme über seinem Kopf. Er horte mich nicht, sondern sah ohne Bewegung gegen die Sonne und die langsam ziehenden, schneehellen Wolken im Blau. Erst als ich fing: „Woran denkst Du, Ebert?“ fuhr seine Stirn auf und er blickte mich eine Secunde lang geblendet ungewiß an. Dann antwortete er kurz: „Nichts — was sollt' ich denken?“ sprang rasch in die Höh' und fügte drein: „Ich glaube, es hat zum Mittag geläutet,“ und wir gingen zum Hause hinan. Aber er sprach nicht auf dem Weg und legte nicht wie sonst seinen Arm um mich.

Wie in seinen Stimmungen, ließ er auch in seinen Neigungen sich schwer voraussehen. Im Allgemeinen schien er an Thieren kein besonderes Gefallen zu finden und blieb gleichgiltig dabei, wenn Andere solche bewunderten. Doch einen von ihm aufgefundenen, aus dem Nest gefallenen, jungen Vogel zog er mit unermüdlicher Sorgfalt groß, arbeitete viele Tage hindurch daran, ihm einen geräumigen Käfig zu verfertigen, und war untröstlich, als der Insasse desselben trotz aller Pflege eines Morgens todt am Boden lag. Der Pastor sagte bei dem Anlaß einmal mit seinen still beobachtenden Augen: „Er will etwas für sich allein haben.“

Ich glaube, das traf das Richtige und gab den Schlüssel zu Ebert Wigands Wesen. Er glich selbst einem jungen, früh vom Nest in die Fremde hinausgerathenen Vogel, und ungeachtet seiner vollen Zugehörigkeit zur Familie des Pastors trug er das Gefühl einer Heimath in sich, dem das Pfarrhaus

28H Wilhelm Jensen in Freiburg i. V.

nicht entsprach. Daraus erwuchs ihm das Verlangen, etwas für sich zu haben, das ihm allein gehörte, ein Thier, einen abgelegenen Winkel im Feld, seine Gedanken, die Sonne, Dann wollte er mit Niemandem theilen, sonst schenkt er freigebig Alles hin.

Etwas aufwärts vom Pastoratsgebäude lag der Dorfplatz mit einer alten Linde in der Mitte, unter der sich am Sommerabend die Kinder zum Spielen ansammelten. Wir nahmen indeß niemals daran Theil, ich vermag nicht recht anzugeben, weshalb. Es war uns nicht verboten und es hätte im vollsten Widerspruche zur Sinnesart des Pastors gelegen, eine aristokratische Scheidewand zwischen uns und der Dorfjugend zu ziehen, aber thatsächlich konnte es solchen Anschein erregen. Vermuthlich hatte es sich im Anfang unvermerkt so gestaltet und dann als Gewohnheit, als gewordener Brauch fortgesetzt. Wir waren uns für unser Treiben selbst genug und trachteten nicht zu den Andern hinaus, sobald sie in Menge beisammen waren, obwohl wir jeden Einzelnen kannten und uns beim Begegnen mit ihm begrüßten. Und gleicherweise blickten sie uns manchmal über den Liausterwall an der Straße zu, doch es kam niemals Einer herüber, an unserm Spiel theilzunehmen. Aus ihren Augen sprach freilich eher, daß eine gewisse Scheu sie gegen ihren Wunsch abhielt.

Linkshin begrenzte den Lindcnplatz das ziegelbedeckte, für die Verhältnisse des Dorfes ziemlich stattliche Schulhaus. Jemand, der darin das Abc erlernt und später in Amerika zu Reichthum gelangt war, hatte die Schule mit einem erheblichen Legat bedacht, so daß die Lehrerstelle eine außergewöhnlich gute Besoldung eintrug. Ueberdies gehörte ein umfänglicher Garten zur Wohnung; er stieß unmittelbar an den des Pastorats und lief gleich diesem in's Feld hinaus. Die Grenze zwischen beiden Gärten bildete ein hoher, dichter Zaun, der nirgends einen Blick herüber und hinüber werfen ließ. An unteren Ende, der Wiese zu, stand der Trennungswall mit mehreren Zwetschgenbäumchen besetzt, deren blaudeaufrüchte im Herbst oft massenhaft zu uns herüberhingen. Wir durften indeß keine davon berühren, denn sie gehörten nach der anderen Seite, ebensowenig aber kam der Schullehrer in den Pfarrgarten, um sie einzuernten. So fielen sie alljährlich ab und verdarben ungenutzt am Boden, nur zahlreiche Admirale erfreuten sich an ihnen. Es schwirrte dort an sonnigen Septembertagen förmlich von den schonen, rothflimmenden Faltern.

Der Grund dieser, von uns als durchaus zweckwidrig betrachteten und heimlich vielbedauerten Pflaumenverderbniß lag in einem Widerspruch zwischen der Pflstorfamilie und dem Schullehrer, obwohl der Letztere zugleich den Küster- und Organistendienst versah. Es hatte nie ein Zeiwüfniß gegeben, doch eine Abneigung von Anfang an bestanden, die sich in völligem Mangel an Verkehr außer den amtlichen Beziehungen kundthat. Vielleicht war dieselbe

ursprünglich keine wechselseitige gewesen, aber die Zurückhaltung des Pastors hatte sie dazu gemacht. Zwischen diesem und dem Lehrer bestand allerdings ein völliger innerer Gegensatz. Er hieß Daniel Wenkstern und besaß viele jener Eigenschaften, die einen jungen Seminaristen häufig zu einer lächerlichen, einen älteren zu einer unliebenswürdigen Persönlichkeit machen. Oberflächliche Halbbildung und eine gewisse Belesenheit in modernen Schriften hatten ihn mit großem Hochmuth erfüllt; er war von feiner Unfehlbarkeit überzeugt, streute fremdzungige Redensarten, mit Vorliebe lateinische, um sich und glaubte, obwohl er von den Sprachen selbst nichts verstand, auch diese zu beherrschen. Unter den Dorfbewohnern trat er mit dem Anschein eines in allen Wissenschaften und Weltläuften Erfahrenen auf und versetzte die Gläubigen durch unverständige Nachschlüge nicht selten in mancherlei Nachtheil. Da er in seiner Jugend keine Erziehung genossen und keine sichere äußere Form gewonnen hatte, auch von Hause aus etwas linkisch gewesen sein mochte, suchte er diesen Mangel durch eine erkünstelte steife Haltung und auf den feineren Sinn komisch wirkende Gravität zu verbergen, war jedoch allmählich dahin gelangt, sich selbst als ein Muster gebildeten Behabens anzusehen. So trachtete er in Allem über seinen Stand, sein Können und Wissen auf den Schein hinaus und erregte dadurch das Mißvergnügen des vollständig umgekehrt gearteten, nur auf das Aechte blickenden Pastors. Der Lehrer hatte schon vor diesem seine Stellung innegehabt und betrachtete ihn deshalb seinerseits als einen Neuling in der Gemeinde. Er war verwittwet und besaß nur eine Tochter, der er, seinem ganzen Wesen entsprechend, einen ungebräuchlich fremdartigen, übrigens schüntlingenden Namen beigelegt hatte, von dem er behauptete, daß derselbe von seiner in Ostfriesland reichbegütert gewesenen Urgroßmutter herstamme. Sie hieß Rhena und stand uns im Alter wohl ein oder zwei Jahre nach. An Sonntagen ging sie städtisch aufgeputzt, weit eleganter als die beiden Pastorstöchter, und ward staunend von den andern Dorftindern begafft. Im Allgemeinen hielt sie sich von diesen abgesondert, nur manchmal vermochte sie offenbar einen heftigen Drang, auch an Lust, Spiel und Geschrei teilzunehmen, nicht zu bezwingen und mischte sich unter den Schwärm an der Linde, stand aber gewöhnlich nach kurzer Zeit wieder allein abseits und sah dem Treiben geringschätzig zu. Zwischen uns und ihr dagegen bestand keinerlei Verlehr, muthmaßlich auf Geheiß ihres Vaters, doch vermied sie uns, wie es schien, ebenso sehr aus eigenem Antriebe. Sie war die Einzige im Dorf, mit der wir uns auf der Straße nicht begrüßten; wenn wir ihr begegneten, that sie, als sehe und kenne sie uns nicht. Nur einmal fing ich einen Blick von ihr auf, aus dem eine heiße, verschwiegene Erregung funkelte; ich glaube, wir hatten über ihren kostspieligen, aber geschmacklosen Sonntagsstaat laut gelacht. Die ungewöhnlich beträchtliche Einnahme ihres Vaters ermöglichte ihm die häusig wiederholte Erneuerung eines solchen, und er hielt es unverkennbar seiner Bedeutung angemessen, diese auch stets durch die äußere Erscheinung seiner Tochter vor Augen zu

286 Wilhelm Jensen in Freiburg i. N.

stellen. Der Pastor nannte sie nicht anders als den Grasaffen, und Rhena Wentstern gegenüber verließ ihn seine sonstige, aus dem Herzen stammende Gutmüthigkeit. „Das ist eine Zwetschge, die nicht weit vom Stamm fällt,“ sagte er, „von der Sorte drüben, an denen Niemand Nutz und Freude hat, als das Gezücht am Boden, wo sie verkommen.“

O ein Sommerabend im Torf, wie steht er mir mit allem Zauber erster Knabenempfindung vor der Seele! Wenn die Sonne schräg hinabstieg, ihr tiefes Gold über Waldstämme, Felder und Strohdächer legte, in den fernen Wiesengründen eine Sense bei der Heumahd blitzend auffunkeln ließ. Da und dort hob sich zwischen den stillen Aeckern eine vereinzelte Eiche oder Buche aus den Feldzäunen, ihre Blätter flimmerten leichtbewegt in Licht und Wind, und ein einsamer Vogel zwitscherte leise auf die nickenden Aehren hinab. Metallen summend ging die Glocke des Thurmes über Dorf und Land, die langen, weichen Schatten wanderten mäßig gen Ost. Es war nichts zwischen Himmel und Erde als Frieden, Schönheit und ein heimliches, namenloses Sehnen in der Brust.

An einem solchen Sommerabend einmal kamen Ebert Wigand und ich zum Dorf zurück. Wir waren am Nachmittag, wie die Unterrichtsstunden aufgehört, weit in's Feld hinausgelaufen und hatten vertraulich darüber geredet, wer uns lieber sei. Otti oder Henni. Ich glaube, es geschah zum ersten Mal und vom Zufall veranlaßt, daß wir einen derartigen Vergleich zwischen ihnen anstellten, und mit der Ernsthaftigkeit und gewichtigen Prüflings»dauer zehnjähriger Knaben wogen wir unser Urtheil hin und her, obwohl die Wagschalen eigentlich keine Unterschiede aufwiesen. Wenigstens faßte Ebert schließlich das Ergebnis dahin zusammen: „Als Schwestern sind mir Beide recht und gleich lieb, aber —“

Da er anhielt frug ich: „Was aber?“

„Heirathen möchte ich keine von ihnen,“ fügte er als Antwort hinzu.

Der Gedanke war mir so neu, wir tonnten Otti oder Henni einmal heirathen, daß ich zuerst laut lachte. Doch dann erschien es mir gleich darauf im Gegentheil als durchaus natürlich, vernünftig und fast selbstverständlich, und ich erwiderte verwundert: „Warum willst Du's nicht? Mir ist es ganz gleich, welche von ihnen meine Frau wird.“

Aber er schüttelte, mich anblickend, ernsthaft den Kopf: „Weißt Du, meine Frau müßte keine Schwester und auch nicht Vater und Mutter, Niemanden sonst auf der Welt haben.“

„Dann muß sie wohl vom Mond heruntergefallen sein,“ versetzte ich.

Darüber lachte er jetzt auch und sagte: „Oder auf einer Sternschnuppe, Rob, das wäre noch besser,“ und wir wanderten zwischen den allgemach abendstill um uns liegenden Feldknicken heimwärts. Nur vor uns, vom Dorfrand her scholl Lachen und aufjauchzendes Geschrei, ein Dutzend Kinder

Der Wille des Herzens. 28?

tummelte sich in dem Bachgeiesel der Landstraße. Die Knaben hatten ihre Hosen hoch aufgestreift und die Mädchen ihre Röcke über'm Knie zusammengerafft, so wadeten sie durcheinander, plätscherten und bespritzten sich mit blinkenden Tropfen. Ebert und ich blieben auf der Mitte des Holzstegs übergelehnt stehen und sahen zu. Zu unserer Verwunderung erkannten wir Rhena Wenlster mit unter dem Schwärm; der köstliche Abend schien sie verlockt zu haben, ihre Strümpfe und ihre Schuhe auszuziehen und sich gleichfalls an der allgemeinen Vergnüglichkeit zu betheiligen. Doch nach ihrer Art machte sie nur kurz mit den Andern gemeinsame Sache und wanderte bald abseits allein durch das Wellengeplätscher umher. Das verdroß offenbar ein paar von den Knaben, die hinter ihr dreinkamen und riefen: „Hältst Dich hier auch zu gut für uns, Schulmeistersch?“ Und sie schlugen kräftig mit den Füßen in's Wasser, so daß dieses hoch um sie aufspritzte.

Es muß ein Sonntag gewesen sein, denn sie trug ihre Staatskleider und sagte drohend: „Wenn ihr mich naß macht, sollt ihr's morgen früh in der Schule schon kriegen!“ Aber das reizte die Beiden, die gegenwärtig nicht über den Augenblick hinaus dachten, und sie spotteten übermüthig: „Schulmeistersch will uns morgen anklatschen, wir wollen sie heut klatschen!“ und sie schöpften Wasser mit den Händen und warfen es nach ihr. Nun drehte sie sich antwortlos nach dem Ufer, doch auch die Uebrigen lachten und tanzten und schrieen jetzt und wehrten ihr den Weg auf's Trockene, so daß sie wieder umbog, und von den, rund um sie sprühenden Tropfen halb geblendet gradaus fortlief. Dabei raffte sie ihre schönen Kleider höher auf, und ihre außerordentlich feinen Kniee glänzten mit den weißen schlanken Beinchen blüthenhaft über und in dem krystallklaren Gewässer. Doch plötzlich quirlte dieses mit einem hohl gurgelnden Ton um sie her, ihre Hände griffen in die Luft und dann war sie verschwunden.

Wie deutlich ich das Alles heut' noch vor mir sehe! Die letzten rothen Lichter der Sonne auf dem gekräuselten Wasser, die starr verdutzt dreingaffenden Gesichter der Dorftinder. Offenbar war sie bis an die Stelle gerathen, wo der Bach jäh abschüssig zwischen die Wiesennst'r hinuntersiel; ich fühlte den Schreck, der mich selbst mit weit offen vorblickenden Augen wie gelähmt hielt. Und doch weiß ich, daß ich mir zugleich wie beschwichtigend sagte: „Es ist ja nur die unangenehme Schulmeisterstochter, und außer ihrem Vater wird sich Niemand drum grämen.“

Dann erst gewahrte ich, daß der Platz neben mir auf dem Steg, wo Ebert Wigand gestanden, leer geworden war, und noch ehe mir ein Gedanke darüber kam, sah ich, wie drunten auch um ihn das Wasser aufklatschte und er mit einem Stoß sich vorschnellte. Und nur einige Secunden mochten noch vergangen sein, da hob sein rechter Arm aus einem Gestecht von Nymphaenstengeln und Blättern ein weißes Gesichtchen herauf, an dem das aufgelöste Haar lang nachfloß. Er war überhaupt von ausnehmender körperlicher Gewandtheit und besonders ein unermüdlicher Schwimmer, der, sobald

288 Wilhelm Jensen in Freiburg !. V.

wir zum Seestrand hinüberkamen, sich stundenlang in den Wellen umhertrieb. So hatte er es Wohl wagen können, bei der nicht beträchtlichen Breite des Baches auch mit Stiefeln und voller Bekleidung in das tiefe Wasser nachzuspringen, obwohl das Vielsache Gerank in demselben immerhin mit gefährlicher Verstrickung bedrohte. Doch wie er nun an's Ufer zurückkam, lag volle Gleichgiltigkeit in seinen Zügen, als ob es ihm nur Spaß gemacht, einmal mit Kleidern im Bach zu baden. Behend zog er Rhena Wentstern nach sich auf den Wiesengrund, dort lag sie vielleicht eine Minute lang regungslos, doch sichtbar athmend und mit geöffneten Augen. Die Dorflieder hatten sich, als die Schuldträger des fast entstandenen Unglücks, nachdem sie noch der Rettung beigewohnt, scheu davongeschlichen, ich war eilig hinuntergelaufen und stand neben dem Mädchen. Wie sie so ausgestreckt, mit einem völlig anderen Gesichtsausdruck als sonst dalag, berührte mich zum ersten Mal die Empfindung, daß Rhena Wentstern eigentlich sehr viel schöner als Ottilie und Henni sei. Die zierlichen Füße sahen noch bis zu den Knien entblößt aus den schwertriefenden Kleidern hervor, ein zartes Roth blühte rasch wieder über die weißgewordenen Wangen auf, nur die Hände blieben noch farblos und stachen kaum von dem weißen Teichrofenleich ab, den sie mit den schmalen Fingern ihrer Rechten umklammert hielt. Sie hatte sich vermuthlich bei'm Untersinken daran zu halten versucht und die abgerissene Blume noch immer in der zusammengezogenen Hand krampfhaft umschlossen. Ich aber dachte unwillkürlich, so wie mir zuvor der andere Gedanke durch den Kopf geschossen war: „Es ist doch gut, daß sie nicht ertrunken ist.“ Dann sprang sie mit einem plötzlichen Ruck kräftig vom Boden und schüttelte auf Eberts Frage: „Bist Du nicht mehr schwach?“ den Kopf. „So mach' zu, daß Du nach Hause kommst, damit Du Dich nicht erkältest!“ fügte er hinterdrein, und sie ging, ohne etwas zu antworten, schnell die Straße hinan. Sie befand sich unverkennbar noch nicht bei völlig klarer Besinnung, erst als sie ein Dutzend Schritte gemacht hatte, lösten sich ihre Finger auseinander und ließen die Wasserrose zur Erde fallen. Ebert schüttete sich noch das Wasser aus den Stiefeln, darauf liefen wir gleichfalls eilig auf dem nämlichen Wege wie Rhena Wentstern heimwärts. Sie ging jetzt langsamer, so daß wir sie bis zum Pfarrgehöft fast wieder einholten. Als wir in das Hofthür einbogen, wandte sie sich in geringer Entfernung vor uns um, richtete kurz ihren Blick gegen uns und sagte: „Du. Ebert Wigand, ich danke Dir.“ Dabei sahen ihre Augen herüber, und ich weiß nicht, ob es die letzte Abendsonne war, die grao' in sie hineinfiel, aber ich hatte noch nie etwas Aehnliches gesehen, wie wenn uns zwei diamantene Lichtfunken entgegen geflogen seien. Gleich danach ging sie rasch weiter, auf dem hellen Straßenstaub wunderbarlich eine feuchte Fußspur hinter sich lassend; ich sah Ottilie und Henriette im Garten und lief zu ihnen, um das Vorgefallene zu erzählen. Auch der Pastor kam hinzu und fügte dem Schluß meines Berichtes drein: „Unkraut vergeht nicht zu Land und zu Wasser.“

Der Wille des Herzen«. 289

Es schien, als habe er eigentlich seiner Meinung einen noch stärkeren Ausdruck zu geben beabsichtigt, denselben jedoch mit Rücksicht auf uns in das Sprichwort umgewandelt. Ich begab mich in das, von Ebert und mir gemeinschaftlich bewohnte Schlafzimmer, wo ich ihn beim Umkleiden beschäftigt zu finden dachte. Die Stube war indeß leer und erst nach einem Weilchen trat er, noch völlig durchnäßt herein. Verwundert frug ich: „Wo warst Du noch, Ebert? Du wirft Dich erkälten —“. Er zuckte kurz die Schultern, erwiderte nur: „Ich hatte Etwas verloren,“ und legte einen Gegenstand, welchen er so, daß ich ihn nicht wahrnehmen konnte, aus der Tasche zog, in seinen Schrank, den er gegen seinen Brauch abschloß und den Schlüssel einsteckte. Wie legt aus der folgenlosen Zeit der Kindheit sich manchmal ein Tag vor der Erinnerung wie mit hundert Stunden breit auseinander, und wie seltsam schrumpfen dann wieder Jahre zusammen, einfarbig verschwimmend, als habe kein Tag, kaum eine Stunde in ihnen Unterscheidendes gebracht. Im Gedächtniß haftet der Wechsel von Sommern und Wintern, doch nicht einmal ihre Reihenfolge. Eine Anzahl beider erscheint verschmolzen wie ein endloser Sommer und ein endloser Winter.

Am Unterschiedlosesten aber naturgemäß liegt der letztere vor dem Rückblick. Sturm und Regen, Nebel und Schnee lösten sich nach nord-deutschem Brauch sechs Monate lang unablässig in kurzen Zwischenräumen ab, gleichmäßig blieb nur das kahle Baumgeäst, stets drüberhin jagendes Gewölk und bleiernes Licht des, kaum angebrochen, auch schon wieder schwindenden Tages. Unterricht und Mittagspause füllten die Zeit der Helligkeit fast aus; ich war äußerst fleißig, da ich wußte, daß ich auf meinem späteren Lebensgang auf mich allein angewiesen sei, allein dennoch überbot Ebert Wigand mich entschieden noch an Arbeitsamkeit, obwohl ihm künftig ein reiches und mehr als ausreichendes Erbthcil zufiel. Er war nicht von jeher so gewesen, sondern seine Lernbegier hatte sich erst mit einer gewissen Plötzlichkeit entwickelt, blieb dann jedoch unverändert bestehen. Der Pastor sagte einmal: „Er sitzt hinter den Büchern, als wollt' er mit zwanzig Jahren Professor werden,“ und er mußte Ebert oft fast am Arm fassen und vor die Thür setzen, um ihn wenigstens zu einem kurzen Aufenthalt in frischer Luft zu veranlassen.

Im Sommer war solche Gewaltanwendung dagegen nicht erforderlich. Dann nahm Ebert nach Beendigung der Lehrstunden täglich gleicherweise ein Buch und lief in's Freie. Er wollte offenbar bei seinem Lesen nicht gestört sein, denn er gab uns Andern nicht an, wohin er ging, und mehrmals, als wir ihn suchten, fanden wir ihn nirgendwo im Garten auf. Vermutlich hatte er sich, seinem zeitweiligen Trieb nach Absonderung gemäß, irgend welchen Feldwinkel als ein Tusculum ausgesucht, und wie es geht, bekümmerten wir uns bald nicht mehr darum, wo er steckte. Er besaß eine

210 Wilhelm Jensen in Freiberg i. V.

Taschenuhr und tam stets genau, eh' die Mittagsglocke zu läuten anhub, nach Haus; der Pastor meinte dazu: „Wenn Einer thut, was er soll, muß inun ihn auch thun lassen, was er will.“

An den abendlichen Spielen nahm er indeß wie früher regelmäßig Theil. Durch einen, kurze Zeitlang zum Besuch eingetroffenen Jugendfreund des Pastors war das italienische Bocciaspiel zu uns verpflanzt worden, und die Kugeln flogen überall auf den Wegen und Rasenplätzen des Gartens umher. Von Tag zu Tag stieg der Spieleifer und die Gewandtheit in der Kugelhandhabung, selbst der Pastor und seine Frau fanden einen Reiz an der neuen Belustigung und gesellten sich derselben oftmals als Partner zu. Besonders zeigte sich der Erstere, der jede einmal angefaßte Sache mir Gründlichkeit betrieb, als ein eifriger Liebhaber der vortrefflichen Uebung im Augenmaß und in richtig abwägendem Mustelgefühl. Eines Abends warf Ebert seine Kugel so weit, daß sie rollend über den niedrigen Wall bis auf die Straße hinausflog. Ich erinnere mich, daß der Wurf mich im Momente verwunderte, da er gemeiniglich besonnener und äußerst sicher zu spielen pflegte. Der Pastor stand drüben am Gartenland, drehte den Kopf nach der hinübergeschneelten Kugel und rief gleich darauf Jemandem, den ich nicht gewahren konnte, zu. sie zurück zu werfen. Dies geschah, und im nächsten Augenblick hörte ich ihn in lebhaftem Eifer sagen: „Uns fehlt Einer bei der Partie; kannst Du spielen, so komm herüber und tritt für meine Frau ein, sie hat fort müssen“. Da tauchte ungewiß zögernd das Gesicht Rhena Wentsterns über den Wall herauf, die zufällig drüben auf der Straße gegangen oder gestanden haben mußte. So lang ich zurückdachte, war's zum erstenmal, daß sie unfern Garten betrat; der Aufforderung Folge leistend, kam sie mit roth übciflogener Stirn und Wangen und nahm an dem Spiel Theil. Auf der Seite Eberts fehlte die Pastorin, deren Stelle sie befehle: sie warf sehr ungeschickt, doch äußerte Ebert, der sonst über lässige Fehlwürfe seiner Partner stets in Aufregung gerieth, kein Wort darüber, sondern wandte fchweigend verdoppelte Kunstfertigkeit auf, die Benachtheiligung seiner Partei auszugleichen, so daß diese schließlich dennoch den Sieg davontrug. Nach der Beendigung sagte er nur kurz: „Sie kann's natürlich noch nicht, aber sie würd' es schnell lernen“, und der Pastor fügte, als Rhena fortgegangen war, hinzu: „Mich däucht, sie hat keine so albernen Manieren mehr: wenn der Alte nicht wäre, tonnt' vielleicht noch ein vernünftiges Geschöpf aus ihr werden“.

In dieser Bemerkung, wie in dem ganzen Vorgang lag eine Art von ungesprochener Einwilligung, daß Rhena Wenkstern auch fernerhin wieder zu uns in den Garten herüberkomme. Das geschah bereits am folgenden Abend, ich weiß nicht, ob sie selbst den Wurf hegte, nur daß Ebert plötzlich beim Spiel einmal sagte: „Wir sind zu sehr im Vurtheil gegen Euch, es mühte wie gestern sein, dann war' es gleich“. Wie er dabei aufsah, stand Rhena drüben unter der Dorflinde, und um eine Minute später befand sie

Der Wille des Herzens. 2H^

sich wieder unter uns. Seitdem kam sie nach getroffener Verabredung täglich zur festgesetzten Stunde, sie spielte stets mit Ebert zusammen und machte außerordentlich rasche Fortschritte, so daß Henriette und Ottilie bald eine andere Wahl der Parteien verlangten. Doch wenn das Loos ihn zum Gegner Rhenus bestimmte, verlor seine Partei regelmäßig, und die beiden Schwestern äußerten manchmal gereizt, es sei gerade, als ob er absichtlich schlecht werfe. Obgleich er leicht aufbrausender Natur war, brachte ihn dies indeß niemals in verdrossene Stimmung, er lachte nur dazu und büßte keinen Augenblick seinen fast an Ausgelassenheit grenzenden Frohsinn ein. Rhena Wenlster dagegen bewies sich still, fügsam und bescheiden, von Tag zu Tag beinah schritt eine vortheilhafte Veränderung bei ihr fort. Ich war erstaunt, als sie zuerst an einem Sonntag zu uns kam, nicht in ihrem Wochenkleid, doch auch nicht aufgeputzt, wie früher. Sie hatte allen geschmacklosen Flitter von sich abgethan, und ihre schlanke, allgemach hochaufwachsende Gestalt hob sich mit den schönen, lebendigen Gesichtszügen aus der Einfachheit weit unverkennbarer hervor. Auch von der gezierten Sprechweise ihres Vaters hatte sie kaum einen Anklang mehr bewahrt; sie redete wenig, aber was sie sprach, deutete auf klugen Sinn.

Man vermag nicht Menschens Innere zu blicken und thut ihnen häufig ein Unrecht an, wenn man ohne wirkliche Beweise ihrem Denken und Handeln erklärende Beweggründe unterlegt. Doch giebt es mannigfach solche selbstverhehlter Art, und ich glaube, Ottilie und Henriette würden leichter eine Neigung für Rhena Wenlster gewonnen haben, wenn diese etwas von ihrem früheren unvortheilhaften Wesen an äußerer und innerer Erscheinung beibehalten hätte. Worin der Ursprung zu suchen sein mochte, es bildete sich zwischen ihnen kein freundschaftliches Verhältnis, dessen Mangel bei Mädchen unnatürlicher ist und leichter Unzuträglichkeit mit sich bringt, als bei Knaben. Das Spiel gab allmählich häufiger zu kleinen Streitigkeiten Anlaß, deren Entscheidung ein Unparteiischer nicht zu Gunsten der beiden Schwestern treffen konnte. Sonderbarer Weise jedoch schwieg Ebert fast immer dazu, so daß mein Rechtssinn sich mehrfach über ihn ereiferte und der Sache Rhenas mit einer gewissen Heftigkeit annahm. Wenn ich ihr damit zu nützen bezweckte, handelte ich allerdings muthmaßlich wie der Bär in der Fabel, denn die Abneigung der Pastorentöchter gegen sie stellte sich von Tag zu Tag unverhohlener heraus. Sie gaben keine besonderen Gründe dafür an, allein sie mochten Rhena nicht, fanden, daß sie unsere frühere Einhelligkeit störe und der Verkehr mit ihr unerquicklich sei. Als ich eines Abends ein wenig später als die Andern in den Garten kam, war sie dort gewesen und gleich wieder fortgegangen. Was vorgefallen, erfuhr ich nicht genau, Sticheleien und Anspielungen nach halb erwachsener Mädchen Art. Das Ergebnis; war jedenfalls, daß sie nicht wieder zurückkam. Ebert stand, an einem abgerissenen Blatt kauend, und sagte gleichgültig: „Ich finde es auch besser, wenn sie fortbleibt, dann giebt es keinen Streit; laßt uns allein

222 Wilhelm Jensen in Freiburg i. N.
weilerspielen!" Mir dagegen that es Leid und fehlte etwas, doch hoffte ich, der nächste Tag würde die Entzweiung ausgleichen. Aber Rhena Wentstern lam überhaupt nicht wieder; etwa einen Monat lang mochte ihr Zusammensein mit uns gedauert haben, dann war's, wie es immer gewesen. Ich sah sie kaum dann und wann flüchtig aus der Ferne; wenn ich ihr zufällig auf der Strahe begegnete, nickte sie kurz und ging rasch vorüber. Im letzten Spätsommer desselben Jahres wird es gewesen sein, daß ich noch einmal mit ihr redete. Ich schlenderte an dem Trennungsaun zwischen unserm Garten und dem des Schullehrers entlang, es war ein ungewöhnlich sonnenschöner Tag, aber eigentlich zog mich zu der Stunde, wie ich glaube, weniger die Natur, als ein, im Vorsatz platonisches Interesse an dem Reifezustand der alljährlich zweckwidrig am Boden verderbenden Zwetschgen. Zu meiner Ueberraschung fand ich jedoch keine derselben abgefallen liegen, dagegen sichtbare Anzeichen, daß sie vor Kurzem aufgesammelt worden sein mußten. Irgend Jemand hatte das Verbot übertreten, und ich wage nicht zu behaupten, daß meine Entrüstung darüber völlig von einem egoistischen Mißvergnügen frei war. Vom stillen Gartenende breitete sich Mittagsruhe über die Felder, weiße Spinnweb zog schwebend an den gelben Stoppelröhren, der Schrei eines kreisenden Milans verklang in der goldnen Luft. Sonst war wicium lein Laut, nur ein leises, eigenthümliches Summen, dessen Entstehungsgrund ich nicht begriff, tönte aus einiger Entfernung weiter am Feldrand des Schullehrergartens entlang, herüber. Halb gedankenlos ging ich in die Richtung; wie ich mich über einen Zaun fortschwang, sprang ich auf der andern Seite unvorhergesehen dicht neben Ebert Wigand nieder, der, an den Wall gelehnt, laut aus einem Buche vorlas. Ihm gegenüber saß Rhena Wentstern, ein mit blauen Pflaumen gefülltes Körbchen stand auf ihrem Schooß. Sie aß davon, die Admirale waren deu Zwetschgen nachgefolgt, blitzten mit den rothleuchtenden Flügeln um sie her und setzten sich furchtlos auf die verlockenden Früchte. Das unerwartete Bild besaß etwas so Ueberraschendes, daß ich wortlos dreinsah; dann sagte Ebert: „Ich habe sie in unserm Garten gesammelt und Rhena gegeben, der gehören sie". Nun streckte sie mir eine Handvoll Pflaumen entgegen und fragte: „Willst Du nicht? Sie sind gut". Unser aller Gewissen tonnte bei dieser Ncwandtniß über den Genuß beruhigt sein, und ich fand es nur bedauerlich, daß wir nicht schon früher auf diesen höchst einfachen Ausweg gerathen waren. Freilich im vorigen Herbst hatten wir noch keinerlei Anknüpfung mit Rhena gehabt. So aßen wir das Körbchen zusammen leer und es mundete uns vortrefflich. Endlich zog Ebert seine Uhr und sagte: „Wir müssen zum Mittagessen." das Mädchen gab ihm die Hand, winkte mir zu und sprang behend über den Wall ihres Gartens. Auf dem Heimweg frug ich: „Bist Tu öfter dort mit Rhena zusammen, Ebert?" Er antwortete flüchtig: „Wir treffen uns manchmal", und fügte nach einer kurzen Pause hinzu: „Es ist nicht nöthig, daß Tu's den Andern sagst".

Der Wille des Herzens. 293

Ich entgegnete: „Sie mögen Rhena Wenlster ja nicht, so hat sie auch nicht nöthig, ihnen von den Pflaumen abzugeben“.

„Nein, eben darum meine ich“, versetzte er, und wir liefen, da es läutete, schnell dem Hause zu.

Im späteren Alter, das unsere Interessen mit unablässig wechselnden Gegenständen verknüpft und durch ihre Vergänglichkeit täuscht und erregt, erkennt man erst, ein wie friedvolles Ayl der gleichmäßige Jahresverlauf der Kindheit gewesen und welcher Antäusboden dem Rückblickenden für die ganze Lebenszeit darin verblieben. Kaum sind Menschen, deren Jugend unter dem Schuttdach jener ungetrübten Ruhe vergangen, und solche, die früh über die Stürme, Leiden und Gegensätze des Daseins belehrt worden, nachher mit gleichem Maße zu bemessen. Das Letztere mag oftmals der Entwicklung des Geistes und der Stählung des Charakters förderlicher sein, bedeutende Vorkämpfer der Wissenschaft, der Thatraft und des Fortschrittes erzeugen. In ihnen haftet kein Verlangen, zurück zu schauen, sondern vorwärts, in eine Zukunft, die ihnen immer auf's Neue das Bessere, das zu Erreichende bedeutet. Doch aus der rückschweifenden Sehnsucht nach dem goldenen Schimmel der Kindheit erwachsen Trieb und Kraft des Dichters, des Künstlers. Dort haben ihre Seele und ihre Sinne unbewußt zuerst so empfunden, wie das Eigenste in ihnen sie später drängt, es in Worte, Töne oder Farben zu kleiden. Wer in seinem Knabengedächtniß keine Stelle besitzt, die unvergängliche Sonnenstrahlen schattenlos durchleuchten und durchwärmen, aus der nach allem Wort beim Gedenken ein Friede Gottes über ihn strömt, dem fehlt der „wache Traum der Seele“, daraus das Gemüth des Alten noch seinen Labetrunt der Verjüngung schöpft.

Es ist mir nie bekannt geworden, ob Ebert Wigand sich in dichterischen Gestaltungen versucht hat, aber unfraglich besaß er das träumerisch in sich Gewendete und zugleich an den einmal zu eigen gemachten Empfindungen und Phantllsiegelbildern unlöslich Festhaltende eines Poeten. Er war anhänglich an uns alle, stets heiter und zur Theilnahme an unserem Treiben bereit, doch in seinen Augen lag manchmal dabei ein Ausdruck abwesender Gedanken, und räumlich wie gemüthlich ging er seine Wege, von denen er mit uns Andern nicht sprach. So flössen die stillen Jahre, einem reglos scheinenden Gewässer gleich, und brachten uns unvermerkt an die erste Wandlungsstation unseres Lebens. Der Pastor hatte uns bis zur Aufnahme in die Secundn einer Gelehrtenschule vorgebildet, und wir fahen uns miteinander in eine Pension der etwa fünf Meilen vom Dorf entfernten Gymnasialstadt versetzt. Der Aufenthalt dort bildete einen großen Abstand gegen die bisherige, „schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins“. Wir waren mit noch anderen Zöglingen der häuslichen Obhut eines Lehrers anvertraut, der nach herkömmlicher Weise den Ruf besonderer Gottesfürchtigkeit zur Ver-

3!°id und Viid, XXV, 75, 20

2)4 Wilhelm Jensen in Freiburg i. V.
besserung seiner Einnahme durch hohe Pensionspreise benutzte. Unsere Pflichten wurden uns täglich schematisch vorgehalten. Rechte der Jugend besaßen wir nicht; ohne persönliche Antheilnahme und Verständniß für die Verschiedenartigkeit der Knabennaturen, erfüllte unser Mentor seinen Zweck, indem er uns regelrecht durch die Klassen hindurchbrachte und jeden Verstoß gegen die Hausgesetze auf's Strengste ahndete, das einträgliche Renomm« feines Institutes weiter auszudehnen. Die Schule selbst bot uns gleiche Freud- und Lieblosigkeit, keiner der Lehrer flößte uns innerliche Ehrerbietung, Vertrauen und Zuneigung ein, und keiner strebte danach; sie machten eine Ansammlung jener Mittclwaare des Menschenthums aus, welche ihre mühsam eingelernte Unterrichts- und Erziehungsweisheit mit der Miene weiter vererben, mit der ein Schuhmacher seinem Lehrling das Einklopfen von Stiefelnägeln beibringt. Aus meiner Sehnsucht nach dem heiteren, glücklichen Zustande, den wir verlassen, erwuchs naturgemäß ein Drang, mich doppelt eng Ebert anzuschließen, allein trotz der Feinfühligkeit feines Gemüths schien er das Trübselige in der Umänderung unserer Lage weit geringer als ich zu empfinden. Er zeigte sich nie unzufrieden und meinte altklug, man müsse solche Zeit und solche Menschen als Mittel zum Zweck hinnehmen, ob etwas mehr oder weniger angenehm, darauf komme nicht viel an. Wenn ich ihn frag, ob er denn nicht mit bitterlichem Verlangen an unsere gemcnsame freundliche Heimath zurückdenke, antwortete er in Begleitung eines kaum merklichen Lächelns: „Ich kann ja immer dort sein, wann ich will".
Wir besaßen anfänglich jeder ein eigenes Zimmer, fpäter »ndeß macht« das Hinzukommen noch eines Zöglings nothwendig, daß dieser mit Einem von uns die Stube theilen mußte. Das Loos traf mich und ich war fast froh darüber, denn ich ging fogleich zu Ebert und sagte, ich könne statt dessen jetzt zu ihm hinüberziehen, so daß wir wieder nach ehemaliger Weise Tag und Nacht gemeinschaftlich verbrächten. Zu meinem Befremden stieß ich jedoch durchaus nicht auf freudige Bereitwilligkeit bei ihm; er meinte, sein Zimmer sei enger, als das meinige und die Stellung eines zweiten Bettes darin weit ungünstiger. Ich fühlte, es waren gesuchte Einwände, er wollte lieber allein bleiben.«- Auch unserm Hausvorstand gegenüber machte er diese Bedenken nachher geltend, und derselbe entschied danach. Dadurch, glaube ich, entstand der Anfang einer allmählich und unvermerkt fortschreitenden Abtrennung zwischen uns. Der günstige Zufall hatte mir in meinem neuen Stubenthcilhabcr einen äußerst angenehmen Kameraden zugeführt, dem mich bald ein wechselseitiges Freundschaftsband nähcr brachte. Das Gefühl der Vereinsamung machte es mir nicht mehr so häufig zum Bedürfnis;, Ebert aufzufuchen, und ich erkannte deutlicher, daß ich manchmal sogar einen Tag ausbleiben konnte, ohne daß er mich vermißt gehabt. Wenn ich zu ihm eintrat, empfing er mich jedoch unverändert wie von jeher, ich bin überzeugt, ihm kam niemals der Gedanke einer leisesten Trübung unseres brüderlichen Verhältnisses. Dies war ihm selbstverständlich

Her Wille des Herzens. 215

und sein Behüben nur das Gleiche aus frühester Kindheit, einzig mit ihm selbst in's Größere gewachsen. Er lebte in Vorstellungen, von denen er Niemanden: redete, wollte dieselben unverkennbar für sich allein haben. Berührte man zufällig etwas, das mit ihnen in einem Zusammenhang stehen mochte, so gab er kurz abbrechende Antwort. Als ich einmal in einem, auf seinem Schreibtisch liegenden Buche blätterte, fiel ein Gegenstand draus zu Boden, in dem ich beim Aufheben eine vergilbte, gepreßte Teichrose erkannte. „Wo hast Du sie gefunden?“ frug ich, da Botanik mich vorzugsweise zu interessiren begann; „ich habe in der Umgegend der Stadt noch an keiner Stelle eine gesehen“. Er versetzte, mir das Buch aus der Hand nehmend, indcß nur: „Sie wird vermuthlich irgendwo im Wasser gewachsen sein, das ist ihre Art“. Unwillkürlich erwiederte ich ein wenig gereizt: „Um die Belehrung hatte ich Dich nicht gebeten, Du bist wunderbar und nicht eben liebenswürdig, Ebert“. Eine leise rothe Färbung ging über seine Stirn, und er antwortete, mich mit seinen schönen, schwärmerisch leuchtenden, alten Knabenaugen anblickend, nun rasch: „Verzeih mir, stob, ich dachte an Anderes“. Und das Buch in ein Schubfach legend, dessen Schlüssel er hastig umdrehte, zog er ein besonders kunstvoll gearbeitetes Messer, das ich schon öfter bewundert hatte, aus der Tasche und bat mich herzlich, dasselbe als Zeichen seiner unveränderten Freundschaft in Besitz zu nehmen. Nur wenn die Ferien kamen, waren wir Beide völlig von dem gleichen Triebe beseelt, keine Stunde mehr länger als nothwendig in der Stadt zu verbringen. Wie auf Flügeln zog es uns zu dem lieben Dorf, zum friedlichen Pfarrgehöft, das uns wie ein Elternhaus empfing, hinüber. Unverlöschlich stehen die Fußwanderungen dorthin im Winter, im Frühjahr und der heißen Hochsommerzeit mir vor der Erinnerung. Wenn der hohe Kirchthurm aus der Weißen, weihnachtlichen Schneelandschaft, aus dem ersten grünen Schimmer der Osterzeit, aus der Sonnengluth der Hunbstage vor uns auftauchte, da jauchzten wir gemeinsam hell in die Luft und unsere Augen liefen ungeduldig über die noch zurückzulegende Wegmeile voraus. Tann kamen wir und fühlten Alles umher vertraut und doch verändert, uns heimisch darin und doch fremd. Die Zeit betrieb eben unablässig in der Stille mit jeglichem ihren vorschreitenden Wandel und mit uns selbst, ohne unser Wissen und Empfinden, nicht minder. Gleich einem Schattenspiel sahen wir das dunkle Haar des Pastors sich in Abstufungen grau um Stirn und Schläfen legen, und standen jedesmal überrascht vor den groß aufgewachsenen Mädchen, deren Blick uns bei der Ankunft zuerst nicht weniger staunend bemaß. Nach Ablauf einiger Tage freilich war es stets, als seien wir immer beisammen gewesen, nur machten sich jetzt allmählich Verschiedenheiten zwischen Ottilie und Henriette bemerklich, die uns früher durchaus gleichartig, fast wie eine Doppelverkörperung desselben Wesens erschienen waren. Unverkennbar
20»

2H6 Wilhelm Jensen in Freiburg i. V.
gesellte die Elftere sich im Gang der Jahre mehr zu Ebert, stand in Allem auf seiner Seite und hielt, wenn wir zum Besuch eintrafen, allemal ein? kleine Ueberraschung für ihn bereit. Sie hatte sich auch im Aeußern am Vorteilhaftesten entwickelt und besaß eine lebendigere, geistig angelegtere Natur als ihre Schwester, die der Mutter sorglicher in der Hauswirthschaft zur Hand ging. Mich will's bedüncten, als ob die Eltern die Vorliebe Ottilies für Ebert und das fröhlich neckische Verhältniß zwischen den Beiden nicht ungern gesehen.

Im Torfe dagegen blieb von Jahr zu Jahr scheinbar Alles unverändert. Was die leblosen Dinge anbetraf, Häuser und Felder, Erde und Wasser, ging in der That keinerlei wahrnehmbare Wandlung mit ihnen vor: bei den Einwohnern beruhte der Schein der Unverliiderlichkeit natürlich auf einer Täuschung, denn die Greise starben hin und die Jugend schoß in die Höhe. Aber andere Alte saßen ebenso am Abend vor ihren Thüren, und andere, nachwachsende Knaben und Mädchen spielten genau ebenso, die gleichen Reime singend, unter der Linde. Das Bild des Ganzen erhielt sich Zug um Zug als das nämliche. Auch Daniel Wen Isteren schritt in seiner gemachten Gravität wie früher einher, und der Verlauf der Fahre führte zu keiner Berührung zwischen ihm und der Pastorenfamilie. Seiner Tochter ward ich niemals mehr anfichtig, ich weiß nicht, ob sie häufig grade während unserer Ferien verreist gewesen, oder ob bei der Kürze der letzteren es der Zufall so fügte. Es wurde auch nicht von ihr gesprochen, nur der Pastor that ihrer einmal gelegentlich Erwähnung! Es sei ihm lieb, daß sie die Kirche nicht öfter besuche, denn aus eigener Andacht komme sie nicht und veranlasse nur Störung unter den jungen Burschen der Umgegend, die nach ihr gafften. Ich befragte Henriette nachher, was diese Aeußerung bedeutet habe, sie zuckte jedoch nur mit etwas spöttischem Lächeln die Schulter und erwiderte: „Der Schullehrer erzählt im Torf, es sei ein Künstler aus irgend einer Großstadt bei ihm gewesen und habe gebeten, im nächsten Jahre wiederkommen und Nhena Wen Isteren malen zu dürfen, da sie binnen Kurzem eine weit und breit berühmte Schönheit sein werde". — „Hat der Maler denn Recht damit?" frug ich. Sie lachte: „Du kannst der Märchenprinzessin ja selbst Deine Aufwartung machen, vielleicht siehst Du's; wir haben keine Augen, die es herausfinden können."

In den letzten Sommerferien, die wir als Primaner im Dorfe zubrachten, war's, daß sich zum erstenmal eine kleine Verstimmung in unsere fröhliche Hausgenossenschaft einschlich. Der Jahrmarktstag mit seinen wandernden Buden war gekommen und eine große Menschenmenge drängte sich zwischen denselben herum, wir ebenfalls, wie wir es von Wndheit auf stets an diesem Tage gethan. Ottilie und Henriette hatten sich an meinen Arm gehängt, wir suchten Ebert, der uns um einige Minuten vorausgegangen. Bald entdeckten wir ihn auch, er stand, über die meisten Köpfe wegragend, vor einer Schaubude mit allerhand Schmucksachen, zumeist für Landmädchen berechneter.

Der Wille des Herzens. 22?

Wohlfeilster Art, doch fanden sich auch werthvollere, auf den Absatz in Städten zielende Gegenstände darunter. Einen von diesen, ein achttes, dicht mit Granaten besetztes Goldkreuz stand Ebert grad' im Begriff einzukaufen, ich wollte mit meinen Begleiterinnen an ihn herantreten', doch Ottilie hielt mich mit einem leichten Ruck am Arm zurück und flüsterte: „Komm, wir wollen ihn nicht stören". Ein lächelndes Zucken ging dabei um ihre Mundwinkel und sie zog uns seitab in das Getümmel hinein. Den Nachmittag und Abend hindurch blieb sie fortwährend in heiterster Laune, neckte sich mehr als sonst noch mit Ebert und hielt manchmal mit einem schalkhaft erwartungsvollen Ausdruck den Blick auf ihn gerichtet. Am nächsten Morgen dagegen war ihre Miene und Stimmung völlig in's Gegentheil verändert. Sie hatte im Auftrag ihres Vaters in der Frühe einen Weg durch's Dorf zu einer kranken Familie gemacht und kam mit einem dunkelruthen Gesicht und sonderbar aufgeregtem Wesen davon zurück. Als sie eintrat, saßen wir noch am Frühstückstisch und hatten sie vorher noch nicht gesehen, sie wünschte mir indeß nur kurz guten Morgen, schien Eberts Anwesenheit gar nicht zu bemerken, und verließ gleich wieder das Zimmer. Ich frug ihn verwundert: „Was hat Ottilie denn?" Er zuckte gleichgültig die Achsel und meinte: „Vermutlich schlecht geschlafen". Doch blieb ihr Behüben auch nachher das nämliche; um Mittag warf sie während der Mahlzeit gelegentlich hin, der Besuch bei den Kranken habe sie am Morgen sehr traurig gestimmt. Zu mir sprach sie in gewohnter Weise, aber gegen Ebert verharrte sie bis zu unserer bald er» folgenden Abreise auf einem reizbar-gespannten Fuße. Ich zerbrach mir den Kopf über einen Grund dieser merkwürdigen Umwandlung, vermochte jedoch keinen ausfindig zu machen. Auch Henriette ging es damit nicht besser, erst bei'm Abschied war ihr ein Gedanke aufgetaucht, sie nahm mich bei Seite und sagte: „Vielleicht hat sie gemeint, er würde ihr das Kreuz schenken, das er auf dem Jahrmarkt gelaufen. Kennt er denn in der Stadt Jemanden, für den er es bestimmt haben kann?" Ich wußte Niemanden und fügte hinzu: „Wahrscheinlich hat er es für den Geburtstag Ottilies im Herbst aufgehoben und bringt es ihr mit, wenn wir zum letztenmal mit dem Abgangszeugniß von der Schule kommen". Henriette lächelte: „Das wird's sein, — meinst Du nicht, Rob, es wäre Schade, wenn er's nicht thäte?"

Endlich, einmal schlägt jede Stunde, die, welche man ersehnt, wie diejenige, vor der man gebangt. Und beide bringen gemeiniglich das Gleichmäßige mit sich, daß die erstere in Wirklichkeit nicht so schön ist, als die Hoffnung sie vorgestellt, und die andere nicht so schlimm, als die Befürchtung sie gedacht. Die vom Horizont wolkenlos herllbergrüßende Sonne pflegt sich «in Mittag leise zu überschleiern, und schwarz aufziehende Wolken verwandeln sich im Himmelszenith meistens zu eintönigem Grau. Der Tag kann etwas heiterer oder etwas trüber als der Durchschnitt ausfallen, aber man kommt

2H8 Wilhelm Jensen in Freiburg i. V.
bald zur Erkenntniß, daß er sich, auch in außergewöhnlichen Fällen, nicht allzuweit von den letzteren entfernt.

Ebert Wigand und ich hatten auf Nimmerwiederkehr den Schulsaal verlassen, wo wir vor den „gezeichneten eingeladenen Eltern, Vormündern und Freunden des Gymnasiums“ das Zeugniß unserer Reife für die Universität abgelegt. Der Nedeactus, die formvollendete Ermahnung des Directors, die Glückwünsche der Lehrer, bei denen sich plötzlich herausstellte, daß sie uns immer wie ihre eigenen Kinder geliebt hatten, Tag und Nacht nur für unser Wohl bedacht gewesen und mit Thränen im Auge von uns Abschied nahmen. Alles war vorüber. Wir traten hochaufathmend aus der schlechten Luft in den Corridor, warfen vorübergehend durch die offenstehende Thür der Prima noch einen letzten Blick auf die Vänle, die unser Lebensschiff mit viel nutzlosem Ballast beschwert, mit wenig brauchbarer Ladung angefüllt hatten, und waren frei. Aber dieses küstliche Gefühl hielt in seiner vollen Schönheit kaum länger als über die Mitte seines Ursprungstages an. Wenigstens nicht bei mir; schon am Abend tum, rannen die goldenen Säume der Freiheits«empfindung, einem verbleichenden, lieblichen Traumbilde gleich, leise, farblos auseinander. An die Stelle des Schulzwanges trat der einer fremden, beinahe unheimlich überschauernden Macht, der Ernst des Lebens. Bisher hatten Andere für mich gedacht und bestimmt, fortan mußte ich dies selbst, und fast befahl mich ein Schreck der Verlassenheit. Ich wußte, daß mein Vermögen bei sparsamer Benutzung ausreichte, mein Studium zu vollenden, dann stand ich ohne andere Mittel in der Welt, als die Wissenschaft, welche ich mir noch erst erwerben sollte. Diese Erkenntniß, mindestens das volle Erfassen derselben, knüpft sich nicht selten jäh an den Glockenschlag der vermeintlichen Freiheit und übt eine ähnliche bang frostig durchrüttelnde Wirkung, wie der Moment, in welchem ein junges Herz zum erstenmal von dem Begriff, der Unabweisbarkeit des Todes eisig durchschauert wird.

Ebert Wigand stand völlig anderen Verhältnissen, einer gesicherten Zukunft gegenüber, trotzdem war auch er ernsthaft und schweigsam in sich gekehrt, als wir die Stadt verließen und zum letztenmal unsere so oft wiederholte Fußwanderung nach dem Torfe antraten. Erst wie der Kirchturm desselben sich aus der friedvollen Abendstille des herrlich-schönen Tages vor uns in's dämmernde Blau hob, kam die alte, jedesmalige Freudigkeit dieser Wegstelle über mich und gleichfalls über meinen Begleiter. Wir reichten uns unwillkürlich die Hände und ich sagte: „Es ist doch schon, Ebert, daß wir so weit sind, und mit Muth und Selbstvertrauen geht es auch wohl gut weiter.“ Er antwortete: „Ja, hoffen wir es, Nob“, und seine Augen wandten sich mit der Leuchtkraft, die sie aus Knabentagen bewahrt, nach dem Torf hinüber. Ich konnte mich nicht enthalten, etwas weniger leichten Sinnes beizufügen: „Tein Weg ist freilich besser gebahnt und Dir liegen keine Schatten und Hemmnisse darauf“. Mit einem eigenthümlich lächelnden Ausdruck erwiederte er: „Man weiß nicht, woher die Steine auf die Straße fallen“, und

stieß einen solchen, der vor ihm lag, mit dem Fuß an den Grabenrand zur Seite. Als wir unser Ziel erreichten, warf die Sonne letztes röthlich verblässendes Gold über Häuser und Felder, unter dem Brückensteg plätscherten in der linden Luft die kleinen Dorfknaben und Mädchen mit nackten Beinen durch das rieselnde Vachwasscr. „Hier ändert sich nichts“, meinte ich scherzend, „es ist genau alles wie vor zehn Jahren, mir kommt's vor, als seien es noch dieselben Gesichter“. Ebert war ebenfalls stehen geblieben und hatte einige Augenblicke hinunter gesehen, ihm entflog wunderlich von den Lippen: „Nein, die Kniee schimmerten anders unter dem Wasser herauf. — Die Sonne stand vermuthlich an anderer Stelle“ sehte er rasch hinzu, und wir schritten eilig zum Pfarrgehöft hinan.

Da war denn nun die Kindheit vorüber, und wir saßen alle erwachsen beisammen. Erst bei einem Lebensabschnitt wie dem, von uns angehenden Studenten erreichten, tritt Einem dies Gefühl mit einer plötzlichen Deutlichkeit ins Bewußtsein und hat dann etwas gar Eigenes, Wunderliches. Noch bei unserem letzten Besuch waren wir eigentlich die alten Kinder gewesen, doch jetzt nicht mehr. Wir empfanden auch alle, daß wir keine Geschwister seien, wie wir ein Jahrzehnt lang uns betrachtet, und saßen uns manchmal mit einer gewissen schweigsamen Unschlüssigkeit gegenüber. Selbstverständlich erinnerte unser Verkehr nicht an denjenigen zwischen Herren und Damen, aber es waren junge Männer und junge Mädchen, deren Vertraulichkeit sich begrenzt hatte und Blick und Wort nicht mehr in der früheren Weise austauschte. Am Wenigsten noch traf dies bei Ebert zu, und im Gegensatz zu ihm am befangensten zeigte sich das Wesen Ottilies. Es war kein Ueberrest ihrer Verstimmung von den Sommerferien her, daran schien sie nicht mehr zu gedenken, sondern benahm sich gegen ihn mit einer wandellosen, fast ängstlich bedachtsamen Freundlichkeit. Die letzte Zeit hatte ihr Aeußeres über Erwarten vorteilhaft entwickelt, die sanften, blauen Augen, das anspruchlos glattgescheitelte Haar und zarte Färbung des Gesichtes gaben ihr oftmals ein liebliches Aussehen. Sie freute sich schon auf ihren nah bevorstehenden achtzehnten Geburtstag, zu dem wir kleine Ueberrafchungen für sie bereiteten. Diesmal that sie, wie wenn sie nichts bemerke, allein ab und zu redete sie mit einem Augenaufschlag, als ob sie sich Schönes von dem Tag verspreche. Endlich brach dieser an, ein Sonntag im Beginn des October. Die schon spät aufgehende Sonne fielte mit erstem Geleucht durch die thauperlenden Epheu- und Immergrün-Ranken auf den Grabsteinen und Kreuzen des Friedhofes, als wir über diesen zur Kirche hinüberwanderten. Der Pastor richtete während der Predigt einigemal wie fuchend feinen Blick nach unserem Sitz und seine Miene nahm einen Zug von Mißstimmung an; ich bemerkte erst daran, daß Ebert sich nicht neben uns befand und überhaupt dem Gottesdienst nicht beiwohnte. Wie wir in Hans zurückkehrten, war er auch dort nicht, und ich ging in den Garten, ihn zu suchen. Nach einem Weilchen kam mir auf einem Wege ein leise knisternder Schritt entgegen und an der

300 Wilhelm Jensen in Freiburg i. V.

Biegung des Pfades stand Ottilie vor mir. Sie fuhr erschreckt zusammen, trachtete sichtlich eine Aufregung zu verbergen, und frug, wohin ich wolle. Als ich erwiderte, daß ich nach Ebert suche, faßte sie rasch meinen Arm und sagte: „Ich glaube, er ist im Hause — laß uns einmal zu den Pflaumen gehen, die wir als Kinder nicht esseu dursten. Heut', an meinem Geburtstag, darf ich's wohl, und sie müssen grab' reif sein". — „Wenn Tu dir das als Angebinde wünschst, Otti", antwortete ich lachend, „so laß uns zu dem Pflaumenbaum der Ertenntniß gehen!" Wir wandten uns der Richtung zu. ihr Wesen war sonderbar, manchmal hielt sie zaudernd an, dann zog sie mich schnell vorwärts. Tie Sonne stand jetzt herbstlich warm und glanzblendend am wolkenlosen Himmel, nur wo Schatten lag, flimmerte noch der Thau. Vom Thurme her ging in langsamen, aussummcnden Schlägen die Glocke; es war ein freudiger Tag, von einer leisen, süßen Schwermuth überwebt. Nun schwirrte es roth vor uns in der Luft, die alten, jährlich wiederkehrenden Freunde der abfallenden Zwetfchgen gaukelten buntglühend hin und -her. Dann weiß ich nur, daß meine Begleiterin mich plötzlich mit einem Ruck hielt, und zugleich fah ich durch den fast schon entlaubten Zaun drüben am Feldrande des Schullehrergartens Ebert stehn. Und im nächsten Augenblick tum ein raschelnder Ton durch die Stille, eine gedämpfte Stimme rief: „Da bin ich wieder!" und mit einem Sprunge flog ein junges, wunderbar schönes, üppiges Weib auf Ebert Wigand zu, schlang die vollen, halblößten Arme um seinen Nacken und küßte ihn mit athemlosem Ungestüm. Einige Secunbcn hing's mir wie ein Schleier über den Augen, eh' die Züge des Mädchens mir sagten, es tonne Niemand anders als Rhena Wentstern sein, auf deren hochgewölbter Brust ich gleich darauf das im Sommer von Ebert eingekaufte Granatkreuz erkannte. Und im selben Moment schoß mir eine Erklärung durch den Kopf, um die ich mich Tage lang vergeblich bemüht, Ottilie war an dem Morgen, als sie zu der kranken Familie gegangen, durch einen Zufall Rhena im Dorf begegnet, die das ihr am Tag zuvor von Ebert geschenkte Kreuz um den Hals getragen. Das Alles waren nur Augenblicke, bis ich die Stirn wieder nach Ottilie umwendete. Doch sie hatte meinen Arm losgelassen und ging schon, mehrere Schritte von mir entfernt, mit bleich-verstörtem Gesicht dem Hause zu. Die Beiden drüben hatten von unserer Gegenwart nichts bemerkt, sie hielten sich flüsternd und Küsse tauschend umfaßt, und geräuschlos zog ich mich ebenfalls zurück. Mir war wunderlich zu Muth, lang vergangene Jahre drängten sich mir an der Vorstellung vorbei und erfüllten mich plötzlich mit einer, an Gewißheit streifenden Ertenntniß, daß Ebert seit dem Abend, an dem er Rhena Wenksteru vor dem Ertrinken im Bache bewahrt, unablässig wohl Tag für Tag mit ihr im regsten Zusammenhang geblieben war. Er hatte Tie zur Freundin gewollt, auf die er sich ein Recht gewonnen, die Niemanden sonst hatte und die Niemand sonst wollte. Fast betäubt saß ich von dem Bild der zauberischen, heiß bestrickenden Schönheit des Mädchens, das ich seit bald vier Jahren nicht mehr gesehen.

Der Wille des Herzens. 201,

Ich erschrak, als die Glocke zum Essen rief, und ging zögernd zum Hause hinan, so daß ich als der Letzte eintraf. Die Andern, auch Ebert, saßen schon am Tische, es war eine freudlose, bedrückte Mahlzeitsstunde, wie wir sie noch nie zusammen verlebt. Kaum hie und da fiel ein Wort, wenn Jemand gezwungen ein Gespräch angeknüpft hatte, verstummte es gleich wieder. Der Pastor stand zuerst auf und sagte kurz: „Ich möchte ein Wort mit Dir sprechen, Ebert“ und ging in sein Zimmer. Auch die Uebrigen verließen rasch die Eßstube und vereinzelteten sich hierhin und dorthin.

Ich trat unruhig auf den Flur, unverkennbar hatte Otilie das von uns beiden Wahrgenommene mitgeteilt. Durch die Thür des Pastors hörte ich seine Stimme laut und heftig heraustönen, dann diejenige Eberts,- der ohne Erregung in ruhiger Sicherheit erwiderte: „Ich habe mich mit ihr verlobt.“ Es wurden noch einige Worte hin und her gewechselt, dann sagte der Pastor - „Ich habe Dir allerdings nichts mehr zu gebieten, aber Du wirst begreifen, daß ich mich für verpflichtet halte, Deinem Vater davon Mittheilung zu machen“. Gleich darauf öffnete sich die Thür, Ebert Wigand trat heraus und ging, ohne mich zu bemerken, auf unser Zimmer. Ich wollte ihm nicht sofort nachfolgen, um ihm Zeit zur Beruhigung zu vergönnen, sondern machte einen kurzen Gang in'Z Feld. Doch als ich zurückkam und ihn suchte, hatte er ohne Abschied das Haus und das Dorf verlassen.

II.

Studienjahre — schönes, inhaltsreiches Wort! Aber doch eine vox »mbi^ia, welche Geschickesgunst oder Ungunst des Einzelnen noch gar verschiedenen Richtungen auslegt. Für den Einen ist es die Blüthezeit des Lebens, in deren Kelchen holde Thorheit als bunter Schmelz schillert und dem Rückblickenden noch bis in's späte Altar hinein farbenprächtig, wie das Gedächtniß eines wandellosen Luuimorgens nachleuchtet. Dem Andern umschließt das kurze Wort langhingedehnte Jahre der geistigen Anspannung, einen mühevoll erschöpfenden Weg, dessen Ränder ein gleichmäßiges Geleit von Nesseln und Dornen umgürtet. Wohl gaukelte flüchtig auch über diese dann und wann ein Falter, und der Wind hob einmal süßen Anhauch von Blumenduft her über, denn es war Sommertag und der Wanderer war jung. Aber die Köstlichkeit mußte von Außen an ihn herankommen, er trug sie nicht in sich und ihm sehnten die Schwingen, sich zu ihr in die goldne Luft zu heben.

Es ist ein gar kurzes, von Vielen mit hochfahrendem, gedankenleerem Lächeln als wesenlos bei Seite geworfenes Wort, das den Fuß im tiefen Wegslaub festhält oder ihm den Aufflug, zur Eonnenfreudigkeit vergönnt. Und unsagbar schwerer wiegt seine Bedeutung noch in der Jugend, als im späteren Gang des Lebens, denn sein Inhalt ist Freiheit oder dumpfer Zwang, dessen Kette der Mann mit beruhigterem Blut erträgt, aber daran der Jüngling sich unter vergeblichem Kraftaufgebot, sie zu zerreißen, wund und siech drückt. Viel kluge Leute freilich zucken mißächtlich die Schultern beim

302 Wilhelm Densen in Freiburg i. V.

«lange des kleinen Wortes, schwärmerische reifere Jungfrauen am geistvollen Theetisch, wie besternte Giaköpfe in reichastömmlichen Aemtern, Würden und Pfründen. Sie meinen geringschätzig, der Jugend müsse eine unverwüstliche Kraft, ein himmelstrebender Frohsinn, eine welterobernde Idealität iimcwohnen, daß sie gemeiner Erdengüter nicht bedürfe, sonst sei sie nicht die echte und rechte, wie's die ihrige gewesen. Sie haben noch weit mehr schöne Fremdwörter in Vereitschaft: Elastizität — Frugalität — 2nm»ruoi^ — inen» 5lum in corpore 8»no — und sie lächeln wohlgefällig bei der Erzählung ihrer unglaublich lustigen Studentenstreiche und stoßen seufzend mit den Ehampagnerkelchen aneinander, daß es ihnen nicht wiederlehre, noch einmal so frisch, frei und frohgemuth in's Leben hineinzugehn.

Aber dennoch liegt kein Blütenstaub, sondern nur schwerer, athemraubender Wegstaub auf den Studienjahren Desjenigen, der den Tag hin» durch arbeiten muß, um Nachts lernen zu können. Sein Pfad führt durch friihlingslllhcnde Gefilde, doch hohe, ödfarbige Mauern versperren ihm zur Rechten und Linken die Ausschau. Ab und zu kommt er vielleicht an ein schmales Psörtchen und wirft einen sehnsüchtigen Blick in die Blumengärten hinüber, wo die Andern sich in bunten Festkleidern tummeln und das sorglose, das übermüthige Lachen klingt. Er'kennt's, es wohnt auch in seiner Brust und möchte hervor, sich mit in den Jubel zu mischen. Doch er muß noch weit heute in seinem abgetragenen Alltagsrock zwischen dem trostlosen Gemäuer vorwärts, um das Stück Brot» zu finden, das ihn erhält, am Abend das geliehene Buch für seine künftige Lcbensezistenz aufschlagen zu können. Es ist gegen seine Jugend, sein Recht, gegen die Natur, daß er weiter muß. und ein herber Stich in der Nähe des Herzens verengt ihm bci'm Nthemzug den Brustkorb. Doch die „ati» ouin" tritt ihm mit nägelbeschlagenen Sohlen auf die Ferse und stößt ihn davon, an der hübschen Veranda vorüber, wo die klugen Leute ihm beim Verdauungskaffee achselzuckend mit geistreichen! Mißfallen nachfchauen.

Es ist ein gar kurzes Wort, das die Jugend unter sonnigem Himmel jubeln läßt, oder sie mit bleierner Nebeldecke stumm auf den dumpfen Boden herabdrückt.

Ich sagte mir manchmal, es seien Studiengenossen um mich vorhanden, deren Verhältnisse sie zu noch mühsamerem, erschöpfenderem Ringen nöthige, um sich über dem Wasser vollständigster Hungersgefahr zu erhalten, das sie unausgesetzt herunter zu ziehen drohte. Doch wenn vermessener Hochmuth aus der Unzufriedenheit spricht, nicht der Erste in Rom zu sein, bringt es noch gar geringen Trost ein, sich nicht als der Letzte in der Dürftigkeit zu fühlen. Was ich beim Verlassen des Gymnasiums empfunden, bewährte sich mir allzutreulich. Meine Universitätsjahre ließen mir keine Flügel wachsen, weder dem Leib noch der Seele, mich freudig auf einer schön genießenden

Der Wille des Herzens, 303

Stunde zu wiegen. Das plumpe Gewicht hing an der Sohle und zog mich aus dem Gaukelflug eines vergessenden Traumes hastig wieder zur Wirklichkeit herunter. Aus der Freudenarmuth des täglichen Kampfes flüchtete ich mich in kurzen Augenblicken der Muße in die Erinnerung zurück, Ihr entnahm ich Kräftigung zu neuem Weiterschritt, und ihre Bilder waren mein Glück. Im Getöse der Großstadt lag das ruhevolle Dorf wie von einem stillen Lächeln übergoldet vor mir, die Blätter des Waldsaums flimmerten im Wind und eines einsamen Abendvogels leiser Gesang kam vom schwanken Gezweig. Dann fühlte ich mich frisch gestärkt, wie wenn man bei süßer Ermüdung kurz die Lider geschlossen. Aber es war etwas früh, mit zwanzig Jahren zu solchem Trostbedürniß nicht vorwärts, sondern rückwärts schauen zu müssen.

Diesem beschwichtigenden Festhalten an meiner Kindheitsvergangenheit entsprang es unfraglich, daß ich in brieflichem Zusammenhang mit dem Pfarrhause blieb. Ich kann mich des eisten Beginns desselben nicht genau mehr erinnern, nur daß ich mich bald mit Henriette in einer, wenn auch nicht häufigen, doch regelmäßigen Eorrespondenz befand. Warum gerade mit ihr, weiß ich ebenfalls nicht, denn ich hatte ihr niemals näher gestanden als Otilie. Aber es hatte sich nach einer Entgegnung von ihrer Seite so gemacht und ich war über ihre Briefe zugleich erfreut und erstaunt. Sie schrieb viel besser, als sie sprach, eine gewisse Nüchternheit ihrer Erscheinung und Stimme fiel in den Schriftzügen ab, dann und wann klang überraschend ein leiser Ton daraus hervor, den ich in ihrem Empfinden nie vermuthet, der mich an den Gesang des einsamen Vogels im abendlichen Baunigeäst erinnerte. Und zugleich nahm mich Wunder, wie sie oft von den Dingen schrieb, die mir zumeist am Herzen lagen, über die ich mir vorgenommen, sie das nächste Mal zu befragen. Als ob sie mein Verlangen danach errcithen, sah mir häufig schon die Antwort drauf aus ihrem Briefe entgegen.

So erfuhr ich getreulich, was im Hause, Torfe, Feld und Wald voring, auch einmal eine kurze Nachricht über Ebert Wigand. Wir hatten nach unseren Berufswissenschaften verschiedene Universitäten bezogen und uns in den ersten Monaten ebenfalls einigemal geschrieben. Doch er ließ bald längere Zeit über seiner Erwiederung verstreichen und auf meinen letzten Brief erhielt ich überhaupt keine Antwort mehr. Der Inhalt feiner Mittheilungen drehte sich dazu fast ausschließlich um gleichgiltige Angelegenheiten, und mir gebrach die Zeit für eine ausführliche Eorrespondenz. Dergestalt ging mir erst durch Henriette die Kunde zu, daß Eberts Vater auf die Benachrichtigung durch den Pastor hin seinen Sohn mit Enterbung bedroht habe, wenn ihm noch ein Wort von der Fortsetzung des unglaublichen Verhältnisses zwischen demselben und der Echullehrerstochter zu Ohren komme. Ueber jüttilie meldete Henriette eigentlich in Kürz? stets nur das Gleiche und fast in den nämlichen Worten: daß sie wohl sei, sich den Tag hindurch

^>QH Wilhelm Jensen in Freiburg i. V.

zumeist gleichmäßig mit Zeichnen und Lesen beschäftigte und mich grüßen lasse. Doch sahen diese Zeilen mich zuweilen an, als läge etwas Verschweigendes zwischen ihnen. Ueberhaupt besaßen die Briefe einen leichtschweremüthigen Anhauch; es war sehr einsam im Hause geworden, die Gesundheit der allmählich bejahrten Eltern nicht mehr die frühere. Auch die Schreiberin kam gar frühzeitig am Liebsten darauf zurück, wie schön und sorglos Alles in unserer Kindheit gewesen.

So vergingen wohl zwei Jahre. Von Ebert Wigaud hörte ich nicht mehr, als durch zufällige Begegnung mit einem, ihn oberflächlich kennenden Sindicognossen, daß er schon vor geraumer Zeit die Annahme einer Geldsendung seines Vaters verweigert habe und sich, völlig unteistütungslos, durch Slundcugeben aufs Mühsamste durchschlage, um seiner Wissenschaft obliegen zu können. Er lebe, kaum zu glauben, kärglich, doch sei dabei von einer nie getrüben, unbegreiflichen Heiterkeit und UnVerzagtheit, als ob er in den höchsten Genüssen des Lebens schwelge und über alle Schätze der Erde gebiete, während sein Aussehen zur Genüge leugne von seinem harten Kampf um die Existenz ablege.

Seltsam, aus freiem Willen that er das, wozu mich die Nothlage zwang. Ich wußte, wie schwer es sei, zu müssen, wie das Herz nach Freiheit und ungebundener Jugendlust aufpochte, und ich glaube nicht, daß ich die Kraft und Ausdauer besessen hätte, mich freiwillig selbst an die schwere Nette zu fesseln. Um es zu tunnen, mußte eine Triebkraft in seiner Seele arbeiten, sein Herz etwas zu eigen haben, was das meinige nicht besaß, nicht kannte. Nicht ein Stein, ein stürzender Felsen war ihm über den Weg gefallen, aber ohne zu zaudern und zu zweifeln bog er durch dorniges Gestrüpp um das Hemmniß und rang sich in der Richtung, die er sich vorgesetzt, weiter.

Die Briefe Heurietts an mich nahmen nach und nach einen immer deutlicher trüben Ton an. Ihre Hoffnung auf Wiederherstellung der Gesundheit ihrer Eltern schwand mehr und mehr, selten fügte sie Anderes hinzu.

Nur ihr letztes Schreiben enthielt noch die Mittheilung, daß der Schul-lehrer unerwartet plötzlich gestorben sei und seine Tochter bald darauf die Amtswohnung und das Dorf verlassen habe. Es stach gegen ihre sonstige milde Ausdruckswaise ab, daß sie sich nicht enthalten gekonnt, daran zu schließen, sie freue sich, „die, welche an Allem die Schuld getragen,“ nicht mehr sehen zu müssen. Tann verging eine lange Zeit, ohne daß ich auf meine Erwiederung mehr Nachricht aus dem Dorf empfing.

Nicht selten hielt eine plötzliche Frage mir den lesenden Blick, die Feder auf dem Blatte an: Wofür? Für wen arbeitete ich eigentlich Tag und Nacht hindurch?

Die Antwort war sehr einfach und immer die nämliche: Für mich.

Aber wenn der Gedanke weiter ging, besagte sie im Grunde nichts. Ich

Der Wille dcZ Herzens, 305

stellte mir die Triebfedern vor, durch welche Andere zu gleichem Thun angespornt wurden, die Pflichtsorge für Weib und Kind, vielleicht für Eltern und Geschwister, die herztlopfnde Hoffnung auf die Vereiniung mit einer Geliebten, den Ehrgeiz und das Streben nach angesehener Stellung unter den Menschen, die Sucht, Reichthum zu erwerben. Keiner dieser Beweggründe weckte in meinem Innern einen Nachhall. Ich stand allein in der Welt «nd die Zukunft hielt mir kein Bild entgegen, nach dem ich begehrte. Ich fühlte mich vorzeitig alt, fast ohne die Fähigkeit eines Wunsches, denn der freudlos Hinlebende verarmt langsam in sich selbst. Allerdings mußte ich existiren und deshalb arbeiten, aber wozu sammelte ich mir ein geistiges Capital für kommende Zeiten, in denen ich noch älter und abgestumpfter sein würde? War's nicht klüger, meine Arbeitskraft gleichsam als eine Leibrente anzulegen, die mir bei geringerer Anstrengung dasjenige lieferte, dessen ich von Tag zu Tag zum Leben bedurfte?

Solche trübsinnige Anschauungen halten der Wiederkehr gesunder Erwägung nicht Stand, doch sie erzeugen Stimmungen des Mißmuths. welche plötzlich einmal mit dem Gefühl übermannen, es sei narrenhafte Thorheit, noch jung zu sein und den Genuß der Gegenwart für einen zweifelhaften Vortheil des Alters ungekostet wegzuschleudern. Und unwiderstehlich aufgerissen, sprang ich mit jähem Entschluß von meinem Stuhl empor, einen Tag zu genießen, als ob keine Kette an den Füßen hinter mir drein rasselte.

Ich weiß, der Augenblick dieses Vorsatzes war das Schönste daran.

Draußen lag ein warmer Hochsommertag und ich schlenderte durch die lärm-, vollen Straßen der Großstadt, gab jedem Gelüst nach, als ob ich nicht wenige Thaler, sondern ein Vermögen in der Tasche trüge. Doch der Reiz erlosch schnell, bald empfand ich mich überall unter dem fremden Getümmel nicht minder einsam, als auf meiner ärmlichen Kammer, und mein Versuch, mich für einige Stunden frei und glücklich zu halten, erschien mir lächerlich zwecklos. Ich besaß keine Fähigkeit, mich zu amüsiren, und nur eine gewisse Beschämung vor mir selbst, der feste Entschluß, nicht vor dem Schlag der Mitternachtsstunde nach Hause zurückzukehren, hielten mich ab, den „Tag des Genusses“ schon beim Eintritt der Dämmerung zu beenden.

Trotzdem brachte der Abend grade mir zum erstenmal etwas eigentümlich Anregendes. Der Zufall hatte mich in einen großen öffentlichen Garten geführt, den ich um seines beträchtlichen Entréepreises willen noch niemals vorher betreten. Es war eine sogenannte „italienische Nacht“, mehrere Musikkapellen spielten abwechselnd, Tausend« von bunten Lampions erhellten die Plätze, Wege, Baume und Bosquets, zwischen denen Menschenströme hin und wieder flutheten. Ab und zu wurden Feuerräder und bengalische Flammen abgebrannt, das Wesen der Gäste, die reichen Damentoiletten und der verschwenderische Aufwand der Herren an kostspieligen Weinen kennzeichneten einen Vergnügungsort der besser gestellten Gesellschaftsklassen. Für mich hatte das Geflimmer und Gebrause in der schwülen Nacht etwas fremd-

artig Aufregendes, ich ließ mich manchmal mit geschlossenen Augen in dem Gewoge flirrtreiben, dann sah ich wieder auf, und es kreiste um mich wie ein phantlilstifcher Traum.

So vergingen wohl Stunden, da tum ich einmal an einem, bisher noch nicht von mir aufgesuchten Seitenrande des weiten Platzes vorüber. Tic Tische waren zum Theil besetzt, zum Theil von den Umherwcmdelnden verlassen, mein Blick fiel auf einen, der die Ueberreste einer ausgesuchten Abendmahlzeit von Telicatessen aller Art und seltenen Früchten trug. Eine Champagnerflilfche stand im Eiskübel daneben und zwei Spitzkelche, doch es faß nur eine einzelne Dame an dem Tifch. Sie war, fast wie in ein Gewoll, in einen kostbaren Sftitzenüberwurf gehüllt, aus dem sich der halbentblöste, wundervoll gemeißelte Arm auf die Lehne des Sessels stützte, während ihre Augen nachlässig durch das bunte Lampengegliher hingingen. Achtlos schritt ich beinahe schon vorbei, als eine Wendung mir ihr Gesicht zudrehte, und im selben Moment flog mir unwillkürlich, halb freudig, halb ungläubig staunend von den Lippen: „Nhena Wenkstern!"

Nur eine Minute lang hatte ich sie damals durch den herbstlich entblättern Zaun als erwachsenes Mädchen gesehen, doch ihre eigenartige Schönheit war unverkennbar. Sic erkannte mich ebenfalls und rief, jäh vom Stuhl auffliegend, meinen Namen, aber im nächsten Augenblick setzte sie sich rasch zurück. Unfein von uns hob mit lautem Geschmetter die Musil ein neues Stück an, ich stand einige Secunden halb verwirrt, da sah ich sie jetzt wirklich aufstehen und schnell einem, vom Büffet der Wirthschaft herankommenden Herrn mit aristokratischen Gesichtszügen entgengetreten. Sie faßte feine Hand und redete eilig einige Worte mit ihm, die mir nach dem Ausdruck ihrer Miene eine Bitte zu enthalten schienen. Er drehte seine Augen zu mir herüber, lachte und schlug ihr leicht auf die Schulter, dann kamen Beide auf mich zu, Rhena stellte mich dem Fremden vor, darauf ihn mir als „Herrn Baron von M "und fügte fchnell hinterdrein: „Wir sind auf unserer Hochzeitsreise." — „Ja, auf der Hochzeitsreise," wiederholte er lachend und leicht nach der Art des norddeutschen Adels schnarrend. „Es freut mich, Ihre Bekanntschaft fo unerwartet zu machen, wir glaubten uns völlig fremd hier. Sie sind, wie ich höre, ein Iugendnachbar Rhenus, ich darf Sie wohl bitten, ein Glas mit uns zu trinken." Tie Begegnung mit mir schien ihm, wenigstens anfänglich, nicht grade fehr erwünscht zu sein, doch sein Benehmen war ein außerordentlich artiges und zuvorkommendes, nur hatte sein zuweilen völlig unbegründet hervorbrechendes Lachen etwa? Unverständliches, ich maß diefe sonderbare Lustigkeit indeß dem reichlichen Wcingenuß bei, von dem die Flaschen auf dem Tisch redeten. Er mochte im Beginn der dreißiger Jahre stehen, fein Name war der einer alten, sehr reichen Familie. Nie schrilltönige Musik machte geraume Zeit das Sprechen fast unmöglich, und es war mir lieb, mich derweil von meiner Ueberraschung erholen und meinen Gedanken nachhängen zu können. Offenbar hatte also

— ver Wille des Herzens. — 20?

Ebert Wigand auf die Dauer seinem Vater doch nicht Widerstand geleistet, sondern seine Verlobung aufgelöst. Oder war es Rhena gewesen, die das Aussichtslose derselben erkannt und der Bewerbung des reichen und adligen Freiers nachgegeben? Ihr Blick vermied, dem meinigen zu begegnen, und sprach mir nichts darüber aus. Bei ihrer Vermögenslosigkeit und geringen Herkunft nahm mich ihre vornehme Heirath allerdings Wunder, doch unfraglich war sie die Schönste unter den zahlreichen Schönheiten des Gartens, und die Augen aller Vorübergehenden hingen an ihr. Wie es geht, wenn man den eigentlichen Gegenstand eines gemeinsamen Interesses nicht in passender Art zu berühren weiß, unterhielt ich mich mit ihr, als ob nichts Besonderes in unserem Zusammentreffen liege und wir uns erst vor Kurzem zuletzt gesehen. Einmal fand ich Gelegenheit, zu fragen, wie und wo sie ihren Gemahl kennen gelernt habe, doch die Musik machte ihre, an sich schon undeutlich ertheilte Antwort völlig unverständlich, und sie schien einer nochmaligen Wiederholung der Frage vorzubeugen. Ueberhaupt regte sie mir den Eindruck, daß sie unser Beisammensein bald zu beenden wünschte, sie gab Zeichen von Müdigkeit, aber im Widerspruch damit zögerte sie doch immer mit dem Aufbruch. Ich suchte lange nach einem Anlaß, endlich bot sich ein solcher, daß ich in eine Entgegnung den Namen Ebert Wigands einzuflechten vermochte. Sie stand grabe im Begriff, ihr gefülltes Glas an die Lippen zu führen, und ihr Arm zuckte mit demselben, daß ein Theil des Inhalts über ihr Kleid floß. Ihr Gatte zog etwas unmuthig die Stirn zusammen und sagte: „Umsonst sind solche Spitzen just nicht, mein Schatz, und Du könntest ein wenig vorsichtiger sein; freilich ist es Dein Schade.“ Nun hob Rhena sich mit blaß gewordenem Gesicht vom Sitz und erwiderte rasch: „Es ist spät, ich möchte nach Hause gehen.“ Der Baron folgte ihrem Wunsch bereitwillig, er nannte das Hotel, in dem sie wohnten, und fügte hinzu; „Vielleicht finden Sie Zeit, Ihre Jugendfreundin dort in den nächsten Tagen noch einmal aufzusuchen; kommen Sie ungenirt, auch wenn ich ausgegangen sein sollte, ich bin nicht eifersüchtig.“ Dazu lachte er in seiner eigenthümlichen Weise; Rhena machte eine Bewegung, als ob sie mir die Hand entgegenstrecken wollte, zog dieselbe jedoch hastig wieder zurück und verabschiedete sich von mir mit einer stummen Kopfneigung. Ich sah ihnen nach, wie sie Arm in Arm zwischen den flimmernden Lampen davongingen, vor meinem Blick rannen diese traumhaft zu einem röthlichen Licht ineinander, durch das Rhena Wenkstein hinschritt. Aber nicht hoch und schönheitsblendend in dem Spitzengewand und nicht auf dem nächtlichen Gartenwege, sondern mit aufgerafften Kleidern ging ein kleines Mädchen durch blinkendes Wasser, aus dem ihre schmalen weißen Kniee heraufschimmerten. Ich fuhr leicht zusammen, wie sich mir eine Hand auf die Schulter legte. Es war die eines Studiengenossen, mit dem ich in oberflächlichem Verkehr stand; er hatte, von mir bisher nicht bemerkt, an einem benachbarten Tische gesessen und sagte: „Woher kennen Sie Einsiedler den Baron M . . ., daß Sie mit ihm Champagner trinken?“

308 — Wilhelm Jensen in Freiburg i. V.

„Ihn nicht“, versetzte ich, „nur seine Frau.“

Er lachte: „Seine Frau? Das heißt auf Zeit.“

Perwundert sah ich zu ihm auf. „Was meinen Sie damit?“

„Sie sind noch naiv, als wären Sie gestern von der Schulbank gekommen“, versetzte er mit lustigem Ton, „das kommt vom Stubenhocken. Haben Sie die Schöne wirklich für seine Frau gehalten? Es ist schon seine Dritte, die ich seit einem Jahre kenne. Woher haben Sie denn solche Tamenbekanntschaften? Stille Nasser scheinen nach dem Sprüchwort doch tief.“

Es liegt nicht in der Absicht dieser kurzen Erinnerungsblätter, meinen eignen Lebensgang weiter zu berühren, als es der Zusammenhang desselben mit demjenigen meiner Kindheitsgespielen erfordert. Das Gedächtniß Ebert Wigands hat ihre Aufzeichnung veranlaßt, und ich beschränke diese auf solche Mitteilungen, welche ihn nahe betreffen.

Um ein halbes Jahr später bestand ich mein Examen, und zum erstenmal nahm sich eine günstige Laune des bunten, irdischen Würfelspieles meiner an, indem ich wider alles Erwarten fast sogleich eine Stellung erlangte, durch welche ich mich vor der plumpen Noth des Lebens vollständig gesichert sah. Ich war in die Lage versetzt, eine andere, bescheiden ausgestattete, doch freundliche Wohnung zu beziehen und mich meinem neuen Beruf mit jenem Eifer hinzugeben, der ihn als einzigen Zweck des Daseins erkannt und deshalb das Bedürfnis! fühlt, ihm innerlich nahe zu treten und in seiner Ausübung einen freudigen Halt zu gewinnen. Die Gegenwart und Zukunft erheischten mir einen solchen immer mehr, denn auch das tröstliche Gefühl einer Heimath in der Vergangenheit losch jetzt dahin. Nach langer Unterbrechung erhielt ich eine Mitteilung Henrieltens von dem bald hintereinander erfolgten Tode ihrer beiden Eltern. Auch [^]ttilie sei leidend — eigentlich schon lange — und dürfe nur an warmsonnigen Tagen das Zimmer verlassen; sie würden noch im Pfarrhaus verbleiben, bis ein Nachfolger gewählt sei, wohin bann, könnte sie zur Zeit nicht angeben. Ich faltete den kurzen, melancholischen Brief zusammen und blickte eine Weile drüber hinaus. Eine schwermüthige Aufgabe, das Leben — eine mühevoll zu erlernende Kunst! Wofür? Um zu arbeiten? Nein, das vielmehr war der einzige Trostquell. An die Arbeit, um die schwere Kunst des Lebens üben zu können!

Unter thätigem Schaffen verging mir der Winter, und der Frühling zog mit warmen Anhauch durch's offene Fenster herein. Es war an einem Nachmittag, wohl im Anfang des Juni, als an meine Thür geklopft wurde, auf meinen Ruf trat ein hoher, elegant gekleideter junger Mann ein. Einen Moment blickte ich ihn halb ungläubig an, dann sprang ich auf. Ebert Wigand war's, unverändert, blühend, mit den alten, leuchtenden Knabenaugen. „Es hielt schwer, Dich unter einer halben Million von lauter klugen Menschen herauszufinden, Rob,“ lachte er. „Wie kommst Du hierher?“ frug ich,

Del Wille des Herzens. 309

„Tu siehst prächtig aus.“ Ei gab im gleichen Ton zur Antwort: „Nimm's mir nicht übel, wenn ich keine Leichenmiene herumtrage, obwohl ich meinem Vater im vorigen Monat die letzte Ehre erwiesen habe; Du weißt, er würde es vermutlich selbst nicht von mir verlangen, und mein Gesicht ist nicht auf das Komödienspiel anderer Leute in solchem Fall zugeschnitten. Ich suche meine Braut, die sich hier in der Stadt aufhält; sobald ich sie gefunden, wollen wir Hochzeit machen.“

Mir versehte unwillkürlich ein Schreck den Athem und ich eiwiederte halbstotternd: „Welche Braut?“

Nun entgegnete er, noch fröhlicher auflachend: „Glaubst Du, ich hätte mehrere zur Auswahl? Entschuldige, daß Du so lang? keine Nachricht von mir erhalten, ich blieb wie mich baucht, mit einer Antwort an Dich im Rückstand. Es ging uns geraume Zeit nicht besonders, Rhena wie mir; wir hatten Beide nichts, um zu leben, und sie mußte nach dem Tode ihres Vaters eine Stellung annehmen, seit einem Jahre weiß ich nicht einmal, wo. Ich schrieb ihr zuletzt, wir wollten uns nicht mit Klagen das Herz brechen, am Tage, wo es möglich sei, käme ich, sie zu holen. Ich hielt es freilich nicht lang aus und schrieb doch wieder, aber sic hat mein Verbot, scheint's, ernster genommen oder ihre Briefe falsch adressirt, so daß ich sie nicht bekommen. Nun hat der Tod meines Vater unsere Wartezeit abgekürzt.“

Er sprach Alles so sorglos heiter, daß ich als Antwort nur beklommen hervorzubringen vermochte: „Und glaubst Du wirklich, daß sie noch ebenso auf Dein Kommen gewartet hat —?“

Sein Blick maß mich, als müsse er erst zu ergründen suchen, was ich mit meiner Frage gemeint haben könne. Tann lächelte er:

„Das verstehst Tu nicht, Rob; sie gehört mir von Kindheit auf. Du könntest mir ebensowohl reden, die Sonne sei ohne Licht und Wärme.“

Ich wußte nicht, was daraus werden, was ich thun sollte. Mehrmals schwebte es mir auf der Zunge, Ebert meine letzte Begegnung mit Rhena Wentstern mitzutheilen, und doch brachte ich's nicht hervor. Halb fehlte mir der Muth und halb entsprang mein Zaudern dem Gefühl, daß ich ihn in eine gewaltsame Aufregung versetzen würde, ohne ihn von der Thatsächlichkeit meiner Erfahrung zu überzeugen. So fchwieg ich und hoffte auf ein Drittes: daß sie nicht mehr in der Stadt verweile und seine Nachforschungen nach ihr vergeblich sein würden. Mehrere Wochen schienen dies auch zu bestätigen, doch änderte es an seiner stets fröhlichen Stimmung nicht das Geringste. Er lachte nur: „Es ist närrifch, wie wir uns in der Welt verloren haben, daß wir uns wie in einer Wildniß erst wieder suchen müssen; am Ende wird es noch nothwendig sein, ein Indagationsproclam in einer Zeitung zu erlassen.“ Mir entflog einmal in meiner Befangenheit

Ncil »N> Süd. XXV, 75,, 21

3^0 Wilhelm Jensen in Freiburg i. V. ^

unwillkürlich die Aeußerung: „Wenn sie nicht mehr am Leben war?, Ebert?“ — Ich erschrak, denn sein Gesicht wurde einen Moment weiß wie ein Pflperblitt, allein das Blut strömte ihm sogleich voll und roth in's Antlitz zurück, und er antwortete kopfschüttelnd ruhig: „Mein Herz fühlt, daß sie lebt und daß ich sie finde.“ Bei solchen Anlässen blickte ich ihn manchmal sorglich an, ob sein Kopf durch etwas gestört worden sei und an einer krankhaften Wahnvorstellung leide. Aber nichts deutete sonst auf eine Schwächung seiner Tenllraft, er sprach über jeden Gegenstand klug und klar, hatte sich geistig noch ausnehmend entwickelt und nach allen Richtungen eine reiche Fülle des Wissens erworben.

So kam ein Abend, der mir unvergeßlich geblieben. Ich hatte Ebert bei seinen Gängen zum Behuf der erfolglos-wunderlichen Auslundung Rhenas begleitet, der Sommernachmittag war heiß gewesen und wir traten, beide durstig und hungrig geworden, in eine Vorstadtwirtschaft ein. Eine kaum gemischt zu benennende Gesellschaft füllte in mäßiger Kopfzahl das geräumige, doch niedrige und dumpfluftige Local, das bereits von Hängelampen erhellt wurde. Tie Anwesenden, bis auf einige Hanblungsdiener und aufgeflirrte Puhmamsellen, zumeist in ziemlich verkommenen Anzügen, tranken Bier, rauchten, lachten und schienen auf etwas zu warten; wir bemerkten bald, daß wir einen Mißgriff mit der Wahl der uns unbekanntn Wirtschaft begangen, allein da wir beim Eintritt unsere Abendmahlzeit bestellt hatten, setzten wir uns in eine freie Ecke und blieben. Während dieses Zuharrens zündete ein Kellner noch einige Lichtterzen an der anderen Seite des Raumes an, und wir nahmen jetzt erst wahr, daß sich dort eine kleine hölzerne Rampe befand, wie fie zu den, unter dem Namen „Tingeltangel“ bekannten musikalischen Aufführungen zweifelhaftester Gattung benutzt wurden. Gleich darauf erschienen auch durch einen dahinter befindlichen, verschossenen Vorhang zwei alte abgelebte Harfenistinnen und begannen auf den verstimmten Saiten zu klimpern, ein possenhafte ausstassirter Bursche folgte drein und Hub einen, von vielem Gelächter empfangenen, zweideutigen Vortrag an. der ein Stichwort enthielt, bei dem sich die Gardine abermals aufthat. Ein hochgewachsenes Mädchen trat heraus, offenbar noch jung und mit Spuren großer, gewesener Schönheit in den Zügen, wie ihre Kleidung von ehemaliger Kostbarkeit redete. Toch Augen und Wangen waren geschminkt, am mageren Halse traten die Mustelstränge sichtbar hervor, das Ganze sprach deutlich von einem jener unglücklichen Geschöpfe, die bessere, übermüthig-bedachtlose Tage gekannt, vielleicht durch eine Erkrankung ihre Schönheitsmitgift eingebüßt und willenlos tiefer und tiefer gesunken war. Ich sah noch mit Bedauern auf die Fremde hin, die ihren Mund zum Sprechen öffnete — da hörte ich plötzlich neben mir einen trunlen'jubilendcn Ruf: „Da ist sie — sie ist's — Rhena!“ und zwischen den Stühlen und Tischen fort flog Ebert Wigand auf die Holzbühne zu. Tann schnitt im nächsten Augenblicke ein herzerschütternder Aufschrei durch die dumpfe Gaststube, und das Mädchen schlug ohnmächtig und reglos auf das Brettergerüst nieder.

Der Wille des Herzens. 3^

Ta lag Nhenll Wenkstern im Bette des reich ausgestatteten Hotelzimmers, wohin Ebert sie gebracht, und ich erkannte sie noch immer kaum. War dies das blühende, junge Weib, das ihm an jenem sonnigen Herbst, mittag in die Arme geflogen, dessen Schönheit noch vor laum langer als einem Jahre alle Augen bewundernd auf sich gezogen? Einem der wundervollen Falter, die einst um ihr Pflaumentörbchen geflattert, hatte sie selbst geglichen, doch nach kurzem Flug, gleich ihnen, den prangenden Farbensmelz verloren. Mit schlaffen Zügen lag sie da, dem ersten Blick als ein Wesen erkennbar, das die Jungfräulichkeit in den Staub geworfen, dem Nichts den Blütenfchimmer der Jugend wieder zu geben vermochte. Nur langsam erholte sie sich von dem Zustande körperlicher Gebrochnheit, in welchem sie aus der Wirthschaftsspelunke hierher gelangt war.

Aber von dem Allem sah Ebert Wigand Nichts. Er saß beständig neben ihr und seine glänzenden Augen ruhten glücklich auf ihrem Gesicht. Wenn sie die hohl unterwölbten Lider zu einem unruhigen Schlaf geschlossen hielt, flüsterte er mir zu: „Wie schön sie ist! Ich wußte immer, daß sie so werden müsse, es war die Mitgift ihres Namens, denn er bedeutet einen prächtig leuchtenden Stern. Tu kanntest sie nie, Rob, doch jetzt begreifst Du's, nicht wahr, daß ich Dir sagte, eher könntest Tu mir die Sonne kalt und lichtlos nennen.“

Dann wachte Nhcna Wentstern, und er nannte sie zärtlich sein armes Kind und überhäufte sich mit Vorwürfen, daß er so thöricht gehandelt, sie in solch' dürftige Lage gerathen zu lassen, in der sie genöthigt worden, sich ihren Unterhalt als Schauspielerin zu verdienen. Doch er sehe es an, als sei's eine Prüfung ihrer Liebe gewesen, um ihm erst den vollen Tiamautglanz derselben zu bewähren. Und nun sei's vorüber und wolle er's an seiner Frau gut machen sein Leben lang.

Ich hörte ihm zu, auch der Absicht, die seine letzte Aeüßerung kundgab, und erwiderte Nichts. Wem zum Nutzen hätt' ich's gesollt? Worte machen Blinde nicht sehend, und war' es auch möglich gewesen — hätte es ihn glücklicher gemacht? Ich fühlte, es würde sein Leben zwecklos zerstören.

Noch Eines kam hinzu. Mein Mund redete nur selten mit Rhcna Wenlster, aber ihre Augen sprachen fast unablässig mit mir, und ich verstand Alles, was sie sagten. Ihr Weiden, ihre Vergangenheit lagen klar vor mir. Sie war, wie der Pastor einst gesprochen, nicht weit vom Stamme gefallen, hatte die innere Haltlosigkeit ihres Vaters, seinen eitlen Sinn und die Begehrlichkeit nach Schein und Prunk geerbt. Und noch einmal hatte die Meinung des Pastors über sie das Richtige getroffen: „Wenn der Alte nicht wäre, könnt' vielleicht noch ein vernünftiges Geschöpf aus ihr weiden.“

Tas war durch den jahrelangen, täglichen Einfluß Eberts bewirkt worden, aber als die Universitätszeit ihn zur Trennung von ihr gezwungen, sich allein zurückgegeben, war ihre Natur stärker gewesen, als die Nachwirkung seines

2|»

3^2 ll>>ll?clm Jensen i» Freiburg i. V.

Gedächtnisses. Sie sah ihn mit seinem Vater entzweit, arm und aussichtslos während der Blüthezeit ihrer Jugend, und von dem Triumph ihrer Schönheit berauscht, vom Reichthum und Namen eines vornehmen Liedhabers verlockt, der ihr glänzendes Wohlleben verhiess, vielleicht im Taumel augenblicklicher Leidenschaftswallung warf sie sich dem rasch abwärts führenden Verderben in die Arme.

Tiefe Geschichte ihres Lebens kündete mir ihr stummer Blick; sie war nicht von schlechter Gemüthsart, sie war nur haltlos und leichtfertig gewesen. Aber aus der irren Angst ihrer Augen redete noch etwas Anderes. Sie hatte nur Ebert Wigand wirklich geliebt und liebte ihn noch jetzt. Und sie wußte, wie ich, es würde ihm das Herz brechen, wenn sie das Wort spräche, das auch ich nicht über die Lippen bringen konnte.

Nach Wochen kam ein Tag, an dem ich neben dem Reisewagen stand, der Ebert Wigand und Rhena Wcntstern aufnahm. Er wollte seine Braut nach dem Torf ihrer Heimath und unserer Kindheit führen, um sich dort von dem erwarteten, neu ernannten Pfarrer mit ihr trauen zu lassen. Es entsprach völlig der träumerisch poetischen Grundart seines Empfindens und Tenlens, daß er diesen Vorsatz gefaßt, und ich hätte es mit Bestimmtheit vorauszusehen vermocht. Ehe die erforderlichen Tocumente beigebracht und das Aufgebot erlassen sein konnte, mußten noch etwa drei Wochen vergehen; bis dahin hatte ich Urlaub zu nehmen, nachzukommen und ihm als Zeuge bei der festlichen Handlung zu dienen versprochen. Warum sollt' ich's nicht, da er es als Beweis unserer alten Freundschaft begehrte? Ich hatte mich überzeugt, für ihn enthielt diese Verbindung das einzige, auf Erden erstrebte Glück — und niußtc sie denn zu einem Unglück führen? Still und ernst blickte Rhena drein, in ihreni blassen Gesicht lag lein Zug des Leichtsinns, des Verlangens mehr nach irgend einer Lust des Scheins. Sie liebte ihn und die Liebe konnte vielleicht noch das aus ihr gestalten, wofür er sie hielt — so weit Geschehenes ungeschehen zu machen war. Dieser Gedanke ließ mich zum erstenmal in Gegenwart der Beiden etwas weniger bellonimcn aufathmen, so daß ich mich fast mit einem freudigen Gefühl von Ebert verabschiedete. Auch Rhena that jetzt, was sie vor einem Jahre nicht ausgeführt, sie reichte mir im letzten Moment die Hand, die sich mit einem kurzen, krampfhaften Zusammenziehen um die meinige schloß. Unwillkürlich sah ich nach ihrem Antlitz auf, die Pferde zogen an, und ich gewährte nur noch, daß sie die Augen hastig von mir abdrehte, aus denen ein sonderbar irres Licht, angstvoll und rathlos mich um etwas befragt zu haben schien. Gedankcnmüde schritt ich allein zu meiner Wohnung zurück. Sie kam mir unsagbar einsam vor, ich wußte nicht, wonach ich begehrte, aber ich fühlte mich in der großen Stadt verlassen, denn je zuvor.

Tann trug auch mich der Postwagen langsam auf der Straße fort,

^ Der Iville des tzerzens. 3^3

neben der heute der Eisenbahnzug mit geisterhafter Geschwindigkeit vorllberfliegt, und es war an einem Iuliabend, als der alte hohe Kirchthurm nach langer Zeit wieder über den Feldern vor mir aufstieg. Wie ich ihn zuletzt gesehen, hatte das Leben noch duftverschleiert fremd vor mir gelegen, jetzt stand es deutlich und nüchtern da, der Vorhang war graue Spinnweb gewesen, und ich wußte genau, was es mir überhaupt noch bringen konnte. Aber dennoch klopfte mein Herz an dieser Stelle rascher als sonst, wie wenn es den alten Schlag hier wieder gefunden, den es durch trübe Jahre hindurch verlernt. Ich hatte im Städtchen ein Fuhrwert ^bis zum Dorf genommen, und wie ich nun an jedem bekannten Fleck entlang rollte, der seinen stäten Sommerschmuck unverändert angelegt, da überkam es mich mehr und mehr mit einem tiefen Frieden, als habe ich nur schwer geträumt und wache in sorgloser Kindheit wieder auf.

Das Dorf allein empfing mich anders, als ich erwartet, nicht die vermoosten Dächer und buntblühenden Gärten vor den alten Häusern, doch die Menschen. Die Straße vom Bach zur Kirche hinan war völlig leer, Alles wunderbarlich, wie ausgestorben still; nur einig? feuchte Fußspuren prägten sich aus dem julitrocknen Wegstaub. Erst auf dem Lindenplatz gewahrte ich ein Gedränge von Männern, Frauen und Kindern vor mir, die Bewohner schienen sich dort zu einem festlichen Anlaß sämmtlich angesammelt zu haben. Doch waren alle eigentümlich still oder flüsterten nur miteinander, die kleinen Knaben und Mädchen reckten sich lautlos auf den Zehen, um übe'- die Erwachsenen nach etwas fort zu sehen. Ich nahm den Gegenstand ihrer scheuen Blicke schon vom Wagen aus gewahr, der Kreis schloß sich um eine in der Mitte niedergestellte Tragbahre, auf der ein regloser Körper ausgestreckt lag. Als ich rasch hinzutrat, erkannte ich sogleich Rhena Wenkstern, doch nicht wie ich sie zuletzt gesehen, sondern als habe sie sich zu dem Tage verjüngt, an dem Ebert Wigand sie zu seiner Braut erkoren. Nur war ihr Gesicht schneeweiß, aber in seiner ganzen, ehemaligen wundervollen und jungfräulichen Schönheit. Von ihren Kleidern sickerten Wassertropfen unter die Bahre herab, ihre Hand hielt fest zusammengezogen eine weiße Teichrose umschlossen. Es war kein Zweifel, daß sie todt sei.

Und beim ersten Anblick war mir auch kein Zweifel, warum. Ich verstand plötzlich das letzte Pressen ihrer Hand beim Abschied und den ralhlos irreu Ausdruck ihrer Augen. Ihr Herz hatte ihn wirklich geliebt und sie konnte ihn nicht betrügen. Um einem Leben voll Marter und Reue zu entgehen, gab es nur einen Weg; doch für sich selbst hätte sie die Qual als Sühne genommen, sie war den Weg für ihn gegangen, sein Leben von einer Lüge zu befreien.

Als ich den ersten Eindruck des Schrecks überwunden — doch es war nicht lediglich ein solcher, sondern zugleich fast wie mit etwas Befreiendem

3^ Wilhelm Jensen in Freiburg i. V.,
untermischt — sah ich eist, daß auch Ebert Wigcmd neben der schönen
Leiche dastand. Ich trat auf ihn zu und that, was man in solchen Augen-
blicken zu vollbringen pflegt, weil man nichts Anderes zu thun weiß, ich
reichte ihm stummi die Hand entgegen. Er nahm dieselbe auch und kaum
anders als sonst, nur daß er sie ein wenig schneller fallen ließ, aber er
sprach dazu, mich Hroß bedeutungsvoll anblickend, mit völliger Gelassenheit:
„Weißt Tu, sie wollte mir wieder eine Wasserrose pflücken, ander nämlichen
Stelle wie damals, da haben die Leute sie gefunden. Es war ihr Ebenbild,
so schön und rein und auch so weiß, wie sie jetzt; ich wußte immer, der
Tod müsse auf mich neidisch sein und sie mir nicht gönnen. Aber er irrt
sich, sie bleibt darum doch mein, er kann sie mir nicht nehmen. Sie ging
aus Liebe für mich an den Bach — entschuldige mich, ich muß jetzt Acht
auf sie geben —“

Er wandte sich zu den Männern um, welche die Bahre emporlüfteten,
und ging, folglich die Hand Rhenas haltend, mit jenen fort. In seinen
Augen lag eine ruhige Sicherheit, daß er sie nicht verloren. Niemand
konnte sie ihm nehmen, weder Menschen noch der Tod. Er hatte sie für
sich allein gehabt und hatte sie noch, denn er befaß den Zauberwillcn des
Herzens. Eigentlich war er der unendlich Glücklichere von uns.

Mit seltsamen, hastig wechselnden Empfindungen schritt ich nach dem
Pfarrhaus?, an dem mehrere Handwerker kleine bauliche Verbesserungen vor»
nahmen. Ich weiß nicht, warum mir der Muth gebrach, durch die Haus-
thür einzutreten; am Garten entlang wandernd, überstieg ich den Ligusterwall
und kam von unten herauf. Vor dem Rande der Laube stutzte mir der
Fuß, dort faß oder lag vielmehr Jemand in einem Lehnssessel ausgestreckt,
ein junges Weib mit weißdurchsichtigcm Antlitz und großen, geisterhaft vor-
blickenden Augen. Rühliche Streiflichter der Abendsonne spielten über ihr
blondes, schlicht gescheiteltes Haar, sie streckte mir eine blaueäderte Hand
entgegen, doch erkannte ich sie erst, als sie mit leiser, mühsamer Stimme
dazu sprach: „Sehen wir uns noch einmal, Rob — das ist hübsch; ich
hatte gehört, daß Tu kommen würdest.“ — „Otilie —“ stotterte ich er-
schreckt: der Tod sah ihr aus jedem Zug hervor, er konnte höchstens für
Tage ihr noch Aufschub gönnen. Sie nahm meine Bestürzung wahr unl>
lächelte: „Setz' Dich zu mir, ich bin heut' etwas müde und muß früh
schlafen gehen; aber noch Hab' ich ein wenig Zeit.“ Vom Haufe her
knisterte ein Fußtritt über den Sand und gleich darauf bog der Kopf
Henriettes um die Ecke. Sie war kaum verändert, nur forgenblaß, doch
mein unerwarteter Anblick trieb ihr einen Moment das Blut etwas ins
Gesicht. Tann saßen wir beisammen und redeten, wunderbar, als ob nichts
geschehen sei und nichts Unabwendbares vor uns stehe. Otilie wußte noch
nicht von dem Tode Rhenus, und Henriette that desselben nicht Erwähnung.
Sie sprach davon, daß der neue Pastor in der nächsten Woche eintreffe und
sie befchäftigt fei, um weiteren Umzug bis zur Wiederherstellung Otilies zu

^ Der Wille des Herzens, 31.5

vermeiden, eine kleine Wohnung in der Nähe einzurichten. Ein kurzer, nur mir geltender Aufblick fügte stumm hinzu, es! werde nicht mehr nöthig sein. Ebert Wigand verließ die Leiche Rhena Wenksters Tag und Nacht hindurch keinen Augenblick, bis sie zwischen den Steinen und Kreuzen neben der Kirche mit in die Erde gesenkt worden. Dann kam er am Nachmittag zum erstenmal zu uns in's Pfarrhaus. Er trat ein und begrüßte alle, wie wenn er bis heut' im Dorfe gewohnt und nur einen Spaziergang gemacht habe. Wir hatten Ottilie inzwischen mittheilen müssen, daß Rhena plötzlich gestorben sei, doch sie sprach kein Wort darüber, und Ebert gleichfalls nicht. Die heißesten Stunden des Tags waren vorbei, und Henriette führte die Schwester nach täglichem Brauch an ihren Rollfessel, damit sie die freie Luft im Garten einathme. „Laß mich Dich fahren, Ottilie," sagte Ebert, sich gegen sie vorbeugend, und ich sah, daß sie sich zum erstenmal in die Augen schauten und einen eigenthümlichen Blick miteinander tauschten. Er schob sie langsam durch die Gartengänge hinab, sein Arm lag stützend in ihrem Nacken, und man gewahrte an seiner überbeugten Haltung, daß er mit ihr redete. Was, vernahmen wir nicht, denn Henriette und ich blieben unwillkürlich ein Weilchen zurück. Sie sagte nur tiefaufseufzend: „Wie anders hätte es sein können." Ich nahm ihre Hand und antwortete: „Ja liebe Henni, das wäre besser gewesen, aber Menschenherzen läßt sich nicht gebieten."

Als wir die Beiden droben im Garten wieder antrafen, faßen sie stumm nebeneinander, nur wie ein geisterhafter Athemzug ging es um die stille Laube. Davor blühten sonnenflimmernde Hochsommerblumen, und Schmetterlinge gaukelten noch drüber. Es war ein Vorabend ohne Laut und Hauch, schimmernd dehnten sich die grünen Felder in die Weite, wie sie stets in unserer Kindheit gelegen.

Plötzlich sagte Ebert Wigand laut: „Wollen wir nicht Voccia spielen?" Henriette und ich sahen ihn wohl sprachlos an, doch Ottilie fiel, ihre Kraft zusammennehmend, freudig ein: „Ja, laßt uns! Ich kann freilich nicht werfen, aber ich spiele mit Dir vom Wagen aus, Ebert, und Du wirfst für mich."

Ihr Gesicht sprach sehnlichen Wunsch aus, daß es so geschehe, und schweigend ging ich, um die Kugeln zu holen. Sie fanden sich noch am alten Platz; es war ein gefpncstifchcs Spiel, das wir mit ihnen vor dem Sitz Ottilies begannen. Henriette und ich blickten uns einmal an, dann vermieden wir, daß unsere Augen sich wieder begegneten. Aber manchmal überrann mich ein Schauer, mit welcher unbirrten Sicherheit Ebert gegen uns spielte. Es war wie einst, wenn er durch besondere Geschicklichkeit eine schlimm stehende Partie noch zu retten trachtete, nur lachte und rief er nicht dazu, wie damals, sondern führte lautlos feine Würfe aus. Mit den

3^6 Wilhelm Jensen in Freiburg i. V.

hohlen, todverfallenen Augen gleichfalls stumm dieinblickend, saß Ottilie; mir Ivlli's. als sähen aus den abendlichen Schatten mit nebelhaft rinnenden Zügen der Pastor, seine Frau und Rhena Wentstern dem Spiele zu, deren Hände so oft diese selben Kugeln umschlossen gehalten, und ohne Wort und Ton warf Ebert sie nach ihrem Ziel. Das Alles machte es wohl, daß es mich überlief, als spielten die Tobten wider uns beiden Lebendigen.

Er wollte unverkennbar für Ottilie gewinnen, und so geschah's. Ihre Augen leuchteten auf, als sein letzter Wurf das Spiel beendet, sie faßte seine Hand und sagte: „Hab' Dank, Ebert — wir hatten sonst nicht viel Glück miteinander — heut' aber ist es gut geworden, und Ende gut, heißt's ja. Alles gut.“ Sie legte, vom Sprechen erschöpft, den Kopf mit geschlossenen Lidern zurück, er stand ein paar Augenblicke stumm, dann erwiderte er freundlich: „Schlafe ein wenig, Otti, ich will noch einen kleinen Gang machen.“ Und er bückte sich vor und berührte zum erstenmal im Leben ihre Stirn mit seinen Lippen, darauf ging er, uns Andern die Hand reichend, weglos in's abendlich gewordene Feld hinaus.

Henriette und ich blieben sitzen, leise redend, um Ottilie nicht aufzuwecken. Ein Ausdruck des Glückes lag in ihren schlummernden Zügen, sie athmete schwer, doch sichtlich ohne Schmerzen, denn sie regte sich nicht. Nur einmal hob sie die Stirn, sah uns einen Moment mit weitgeöffneten Augen an und sagte, traumhaft lächelnd: „Sind die Pflaumen noch nicht reif? Davon häßt' ich gern.“ Aber gleich darauf legte sie den Kopf wieder zum Schlaf zurück.

Nach einer Stunde vielleicht fing der Wind an, über uns in den Baumwipfeln zu summen, die Falter saßen schon mit zusammengeschlagenen Flügeln auf den Blumen. Henriette stand auf und meinte: „Es wird abendkühl, wir müssen sie doch wecken.“ Sie strich mit der Hand über die Schläfe der Schwester und rief erst leise, dann etwas lauter: „Ottilie!“ doch die Gerufene wachte nicht mehr auf; unter dem friedvoll hingestreckten Antlitz hatte die kranke Brust, ohne daß wir es bemerkt, zu athmen aufgehört. „Sie schlief ein wenig.“ wie Ebert beim Fortgehen gesagt, und wie in einem Traum, aus dem wir als sorglose Kinder erwachen müßten, blickten Henriette und ich uns ins Gesicht.

Wenn ich mich richtig erinnere, ist es uns an dem Abend nicht zum Bewußtsein gekommen, daß Ebert nicht mehr ins Pfarrhaus zurückkehrte, oder vermutlich glaubten wir ihn in dem kleinen Gasthause des Dorfes, wo er und Rhena bis dahin Unterkunft gefunden. Doch in der Frühe des andern Morgens kamen Fischer von der See und brachten Kleider, eine goldene Uhr und Börse, die am einsamen Strande gelegen, ohne daß weitumher ein Eigentümer derselben zu entdecken gewesen. Es müsse Jemand beim Baden verunglückt sein, meinten sie.

-^— Der Wille des IlerZens. 31.?

Ich entsinne mich, daß ich, bevor mein Auge die gefundenen Gegenstände sah, mit zweifelloser Sicherheit wußte, wem sie gehörten. Und ich nickte stumm und fügte dann hinzu: „Ja, er war ein außerordentlich gewandter Schwimmer und wird sich beim Baden zu weit hinausgewagt haben und verunglückt sein.“ Das letzte Wort blieb mir halb auf der Lippe, es entsprach in zwiefachem Sinne nicht der Wahrheit.

Der Tag hatte ziemlich starken Ostwind gebracht und gegen Abend fanden wir Ebert Wigand, von den Wellen an den Strand herangerollt. Er glich der Marinergestalt eines griechischen Gölterjünglings, selbst die plumpen Fischer blickten mit einer ehrerbietigen Bewunderung auf die vollendete Körperschönheit des Tobten. Sein Gesicht besaß nichts von dem Ausdruck eines Ertrunkenen, er hatte nicht gegen das Untergehen gekämpft, sondern sich müde wie zum Schlaf hinabsinken lassen.

Wir bestatteten ihn zur gleichen Stunde mit Ottilie, zwischen ihrem Gruthügel und dem Nhenas Wentsterns. Nur zwei Schritte von ihnen ruhen der Pastor Steinkopf und seine Frau.

Schweigend gingen Henriette und ich über den Kirchhof gegen das Pfarrhaus zurück. Zu einer Hochzeit hatte ich in's Dorf zu kommen geglaubt, und drei junge Menschenherzen, die mit dem meinigen seit Kindertagen zusammen geschlagen, hatte ich dort in's Grab gelegt. Es war wohl ein Heimgang, daß uns die Worte fehlten.

Erst an der Pforte des Pastoratgchösts öffnete meine Begleiterin zum erstenmal mit schmerzlichem Zucken die Lippen und sagte: „Dein Wagen wartet, Robert, Tu mußt zurück — leb' wohl! Auch ich muß in wenig Tagen aus dem Hause fort, wohin, weiß ich noch nicht — es ist auch Alles gleich, leer und todt —“

Ein bitterliches Schluchzen brach ihr die Worte ab. Mir ist's heut noch, daß ich nie zuvor daran gedacht halte, aber in jenem Augenblicke kam's mir auf die Zunge und ich antwortete, die Hand ausstreckend:

„Geh mit mir, Henriette — wir sind die beiden Letzten — laß uns zusammen bleiben!“

Und wir sind zusammen geblieben, ein langes Leben hindurch, sind es noch heut mit weißem Haar. Das Schicksal hat uns auch keine neue Genossen geben gewollt und uns ohne Kinder gelassen. Aber es war doch traulich und schön noch, und die Vorstellung einer treuen, lieben Lebensgefährtin ist mir von dem Bilde und Wesen Henriettes nicht zu scheiden.

Ein Hochsommerabend machte mir die Tobten lebendig und rief das Verlangen in mir wach, noch einmal auf den alten Wegen mit ihnen zu gehen. Fern über Zeit und Raum sehe ich Alles vor mir liegen, unverändert blickt der Dorskirchthurm über Feld und Wald, schauen die friedlichen Häuser in ihre Gärten hinein. Schräg steigt die Sonne zum Horizont —

31.8

Wilhelm Densen in Freiburg i. V.

die Kinder werden im Bach plätschern, der über die Landstraße hinrieselt.
Und es ist Lulizeit, daß daneben über dem tieferen Wasser die weißen Teich-
rosen schwimmen.

Auch die stillen Gräber sehe ich aneinandergereiht unter der alten
Granitwand der Kirche. Es ist seltsam, daß ihre Insassen seit einem halben
Jahrhundert reglos dort gelegen, und zwei Menschen, die so zu ihnen gehört,
noch immer athmen, wie einst mit ihnen. Doch nur eine kurze Spanne
Zeit mehr wird es sein, und wo man zum morgenlosen Schlaf gelegt wird,
ist gleich. Aber wenn ein Traum in ihm wäre, bin ich gewiß, daß auch
er mit keinem Makel den Vlühenglanz der weißen Wasserrose Ebert Wigands
trübt. Er wollte etwas für sich allein haben, besaß es und behielt es bis
zum letzten Athemzug. Mehr Glück kann dem Menschen auf Erden nicht
zufallen.

Goethes geologische östudien in Karlsbad
und bei Franzensbad.

von

Carl Vogt.

— Genf. —

idckurcn sind für mich immer eine Tortur gewesen und wenn ich gläubigen Gcmiithes wäre, so würde ich ohne Zweifel der Ansicht huldigen, daß sie von der zünenden Gottheit zur Strafe unserer Sünden erfunden und eingesetzt seien. Die Qual besteht nicht allein in der Nothwendigkeit, sich mit dem eigenen Körper mehr als nöthig und obenein noch auf größtentheils unangenehme Weise beschäftigen zu müssen; — sie wird noch vermehrt durch die Gesellschaft, in deren Umgebung man sich herumtreiben muß und die nicht nur in gleicher Weise sich abquält, sondern es größtentheils auch mit Begeisterung thut und den Leidensgenosfcm diese Begeisterung in jeder erdenklichen Weise einzupfropfen versucht. Ich habe deshalb nie begriffen, wie es Leute geben kann, die zur Erholung oder gar zum Vergnügen Bäder besuchen, während ich auf der anderen Seite mit Befriedigung anerkenne, daß die Langeweile, die jeder Kurgast empfinden und austragen sollte, neben frischer Luft und Bewegung in veränderten Verhältnissen einen wesentlichen Antheil an dem Erfolge der Kur hat. „Herr Professor," sagte eine Kranke zu meinem Vater, „ich langweile mich furchtbar!" — „Schön," antwortete mein Vater, (er pflegte immer Schön! zu sagen, auch wenn man ihm das Ableben eines Patienten anzeigte), „schön, je gründlicher Sie sich langweilen, desto früher werden Sie gesund werden. Das gehört zur Kur!" Er sagte das in vollem Ernste.

320 Carl Vogt in Genf,
Trinken! Baden! Epaziere»! Die Leier spielt sich mit furchtbarer
Regelmäßigkeit Tag für Tag ab, mag es regnen oder mag die Sonne
scheinen. Aber man kann nicht beständig einen „angenehmen, salinisch-eiseu-
haltigen Säuerling“, wie in Franzensbad oder eine „schwache Hühnerbrühe.“
wie in Karlsbad schlürfen, man kann nicht oder nur in Leul, acht Stunden
täglich im warmen Wasser sitzen und man kann auch nicht beständig spazieren,
denn es ist „nur mäßige Bewegung ohne Anstrengung oder Ermüdung“ vor-
geschrieben. Was also mit der übrigen Zeit anfangen, da geistige Arbeit
noch strenger verboten ist, als Salat oder Früchte, mit Ausnahme der
Erdbeeren? Warum speciell diese Frucht des Waldes, die für manche Personen
geradezu Gift ist, Erbrechen und Ausschlag erzeugt, von dem allgemeinen
Bannfluche ausgenommen ist, habe ich mir vergebens Nur zu machen gesucht.
Aber dies räumt die Frage, womit die verlorene Zeit zuzubringen sei.
nicht aus dem Wege. Ein hessischer Oberförster bestimmte in seinem
Testamente, er wolle bei seinen Hunden begraben sein. „Ich habe zwar
die feste Ueberzeugung, schrieb er, daß die Gnade des Herrn mich in seinen
Himmel aufnehmen werde; da ich aber doch nicht den ganzen Tag Hallelujah!
singen kann, so möchte ich dort oben meine Hunde finden, die sich stet-
tadellos aufgeführt haben!“

Nenn man in den böhmischen Bädern auch nur in höchst discreter
Weise (wie tonnte man anders den lebenswürdigen und zuvorkommenden
Eingeborenen gegenüber), seiner Ungeduld einige hindeutende Worte leiht, so
wird man unfehlbar auf einige freundliche alte Herren hingewiesen, die seit
zwanzig, dreißig, ja noch mehr Jahren regelmäßig zur Kur kommen und
denen nach dem erneuten Ablauf eines Tecenniums von der Kurmusik ein
Ständchen gebracht wird. Auf meine Bemerkung, solche Kurgäste seien
eigentlich keine Empfehlung; wenn der Gebrauch des Wassers sie in dreißig
Jahren nicht heilen können, so tonnten sie nur als abschreckendes
Beispiel dienen für die Neulinge, wurde mir von deu alten Herren selbst
geantwortet, sie kämen nur aus Dankbarkeit für «badete oder ertrunkene
Heilung von schweren Uebcln. Leider sind solche Perleu selten. Tanlbar-
leit ist nicht mehr in der Mode, selbst gegen Bäder nicht.

Welch' schreckliches Kometen- und Venus durchgang?-Jahr, dieses 1882!
Es gab leine Sommerfrische, sondern nur eine Sommerschwemme. Man
mußte die Augenblicke und die Stunden stehlen, wo man ohne Regenschirm
wandeln tonnte. Tic 'Nothwendigkeit hatte einen Theil meiner Familie nach
Franzensbad, mich nach Karlsbad verschlagen. Es stürmte und wetterte säst
ohne Unterlaß. Was thun? Kartenspielen? Ich mag es nicht! Romane
lesen? Ich greife nur dazu, wenn ein Schnupfen mich so verdummt, daß ich
zu allem Anderen untauglich bin. Tann bin ich aber auch im Stande,
„Auch Einen“ als Medizin in einem Tage zu schlucken.

Die alten dankbaren Heiren fielen mir ein. Während eines Zeitraumes
von zweiundvierzig Jahren, von 1785 — 1323, ist Goethe drcizehnmal in

Goethes geologische Studien. 32^

Karlsbad und fast jedesmal in Eger und der Umgegend gewesen. In Franzeusbad, in Karlsbad war ich auf Nassischem Boden. Die Neigung zur Geologie half. Goethe hat sich an beiden Orten viel in seiner Weise mit Geologie beschäftigt. Ich wollte vergleichen, was er über die Verhältnisse damals gesagt hatte. So sind die nachfolgenden Blätter entstanden. Der Regen hat sie veranlaßt und erzeugt. Hoffen wir, daß sie dem Leser nicht zu wässerig erscheinen und gewissermaßen als Einleitung zu der Feier betrachtet werden, welche man im Sommer dieses Jahres beabsichtigt.

Vorbemerkung.

Es fällt mir im Traume nicht ein, in Goethes Bemühungen und Verdienste um die Naturwissenschaften im Allgemeinen einzugreifen. Der Streit wogt noch immer hin und her. Noch in der letzten Zeit schien er in hellen Flammen auflodern zu wollen. Haeckel hatte abermals eine Menge von Dingen wiederholt, die längst von Oskar Schmidt und Kossmann wiederlegt worden sind. Dubois-Reymond hatte die engere Gemeinde der Goethe-Verehrer durch seine Angriffe gegen dessen Farbenlehre in nicht minder großen Zorn gebracht, als Seine Heiligkeit den Herrn Hofprediger Stöcker durch seine gelegentliche Lobrede auf Darwin. Mir will es fast scheinen, als theile Goethe das Schicksal der Propheten und Evangelisten in vielen Dingen. Keiner liest aus der Bibel heraus, Jeder liest dasjenige hinein, was er darin finden möchte und wenn die Ansichten einander diametral gegenüberstehen, wie Feuer und Wasser, so kann doch Jeder für seine Meinung Citate in Menge anführen. Wenn z. B. Dubois-Reymond behauptet, die Farbenlehre sei in physikalischer Hinsicht eine durchaus mißlungene Schrulle, so hat er vollkommen Recht, während andererseits dieselbe doch durch die Berücksichtigung der trüben Mittel und des Einflusses derselben auf die Empfindung und Darstellung der Farben für Künstler einen nicht geringen Werth besitzt.

Goethe hat sich in Böhmen vielfach mit dem, was er Geologie nennt, beschäftigt und zwar, wie er zu wiederholten Malen betont, in seiner Weise. Wir dürfen also wohl fragen, ob seine Weise eine besondere gewesen sei?

In einem Briefe an v. Leonhard vom 25. November 1807 sagt er:

„Um manches Mißverständnis zu vermeiden, sollte ich freilich vor allen Dingen erklären, daß meine Art, die Gegenstände der Natur anzusehen und zu behandeln, von dem Ganzen zu dem Einzelnen, vom Totaleindruck zur Beobachtung der Theile fortschreitet, und daß ich mir dabei recht wohl bewußt bin, wie diese Art der Naturforschung, so gut als die entgegengesetzte, gewissen Eigenheiten, ja wohl gar gewissen Vorurtheilen unterworfen sei.“

Das ist nun ganz, wie leicht zu ersehen, die Art und Weise der damals in Deutschland herrschenden Naturphilosophie und dieser Schule gehört auch

322 Carl Vogt in Genf.

Goethe wenigstens bei seinen meisten Arbeiten in diesem Felde an. Er täuscht sich freilich darin, daß er glaubt, vom Ganzen zum Einzelnen fortzuschreiten zu können. Das kann überhaupt Niemand. Jedes Ganze, jeder Totaleindruck setzt sich aus einzelnen Beobachtungen zusammen; der Unterschied besteht nur darin, daß man bei der Goethe'schen hier angegebenen Methode aus wenigen, oft nur sehr wenigen Thatsachen eine allgemeine Abstraktion ableitet und dieser dann nachträglich die weiteren Thatsachen unterzuordnen sucht. Das kann manchmal glücken, wie ja auch der Naturphilosophie Manches geglückt ist; es gelingt zuweilen, einen Weg richtig zu finden, auf dem nur sehr weit von einander entfernte Meilensteine aufgepflanzt sind, aber noch öfter wird man in die Irre laufen und das Ziel verfehlen.

Und wie paßt nun «meine Art» von 1807 zu folgender Stelle aus dem Vorwort zu den im Jahre 1820 angestellten Beobachtungen von Wollengestalten nach Howard: „Ich mußte daher bei meiner alten Art verbleiben, die mich nöthigt, alle Naturphänomene in einer gewissen Folge zu betrachten und die Uebergänge vor- und rückwärts aufmerksam zu begleiten. Denn dadurch gelange ich ganz allein zur lebendigen Uebersicht, aus welcher ein Begriff sich bildet, der sodann in aufsteigender Linie der Idee begegnen wird!“ „Meine alte Art“ steht im schneidendsten Gegensatze zu „meiner Art“; dort werden die Einzelheiten in ihrem Zusammenhange, in ihrer Entwicklung und Aufeinanderfolge aufmerksam begleitet und dann erst aus dieser Gesamtheit von Beobachtungen die Idee abgeleitet, während bei „meiner Art“ von der Idee zu den einzelnen Thatsachen herabgestiegen wird. Bringe das zusammen, wer's kann!

Es handelt sich hier nur um Goethes Arbeiten über Karlsbad und den Kammerbühl bei Eger-Franzensbad. Während die letzteren, da sie einen ausgebrannten Vulkan betreffen, und sonach in die gerade zu damaliger Zeit heiß umstrittene Frage von der Entstehung der Basalte hineinspielen, in der Thal mehr der Geologie angehören, würde man heut zu Tage die Karlsbader Notizen, denn mehr sind sie nicht, wohl eher der Mineralogie und der Gesteinslehre zuweisen. Es darf wohl auffallen, daß ein so Heller und klarer Geist sich hier oft in dilettantische Spielereien und winzigen Kleinkram verliert und daß nur wenige Ausblicke in die wahrhaft geologischen Verhältnisse zu finden sind. In dieser Beziehung geht es oft wie Kraut und Rüben durcheinander. Aeltere und neuere Bildungen geschichteter Gesteine (Flötzformationen, wie man sie damals nannte) und ungeschichtete Felsarten werden kaum von einander unterschieden. Und doch hatte Werner in Freiberg schon längst die Flötzformationen kritisch gesichtet und die Grundlagen für deren Geschichte und für die Erkenntnis; der Haupt-Epochen ihrer Bildung gelegt! Wunderbar auch ist es, wie die beiden, oben skizzirten Betrachtungsweisen abwechseln, indem bald von in das Einzelste zurückgreifenden Beobachtungen ausgegangen, bald von allgemeinen und man darf wohl sagen, vorgefaßten Anschauungen aus die Thatsachen behandelt werden. Doch zur Sache'

I. Karlsbad.

Goethe hat sein Karlsbad sehr geliebt. Er spricht wiederholt mit großer Dankbarkeit und wahrer Verehrung von den trefflichen Kuren, die er dort gemacht, obgleich man, wenn ich nicht sehr irre, durchaus nicht weiß, welche Krantheitszustände ihn zu dem Besuche des Bades bewogen. Beides ist überhaupt charakteristisch für Karlsbad. In keinem anderen Kurorte findet man so zahlreiche öffentliche Zeugnisse wärmster Anerkennung, enthusiastischer Lobpreisung. Alan muß diesen Verehrern Recht geben. Wo Karlsbad wirklich angezeigt ist, wirkt es ausgezeichnet, und da dies besonders bei solchen Krankheiten der Fall ist, zu deren Charakteristik eine trübe oder wenigstens sorgliche Stimmung gehört, bei Leber«, Nieren- und Gichtleiden, so begreift sich die Dankbarkeit um so leichter, als während und nach der Kur wieder größere Lebensfreudigkeit Platz greift. Kommet her, Ihr Mühseligen und Beladenen! Leicht begreiflich ist es aber auch, daß Goethe bei feinen zahlreichen Kuren sich lebhaft mit der wunderbaren Gegend beschäftigte und die näheren Verhältnisse der Bildung der Gesteine und Quellen zu ergründen suchte. Man beabsichtigt, in diesem Jahre eine von Donndorf gefertigte Büste aufzustellen. Er hat fie gewiß vor allen Anderen verdient.

Goethe geht bei seinen Forschungen von einer Gesteinssammlung aus, die ein Steinschneider, Joseph Müller, in Karlsbad und der nächsten Umgebung gemacht hatte und deren Handstücke er Nummer für Nummer beschreibt. Eine nothwendige Folge dieser Betrachtungsweise ist, daß mineralogische Einzelheiten, die häufig ohne Ansicht der Handstücke selbst mehr oder minder unverständlich sind, in ziemlicher Breite behandelt werden, während die Verhältnisse, in welchen die Gesteine sich finden und die doch zum Begreifen der Erscheinungen im Ganzen wesentlich sind, nur selten berücksichtigt werden. So würde aus diesen Beschreibungen Niemand über die Lagerung des Granites, der Braunkohlenformation, der basaltischen Gesteine klar werden tonnen.

Aber innerhalb des beschränkten, eng gezogenen Rahmens, den er sich gezogen, geht Goethe in sinniger Weise den Umwandlungen, besonders der granitischen Gesteine und ihrer einzelnen Elemente nach, soweit diese damals ohne Hilfe des Mikroskopes verfolgt werden konnten. Wie die Krystalle des Feldspathes, des Glimmers, des Quarzes sich nach und nach ausbilden, wie eines dieser Elemente allmählich durch stärkere Entwicklung die beiden anderen zurückdrängt und überwuchert, wie andere Mineralien hinzutreten, wie die Elemente dann verwittern, in Porzellanerde, Kaolin und ähnliche Producte zerlegt werden, das Alles verfolgt er mit sichtbarer Bemühung, die genetische Entwicklung zu einem Bilde zu gestalten. Er unterscheidet, wenn auch nicht immer ganz scharf (und vielleicht befindet er sich damit im Rechte) die einzelnen Varietäten von Graniten, die man später als Hirschsprung-, Karlsbader und Kreuzberg-Granit Wohl zu sehr von einander getrennt hat.

324 Lail Vogt in Genf.

Von nicht geringem Scharfblicke zeugen die Beobachtungen über den feinkörnigen, von Hornsteingängen durchschwärmten Granit, den Goethe als das Urgestein der Quellen auffaßt. Er beschreibt deutlich das allmähliche Hervortreten dieser Hornsteingänge, welche nach und nach so sehr überhandnehmen, daß der Granit eine wahre Breccie wird, in welcher die Granitheile durchaus scharfkantig und keineswegs abgerundet erscheinen, ist aber der Meinung, daß Hornstein und Granit „die enthaltene wie die enthaltene Masse als gleichzeitig angesprochen werden müßten“, weil sie dergestalt eingesprenkt und verwachsen seien, daß manche Handstücke ein völlig Porphyrtartiges Ansehen haben; er beschreibt ferner, wie sich zu dem Hornstein die verschiedenen Sinterbildungen, Kalkspat!), Eisenocker, Schwefelkies und schließlich der Sprudelstein mit seinen verschiedenen Abänderungen gesellen. „Wie dieser sich selbst überbauen, Erhöhungen, Hügel, Klüfte, Kanäle und Gewölbe aus sich selbst hervorbringen, nach und nach auf« und absetzen könne und sich selbst ein Behälter zu bilden im Stande sei, besonders wenn man einer frivoltwirdenden Natur Jahrtausende Zeit laßt, davon kann man sich bei dem Ablauf des Sprudels und des Neubrunnen in größerem und kleinerem Maßstäbe einen Begriff machen.“

Hier wird mit vollem Bewußtsein der Factor unendlich langer Zeiträume, innerhalb deren die Natur ihre Wirkungen hervorbringt und den Lyell erst weit später zu seiner vollen Schätzung emporhob, wenigstens in kurzen Worten angedeutet. Man vergaß dieses so unendlich wichtige Element der Zeldauer später fast gänzlich in der Sturm- und Drangperiode, die auch in der Geologie durchgemacht wurde, wo alle großen Phänomene, Hebungen, Senkungen, Ueberfluthungen u. s. w. Plötzlich in die Erscheinung getreten sein sollten.

Das Muttergestein der Quellen, das mit Hochstetters „Karlsbader Granit“ fast genau übereinstimmt, verfolgt Goethe mit Vorliebe. „Es läßt sich,“ schreibt er, „an Ort und Stelle kaum noch beobachten, indem es da, wo es von Altersher der Luft und Witterung ausgesetzt, frei, wie z. B. am Bcrnhardsfelsen ansteht, verwittert und unscheinbar geworden ist, frischere Stellen aber nur bei Gelegenheit verschiedener Baue und Anlagen bemerkt, und daher unsere Musterstücke gesammelt werden konnten, welche Plätze gegenwärtig verschüttet und vermauert sind. Doch wer Zeit und Aufmerksamkeit verwenden mag, kann sich überzeugen, daß gedachtes Gestein sich an dem Fuß des Hirschspruuges als ein Vorgebirge anlege und den Schloßberg bilde.“

„Seine größte Höhe mag etwa 50 Fuß über den Fluß betragen, den es eine starke Krümmung zu machen nöthigt. Nur an und in dieser Gestein«art entspringen die warmen Wasser. Sie erstreckt sich von der Iohannis«brücke bis zum neuen Hospital in einer Länge von etwa 600 Schritt.“

„Innerhalb dieses Bezirkes befinden sich alle warmen Brunnen, die meisten auf der linken Seite des Flusses, der stärkste und heftigste auf der

rechten. Man kann sich ihren Zusammenhang auf mancherlei Weise vorstellen; genug, der oben bezeichnete ganze Bezirk ist fähig, an jeder Stelle mineralisches Wasser hervor zu bringen,"

Hochstetters sogenannter „Karlsbader Granit" ist, wie dieser selbst zugeibt, nur eine Varietät das namentlich auf dem rechten Ufer der Tepl entwickelten feinkörnigen Granits des Kreuzberges, in welcher die einzelnen Elemente sich so ausgebildet haben, daß etwas größere Feldspathkrystalle in fast gleichförmiger Grundmasse liegen. Gewiegte Mineralogen, wie Naumann haben dann auch diesen Karlsbader Granit kurzweg dem Kreuzberggranit zugerechnet und man kann sich die Sache so vorstellen, als ob durch die tiefe, innerhalb der Stadt Karlsbad selbst stark gewundene Schlucht der Tepl ein Stück des Kreuzberges abgetrennt worden sei, welches, wie Goethe sagt, an das Massiv des Hirschsprunges angeheftet blieb und den Schloßberg mit seinen Fortsetzungen bildet. Daß gerade in diesem vielfach zerklüfteten Stücke und in den es trennenden Spalten das Thermalwasser hervordringt, ist eine von allen Beobachtern festgestellte Thatsache.

Ueber die Beziehungen der Hornsteingänge zu den Quellen selbst gehen aber die Meinungen noch immer weit auseinander, Goethe bleibt einerseits bei der wiederholt betonten Thatsache stehen, daß nur in dem von Hornsteingängen durchschwärmten Gestein die heißen Quellen entspringen, daß es mit denselben in der genauesten Verbindung stehe, kommt aber dann auf den uns heute sonderbar erscheinenden Gedanken, die beiden integrierenden Bestandtheile, Granit und Hornstein, als gleichzeitig anzusehen. Es ist interessant, die Beweise, die er für diese Ansicht beibringt? mit seinen eigenen Worten zu hören, wie er sie im Jahre 1807 in einem Briefe an v. Leonhard niedergelegt hat; interessant besonders deshalb, weil dieselben einen heutigen Geologen gerade zu dem diametral entgegengesetzten Schlüsse bringen müssen. „Fängt man an dem Punkte an, sagt Gockhe, wo ganz schmale Hornsteinklüfte durch einen feinkörnigen Granit durchgehen, sich nachher verbleiten, sich theilen, wieder zusammenfließen und indem sie den Granit auf tausendfache Weise durchschneiden, vereinzelte Theile desselben in sich enthalten; betrachtet man nun weiter, wie die Hornsteinmasse zunimmt und der Granit, der vorher das Enthaltende, das Continens war, nun das Enthaltene, das Contentum wird; so sind wir freilich geneigt, unsere simultane Erklärungsart anzuwenden und wir dürfen es um so mehr, als diejenigen, die sich zu der successiven Erklärungsart hinneigen, zwar wegen der scharfkantigen Form der Granitheile, wohl eine Granitzertrümmerung annehmen, aber doch auch ein gleichzeitiges Eintreten der Hornsteinmasse zugeben. Ueberhaupt ist dieses ein Punkt, wo sich die beiden Vorstellungsarten nähern, indem da, wo der eine Beobachter gleichzeitig ausspricht, der andere wenigstens gleich nachzeitig zu sehen sich bewogen findet." Weder die eine noch die andere Vorstellungsart paßt in unsere heutigen Anschauungen, die unbedingt eine Zerspaltung und Zertrümmerung des Noid und Süd. xxv. 7». 22

Granites und eine allmähliche Ausfüllung der gebildeten Spalten durch Absätze aus dem Wasser ftatuiren. Ob diese Zerspaltung auf Hebungen oder, was wahrscheinlicher, auf Senkungen der von den Quellen unterwaschenen Granite beruhen, ob die Zertrümmerung mit einem Male geschah oder die Senkungen sich zu verschiedenen Zeiten wiederholten; ob die Wasser, welche die Absätze lieferten, von oben oder von den Seiten her einflössen oder von unten ausstiegen, darüber kann man heute noch streiten, nicht aber darüber, daß die Hornsteingänge eine spätere Nildung, eine Ausfütterung der in dem Granit geworfenen Spalten sind.

Ein einmal betretener Irrweg führt leicht weiter. In dem von Hörn« steingllngcn durchschwärmten Granit finden sich auch Gänge von Sprudelstein und Kalkmassen von „körnigem Gefüge und isabellgelben Farben, die in größeren Parteien einen Bestandtheil des Ganzen ausmachen." Von dem elfteren will Goethe wohl annehmen, „daß derselbe in die Zwischenräume dieses unregelmäßigen Gesteines sich eingesickert; wobei dann aber die Frage schwer zu beantworten bleibt, woher dann der Kalk gekommen, der sich in die Tiefen dieses Gesteines so reichlich eingesenkt-" ein Sah, der darauf hindeutet, Goethe habe sich diese Sprudelsteine als von Oben eingesickert vorgestellt; da aber der isabellfarbige körnige Kalkstein sich „keineswegs als Sinter, sondern als ein derber Bestandtheil zwischen den übrigen findet, so wird man wieder darauf gewiesen, daß wenigstens ein Theil dieses Kalkes mit dem Gesteine selbst ursprünglich sein möchte." Granit, Hornstein, in seinem Aussehen etwas veränderter Sprudelstein, alles gleichzeitig! Das will uns heute nicht in" den Kopf!

„Dem sei nun wie ihn, wolle, fährt Goethe fort, so steht dieses Gestein in der genauesten Verbindung mit deu heißen und warmen Quellen," deren Heilwirkung er mit vollem Rechte so hoch schätzt und die jetzt keinen Hornstein, also Quarz, sondern nur Sprudelstein, also vorwiegend kohlen-sauren Kalt absetzen — allerdings ein höchst bemerkenswerther Unterschied, der von uns festgehalten werden muß. Laß dieser so mannichfach in seinem äußeren Aussehen, seiner Farbe, Härte und Krystallisiiung wechselnde Sprudelstein nur das Product der Quellen ist, daß er überall die Spalten, durch welche die dampfenden Wasser aufsteigen, auskleidet, erfüllt und schließlich verstopft, daß er große Schalen und Decken allerorts abseht, wo die Wasser zwischen den Granitschichten oder m freier Luft geflossen sind, daß er die schönen Erbsensteine (Pisolithe) gebildet hat in den brodelnden, stets bewegten Becken der Quellen, jene nur noch in Museen vorhandenen Erbscnsteine, deren Fundstätte heute verbaut und unzugänglich ist — dies Alles zu erkennen, bedarf es nur eines flüchtigen Blickes auf die am Marktplätze blosgelegten Aufschlüsse, die Hochstctter vor einigen Jahren in den Denkschriften der Wiener Akademie beschrieben und abgebildet hat und welche die Stadtbehörde in die neu zu erbauende Colonnade so einzuschließen beabsichtigt, daß sie auch späteren Besuchern stets zugänglich bleiben weiden.

Goethes geologische Ztuoiien, 32?

Also darüber kann kein Zweifel sein, ebenso wenig wie über den Umstand, daß die so eigentümliche Zusammensetzung der Karlsbader Wasser, in welchen Glaubersalz und Soda die wesentlichsten Bestandtheile ausmachen, durch Auslaugen des Granites mit heißem Wasser unter entsprechendem Drucke hergestellt werden kann. Struve hat dies durch künstliche Anfertigung solcher Mineralwasser bewiesen.

Wenn aber die Quellen jetzt keinen Hornstein absetzen und nur äußerst wenig Kieselerde in Auflösung enthalten, so drängt sich immer wieder die Frage ans, in welchem Verhältniß die Hornsteine zu den Quellen stehen mögen.

In zwei wirklich äußerst gediegenen kleinen Abhandlungen über Marienbad und Karlsbad, welche von Narnsdorff in den Jahren 1844 und 1846 in Bronns Jahrbuch veröffentlichte, spricht sich dieser Forscher entschieden für die Ansicht aus, daß „die Entfeldspathung und Verkieselung der Granite (von Karlsbad) in der Nähe der Mineralquellen nur als eine Wirkung derselben anzusehen sei,“ um so mehr, als sich ja andere Hornsteinbildungen dieser Art entschieden als Quellenabsätze bewährt haben. Dies geht allerdings aus Analysen hervor, welche Kerstcn an den Marienbader Hornsteinen angestellt hat, die den Kieselbildungen der Geysir in Island in chemischer Hinsicht sehr ähnlich sind.

Hochstetter ist anderer Meinung. „Was die Bedeutung jener Hornsteingänge betrifft, sagt er, so hat schon von Warnsdorff sich mit vollem Rechte dagegen ausgesprochen, diesen Gängen den Ursprung der Quellen zuzuschreiben. Allein man darf die Hornsteingänge auch nicht, wie von Warnsdorff, als ein früheres Product der Karlsbader Quellen selbst betrachten, sondern ich finde durch die neuen Untersuchungen meine früheren Anschauungen bestätigt, daß die Bildung der Hornsteingänge in den Spalten des Granits der Entstehung der Karlsbader Quellen voranging und ihren Ursprung dem unter dem Einfluß der auf diesen Spalten circulirenden Tllgwässer vor sich gehenden Zersetzungsprocesse des Granits verdankt. Diese Iersetzungsvorgänge bestanden und bestehen noch heute wesentlich in einer Kaolinisirung der Feldspathe des Granits bei der ein Theil der Kieselerde des Feldspaths sich ausscheidet. Aus dieser beim Kaolinisirungsproceß des Feldspaths ausgeschiedenen Kiesel»säure haben sich die Karlsbader Hornsteingänge gebildet . . . Daß diese hauptsächlich in einer Zone auftrete«, neben und aus welcher die warmen Quellen hervorbrachen, beweist eben nur, daß auf dieser Zone der Hornsteingänge in der That jene tiefgehenden Granitspalten existircn, die sich durch die von oben eindringenden kieselsäurereichen Tagwasser einerseits mit Hornstein erfüllten und durch welche andererseits aus der Tiefe die Thermalwässer zu Tage treten konnten.“

Also vollkommene Gegensätze der Anschauungen, Wer hat Recht?

Ich muß gestehen, daß ich nach eigener Ansicht der neuen Aufschlüsse mich entschieden auf v. Warnsdorffs Seite stelle. Wenn die Hornsteine das
22»

328 Carl Vogt in Genf. —

Resultat der Zersetzung der Feldspathe sind, was ich durchaus nicht leugnen will, da überall in Granit, Porphyr und anderen Feldspathgesteinen die Zersetzung in solcher Weise geschieht, daß überschüssige Kieselsäure weggeführt wird und Porzellanerde oder Kaolin zurückbleibt, so ist es doch auffallend, daß in Karlsbad die Hornfteingänge nur im Quellenbereich vorkommen, aber nicht da, wo der Kaolin zur Fabrication von Porzellan in Menge ausgebeutet wird. Die Hornfteingänge am Schloßfelsen, wo er den Stadthurm trägt, verzweigen sich nach oben, werden nach oben dünner, teilen sich sogar so aus, daß sie endigen, ehe sie die Oberfläche des Felsens erreichen — müßte nicht das Gegentheil der Fall sein, wenn sie den von oben einsickernden Tagwülssern ihren Ursprung verdankt hätten? Es ist sehr wohl denkbar, daß vor uralten Zeiten das Karlsbader Thermalwasser ebenso heiß und weit über den Siedepunkt erhitzt war, unter eben solchem Drucke stand, wie die Quellen der Geysir — es ist sogar wahrscheinlich, daß dies zu einer Zeit der Fall war, wo die Basalte der Umgegend Karlsbads in voller Thätigkeit sich befanden und meilenweit ihre Lavaströme ergossen — warum also soll die Annahme wegzuwerfen sein, daß damals die Wasser so wirkten, wie heute die Geysir, daß sie fast nur Kieselerde zu Tage brachten, und erst später die Gesteine weiter auslaugten und so bei gleichzeitigem Absätze von Sprudelstein diese wunderbare, einzig dastehende Lösung zu Tage forderten, zu welcher Taufende jährlich wallen, um Heilung oder doch wenigstens Linderung ihrer Leiden zu finden? Die kalten Quellen Marienbads haben etwa die gleiche Zusammensetzung, wie die warmen Karlsbads; sie brechen aus ähnlichen Gesteinen hervor; auch dort finden wir die Hornsteinbildungen, wie in Karlsbad. Ist es Zufall, daß an beiden Orten Quellen und Hornfteingänge mit einander im Zusammenhang stehen?

Wir sind von Goethe abgekommen. Aber wir kehren zu ihm zurück, indem wir durch die Hornfteingänge zu dem Ursprünge der Quellen selbst, zu ihrer Bildung geführt werden.

Ueber diesen Punkt finden wir bei Goethe mancherlei schwankende Ansichten. Ein Mal neigt er chemischen Erklärungen zu. In dem „Muttergestein der Quellen“ finden sich Nester von Schwefelkies, von Schwefeleisen, das sich bekanntlich leicht an der Luft unter Erzeugung von Wärme zu schwefelsaurem Eisenoxydul, zu Eisenvitriol oxydirt. „Wenn man auch,“ sagt Goethe, „den erst erwähnten Kalt, den häufig vorkommenden Schwefelkies, nicht für hinreichend halten sollte, die warmen Quellen mit ihren Ingredienzien und Bedingungen hervorzubringen; so wird man doch eine entschiedene Mitwirkung nicht leugnen können, welche schon früher, vielleicht nicht bestimmt genug, anerkannt worden.“

Hier schwebt also dem Dichter offenbar die Erwärmung der Quelle durch verbrennenden Schwefelkies in, sagen wir es offen, sehr unklarer Auffassung vor.

Goethes geologische Studien. 32H

Aber diese doch auf einer chemischen Thatsache beruhende Vorstellung wird verlassen und der Dichter wirft sich vollständig in physikalische Mystik. Oder könnte man die folgenden Sätze anders bezeichnen?

„Schon oben bemerkten wir vorläufig unsere Neigung zu glauben, daß der Tepflfluß über dieses Gestein hingehe, und wir fügen hinzu, daß wir vermuthen, gerade das Tepfwasser bewirke die heiße, saftige? Naturerscheinung. Die Gebirgsart, welche uns bisher beschäftigt, ist ein differenciirter Granit; ein solcher, in welchem eine Veränderung sich entwickelte, wodurch Einheit und Uebereinstimmung seiner Thrile gestört, ja aufgehoben wird. Wir sehen also dieses Gestein als eine galvanische Säule an, welche nur der Berührung des Wassers bedurfte, um jene großen Wirkungen hervorzubringen, um mehrere salinische Substanzen, besonders den Kalkantheil der Gebirgsart aufzulösen und sie dann nn den Tag zu fördern.“

„Uns wenigstens hat die Bemerkung wichtig geschienen, daß bei trockenem Wetter der Sprudel weniger Heftigkeit äußere, als bei angeschwollenem Fluß; ja wir sind nicht abgeneigt zu glauben, daß, wenn man bei ganz dürerer Witterung das zurückstauende Wehr, welches das Wasser zu den Mühlen bringt, ablassen und s« das Bett oberhalb so gut wie trocken legen wollte, man sehr bald einen merkwürdigen Unterschied in dem Hervorsprudeln der oberen heißen Wasser bemerken würde“. — Gewiß! Jede Quelle ist eine Art Barometer, um so empfindlicher, je mehr Gas sie enthält und aus je größerer Tiefe sie kommt; bei trockenem Wetter steht der Barometer hoch und ist der Luftdruck größer als bei feuchtem Wetter, niedrigerem Barometer« stand, wo der Regen den Fluß anschwelt. Bei niedrigerem Barometerstände müssen gashaltige Quellen heftiger sprudeln als bei größerem Luftdrucke. — Das ist die einfache Erklärung von Zuständen, die hier mit Galvanismus in Verbindung gebracht werden sollte.

Die Naturphilosophie hat mit Electricität und Magnetismus einen heillosen Unfug getrieben, der oft noch heute nachspült. Positive und negative Electricität, magnetischer Nordpol und Südpol lagen überall zur Hand, um Räthsel zu lösen und Erscheinungen zu «klären — Goethe steht hier mit beiden Füßen in der Naturphilosophie.

II. Der Ammerbühl bei Franzensbad,

Goethe nennt diesen Hügel, der trotz seiner geringen, nur etwa 25 Meter betragenden Erhebung über die Ebene dennoch einen schönen Ueberblick über das weite Moor, das freundliche Franzensbad und die den Horizont umsäumen» den Gebirge gewährt, bald den „Kammerberg“, bald den Cammer-Bühl“ oder „Kammerbühl“ und diese letztere Schreibart ist Wohl die allgemein angenommene in unserer Zeit.

Die Beschreibung, welche Goethe (Zur Naturwissenschaft überhaupt. Cotta'sche Ausgabe 1817. Bd. I. S. 65 u. folg.) giebt, ist eine wahrhaft muftergiltige zu nennen. Keiner der Vielen, die später über den kleinen

330 Larl Vogt in Genf,

Vulkan, denn nichts anderes ist der Kammerbühl, geschrieben haben, kann sich rühmen, eine solche Anschaulichkeit erreicht zu haben. Selbst da, wo ihm seine vorgefaßten Meinungen hindernd in den Weg treten oder die Bedeutung einer Thatsache ihm nicht klar wird, bleibt Goethe stets der sorgsame und aufmerksame Beobachter, der umsichtig forscht und das Beobachtete genau und einfach wiedergibt.

Er skizzirt zuerst die Lage auf der kahlen, von Glimmerschiefer gebildeten Hochebene, welche hier das Franzensbader Moor begrenzt, das er im Geiste als einen vormaligen Gebirgssee erblickt, „dessen gegenwärtig noch nicht völlig ausgetrockneter Boden mit einem Torflager bedeckt, mit mineralischem Allali und andern chemischen Bestandtheilen durchdrungen ist, in welchem sich mancherlei Gasarten häufig entwickeln, wovon die sehr lebhaften und gehaltreichen mineralischen Quellen und andere physische Phänomene ein vollständiges Zeugniß ablegen“. Er beschreibt den Hügel selbst und erkennt in den Schichten, die ihn größtenteils zusammensetzen, Lagen vulkanischer Produkte, schaumartige Schlacken, völlig durchgeschmolzen, breiartig geflossen, außen uneben, scharf und voller Höhlungen, inwendig öfters dichter, von ellenlangen und faustgroßen Stücken in allen Grüben bis zum staubartigen. Er findet in diesem regelmäßig geschichteten, vulkanischen Material häufige Stücke von Glimmerschiefer, bald angeschmolzen oder mit anhängender Schlackenmasse, bald fast unverändert, scharfkantig, bald mürber, zuweilen in Form von Kugeln (Domben), deren Kern aus Glimmerschiefer, die Umhüllung aus Schlacken besteht. Er macht besonders darauf aufmerksam, daß diese Schlackenschichten „so sanft abfallen, ohne eine Art von Bewegung oder Unordnung gegenständig ruhig aufeinander folgen, daß sie eine geringe Höhe haben: denn man kann auf die 30 Fuß, welche das Ganze beträgt, ohne genau auf Schattirung zu sehen, bequem ihrer vierzig zählen.“

Sodann beschreibt er den Lavaström, der aus dem Hügel hervorgebrochen, an der Südwestseite herabgeflossen ist und nun schwarze Felsmassen bildet, sehr zäh, dicht und schwer im Innern, das von lichtgrauer Farbe erscheint und trotz seiner Dichtigkeit noch viele, größere und kleinere Höhlungen zeigt, schlackig und porös an der Oberfläche, so daß diese kaum von den losen Schlacken zu unterscheiden ist.

Ich müßte die ganze Beschreibung wiederholen, um zu zeigen, wie richtig Goethe Alles aufgezeichnet hat, was man an einem ähnlichen, zur Ruhe gebrachten kleinen Vulkan beobachten könnte, der freilich durch Menschenarbeit vielfach verändert worden ist. Zu Goethes Zeit stand auf dem Gipfel ein kleines Lusthäuschen, das jetzt verschwunden ist. An seiner Stelle zeigt sich eine runde, flache Vertiefung. Ist dies die Mündung des verschütteten Kraters oder ist sie nur dadurch erzeugt, daß man den etwas ausgehobenen Grund um das Lusthäuschen aufschüttete, um dessen Boden zu sichern? Ist eine andere Einsenkung, die man etwas auf der Seite findet, die ursprüngliche Krateröffnung wie auch Goethe anzunehmen geneigt ist, oder ist sie in

Goethes geologische Studien. 33^

früheren Zeiten durch Wegnahme von Material zu Straßenschotter entstanden, wie dies jetzt noch, leider! an der Stelle geschieht, an der Goethe schon die Aschen- und Schlackenschichten sah? Der Lcwaström hat nicht mehr die ursprüngliche Gestalt, denn, wie Goethe richtig bemerkt, ist das Material des großen Schloßthurmes von Eger ihm entnommen worden.

Als Goethe diese erste Beschreibung gab, war er längst in Italien gewesen, hatte dort thatige und ausgebrannte Vulkane gesehen und er mußte so, wie Jeder, der ähnliche vergleichende Beobachtungen gemacht hat, unmittelbar auf den Gedanken verfallen, daß der Kammeibühl ein ausgebrannter Miniatur-Vulkan sei. Aber in diese einfache und allen Thatsachen gerecht werdende Ansicht mischen sich bald die dösen Vorbegriffe und Vorbehalte, welche den herrschenden, specifisch deutschen, speciell sächsischen, von Werner herrührenden geologischen Anschauungen entnommen sind.

Zuerst stört Goethe die geringe Neigung der Schichten, wie er sie in dem Aufschlüsse beobachtet, welche die Ausbeutung des Straßenschotters vor Augen stellt. Er combinirt den angenommenen Süßwassersee, dessen Annahme auch die heutigen Untersuchungen der Umgegend von Franzensbad bestätigen, mit der flachen Lagerung. „Lassen wir also, sagt er, diesen Hügel an der Stelle die er einnimmt, vulkanisch entstehen, so sind wir wegen der flachen, flötzartigen Lage seiner Schichten genöthigt, die Zeit der völligen Wasserbedeckung zu dieser Epoche anzunehmen. Denn alle Explosionen in freier Luft willen mehr oder weniger perpendiculär und die zurückstürzenden Materialien werden, wo nicht unregelmäßigere, doch wenigstens viel steilere Schichten aufbauen. Explosionen unter dem Wasser, dessen Tiefe wir übrigens unbewegt und ruhig denken werden, müssen sowohl wegen des Widerstandes, als auch weil die entwickelte Luft mit Gewalt in der Mitte sich den Weg nach der Höhe bahnt, gegen die Seite treiben und das Niedersinkende wird sich in flacheren Schichten ausbreiten.“

Das ist durchaus folgerichtig; aber Goethe hat außer Augen gelassen, daß die mantelartig um einen Kegel gelegten Schichten je nach der Richtung des Einschnittes, den man daran macht, bald stacher bald steiler erscheinen, daß nur ein genau gegen die Axe des Kegels gerichteter Einschnitt die wirkliche Neigung der Schichten zeigt und daß man also, wo dies wie hier nicht der Fall ist, nur dann diese Neigung richtig abschätzen kann, wenn man die Böschung des Kegels selbst mißt. Die stark nach Außen abfallenden Schichten, aus welcher der Monte Soina am Vesuv gebildet ist, scheinen in Querschnitte des Atrio del Cavallo fast horizontal. Die Böschung des Monte nuovo bei Puzzuoli, der in historischer Zeit an freier Luft aufgeschüttet wurde, macht mit der Ebene der Horizontes nur einen Winkel von 18 Graden und der Böschungswinkel des Kammerbühls ist steiler. Derselbe kann also sehr wohl in freier Luft aufgeschüttet sein und es ist durchaus kein Grund vorhanden, eine Aufschüttung unter dem Wasser anzunehmen. Die Höhe, auf welcher der Durchbruch des Kammerbühls erfolgte, bildete damals offenbar das trockene Ufer des Süßwassersees.

522 Carl Vogt in Genf.

In die Erklärung des festen Lavagesteines mischt sich der Streit über die Basalte, in welchem Goethe, wie bekannt, so lebhaft für die Neptuniten Partei genommen hat. Das Gestein ist ein Basalt; der Kammerbühl ist vulkanisch, aber der Basalt ist eine, „dem Wasser ihren Ursprung dankende Gebirgsbildung“ — wie lassen sich diese Gegensätze zusammenreimen? Hat das Gestein dennoch einen vulkanischen Ursprung?

„Wir'läugnen nicht, sagt Goethe, daß wir uns zu dieser letzteren Meinung hinneigen. Alle vulkanischen Wirkungen theilen sich in Explosionen des einzelnen Geschmolzenen und in zusammenhängenden Erguß des in großer Menge flüssig gewordenen. Warum sollten hier in diesem offenbar, wenigstens von einer Seite, vulkanischen Falle, nicht auch beide Wirkungen stattgefunden haben? Sie können, wie uns die noch gegenwärtig thätigen Vulkane belehren, gleichzeitig fein, auf einander folgen, mit einander abwechseln, einander gegenseitig aufheben und zerstören, wodurch die complicirtesten Resultate entstehen und verschwinden'.

Es ist ja richtig — fast bei jedem vulkanischen Ausbruch werden Aschen und Schlacken emporgeworfen, wird flüssige Lava ausgespien; beide Produkte werden zu gleicher Zeit gebildet, sind Kinder eines und desselben Vorganges und wie Goethe wohl gesehen hat, nur verschiedene Erscheinungsweisen einer und derselben Substanz. „Was uns geneigt macht, auch diese „Felsmassen für vulkanisch zu halten, ist ihre innere Beschaffenheit, die sich bei losgetrennten Stücken entdeckt. Die oberen, gleich unter dem Lusthiuschen hervortretenden Felsen nämlich, unterscheiden sich von den ungezweifelten« Schlacken der obersten Schicht nur durch größere Festigkeit, so wie die untersten Felsmassen auf dem frischesten Bruche sich rau und porös zeigen.“ Der Schluß liegt nahe, aber er ist zu einfach. Der Kammerbühl wäre kein Räthsel, wenn er gebildet wäre wie der Monte nuovo! Also muß Etwas hineingeheimnisst werden. „Da sich jedoch in diesen Massen wenig oder keine Spur einer Abkunft von Glimmerschiefer und Quarz zeigt, so sind wir geneigt, zu vermuthen, daß nach niedergesunkenem Wasser die Explosionen aufgehört, das concentrirte Feuer aber an dieser Stelle die Flötzschichten nochmals durchgeschmolzen und ein compacteres, zusammenhängenderes Gestein hervorgebracht habe, wodurch dann die Südseite des Hügels steiler als die übrigen geworden.“

So ist denn nun, da wir uns „an einer heißen Stelle befinden, da nämlich, wo der Streit zwischen Vulkanisten und Neptunisten sich noch nicht ganz abgekühlt hat,“ aus einem einfachen Vulkanen ein recht complicirtes Ding geworden, das erst durch Wasser durchgebrochen ist, im Wasser sich aufgeschüttet hat, dann trocken geworden ist und zuletzt noch auf einer Seite sich wieder zusammengeschmolzen hat. Aber deshalb findet auch Goethe nöthig, ausdrücklich zu erklären, „daß wir diesem Versuch uns den Ursprung des Kammerbühls zu vergegenwärtigen, keinen dogmatischen Werth beilegen.“ Warum nicht? Soll die Theorie nicht von den Thatsachen abgeleitet werden?

Goethe forscht weiter. Bei einem späteren Besuche erzählt er, daß man einen Schacht in der Ausbeutungsgrade uiedergetrieben hat, wo man erst festere Lava, dann wieder Schlacken, dann durch Feuer veränderten Glimmerflind und schließlich unveränderten, feinen weißen Glimmersand antraf, ganz demjenigen ähnlich, der als Produkt der Verwitterung des Glimmerschiefers überall im Umkreise des Vultans zu finden ist. „Hieraus konnte man schließen, daß die vulkanische Höhe des Kammerberges nur oberflächlich auf einem theils sandigen, theils staubarligen, theils schiesrig festen Glimmergrunde aufgebracht sei.“ Jedesmal, wenn er nur mit der richtig beobachteten Thatssache zu thun hat, zieht Goethe auch den richtigen Schluß daraus. Er spricht den Wunsch aus, daß von dem Rande des Hügels her auf dem Glimmersande ein Stollen gegen den Punkt getrieben werde, wo sich „neben dem ehemaligen Sommerhäuschen“, das also unterdessen weggeräumt worden war, „eine Vertiefung befindet, die man jederzeit für den Krater gehalten hat.“ Die Arbeit sei leicht und werde den gewünschten Ausschluß geben.

Am 30. Juli 1822 besucht Goethe wieder mit Graf Caspar Sternberg und den Herren Berzelius, Pohl und Grüner den „Cammer-Nerg, diese ewig merkwürdige, immer wieder besuchte, betrachtete und immer wieder problematisch gefundene, weit und breit umherschauende mäßige Erhöhung“. Die Herren verkennen nicht den „pyrotypischen Charakter“ und der Stollen wird näher besprochen. Ein „junger munterer Badegast, der Naturforschung auch auf seine Weise ergeben“, macht sich offenbar über die gelehrten Herren lustig; er will von Goethes untermeerischem Vulkane und dessen successiven Erplosionen nichts wissen und trägt den heiteren Blödsinn vor, „es seien Kohlen und Glimmerschiefer, zu gehörigen Theilen vermischt, niedergelegt und alsdann die ganze Schichtung entzündet worden; nun lasse sich schon eher denken, daß nach dem Ausbrennen die sämtlichen Schichten so ruhig konnten über einander liegen bleiben.“

Und Goethe? Er discutirt ernsthaft mit dem jungen Spaßmacher und sagt am Schlusse seiner Erzählung dieses „wunderbaren Ereignisses“, wie er es nennt: „Und so standen wir gegeneinander, durch ein doppeltes Problem geschieden, durch Klüfte, die Keiner sich zu überbrücken getraute, um zu dem Andern zu gelangen; ich aber, nachdenklich, glaubte freilich einzusehen, daß es mehr Impuls als Nöthigung sei die uns bestimmt, auf die eine oder die andere Seite hinzutreten“.

Graf Sternberg hat den Stollen wirklich treiben lassen. Statt aber, wie Goethe mit feinem praktischen Gefühl anrieth, ihn in den losen Schlackenschichten auf der Sohle gegen die Mitte hin zu dirigiren, hat er ihn in dem Lavastrome selbst angesetzt und quer in denselben hinein getrieben. So konnte er gar nichts lehren. Jetzt ist der Stollen ersäuft, das Schloß der Thüre verrostet, aber auf dem Portale steht eine Platte mit der Inschrift: Den Freunden der Naturforschung gewidmet von I. C. Grafen Sternberg.

33^ Carl Vogt in Genf.

Goethe hat den Stollen nicht mehr gesehen. Im folgenden Jahre 1823, besuchte er zum letzten Male Karlsbad, Eger und fuhr von dort südlich über Podgrad nach Alt-Albenreuth, hart an der bayerischen Grenze, wo ein kleiner, aber weit weniger deutlicher Vulkan, den er schon im vorigen Jahre besucht hatte, den Thonschiefer durchbrochen hat. Er vergleicht diesen „Rehberg“ mit dem Wolfsberge bei Czerlochín und wahrlich nicht glücklich, denn er wirft nun alle, in der Untersuchung der Thatsachen gewonnenen Anschauungen über die Entstehung des Kammerbühls über Bord und nimmt, höchst merkwürdiger Weise, die Theorien an, welche der junge muntere Kurgast ihm im vorigen Jahre am Kammerbühl ohne Erfolg auseinandergesetzt hatte.

„Wenden wir uns,“ sagt er, „nun zum Cammerberg, und nehmen vor uns, was wir früher darüber geäußert, so sagen wir. im Vergleich der beiden vorigen Erscheinungen, abweichend von unserem damaligen Vortrag: das aichelypische Gestein suchen wir in jenen festen Basaltfelsen; wir nehmen an, daß Thonschiefer und Steinkohlen vermischt an dieselben angeschoben worden; dieses Gemenge, in der Folge entzündet, hat nicht nur sich selbst verschlackt und ist nach seiner früheren Schichtung auch so verändert über einander liegen geblieben, sondern die Gluth hat auch die anstoßenden Basaltfelsen ergriffen und auf den oberen Theil derselben starten Einfluß gehabt, dahingegen die untersten sich in archetypischer Starrheit befinden.“

Ist diese Schwenkung nicht höchst merkwürdig? Es bedürfte eines weit eingehenderen Studiums, als ich anstellen kann, um den Gründen nach» zuspüren, durch welche Goethe bewogen ward, von früheren, wenigstens großentheils richtigen Anschauungen abzugchen und ein Hirngespinnst auf nebelhaftem Grunde aufzuführen, das jeder thatsächlichen Grundlage entbehrt und die abenteuerlichsten Hypothesen zu Hilfe rufen müßte, um nur irgend plausibel zu erscheinen. Die Mischung von fein zertheilten Steinkohlen und Thonschiefer in genau berechneten Portionen, die Heranschicbung dieser Massen an die ursprünglich fest gedachten Felsen der Basaltlava, die Brandlegung in dieser Mischung, die so gleichmäßig hätte sein müssen, daß nirgends eine Vertiefung bei dem Ausbrennen hätte entstehen können — es wirbelt Einem der Kopf, wenn man die einzelnen Kräfte zu entwirren sucht, welche hier hätten in einandcrspielen müssen, um solche Wirkungen hervorzubringen! Keine Spur eines Anhaltspunktes für ähnliche Wirkungen in der Gegend; nichts, was auf Schiebungen und dergleichen hindeuten konnte!

Wen» es erlaubt ist. hier eine Meinung zu äußern, so dürfte sie vielleicht dahin gehen, anzunehmen, daß in der Zwischenzeit eines Jahres Goethe eingesehen haben möge, daß seine Anschauung über die vulkanische Bildung des Kammerbühls ein gewaltiges Loch in seine, mit großer Zähigkeit festgehaltene neptunistischen Theorie von der Entstehung der Basalte reißen müsse. Das Gewaltsame der Nasalt-Ausbrüche, das freilich von Alexander von Humboldt und Leopold von Buch in das Ungeheuerliche übertrieben

war, erschreckte ihn, war ihm, der eine ruhig fortschreitende Entwicklung der Erscheinungen anzunehmen geneigt war, in tiefster Seele zuwider; „Basalt, der schwarze Teufelsmohr“ war ihm ein unheimlicher Geselle. Man muß sich in die damaligen Zeiten zurück denken, wo der Basalt alle Gebirge gehoben, alle Unebenheiten der Erdoberfläche veranlaßt haben sollte, wo man unter jedem Gebirgsstocke, unter den Alpen wie unter dem Jura oder den Pyrenäen nach dem Basalt suchte, der in die Nähe, wie in die Ferne gewirkt, die Schichten nicht nur mechanisch gehoben und zerklüftet, sondern auch chemisch verändert haben sollte, um zu begreifen, wie hier Gegner solcher Welttumulte dazu kommen mußten, auch das Richtige, welches diesen Uebertreibungen zu Grunde lag, mit einer Art von Ingrimme zurückzuweisen. Der Streit loderte, oft fast in pöbelhafter Weise, besonders in Deutschland; die Franzosen hatten ihren basaltischen Vulkanen in der Auvergne schon längst naturgemäßere Anschauungen entnommen und sich von den Uebertreibungen der „großen Geologie“ mit geringen Ausnahmen fern gehalten. Goethe aber, der sich in den Ursprung des Basaltes aus dem Wasser ebenso verbissen hatte, wie die meisten seiner Mitstreiter, konnte nicht anders. Da war Basalt am Kammerbühl, leibhaftiger Basalt — er konnte ihn nicht für Lava erklären, wenn er nicht fein ganzes geologisches Treiben verläugnen wollte. Goethe war 74 Jahre alt, als er seine letzte Deutung des Kammerbühls versuchte. Das Alter hat seine Schwäche und seine Starrheiten. Die Geologie hatte sich in der Zeit, von welcher wir sprechen, noch nicht zu der Anerkennung physikalischer und chemischer Grundlagen emporgeworfen, von welcher wir heute ausgehen und gerade Goethe war nicht der Mann, dieser wesentliche Berücksichtigung zu widmen. Dazu fehlten ihm, sagen wir es gerade heraus, die nöthigen Vorkenntnisse und die unerläßliche Durchbildung. Die Verbitterung, mit welcher er den Streit um die, in dieser Hinsicht gänzlich verfehlt aufgefaßte, zeigt dieses deutlich. Er konnte seiner ganzen Geistesanlage gemäß der auf mathematischen, physikalischen und chemischen Grundsätzen aufzubauende« Schlußfolgerung nicht das Recht der Kritik über unmittelbare, aus subjectiven Gefühlen geschöpfte Ansichten gestatten, und je mehr diese Kritik sich ihm ausdrängte, ihm lieb gewordene Anschauungen «nterminirte, desto lebhafter bäumte er sich dagegen auf, vergessend, daß dieselbe Art und Weise der Untersuchung, die ihm auf dem Gebiete der organischen Natur so schöne Resultate gewährt hatte, hier nicht zum Ziele führen könne. So wurde er denn, trotz aller Bemühungen, womit er sich in die Beobachtung von Einzelheiten vertiefte, dennoch sowohl hinsichtlich der Entstehung der Karlsbader Quellen wie hinsichtlich der Bildung des Kammerbühls zu Theorien und Anschauungen verleitet, welche schon zu der Zeit, wo er sie aussprach, durchaus unannehmbar waren und die heute völlig ungeheuerlich erscheinen.

536 Carl Vogt in Genf.

Meine Goethe-Studien mögen hier abschließen. In den sechzig Jahren, die seit dem letzten Besuche des naturforschenden Dichters in den böhmische« Bädern verflossen sind, hat sich Manches dort verändert. Karlsbad wie Franzensbld sind mit den Anforderungen der Zeit fortgeschritten und haben in jeder Beziehung Großartiges geleistet, um den Kurgästen den Aufenthalt angenehm und nutzbringend zu machen. Der Fremdenstrom, der sich alljährlich dorthin ergießt, hat von Jahr zu Jahr zugenommen, und dieser Zunahme entsprechend, sind die Bade-Anstalten vergrößert, erweitert, verbessert und umgestaltet worden. Die Gemeindebehörden, welchen glücklicher Weise in Oesterreich die Sorge für die Unterhaltung der Bäder überlasten ist, haben innerhalb der Grenzen der Möglichkeit Alles geleistet, was überhaupt geleistet werden konnte, und sie fahren mit einsichtiger Sorgfalt in dieser Beziehung fort. Goethe würde heute das „freundliche Franzensbld" und das „liebliche Karlsbad", wie er beide nennt, in dem Schmucke ihrer großartigen Badehäuser, geräumigen Wandelbahnen und trefflich angelegten und unterhaltenen Promenaden nicht wieder erkennen. Aber in der umgebenden Natur würde er sich wieder finden, denn sie hat sich ebensowenig geändert, als die Heilkraft der unschätzbaren Quellen, die noch immer in derselben Mächtigkeit durchaus unverändert sprudeln, wie sie seit Jahrhunderten, ja seit Jahrtausenden sich dem Schoße der Erde entwanden. Tausende werden alljährlich dorthin wandern, um Linderung und Heilung von ihren Leiden zu suchen und zu finden, und Tausende werden mit ebenso dankerfülltem Herzen von ihnen scheiden, wie ich von ihnen scheiden konnte. Möge ein freundlicher Stern auch fernerhin über ihnen walten!

Im Juni soll, wenn ich recht berichtet bin. die Einweihungsfeier der Goethe-Büste in Karlsbad Statt haben. Wenn sich an den wiederholten Aufenthalt dort manche bedeutungsvolle Momente in dem Leben des Dichters knüpfen, deren Erörterung ich gern Anderen überlasse, so habe ich auch meinerseits an die ernsteren Studien und wissenschaftlichen Untersuchungen erinnern zu dürfen geglaubt, welchen der Naturforscher Goethe noch in seinem Greisenalter sich hier mit jugendlichem Eifer hingab.

Das Alte in Kairo und in der arabischen Kultur seiner Bewohner.")

von

Georg Ebers.

— leidend, —

(Schluß)

Ueber die Herkunft des Namens „Chemie“ ist viel gestritten worden.

Man hat ihn zunächst von dem griechischen chymos, Flüssigkeit, Saft, und chyein, gießen — herleiten wollen, aber dieser Etymologie stellen sich die größten Schwierigkeiten entgegen. Mit einem anklingenden arabischen Worte Chemo, verbergen, kann „Chemie“ sicher nichts zu thun haben, da es schon im vierten Jahrhundert vorkommt (<Zosimos). So muß es wohl dabei

“) Durch einen fatalen Unstern, welcher weder der Redaktion noch mir zur Aast fällt, ist der erste Theil dieses Aufsatzes in einigen Exemplaren ohne Berücksichtigung meiner Correcuren gedruckt und versandt worden. Es folgt die Angabe der in einigen Nummern des Maihefts zu verbessernden sinnentstellenden Fehler und es muß heißen:

S. 191 Z. ? u. u. Behl ed-din Iohcr, statt Bellled-dann Zoler. g. 6 v. u.

Calech statt Hatcch. S. 192 g. 18 Oolconda statt Golcondo. S. 193 Z. 4 u. 5

Stadt — gleißen — strahlen, statt Stiidtc — gleißend — strahlend. S. 191 g. 18 U. u.

Her abgestumpfte Kegel des Tarbusch, eine häßliche steinmetrische, statt die abgestumpfte Kugel des Tarbusch c. h. pharaonische. S. 195 Z. 3 vernichtet, statt ver-

richtet, g. 1 v. u. zerfällt, statt gefällt. L 196 Z. 16 o. o. Lebens, statt Salons,

g. 21 v. o. Kindchaft. statt Runofchaft. S. 198 Z. 18 v. u. Babylon, statt Babylons,

g. 10 u. u. Chcrau, statt Lheran. I. 9 v. u. Kurnll, statt Karna. S. 199 Z. 15

v. o. Molattam, statt Mclalem. S. 200 Z. 1b v. o. ihren Zauberstäben, statt ihrem

Zauber steile. S. 201 Z. 1 v. o. Stele, statt Stela. Z. 4 v. o. Lagiden, statt

Logidcn. Ptolemaeus, statt Ptolemeus. Z. 16 v. u. cingewandcite, statt gewandte.

S. 202 Z. 17 u. u. Fajjum, statt Tajjum. Z. 19 u. o. daß, statt das. g. 2 o. u.

Iahia den Nitril, statt I°ki»ben Vetiiil. S. 203 g. 3 u. o. Imhotcp, statt Imlotcp. Z. 14

v. o. Aagidcn, statt Logidcn. Z. 21. o. o. vor Chr., statt voller. S. 204 Z. 5 v. o.

Suhl, statt Sähe. Immer Kairncr, statt Kaironer.

338 Georg Lbers in Leipzig.

bleiben, daß Chemie nichts ist, als die ägyptische Wissenschaft, denn Aegypten hieß bei seinen Bewohnern schon in ältester Zeit, und noch nach der Gründung Fostats unter den Kopten, und zwar gerade im memphitischen Dialekt: Chemi, Chame und Chame (sprich chami). Dieses Wort bedeutet nun im koptischen auch schwarz, und so erklärt es sich leicht, wie die Chemie später die „schwarze Kunst“ genannt werden konnte.

Sehen wir uns jetzt im alten Aegypten um, so finden wir hier in den heidnischen Tempeln Laboratorien, in denen Recept an Recept in die Wände gemeißelt ist, Papyrus, in denen zu officinellen Zwecken Drogue neben Troguce genannt wird. Bei den zu mischenden Substanzen sind Gewichte und Maße verzeichnet, und diese erscheinen oft so klein, daß ihre Messung nur mit Hilfe von feinen Instrumenten möglich war. Eine von den die Metalle determinirenden Hieroglyphen stellt einen Schmelztiigel dar. Wir finden die Aegypter früh vertraut mit der Kunst der Vergoldung, und sehen sie Metallfarben und andere Farbstoffe bereiten, welche Jahrtausende überdauert haben. Theophrast erwähnt das künstliche Blau, von dem viele Proben bis auf uns gekommen sind. Künstliche Glasflüsse wurden am Nil gegossen, und verschiedene Metalle: Kupfer und Zinn (Bronze), Gold und Silber (das hieroglyphische Asemj geschickt legirt).

Welche chemischen Kenntnisse setzt das folgende Verfahren voraus, welches die ägyptischen Färber nach Plinius übten! Sie behandelten den gewobenen Stoff zuerst mit gewissen Flüssigkeiten und tauchten ihn dann erst in einen Kessel mit siedendem Farbstoffe. Zog man ihn aus demselben heraus, so war das Zeug bunt gemustert, obgleich sich in dem Bottich nur eine Farbe befunden hatte. Die frühesten Erwähnungen dieser Wissenschaft, ja selbst die Sagen, welche von der Entstehung derselben handeln, weisen nach Aegypten. Firmicus Maternus, 336 n. Chr., braucht das Wort Chimin in seinem astrologischen Werke, und er spricht ausdrücklich den Wunsch aus, das mitzutheilen, was die göttlichen Alten aus den Canctuarien der Aegypter geschöpft hätten. Anfechtbar, aber bedeutungsvoll für unseren Zweck ist die Nachricht, Theophrast habe nach einem Aufstande der Aegypter, 296 n. Chr., ihre alten Bücher, in denen die Kunst, Silber und Gold auf chemischem Wege herzustellen, behandelt ward, vernichten lassen, um sie der Mittel zu neuen Rebellionen zu berauben.!

Unter den Kopten waren die chemischen Kenntnisse ihrer Vorfahren lebendig geblieben. Auch dafür fehlt es nicht an Beweisen, denn zu Leyden wird ein in Theben niedergeschriebener Papyrus conservirt, der in griechischer Sprache, aber in einer Weise, welche ähnlichen altägyptischen Handschriften so sehr entspricht, daß man dies Manuscript nothwendig für eine Übersetzung von Recepten aus der Pharaonenzeit halten muß, eine lange Reihe chemischer Verordnungen zur Kenntnis; bringt. Es befinden sich unter denselben Recepten zur Prüfung, Härtung und Färbung von Gold, Silber, Kupfer, Blei, Zinn u. A. m. Die Araber erlernten das von diesen Dingen den Kopten

^ Das Alte in Uairo. 339

Bekannte, und indem sie es weiter entwickelten, schufen sie diejenige Wissenschaft, welche auch unter uns „Chemie“, d. h. die ägyptische heißt. Alchemie ist nichts als „Chemie“ mit dem arabischen Artikel „al“.

Auch Algebra ist ein arabisches Wort, welches die Wissenschaft- das Getrennte zu verbinden, bedeutet.

Die Muslimen in Kairo haben sie eifrig getrieben und sind, nachdem sie den Euklid kennen gelernt hatten, zu glänzenden Mathematikern, auf Grund der Schriften des Claudius Ptolemäus zu großen Astronomen und Geographen geworden.

Auch auf diesen Gebieten schulden sie den alten Negyptern mehr als bisher angenommen wurde. Es ist wohl nicht zufällig, daß die größten Mathematiker des hellenischen Alterthums als Schüler der Aegypter bezeichnet werden, oder daß es doch von ihnen heißt, sie hätten sich am Nil aufgehalten. Der alte Thalcs (vor 600 v. Chr.) soll die Höhe der Pyramiden nach ihren Schatten gemessen haben, und er hat, doch wohl auf Grund ägyptischer Tafeln und Rechnungen, die berühmte Sonnenfinsterniß vom 30. September 610, welche am Halys für Meder und Lyder so große Bedeutung gewann, voraus berechnet. Pythagoras hat, wie Niemand leugnet, lange in Aegypten gewilt und besonders zu Heliopolis studirt. Er soll sogar der ägyptischen Sprache kundig gewesen sein, und als seine vorzüglichsten Lehrer werden Onuphis und Sonchis genannt. In derselben Gelehrtenstadt bildete sich unter Nettebos I. Eudemos von Knidos, 1 357, heran, und fand unter Anderem, daß die Pyramide der dritte Theil eines Prisma sei, welches mit ihr gleiche Grundfläche und gleiche Höhe besitzt. Daß Euklid unter dem eisten Ptolemäer (Soter) seine Elemente in Alexandria geschrieben hat, ist allbekannt. Dem großen Eratosthenes gelang die erste Messung eines Erdmeridians nur in Folge der geodätischen Vorarbeiten der Aegypter, welche ihm die gerade Entfernung von Alexandria nach Syene mit ziemlicher Genauigkeit anzugeben vermochten.

Dies Alles ist für die Gelehrten, welche sich mit der Geschichte der Mathematik beschäftigen, nichts Neues, aber nur wenige von ihnen haben sich Einsicht in diejenige Urkunde verschafft, welche uns mit dem Stand des mathematischen Wissens der Aegypter im Anfang des zweiten Jahrtausende» vor Chr. bekannt macht.

Der im British-Museum conservirte Papyrus Rhind darf ein Handbuch der altägyptischen Mathematik genannt werden. Er ward unter einem der letzten Hyksoskönige von einem gewissen Aahmesu niedergeschrieben und beweist, daß die Wissenschaft der alten Zeit auch unter den verhaßten Eroberern fortgepflanzt worden ist. Der Heidelberger Aegyptolog Eisenlohr hat diesen merkwürdigen Codex veröffentlicht und unter Beirat!) Kantors, des trefflichen Kenners der Geschichte der Mathematik, eine Uebersetzung desselben geliefert.

Einige bei der großen Schwierigkeit der Materie leicht verzeihliche

3H0 Georg Lbers in leipzig.

Mißverständnisse dieser Gelehrten sind in einem höchst scharfsinnigen Aussähe von L, Rhodet*), welchen wir der Aufmerksamkeit aller Mathematiker empfehlen, aufgeklärt worden. Aus dem Pap. Nhind geht nun die merkwürdige Thatsache hervor, daß sich gewisse Rechnungsverfahren, deren sich der Schreiber dieses uralten Dokumentes bediente, bei den Griechen und durch sie bei den Arabern und den abendländischen Mathematikern des Mittelalters, welchen die Schriften der Araber meiftenthcils durch jüdische Gelehrte vermittelt wurden, wiederfinden. — Wenn wir z. B. das arithmetische Verfahren des „falschen Ansatzes“ von Aahmesu (um 1700 v. Chr.) bis ins sechszehnte Jahrhundert nach Chr. in Uebung sehen, so ist das wunderbar genug, aber weit erstaunlicher erscheint es noch, daß wir gewisse Progressionsezempel, welche durch die heterogene Art ihrer Zusammensetzung uns ein Lächeln almöthigen, noch um 1200 nach Chr. ganz in derselben Weise wie bei Aahmesu bei dem der orientalischen, namentlich der indischen Mathematik kundigen Fibonacci (Leonardo von Pisa) wiederfinden. Diese von Rhodet aufgedeckte Erscheinung ist so merkwürdig, leicht verständlich und ins Auge springend, daß sie auch den Laien interessiren wird. Das ägyptische Exempel hat folgendes Aussehen:

Schreiber .
. . 7
Katzen . .
. . 49
Mäuse . .
. . 343
Kornähren .
. . 2401
Mehen . .
. . 16807
19607

Das bedeutet: 7 Schreiber haben jeder 7 Katzen (49), diese Katzen fangen je 7 Mäuse (343) diese haben in einem gewissen Zeitraum je 7 Kornähren gefressen (2401), jede Aehre, würde man sie ausgesät haben, hätte 7 Scheffel Getreide geliefert (16807). Wieviel macht das oben Angeführte aus? 19607. Dieses Exempel oder ein ähnliches scheint dem des Fibonacci sicher zu Grunde gelegen zu haben; ja, es würde, was die Zahlen angeht, identisch mit ihm sein, wenn der Italiener die Progression nicht um ein Glied weiter führte, als dies durch den Aegypter geschehen ist.

Bei jenem (Fibonacci) lautet es also: Sieben alte Weiber gehen nach Rom: Von diesen hat jedes 7 Maulesel (49), jeder Maulesel trägt 7 Säcke (343) und in jedem Sacke 7 Brote (2401[^] für jedes Brot sind 7 Messerchen da (16807), und jedes Messerchen hat 7 Scheiden. Wieviel macht das oben Angeführte zusammen aus? 137258**). Ohne das letzte Glied würde wie gesagt, das Resultat beider Excmftel gleich sein.

*) Journal ^siutiizus. Leptism« 8srie>. lom«. 18. 1881.

“) Vor dem Abschluß dies« Zeilen ist mir ein merkwürdiges Beispiel ähnlicher Art aufgestoßen, welches ganz aussieht wie ein auf reale Verhältnisse angewendetes Progressionsezempel von der Art der oben mitgctheiltcn. An das alte Weiseba

Das Alte in Kairo, 3Hj

Wir dürfen hier nicht näher auf diese Dinge eingehen; wohl aber müssen wir erwähnen, daß der große Geograph, Astronom und Mathematiker Claudius Ptolemäus, welcher nicht, wie man früher annahm, in Pelusium, sondern in Ptolemais Hemeiu, einer Stadt, die am oberen Nil und also im Herzen Aegyptens lag, geboren ist, doch wohl mit dem Wissensbesitz der priesterlichen Gelehrten am Nil vertraut war. Seine Beobachtungen scheint er nicht in Kanopus, sondern im Serapeum zu Alexandria gemacht zu haben. Die Vorarbeiten des Eudoxos von Knidos, welcher wohlbezeugter Maßen die hohe Schule zu Heliopolis von 366—364 v. Chr. besucht hat, des Eratosthenes, des großen Hipparch, des Marinus von Tyrus und Anderer waren ihm zur Hand; er kannte die Weltkarte des Milesiers Anaximander, des mit Aegypten vertrauten Hekatäos und Aristagoras, und sein Blick reichte sehr viel weiter als der der aegyptischen Priester. Seine Länder und Völkerkenntniß ist ihm sicher nicht durch diese, sondern durch die weit verbreiteten Handelsbeziehungen der Alexandriner zugekommen. Dennoch hat er bei feinen Landsleuten viel Brauchbares gefunden, und wenn der arabische Geograph Mayudi versichert, es habe Karten zu der Geographie des Ptolemäus und Marinus von Tyrus gegeben, welche mit Farben gemalt gewesen seien, so erinnert uns das an die spärlichen bis auf uns gekommenen Proben der altaegyptischen Kartographie, denn dieselben stellen die Berglandschaft, in welcher sich die Goldminen des Pharaos befanden, zwar in sehr unbeholfener Projectionsweise, aber mit sauberer mehrfarbiger Colorirung dar. Gerade die farbigen Karten, welche Mamun, der sich der Gelehrtenschule Fostals mit besonderem Eifer annahm, f 833, von feinen Geographen herstellen ließ, sollen selbst diejenigen des Ptolemäus übertroffen haben. Man weiß, daß die große Syntaxis des Ptolemäus unter dem arabischen Namen Almagest (die größte) und die Handtafeln desselben Gelehrten früh in's Arabische übersetzt worden sind und vor dem Anfang des sechszehnten Jahrhunderts nur durch diese Versionen in Europa bekannt waren. Dann erst ist die Geographie des großen Aegypters, und zwar mit den wenig gelungenen Karten des Agathodaemon in ihrer ursprünglichen griechischen Form den Abendländern zugänglich geworden. Dank diesen Werken waren vom neunten Jahrhundert nach Chr. an die Araber allen Völkern nicht nur in der mathematischen Geographie weit voraus. Sie wußten wohl, daß die Erde eine Kugel sei und im Räume schwebe, wenn sie sich dieselbe auch fälschlich als Mittelpunkt des Alls dachten. Abulfida (Vrunnen der Sieben) wo Abraham den Vrunnen grub und dem Abimelech als Pfand für den mit ihm geschlossenen Bund 7 Lämmer gab, thut sich folgende Sage: „hier wohnten die Beni Murr an 7 Quellen, und jede Quelle hatte 7 Becken, jedes Becken 7 Tröge, und aus jedem Trog tranken 7 Pferde.“ — Shalok sagt: „War' jedes Stück von den 6000 Nutzen sechsfach geheilt und jeder Theil 'n Dur«, ich nahm' sie nicht, ich wollte meinen Schein.“

Noid und Lud. XXV, 25. 23

IH2 Georg Ebers in Leipzig.

sagt schon, daß wenn zwei Leute der eine gegen Osten, der andere gegen Westen die Erde umwandeln und an derjenigen Stelle wieder zusammentreffen, von der sie ausgegangen sind, der erste der Kalenderfolge um einen Tag voraus, der andere um einen Tag hinter ihr zurückgeblieben sein wird. Dazu entnehmen wir dem zu früh verstorbenen Peschel die Notiz, daß als 1522 das erste Schiff, die Victoria, die Reise um die Welt in westlicher Richtung zurückgelegt hatte und ein Tag in der Schiffsrechnung fehlte, die besten Köpfe an der Erklärung dieses einfachen Herganges verzweifelten. Leider ist unser Wissen von dem Stand der astronomischen Kenntnisse der alten Ägypter ein so beschränktes, daß es verwegen sein würde, aus den Werken des Ptolemaeus dasjenige herauszuschälen, was er etwa seinen Landsleuten verdankt; das aber läßt sich leicht erkennen, daß er auf allen Gebieten über sie hinausgegangen ist. Wenn wir nicht annehmen dürfen, daß seine Handtafeln unvollständig erhalten geblieben sind, so beweist sein Königskanon sogar, daß er manches, was sich zu seiner Zeit doch wohl noch in den Tempelarchiven am Nil vorfinden mochte, geflissentlich unbenutzt gelassen hat, denn während er 20 babylonische, 10 persische und 13 Könige aus dem Hause der Lagiden so wie die römischen Kaiser seit Augustus herzählt, findet sich leider in seinem Kanon keine Reihe der Pharaonen. Seine Lehre von der Exzentrizität und den Epicyklen der Planeten, welche bis in das späte Mittelalter hinein gültig blieb, knüpft sich sicher an die Vorarbeiten des Apollonius von Perga und des großen Hipparch, und also im besten Falle nur mittelbar an ägyptische Anschauungen. Dagegen möchten wir behaupten, daß sich die Sphärentheorie des Eudoxos, welcher, wie wir wissen, bei heliopolitanischen Priestern in die Schule gegangen, an ägyptische Vorstellungen schließt, denn die Astronomen am Nil hatten lange vor ihm die scheinbar willkürlichen Bahnen der Planeten auf die Kreisform zurückgeführt und zwar, wie es scheint, in einer feiner Auffassung ähnlichen Weise. Aristoteles spricht von uralten Beobachtungen der Planeten durch Ägypter und Babylonier, und Seneca bestätigt ausdrücklich, daß Eudoxos es gewesen sei, welcher die Kenntnisse der Planetenbewegung zuerst aus Ägypten nach Griechenland gebracht habe. Nach diesem selben Eudoxos hatte nun jeder Wandelstern durch eine entsprechende Anzahl von Sphären oder durchsichtigen Kugelschalen, die alle concentrisch waren, aber sich in verschiedenem Sinne bewegten, fortzurücken. Im Ganzen nahm er deren 26 an. Diese Zahl wurde später bei Aristoteles bis auf 55 vermehrt. „Man erschrickt.“ sagt ein großer moderner Gelehrter, „über die geometrische Phantasie der Alten, welche sich den Weltraum mit 55 durchsichtigen Kugelschalen ausgefüllt dachten, die sich um verschiedene Achsen in verschiedenem Sinne und in verschiedenen Zeiten drehten, aber sie lösten damit doch die Aufgabe, das scheinbar regellose an ein Gesetz und an die vollkommenste Körperform gebunden zu haben.“ Sehen wir uns nun in dem schriftlichen Nachlaß der Ägypter um. so finden wir, daß sie sich das All gleichfalls, und zwar von 75 Sphären, erfüllt

Das Alte in Kairo, IH3

dachten. Diese werden häufig erwähnt, und ihre Bedeutung tritt am klarsten aus den pantheistischen sogenannten helenu Texten in den Königsgräbern von Biban el-muluk hervor, welche von dem Genfer Aegyptologen Naville publicirt und trefflich commentirt worden sind. Sie werden Kert' genannt, und entweder mit dem Klassenzeichen für Stätte, Wohnung, oder mit dem Kreis O determinirt. Die 75 Formen der Gottheit (hier Ra genannt) haben in ihnen ihre Wohnung, und erfüllen sie ganz. Der Geist des Höchsten betritt sie, verläßt sie und weilt in ihnen in seliger Ruhe. Sie können kaum etwas Anderes sein, als die Kugelschalen des Eudoxos. Man hat sie wohl als krystallreine, flüssige Gewölbe zu denken. In den mythologisch astronomischen Darstellungen, welche man gewöhnlich an den Decken der den Göttern geweihten Hallen findet, führt die als Gestirn zur Erscheinung kommende Gottheit auf ihrem Rücken in goldenen Varten ihre Bewegungen aus. In der pantheistischen Anschauung ist Ra derjenige, in welchem alle Sphären vereint sind, der sie allesammt in sich schließt, und der sie mit seinem Wesen erfüllt. Naville erinnert hiebet an den Ausspruch des Damascius: „Der ganze Kosmos selbst ist der kosmische Gott, da er ja alle losmischen Sphären in sich zusammenfaßt.“ Der gelehrte Syrer versichert ausdrücklich, diesen Satz den alten Ueberlieferungen entnommen zu haben, und damit meint er doch wohl die der Aegypter, denn wir wissen, daß er den besten Theil seines Wissens dem Theon von Alexandrien und dem Aegypter Ammonius verdankt.

Einige Texte aus alter Zeit scheinen auch darauf hinzuweisen, daß die Astronomen schon unter den Pharaonen Kenntniß von der Bewegung der Erde besaßen, und der Norweger Lieblein hat Alles hierauf Bezügliche sorgsam zusammengetragen; doch hält uns noch mancherlei ab, die von ihm angeführten, allerdings höchst merkwürdigen Beispiele auf astronomische Wahrnehmungen zu beziehen. Die astronomischen Schriften und Tafeln der alten Horokopen sind verloren gegangen, aber man darf vermuthen, daß sie überraschend weitgehende Kenntnisse enthalten haben, denn Diodor versichert, die aegyptischen Astronomen hätten Sonnen- und Mondfinsternisse genau und unfehlbar sicher zu berechnen verstanden, und nach Diogenes La[^]rtius würden sie von der frühesten Zeit bis Alexander dem Großen 379 Sonnen- und 832 Mondfinsternisse beobachtet haben. Selbst von der Praecession, von dem Umstand, daß die Steine eine langsame Bewegung nach Osten oder die Wendepunkte nach Westen haben, scheinen die Aegypter früh unterrichtet gewesen zu sein, sie waren also, wie Lcpsius geistreich darzulegen versucht hat, mit der Bewegung der Fixsterne vertraut. Die Erde ruhte nach ihrer Ansicht in der Mitte des Weltalls, und alle Gestirne umkreisten dieselbe. Der uns gewährte Raum gestattet kein näheres Eingehen auf die anderen Von den Arabern bearbeiteten Disciplinen. Ihre Philosophie war, wie bekannt durchaus abhängig von Aristoteles, dessen Werke, wie die des Ptolemäus, zum Theil durch ihre Übersetzungen den Abendländern im Mittelalter zuge-

23»

3HH Georg Thiers in Leipzig.

bracht worden sind. Wir wissen auch so wenig über die Philosophie der Aegyptier, daß wir gern von der Aufgabe absehen in den philosophischen Weisungen der Araber noch Entlehnungen zu suchen. Ihr Bestes haben die griechischen Philosophen selbständig gefunden, und doch wüßten wir Teichmülleis geistreichen Hinweisen auf das Aegyptische im Hekataeus vieles hinzuzufügen. In den Schriften der Neuplatoniker ist uns selbst manches unbedingt Aegyptische begegnet. Auch noch in arabischen Traktaten, wie der des Hermes an die menschliche Seele, findet sich manche merkwürdige Reminiscenz an Ideen, welche wir schon früh von aegyptischen Priestern aussprechen hören.

Die Religion der Muslimen kam mit ihren Velehrern fertig und in abgeschlossener Gestalt nach Aegypten. Der Koran ist dort vielfältig, eingehend und mehr oder minder tief und geistreich commentirt worden; aber natürlich immer nur in echt arabischem Sinne. Dagegen schließt sich gerade in Kairo manches äußere Beiwerk, namentlich aber die Form der Nethätigkeits des Wohlthätigkeitssinnes und eine Reihe von funerären Gebräuchen an Sitten und Gewohnheiten, welche doch wohl auf altaegyptischem Boden erwachsen und durch Vermittlung der Kopten in das muslimische Leben verpflanzt worden sind. Wir meinen zunächst den Gebrauch, Schulen als fromme Stiftungen mit den Gotteshäusern zu verbinden; denn sehen wir in die früheste Zeit zurück, so finden wir, daß sich alle Pflanzstätten der Wissenschaft, von denen uns hieratische Handschriften erzählen, eng an die Tempel der Götter schlossen. Die bedeutendste unter diesen Lehranstalten blühte auf dem Gebiete der Metropole von Theben und gehörte sammt der berühmten Bibliothek, welche die Aufschrift „Heilanstalt der Seele“ trug, zu dem Memnonium Ramses II. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man sich bei der Anlage des Alexandrinischen Museums nach solchen ägyptischen Mustern gerichtet hat. Auch in der Wohnstadt Theben wurden in Zusammenhang mit dem großen Reichthum Lehranstalten unterhalten. Die in ihn herangebildeten Schüler begegnen uns mehrfach unter dem Namen der Zöglinge oder Eleven des Ammonshauses, und es steht fest, daß sich auch die hohen Schulen von Helwan und Sais an die Tempel dieser Städte geschlossen haben. Jedes Heiligthum besaß liegende Gründe und wurde von dem Pharao und Privatpersonen in hervorragender Stellung, oft mit Anspruch auf fromme Gegenleistungen, mit Stiftungen bedacht. Der mobile und immobile Besitz der Tempel und Schulen hat sich namentlich durch Ramses III. verschwenderische Freigebigkeit stark vergrößert, und man kann ihn durchaus mit den auklät (8mF. vgl.) vergleichen, den Stiftungsfonds, an denen Kairo besonders reich ist, die aber seit Mohammed Ali unter staatlicher Aufsicht stehen. Freilich läßt es sich schwer begreifen, wie sich der heidnische Gebrauch durch die christliche Zeit in die muslimische retten konnte.

Beim Uebergang der Völker von einer Religion in die andere pflegt mit großen Einrichtungen der alten Lehre gründlich aufgeräumt zu werden, während sich unwesentliches Einzelnes gern erhält und als Aberglaube oft unendlich lange hinfristet.

Das Alte in «airo. 2H5

So hat sich die Verehrung der Katzen, welche bei den alten Aegyptern so hoch heilig gehalten wurden, wenn auch in mehr und mehr abgeschwächter Form bis auf den heutigen Tag erhalten. Der Kadi hatte noch bis vor Kurzem die Verpflichtung, obdachlose Mäusefänger größtentheils auf seine Kosten zu füttern, und in einem bestimmten Hofe wird wohl heute noch für sie jeden Nachmittag Fressen hingestellt, zu dem sie sich drängen. Der große Sultan Bebars hinterließ für den Unterhalt der Kairener Katzen einen Garten im Norden der Stadt. Der wackere Pilger Arnold von Harff sah einen Soldaten mitten im Sonnenschein sitzen, und bemerkte, daß er sich unter Leiden rösten und blenden ließ, und es in den Schatten zu rücken verschmähte, weil er es nicht übers Herz bringen konnte, den Schlummer einer in seinem Schooße ruhenden Katze zu stören.

Ganz besonders merkwürdig will es uns scheinen, daß sich dieser Rest des alten Thierdienstes in eine der wichtigsten religiösen Handlungen der ägyptischen Araber, die Pilgerfahrt nach Mekka, eingedrängt hat. Das Pilgern zu einem bestimmten Heiligthum war schon in der Pharaonenzeit in Gebrauch. Als Ziel der vornehmsten Wallfahrt wird Bubastis im Delta genannt. Dort stand das bedeutendste Heiligthum der Göttin Sechet, der Tochter des Sonnengottes Ra, welche mit dem Katzenkopf als Herrin der Liebe, welche Leidenschaft, Lust und festlichen Rausch den Frauen in's Herz gießt, gedacht wird. Männer und Weiber aus ganz Aegypten strömten in toller Ausgelassenheit zu ihrem Tempel. 700,000 Menfchen sind, wie Herodot berichtet, alljährlich nach Bubastis gekommen und haben die verstorbenen und mumisirten Katzen dorthin zur Bestattung gebracht. Und diese Nachricht hat volle Bestätigung gefunden, denn vor Kurzem ist bei dem Trümmerhaufen, welcher als einziger Rest des berühmten Wallfahrtsortes bei Iatazik aus der Ebene hervorragt, der Katzenfriedhof mit unzähligen Knochen und Knöchlein dieser heiligen Thiere entdeckt worden. Wie unter den Pharaonen 700,000 Gläubige nach Bubastis fuhren, so sind heute 70.000 Muslimen verpflichtet, nach Mekka zu pilgern. Wenn diese Zahl nicht voll wird, so ergänzt sie der Himmel durch seine Engel. Die Karawane bricht mit dem Mahmal von Kairo auf, und was folgt da in dem langen Zuge dem Kamel-Schech, welcher halb nackt und mit struppigem Haar alljährlich die Pilgerfahrt mitmacht? Es ist der Kahenvater oder Schech, welcher vor sich und in Körben, die von beiden Seiten seines Sattels herabhängen, so viele Katzen mit sich führt, als er nur immer vor und neben sich unterzubringen vermag. Früher begleitete statt des „Katzenvaters“ eine „Kahenmutter“ die Karawane, aber bei dem geringen Antheil, welchen die Frauen an der Pilgerfahrt haben, wurde das Weib von dem Mann verdrängt; — der Islam hat ja überhaupt den Frauen die bevorzugte Stellung genommen, welche ihnen im alten Aegypten zukam. Ein ähnliches Pilgerfest wie das von Bubastis, wird gegenwärtig zu Tanta gefeiert. Es knüpft

IH6 Georg Lbers in leipzig.

sich an das Grab und Gedenkfeft des heiligen Sejjid Ahmed el-Nedawi. Panegyrieen, wie sie großartiger auch nicht in der Pharaonenzeit gedacht werden können, gesellen sich zu der religiösen Feier, und wir selbst haben ganze Kähne voll übelberufener Frauen auf die Messe von Tanta fahren sehen. Sobald dieselben anderen Barken begegneten, stießen sie jenes helle wunderliche Gekreisch aus, mit dem sie in leidenschaftlicher Erregung, froher wie schmerzlicher, — das Ohr zu zerreißen verstehen. Diese Schönen benahmen sich überhaupt nicht viel schicklicher als ihre Ahnfrauen bei der Fahrt nach Bubastis.

Auf den Friedhöfen von Kairo wird der Kenner des aegyptischen Alterthums viele Spuren aus vorchristlicher Zeit wiederfinden. Die Griechen verbrannten die Todten, die Christen schritten gegen die Mumisirung ein, vor welcher z. B. einer der ältesten Heiligen der koptischen Kirche seinen Leichnam gerettet zu sehen wünschte, und so ging die Kunst der Kolchyten, der Paiaschisten und Taricheuten verloren, aber so gut Memphis und Theben ihre Netropolen gehabt haben, besitzt auch Kairo seine Tobtenftadt. Freilich liegt dieselbe nicht nach altaegyptischem Gebrauch im Westen, sondern im Osten der Stadt. Dieser Umstand fällt theils der Lage von Kairo, theils der veränderten Werthschätzung der Himmelsrichtungen zur Last, denn diese ist bei den Muslimen eine ganz andere, als bei den alten Aegyptern. Diese räumten überall dem Süden, der Heimath des Nils, von dem das Wohl und Wehe ihres Landes bedingt wird, den eisten Rang ein, und da sie das Schicksal der Seele stets mit dem Laufe der Sonne vergleichen und die Barte des Tagesgestirns den unsterblichen Theil des Menschen aufnahm, um mit ihm am Abend in der Unterwelt zu verschwinden, mußten sie selbstverständlich die Netropolen in den Westen ihrer Städte legen. Derselben Himmelsrichtung sind auch, weil Osiris im Westen wohnt, die Sarkophag-tammern in den Pyramiden zugewandt. Den Muslimen am Nil ist dagegen der Osten die vornehmste Himmelsrichtung. Ihm sind die Gebetnischen zugekehrt, gen Morgen richtet sich das Antlitz des Flehenden, und dahin läßt der Sterbende sein Haupt wenden, denn dort liegt die heiligste unter den heiligen Städte», liegt Mekka mit seiner Kaba. Außerdem schlössen sich die Araber an eine verständige wirtschaftliche Erwägung der Eingeborenen des von ihnen eroberten Landes, auf die schon Arrian in den ersten Versen einer Distichenreihe, welche er in den großen Sphinx meißeln ließ, also hindeutet: „Gott« gründeten hier das weithin prangende Bildwerk, Sorglich sparend des Fcld's Weizen erzeugende Flur."

Die Wohnungen der Todten wurden in die Wüste verlegt, um das die Lebenden nährende Fruchtlund nicht zu schmälern, und — auch diese Erwägung ist gut begründet, — um die Leichen vor der Ueberschwemmungsfluth zu sichern. Die Mumien sollten nicht durch das Wasser beschädigt werden, und Erfahrung mag die priesterlichen Aerzte gelehrt haben, daß von

^^ Vas Alte in Kairo. 3H?

durchnähten Todtenäckern nach Rücktritt der Überschwemmung verderbliche Ausdünstungen aufsteigen. So liegt denn die Karafe, wie die Kairener ihre Nekrovoie nennen, im Osten und Südosten der Stadt auf dem Boden der Wüste. Hieher begeben sich jeden Freitag die muslimischen Bürger vor Sonnenaufgang, sprechen auf dem Grabe ihrer Verstorbenen eine Sure aus dem Koran und vertheilen Datteln, Brote u. dergl. an die Armen. Dabei wird die Rebabe und Darabute (Viola und Handtrommel) gespielt, und der Besuch des Friedhofs gestaltet sich zum Fest. Ganz ähnlich verfahren die alten Aegypter.

An festgesetzten Tagen besuchten die Hinterbliebenen die Gruft ihrer Verschiedenen, opferten, schmausten, ließen Harfenspiel und Gesang ertönen und forderten die Ueberlebenden auf, sich des Daseins zu freuen. Im Grabe der Neferhotep in Theben (sechszehntes Jahrhundert v. Chr.) sieht man, in den Stein gehauen, das Bild des Harfners, welcher angestellt war, um bei solchen Festen die Stimme zum Saiteuspiel zu erheben, und dieser Sang zeigt, wie sich in das auf den Tod gerichtete Gemüthsleben der alten Aegypter, welche dennoch so ausgelassen wie wenige andere Völker Feste feierten, ein gutes Theil frischer Lebenslust gemischt hat. Man fühlt sich verführt an das Anatreontische:

„Der heut'ge Tag liegt mir am Herzen

Wer weiß denn, was der nächste bringt?"

oder an das Horaz'sche „carpe diem" und die ganze Ode an die Leuconoe zu deuten, wenn man den Harfner in der Gruft des Neferhotep singen hört:

„Fei'ce, mein Prophet, den Festtag:

Duftiges Salböl, Balsamharze

Nieten wir, und Vlummlranzc

Schlingen wir um Brust und Arme

Deiner vielgeliebten Schwester,

Die sich hold zu Dir gesellt.

Lieder singen, Harfe schlagen,

Wollen wir vor Deinem Antlitz.

Las; dahinter alle Sorgen,

Und sei eingedenk der Freuden,

Bis uns naht der Tag der Reise,

Da man landend Ruhe findet,

In dem Reich, das Schweigen fordert."

Ist es zufällig, daß die Sänger, welche den Sarg des verstorbenen

Muslim begleiten, häufig wie die bei dem uegyptischen Todteucultus thätigen

Musiker Blinde sind? Und wer kennt die altaegyptische Darstellungen von

Weibern, welche die Todtenklage anstimmen, wer hat gelesen, was Herodot

über das Gebahren der trauernden Aegypterinnen erzählt, ohne an dies

Alles erinnert zu werden, wenn er sieht wie sich die Kairenerinnen, welche

dem Sarge eines Verstorbenen folgen, heute noch Brust und Stirn mit

Schlamm bestreichen, die Arme erheben und das Haupt mit den Händen schlagen.

IH8 Georg Ebers in Leipzig.

Wenn solch ein Leichenzug uns begegnet, möchten wir denken, daß sich unser „Heute“ ohne Unterbrechung an die Tage des Neferhotep schließe. Die Klageweiber an der Bahre der verstorbenen Kairener scheinen die directen Nachfolgerinnen derjenigen zu sein, welche wir auf zahllosen Bildern zu Haupte» und Füßen der Osiris und jedes aegyptischen Tobten mit lautem Jammergeschrei klagen sehen. Im welchem arabischen Gesang haben wir das Linoslid wieder zu erkennen, welches Herodot nur bei den Griechen, Phöniziern und auf Cypern gehört hat, und das am Nil Maneros genannt worden sein soll? Vielleicht darf die Melodie des <„vu3 M lelli“ beginnenden Gesanges dafür gehalten werden. Ich habe die folgende Weise nicht nur tausend Mal in Aegypten, sondern auch, freilich in etwas veränderter Form, in Andalusien, wo überhaupt viele maurische Gesänge erhalten geblieben sind, singen hören.

H»«-c/ jfs", ^ ^ f-/,fssM^, ^IVf>I>^<

Es sei bemerkt, daß dies Lied nicht nur bei traurigen, sondern auch bei freudigen Veranlassungen gesungen wurde*). »

Wie bei der Trauer, so mischt sich auch in die Lust der Feste das Alte und Neue. Eine der ausgelassensten Figuren auf den Jahrmärkten und bei den meisten Volksbelustigungen in Kairo und anderen aegyptischen Städten trägt ein Attribut, welches bei mancher Festfeier in der Pharaoncnzeit bedeutungsvoll war, und treibt mit demselben ein tolles Spiel. Sie danli ihren Namen dem Vezir Saladins, Karalusch, welcher ein höchst wunderlicher Kauz gewesen sein muß.

Tie Schlangenbändiger, denen man auf offener Straße und bei allen Volksbelustigungen begegnet, bilden eine Familie, in der sich das Geheimnis; giftige Ottern zu zähmen, sie aus den Häusern zu vertreiben, sie in steife Stöcke zu verwandeln, sie tanzen zu lassen :c. seit Tausenden von Jahren vererbt hat. Von den Kunststücken, welche die Magier des Pharaos dem Moses vorführten, weiß jedes Kind; aber wir besitzen auch einen satyrischen Papyrus aus der Zeit Ramses III. auf dem wir vor der hohen Pforte, dem Palaste des Königs, einen Widder und einen Esel Laute und Harfe schlagen und ein Krotodill mit einer Schlange Zauberei treiben sehen,, Necepte, '.) Schon aus diesem Grunde tonnen wir den Deutungen, welche Nrugsch in seinem „Adonisllage und Linotlied“ dem Linos und Maneros giebt, nicht beipflichten. Willinson wird von dem ,^Ä Islli“ an das hebr. hallet, singen, preisen, wovon „hllllelu—ja“ kommt, crinneri. Unter allen Kairenern ist es ein gewöhnlicher Ausruf dli Freude.

— Das Alte in «airo. 5HH

um schädliche Thiere aus den Häusern zu vertreiben, finden sich schon im Papyrus Ebers. Lane behauptet, die modernen Psyllen trügen nur solche Schlangen bei sich, denen sie vorher die Zähne ausgebrochen hätten. Derselbe Gelehrte erzählt von einer Einrichtung, welche bis vor Kurzem in Kairo bestand, und aus der, wie wir aus bester Quelle wissen, noch von vielen lebenden Kairenern Nutzen gezogen worden ist.

Alle Innungen und Gewerte der Stadt haben ihre Vorsteher oder Schechs, und selbst die gewöhnlichen Diebe erkennen einen solchen Oberen an. An diesen wandte man sich oft, um gestohlene Sachen zurückzuerlangen und die Diebe vor Gericht zu ziehen. Dies gelang auch gewöhnlich mit seiner Hilfe. Hiemit vergleiche man nun die folgende Notiz, welche wir Diodor von Sicilien wörtlich entlehnen: „Es war verordnet, daß diejenigen, welche das Diebsgewerbe treiben wollten, bei dem Vorsteher der Diebe ihre Namen aufschreiben ließen. Hatten sie etwas gestohlen, so mußten sie sogleich eingestehen, was sie gethan und ihm ihre Beute vorzeigen. Der Befohlene hatte dann eben diesem Vorsteher der Diebe ein geschriebenes Verzeichniß aller abhanden gekommenen Gegenstände einzureichen und Ort, Tag und Stunde, da sie verschwunden waren, anzugeben. Auf diese Weise wurde Alles leicht aufgefunden, und nun hatte der Befohlene den vierten Theil des Werthes seines geraubten Eigenthums zu bezahlen und erhielt dasselbe zurück. Weil es eben unmöglich war, den Diebstahl ganz zu verhüten, so ersann der Gesetzgeber dieses Mittel, alles Gestohlene gegen ein geringes Lösegeld wieder herbei zu schaffen. Wie merkwürdig ist doch die lange Lebensdauer dieses scheinbar widersinnigen Gebrauchs.

Fraglos altägyptisch ist auch ein Theil des Kalenders, dessen sich die Kairener heute noch bedienen. Bei der schwankenden Natur des muslimischen Mondjahres fallen die periodisch wiederkehrenden Feste in verschiedene Zeiten des Jahres, und so ist es natürlich, daß die heutigen Aegypter bei denjenigen Festen, welche mit solchen Naturereignissen zusammenhängen, die regelmäßig wiederkehren, sich lieber des koptischen als ihres eigenen Kalenders bedienen, denn jener gründet sich auf das altägyptische Sonnenjahr, welches durch Julius Cäsar auch unserem Kalender zu Grunde gelegt worden ist. Ja es schließen sich sogar an die christlichen Festtage im koptischen Kalender manche religiöse und abergläubische Gebrauche der Muslimen. So legt man die 49 Tage des Chamsin oder heißen Südwestwindes in die Zeit zwischen den koptischen dritten Osterfeiertag bis zum Pfingstsonntag. Auch der Eintritt der Nilschwelle wird nicht nach dem muslimischen, sondern nach dem koptischen Kalender bestimmt, und gerade bei der Feier dieses Naturereignisses hat sich viel Altaegyptisches erhalten. Stern wies schon bei seiner Behandlung der Nilstele von Gebet» Silsile darauf hin, daß die beiden von Narmes II. eingeführten Nilfeste als Vorgänger derjenigen zu betrachten sind, welche heute noch in der Hauptstadt Aegyptens gefeiert werden. Das eine ist die „Nacht des Tropfens“, welche immer auf den

350 ^ Georg «Lbel5 in leipzig. -

11. Vauneh (17. Juni) fällt, in welcher Zeit der Nilstand am niedrigsten ist. das andere der Durchschnitt des Dammes, ein nach dem Stande des Wassers anberaumtes Fest. Beide liegen wie die auf der Nilstele aus der Blüthenzeit der Pharaonenherrschaft verzeichneten Feste um zwei Monate auseinander. Von den Clasfikern (Herodot, Strabo, Plinius) hören wir. daß die Höhe der zu zahlenden Steuern alljährlich nach dem Ausfall der Ueberfchwemmung bemessen worden, und daß zu einem fruchtbaren Jahre eine Wasserhöhe von 14—16 Ellen nöthig gewesen sei. Wer kennt nicht den „Vater Nil" im Vatican, welchen 16 Kindergenien als allegorische Verkörperungen dieser 16 Ellen umspielen? Die hier mitgetheilte erwünschte Höhe des Wasserstandes bezieht sich wie Aristides ausdrücklich hervorhebt, auf den Nilmesser von Memphis, und wir wissen, daß derselbe einfach von dem linken auf das rechte Nilufer oder genauer auf die Fostat gegenüberliegende Insel Rodll übertragen worden ist und seine für das ganze Land maßgebende Bedeutung bis heute erhalten hat. Ueber den Durchschnitt des Dammes und die damit zusammenhängenden Feste haben wir an einer anderen Stelle gehandelt. Hier sei nur erwähnt, daß einige uralte Gebräuche mit ihm verbunden geblieben sind. Zu diesen rechnen wir in erster Reihe die Herstellung eines Erdkegels, welcher el-[^]rus, d. i. die Braut, genannt wird und auf dem Damme so aufgestellt wird, daß ihn die Fluth acht bis vierzehn Tage bevor sie ihren höchsten Stand erreicht hat, fortspülen muß. Schon der Umstand, daß man etwas Korn auf seine Spitze zu legen pflegt, deutet an, daß er wohl ursprünglich die Stelle eines Opfers zu vertreten hatte. Und in der That scheint seine Herstellung mit der alten Sitte, kurz vor dem Eintritt der Nilschwelle ein Opfer in den Strom zu weifen, in Zusammenhang zu stehen. Diese Sitte ward bezeugteimaßcn in heidnischer Zeit auch bei Memphis geübt, denn Plinius erzählt, daß bei den Neiloa genannten Nilfestcn von den Priestern eine goldene und eine silberne Schale in die sogenannte Quelle des Nils bei Memphis geschleudert worden sei. Die folgende Geschichte, welche Ibn Ajas aufbewahrt hat, ist bekannt. Als kurz nach der Gründung Fostnts durch Amr der Nil nicht steigen wollte, wünschten die Kopten eine Jungfrau, das Opfer, welches man jährlich dem Strom in die Arme zu werfen pflegte, in die Wogen zu stürzen, denn sie meinten, daß der Nil nur wachsen werde, wenn er diesen seinen Tribut empfangen habe. Als die Überschwemmung nicht kommen und kommen wollte, wandte sich der Feldherr an den Chalifen und setzte ihn von dem Geschehenen in Kenntniß. Der Note kehrte zurück, und zwar mit einem Briefe Omars, welchen "Amr in den Nil weifen sollte. So geschah es, und schon in der folgenden Nacht erreichte die Ueberschwemmung die nöthigen 16 Ellen. Das Schreiben des Chalifen hatte folgende Worte enthalten: „An den gesegneten Nil Acgyptens. Wenn Du bisher nur in Folge Deines eigenen Willens geflossen bist, so stelle Dein Strömen ein, wenn es aber von den Befehlen des sehr erhabenen Gottes abhängig war, so stehen wir

Das Alte in Kairo. 351.

zu diesem Gölte, daß ei ihm sein volles Wachsthum verleihe". Dieser Geschichte liegt jedenfalls eine Thatsache zu Grunde, denn die Christen unter den Kairenern haben noch zur Zeit des zuverlässigen Malrizi, 1442, ein Kästchen mit dem Finger eines Heiligen in den Nil geworfen, um ihn zu einer günstigen Schwelle zu bewegen. Wenn man sich aber vergegenwärtigt, daß diejenigen, welche kurz nach der Gründung Fostats auf das Opfer einer Jungfrau drangen, Christen, und daß schon unter den heidnischen Aegyptern Menschenopfer früh verpönt waren, sieht man sich genöthigt an eine Verwechslung oder Entstellung in der Erzählung des Ibn Ajas zu denken. Natürlich ist in der Pharaonenzeit nicht weniger ungeduldig auf den Ausfall der Überschwemmung gewartet worden, als im siebenten Jahrhundert n. Ch. und heute, und die Eigenart des > altaegyptischen Cultus zwingt geradezu zu der Annahme, daß kurz vor dem Eintritt der Nilschwelle große Proccssionen stattgefunden haben und mancherlei Opfer dargebracht worden sind. Diese müssen dem Nilgotte Hapi und dem Osiris gegolten haben. Der Letztere wurde für die alles Hinwelkende zu frischem Leben erweckende Urkraft gehalten, welche in der Unterwelt zeugend fortwirkt und dort auch in den Nil, welcher die Sitze der Verstorbenen durchwogt, den Samen zu neuem Anwachsen legt. In pantheistischen Texten wird Osiris gradezu der Nil genannt, und wie er das Licht aus der Finsternis; , das Verstorbene zu frischem Leben, die verdorrte Vegetation zu neuem Aufblühen erweckt, so läßt er auch den Strom Aegyptens „schwollen zu seiner Zeit."

Diese Anschauungen hätten sich auch in die christliche Lehre der Kopten eingeschlichen; aber da es ihnen höchstens gestattet war, an die heidnische Gottheit als an einen Dämon zu denken, übertrugen sie ihr gütiges Walten, welches am lebendigsten in der regelmäßig wiederkehrenden Schwelle ihres Stromes zur Erscheinung kam, auf einen heiligen Orion. In einem christlich ägyptischen Papyrus, welcher in griechischen Hexametern geschrieben ist und aus dem fünften oder sechssten Jahrhundert n. Chr. zu stammen scheint, findet sich in einer Beschwörung die folgende Stelle: „Komm zu mir, heiliger Orion, der du ruhst in der nördlichen Gegend, der du wälzest die Fluthen des Nils und sie vermischest mit deni Meere." Diese Formel sieht ähnlichen heidnisch ägyptischen sehr ähnlich, und es mag hier erwähnt werden, daß in Texten aus der Pharaonenzeit Osiris geradezu als Orionstern angerufen wird. So hat sich ein verkappter Osirisinythus unter den Kopten gewiß bis zum Einfall der Muslimen erhalten, und da wir von mancherlei Opfern hören, welche die alten Aegypter in den Nil geworfen haben, (wir erinnern an die oben erwähnten Schalen) so läßt es sich wohl annehmen, daß die Kopten diesem Gebrauch ihrer Väter noch nicht völlig entsagt hatten als °Ämr Fostat erbaute. — An die Darbringung einer wirtlichen Jungfrau, eines Mädchen von Fleisch und Bein, dürfen wir allerdings nicht denken, aber wenn wir hören, daß Manetho bei Porvhyrius mittheilt, die Aegyter hätten in früherer Zeit Menschen in Menge geopfert und erst

332 . Georg Ebers in leipzig.

Amasis habe diesen schrecklichen Gebrauch abgeschafft und an die Stelle der Menschen Wachsfiguren gesetzt, so können wir vielleicht eine Handhabe für die Lösung des Räthsels gewinnen. Die Kopten wollten die aus Wachs gebildete Statue einer Jungfrau unter gewissen Ceremonien in den Nil weifen, 'Ami aber meinte dies nicht dulden zu dürfen, weil der an die Allmacht des einen Gottes glaubende Araber, der Bilderfeind, einem Götzen nichts verdanken mochte. Vielleicht ist die Braut, welche die Araber heute aus Nilschlamm zusammenneten, als Nachfolgerin solcher Wachsfigur zu betrachten. Diese Vermuthung gewinnt einigen Halt durch das Folgende: In den hieroglyphischen Texten finden sich Berichte über die bei den Nilfesten geübten Ceremonien. Die Statue der Hathor, deren schöner Bußen an einem gewissen Tage vor den Anbetern entblößt wurde, begab sich zur Zeit der Nilschwelle in feierlicher Procession nach Edfu, um dort ihren Sohn Hör Hud zu besuchen. Zur selben Zeit sollte nach dem Festkalender von Esne (am 13, Epiphi) die Göttin Neith ihren Sohn neu gebären. Dabei zeigte sich ihr Haupt und „sie liegt ihn tragend, hingestreckt auf dem Wasser.“ Es scheint also in der That das Bild einer Göttin (der Neith) während der Nilschwelle auf den Strom gelegt worden zu sein, denn die meisten Angaben in diesen Berichten beziehen sich auf die mit den Bildern der Gottheit vorzunehmenden Ceremonien. Vielleicht knüpfte sich an diesen Gebrauch die noch unter den Christen zur Zeit des 'Umr übliche Sitte, vielleicht haben wir dabei an eine andere mit dem Cult des Osiris zusammenhängende Ceremonie zu denken, auf welche es uns an dieser Stelle einzugehen versagt ist“).

Eine Thräne der trauernden Isis, welche das Herz nach der Wiederkehr ihres Gatten zergrämte, fiel nach dem Glauben der Heidenzeit in den Strom und ließ ihn wachsen und führte, nachdem Horus den Set (die Dürre) bezwungen, den Gemahl (Osiris-Nil) zu der weinenden Gattin, (der nach Befruchtung lechzenden Erde) zurück; aus dieser Zähre aber haben die Araber den „göttlichen Tropfen“ gemacht, welcher in Folge ihrer Anschauungsweise die Schwelle des Nilstroms bewirkt.

So findet der Forscher in Kairo überall und überall in dem Neuen das Alte: in der Kunst, der Wissenschaft, dem bürgerlichen und öffentlichen ') Im 19. oberägyptischen Gau, dem Ozylynchitcs der Griechen, dessen heiliges Thici, der Fisch Oxurynchos mit dem Osirismythus eng zusammenhängt, soll Horus, nachdem er den Feind seines Vaters Osiris, Set, niedergestreckt hatte, diesem den Schenkel abgeschnitten und ihn den Priestern des Tempels oder Beobachtungshauses der Nilschwelle (nach Diemichens zutreffender Erklärung dieses Wortes) anvertraut haben. Sollte nun von diesen Priestern ein Thierschenkel als Opfer in den Strom geworfen worden sein, so dürfte man noch an eine andere Lösung des Räthsels als die vorgeschlagene denken. Es heißt nämlich der Schenkel *!opl>sch alodzcli* oder *»roczeb*, und es ist wohl möglich, daß Ibn Ajas dies Wort für das arabische 'arug gehalten, und so das Opfer eines Schenkels mit dem einer Braut oder eines jungen Mädchens ('»ru«) verwechselt hat.

vas Alte in Kairo.

353

Leben. Auch in der Volksvoesic hat sich, wie wir an einer anderen Stelle zu zeigen gedenken, manches aus frühester Zeit erhalten. Das physikalische Gesetz von der Erhaltung des Stoffes bewährt sich auch an den Errungenschaften des menschlichen Geistes. Scheinbar verschwinden sie, verflüchtigen sich oder gehen in Nichts auf; aber sie werden nur vergessen und wandeln sich in Wirklichkeit nur in neue, kaum mehr kenntliche Formen um, oder verschwinden zeitweilig unter Staub und finsternen Wolken, Dennoch leben und wirken sie fort, und sie unter Schutt und in dichter Verkleidung aufzusuchen und zu erkennen, gehört sicherlich zu den schönsten Freuden des Forschers. Welch ein Genuß, in Kairo Ausschau zu halten nach den Resten der alten Zeit. Mögen diejenigen, denen es heut gegeben ist, die Gesicke des Nilthalcs zu lenken, nicht vergessen, daß sie mit jedem Denkmal aus den Vlühentagen Aegyptens einen Theil seiner Größe vernichten. Die Geschichte flicht Kranze, aber sie schwingt auch die Geißel, und sie hat mit kräftigeren Schriftzügen das Zerstörungswelk der Vcmdalen als die herrlichen Thliten desselben wackeren Voltes in ihre Tafeln gegraben.

Einladung nach Cannstatt.

An Aar! <^au>,r.

von

Hermann Gelschläger.

— Cannstatt. —

»n laß, mein Freund, nicht länger Dich erwarten,

Nun komm in dieser gnadenreichen Zeit:

Das ganze Schwabenland steht wie ein Garten

Und Vusch und Vaum sind blühenüberschneit.

Don allen Höhen winkt es wie Standarten

Des lenzes und in voller lieblichkeit

Erschallen durch die Thälcr auf und nieder

Nckkarentlang der Amsel Lubclieder.

!^un komm hierher! Und scheint Dir für das land noch

Die Zeit zu früh, die luft zu kühl bewegt,

2o sag' ich Vir: im ganzen Weltall fand noch

Kein s)rt sich, der so schön den Ehrgeiz pflegt,

Vald Stadt, bald land zu sein. Drum: widerstand noch

Dein Herz den lockungen des lands, so hegt

Die Stadt Dich warm — wetteifernd hält im Vann 5wdt

Und land so treu Dich nirgends wie in Cannstatt.

Der Wechsel frommt! Denn wenn ich's recht besehe,

Ist doch die „ötadt" oft gründlich ennnvant;

«Lin Andrer rief tausendmal hier wehe!

Ich aber tröste stets mich mit dem „land".

Und wie ich also mich im Zirkel drehe,

Führ' ich mein leben sichtlich mit verstand,

Vekomme 3tadt und land nie völlig satt,

Just wie ein Mann, der zwei Geliebte hat.

'X

Einladung nach Cannstatt. 355

Dann ist der Sulzerrain — als Promenade
Gar sehr beliebt bei unsrer Leute volõe.
Ein Wäldchen macht dort schüchterne Parade
Auf niedrer Höh', ein Tempelchen, ein Zee,
<Lin Dutzend Vhnke, eine Colonnade,
Als Aussichtspunkt mit Recht berühmt von je,
Die Stadt da unten — kurz, leicht wirst Du meinen,
Der Monte Pincio sei's, nur sehr im Aleinen.
Hier ist es auch, wo Freiligrath zum Ruhm
<3in Ruhort ward benannt — mich faßt ein Schauer:
Der Sänger selbst, der edle, ewig stumm,
Ruht nah' da drüben an der Uirchhofmauer.
Doch geht sein Geist im Volk noch leuchtend um,
Noch klingt sein Lied uns hell in Lust und Trauer,
Noch schmettern jauchzend seine Kriegsfanfaren
Durchs deutsche Land — mög' es sein Grab bewahren!
Wie in Tarasp die Vank, hat hier dem Preise
Auch Auerbachs man einen Raum votirt,
Ich ehr' ihn hoch; doch wett' ich, daß der Weise
Bei Lebzeit schon den Raum sich reservirt.
Auch Höfer lebte hier, hier hat Paul Heyse
Für einen kurzen Winter hospitirt,
(Ihm schien er lang wohl!) — so ward an und um
Die Stadt ein kleines Dichtertuscolum.
<kin größ'res Lob kann ich ihr nicht mehr sageil,
Drum rath' ich Dir: wir nehmen ein Villet,
Die kurze Fahrt nach Stuttgart hin zu wagen,
Zur Schwabenresidenz, die rund und nett
(Fast schrieb dem Reim zu Lieb' ich ohne Zagen,
wie von Lnlo^nil Bri»5«2: rund und fett)
Im Kessel liegt, ganz wie von Götterhänden
So hingelegt, umkränzt von Weingeländen.
Die Stadt ist schön — ich sag' es ohne Phrase
Und bin noch immer gern zu ihr marschirt,
So um die Seit, wenn durch die Königsstraße
Und durch den Park die schöne Welt flanirt.
Die schöne Welt! Das ist nun außerm Späße,
wie züchtig die und sittsam sich gerirt
Und wie die schönsten Mädchen kaum je wagen,
Das große Auge offen aufzuschlagen.

356 Herrmann Velschläger in Eannstatt.
I»5 leere siehst Du besten Falls sie schauen,
Als geb' es um sie weiter feine Welt.
Kein Vlick, kein Spiel der stolz von dunklen Nrauen
Verachten Augen, und daß sie gefällt,
scheint «Line kaum zu wissen. Im vertrauen,
Ein Freund, der gern sich sehr erfahren stellt,
3agt mir: Mein Gott, ein bischen angemuckert
Ist alle Welt in unserm schonen „stuckert".
Abscheulich! wie? Vei solchen Rubensformen,
Die das Entzücken jedes Künstlers sind?
Und angemuckert? Gegen alle Normen
war' solch' ein Vorgang. Nein, man schreckt ein Kind
Mit derlei Truggebilden, leeren Mormen!
wo warm das Vlut durch volle Adern rinnt,
wo tust und wein des lebens Holde (yuellen
Veflügeln, trübte „Muckerei" die Wellen?
laß uns der sonne folgen! Aufwärts wendet
sie Vlick und Fus, uns aus dem engen Thal.
Noch weiß ich's gut, wie ich, vom licht geblendet,
Empor die Höhen hier zum ersten Mal
In frohem schauer klomm, wie schön vollendet
Enthüllte sich mir, von des Herbstes strahl
Umzaubert, hier der Vera, das Thal, die stadt —
Zu schau'n und staunen ward ich nimmer satt.
Vchaglich wallt' ich, fast wie eine schnecke,
Die weinbergmauern hin, ich war in Träumen,
Nur da und dort aus blättrigem verstecke
Glänzt' eine Villa durch das Grün von Väumen,
Vis unvermuthet an der nächsten Ecke
Der freie Vlick weit zu den blauen säumen
Der fernen Alb die Eb'ne überflog,
wo sonnenlichlbcstrahlt der Neckar zog.
Zur UHlandshöhe auf stets steuern wegen
schritt ich dahin, des höchsten Glückes voll,
Indessen links und rechts des Herbstes segen
Hervor aus den gezackten Vlättern quoll,
schon schien der saft zersprengend sich zu regen,
Da auch die Veere immer farb'gcr schwoll —
Ein Hauch des südens, laß es mich gestehn,
schien flammend meine stirne anzuwehn.

Einladung nach Eannstatt. 33?

Hier hatt' ich Verg und Eb'ne, Wald und Vuellen,
Dran meine seele sich so gern berauscht,
Nicht weniger, als wenn der Töne Wellen
In Mozarts Lymphomen sie ahnend lauscht.
so fühlt' ich mich gewandelt, in dem hellen
Vild der Natur zum Vesseren vertauscht —
von leipzigs öder Eb'ne angegähnt,
wie halt' ich Jahre lang dies Glück ersehnt!
Nun war ich hier und unten tief im Thale
Am Neckar zwischen Gärten stand mein Haus;
Die Fenster grüßten schon im Abendstrahle
Gleich Feuerzeichen in die Welt hinaus.
Am Himmel aber glühten roth' und fahle
Geballte Wolken wie ein Rosenstrauß.
Der Hohenasperg stand, der kahle, nackte,
Einsam und ernst, ein schwäbischer soracte.
Und sieh, schon glitt der sonne letzter schein
Die Fluren hin und die begrünten Hänge.
Das Dunkel kam, bald stand nur noch allein
Der Rothenberg in festlichem Gepränge.
Auch das erlosch, die Nacht sank still herein
Und durch der Rebenhügel schmale Gänge
schritt langsam ich hinab, erregt, und lauschte,
wenn leis der Nachtwind durch die Vlätter rauschte.
Ein Weindorf liegt dort in idvll'scher Ruh',
von Gärten eingerahmt, umlaubt von Reben.
Es hängt am Verg, wie oft — das weißt auch Du —
In» süden jäh an Felsen Dörfer kleben.
Ich kann't es schon, dem Dorfe schritt ich zu,
Auf breiter straße nun und dicht daneben
Vaumfelder, nachtschwarz, geisterhaft die langen,
Vbstschweren Aefte rings gestützt mit stanzen.
Am Tag ist's malerisch, reich an Veduten,
wie Maler sagen. Gleich zur linken Hand
liegt eine schenke, ausstaffirt mit guten
Getränken, ruhmvoll mir schon längst genannt.
Hier siel ich ein; mit Worten wohlgemuthen
Empfing die Wirthin mich, im Umdrehn stand
Auf blankem Tisch bei frohein Kerzenschein
Und weißem Vrod die off'ne Flasche wein.
Nord rnd Cüd. XXV, 75 24

258 Hermann Velschläger in Cannstatt,
Heilbronner war's, und wie ich mit Vehagen
Den Tropfen schlürfte und ihn prllfelid sog,
wie kam's, daß plötzlich zu den röm'schen Tagen,
Mit Dir verlebt, mein Geist erinnernd flog?
Nach der latina sah ich mich verschlagen,
In eine Vsteria, schattend bog
sich eine f)inie vor und hell wie hier
stand der Fiasco zwischen Dir nnd mir.
sprich nun, woher dies unverhoffte Mahnen,
Das stets in schmerz die seele mir getaucht,
Just hier, wo ich zu Gablenberg im Hahnen
so froh saß, wie es nur ein Dichter braucht?
G, ich verstand es wohl, ein süßes Ahnen,
süß, wie der lenzwind durch die Vlüthen haucht,
Das hatte, daß ich's tief im Grund gespürt,
Mir heute längst die schlafe schon gerührt.
Mich hatte mit geheimnißvollen schauern
Lin Gruß durchzittert aus ital'schem land:
Vbstgärten, Villen, selbst die weinbergmauern,
Das war mir Alles ach so sehr bekannt,
sollt' ich von sehnsucht nun verzehrt hier trauern?
Nein, ich war glücklich und mit Dank empfand
Mein Herz, daß mich, der lang entsagend büßte,
Die neue Heimath nun so hold begrüßte.
Die sehnsucht nach dem schönsten, Freund, begleitet,
so sagt' ich mir, uns doch in steter Vual.
wem sie nur Einmal ward erfüllt, dem leitet
Nichts mehr den Vlick von feinem Ideal.
Doch fühl' auch der mit Dank sein loos bereitet,
Dem nur ein Abglanz, nur ein einz'ler strahl
Ins Herz fällt, wie mir heute hier begegnet,
Und darum sei dies land von mir gesegnet.

Wassili Iwassiliewitsch wereschagin.

vÜN

Ludwiy Pietsch

— V e r l i n . —

süf der Wiener Weltausstellung im Jahre 1873 ist der Name des russischen Meisters mir und auch wohl dem großen Publikum des westlichen Europa zuerst bekannt geworden. Nicht durch Gemälde ^ oder Zeichnungen in den Kunstsälen des Ausstellungspalastes, sondern durch Photographien, welche von einem münchener Photographen (Obernetter, glaube ich) ausgestellt waren, und ganz cigenthümlich frappirende und fesselnde Handzeichnungen reproducirt zeigten, auf denen man in russische!! Lettern jenen Namen Weeschagin las. Sic stellten meist charakteristische Gestaltengruppen centralasiatischen Volksstammes, resp. Scenen aus den russischen Kriegen gegen Bothara und Samarkand dar. Cigenthümlich war den Zeichnungen der letzteren Art die große Unbefangenheit und Ungeschminlthcit in den Schilderungen des Gräßlichen, was nun einmal von dem blutigen Handwerk des Krieges nicht zu trennen ist, gleichviel ob er sich mit dem Titel der civilisatorischen Mission, der Vertheidigung der heiligsten Güter, der Wahrung der nationalen Ehre schmückt, oder ob er sich als nackter barbarischer Raub- und Verheerungskrieg giebt. Lauge ist dann der Name Wcreschagin nicht wieder bei uns genannt worden. Man sah weder etwas von dem, noch las man, wenigstens in deutschen und französischen Journalen, etwas über deu Künstler und sein Schaffen, Erst in der zweiten Hälfte des Jahres 1881 tauchte er hier und da in den Berichten aus Petersburg und Moskau und bald auch aus verschiedenen deutschen Städten wieder auf. Man erfuhr, daß er Ausstellungen einer ganzen großen Sammlung seiner Gemälde und Zeichnungen in diesen Orten veranstaltete. Und Gegenstände und Art seiner Kunstschöpfungen schienen nach allen Schilderungen so völlig 24»

360 Ludwig Pietsch in Berlin. - —

abweichend von allem Gewohnten zu sein, daß die durch sie erregte Verwunderung, ja die Entrüstung gegen sie und ihren Autor sich noch stärker kundgab, als die Anerkennung ihrer rein künstlerischen Vorzüge. — An einem der ersten Fcbiartage des Jahres 1832 erhielt ich den Besuch von einem mir unbekanntem Herrn, einem schlanken, hochgewachsenen Mann nahe den Vierzigern, mit bereits etwas spärlichem Haar, dunkeln, großen Vollbart, einer kühn geschnittenen, scharf und fein modellirten Adlernase und tief liegenden, blitzenden, dunkelgrauen Augen; einem Kopf, dessen ganzer Typus an den jener kaukasischen Krieger erinnert, wie sie in Horschel's bewundernswerthen Zeichnungen aus den russischen Kaulasuskriegen häufig erscheinen. Er überreichte mir einen Brief Turgenjews an mich, worin dieser mir mit warmen Worten den Ueberdringcr, „seinen lieben Freund, unseren großen russischen Künstler Wereschagin“ empfahl und mich ersuchte, Alles, was ich vermöge, für ihn zu thun. Es war mir bereits bekannt geworden, daß wir in Berlin demnächst die Ankunft der, eben in Wien ausgestellt gewesenen, Werke dieses Meisters und die öffentliche Ausstellung derselben zu erwarten hätten. Er bestätigte diese Nachricht und lud mich ein, das Arrangement im Kroll'schen Lokal noch vor der Eröffnung der Säle für das Publikum in Augenschein zu nehmen und ihm meine Meinung darüber zu sagen. Die Wahl jener Säle als Ausstellungslocal war ihm, nach seiner Versicherung, gleichsam aufgedrungen worden durch die Unmöglichkeit, in Berlin einen Raum zu finden, dessen Größen- und Höhenverhältnisse genügt hätten, seine ganze auszustellende Sammlung mit Einschluß zweier besonders kolossaler Gemälde in sich aufzunehmen. Bei einer Ausstellung im Kroll'schen Etablissement aber mußte auf jede irgend genügende Beleuchtung durch Tageslicht verzichtet werden. Wereschagin hatte sich daher entschlossen, den Mangel desselben durch das Licht elektrischer Lampen zu ersehen. Das ist ihm bekanntlich später sehr verdacht und übel ausgelegt worden. Man hat darin eine gesuchte Seltsamkeit, eine sogenannte Effelthafcherei der schlimmsten Art finden wollen. Noch ein zweiter Umstand trat hinzu, um Viele in dieser Auffassung noch mehr zu bestärken. Wereschagin ließ sich nicht davon abbringen, ein Harmonium hinter Vorhängen verborgen aufzustellen, auf welchem während der Dauer der Ausstellung mehr oder weniger feierliche Weisen gespielt und sogar mit gedämpften Ehorgesängen begleitet wurden. Diese geheimnißvollen, aus unsichtbarer Quelle strömenden Klänge sollten nach des Künstlers Meinung, die Beschauer noch mehr in die rechte Stimmung versehen, welche er für die zur Betrachtung seiner Bilder angemessenste erachtete. In dem großen Königsfaal hatte er die 88 größeren und kleineren Oelbilder vereinigt, welche den Kern und die Hauptmasse seiner Ausstellung bildeten; in dem kleineren Vorsaal eine große Sammlung von Handzeichnungen unter Glas und Nahmen, besonders reich an ganz vortrefflichen Bleistiftstudien nach der Natur, zumal von Köpfen turkmenischer, kirgisischer, chinesischer, indischer, kalmückischer Charakterköpfe von Männern und Frauen.

Wassili wassilieu'itsch wereschagin. 36^

Außerdem aber hatte er diesen Saal effectvoll decorirt mit einer Menge von indischen, lwlharischen, tibetanischen Teppichen, Decken, Stickereien, Schabracken, von Waffen aller Art, Frauen» und Männerschmuck für Kopf Hals und Füße, indischen und tibetanischen Götzen- und Heiligenbildern, Musikinstrumenten, Metallgerä'then, Gebetmafchinen, indischen Hirschgeweihen, Bärenfellen, einem ausgestopften indischen Geier ?c. So unterschied sich das Ganze freilich sehr wesentlich von der sonst gewohnten Erscheinung unserer Gemäldeausstellungen.

Es hat denn auch nicht an lieben College«, an Aesthetikern, Kritikern, von Fach und Amt und an noch viel scharfer urtheilenden Dilettanten dieses Faches gefehlt, welche schon aus dem ganzen Apparat und dieser Inscenirung der Wereschagin-Ausftellung folgern zu müssen glaubten, daß des russischen Malers künstlerische Leistungen nur von geringer Bedeutung seien und vor einer ernsteren Prüfung, falls man sie derselben überhaupt würdigte, nicht bestehen könnten. Ich gebe gern zu, daß dieses angemessener und besonders auch unseren westeuropäischen Ideen entsprechender gewesen sein würde, wenn der Künstler seine Werke ohne dies, auf die große Masse berechnete, Brimborium zur Schau gebracht hätte. Er würde es den Freunden seiner Person und seiner zumtheil ganz eminenten Kunstschöpfungen wesentlich er leichtert haben, seine Sache zu führen und für die außerordentliche Bedeutung sehr vieler seiner Arbeiten überzeugungsträftiger den in Vorurtheilen befangenen Angreifern gegenüber einzutreten. Aber eine Erscheinung wie die seine kann andererseits verlangen, mit etwas anderem Maße gemessen zu werden, als die Collegen, welche ruhig in Haus und Atelier verbleibend und ihre Thätigkeit nur dann und wann durch kleine Erholungsausflüge oder Studienwanderungen unterbrechend, ihre Bilder malen, welche dem Publikum das Leben, das ein Jeder lebt, mehr oder weniger getreu spiegeln oder die anmuthigen Träume der Malerphantasie auf der Leinwand verwirklicht zeigen. Viel weniger als bei fast allen lebenden Kunstgenossen ist bei Wereschagin die Person von dem Künstler und seinen Werten zu trennen. Das eigentümliche Interesse und Befremden, welches diese erwecken, erregt auch jene durch die ganze Art ihres Lebens und ihres künstlerischen Schaffens, durch das Wollen wie durch das Vollbringen, durch die Gattung und das Aufsuchen seiner Vildmotive, wie durch das malerische Verarbeiten und Gestalten derselben.

Trotz des außerordentlichen Reichthums an ungewöhnlichen Erlebnissen und Erfahrungen, dessen sich Wereschagin rühmen darf, und trotz seines liebenswürdig anschmiegenden Wesens, das sich allerdings so nur da offenbart, wo es Sympathie nicht nur findet, sondern empfindet, ist er in Bezug auf sich selbst und sein? eigenen Thaten und Abenteuer sehr zurückhaltend und wenig mittheilsslm. Nichts liegt ihm feiner, als seine Persönlichkeit in den Vordergrund zu stellen und mit dem, was er gethan, erduldet, unternommen und durchgesetzt hat, zu prunken. Nur mit Mühe und gleichsam

36? ludwig f>ie!sch in Verlin.

tropfenweise zieht man, selbst wenn man intimer bekannt mit ihm geworden ist, detaillirte Mittheilungen darüber aus ihm heraus. Das ist jedenfalls nicht die Art der „Charlatans“ und „Neclamenmacher“, zu denen manche Catonen unter den Künstlern und Dilettanten ihn gerne weifen gesehen hätten. Was wir von seinem Leben und Studiengange wissen, ist in der Hauptsache Folgendes: Er ist in Nowgorod 1842 geboren, der Enkel einer Tartarin, aus welcher Abstammung er seinen eigentümlichen Gesichtstypus erklärt. Zur Marinecarriere bestimmt, erwarb er seine Fachbildung auf der Marine-schule zu Petersburg. Mit siebzehn Jahren hatte er das Offizierspatent errungen. Da unterbrach die leidenschaftliche Neigung zur Malerei diese viel verheißend begonnene Laufbahn. Lange aber hat er, in Folge des Widerstreits gegen die Ansichten und den Willen seines Vaters, auf die Ausführung des Verlangens verzichten müssen, sich dem Studium der Malerei in einer der westeuropäischen Kunststädte ernstlich zu widmen. Erst im Jahre 1861 war der Widerstand der Eltern so weit überwunden, daß dem Sohn die Mittel zur Reise nach Paris und Berlin und zum Studienaufenthalt daselbst bewilligt wurden. Eine Reise nach dem Kaukasus behufs der Theilnahme an den dortigen Kämpfen mit den Bergvölkern rief ihn bald wieder für einige Zeit von Paris ab. Dann kehrte er noch einmal dorthin zurück, um sich unter Ger^mes Leitung und in der Nonle ckos 1,o!n>x «!tZ weiter in der Malerei zu vervollkommen. Die Erpedition des Generals von Kaufmann im Jahre 1867 gegen Samarland veranlaßt« ihn, sich derselben anzuschließen. Ausgezogen, um malerische Studien auf einem höchst interessanten und eigenartigen Kriegsschauplatz zu machen, drängten ihn Ereignisse und Zufälle in die kriegerische Thätigkeit selbst hinein. Und glänzend bewährt? sich sein tapferes, tüchtiges, russisches Herz, sein kaltblütiger Muth und seine ruhige Entschlossenheit dort in den furchtbarsten Lagen zum Heile der Truppen, denen er sich als Zeichner angeschlossen hatte. Das Fieber, der ihn immer wieder heimsuchende Feind seiner Gesundheit, nllthigte ihn, zurückzukehren. Er rettete sich wieder nach Paris. Aber kaum gesundet, begab er sich von Neuem nach Asien, um die nähere Ne»lanntschaft Sibiriens als freiwillig Reisender zu machen. 1870 wählte er Deutschland, und speziell München, zum Aufenthaltsort. Horschelt, der große, geniale Künstler, dessen Bekanntschaft er auf dem gemeinsamen kaukasischen Studienschauplllh gemacht hatte, war wohl hauptsächlich der Magnet, der ihn dorthin gezogen hatte. Aber schon im nächsten Jahr mußte er den deutscheu Freund durch den Tod verlieren. In der verwaisten Werkstatt arbeitete Wereschagin bis zum Jahr 1873, und dort entstanden jene Bilder und Zeichnungen, die uns damals auf der Wiener Weltausstellung in ihren photographischen Reproduktionen so mächtig und tief impressionirtcn. Drei Jahre einer solchen ruhigen Atelierrhätigkeit waren für Wereschagins unruhige, wanderlustige Natur bereits ein überlanger Zeitraum. 1874 durchstriefte er Ostindien und stieg über die Vorberge des Himalaya bis in die

Wassili wassilicwitsch wereschagin. 363

Regionen des ewigen Eises desselben hinauf, zeichnete und malte Studien nach dieser grandiosen Gebirgsnatur und noch eifriger nach den theils erhabenen schönen, theils grotesken und ungeheuerlichen, architektonischen Monumenten Indiens und Tibets und nach den Menschentypen der diese Länder bewohnenden Völker. Auf diesen kühnen Streifzügen begleitete den Künstler seine tapfere Gattin, welcher die Gabe ausdauernden unerschütterlichen Wagemuths in nicht geringerem Maß verliehen zu sein scheint, als ihm selbst. Beide gemeinsam haben eine Schilderung dieser verwegenen Studienreise im Himalaya und durch Tibet niedergeschrieben, welche er mit kleinen Illustrationen schmückte: ein im vorigen Jahr auch in deutscher Sprache erschienenes Büchelchen von originellem, frischem Gepräge und Interesse an Inhalt und Form. Als 1877 der russisch-türkische Krieg ausbrach, eilte Wereschagin, sich den vaterländischen Truppen anzuschließen. Auch in diesem blutigen Feldzuge bewährte er seinen, Gefahren und Tod verachtenden Muth nicht nur als der Künstler, welcher dieselben nicht scheut, wo es sich um Beobachtung und Studium der Scenen des Kampfes handelt, sondern wie damals im Samarkand, auch actio sich am Kampfe betheiligend. Das geschah unter Anderem auch bei der Sprengung eines türkischen Monitors durch einen Torpedo, wobei er seine Theilnahme durch eine Schußwunde in der Hüfte zu büßen hatte, deren Folgen sich ihm heut noch zuweilen recht unbequem fühlbar machen. Vom Lazarth m Bukarest begab sich der kaum noch dürftig Wiederhergestellte von Neuem zur Armee in Bulgarien. Nort ist er nächster Zeuge der Thaten und Leiden der russischen Truppen gewesen. Er hat am Schipkapaß mit ausgehalten, ist mit Gurko über den Balkan gegangen, war bei der endlichen Besiegung Plcwnas zugegen und hat schließlich noch als Secretär des Generals Strotoff bei den Friedensverhandlungen von San Stefano mitgearbeitet. Ein bedeutend jüngerer Bruder Wereschagins, der sich gleichfalls der Malerei gewidmet hatte, ist in diesem türkischen oder schon in einem der früheren Feldzüge geblieben. Ein anderer Bruder diente als Major in Skobelevs Kosllknregimentern, neuerdings in friedlichen Zeiten aber dem berühmten Bruder Wassili, dem Maler, als Begleiter und als thätiger Helfer 'auf den Reisen, welche dieser neuerdings mit seinen Gemälden behufs der Ausstellung derselben in den verschiedenen Städten Europas gemacht hat. Sein eigentliches Standquartier hat Wereschagin in oder vielmehr bei Paris, in dem durch eine etwa einstündige Eisenbahnfahrt zu erreichenden Ort Maison Lafitte, nicht weit von St. Germain. Dort ,lcbt er zurückgezogen und sich mit der ihm eigenthümlichen Scheu vor der Welt so viel als möglich verbergend in ländlicher Einsamkeit und Stille vergraben, um sich wieder einmal für einige Zeit, so lange es ihn eben in solcher Ruhe duldet, der Ausführung neuer Gemälde zu widmen. So fand ich ihn im vorjährigen Mai dort in seinem Heimwesen, das eben so wunderbar, so abweichend in Lage, Erscheinung und Einrichtung von allem sonst Gewöhnten, von der

36H Ludwig pietsch in Berlin.

Alt der Wohnungen und Werkstattträume anderer Künstler ist, wie seine Persönlichkeit, seine Sinnesweise und Lebensführung von der ihren. Im letzten Winter aber hieß es, Wereschagin sei bereits wieder zu einer großen Reise nach Indien oder Eentralahen aufgebrochen. Im April soll er indeß plötzlich in Petersburg aufgetaucht sein.

Wie er es möglich macht, bei einem so verschwenderischen Aufwände von Zeit allein für die steten Ortsveänderungen, für Reisen, Studien« Wanderungen, Kriegszüge, den er seit zwanzig Jahren getrieben hat, noch da Muße zu finden, deren es doch bedarf, um eine so große Zahl von Vildern jedes Umfangs zu malen, bleibt schwer verständlich. Aber kaum minder schwierig macht er es uns, den Kern seines künstlerischen Wesens zu erkennen und die mannigfachen Widersprüche zu lösen, welche dasselbe darzubieten scheint.

Der Impuls seiner Production ist nicht die Gestaltungslust und -Kraft einer reichen Phantasie. Auch seine Künstlerschaft entspringt vor Allem dem ihn ganz beherrschenden Triebe, die Welt und das Leben in ihren mannigfachsten und für den europäisch erzogenen Sinn seltsamsten Erscheinungen und Aeußerungen zu sehn und kennen zu lernen und sie treu und wahrhaftig darzustellen. Die Unbefangenheit und Aufrichtigkeit diefer Darstellung ist in der Mehrzahl seiner Gemälde so groß, daß man ihn, nur nach diesen urtheilend, kaum für fähig halten möchte, auch Bilder mit einem gewissen Hintergedanken, einer außerhalb des künstlerischen Interesses liegenden Nebenabsicht, z» malen. Und doch hat er das nicht selten gethan. Solche Nebenabsichten finde ich viel weniger an seinen berühmten Darstellungen der Schrecknisse und des Elends der Kriege, in welchen man von anderer Seite die Tendenz zumeist und am deutlichsten zu erkennen meint, als in jenen großen Vildern indischer und russischer, genau der Wirklichkeit nachgemalter, Architekturen und gewissen, völlig ohne Grund in kolossalem Maßstab ausgeführten inhaltlig und malerisch ziemlich gleichgiltigen Landschaften und Zeitereignissen, wie die Riesenbilder: „Der Einzug des Prinzen von Wales in Djeypoore" oder „Die höchsten Gipfel des Himalaya". Sie können ihre Entstehung und Ausführung in solcher Form nur der bestimmten Absicht verdanken, auf den, durch den Künstler veranstalteten, Ausstellungen seiner Werke einen besonders starken Effect auf die Menge zu machen. Er hätte sie, ohne daß diese Ausstellungen dadurch an künstlerischer Bedeutung und an solchen Wirkungen verlieren würden, sehr wohl davon ausschließen können. Daß letztere, und zwar so „sensationell" wie durch die Gemälde keines Zweiten, dabei hervorgebracht werden, dafür ist in vielen seinen Vildern von ganz bescheidenem Umfang wahrlich genügend gesorgt, ohne daß eine darauf gerichtete Absicht das Motiv zu ihrer Entstehung gewesen wäre. Bilder von dieser Art sind besonders seine Schilderungen aus dem russisch-turkmenischen und dem russisch-türkischen Kriege. Sie vor Allen haben dem Maler seinen eigentümlichen populären Ruhm erworben. Sie treten den Meisten zuerst

Wassili wassilicwitsch wreschagin. 365

Vor des „Geistes Auge“, wenn sie den Namen Wereschagm aussprechen oder nennen hören. Auch seine schönsten sonnigsten Architekturgemilde und meist charakteristischen indischen und centralasiatischen Lebensbilder werden für ienes Publikum völlig in den Schatten gestellt durch die trostlosen Schilderungen der Gräuel der Schlachtfelder, der Verbandplätze und Kriegs-Lazarethe.

Die Mehrzahl der Künstler in den ältesten wie in den neueren Zeiten haben, wenn sie dem Kriege die Gegenstände ihrer Darstellung entlehnten, theils mstinctiv, theils bewußt, ihre Schilderungen seiner Scenen so arrangirt, als ob es der Zweck dieser Bilder sein müsse, den Beschauer für alles kriegerische Thun, für Angriff, Sturm, Schlacht, Feldlager zu begeistern und die Wunden und den Heldentod siir's Vaterland eher süß als bitter erscheinen zu lassen. Wereschagm hat das wahre Gesicht des Krieges mit unbestochenem Blick gesehen und es so gezeichnet. Gerade die Seite desselben, welche die andern Kriegsmaler fast immer vermieden oder verleugneten, hat er mit Vorliebe aufgesucht und studirt. Diese Kehrseite aller kriegerischen Gloire und Herrlichkeit, all den Jammer, das massenhafte blutige Verderben, mit welchem jene erlaucht werden müssen, hat er sich zum Hauptgegenstande seiner Schilderungen gewählt. Er versteht es, sie mit so großer Ehrlichkeit und mit einer so erschütternden Kraft der Wahrheit zur Anschauung zu bringen, daß ihr Anblick die Lust am Kriege, die Begeisterung dafür gründlich verleiden müßte, — wenn sie dem menschlichen „Raubthier“ nicht zu tief und unvertilgbar im Blute steckte. Wunderlich und widersprechend in hohem Grade erscheint es nur, daß diese Bilder, welche ob mit oder ohne bestimmte Absicht des Malers wie geschaffen dazu sind, vom Kriege abzuschrecken, ihn seines blendenden trügerischen Glanzes zu entkleiden, geniaht sind und wie die stumme, aber beredte Friedenspredigt eines Humanitätsapostels der Welt vorgeführt werden, von einem Manne, der persönlich fast ebenso viel Lust und so vieles Geschick zum Waffenhandwerk bewiesen hat, als zu der friedlichen Kunst.

Wereschagm bethcuert, — und man muß es ihm glauben, — daß er den Krieg haßt. Aber er liebt leidenschaftlich sein russisches Vaterland und er weiß das eminent Malerische der kriegerischen Vorgänge nach seinem ganzen Werth zu schätzen. Während der russischen Feldzüge in Centralasien, die er zugleich als Zeichner und als nöthigenfalls thätig mit eingreifender Offizier begleitete, muß die Freude an dieser malerischen Erscheinung der mit» erlebten und beobachteten Kämpfe und Thaten, und zugleich^der vatriotifche Stolz auf den Heroismus feiner Volksgenossen noch jedes andere Gefühl in ihm überwogen haben. Seine Bilder aus diesem kühnen, fast abenteuerlichen Kriegszuge bekunden das deutlich genug. Sie verherrlichen vorzugsweise die zähe Tapferkeit und überlegene Kraft jenes Häufleins, mit welchem General von Kaufmann sich seinen Weg durch die Schwärme zahlloser kriegerischer Asiaten bahnte, die märchenhafte Hauptstadt Tamerlans, das altberühmte

366 Ludwig Richter in Berlin.

Samarland, eroberte und gegen die ungeheure Ueberzahl der anstürmenden Turkmenen behauptete. In der Minderzahl sind unter den Bildern dieses Cyclus diejenigen, welche nur das Gräßliche schildern, ohne dessen Eindruck durch die gleichzeitige Darstellung mannhafter That, heldenmüthigen Widerstandes gegen das drohende Verderben zu compensiren. Von jener Art ist das Bild des todt am Boden liegenden, gefallenen russischen Soldaten, welcher von einer Wolke von herbeigeflogenen Geiern und Raben umflattert wird; jenes andere, ein Meisterwerk, welches den großen Säulenhof des Palastes zu Samarland und in dessen Galerie den Emir mit seinem Hofstaat zeigt, in wohlgefälliger Betrachtung der zu seinen Füßen hingefchütteten Haufen von abgeschnittenen Köpfen russischer Soldaten, der bei dem ersten unglücklichen Angriff gegen die Stadt Gefallenen, versunken. Im schönen Gegensatz zu derartigen Bildern stehen dann aber jene, ersichtlich mit voller Herzens- Antheilnahme gemalten Schilderungen russischer todtverachtender Tapferkeit, wie das Bild des von turkmenischen Reitergeschwadern umzingelten Carrös, oder das eines abgesehenen kleinen Kosatentrupps, welcher, seine niedergeworfenen Pferde als Wälle benutzend, mit ruhiger Entschlossenheit den Ansturm der ihn rings umschwärmenden grausamen Feinde erwartet, deren zur Ergebung auffordernden Parolen der Führer nur jene berühmte Antwort Götz von Berlichingens an den kaiserlichen Hauptmann gegeben hat. ohne — daß er den Götz je gelesen hätte.

Das Bedeutendste aber, was Nereschagin in diesem kriegerischen, geschichtlichen Genre geleistet hat, in welchem nicht auf das Gräßliche, sondern auf das Heroische der größte Nachdruck gelegt ist, sind zwei Bilder, in denen er Selbsterlebtes, oder genauer Selbst-nicht-durchgefohtenes, zwei Momente einer wahrhaft glorreichen Waffenthat, mit unübertrefflicher Energie schildert. Die Vorgänge und ihre nächsten Folgen sind für seine Persönlichkeit und seinem ganz exceptionellen menschlichen Charakter so bezeichnend und ehrenvoll, wie die Darstellungen für seine Künstlerschaft. Samarland war von den Russen unter General von Kaufmann erobert. Letzterer ließ eine Besatzung von kaum 600 Mann darin zurück, und verfolgte seinerseits mit dem Gros seines kleinen Heeres den geschlagenen Feind. Dieser aber wußte sich seinen Verfolgern zu entziehen. Ja, ohne daß letztere es ahnten, gelang es ihm, in einer Stärke von 20,000 Mann sich wieder der Stadt zu nähern und nun seinerseits gegen dieselbe und das schwache Häuflein ihrer Besatzung anzustürmen. Die alten halbverfallenen Mauern boten nur einen sehr ungenügenden Schutz. Die Lage der Russen innerhalb der Stadt wurde eine immer verzweifeltere. Bei der Verteidigung derselben gegen die unablässigen Angriffe einer so Ungeheuern Ueberzahl fielen die Offiziere der Besatzung fast Mann für Mann, und täglich schmolz, die Zahl der kampffähigen Mannschaften mehr zusammen. Im kritischen Moment hatte Wereschagin, der bei diesen Truppen in Samarland geblieben war, als Offizier die Führung übernommen. Gerade damals war ein großer Sturmangriff der Belagerer gegen die Breche der Mauer gerichtet worden.

^ Wassili wassiliewitsch wereschagin. 26?

Tic Russen erwarteten die Angreifer, von den Wällen gedeckt und für sie verborgen. Das eine jener beiden Bilder schildert tiefen bänglichen Augenblick der Spannung, wo die Mannschaften niedergeduckt, lautlos, die Waffen bereithaltend, des heranstürmenden Feindes harren, während die Offiziere, aus der zusammengedrängten Masse herausgetreten, beobachtend, zur Bresche spähend, mit sprechender Handbewegung ihre Leute zur tiefsten Stille mahnen. Und dann sind sie gekommen, ist der wilde heulende Schwärm hereingebrochen, wie die Sturmfluth über die Mauerlücke hinweg und — in die Bajonette der sie Erwartenden hinein. Ein fürchterliches Gemetzel begann. Bald bedeckten Berge von turkmenischen Leichen die Mauertrümmer und das Terrain zunächst den Wällen. Der Rest der asiatischen Schaaren entkam von den russischen Kugeln verfolgt, in regelloser Flucht. Erst als Samnrkand so von jenen befreit war, traf der General, welchen ein Note der Eingeflossenen glücklich erreicht und von der dringenden Gefahr der Zurückgelassenen in Kenntniß gesetzt hatte, in Eilmärsche» zu ihrem Entsatz ein. — Das zweite jener beiden Gemälde zeigt die gleiche Stätte an der Mauer von Samnrkand, wie das erste — aber nach dem abgeschlagenen Angriff. Die Leichen der Erschlagenen, ini wilden Durcheinander in allen Verzerrungen des Todeskampfes dahingewälzt, liegen in der Bresche und am Boden geschichtet, wie sie den Bajonetten erlegen sind. Die Sieger gehen theils ruhig ihren gewohnten Dienstverrichtungen nach, als ob gar nichts Besonderes geschehen sei, theils ruhen sie von der furchtbaren Vlutarbeit auf der Mauer sitzend, ihre Pfeife rauchend, gemächlich, während Andere sich anschicken, den Kampfsplatz abzuräumen. Die Wirkung dieser Darstellung ist unvergleichlich packender als es die jedes Kampfbildes selbst sein könnte. Wereschagin hat, wenn er mir von dem denkwürdigen Erlebnis; sprach, welches ihn zu diesen beiden Gemälden anregte, der thatigen eigenen Mitwirkung an dem Errettungslampf und Siege der Vertheidiger Sainarlands immer nur leichthin und oberflächlich gedacht. Alles Vordrängen dieser seiner eigenen Person ist ihm fremd. Erst durch Turgenjew erfuhr ich Näheres darüber und über den weiteren Verlauf dieses seltsamen Maler-Abenteuers. Er versicherte, daß General von Kaufmann nach jenem Kriege in den Petersburger Salons Folgendes in Bezug auf Wereschagins Verhalten offen erzählt habe: Auf den Bericht über des Künstlers hcldcnmüthigcs und wirksames Eingreifen in die Action sei diesem eine ganz besondere, ehrende Auszeichnung zugedacht worden, deren Verleihung mit aller militairischen Feierlichkeit in Scene gehen sollte. So sind die Truppen i» Parade vor der Moschee aufgestellt worden. Ter Obergcneral hält mit feinem Stabe vor der Front und ruft den anwesenden Wereschagin heran: „Du hast Dich so benommen, Freund," sagt er zu ihm, „dem Kaiser und dem Vaterlande so große und schöne Dienste freiwillig geleistet, daß Beide Dir den größten Dank und Lohn schulden. Zum Zeichen deß reiche ich Dir hier i» des Kaisers Namen das St. Georgskreuz. Nimm das meine von meiner

263 "Ludwig Sitsch in Berlin.

eigenen Brust." — Was antwortete der so Geehrte? Vorgetreten sei er und habe mit dem Ausdruck einer wahren Erbitterung zu dem General gesagt: „Ich soll das Kreuz nehmen, weil Du eine große Dummheit gemacht hast. Hättest Tu uns nicht untlug zurück und doch nicht von dem Feinde in die Irre führen lassen, so hatten wir gar nicht nöthig gehabt, uns hier von ihm todtschlagen zu lassen, und uns unserer Haut zu wehren! Ich danke für Dein Kreuz, behalte es!" Was ein russischer Obergeneral bei einer solchen Entgegnung empfunden haben muß, läßt sich leicht denken. „Was sollte ich thun?" so hätte von Kaufmann weiter erzählt. „Mir blieb die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten! Ich hätte von Rechts wegen den Beleidiger ergreifen und nach Kriegsiecht erschießen lassen müssen. Wollte ich das nicht, so mußte ich mich stellen, als hätte ich nichts gehört. Ich entschied mich rasch für den lehtercn Ausweg, wandte das Pferd, ritt weiter und ließ die Sache auf sich beruhen! Ob der Vorfall sich wirklich genau so ereignet hat, will ich nicht kritisch untersuchen. Ich habe die Erzählung Turgenjews nur treulich citirt. Dem Wesen und der Sinnesart Wreschagins entspricht solche Handlungsweise jedenfalls vollkommen; wenn auch die Form, in welcher sich jene bei diesem Anlaß geäußert haben, auch in Wirklichkeit eine etwas andere gewesen sein mag. Wie damals die Belohnung seines kriegerischen Verdienstes, so hat er später den ihm vom Kaiser verliehenen Professortitel und -Rang und ebenso die künstlerischen Aufträge zu Bildern aus dem russisch-türkischen Kriege abgelehnt, welche Alexander II. ihm nach der Beendigung desselben ertheilte. Wie er den Stachel dieser Art von Ehrgeiz, welcher die Mehrzahl seiner Kunstgenossen treibt und peinigt, nicht kennt, so ist er auch der Macht jenes anderen, sonst nicht minder verbreiteten und mächtigen: der Begierde des Erwerbes nicht unterworfen. Es liegt ihm nichts daran, seine Bilder zu verkaufen. Von dem Gelde, was ihm die Ausstellungen derselben eintragen, pflegt er — insofern überhaupt ein nennenswerther Rest nach Abzug der großen Versendungs- und Expositions-kosten verbleibt — meist den größeren Theil zu wohlthätigen' Zwecken zu verschenken. Auch das unterscheidet diese Ausstellungen, deren ganze Inszenirungsweisen leicht zu falschen Auffassungen ihrer Motive verleitet, von allen ans Speculation auf den eigenen Vortheil unternommenen, verwandten Veranstaltungen. Daß er das sehr gerechtfertigte Verlangen und den Ehrgeiz hat/ das von ihm Geschaffene auch bekannt werden zu lassen und der Welt zu zeigen, ist selbstverständlich. Aber sobald sich die erweckte Bewunderung und der Enthusiasmus der Menschen direct an seine Person adressirt, sucht er sich, so viel er vermag, denselben zu entziehen. Der Bravste der Braven wird fast zum Feigling, zum schüchternen Knaben gegenüber der Menge oder der Gesellschaft, die ihm bezeugen möchte, wie sehr er sie durch seine Werte ergriffen und begeistert habe. Plötzlich ist er heimlich verschwunden; „wie ein Mäuschen", um seinen eigenen Ausdruck zu brauchen, «möchte er sich in das versteckteste Schutzloch verkriechen," vor der ihn um-

Wassili wassiliewitsch tvereschagin, 36Y

drängenden Schaar der Frauen, Fräulein und Männer, die ihm jenen Weihrauch streuen, dessen Tust 'die ungeheure Majorität der Künstler und Dichter mit so inniger Befriedigung in unbegrenzter Menge einathmen kann, ohne je die Empfindung zu haben, daß es nun genug oder zuviel sei.

Die heutige gebildete Gesellschaft so gut wie die Masse, uud in Westeuropa wie in Rußland, ist stark pessimistisch angehaucht. Das Schopenhauer'sche „Weltelend“ ist zum beliebtesten Wort auch im Munde Derer geworden, die in ihrer Person und nächsten Umgebung das Elend kaum je zu spüren gehabt haben. Auf dieser allverbreiteten Stimmung, diesem Liebäugeln mit dem Pessimismus, mit der Weltanschauung der „Trostlosigkeit“ beruht sicher zum nicht geringen Theil der außerordentliche Erfolg gerade der Schöpfungen Wereschagins, welche die gräßlichsten Formen jenes Elends zum Gegenstande haben, bei der Gesellschaft, deren Huldigungen er so ängstlich sich zu entziehen sucht. Diese Bilder aber sind hauptsächlich die, welche unter den Eindrücken des letzten russisch-türkischen Feldzuges entstanden sind und in grausigen Szenen, von welchen die Kämpfer desselben begleitet und gefolgt wurden, in ihrer ganzen Krassheit schildern.

Dieser Feldzug, welchen Wereschagin, eben so wie den turkmenischen, begleitete, bot in vielen Punkten ein trauriges Gegenstück zu letzterem. Der Heldenmut!), die zähe Ausdauer, die Ertragungsfähigkeit der Truppen zeigte sich nicht geringer; an genialen, verwegenen Führern, in deren Lexikon das Wort „unmöglich“ nicht zu existiren schien, fehlte es ihnen auch diesmal nicht. Aber sie trafen auf einen festeren, energischeren Widerstand großer Heere unter Generalen von hervorragender Tüchtigkeit. Sie »hatten zugleich mit der furchtbaren Naturgewalt eines harten Winters zu kämpfen. Und noch ein schlimmerer, schwer greifbarer Feind in ihrem eigenen Reiche befandete und decimirte die russischen Heere: die schamlose, nichtswürdige Gaunerei gewissenloser Lieferanten und mancher hochgestellter Oberen, welche den Truppen die Nahrung fälschten und unterschlugen, die Kranken und Verwundeten verkommen ließen aus Mangel an allem Notwendigsten, wofür die Heimath verschwenderisch gesorgt zu haben glaubte, nicht ahnend, daß ein großer Theil der Summen und Hilfsmittel, die sie freudig beisteuerte, in den ruchlosen Händen Derer blieb, denen das Wohl der Armee anvertraut war.

Alle diese Erfahrungen und Beobachtungen, der stete Anblick des rettungslosen, unentrinnbaren Jammers all der hingeopferten Taufende, der ungeheueren Summe von Schmerz, Verzweiflung, Verderben und Grauen, welche der so geführte Krieg zunächst erzeugte, mußte in der Seele des sein Voll und Vaterland glühend liebenden Künstlers, trotzdem er gegen die Schrecken des Krieges gründlich abgehärtet war, eine tiefe traurige Wirkung hinterlassen. Sie verdüsterte seine Stimmung viel mehr, als die glänzenden Thaten und Siege, an denen dieser Krieg sicher nicht arm war, ihn freudig erhoben haben. Aus dieser Gemüthsverfassung heraus sind jene vielbewunderten

270 Ludwig Pietsch in Berlin.

und viel angegriffenen Bilder gemalt, deren Gegenstände Schlachtfeldern nach dem Kampfe, den Verbandplätzen und Lazarethen entlehnt sind. Auf dem einen zeigt er „Unsere Feinde“, die Türken, nach einem Siege den russischen Tobten, welche den Kampfplatz in Masse bedecken, die Köpfe abschneidend, und die Kleider raubend. Auf einem anderen, unter schwer hereinhängendem grauwoeligem Himmel, das weite Schlachtfeld, in dessen trockenem braunem Gestrüpp und Grase in unabsehbaren Reihen die gefallenen und verstümmelten Russen nebeneinander gelegt sind, um von einem Popen, dem nur ein einzelner Unteroffizier mit dem Gebetbuch in der Hand assistirt, vor dem Einscharren in die Massengräber eingesegnet zu werden. „Unbezwingliche Trauer, entkräftender Jammer“, ist der Inhalt und die Wirkung dieses Bildes. Entsetzlicher noch ist jene Darstellung der Straße nach Plewna im Winter. Der gefallene Schnee hat den Weg und die ganze öde Landschaft ringsum bedeckt. Aber nicht völlig verbirgt er die Leichen der türkischen Gefangenen, welche, da sie dort auf dem Transport ihren Wunden und der Entkräftigung erlagen, auch liegen geblieben sind. Das Fuhrwerk und die Geschütze späterer Colonnen sind gleichgiltig über die in der Mitte der Straße gebetteten Körper dillhingefahren, und haben sie zermalmt. Erkennbarer ist die menschliche Form derer geblieben, welche zu beiden Seiten des Weges liegen. Die reichgedeckte Tafel, welche die Naben und Krähen der, gütig auch für die Vögel unter dem Himmel sorgenden Vorsehung verdanken, hat dieselben in großen Schwärmen herbeigelockt. Da schweben sie darüber hin, lassen sich zum schwelgerischen Mahl nieder, am dichtesten da, wo die Geschüßräder ihren Schnäbeln bereits vorgearbeitet und ihnen die Speise hübsch mürbe gemacht haben: und die Gesättigten lassen sich auf den Telegraphendrähten in Reihen nieder, um behaglich hoch über der noch lange nicht abgeweideten Tafel auszuruhen. Den Schmerz und die Qual der noch lebenden, nur verwundeten Opfer der Schlacht schildert in vollendeter, erbarmungsloser Wahrheit das musterhafte Bild eines Verbandplatzes nahe dem Schlachtfeld. Hunderte von Gestalten auf nacktem Boden und in offenen Zelten liegend, hockend, stehend, verstümmelt, blutüberströmt, wie sie aus dem Gefecht gehinkt oder getragen worden sind, empfangen hier die erste Hilfeleistung durch Chirurgen und barmherzige Schwestern, welche fast der Last der blutigen Arbeit erliegen. Immer neue Unglückliche werden herbeigeschleppt. Die Aerzte zucken die Achseln: es ist kein Platz mehr, sie niederzulegen, kein Verbandzeug mehr, um es Ihnen anzulegen, keine Hand mehr frei, um ihnen zu helfen. Harren doch so Viele schon so lange in ihren Qualen vergebens, daß die Reihe an sie komme! Dies Bild steht in Bezug auf Schärfe der Naturbeobachtung, strenge Wahrhaftigkeit in der Darstellung, Energie der Zeichnung und Reichtum der Farbe in erster Reihe unter denen Wereschagins. — Scenen der grauenvollsten Art schildert das Bild „Türkisches Lazareth in Plewna“. Ein kaum von einem matten Schimmer des Tages erhellter düsterer niederer Raum, in welchem am Boden und auf Väntrn längs der kahlen Wände

Wassili wassiliewitsch wereschagin. 3?^

die unglücklichen Kranken und Verwundeten in ihren blutigen Lumpen neben und über einander liegend, im Krampf der Schmerzen und des Todeskampfes sich krümmend, hilflos verkommen sind. In drei anderen Bildern dieses Cyclus bildete doch wenigstens nicht einzig und allein Qual und Jammer den Gegenstand der Schilderung. Das eine stellt den Moment vor dem Angriff russischer Infanterie aus dem Laufgraben hervor gegen stark befestigte, vom Feinde besetzte Höhen dar. In drei Gliedern hinter einander liegt die Sturmcolonne platt auf den Boden geworfen, im nächsten Vordergrund und so Deckung hinter niederen Hecken und Erdaufwürfen gegen das feindliche Feuer suchend. Eine Gruppe von Offizieren, hinter einem kleinen Schuppen zur Linken gruppiert, blickt beobachtend nach der Höhe hin. Im nächsten Moment wird das Eommando zum Hervorbrechen gegeben werden. In der Zeichnung der drei Reihen platt hingestreckter und zugleich angriffsbereit auf dem vom herbstlichen Regen erweichten kothigen Boden liegender Soldaten, in ihrer scharfen Verkürzung in die Bildfläche hinein, hat Wereschagin den Beweis einer Meisterschaft der Zeichnung gegeben, welche der keines der gepriesensten französischen und deutschen Realisten nachsteht. Das zweite dieser Bilder gehört zu den wenigen, welche einer ganz bestimmten kriegerischen Aktion ihren Vorwurf entlehnen. Es zeigt Kaiser Alexander II. und die Offiziere seines Hauptquartiers von dem gesicherten Platz auf einer Höhe der ersten unglücklichen Schlacht von Plewna zuschauend. Die letztere wird allerdings nur durch den Pulverdampf in der Tiefe angedeutet. Der Kaiser und die Herren seiner Umgebung sind fast allein vom Rücken her gesehen, auf einer Höhe im Vordergrund gruppiert; der Erstcre auf einem Stuhl sitzend, umstanden von hohen Offizieren. Von dem berühmten Champagnerfrühstück während der Schlacht, aus welchem man dem Zaren einen sicher sehr wenig motivirten Vorwurf gemacht hat, ist auf dem Bilde nichts zu sehen. Es giebt die Situation richtig und nüchtern wieder, wie sie Jeder kennt, der einmal ein fürstliches Hauptquartier im Kriege begleitet hat. Aber die Situation in diesem Fall ist nichts weniger als malerisch und ohne anderes Interesse als das, welches in der treuen Darstellung eines geschichtlichen Momentes und dem fein getroffenen Ton der düster gestimmten Landschaft liegt. Nach Inhalt und künstlerischer Form der Darstellung ist die Perle dieser Gruppe von Kricgsdildern jenes, welches den verwegenen Führer der Russen in den furchtbaren Kämpfen am Schipkapaß, General Stobeleff, den vielgenannten thaten- und redelustigen nationalen Helden, nach dem letzten entscheidenden Siege über das winterliche Schlachtfeld am Fuß der beschneiten Höhen längs der Reihen seiner Infanterie mit seiner Suite im vollen Galopp dahinsprengend zeigt. Im Namen des Kaisers dankt er den Truppen und wird von ihnen mit wildem Jubel begrüßt. Ueber die schneebedeckte Thal ebene und über die Abhänge der Schanze zur Rechten sind die blutigen Körper türkischer und russischer Gefallener verstreut. Dem Beschauer ist der Anblick des Schrecklichen in seiner nackten Wahrheit nicht erspart. Aber der

372 Ludwig Piccsch i» Vcilin,
frische, siegesfrühdige Zug, der durch das ganze Bild geht, läßt dasselbe doch wesentlich anders wirken, als jene anderen eben geschilderten. Zwischen den Offizieren, welche aus der Tiefe des Bildes hervor neben und hinter Skobelev heransprengen, hat Nereschagin hier sich selbst gemalt. Und er war völlig berechtigt dazu. Hatte er doch in jener schweren Zeit am Schipkapaß im Feuer des Feindes und in Eis und Schnee und grimmigen Frost des Winters neben dem ihm nahe befreundeten General ausgehalten und diesen Sieges« jubel aus vollem Herzen gethilt. Dies Bild ist unter den dem Krieg gewidmeten nicht nur eins der wenigen nicht ganz trostlosen, sondern auch eins der im Ton feinsten, in der Durchführung delicatesten und vollendetsten. In der relativen Anmuth der malerischen Stimmung kommt ihm nur jenes friedliche Kriegsbild gleich, welches einen Kosakcnvosten auf einer Höhe über der breiten, zartglänzenden Wasserfläche der Donau unter einem heiteren, leuchtenden Sonnenhimmel darstellt.

Was nicht nur Wereschagins Bilder von sehr Vielen der von seinen Kunstgenossen gemalten in rein künstlerischer Hinsicht wesentlich und vorthcilhaft unterscheidet, ist die nicht genug zu schätzende Eigenschaft, daß ihr Ton, ihre Beleuchtung, das ganze Aussehen der Menschen und Dinge darauf, frei von jeder Erinnerung an die Malerei im Atelier, im geschlossenen Raum ist. Es ist noch nicht gar lange her, daß die Einsicht den Modernen aufgegangen ist! Bilder, welche einen Anspruch auf Wahrheit der Wirkung erheben wollen, dürfen nicht das Atelierlicht verrathcn, in welchem sie gemalt sind. Lebendige und leblose Objecte in freier Luft und Sonne sehen schlechterdings ganz anders aus, als in einem geschlossenen von oben oder seitlich her effectvoll beleuchteten Werkstatttraum. Alle künstliche Herstellung von Reflexen zur Auflösung der unvermeidlichen schweren Schatten genügt nicht, die Spuren dieses geschlossenen Lichtes aus den so gemalten Gegenständen auszutilgen. Die Menschen und die Thiere wie die Baulichkeiten und die Landschaft auf Wereschagins Gemälden aber wirken überzeugend, so, als ob sie in freier Lust ständen, resp. vom vollen Sonnenlicht, wo dessen Effect beabsichtigt ist, beschienen wären. Bewundernswerth ist die Energie, die wahrhaft blendende Kraft dieses Sonneneffectes, den er in manchen feiner Gemälde aus dem Lande der Sonne per exellLuc«, aus Oft in dien, zu erreichen verstanden hat. Ich erinnere besonders an das mit größter Delieatesse durchgeführte kleine Bild, welches einige Hindus in völlig weißen Trachten auf einer Steinbant vor einer ebenfalls weißen Wand einer indischen Mofchee im vollen Sonnen« licht sitzend, darstellt. Eine bis zu einem solchem Grade getriebene Wahrheit der Wirkung heißer Sonne im Bilde, habe ich kaum je erzielt gesehen, wie hier. Nicht minder merkwürdig in demselben ist die feine Kunst, mit welcher hier das gleich stark beleuchtete Weiß der Neider von dem Weiß der Wand dahinter abgelöst erscheint.

Die Technik Wereschagins, die ganze Art der Behandlung seiner Bilder ist sehr Verschieden, nach den Gegenständen und den Dimensionen. Neben

Wassili wassiliewitsch weltschagin. 373

ganz decorativ und auf die großen Fernwirkungen hin gemalten Bildern sehen wir in seinen Ausstellungen ebenso viele, deren Durchführung der eines Maissonier nahe kommt. Aber auch in jenen decorativen wird man ihm, wenn auch in der Landschaft zuweilen eine gewisse Leere herrscht, doch in den Figuren niemals eine vernachlässigte, oberflächliche, lieblose oder unverstandene Zeichnung zum Vorwurf machen können. In Bezug auf feine großen Architekturbilder, wie die Moschee in Delhi, das Grabmal Tamerlans die Thüren des Palastes zu Samarkand und die der großen Moschee daselbst, jene mit den beiden prächtigen Gestalten der Wächter des Palastes davor, diese mit denen der beiden ihre Lumpen abweidenden frommen Bettler, — und andere mehr, hat man ihm vielfach nachgesagt, er ließe sich dieselben von anderen gut bezahlten, namenlosen Mitarbeitern ausführen und von seiner Hand wären einzig die Gestalten darauf: ich weiß aus eigener Anschauung, daß das nicht zutrifft. Die Originalaufnahmen hat er gewissenhaft jedesmal nach der Wirklichkeit gemacht. Aber wie es jeder französische Künstler thut, überläßt auch er einem der ganz darauf eingearbeiteten Pariser „Perspectivisten“ die zeitraubende und ziemlich mechanische Arbeit, die nach der Natur gemalte und gezeichnete, kleinere Aufnahme als genau richtige, perspectivische Zeichnung in den großen Maßstab zu übertragen, die Conturen zu ziehen, welche dem Maler dann als festes Gerüst dienen, um darauf durchaus mit eigener Hand fein Gemälde auszuführen.

Oft habe ich mich gefragt: wie fängt er es an, den Gestalten auf seinen Bildern jenen täuschenden Schein des Dastehens in freier Lust und Sonne in solchem Maß zu verleihen? Erst ein Besuch seiner Wohnung und seines originellen Ateliers hat mir darüber Aufklärung verschafft. Im vorjährigen Mai während meines Aufenthalts in Paris erhielt ich mit einigen, Wereschagin ebenfalls von Berlin her bekannten, deutschen Freunden eine Einladung, ihn in Maison-Lafitte zum Dejeuner zu besuchen. Dieser Ort, bekanntlich eine Schöpfung des alten berühmten Banquiers von Louis Philipp, der ihm den Namen gab, wird gegenwärtig nach dem Sturz dieses einst unermeßlich reichen Hauses ausgeschlachtet, fein fürstlicher Wildpark zerstückelt, seine Gebäude niedergerissen, um das Terrain zur Bebauung mit Wohnhäusern zu benutzen. Auf einem langen Wege durch die prachtvollen Alleen, welche von dem Schloß sternförmig nach allen Seiten hin ausgehen, gelangt man in ein freies, fast gänzlich unbebautes, waldiges Revier; und nach viertelstündiger Fahrt durch dasselbe endlich zu einem großen Gehöft, aus höheren und niederen weißen Häusern bestehend, mit Gemüsegärten und freien großen Nasenstücken, innerhalb feiner weiten Umzäunung, über welche die Eichen und Birken des angrenzenden Wäldchens hereinnicken. Ein lauter Chorus bellender Hunde begrüßte uns beim Eintreten in den Vorhof und rief die Frau des Pächters oder Verwalters der kleinen Wirthschaft des Gehöftes herbei. Man meldete uns dem Herrn des letzteren, unserm Gastfreunde Wereschagin; hier weiß er sich ganz gesichert vor der

«I, un° LUI. XXV. ?5. 25

3?H Ludwig pietsch in Verlin,
überlüftigen Gesellschaft. Hier ist er mit der Natur, seinen Erinnerungen,
seinen Modellen, seinen Hunden und seinen Arbeiten allein. Mit gewohnter
Herzlichkeit begrüßte er uns und führte uns in das bescheidene kleine ländliche
Wohnhaus, in dessen einfachem Speisezimmer das Dejeuner auf dem mit Wachs-
tuch bedeckten Tisch serviert wurde. Zum Kaffee stellte er uns eine ungemein
reiche und interessante Garnitur von Liqueuren zur Wahl. Bei verschiedenen
derselben von ganz besonderem Geschmack und Arom bemerkte er: „diesen
Schnaps hat mir neulich erst Skobeleff geschenkt. „„Den, Bruder““ so
schrieb er dabei „„mußt Du fleißig trinken, der ist gut!““ Und gewiß,
der tapfere General hatte Recht. Die Sorten waren sehr gut. Wenig
später nach dem Tode des deutschfresserischen Helden, als soviel von dessen
eifriger Beschäftigung mit den gebrannten Wassern berichtet wurde, habe ich
mich dieser von Wereschagin damals citirten Schnapsempfehlungen oft erinnern
müssen, aus welchen auf so viel Erfahrung, Sachtentniß und Liebe zum
Gegenstande geschlossen werden konnte!

Nach dem Frühstück führte uns der Gastfreund in das Gebäude, welches
sein Winter-Atelier enthält. Es ist ein ganz kolossaler Raum von unerhörten
Dimensionen nach Breite, Tiefe, Höhe und Länge, denen die der Fenster
entsprechen. Die Wände sind vollständig schmucklos. Keine Spur der
gewohnten malerischen Atelier-Ausstattung. Ein Paar Gemälde von enormer
Größe standen noch unvollendet auf den Staffeleien: eine Ansicht des Kreml
Von der Moskwa her, mit dem Fluß im Horggrund, und eine Wiederholung
jener sonnigen Bilder aus Indien mit den fünf weißen Hindus, diesmal in
Lebensgröße. Dann aber lud er uns in ein zweites Atelier ein. ein
Gebäude für sich, die Sommerwerkstatt. Die eine Wand des Innenraumes
ist ganz weggenommen, so daß das Licht ungehemmt in ihrer Breite und
Höhe hineinfluthen kann. Davor aber dehnt sich ein weiter, von hohem
Zaun umhegter Anger, auf welchem er im Freien nach feinen Modellen
malen kann. Das Haus selbst aber ist so eingerichtet, daß es durch die
Drehung einer Kurbel sich leicht auf feinem Unterbau langsam im Kreise
herumbewegen läßt. So kann das im Atelier in Sonnenbeleuchtung stehende
Modell stundenlang im gleichen Licht gehalten werden, indem das ganze
Gebäude der weichenden Sonne nachgedreht wird!

Nun wußten wir, wie es gemacht wird! Aber wer bei uns wäre in
der Lage, es Wereschagin auch darin nachzuthun?!

Bei diesem unvergeßlichen Besuch — der arme Chr. Wilberg nahm
daran Theil und erkrankte in der Nacht darauf in Paris plötzlich an[^]dein
Leberleiden, das ihn nach zwei Tagen tödtete — bin ich Wereschagin nicht mehr
begegnet. Neulich war das Gerücht von seinem in Petersburg erfolgten
Tode verbreitet. Es hat sich meines Wissens nicht bestätigt. Trotz seiner
Neigung zu Fieberanfällen sah er nicht darnach aus, als ob ihn das Leben

Wassili Iwassiliewitsch Wereschagin.

275

so Vor der Zeit aufreiben würde, wie seinen Freund Skobeleff. Ich hoffe noch manches Wert von ihm geschaffen zu sehen, welches dem hohen Begriff von seiner Künstlerschaft entspricht, den er durch so viele seiner bisherigen Schöpfungen bei uns erweckt hat. und das frei ist ebensowohl von jenem Beigeschmack des Tendenziösen und des Ostentativen, des auf die Wirkung für die Masse Berechneten, wie von der Trostlosigkeit, — den Eigenschaften, welche die uneingeschränkte reine Schätzung seines ganzen künstlerischen Welches nicht selten erschwert und gehindert haben.

25'

Wer hat das Pulver erfunden?

Line culturgegeschichtliche Plauderei

von

Narl Braun-Wiesbaden.

— leipzig, —

il' Frage: „Wer hat das Pulver erfunden?“ wird heute gewöhnlich unilono beantwortet:

„Berthold Schwarz, der Freiburger Mönch.“

So lehrt mau es die Jugend seit zwei Generationen, und das genügt, um jeden Zweifel an diesem vermeintlichen Factum als eitrlle Thorheit erscheinen zu lassen.

Und doch ist der Zweifel berechtigt. Die gleichzeitigen Schriftsteller, die Autoren aus der Mitte und der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahr« Hunderts wissen nichts von der Erfindung des Freiburger Mönches. Ter Name des Berthold Schwarz wird erst genannt, nachdem man schon lange mit „Büchsen“ und mit „Katzen“ (dies sind kleine Kanonen oder Mörser) geschossen und man schon in Augsburg z. B. ein „Katzenstadl“, d. h. eine Geschütz-Gießerei nebst Arsenal, hatte.

Auch Diejenigen, welche dem Schwarz die Ehre zugestehen, zuerst in Deutschland von der Pulver-Bereitung Gebrauch gemacht und dieselbe weiter verbreitet zu haben, bestreiten ihm doch zum Theil das Verdienst der Erfindung. Sie behaupten, auch er gehöre zu der großen Zahl Derjenigen, „welche das Pulver nicht erfunden“; jedenfalls könne er kein Patent auf seine „Erfindung“ nehmen; denn dieselbe sei schon vor Jahrhunderten in „Vorbenutzung“ gewesen. Die Chinesen hatten das Pulver schon sehr lange gekannt; auch bei den Sarazenen und bei den Byzantinern kämen Spuren davon vor; es sei anzunehmen, daß die Erfindung von den Chinesen herühre und auf verschiedenen, nicht mehr genau ermittelbaren Etappen zu den

wer hat das Pulver erfunden? 37?

Byzantinern, und von diesen nach Deutschland gelangt sei; wenn auch das byzantinische oder „griechische Feuer“ nicht vollkommen identisch mit dem jetzigen Pulver gewesen sei, so sei es doch jedenfalls dem letzteren gegenüber von älterem Datum, und das Pulver verhalte sich zu jenem, wie ein Amendement zu dem Hauptantrag, oder wie ein Zusatz- oder Verbesserungs-patent zu dem Hauftpapent.

Mit diesen Zweifeln beschäftigt, finde ich in der „Chronik der Stadt Augsburg“, welche der gelehrte Clemens Jäger um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts verfaßt hat, die Notiz, ein Jude, Namens Typsiles, habe im Jahre 1353 in Augsburg das Pulver erfunden, und von Augsburg aus habe die Pulverbereitung, die Verwendung desselben zu militärischen Zwecken und die Anfertigung von Geschützen, ihren Weg durch Deutschland und das übrige Europa genommen.

Es ist wahr, der Chronist Clemens Jäger schreibt erst zweihundert Jahre nach der Erfindung und Verbreitung des Pulvers in Europa, er kann also nicht aus eigener Wahrnehmung oder aus der seiner Zeitgenossen berichten. Allein dasselbe ist der Fall bei den Gewährsmännern und Patentzeugen des Freiburger Mönches. Clemens Jäger aber ist als ein ernsthafter und glaubwürdiger Berichterstatter zu betrachten, der seine Quellen sorgfältig studirt hat. Man kann und muß zu ihm das* Vertrauen haben, daß, wenn er eine derartige Behauptung mit so apodiktischer Sicherheit aufstellt, er seine guten Quellen und Gründe dafür hatte, und daß er annehmen konnte, er werde bei seinen Mitbürgern in Augsburg, welche seine Quellen kannten und selbst durch die Ueberlieferung ihrer Vorfahren über den Sachverhalt unterrichtet waren, für seine Behauptung auf Glauben und Zustimmung rechnen können. In der That ist denn seine Angabe nicht nur damals unwidersprochen geblieben, sondern auch von anderen Chronisten und sonstigen Autoren, welche nach ihm schrieben, bestätigt und wiederholt worden.

Wir können daher als zuverlässig annehmen, daß man im sechszehnten Jahrhundert in Augsburg geglaubt hat, die Erfindung oder Wiedererfindung des Pulvers durch den gedachten Typsiles haben innerhalb der Mauern dieser guten Stadt stattgefunden.

Ich erkenne an, daß diese Meinung eine Legende ist eben so gut, wie diejenige, welche sich für die Urheberschaft des Berthold Schwarz ausspricht. In dieser Hinsicht hat die Eine nicht viel voraus vor der Anderen. Auch wissen wir von Schwarz wenig mehr als von Typseies,- wir müssen uns bei Beiden mit dem Namen begnügen.

Aber es ist da doch ein kleiner Unterschied. „Schwarz“ gehört unter die Zahl jener Namen, welche so allgemein verbreitet sind, daß sie kaum noch ein individuelles Gepräge besitzen. Schwarz ist ein Name wie Braun oder Weiß, wie Wagner oder Meyer, wie Müller oder Schulze.

378 Rarl Vraunwiesbaden. —

Typeles dagegen hat eine Bedeutung. Der Name ist nicht jüdischen, sondern griechischen Ursprunges, mag man dabei an Tyftto ober an Psilos denken, oder eine Zusammenstellung dieser beiden oder zweier ähnlicher Worte versuchen.

Der Name weist auf die Levante hin, auf das byzantinifche Reich. — auf Konstantinopel, das damals, als es noch nicht von den Türken erobert war, noch einen lebhaften Verkehr mit dem Abendland hatte; wir finden z. B. byzantinische Münzen überall, von Ungarn und Rumänien bis nach Dänemark und Schweden, und von da bis Portugal und Spanien. Unsere alten Reliquien-Kasten sind byzantinischen Ursprunges. Desgleichen unsere alten Kaiserkrone. Auch die durch ihr Alter und durch ihre Schicksale (sie ist öfters verschachert, gestohlen, verpfändet, erobert, geraubt, versteckt und doch immer wieder herbeigeschafft worden) so berühmt gewordene ungarische Königs-Krone, welche jedem braven Ungarn für ein Heiligthum gilt, ist byzantinischen Ursprunges. (Eine Beschreibung und Geschichte derselben und der übrigen ungarischen Krönungs-Insignien findet man bei Braun-Wiesbaden. „Reise-Eindrücke aus dem Süd-Osten“. Band I. Seite 14—30.)

Thatsache ist es nun, daß die Byzantiner einen explosiven Stoff besahen, welcher dem jetzigen Schießpulver, wie es in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in Deutschland und in dein mittleren und westlichen Europa in Gebrauch kam, nahe verwandt war.

Diese Umstände führen uns auf die Vermuthung, daß besagter Typeles, mag er nun jüdischer, oder griechisch-katholischer, oder römisch-katholischer Konfession gewesen sein — denn der Glaube hat mit dem Pulver nichts zu schaffen — aus dem Orient gekommen und von dort die Kenntniß der Bereitung des griechischen Feuers mitgebracht hat in die freie Reichsstadt Augsburg, die damalige Metropole der alemannischen Lande in Deutschland, wo er dann durch Modifikation der technischen Methode, die Herstellung unseres Pulvers zuwegegebracht hat.

Ich will hier nicht eine Geschichte des griechischen Feuers schreiben, oder der artilleristischen Künste in Konstantinopel, welche sich von den Byzantinern auf die Türken übertrugen (eben so wie z. B die Kuppelform der Gotteshäuser und manches Andere), sondern nur on xaffaut zwei interessante Notizen einschalten.

Das „griechische Feuer“ hat seine Rolle fortgespielt bis in das neun» zehnte Jahrhundert.

Während des griechischen Unabhängigkeitskrieges in den Zwanziger Jahren haben die Griechen zu Lande nur vereinzelte Erfolge erzielt, welche sich nicht nachhaltig erwiesen. Die einzelnen Schaaren der Armatolen, Klephten und Palikaren, so tapfer sie waren, pflegten sich bald wieder zu verlaufen. Die wirklich entscheidenden, nachwirkenden Triumphe wurden auf dem Meere erfochten, wo ein Miuvlis und Sachturis den Flotten der Chosrew und Ibrahim mörderische Schlachten lieferten; und es waren da die beweglichen

^— wer hat das Pulver erfunden? ^— 3?9

Griechen, welche über die Lethargie der Türken, es waren die kleinen manövrir-fähigen Schiffe der Griechen, welche über die kolossalen, unbeweglichen und schwerfälligen Schiffe der Türken den Sieg davon trugen; und zwar vor-zugsweise mittels der Blander und des griechischen Feuers.

Diese kleinen Brander, mit dem genannten Zündstoffe versehen, und jeder mit neun, höchstens zwölf Mann besetzt, umschwärmten die großen türkischen Schiffe von allen Seiten und suchten ihnen den Wind abzugewinnen. Die Griechen kannten die Meere und die Küsten, die des Festlandes sowohl, als die der außerordentlich zahlreichen Inseln, welche letztere zugleich die geschulten Mariniers stellten, Leute, deren Tapferkeit und Geschick den Gefahren des Krieges und der See gewachsen und deren Bedürfnisse so gering waren, daß eine Handvoll schwarzer Oliven genügte, um einen Tag ihr Dasein zu fristen. Sie kannten die Winde und das Wetter in diesen Meeren, und wußten solche auf einige Tage im Voraus zu berechnen, so daß sie combinirte Operations-Mne auf Zeit im Voraus zu machen verstanden. Die Türken dagegen lagen gewöhnlich vor Anker. „Vor Anker gehen entspricht den Anhängern des Fatalismus am Besten" (Uouillei' eonvieu mix aäsriss <lu ^awligm) sagt der französische Vice-Admiral Iurien de la Graviere in den höchst lesens-werthen Beiträgen zur Geschichte des Orients in der Zeit von 1815 bis 1830, welche er uns in seinem Buche „Is Station äu I^yv»nt" (Paris, E. Plön und Co.. 1876. Zwei Bände) geliefert.

Wenn die türkischen Schiffe, sobald sie von den griechischen Brandern umschwärmt wurden, unter Uebrwindung ihrer fatalistischen Lethargie, sich endlich in Bewegung setzten, war es in der Regel schon zu spät, um jenen durch ein präcis ausgeführtes Manöver zu entrinnen. Der Blander wußte sich und sein Feuer, sein griechisches Feuer, das auch unter dem Wasser fort-brannte und explodirte, so geschickt anzuhängen, daß man es nicht wieder los werden konnte. Die neun bis zwölf Mann vom Blander zogen sich in einem leichten Kahne eiligst aus der Affaire, während das griechische Feuer das türkische Schiff in die Luft sprengte, oder wenigstens eine Bresche von mehreren Metern in seine Flanken riß und es dadurch gewöhnlich zum Unter» gehen brachte.

In unseren Torpedos und Torpedo-Booten ist eine neue Gestaltung und Anwendung der griechischen Brander und des griechischen Feuers zu erblicken, welche möglicher Weise die ganze Kriegs-Marine anders gestaltet. Wenigstens glaubte der oben citirte Iurien de la Graviere etwas der Art prophezeien zu dürfen. Einstweilen haben wir Deutsche alle Ursache, den Torpedos recht dankbar zu sein, denn sie haben im Jahre 1870 unsere Küsten und Seestädte erfolgreich beschützt und vertheidigt.

So viel zur Notiz über die Geschichte des griechischen Feuers.

Die zweite Notiz betrifft die Artillerie der Türken. Zur Zeit der Blüthe des türkischen Reiches, im fünf- und sechzehnten Jahrhundert, zeichnete sich die türkische Armee aus durch Cavallerie und Artillerie. Schon

28« «all Vraun-Wiesbaden. ^

im fünfzehnten Jahrhundert bestand in Constantinopel eine Geschühgießerei. Auf türktisch heißt sie 'lop-Hans. Im Ohr des Türken klingt der Kanonenschuß nicht wie in dem unsrigen: „Bumm“, sondern „I'op“. I'^op heißt das Geschütz und L»il6 das Haus. Also „Geschütz-Haus“; und das ist accurat dasselbe, was in Augsburg das „Katzenstadt“ bedeutet. Im sechszehnten Jahrhundert genoß diese Geschühgießerei, dieses ?ap-Nn6, welches in der Vorstadt Prra liegt, eine außerordentliche Berühmtheit; und die damaligen Schriftsteller, so z. N. der Genuese Giovanni Antonio Menavino, von dessen türkischen Schriften wir u. A. auch eine gute alte deutsche lieber«setzung haben (Frankfurt a. M. bei Georg Naben und Wigand Hahn's Erben. 1563, in Folio), verfehlen nicht, jedesmal ihrem Bericht über diese Kanonengießerei die Notiz beizufügen, daß es griechische Juden oder jüdische Griechen seien, welche das ganze Institut, namentlich den Geschützguß und die Pulverbereitung, leiteten und so dem Erb- und Erzfeinde der Christenheit — so nannte man die Türken, obwohl sie damals und auch später mit dem „allerchristlichsten“ König von Frankreich im Bündniß oder wenigstens im herzlichsten Einvernehmen lebten — die Kriegs- und Zerstörungswertzeuge lieferten. Daran reihen sich dann einige Bemerkungen, welche ich nicht mittheilen will. Denn sie wären Wasser auf die Mühle unserer heutigen Antisemiten, Jedenfalls aber erhalten diese Bemerkungen durch die Thatsache, daß es, wie uns Clemens Jäger berichtet, ein griechischer „Jude Namens Typsiles“ war, welcher den Christen des Abendlandes ihre, auch gegen die Mohamedaner des Morgenlandes gebrauchten Zeiftörungs- und Kriegswertzeuge geliefert, eine eigenthümlich, ja sogar etwas komische retrospective Beleuchtung. Die Sache würde sich dann gegenseitig compensiren.

Kehren wir nach Mittheilung dieser griechisch-türkischen Notizen aus dem Orient wieder zurück, nach dem Occident, nach Deutschland, nach Augsburg. Daß diese Metropole der Alemannen, ebenso wie Nürnberg, die Metropole der Franken, damals im vierzehnten Jahrhundert, in Deutschland an der Spitze von Kunst und Gewerbe marschirte, ist eine unbestreitbar Thatsache. Nürnberg rühmt sich, die Glasmalerei, Augsburg, das Linnen- oder Lumpen-Papier (im Gegensatze zu dem alten Pergament- und dem ostindischen Baumwollen-Papier) erfunden zu haben. Zwar wird auch dieser Anspruch von anderen deutschen Städten bestritten, namentlich von Ravensburg, welches für das Jahr 1324 ein auf Lumpenpapier geschriebenes Urlundenbuch und für das Jahr 1412 eine Linnenpapiermühle nachzuweisen im Stand ist. Allein Augsburgs Ansprüche haben ältere Documente für sich, nämlich Stadtrechnungen aus dem Jahre 1320, welche unzweifelhaft acht und auf Linnenpapier geschrieben sind. Ebenso besitzt es eine solche U»künde von 1330 und viele von 1360 ab. Kurz, es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Deutschland die ältesten Urkunden auf Linnen-Papier aufzuweisen hat — älter als die von Spanien und Italien producirten — und daß unter den concurrirenden deutschen Städten es wieder Augsburg ist,

wer hat das Pulver erfunden? 381,
welches den ältesten Besitzstand für sich hat. Die Wichtigkeit der Erfindung wird sofort klar, wenn man bedenkt, daß die Vuchdmckerei nicht kurz nach ihrer Erfindung eine so allgemeine Verbreitung gefunden hätte, falls nicht damals schon das Linnen-Papier existirt hätte, das vor dem Pergament die Billigkeit und vor dem Baumwollenpapier die Dauerhaftigkeit voraus hatte. Dasselbe Augsburg, das sich des ältesten Linnen-Papiers erfreut, erfreut sich auch der ältesten Kanone, d. h. solcher Maschinen, aus welchen mittels Pulvers Kugeln auf den Feind geschossen wurden. Man nannte sie damals „Katzen“ oder Büchsen (gewöhnlich „?ncll8Ln“, „Auoli8«n“ oder l'uFxeu geschrieben. Sie waren Anfangs aus Holz mit eisernen Reifen und schossen steinerne Kugeln. Solcher Geschütze bediente sich Augsburg schon im Jahre 1372 im Kampfe gegen die bayerischen Herzoge. Dies wird von dem Geschichtsschreiber Ndelzreitei bezeugt und durch die Stadtrechnungen bestätigt, aus welchen man auch ersehen kann, daß das von der Stadt fabricierte Pulver aus Salpeter bereitet wurde. In den Stadtrechnungen von 1377 ist schon von „großen Büchsen“ die Rede, welche die Stadt gießen ließ, also von metallenen Kanonen. Auch existirt ein von der Stadt angestellter „Büchsen-Meister“.

Einer längst vergriffenen und vergessenen guten kleinen Schrift über „Augsburg und seine frühere Industrie“, welche im Auftrage der Stadt der fleißige städtische Archivar Theodor Herberger 1852 bei und aus Gelegenheit der Industrie-Ausstellung des bayerischen Kreises Schwaben und Neu» bürg schrieb und veröffentlichte, und welche sich auf ein genaues Studium der dortigen Archive, namentlich der Stadtrechnungen stützt, entnehme ich Folgendes:

Im Jahre 1371 hatte die Stadt Ausgaben „um Salpeter zu den Büchsen“, um Salpeter zum Pulver zu den Büchsen. Es kommen in der Rechnung 20 Büchsen vor, aus denen man schoß; feiner Trinkgelder für die Knechte, welche diese Büchsen bedienten. Es werden die Ausgaben verrechnet für die hölzernen Gefäße, auf welche die Büchsen gestellt wurden. Ein Jahr später, 1372, wurden 400 Kugeln gegossen zu den Büchsen; es kommt Blei in Rechnung „zum Vergießen“, Salpeter und „wilder Schwefel“ zum Pulver. Ein Jahr später, 1373, wird die Ausgabe für Kupfer, Blei, „und anderes Zeug“ verrechnet „zu 4 Büchsen.“ Wieder ein Jahr später kommt in den Rechnungen ein Posten vor „für einen Mörser, in dem man Pulver stoßt zu den Büchsen“. Wir könnten noch viele solche und ähnliche Posten aufführen, um zu beweisen, wie weit voran man in Augsburg war, als die Kunst begann, mit schweren Geschützen zu schießen. Meister Walther der Büchsenmeister wurde 1373 nicht nur mit dem damals ungewöhnlich großen Gehalt von 160 st. belohnt, sondern er erhielt auch noch ein besonderes Ehrengeschenk an Tuch, als er in eines „Chorherr« von St. Moriz“ Hof die bestellten Büchsen vollendete und die Verfertigung des Pulvers beauf» sichtigte. Außerordentlich viele und große Geschütze wurden nach den

382 Karl Vraun-Wiezbade».

Rechnungen in den Jahren 1410 und 1414 gefeitigt, und im Jahre 1416 goß der „Viichsenmeister" Ott, welcher auch zum Guß von Glocken in auswärtigen Städten berufen wurde, mehrere große Stücke. Alles dieses beweift die Frühzeitigkeit eines großartigen Betriebs in diesem Fache. Ein besonders merkwürdiger Mann tritt aber im Jahre 1436 in Augsburg auf. Es ist Meister Heinrich Roggenburger, der „Büchsenmeister". Was vorzüglich seines Amtes ist, das ist „das Gießen der Büchsen, groß und Nein", dann das Schießen aus denselben, „so behend, als man es je gesehen hat", und ebenso kann er das Pulver dazu machen. Außerdem aber ist er auch noch sonst ein besonders merkwürdiger Techniker, und in seinem Aufnahmebriefe werden folgende Fähigkeiten gerühmt: Er kann Feuervfeile und Feuerkugeln schießen und werfen; er kann „gegossene, werfende Werk, groß und Nein, und auf einen solchen Sinn fertigen, daß dergleichen in deutschen Landen nie gesehen wurde, denn sie stehen still nach dem Wurf, daß sie sich nicht rühren oder verrücken, ohne daß man sie zu binden oder zu fassen nöthig hätte"! diese Maschinen werfen Stücke fünf oder sechs Centner schwer; ferner macht er Züge, mit denen man hundert Centner auf einen Wagen und herab heben kann: dann Schirme zu Büchsen und Streitwägen, Brücken, die man über Land führen kann, zum Anlegen auf Gräben und fließendem Wasser. Ueberdieß versteht er Häuser und Thürme. Wassermühlen, Windmühlen und Roßmühlen zu bauen, gegossene, irdene und hölzerne Teichel zu fertigen, Brunnen auf Berg und Thal zu leiten. Roggenburger erhielt einen Jahressoll) Von 110 fl. Im Jahre 1502 ließ die Stadt ein eigenes Gießhaus erbauen, das Katzenstadl genannt. Hier goß nach dem Berichte des Zeitgenossen Clemens Sender Nillas Oberacker hundert metallene Stücke und einen Mörser; unter den großen Stücken sollen mehrere vierzig Schuh lang gewesen sein. Der berühmteste unter allen Stückgießern Augsburgs ist Gregor Löffler. Er war nicht nur in Augsburg, sondern auch auswärtig viel beschäftigt. Im Jahre 1529 berief ihn die Negierung nach Innsbruck. Er mußte in diesem Jahre und im Jahre 1537 alle alten Stücke umgießen, die der Kaiser und König Ferdinand in Throl hatten. Unter den neu gegossenen Kanonen waren Knthauen, deren jede Eisentugeln von einem Centner schoß. Mit diesen Arbeiten verdiente er sich so großen Beifall, daß ihm aufgetragen wurde, die Statuen zu gießen, welche das Grabmal des Kaisers Maximilian zieren sollten."

So weit der Archivar Herberger. Die von Gregor Löfflei in Augsburg gegossenen Statuen sind indeß nicht identisch mit jenen kolossalen Portrait-Standbildern, welche gegenwärtig das Grabmal des „letzten Ritters" in der Franciscaner-Kirche zu Innsbruck umstehen und die Gebrüder Stephan und Melchior Godl zu Urhebern haben. Die Löffler'schen Slawen, verschiedene Heilige, dreiundzwanzig an der Zahl, darstellend, befinden sich in der nämliche? Kirche in der sogenannten „Silbernen Cavelle" an der Südwand.

— wer hat das Pulver erfunden?

383

Ich will das Capitel vom Augsburger Pulver und dem Ausburger Geschütz nicht weiter ausdehnen; wer es weiter verfolgen will, den verweise ich u. A. auch auf die vom Professor Karl Mayer herausgegebenen Augsburger Chroniken aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert (Band I., — Seite 57, 82, 85 und 93).

Ich eile zum Schluß. Ich bin mir bewußt, durch diese anspruchslose Plauderei die Frage nicht gelöst oder auch nur der Losung um ein Erhebliches näher geführt zu haben. Ich wollte nur zum Zweifel und zur Prüfung anregen. Es soll keine „Denkschrift“ fein, sondern eine „Schrift zum Denken“.

Man weiß, wie nach der Religionscontroverfe zwischen dem Rabbi und dem Mönche in Heine's „Romanzero“ die Königin einen etwas unhöflichen Wahlspruch abgibt.

Ich meines Theils hoffe auf einen besseren Wahlspruch. — auf einen solchen, welcher, wenn man Heinrich Heine's Versmaß beibehalten will, etwa so lauten würden:

„Wer das Pulver «hat erfinden,
Ob Tupselcs, ob der Mönch,
Schwer ist's, dieses zu ergründen.“

Preußen in Kurhessen ^).

Erinnerung eines alten Offiziers an die preußische Expedition in Kurhessen im November und Dezember 1850.

sc» 9. November sammelten die Divisionen sich schon frühe in den innegehabten Stellungen bei Fulda, und traten dann „mit klingendem Spiel" auf der Straße nach Hünfeld den Rückmarsch an. Bei Marbach wurde der Marsch in kriegsmäßiger Formation ausgeführt, die Division Nonin an der Spitze, gefolgt von der Division Radziwill, deren bisherige Avantgarde von Kohlhaus nun die Nachhut bildete. Aber welche Verschiedenheit zeigte sich bei dem Abmarsch an diesem Tage gegen den Abmarsch vor acht Tagen! Damals hochgehobene, freudige Stimmung in allen Truppenteilen, trotz der bedeutenden Anstrengungen des Marsches; heute tiefe Niedergeschlagenheit bei Offizieren und Soldaten, denn Aller hatte sich das niederdrückende Gefühl bemächtigt, eine gute Stellung, in welcher man dem Gegner in jeder Beziehung gewachsen war, ohne Schwertstreich aufgeben zu müssen. Selbst der frische Soldatenhumor, der sonst gewöhnlich auf dem Marsche sich geltend zu machen pflegt, und die Anstrengungen weniger fühlen läßt, war zum Schweigen gebracht, und in den dicht aufgeschlossenen Colonnen herrschte unheimliche Stille, nur unterbrochen durch den in dem naßkalten Wetter dumpfen Klang der Trommeln und den schrillen Ton der Querpfeifen beim Passiren einer bewohnten Ortschaft. Allein der Gedanke, daß die befohlene Mobilmachung doch endlich dahin führen werde, sich im ernstesten Kampfe mit dem Gegner messen zu können, vermochte die trübe Stimmung einigermaßen zu überwinden.

Von Marbach aus schlugen die Divisionen verschiedene Marschrichtungen ein, welche ihnen von einem dorthin vorausgeeilten Generalstabsoffizier an-
'1 Vergl. „Nord und Süd" November 1882.

f>leußen in Uurhessen. 365

gewiesen wurden. Die Division Bonin wurde in die Richtung auf Vacha dirigirt, während die derselben am 8. angeschlossenen Abtheilungen der Division Tietzen auf Hersfeld marschiren sollten, um sich mit der dort am 9. mit 2 Batt. des 18. Inf.-Rgts., dem 9. Kürassier-Rgt., 3 Schwadronen des 12. Husaren-Rgts. und der 6psd. Fußbatterie Nr. 31 eingetroffenen Division wieder zu vereinigen. Die Division Nadziwill blieb auf der Straße nach Hünfeld und im Haunthale, ihr Ende war Friedewald. Daß sich unter den angewiesenen Marschquartieren u. A. auch die Ortschaften Wehrda (Werdll!), Sttirlos und Sieg los*) befanden, gab zwar Anlaß zu verschiedenen humoristischen Aeußerungen, aber es war mehr ein Galgenhumor, der sich in scharfen und bitteren Bemerkungen Luft machte, welche hier nicht wiedergegeben werden tonnen. In Kassel war der Commandeur des 32. Inf.-Rgts., Oberstlieutnant von Steinmetz**), mit 2 Battl. seines Rgts., 1 Schwadron 12. Husaren und 1 12 Pfd. Batterie zurückgeblieben, unter Uebernahme der Commandantur daselbst; bei der bekannten Umsicht und Energie dieses ausgezeichneten Offiziers, die sich bei verschiedenen Gelegenheiten in den Jahren 1848/49 kund gegeben hatte, durfte man für die Sicherung der Stadt beruhigt sein. Der General von Döring, der mit dem 12. Inf.-Regiment in Eisenach eingetroffen war, und das Füsilier-Batt. noch bis Dönniges vorgeschoben hatte, erhielt den Befehl, sogleich nach Wacha zu marschiren.

Der Abmarsch von Fulda war so unvorhergesehen zur Ausführung gekommen, daß ein vorheriges Absenden von Quartiermachern in die für den 9. November bestimmten Marschquartiere nicht möglich war, zumal, da die Dislocatiön erst in der Nacht vom 8. zum 9. entworfen werden konnte und den Truppentheilen erst während des Marsches und in Marbach mitgetheilt wurde. Hierdurch wären große Besorgnisse entstanden für die Verpflegung in den Marschquartieren, wenn nicht anderweitig dafür gesorgt wurde. Die kurhessischen Ortsbehörden kamen zwar allen an sie ergehenden Requisitionen, soweit es in ihren Kräften stand, sehr bereitwillig entgegen, wobei sie jedoch die Vorsicht gebrauchten, sich einen Revers ausstellen zu lassen, daß sie unter Androhung von Gewalt gezwungen wurden, den Forderungen nachzukommen, damit sie sich gegen das später unzweifelhaft zu erwartende Zurverantwortungziehen der etwa wieder zur Herrschaft gelangenden Organe Hassenpflugs rechtfertigen konnten. Die Gegenden, welche die Truppen auf dem Rückmarsche zu durchschreiten hatten, waren aber mit Ausnahme der Flußthäler, sehr arm; die Ortschaften mußten sehr stark belegt werden, und würden bei dem besten Willen größtentheils kaum im Stande gewesen sein, die Verpflegung ausgiebig zu verschaffen. Nur der Umsicht und der *) Nchidll 1' < M., Stärillos 1' < M. Nordwest!., Sieglos a. d. Haun 2» < M. nördlich von Hiinfeld.

") 187? als Feldmarschllll gestorben.

386 Preuße» in Kurhessen.

Fürsorge des Corpsintendanten war es zu verdanken, daß für den ersten Marschtag kein Mangel an Verpflegungsmitteln eintrat, denn er hatte noch vor und während des Abmarsches, sowohl in der Stadt Fulda als auf den nächsten Dörfern große Anläufe gemacht, und namentlich alles Fleisch aufgebracht, welches nur irgendwie aufzutreiben war. Auf requirirten Wagen und Karren wurde nun dasselbe den Truppen nachgefahren und in die Mllischquaitiere vertheilt; die letzten Wagen zogen erst aus Fulda gen Norden ab, als die bayerischen Quartiermacher schon von Süden her einrückten. Glücklicher Weise war die Intendantur so reichlich mit Geld versehen, daß das Angeschaffte gleich baar bezahlt werden konnte.

Vor dem Abzüge des Hauptquartiers aus Fulda sendete Graf Groeben einen Offizier seines Stabes mit einem Schreiben an den Fürsten Taxis, worin demselben nochmals mitgetheilt wurde, daß das Armee-corps auf höheren Befehl auf der Etappenstraße Vacha-Hersfeld Stellung nehmen und auch Kassel besetzt halten werde; „wenn also der Fürst dorthin vorgehen wolle, wie er in seinem letzten Schreiben angedeutet, so lönne ihm das Ueberschreiten der Etappenstraße nicht anders zugestanden werden, als auf höheren Befehl; da aber diese Frage erst nach drei Tagen zur Sprache kommen könne, so möge er dann wieder anfragen :c.“

In seiner Antwort auf diese Mittheilung hob Fürst Taxis hervor, daß die Aufstellung auf der Etappenstraße von Hersfeld und die Besetzung von Kassel der Etcippenconvention nicht entspreche, und daß daraus neue Reibungen entstehen würden, denen er nicht ausweichen könne; ein längeres Hinhalten glaube er jedoch verantworten zu können, da der Bundescommissar Graf Rechberg auch in Fulda einen erweiterten Wirkungskreis gefunden habe, der ein längeres Verweilen daselbst nothwendig mache. Es wurde aber dabei besonders betont: „daß jedoch dadurch nichts zugestanden und nichts vergeben würde, und Graf Groeben deshalb genügende Zeit habe zur Einholung früherer Verhaltensbefehle.“ Den Kriegsminister gab Graf Groeben sofort Kenntniß von dieser Correspondenz und bat um bestimmte Verhaltensbefehle.

In Hünfeld, wo das Hauptquartier vom 9. zum 10. November verblieb, meldeten sich abermals, wie es früher schon in Fulda geschehen, eine große Anzahl der in Hanau entwaffneten und vorläufig in die Heimath beurlaubten Soldaten der kurhessischen Truppen, und baten um Einreihung in die preußischen Bataillone. Tiefer Bitte konnte selbstredend nicht entsprechen werden» aber sie war ein klares Zeugniß der Stimmung, in welcher sich diese Leute befanden, und welche auch durchgängig in den von unseren Truppen berührten Marschquartieren vorherrschte. Ueberall sah man mit der größten Vesurgniß dem Weileren Vorrücken des sogenannten Bundes« Executionscorps entgegen, und nur die Anhänger des Hassenpflug'schen Regiments triumphirten im Stillen darüber, daß es ihnen nun bald vergönnt sein werde, Vergeltung zu üben für alle Anfeindungen, welche sie in

Preußen in Kurhessen. 23?

der letzten Zeit hatten erdulden müssen. Die Nachrichten, welche aus den jetzt schon von den Bayern besetzten Theilen des Kurfürstenthums einliefen, über das Verhalten der Truppen sowohl, denen man den Namen „Straf-Bayern“ gab, als besonders über das Austreten der wieder eingesetzten Hassenpflug'schen Beamten, waren ganz dazu geeignet, diese Besorgnisse noch zu vermehren.

Der Marsch zur Etappenstraße wurde den 10. November fortgesetzt, und den 11. November beendet. Mit diesem Tage hatte das Armeecorps folgende Aufstellung:

1. Auf dem rechten Flügel die Division Tietzen, mit Ausnahme der in Kassel zurückgebliebenen Abtheilungen, in Heisfeld und Umgegend, auf beiden Ufern der Fulda bis zum Hunthale und nördlich bis Nibra, zur Wahrung der Eisenbahnverbindung mit Kassel, Div.-Quartier Heisfeld.

2. Im Centrum die Division Radziwill in den Ortschaften zwischen Haun und Nippa, Div.-Quartier Friedewald.

3. Auf dem linken Flügel die Division Bonin in den Ortschaften an der Ulster bis zur Werra, Div.-Quartier Vacha.

Jede Division hatte sich in sich durch eine vorgeschobene Avantgarde zu sichern, deren äußersten Spitzen auf einer Linie von Nieder-Aula an der Fulda, Buchenau an der Haun, Ober-Weißenborn, Mannsbach bis zur Ulster standen, durchschnittlich 2—2½ Meilen nördlich Hünfeld.

4) Vor dem linken Flügel endlich hatte unter General von Döring eine besondere Avantgarde-Brigade, zusammengesetzt aus dem 7. und 12. Inf. Regiment, dem 7. Jäger-Bataillon, 2 Schwadronen des 5. Ulanen-Regiments und 1/2 reitenden Batterie, die im Großherzogthum Weimar gelegenen Ortschaften zwischen der Ulster und der Felder besetzt, mit dem Stabsquartier in Buttlar, und die äußersten Posten bis zur bayerischen Grenze eingeschoben nach Spahl und Wetzlar. Diese Brigade hatte die specielle Aufgabe, nicht nur die Aufstellung der Division Bonin gegen einen Anmarsch gegnerischer Colonnen auf den Straßen von Hünfeld auf Buttlar und von Tann auf Geisa zu sichern, sondern auch bei einem etwaigen Angriff auf die Stellungen des Centrums durch einen Vormarsch auf Rastdorf und Uffhausen gegen des Angreifers rechte Flanke zu operiren.

Während das Hauptquartier am 10. November von Hünfeld direct nach Vacha ging (3½ M. machte Graf Groeben, nur von einem Generalstabs-offizier und einem Adjutanten begleitet, zu Pferde einen weiten Umweg von 6¼ M. über Heisfeld und Friedewald nach Vacha, und benutzte diese Gelegenheit zu einer flüchtigen Reconoscirung des Terrains auf dem rechten Ufer der Haun und des Haunthales. Dieses Thal selbst fand er nicht geeignet zur Entwicklung ansehnlicher Streitkräfte, wohl aber das Plateau auf dem rechten Ufer zwischen Steinbach und Leimbach, welches indeß von Vacha und dem linken Flügel der ganzen Aufstellung zu entfernt war, um dort das Corps eintretenden Falls versammeln zu können. In Hersfeld

588 Preußen in Kurhessen.

hatte General von Tienen bereits die nöthigen Vorbereitungen anordnen lassen, um den Ort gegen einen Angriff vertheidigen zu tonnen. Dahingegen erschien das Plateau von Schentlengsfeld, 1 M. südlich von Friedewald und 2 1/2 M. nördlich von Hünfeld, zu einer Centralftellung des ganzen Corps vollkommen geeignet, da dasselbe sowohl von der Division Tietzen aus Hersfeld, als von der Division Bunin aus Vacha in kürzester Frist zu erreichen war, und die Division Radziwill sich dorthin nur vorwärts zu concentriren brauchte. Zudem bot die Chaussee von Heisfeld über Friedewald nach Vacha — die eigentliche Etappenstraße — nicht nur eine vortreffliche Communication hinter der Stellung, sondern erleichterte auch einen Abmarsch sowohl vom rechten als vom linken Flügel, je nach der Richtung des Vormarsches des Gegners.

Da der Kriegsminister in seiner früher erwähnten Depesche vom 8. November schon darauf hingewiesen hatte, „daß es dem Gegner darum zu thun sei, einen Constict herbeizuführen, um eine Gelegenheit zur Kriegserklärung zu haben und dann über uns herzufallen, ehe wir gerüstet waren.“ so mußte auch dieses Moment, mit in Betracht gezogen werden. Die Deckung der Straßen auf Eisenach und auf Erfurt, und die Verhinderung oder doch das möglichst lange Aufhalten des Gegners bei einer etwaigen Operation in dieser Richtung zu ermöglichen, wurde zur Zeit um so mehr zur Aufgabe, da das Corps auf Eisenach und Erfurt basirt war, und von dorthen die Hauptzufuhr und Vcrpflegungsmittleln erhielt, ohne welche es in dem größtentheils wenig wohlhabenden Lande nicht bestehen konnte. Auch für diese Aufgabe glaubte Graf Groeben in der Centralftellung bei Schentlengsfeld die beste Lösung zu finden, da er dadurch in der Lage war, dem ersten Stoße eines etwa stärkeren Gegners ausweichen und durch eine Flantenstellung ein weiteres Vorgehen verzögern zu können.

Noch vor dem Verlassen Hünfelds hatte Graf Groeben dem Fürsten Taxis über die Linie, welche die äußersten Vorposten des Corps am 11. November einnehmen würden, Mittheilung gemacht, mit dem Vorschlage, daß der Fürst dieser Linie gegenüber in Entfernung von 4 bis 1 Meile mit seinen Spitzen eine derselben parallel laufende Linie von beiden Seiten nicht betrete» werden möge; in dieser Aufstellung sollten dann beide Corps höhere Befehle erwarten. Bei seinem Eintreffen in Vacha, am 10. November spät Abends, fand er Graf Groeben dort bereits eine Depesche des Kriegsministers vom 10. November früh, welche die Antwort auf die am 9. Abends aus Hünfeld an denselben gerichteten Meldungen und Anfragen enthielt. Zunächst wurde die Vermeidung jeden Consticts wiederholt dringend empfohlen unter Hindeutung auf die zur Zeit in Wien schwebenden Unterhandlungen, weshalb es auch erwünscht sei, die Vorposten nicht laden zu lassen. In Bezug auf das Verlangen des Fürsten Taxis, die Überschreitung der Etappenstraße betreffend, sprach sich jedoch der Kriegsminister dahin aus: „daß dieser Punkt gerade ein Hauptgegenstand der Unterhandlungen in Wien wäre;

Preußen in Rurhessen. ^ 339

deshalb könne dem Verlangen des Fürsten iwch nicht nachgegeben werden, jedoch Haffe das Ministerium binnen wenigen Tagen die bestimmt verheißenen Bürgschaften zu erhalten, welche es für diesen Fall verlangt habe; dem Fürsten Taxis solle hiervon Nachricht gegeben werden, und Graf Groeben sich bemühen, sich mit demselben über ein momentanes Beziehen von Friedens-Cantonirungen zu verständigen :c." Da dieser letzten Weisung schon durch den oben erwähnten Vorschlag gewissermaßen nachgekommen war, so mußte erst die Antwort des Fürsten abgewartet werden.

Niese Antwort traf den 11. November früh in Vacha ein, der Fürst erklärte sich jetzt sehr befriedigt durch die Ausstellung auf der Etappenstraße, glaubte zwar gegen die fortdauernde Besetzung einzelner Ortschaften protestiren zu müssen, und bedauerte auf die weiteren Vorschläge nicht eingehen zu tonnen, wenn er auch im Nebligen sehr bereit sei, vor dem 11. nicht gegen die Etappenstraße vorzurücken". Es stand demnach ein Vorgehen des Gegners vielleicht noch am 11.. jedenfalls aber am 12, zu erwarten, und wenn derselbe, nach zuverlässigsten Nachrichten, jetzt noch mit dem Gros in Fulda stand und sich rechts bis zur bayerischen, links bis zur Hessen-darmstädtischen Grenze ausgedehnt hatte, so war die Avantgarde unter General von Hail-bronner, doch schon bis Marbach vorgerückt, mithin nur noch circa 2[^]/2 MI. von den äußersten Quartieren des preußischen Armeecorps entfernt, so daß bei weiterem Vorgehen jeden Augenblick ein Zusammenstoß eintreten konnte. Graf Groeben ließ deshalb die Divisionen von dieser Lage der Dinge sogleich benachrichtigen, und ordnete auf der ganzen Linie die größte Wachsamkeit und Bereitschaft an. In den äußersten Quartieren sollte die Mannschaft während der Nacht in Warmhäusern untergebracht, und durch vorzusendende Offiziere jede Bewegung des Gegners scharf beobachtet werden; die Divisionen selbst aber sollten sich so einrichten, daß sie sich bei entstehendem Alarm auf's schnellste in sich zusammenziehen und in die ihnen angewiesenen Stellungen einrücken tonnten.

Von der Depesche des Kricgsministers wurde dem Fürsten Taxis unter» deß Mittheilung gemacht, und, unter Bezugnahme auf das darin über den Stand der Unterhandlungen in Wien Angeführte, der frühere Vorschlag wegen des Beziehens von Friedcnsauaitieren und der Feststellung eines neutralen Terrains zwischen den gegenseitigen Vorpostenlinien nochmals wiederhol:, „was allein im Stande wäre, den schmerzlichen Bruderkampf zu verhindern". — Gleichzeitig wurde auch dem Kriegsminister von Allem Kenntniß gegeben, unter Hervorhebung des zu erwartenden Vorgehens des Gegners, gegen welches eintretenden Falls Protest eingelegt werde; da ja in Folge der erhaltenen Befehle jeder Conflict für jetzt noch durchaus vermieden werden müsse, so seien die Vorposten angewiesen worden, nicht zu laden und bei Annäherung der bayerischen Patrouillen ruhig stehen zu bleiben und gegen weiteres Vorgehen zn protestiren. Zusätzlich wurde noch bemerkt, daß die Noid »nd Süd, XXV, 75. 26

396 Preußen in Uuihessen.

Straße nach Eisenach und Erfurt aber unter allen Umständen festgehalten werden würde.

Es waren fomit ähnliche Zustände wieder eingetreten wie vor Bronzell und Fulda, und von der Antwort des Fürsten Taxis hing es ab, welche Wendung die Sache nehmen würde. Tiefe Antwort erhielt Graf Groeben in der Nacht vom 11. zum 12. November, doch konnte sie keineswegs die vorliegende wichtige Frage erledigen, denn der Fürst schrieb: da dies preußische Corps nichts die Weifung habe, die Nundestruppcn ungehindert Yassiren zu lassen, ihm aber von der Bundesversammlung in Frankfurt die Erfüllung des Bundesbeschlusses zur Pflicht gemacht sei, und er nicht länger unthätig stehen bleiben könne, so werde Graf Groeben sich vielleicht bewogen finden, die Einwirkung dieser hohen Behörde anzusprechen, um einen wiederholten Zusammenstoß zu vermeiden.

Diese abermalige Hinweisung auf den wiedererstandenen Bundestag, der ja, wie dem Fürsten bekannt sein mußte von Preußen für jetzt noch als nicht zu Recht bestehend angesehen wurde, klang geradezu wie Hohn. Graf Groeben telegraphirte dieselbe sofort an den Kriegsminister und bemerkte, „daß er auf Grund der erhaltenen Instructionen bis an die Grenze militärischer Connivenz vorgegangen sei“.

Der erwartete Vormarsch der Bayern erfolgte am 12. zwar nicht, aber Graf Groeben glaubte doch, alle getroffenen Vorbereitungen vorläufig noch festhalten zu müssen. Eine 9 Uhr Abends eingehende Depesche des Kriegsministers vom 12. November brachte die erhoffte und fehl befriedigende Antwort auf die ersten Meldungen des gestrigen Tages, indem darin endlich bestimmt, befohlen wurde, „die Etappenstraße in Kurhessen, einschließlich Kassel, zu halten, wenn es nicht militärisch unausführbar wäre, und etwaige Angriffe auf die Stellungen zurückzuweisen“.

Der Inhalt dieser Depesche sollte dem Fürsten Taxis mitgeteilt und ihm bedeutet werden, daß ihn die Verantwortung treffen würde, wenn durch einen von ihm auf unsere Truppen unternommen Angriff der Erfolg der nach den neusten Nachrichten aus Wien, sich immer günstiger gestaltenden Unterhandlungen vereitelt werden sollte.

Diese erhaltene Ermächtigung zum activen Widerstände und eventuell zum Schlagen hatte (so wie früher bei Fulda, auch jetzt), nicht nur im Hauptquartier, sondern auch bei den Divisionen und den Truppen, daAen der Inhalt der Depesche so schnell als möglich bekannt gemacht wurde, große Befriedigung hervorgerufen. Die bis dahin wegen der fortdauernden Ungewißheit noch immer sehr gedrückte Stimmung wurde sofort wieder gehoben, und im festen Vertrauen auf guten Erfolg, wenn es wirklich zum Schlagen kommen sollte, wurden die nicht geringen Strapazen der Miirfche in der vorgerückten Jahreszeit und den theilweise grundlosen Feldwegen bei Ausübung des Vorposten- und Patrouillendienstes bald vergessen und mit nicht minderer Ausdauer ertragen, als der eben nicht sehr gcmüthliche Aufenthalt

Preußen in Kurhessen. 39^

in den vielfach stark belegten, mangelhaften Quartieren. Die Verpflegung war zwar so viel als möglich geregelt, aber die große Entfernung, aus welcher die Subsistenzmittel auf der Eisenbahn herbeigeschafft werden mußten — Erfurt, Magdeburg, ja sogar Neulin — die Schwierigkeit der Communication zwischen den vielen belegten Ortschaften, verzögerten häufig das rechtzeitige Eintreffen derselben. Das sich verzögernde Herankommen aller Feldlazarett), deren Mobilmachung noch nicht vollendet war, hatte die Einrichtung von provisorischen Cantonnements-Lazarethen nöthig gemacht wozu hier Utensilien auch erst nach wiederholten Requisitionen aus Erfurt: c. eintrafen. Die bei den Truppen versammelten Aerzte hatten alle Hände voll zu thun und mehrere Quartiere hatten wegen Auftretens von Krankheiten, die epidemisch zu werden drohten, geräumt werden müssen. Alle diese Uebelstände wurden aber guten Muthes ertragen im Hinblick auf die jetzt endlich eröffnete Aussicht zur wirklich kriegerischen Thätigkeit. Als Graf Groeben im Begriff war, am 13. November früh die Depesche des Kriegsministers dem Fürsten Taxis befohlenermaßen mitzutheilen, erhielt er eine Meldung von den Vorposten in Odensachsen, daß am 12. Abends eine auf der Straße nach Hünfeld vorgegangene Kürassier-Patrouille südlich Nurgau auf eine Abtheilung bayerischer Chevauxlegers gestoßen sei, welche sich aber bei der Annäherung schleunigst zurückgezogen habe; als nun unsere Patrouille ebenfalls zurückging, rückten die Bayern wieder vor nach Burghau, wo sie Quartier machen sollten für den folgenden Tag. Eine andere Meldung besagte, daß am 13. um 8 Uhr Morgens die in Fulda stehenden Bayern aufgebrochen waren und voraussichtlich gegen Mittag in Hünfeld einrücken würden. Es hatte demnach am 12, dennoch ein Vorgehen stattgefunden, aber es scheint nur ein Weitervorschieben der Avantgarde unter General von Hailbronner gewesen zu sein», denen Theile des Gros nachfolgten. Durch eine fernere Meldung des Vorpostencommandanten in Odensachsen vom 13. Morgens wurde diese Annahme zur Gewißheit. Es war dort nämlich der Offizier vom Stabe des General von Hailbronner eingetroffen, der dem Vorpostencommandanten, im Auftrage des Generals, eröffnete: daß Hünfeld und mehrere umliegende Orte bis nach Nurgau hin von den Bayern besetzt wären, und daß der General, „unter Bezugnahme auf die Convention vom 10. November, nunmehr den Antrag stelle, beiderseits die bisherigen Sicherheitsmaßregeln aufhören zu lassen zur Schonung der Truppen, mit dem Zusätze, daß nöthigenfalls aus Verpflegungsiücksichten auch die anderen, durch die Convention angewiesenen, jetzt noch nicht besetzten Ortschaften belegt werden sollten, und ferner, daß dieser Antrag nur vom General von Hailbronner ausgehe. Diese Bezugnahme auf eine Convention mußte um so mehr befremden, da eine solche ja durchaus nicht vorhanden war. General von Hailbronner konnte darunter nur den Vorschlag verstanden haben, den Graf Groeben unter dem 10. November noch von Hünfeld dem Fürsten Taxis gemacht hatte zur Feststellung einer beiderseitigen Demarcationslinie, von

222 Preußen in Kurhessen. —

welchem oben die Rede war. Wie wir aber gesehen, hatte der Fürst diesen Vorschlag unter Verweisung auf den Bundestag abgelehnt, den er aber, nach obiger Äußerung, dem General von Hailbronner gegenüber acceptirt haben mußte.

Da nun die für die Bayern damals in Vorschlag gebrachte Demarkationslinie noch nicht erreicht war, so konnte Graf Groeben auf den Antrag unbedingt eingehen; da aber ausdrücklich bemerkt war, daß derselbe nur vom General von Hailbronner ausgehe, so lag es in der Natur der Sache, sich erst davon zu überzeugen, ob der Fürst auch damit einverstanden sei. Es wurde deshalb ein Generalstabsoffizier an den Fürsten nach Fulda entsendet mit einem Schreiben, worin ihm Abschrift des Telegramms des Kriegsministers vom 12. und die Meldungen der Vorposten so wie der Antrag des General von Hailbronner mitgeteilt wurde, mit welchem Graf Groeben sich einverstanden erklärte und nur noch hinzufügte, daß er um bestimmte Antwort bitte.

Diese Antwort erfolgte den 14. November. Fürst Thiers sprach darin „seine große Befriedigung über den Inhalt des kriegsministeriellen Telegramms aus, der für ihn um so größere Wichtigkeit habe, da auch er von Seiten des Bundes eingeladen sei, nicht weiter vorzugehen, als bis zu dem neutralen Boden, der die beiderseitigen Truppen jetzt trenne; in diesem Sinne habe er auch den General von Hailbronner instruiert und dessen Vorschlag zur Beziehung von Friedensquartieren veranlaßt; er beabsichtige durchaus nicht, die Etappenstraße anzugreifen und habe sich nur deshalb gegen Hünfeld ausdehnen müssen, weil das Corps des Feldmarschalls«Lieutenant3 Baron Legeditsch schon morgen seine verlassenen Quartiere einnehme; bei der Auswahl der neuen Quartiere seien weder strategische noch politische Gründe vorwaltend gewesen «."

Wenn nun auch Graf Groeben, durch die zur Beobachtung in Coburg und Meiningen stationirten Offiziere und durch einen vom General von Schieckenstein aus Baden zu gleichem Zwecke nach Weirheim a/Main entsendeten Offizier, die genauesten Nachrichten über die Bewegungen der Oesterreicher unter Legeditsch hatte und wohl wußte, daß die Angabe des Fürsten Thiers von der unmittelbaren Nähe derselben durchaus unbegründet war*), so glaubte er doch für die Ruhe der Truppen in den Quartieren noch größere Garantien herbeiführen zu müssen. Er schlug deshalb dem Fürsten Thiers vor, eine zweimal vierundzwanzigstündige Kündigungsfrist einer jeden neuen Vorbewegung vorhergehen zu lassen. Dieser lehnte zwar diesen Vorschlag in höflichster Form ab, erklärte sich jedoch bereit, darauf einzugehen, „wenn Graf Groeben den betreffenden Vorschlag bei der Bundesversammlung in Frankfurt beantragen wolle." Da hiervon keine Rede sein konnte, blieb die *) Das Hauptquartier des F.-M.-Lt. Legeditsch war den 30. November noch in Kissingen, die Spitzen des Corps in Vriikenau, Vischofsheim und Mclbrichstadt; nur kleinere Abtheilungen waren den 15. November schon gegen die bayerisch-hessische Grenze vorgeschoben, selbst am 4. December, also 2 Tage später, waren außer dem 16. Jäger Bataillon noch keine Oesterreicher in Hessen.

f) reuße» in Rurhessen. 5H3

Sache auf sich beruhen, doch hatten die bisherigen Verhandlungen die Folge, daß in den beiderseitigen Cantonnements eine Periode der Ruhe eintrat, indem alle Bewegungen sich lediglich auf Erweiterung und Wechsel der Quartiere beschränkten, ohne die auf beiden Seiten stillschweigend angenommene äußerste Linie durch Patrouillen :c. zu überschreiten, obgleich auf preußischer Seite den in den äußersten Ortschaften einquartierten Abtheilungen nach wie vor die schärfste Wachsamkeit anbefohlen blieb.

Auch das Hauptquartier zu Vacha hatte sich dieser Ruhe erfreuen können, wenn nicht seine Thätigkeit noch in höherem Maße in Anspruch genommen gewesen wäre durch den nun eintretenden lebhaften Schriftwechsel, der sich nach allen Seiten hin entwickelte. Briefe und Sendboten des Königs, der Königin Elisabeth, welche ein ganz besonderes Interesse für ihre Landsleute, die Bayern, aussprach, ferner mehrerer Königlicher Prinzen, welche Nachrichten über die augenblickliche Lage und die Zustände des Armeecorps zu erfahren wünschten, wechselten ab mit Zuschriften und Telegrammen des Ministeriums, und speziell des Kriegsministers, des General von Peucker in Frankfurt, des Geheimen Rath Delbrück und des Oberstlieutenant von Steinmetz in Kassel, welche dem Grafen Groeben über die dortigen Zustände stets genaueste Kunde gaben. Die Correspondenz mit dem Fürsten Taxis hatte sich ebenfalls nur wenig vermindert, da die beiden Höchstcommandirenden sich von allen Vorkommnissen in den beiderseitigen Cantonnements Mittheilungen machten, soweit dieselben auf eine Modifikation des stillschweigend getroffenen Abkommens Bezug hatten. In den gegebenen Befehlen für die Divisionen bezüglich deren Aufstellung und Sammlung auf dem Plateau von Schenkklengsfeld mußten endlich auch mehrere Abänderungen getroffen werden, da die immer schwieriger werdende Verkündung auf dem in der vorgerückten Jahreszeit täglich schlechter werdenden Landwegen dies erforderte, so daß auch in dieser Beziehung es nicht an Thätigkeit mangelte.

Nicht minderes Interesse nahmen die politischen Angelegenheiten in Anspruch. Die Nachrichten, welche man aus den verschiedenen öffentlichen Blättern entnehmen konnte, brachten die größten Widersprüche, je nach der Parteistellung des betreffenden Blattes, denn auch in dieser Richtung kam die Spaltung der politischen Parteien, — Conservativc, Liberalconstitutionelle und Demotraten — zu ganz besonderem Ausdruck. Während die Demokraten alle Segel beisehten, um ihr Schiff in den Fahrwasser der im Frankfurter Parlament aufgestellten „deutschen Grundrechte“ zu erhalten, und auf diesem Wege weiter zu steuern zu dem ersehnten Hafen der Freiheit, glaubten die Liberalen sich anklammern zu müssen an die im Mai 1849 in Gotha vereinbarten Principien und an diejenige Politik, welche Preußen durch die Union und das Erfurter Parlament angebahnt halte. Sie schwärmten noch immer für ein deutsches Reich unter Preußens Führung, und hatten ihre ganze Hoffnung darauf gesetzt, daß Preußen auf diesem von ihm betretenen Wege unter Aufbietung

39^ Preußen in «urhessen.

aller Kräfte vorwärts schreiten würde. Deshalb hatten sie auch das Eingreifen Preußens in die hessischen Angelegenheiten und die Mobilmachung der ganzen Armee mit großer Befriedigung aufgenommen und mit Jubel begrüßt. Aber wie hatten sich inzwischen die Verhältnisse geändert?! Für die Conservativen und ihr Hauptorgan, die Kreuzzeitung, war dagegen „die deutsche Frage“ welche sie von Hause aus eigentlich schon als eine Beeinträchtigung Preußens erkannten, mehr und mehr in den Hintergrund getreten; ihr Ziel war und blieb die gänzliche Beseitigung aller sogenannten „Errungenschaften“ aus dem Jahre 1848 und die Zurückführung aller staatlichen Beziehungen auf die früheren Zustände. Hatten sie es doch dahin gebracht, daß bereits im Sommer 1850 die früher auf Allerhöchsten Befehl des Königs angelegte deutsche Kokarde, — von ihnen verächtlich als „Kuhblume“ bezeichnet, von den Dienstmützen der Truppen verschwand, freilich angeblich nur aus „Ersparungsrücksichtcn“! denn an den Helmen, der eigentlichen dienstlichen Kopfbedeckung, wurde sie noch neben der preußischen Kokarde auch ferner getragen. Die Verfassungsurkunde war für sie nur ein „Blatt Papier“ und ein hervorragender Vertreter dieser Richtung, der Geh. Ruth Markus von Niebuhr der auf einer Mission nach Kassel und Frankfurt begriffen, sich eines Tages in der Landwehruniform im Hauptquartier einfand, hatte sich über die hessischen Offiziere und Beamte, welche treu an der von ihnen beschworenen Verfassung festhielten, in einer Art und Weise geäußert, welche hier nicht wiedergegeben werden kann, aber bei den Zuhörern allgemeine Mißbilligung hervorrief. Das Ministerium Manteuffel schien sich aber immer entschiedener zu dieser Richtung hingezogen zu fühlen und schrieb die Devise: „Bruch mit ^der Revolution und Solidarität der conservativen Interessen“ auf seine Fahne, womit es sich der kräftigsten Unterstützung des Kaisers Nicolaus von Rußland erfreuen durfte, der ja, wie durch neuerdings veröffentlichte authentische Belege wiederholt bestätigt wurde, der entschiedenste Gegner der seit 1848 von Preußen eingeschlagenen Wege der innere und äußeren Politik war.

Mit gespanntester Erwartung sah man im Hauptquartier zu Vacha der weiteren EntWicklung der augenblicklichen Lage entgegen. Der Verlauf der Verhandlungen in Wien zwischen Oesterreich und Preußen unter russischer Vermittlung, und die Vollendung der befehlenden Mobilmachung waren die beiden Punkte, auf welche sich vorzugsweise die Aufmerksamkeit richtete. Von diesen Verhandlungen hing es ja ab, welche Aufgaben dem preußischen Armeecorps in Kurhessen noch ferner zur Lösung zufallen sollten, und die Vollendung der Mobilmachung allein konnte nur diejenigen Mittel bieten, welche zu dieser Lösung erforderlich waren, wenn die Verhandlungen nicht zu dem angestrebten Ziele führen sollten. Von dem eigentlichen Verlauf dieser Verhandlungen erfuhr man selbstredend nur wenig, und konnte nur aus dem Inhalt der gelegentlichen Weisungen des Kriegsministers einen Schluß ziehen, ob derselbe sich zu Gunsten oder zum Nachtheil Preußens

Preußen in Kurhessen. 295

neigte. Die Mobilmachung aber hatte nur langsamen Fortgang, und es dürfte nicht unangemessen erscheinen, die Ursachen der Verzögerung in kurzen Zügen hier zur Anschauung zu bringen.

Nach den damals geltigen Bestimmungen sollte das mobile Armeecorps 4 Infanterie-Divisionen formiren, jede aus 1 Brigade von 6 Bataillone Infanterie, nebst einem Cavallerieregiment von 4 Schwadronen und der zugehörigen Artillerie bestehend, dazu traten noch für das Armeecorps 1 Cavalleriedivision von 4 Regimentern damals Reserve-Cavallerie genannt, 1 Jäger Bataillon, 1 Pionnier-Abtheilung und der Rest der bei den Divisionen nicht eingetheilten Batterien als Reserve-Artillerie. Die Infanterie Brigade wurde aus dem im Frieden vorhandenen Linien-Infanterie-Regiment und dem correspondirenden Landwehr-Regiment formirt, von dem im Frieden nur die schwachen Stamme bestanden und zu welchem das Linien-Regt. eine Anzahl von Offizieren Unteroffizieren :c. abgeben mußte. Für alle diese Formationen waren im Frieden die eingehendsten Vorbereitungen getroffen — auf dem Papier — aber der ganze Mobilmachungsplan mit seinem Personal-, Raum-, und Zeitberechnungen basirte sich auf der Anwesenheit der Truppentheile des Friedensstandes in ihren Garnisonen und auf der Integrität des Corps in seinen einzelnen Bestandtheilen. Nur dadurch konnte ein geregelter Ineinandergreifen aller Räder des ganzen complicirten Mechanismus ermöglicht werden. Nun war aber zu dieser Zeit fast kein Armeecorps intact, indem aus allen Corps einzelne Regimenter sich außerhalb der Friedensgarnisonen und des Corpsverbandes, ja außerhalb des Staates befanden in Folge der Aufstellung des Armeecorps in Baden, der Truppen in Hamburg, und in Mecklenburg an der lauburgischen Grenze, welche Holstein geräumt hatten, und das Groeben'schen Corps in Hessen, so daß innerhalb des Corpsbezirks vielfach nur die Landwehrebataillone aufgestellt werden konnten. Die früher stattgehabten theilweisen Mobilmachungen einzelner Regimenter hatten auch in den Listen zur Mobilmachung große Lücken in Bezug auf die dort aufgestellten Zahlen gemacht, so daß eine neue Reparation der Mannschaft und namentlich der Pferde aufgestellt werden mußte — kurz — es war eine Mobilmachung mit Hindernissen aller Art, welche auch für das Groeben'schen Corps auf der Etappenstraße speciell empfunden wurde, da dasselbe ja aus Truppen von 7 verschiedenen Armeecorps zusammengesetzt war. Der bevorstehenden Ankunft der Reserven und Augmentation wurde erwartungsvoll entgegengesehen, da die Ausrückungsstärke der Truppentheile durch die in Folge der Mobilmachung nöthig gewordenen Abcommandirungen und den täglich zunehmende Krankenstand sehr vermindert war, dieselbe betrug am 18. November 472 Offiziere 1729 Mann 3689 Pferde (darunter 1934 der Cavallerie.)

Mit Ausnahme einiger Quartierwechsel und der weiteren Ausdehnung der Bayern nach rechts und links, ohne Ueberschreitung der bisherigen Demarkationslinie, blieben die gegenseitigen Beziehungen der beiden sich ein-

396 ^ Preußen in Kurhessen.

ander gegenüberstehenden Corps in Hessen ziemlich in den früheren Verhältnissen bis zum 22. November. An diesem Tage kam ein neuer Antrag zum weiteren Vorgehen der sogenannten Bundestruppe» zur Sprache, aber diesmal nicht auf dem directen Wege, da Fürst Taxis und der hinter ihm stehende Graf Rechberg wohl eingesehen haben mochten, daß sie durch Verhandlungen mit Graf Groeben ihren Zweck nicht erreichen würden. Diesmal versuchte man auf einem Umwege und durch Heranziehung einer höheren Instanz eher zum Ziele zu gelangen. Graf Thun, der österreichische Bevollmächtigte am Bundestage zu Frankfurt, hatte nämlich dem General von Peucker, der dort die Interessen Preußens vertrat, vertraulich mitgetheilt, daß in Bezug auf die Verpflegung der Bundestruppen in Hessen die größten Schwierigkeiten herrschten, und daß es nöthig sei, die Verpflegungsmittel aus entfernteren Theilen Hessens herbeizuschaffen, dies aber nicht ausgeführt werden könne, weil die preußischen Truppenbefehlshaber die Erlaubnitz zur Gewährung der nöthigen Transportmittel verweigerten und sogar mit Zerstörung der Eisenbahnen gedroht hätten, falls dieselben zu diesem Zweck benutzt würden :c. General Peucker hatte dies dem Minister von Manteuffel vorgelegt, der es dem Kriegsminister zuwies. Ten 22. Abends kam nun ein Stabsoffizier des Kriegsministeriums nach Vacha zur näheren Besprechung dieser Angelegenheit.

Tie Angaben waren sehr übertrieben. Einem Anlauf von Lebensmitteln auch jenseits der Demarkationslinie und dem Transport derselben mittelst Frachtfuhrwerk oder auf der Eisenbahn über die Etappenstraße würde gewiß kein Hinderniß entgegengestellt worden sein, wenn dies beantragt worden wäre. Daß aber Executions-Commandos auch in den von preußische« Truppen besetzten Ortschaften auf dieser Straße und über dieselbe hinaus Requisitionen an Lebensmitteln und Fourage unternehmen und Aas ezecutorisch Einbetriebe mit reaurirten Gespannen abführen wollten, wie es in den von den Bayern besetzten Acmtern geschah, konnte und durfte für jetzt noch unmöglich gestattet werden.

In diesem Sinne berichtete Graf Groeben dem Kriegsminister und bat um bestimmte Befehle. Gleichzeitig wurde auch dem Fürsten Taxis davon Mittheilung gemacht und die Bereitwilligkeit ausgesprochen, seinen zu erwartenden Anträgen darüber so weit als möglich entgegen zu komme». Im Hauptquartier der Bundestruppe» schien man aber auf diese Antwort nicht gefaßt gewesen zu sein, sondern ein sofortiges Zugeständniß erwartet zu haben, denn die Erwiderung des Fürsten Taxis auf dieses Anerbieten war in einem Tone abgefaßt, der in vielen Stellen mehr einer Drohung nahe kam, in anderen Punkten aber dahin zielte, den Grafen Groeben zur gänzlichen Räumung Hessens zu überreden, da das Land zu Grunde gerichtet würde durch die Anwesenheit einer so großen Truppenzahl. In seiner energischen Beantwortung dieses Briefes tonnte Graf Groeben aber nicht unterlassen, dem Fürsten in Bezug auf letztere Aeußerung

j)reus;cn in Aurbcssen. — 3<)?

zu bemerken, daß das Ingrunderichten des Landes sich doch nur auf den von den Bayern besetzten Theil beziehen könne, da in den von Preußen eingenommenen Aemtern noch keine Klage gehört worden, und noch niemals so viel baares Geld im Umlauf gewesen sei, weil alle Bedürfnisse baar bezahlt würden.

Die dem preußischen Corps aus der Etappenstraße zugefallene militärisch-politische Aufgabe halte noch einen Zuwachs erhalten durch die Auflösung des bisher in Baden gestandenen Corps des General von Schrockenstein, dessen zu den mittleren und östlichen Armeecorps gehörende Bestandtheile nunmehr in ihren Corpsverband zurückkehren und dazu theils die Eisenbahn von Frankfurt über Guntershausen (Kassel) nach Geistungen und Eisenach, theils die Etappenstraße über Gießen, Alsfeld, Hersfeld :c. nach Erfurt benutzen sollten. Ein Festhalten der Eisenbahn und das Offenhalten der Etappenstraße war demnach dringend nöthig, damit der Transport und der Marsch nicht gestört werde. Außerdem waren, nach den im Ministerium zu Berlin herrschenden Ansichten, noch zwei andere Zwecke zu verfolgen, nämlich: zur Förderung eines zu hoffenden Einverständnisses zwischen Preußen und Oesterreich willig die Hand zu bieten, und ferner: Zeit zu gewinnen, damit die Armee schlagbereit werde und man vollkommen gerüstet sei, wenn die angeknüpften Unterhandlungen in Wien keinen günstigen Erfolg haben sollten. Beide Zwecke konnten nur dadurch erreicht werden, daß für jetzt noch alle Conflicte vermieden wurden, einerseits nicht störend auf die schwebenden Unterhandlungen, andererseits nicht hemmend auf die im besten Fortschritte begriffen? Mobilmachung einzuwirken.

Was nun den letzteren Punkt betraf, so stand dessen Erledigung in naher Aussicht, denn zu dieser Zeit waren in allen Armeecorps die Landwehr-Bataillone und die im Corpsbezirk anwesenden Infanterie-Regimenter auf voller Kriegsstärke und marschbereit; für die außerhalb des Corpsbezirks stehenden Regimenter waren die Reserven ebenfalls schon in Marsch gesetzt, deren Eintreffen täglich erwartet wurde, so daß es sich nur noch um die Vereinigung der Landwehr- und Linien-Regimenter handelte zur Formation der Kriegsbrigaden. Die Landwehr-Cavallerie war freilich kaum marschfähig, und bei der Linien-Cavallerie war die Formation auf Kriegsstärke und die Zusammenstellung der Ersatzschwadronen noch zurück, da die Aushebung der Pferde in einigen Provinzen noch nicht ganz hatte vollendet werden können, aber auch hier war es nur eine Frage von wenigen Tagen. Die Artillerie war schon früher mit mehreren Batterien in jedem Regiment mobil gemacht worden, sodaß dem ersten Bedürfnis; genügt werden konnte, während die noch fehlenden Batterien zur Zeit in Formation begriffen waren nebst den dazu gehörigen Colonnen. Auch die Trains mit ihren verschiedenen Colonnen und die sogenannten Administrations-Branchen waren noch in der Formation begriffen. Der vortreffliche patriotische Geist, der allgemein im Volke herrschte bei dieser Gelegenheit, wo es sich

398 Preußen in Ruihessen. — -

vermeintlich um die Aufrechthaltung der Rechte Preußens in der deutschen Frage handelte, half alle durch die besonderen Verhältnisse herbeigeführten Schwierigkeiten leichter überwinden.

Weniger günstig schien es mit den schwebenden Unterhandlungen zu verlaufen, über welche man Nachrichten freilich nur aus den Zeitungen erfuhr. Oesterreich hatte bezüglich der deutschen Angelegenheiten unbedingten Wiederanschluß an die früheren Nundesverhältnisse und andere Forderungen gestellt, auf welche Preußen nicht eingehen zu können glaubte, obgleich es den Gedanken der Union bereits fallen gelassen hatte. Der Minister-Präsident Oesterreichs, Fürst Schwarzenberg, sollte sogar unter dem 25. November ein Ultimatum aufgestellt haben, in Folge dessen der preußische Minister des Auswärtigen und interimistische Ministerpräsident von Mcmteuffel eiligst nach Olmütz abgegangen sei, um dort, unter russischer Vermittelimg, mit dem Fürsten Schwarzenberg zu verhandeln. Daß in dieser Beziehung eine Krisis vorhanden sein mußte, ging aus eine Depesche des Kriegsministers an den Grafen Groeben vom 26. November hervor, welche am 27. früh in Vacha einlief, worin ausdrücklich gesagt wurde, daß es jede Stunde unzweifelhafter würde, wie die Gegner die Sache zum Bruch bringen wollten, und zwar zunächst in Hessen: Graf Groeben habe sich also darauf vorzubereiten und so schnell als möglich sich zu verstärken durch Heranziehung von Truppen aus Westfalen u. f. w. Es hatte dieser speciellen Mahnung zur Vorsicht nicht bedurft, um die nothwendig erscheinenden Vorsichtsmaßregeln gegen eine Ueberraschung durch das Vorgehen der sog. Bundestruppen zu treffen, da durch die einlaufender Meldungen aus den äußersten Cantonirungen schon seit mehreren Tagen zu entnehmen war, daß auf gegnerischer Seite etwas Besonderes im Werke sein mußte. Zwischen Hünfeld und Hersfeld hatten mehrere Bewegungen der Bayern stattgefunden und die Ortschaften an der Demarkationslinie waren stärker belegt worden. Nicht nur im Haunthale gegen Heisfeld, sondern auch gegen den linken Flügel des preußischen Corps, auf der Straße von Hünfeld nach Vacha, hatte man den Marsch größerer Abtheilungen wahrgenommen; Rasdorf und Leimbach waren von den Bayern besetzt worden und am 23. November waren die Spitzen soweit bis zur weimar'schen Grenze vorgeschoben, daß sogar um 8 Uhr Abends die preußische Dorfswache in Sünna alarmirte, wodurch die in diesem Landestheile cantonnirende Avantgarde ins Gewehr trat und ihre Bagage nach Vacha dirigitte. Nach Meldung des General von Döring hatten sich die Vorbereitungen zur schnellen Alarmirung durch Fanale durchaus bewährt und sämtliche Abtheilungen der Avantgarde waren in kürzester Zeit in vollkommener Bereitschaft gewesen. Auch die bis jetzt noch in Fulda gestandenen Bayern — das Gros des Corps — waren in Bewegung und im Marsch auf Hünfeld und bezogen die durch das Vorgehen der Avantgarde frei weidenden Quartiere, während die Reserve bis Fulda und Marbach nachrückte. Zwischen Fulda und

Preußen in Kurhessen. 3)9

Hanau waren dagegen alle Ortschaften frei und voraussichtlich für die Division Legcditsch offen gehalten, welche indeß die Grenze noch nicht über» schritten hatte, sondern sich zwischen derselben und Brückcnau zusammenzog*). Hanau war noch von den Bayern besetzt. Das 1. bayerische Armeecorps war in der Mobilmachung begriffen und concentrirte sich bei Bamberg; im Großherzogthum Hessen wurden bedeutend? Einläufe an Fourage gemacht und nach Fulda abgeführt.

Aus allen diesen Nachrichten zog Graf Groeben den Schluß, daß Fürst Taxis das Corps bei Hünfeld zusammenziehe, unter Vorschubung der Avantgarde gegen Hersfeld und die Etappenstraße, während die Oesterreicher, in der weit gegen Norden vorspringenden Spitze Bayerns, um Brückenau, Bischofsheim und Neustadt concentrirt, bereit standen, die Bewegung entweder über Fulda und Hünfeld zu unterstützen oder auf der Straße über Tann direct auf den preußischen linken Flügel bei Vacha zu operiren. Man konnte aber mit um so größerer Ruhe den nächsten Ereignissen entgegensehen, da das Corps von Tag zu Tag stärker wurde. Der Kriegsminister hatte nämlich bereits früher dem Grafen Groeben nicht allein das ganze 7. (westfälische) Armeecorps, dessen commandirender General er war und von dessen Truppen der Friedensstärke zur Zeit schon 12 Bataillone Linien-Infanterie, 10 Schwadronen und 4 Batterien bei dem Corps auf der Etappenstraße standen**), zur Verfügung gestellt, sondern auch diejenigen aus Baden zurückkehrenden Regimenter, welche die Etappenstraße zu ihrem Rückmarsch oder die Eisenbahn benutzten, für den Fall, daß zur Zeit ihres Durchmarsches durch Heisfeld oder ihres Eintreffens auf den Stationen Geistungen, Bebra oder Eisenach irgend ein Angriff des Gegners zu erwarten wäre. Das interimistische Generalcommando des 7. Armeecorps, welches bei Rehme und Gegend in der Concentration begriffen war, erhielt Befehl, die bereits dort vorhandenen mobilen Truppen des Corps ungesäumt mit Benutzung der Eisenbahnen nach Kassel in Marsch zu setzen, und die

*) Nach den Meldungen der zur Beobachtung detachirten Offiziere standen hier die österreichischen Infanterie-Regimenter Bencdct, Schwarzenberg, Erzherzog Albert, Erzherzog Ludwig und Wellington, Windisch-Grätz, Ehevaulegers und Eoburg-Husaren, nebst 6 Batterien des 1. Artillerie-Regiments, darunter 1 ReittcN'Batterie. Der Rest des österreichischen 4. Armeecorps sollte vom 25. November ab von Nördlingen per Eisenbahn nach Bamberg befördert werden, um sich mit dem 1. bayerischen Armeecorps zu vereinigen.

**) Von den ursprünglich zum 7. Corps gehörigen Truppen 2 Bataillone de« 13., des 15., 3 Bataillone des 17. Regiments, und von dem dem Corps früher abcommandirtcn Truppen überwiesenen Regimentern, das 18. und das 3. ^ . Regiment mit je 3 Bataillonen. An Cavallerie das 4. Kürassier - Regiment und 2 Schwadronen des 5. Ulanen-Regiments, so wie das 12. Husaren-Regiment, welches die Stelle des 8. Husaren-Regiments vertrat, das 11. Husaren-Regiment, welches ebenfalls zur Verfügung gestellt war, wurde über Eisenach nach Gerstungen instradirt, und zwei in Eisenach eingetroffene Bataillone des 81. Regiments nach Verla herangezogen.

HNO Preußen in Kllhessen. ^ ^
dort ankommenden Regimenter im Fuldathale und dessen Nähe, nun Weisungen über Ruthenburg bis Bebra in engen Cantonirungen unterzubringen. Durch die täglich bei einzelnen Negimentern eintreffenden Reserven erreichte der bei Hersfeld stehende Theil der Division Tietzen den 27. November die Stärke von ca. 6500 Mann mit 14 Geschützen, die Division Radziwill bei Schentlengsseld und Friedewald wurde 8000, und unter Heranziehung der beiden Bataillone des 31. Regiments aus Verla 10,000 Mann mit 24 Geschützen stark, die Division Nonin, bei Vacha, unter Heranziehung eines Theiles der Avantgarden-Viigade des General von Döring erreichte ebenfalls die Stärke von 10,000 Mann mit 12 Geschützen und außerdem blieben von dieser Brigade noch 3 Bataillone, 2 Schwadronen und 4 Geschütze bei Geysa disponibel zur Beobachtung der Straße von Tann, so daß bei einem Versuch des Gegners zum gewaltsamen Durchbruch auf der Etappenstraße mehr als 26,000 Mann mit 54 Geschützen bereit standen, denselben zurückzuweisen und zwar mit um so wahrscheinlicherem Erfolg, da die Stärke des Taxis'schen Corps zur Zeit nur auf höchstens 25,000 Mann angenommen werden konnte. Allerdings war der Gegner insofern im Vortheil, als er seine ganzen Streitkräfte zu einem Stoß auf einen bestimmten Punkt concentriren konnte, während das Groeben'sche Corps auf einer Entfernung von fast 4 Meilen in der Front und ca. 3 Meilen in der Tiefe vertheilt war; da aber der Gegner für jetzt noch keine Unterstützung unmittelbar hinter sich hatte, so kam diese Zersplitterung vorläufig weniger in Betracht. Die Anzeichen zu einem Vorgehen des Gegners vermehrten sich noch durch einlaufende Meldungen, daß in der Nacht vom 26. zum 27. November die Bayern in Hünfeld feldmäßig gerüstet ausgerückt und theilweise abmarschirt wären; ein Postillon hatte in derselben Nacht zwischen 1 und 3 Uhr auf der Straße von Hünfeld nach Hcrsseld, in der Gegend von Nhina und Neutirchen bedeutende Infanterie- und Cavallerie-Abtheilungen im Marfch angetroffen; in Hünfeld war auf den 28. November zur Feier des Geburtstages des Königs von Bayern große Parade und Kirchgang befohlen; bei den Vorposten halte man einen sehr lebhaften Patronillengang in größeren Abtheilungen gegen die DemarcationZlinie wahrgenommen u. f. w. Aus allen diesen Nachrichten glaubte nun Graf Groeben schließen zu dürfen, daß gerade am 28., dem Geburtstage des Königs, der entscheidende Schlag geführt werden sollte. Er befahl deshalb, daß die Truppen sich am Morgen des 28. in ihren respectiven Stellungen zusammenziehen sollten, und zwar die Avantgarde bei Buttlar, die Division Tietzen bei Hersfeld, die Division Radziwill bei Friedewald und Schentlengsseld, die Division Nonin bei Vacha. So wurde das Weitere erwartet, und die Vorposten erhielten die Weisung zu verdoppelter Aufmerksamkeit. Der erwartete Angriff fand nicht statt, da die Bayern in die Quartiere zurückgingen; daß aber die Voraussetzungen nicht ohne Berechtigung gewesen, bezeugte eine Depesche des Kriegsministers vom 28., wonach in Folge einer

sireußen in Rurhessen. ^0^

Nachricht des General von Peucker, Graf Thun vom Fürsten Schwarzenberg am 27. unter Anführung der bevorstehenden Zusammenkunft mit dem Minister v. Manteuffel, die Weisung erhalten habe, den schon beschlossenen Vormarsch des Fürsten Taxis um 48 Stunden zu verschieben. Die preußischen Truppen gingen ebenfalls in ihre Cantonnements zurück.

Außer einigen Veränderungen in den früheren Dispositionen, welche sich als Folge der oben erwähnten Aufstellung des Corps am 28. November nöthig gezeigt, und der damit verbundenen Quartierwechsel, verblieb Alles in dem bisherigen Zustande. Die verschiedenen Armeecorps, von denen noch Regimenter auf der Etappenstraße standen, verlangten dringend deren Rückkehr in den Corpsverb- und zur Vervollständigung der Kriegsformation. Graf Groeben hatte deshalb den Anmarsch des 7. Armeecorps aus Westfalen in der Weise angeordnet, daß:

1. die 27. Division mit 3 Landwehr-Bataillonen, 1 Landwehr-Cavallerie-Regiment und eine 6pfd. Batterie am 7. December,
2. die 28. Division in gleicher Zusammensetzung am 8. December,
3. die 26. Division in gleicher Stärke am 9. December,
4. die 25. Division in gleicher Stärke am 10. December,
5. das Füsilier-Bataillon 13. und das ganze 5. Infanterie-Regiment am 11. Decenibr in Kassel eintreffen und von dort weiter nach Hersfeld und Vllcha instradirt werden sollten. Die Reserve-Artillerie sollte in den Tagen vom 6. bis 12. December mit täglich einer Batterie dort eintreffen, und endlich am 15. December die beiden Pionnier-Compagnien. Nach Maßgabe des Eintreffens dieser Truppen in den ihnen auf der Etappenstraße anzuweisenden Quartieren, sollten die zu anderen Armeecorps gehörenden Abtheilungen zu ihren Corps abrücken, wobei die Anordnung getroffen war, daß bei dieser Ablösung Zug um Zug die Stärke des hier aufgestellten Corps keinen Augenblick alterirt wurde, sondern noch zunahm, indem Ende November bei diesem Corps der Krankenstand auf 919 Mann gestiegen war, von denen 810 in den Lazarethen zu Hersfeld, Vacha, Vülkershausen, Eisenach, Erfurt, Weißenfels, Halle und Kassel untergebracht waren, darunter 29 Cholera- und 215 Augentranke.

Eine Depesche des Kriegsminifteis vom 28. hatte dem Grafen Groeben noch den Befehl des Königs gebracht, „daß bei etwaigem Vorrücken des Fürsten Taxis diesem mitgetheilt werden sollte, wie gerade in diesem Augenblick von Seiten Preußens eine Cooperation für die Unterwerfung der turhesifchen Unterthanen unter die Autorität des Landesherrn eingeleitet sei, und wenn der Fürst dennoch vorrücken sollte, dagegen Verwahrung wegen der Folgen einzulegen sei; im Falle eines nöthig werdenden Rückzuges sollte dieser auf Erfurt genommen werden.“ Von activem Widerstände gegen das Vorrücken der Bayern war nichts erwähnt. Eine andere Depesche vom 29. brachte eine Anzeige des Geh. Raths Niebuhr aus Frankfurt, daß der Kurfürst von Hessen einem Gesuche der Bürgerschaft, zur Rückkehr nach Kassel

H02 — Preußen in Kurhessen.

alsbald Folge geben wollte, unter der Voraussetzung, büß die preußischen Truppen bereitwillig diejenigen Ortschaften frei machten, welche der Kurfürst berühre oder mit seinen eigenen Truppen besetzen lasse; bann würde derselbe eine gleichmäßige Verminderung der preußischen und gegnerischen Truppen durch eine Convention bewirten lassen. Beide Depeschen hatten auf die bisher getroffenen militärischen Anordnungen auf der Etappenstraße keinen Einfluß, auch die letztere nicht, die bevorstehende Reife des Kurfürsten betreffend, da darin auf eine Convention Bezug genommen wurde, deren Erfolg erst abzuwarten war.

Inzwischen brachten die Zeitungen bereits Nachrichten über die Verhandlungen zu Olmütz, die sich zwar in vielen Punkten widersprachen, aber in dem einen Punkte übereinstimmten, daß Preußen den Forderungen Oesterreichs nachgegeben habe. Einigermassen bestätigt wurde diese Nachricht durch eine Depesche des Kriegsministers vom 1. December, in welcher dem Grafen Groeben notificirt wurde, daß »durch ein zwischen Preußen und Oefferreich getroffenes Abkommen die Erledigung der hessischen Angelegenheiten dem gemeinsamen Wirten beider Mächte unterzogen sei, wodurch sich die Lage wesentlich ändere und die dem Corps auf der Etappenstraße gegenüberstehende n Truppen nicht mehr als Gegner zu betrachten wären; ein preußischer Commissar. wahrscheinlich General Brese. werde noch heute den Auftrag erhalten, mit dem Commissar Oefferreichs und seiner Verbündeten ins Einvernehmen zu treten, und weitere Schritte zu verüb» reden." Es war noch hinzugefügt, „baß der Durchzug der Tccupations-truppen durch die von Preußen besetzten Linien nicht weiter zu verhindern sei, da dieselben aus Mangel an Subsistenzmitteln in ihren jetzigen Quartieren angeblich nicht ausdaucrn tonnten, worüber indeß mit dem Fürsten Taxis ins Einvernehmen zu treten sei, das unbedingte Festhalten der Etappen» stiaße auf allen Punkten sei nicht mehr erforderlich, die Aufstellung könne im Hessischen nnd Wcimarischen so genommen werden, wie es die Rücksicht auf die Truppen erfordere, doch dürfe die militairische Sicherheit nicht außer Acht gelassen werden." Autdriicklich war noch darauf hingewiesen, daß der Durchzug über die Etappenstraße nur in einer Weise zu gestatten sei, wobei die beiderseitigen Truppen nicht mit einander in Berührung kämen, und daß Kassel bis auf Weiteres von Preußen besetzt bleibe, da die Rückkehr des Kurfürsten mit seinen Truppen zu erwarten sei, wonach erst Näheres vereinbart werden sollte,"

Aus dem Inhalt dieser wichtigen Depesche konnte Graf Groeben zwar entnehmen, daß die bisherigen Beziehungen der beiderseitigen Truppen zu einander den Charakter einer Gegnerschaft verloren hatten, daß jedoch die nächsten Consequenzen dieses neuen Verhältnisses noch von einem Einvernehmen beiderseitiger Commissare abhingen, bevor fie praktisch ins Leben treten könnten. Er gab deshalb dem Fürsten Taxis sogleich Kenntniß von der erhaltenen Depesche, die er im Auszuge mittheilte, indem er auf die bevor-

Preußen in Kurhessen.

H03

stehenden Verhandlungen der beiden Commissare verwies und ferner den Anträgen des Fürsten bezüglich des Durchmarsches entgegensah. Der Stab der 27. Division des 7. Armeecorps war inzwischen mit dem Landwehr-Bataillon Meschede in Kassel, das Landwehr-Bataillon Iserlohn in Karlsruh eingetroffen; die übrigen Abtheilungen des 7. Armeecorps folgten auf dem Fuße. Es wurde nun sofort telegraphisch befohlen, die ferneren Märsche zu sistiren, was um so nothwendiger wurde, da die Eisenbahn von Marburg nach Eisenach in dieser Zeit durch die Beförderung des aus Baden zurückkehrenden 20. und 24. Infanterie-Regiments in Anspruch genommen war. Auch an den in Kassel befindlichen General Brese wurde telegraphirt und derselbe um Auskunft gebeten, wann er mit den österreichischen Commissar in Verbindung treten werde? und ob und zu welcher Zeit Graf Groeben ihn in Vacha erwarten könne? General Brese antwortete sogleich, daß er im Begriff sei, nach Frankfurt und Wilhelmsbad abzureisen, aber bis jetzt für die vom Grafen Groeben angeregte Angelegenheit noch keine Anweisung und Instruction erhalten habe.

<3chluh !°l«t,1

Illustrierte Bibliographie.

^ rehms Thierleben, Allssemeyne Hunde des Thierreichs. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage, Eolorirte Ausgabe. Leipzig. Bibliographisches Institut.

In einer Sitzung des deutschen Reichstages wurde jüngst Brchms Thierleben zusammen mit dem, in demselben Verlasse erscheinenden Meher'schen Conversationslexikon als eine der bedeutendsten Unternehmungen des deutschen Buchhandels bezeichnet. In der Tb«

Mass es vielleicht ssewiscstere, idealistischere Unternehmungen in den letzten Jahrzehnten ssesseben haben: aber erfolgreicher hat sich kaum ei» anderes durchgerungen, und keines andere hat solchen Erfolg mehr verdient, als diese. Wie es in jener Rede ausgedrückt wurde: der deutsche Buchhandel kann mit Stolz auf diese Werke blicken als auf rechte Triumphe seiner Organisation.

Von dem Conversationslexikon braucht hier nicht weiter geredet zu werden: seine Volksthümlichkeit gehört beinahe schon dem Sprüchwort an: „im Meyer nachsehen“ ist eine Abkürzung, die Jedermann verständlich ist. — Hier handelt es sich um das Thierleben, das gegenwärtig in neuer Ausgabe erscheint.

Ein neues Buch unter altem Titel, sagt das Vorwort mit begründetem Selbstbewußtsein. Aber dabei ein Buch, das seine alten Vorzüge ungeschmälert bewahrt und sich nur darin geändert hat, daß es nach allen Seiten hin vollkommener ausgewachsen ist. Es verlohnt sich schon der Wiche, wenn es sich um ein Werk von solcher Bedeutung handelt, ans diese Neugestaltung einen Augenblick einzugehen.

Das Thierleben ist von vornherein zum Volksbuch bestimmt worden: und daß es sich diesen Ehrentitel verdient hat, das dankt es dem unfehlbaren Takte, womit fein Herausgeber den einmal gewählten, zweckmäßigen Standpunkt festgehalten hat.

Es ist kein Buch von gelehrtem Auftreten. Sonder Zweifel steckt darin eben so viel Arbeit, und wenn nicht eben so scharfe Schlußfolgerung, so doch mindestens ebenso viel liebevolle Naturbeobachtung wie in sämtlichen Schriften Tarwins oder Häckels.

Aber alles das dient hier einer anderen Absicht. Nicht jener Art Wissenschaft, die man unbeschadet ihrer erhabenen Verdienste wohl eine todte nennen darf: die sich mit Zähnen, Knochen, Federn und blauen herumplagt und unter diesem Wüste von Merkmalen für den Laien die Spur ihres eigenen Weges verbirgt. Diese Wissenschaft riecht gar zu oft nur nach Kampher und Spiritus: und ihre Diener huldigen ihr in dumpfen Laboratorien und staubigen Museen vor ausgestopften Bälgen und sauberen Gerippen. Das ist die strenge Göttin, die ihr Angesicht nur dem Geweihten entbillt:

Illuftrirte Bibliographie. HYI

der großen Menge widerstreben ihre Formeln eben so sehr wie das X und A der Algebra. Aber die große Menge hat doch wohl auch ihre Daseinsberechtigung, und ihr Wunsch, die Natur möglichst kennen und somit lieben zu dürfen, ist nicht ganz unbillig.

Dieses Kennenlernen ist indeß dem modernen Menschen nicht ganz leicht gemacht. Mehr als ein Drittel der Culturvöller, die Bewohner der Großstädte, haben Thiere nur selten anders als in Käfigen, auf Nratenschüsseln oder auf Abbildungen gesehen. Man vergißt zu leicht, wie viel wissenswerthe Dinge damit verloren gehen. Eine glücklichere Zeit fand in der Betrachtung des Thierlebens die Anregung zu Sprüchen einfacher Weisheit. „Geh' zur Ameise, Du Fauler!“ soll man das dem sechsjährigen kleinen Bummel, geschneigelt und dünnbeinig, sagen, der in seiner teppichbelegten Kinderstube mit der Ameise nur dunlle Begriffe ungemüthlicher Sommerwohnungen verbindet, in deren Räume sich vielleicht hin und wieder einige dieser Kerbthiere zu allgemeiner Entrüstung verirrt haben? Wir besitzen ein hübsches, lesenswerthes Buch von einem Gelehrten, Carl Silvio Köhler: „Die Thiere im Sprüchwort der Alten“, aus dem man sehen kann, wie nahe ehemals Mensch und Thier mit einander verkehrten und welch' einen Raum dieses in der Anschauung seines Herren ausfüllte. Die Liebe zum Thiere und die Theilnahme für dasselbe ist noch immer vorhanden; nur wird ihr immer mehr die Gelegenheit, sich zu bethätigen, entzogen. Für dieses Bedürfnis; hat Brehm fein schönes Buch geschrieben, und diesem entspricht dasselbe vollkommen. Die Zahnformen jedes einzelnen Thieres, die Angaben über Federn und Klauen, die finden sich natürlich auch mit aller wünschenswerthen Genauigkeit darin — aber das ist nicht das Wesen des Thierlebens. Brehm schildert, genau wie es der kurze Titel so schlagend ausdrückt, das lebendige Thier in seinen Gewohnheiten und Eigenschaften.

Unsere Zeit hat die Seele eines alten Registrators, ^der jedes Ding sauber mit schwarzweißem Zwirn in seinen Umschlag heftet und an Thatfachen nur glaubt, so weit sie actenmäßig verbürgt sind — übrigens unermüdlich darin, jeden Zweig des Lebens in feinem ungeheuren Archive einzuhegen. Das ist eine Neigung, die diesem Buche trefflich zu statten kommt, die ihm die wunderbare Gediegenheit verleiht. Wie weit entfernt sind wir mit ihm nicht von jenen alten „Naturgeschichten“ — hieß er nicht Raff, der fpaßige alte Schmöker, in dem wir einst die höchst ungläubliche Geschichte von den Affen und den Pechstiefeln gelesen haben? Vergangene Zeiten! Selbst Kinder bekommen solche Bücher nicht mehr in die Hand — weit hinausgespült sind sie in das Meer, wo Bücher zu Lumpen werden, und nur vor dem Auge der Erinnerung tauchen sie bisweilen als schnurridge Scheinbilder auf. Das Thierleben ist schwereren Schlages als der „kleine Raff“, geistig wie leiblich, ihm wird dieses traurige Schicksal wohl immerdar erspart bleiben. Brehm selber ist für dieses Buch in fast wunderbarer Weise gewissermaßen vorher bestimmt worden. Denn fein Stoff konnte nur durch Anschauung erworben werden. Das Leben der Thiere schildert man nicht nach Büchern; dazu braucht es ein Leben geduldiger Beobachtung, unermüdeten Sammelns. Das kann nicht Jeder, dazu gehört außer manchen anderen unentbehrlichen Eigenschaften vor alle» Dingen Liebe und die fo feltene, unschätzbare Gabe des Sehens — insofern als Sehen nicht em gedankenloses Aufnehmen rasch verwischter Eindrücke ist, sondern wirkliches Wahrnehmen und Festhalten. Brehm selber hat irgendwo einmal erzählt, wie ihm diese beiden Eigenschaften anerogen oder wenigstens planmäßig in ihm ausgebildet worden sind. Schon sein Vater war ein ledenschaftlicher Thierfreund, und dem Knaben wurden Vögel, Hunde und noch viel unwahrscheinlicheres Gethier der früheste und vertrauteste Umgang. Später, als Mann, ist Brehm das gewesen, als was ihn das ausgezeichnete Titelblatt seines Werkes darstellt: Die Büchse zwischen den Knieen sitzt der, lässig und doch bereit, in großartig öder Gebirgslandschaft, während eine Anbeturbanter Tscherteß oder sonstiger Muselman im halbverwischten Hintergründe ihm das Pferd heranzuführt; das ist das Bild des Reisenden und Jägers. Wir wissen Nord und Süd, XXV. 73. 2?

Nord und Süd,

nicht, ob Nrehm in jenen Jahren die halbe Welt bereist hat, oder ob es nicht g«rr
etwas mehr gewesen ist: jedenfalls bewies er mit einigen trefflich geschriebenen Virnde»
über seine Erlebnisse schon damals, daß er ein Reisender gewesen, der die Gelegenheiten
zu'^ni'chen weiß — und daß er obendrein ein Cchilderer von schätzbarer Pegabunl:
sei. Auf einer späteren Stufe seines Lebens niederum bat er hier in Vcrlin das

»»3- Vlehm'? TliieNbcn.

Nidtiogrophischi« Institut, Leipzig,

Aquarium geschaffen, eine der vorzüglichste» Anstalten ihrer Innung, eine nnversiegliche
Quelle der Velelirung für Hoch und Gering — an der er selbst jedenfalls wobl einer
der gcwisienbnftestcn Vesucher gewesen ist, — Man siebt, mit allen Gaben ausgestattet,
vorbereitet durch die TMTigkeit eines ganzen gewinenhnft verwertbcten Lebens, ist
Vrelmi an die Aufgabe gegangen, die das große Wert feines Daseins werden, Freudr
und Belehrung Unzähligen, ihm selbst die höchste Eine werden sollte.

^Ilustlrte Vibliographie.

^0?

c?

H

H08 Nord und Süd.

Indeß wenn er so zu der Leitung dieses Unternehmens in der seltensten Weiss befähigt war, so verkannte er doch selbst nicht, das, ein einzelner Mann einen so ungeheuren Stoff nicht bewältigen könne. Außer seinen eigenen Erfahrungen muhten die zahlreicher anderer Thicrfreunde uerwcrthet werden, um dem Buche die Vollkommenheit zu geben, die es schon i» der ersten Ausgabe besessen. Und dadurch wurde die Mühe nicht geringer; denn es blieb nun noch die Arbeit, die einzelnen Zugaben zu überglätten und der Gesomtheit ununterscheidbar einzufügen. Es ist bemcrlenswertl». wie vorzüglich Nrehm auch das gelungen ist. Aus jeder Zeile glaubt man die Eigenart des Herausgebers, eine sehr starte Eigenart sogar, herauszufühlen.

Eicherlich hat dieser Umstand zu dem Erfolge des Buches nicht weniger beigetragen, als seine eigentlich inneren Vorzüge. Der Leser hat dafür ein unbewußtes Feingefühl; es behagt ihm ganz unwillkürlich, in einer Schrift die Forderung jedes Kunstwerkes erfüllt zu sehen, gewissermaßen eine Persönlichkeit darin zu finden. Es ist nicht häufig, daß Werte so monumentalen Umfanges diesen Vorzug besitzen; und daher kommt es, daß sie trotz unbestrittenem Verdienste keinen wirklichen Anklang finden.

Wie rasch und allgemein dieser Anklang dem Thierleben begegnet ist, dessen wird man sich noch gut genug erinnern, trotzdem nunmehr schon gerade zwanzig Jahre seit der Ausgabe der ersten Bände verstrichen sind. Das Buch entsprach eben einem Bedürfnisse und war gut obendrein. Es hätte vielleicht gar nicht der Eolportagc bedurft, ihm zu seinem Erfolge zu verhelfen, rnit dem diese nachträglich einige ihrer ärgsten Blößen zu decken sucht. Sein Erscheinen war ein mehr als buchhändlerisches Ereigniß, das allenthalben Aufsehen erregte, besprochen wurde — auch im Auslande mit einer von der sonst beliebten Geringschätzung fernen Anerkennung — und in dessen Lob sich wohl nicht ein einziger Mißton gemischt hat.

So vielbändige Werke schätzen ihren Ruhm nicht nach der Zahl der Auflagen — auch in reicheren Ländern nicht. Sie haben einen Absatzkreis, der nur langsam wächst, und verbraucht, zerlesen oder verloren werden sie nicht. Wer sie einmal erworben hat, der hat in ihnen einen beinahe ebenso festen, zuverlässigen Besitz wie im Grundcigenthum — in der Thal wäre man beinahe versucht, diese lastenden Bände zu dem unbeweglichen Vermöge» zu rechnen. So ist es als ein seltenes Glück zu schätzen, daß das Thierleben davor bewahrt geblieben ist, gleich so vielen anderen ausgezeichneten Büchern vom Fortschritte der Zeit überholt zu werde», indem ihr Umfang sie zum Stillstehen auf der ersten Auflage verdammt — ein untrennbarer Schmuck für Büchereien, Belehrung, vielleicht für einige Wohlberathene, aber todt für das eigentliche Publikum, das weder geneigt noch auch verpflichtet ist, Pietät oder nur historischen Sinn an den Tag zu lege».

Diese zweite Ausgabe ist vielleicht kein so großes Wagniß wie die erste, da wenigstens der Ruf des Thierlebens unerschütterlich begründet ist: aber sie ist darum nicht minder eine That. Freilich, wie schon der graue Hesiod sagte, erringt nur der Schweiß den Kranz: aber auch nur der Schweiß bewahrt ihn. In dem vorliegenden Falle bedeutete eine neue Ausgabe, gering angeschlagen, eine durchgehende Berichtigung und Ergänzung — an sich schon kein kleines Ding bei einem Stoffe, der fortwährend fleißig durchforscht wird. In der That aber ist es eine vollständige Umarbeitung gewesen, von deren Ausdehnung man sich leicht Rechenschaft ablegen kann, wenn man die Texte der beiden Auflagen mit einander vergleicht. Damit ist erzielt worden, daß das Thierleben wiederum vollkommen auf der Höhe der Zeit steht, unverändert i | seinem wahrhaft liebenswürdigen Wesen, aber verbessert und bereichert. Es macht auf uns nicht mehr den Eindruck des Neuen: in seinen Grundzügen ist et> ein guter alter Bekannter: aber indem man hin und wieder in den bisher erschienenene» Bänden blättert, empfindet man mit Freude ungeschwächt den früheren Neiz der anmuthigen, anspruchslos gediegenen Unterhaltung.

Illustrierte Bibliographie. ^0Y

Jedoch die tiefste Veränderung, diejenige, die schon der erste Blick trifft, ja die "der Titel schon kündigt, hat nicht den Text, sondern die Illustration betroffen. Tiefe iluui vor zwanzig Jahren schon eine bedeutende Leistung gewesen: nur daß sie freilich der Verwöhnung, die aus dem überraschenden Fortschritte der Truckerkunst hcutzu- lage entsprungen ist, nicht mehr ganz entsprach. Gerade an diesem auffälligen und dabei so unendlich werthvollen Theile des Buches war das Meiste zu thun. Zunächst war der Umstand zu benutzen, daß der Farbendruck gegenwärtig eine hinreichende Vervollkommnung erfahren hat, um als würdiger Schmuck gelten zu können. Ab- bildungen naturwissenschaftlichen Inhalts werde» erst durch die Farbe ihrem Ziele völlig gerecht. Früher hätte man, um das zu erreichen, das mühselige und uner- schwinglich kostspielige Verfahren des Ausmalens anwenden müssen — das sich für ein Volksbuch von selbst verbot. Jetzt hat man im Druck die Vorlagen ebenso schön, ebenso farbenprächtig wiedergeben tonnen, ohne das; sich die Herstellungskosten im Verhältnisse zu dem unschätzbaren Vortheile besserer Anschaulichkeit wesentlich vermehrt haben werden. Jedem Bande ist eine ziemliche Anzahl dieser Farbendrucke beigegeben; und man muß bekennen, das; sie durchaus wohlgrathcn sind. Sie besitzen vor Allem die wichtigste Eigenschaft: sie geben die Farbe der Natur auf das Getreueste wieder, ob es nun das stumpfe eintönige Nrnungclb des Löwcnfells oder das zehnfältige Bunt des Papageienbalgcs sei. Daß dieser Wahrheit der Färbung auch die Nichtig- keit der Zeichnung entspricht, ist selbstverständlich. Toch außerdem besitzen diese Zeichnungen eine von der Wahrheit und Nichtigkeit unabhängige innerliche Schönheit, sozusagen eine Bildwirkung, die sie im höchsten Grade ansprechend macht. Man darf wohl sagen: diese Blätter können nicht übertroffen werden, solange der Farbendruck nicht auf eine weit höhere Entwicklungsstufe tritt, und sie werden, was noch mehr ist, auch dann einen bleibende» Werth als mustergiltige Werte, Kunstwerke ihrer Art, behaupten.

Zu den Holzschnitte», die das Thierleben bisher ausschließlich ausgestattet hatten, und die natürlich ihren verdienten Platz im Texte behalten haben', sind neue hinzugetreten, zahlreiche Blöcke sind durch andere, nach neuen Zeichnungen geschnittene ersetzt worden. Na dieses Heft einige Proben der Holzschnitte enthält, so können wir auf ein Lob desselben verzichten. Aber was man nicht so auf den ersten Blick er- fassen kann, das verdient hervorgehoben zu werden. Das ist, daß diese Blätter, in der weitaus überwiegenden Mehrzahl, nach dem Leben gezeichnet sind; keine gewöhnlichen Bilder nach dem ausgestopft geduldigen Modell im naturhistorischen Museum. Vom Modell ist dieses Leben in ganz wunderbarer Weise auf die Zeichnungen übergegangen: sie haben alle das Charakteristische des Thieres, etwas, das packt und überzeugt, auch wenn man jenes nie gesehen hat. Man sagt sich nicht: „Also das Thier sieht so aus?" sondern man sagt sich: „So muß es sein." — Uebrigens ist ja bekannt, daß Thiermaler ersten Rangcs für dieses Werl thätig gewesen sind.

Und so schlössen diese Zeilen beinahe wie eines Buchhändlers Prospect? „Kräfte ersten Nanges" und „wirkliches Bedürfnis" steht wohl auch irgendwo weiter oben. Das, was das Buch hält, ist allerdings das, was jene Prospective tausendmal viel zu bereitwillig versprechen. Und dann sitzt man vor solchem Werke mit dem Gedanken, daß der brave Platen als arger Laie seinen berühmten Ausspruch gcthan hat, daß Kritisirrn nicht immer leicht und blos Bcssermachen schwierig ist, sondern daß es auch schwer ist, ein Buch, an dem man seine aufrichtige Freude gehabt, so zu loben, daß es aufrichtig aussieht. „Loben ist schwerer als Lob verdienen", sagte einmal ein alter Praktikus. —<-!c.

4<0

Nord und Süd.

Geschichte der Renaissance in Italien von Jacob Burckhardt, Zweite vom Verfasser selbst durchgesehene und vermehrte Auslage. Mit 221 Holzschnitten. Stuttgart, 1882. Ebner u. Seubert.

Eigentlich sind wir keine Freunde von Büchern, die in abgekürzten Sätzen geschrieben sind. Ja, wir sind der unmaßgeblichen Meinung, daß man ziemlich allgemein, besonders aber in dem lieben, leider wenig formsinnigen Deutschland, die Bezeichnung Buch »il einer recht gedankenlosen Freigebigkeit verwendet. Nicht Alles ist Buch, was gedruckt wird, nicht einmal Alles, was in Herzogs Dampfbuchbinderei oder anderswo mehr oder weniger geschmackvoll gebunden wird. Die Bezeichnung Buch schließt die Forderung eines gewissen Kunstwerthes in sich, und was den nicht besitzt, das ist, ob auch auf Velin gedruckt und in Maroquin gebunden, nur eine anspruchsvolle Abart der Maculatur, ist, ob auch noch so fleißig gearbeitet, höchstens Stoff zu einem Buche, den einmal ein Besserer bearbeiten mag, steht schliesslich gar zu häufig den wirklichen Büchern im.

Au«: Vullheit,! „Geschichte der Renaissance in Italien.“

Ebner K Leuben. eintra!

Wege, eine eingedrungene Wucherpflanze, besten Falls ein unschönes Gemiischaubt im Zierbeel der Literatur. Schade, daß man nicht mit der Hacke darüber herfallen kann! — Da nun Burckhardts Geschichte der Renaissance in Italien durchaus nicht davon freigesprochen werden kann, daß es in ungeschickt zerhackten und zerstückelten Sätzen geschrieben ist, so bekennen wir offen, es lange Zeit mit einer Art stiller Mißachtung angesehen zu haben: „Staub zum Staube!“ murmelnd und: „Schade um so viel Geist und Nissen!“ Der Verfasser dieser Schrift, der wir übrigens den Titel Buch in der Thal nicht mehr streitig machen wollen, der Hochverdiente, den die gebildete Welt Deutschlands verehrt und nicht genug verehren zu können glaubt, wird uns jenes Bekenntnis; verzeihen, wenn wir hinzufügen, daß wir von jenem Urtheile zurückgekommen sind, und zwar Dank dem besten und ihm ehren»

^Illustrirte Bibliographic.

^U

Null Vur<!,aid> „Ncichichi, tli »«niiiiüic» in Ilciliin.'

(tdner 5i Ctubcit, Lluttgun.

nollstcn Fürsprecher: dem Gebrauche. In Jahrcsfrift ungefähr— seitdem das Buch unter anderen Handbüchern eingereiht steht, haben wir oft genug Gelegenheit gefunden, nach ihm zu greifen, uns Natno bei ihm zu erholen, und wir haben so nie! Geschmack daran gefunden, daß wir auch ohne Zwang uns gern einmal über seine Blätter gebeugt, ja, daß wir es schließlich sogar eingehend studirt haben. Ja, eine rauhe

All«: Vülcthlidit „Oclchicht« der Renalis»!!» in Itlllien,"

übnc K Tlubcrt, Lrutt»»!!,

Nord und Süd.

Schale hat es eigentlich für uns immer noch. Aber wir haben diese Rauheit[^] lieb gewonnen, weil wir sie charakteristisch gefunden haben. Ernst und tief und gedrungen: so ist das Buch. Keine jener neuen schellenlauten Redereien über die Renaissance:

Außerdem: „Möchte die Renaissance in Italien.“

Ebner Kutschera. Stuttgart.

„Nie Völker erwachen“ u. s. w. — Vorträge für ein gemischtes Publikum — sondern gleich dem Tone eines Lehrers, der die Sache «ersteht, von der er spricht. Auf diesen paar hundert Seiten ist eine Fülle von Nachrichten niedergelegt, finden sich so viele

Vidi iograp hie.

^3

Anregungen, wie in einem ganzen Berge „cpoche-machender“ Schriften. Der Inhalt umfaßt die gesummte Kunst der italienischen Renaissance in allen ihren Verzweigungen und Abarten. Von der Freske und dem großartigen Fafadenbaue bis zur Intarsie findet man über Alles den vollständigsten Aufschluß, Nachrichten über Ausübung, über Beziehungen zu Verwandtem, vollständige Quellenübersicht von Allem. Gerade in diesem letzten liegt das Wesen dieses Buches: es ist ein Quellenbuch, wie es mancher Docent zur Hilfe seiner Schüler, zur Abkürzung und zum Leitfaden seines Vortrags anlegt und schließlich herauszieht. Höchst wahrscheinlich ist dies auch die Entstehung des vorliegenden gewesen. Aber während die meisten anderen dieser Gattung selten über den engen Kreis nicht sowohl der Hörer, als der eigentliche Schüler des Verfassers, kaum hinausdringen, und ihr jährlicher Absatz je nach dessen Zulauf zwischen zwei bis zwanzig Stück auf- und nbschwankt, hat dieses ein ausgedehnteres Publikum gefunden, wie der Umstand beweist, daß es in zweiter Auflage vorliegt. Natürlich hat es diesen Erfolg verdient; bei Büchern dieser Art wird der Erfolg weder zufällig erspielt, noch künstlich gezüchtet, sondern er wird erarbeitet, offenbar aber haben die Verleger diesen Ausgang glücklich vorhrcmpfunden, sie würden sonst nicht eine solche Ausstattung daran gewagt haben. Es ist genau die der Lübke'schen Wc, kc (die ja theilweise aus demselben Verlage hervorgegangen sind), der Umfang das bekannte Großoctav, der Druck Antiqua, das Papier ein wenig getönt, zur Annehmlichkeit des Auges. Die Holzschnitte sind sehr zahlreich — ungefähr auf zwei Seiten kommt eine Illustration. Ein Freude hat man an den Registern; sie Buch erst zum fechten Schatze. Der Verfasser weiß also doch, was Buche gehört und ist bereitwillig, es seinen Lesern zuzugestehen.

Au«: Nuillhaidt „Geschichte der Nenaissancc in Italien.“ Etnii «: Teube«, Ltuügl«.

mache» das

zu einem

-eic.

Geschichte »ärnthens von Edmund Aelschler. Klagenfurt, Johann Leon 8«u.

Diese Geschichte Kärnthens gehört zu einer Gllttmg von Büchern, deren Erscheinen wir mit besonderer Freude begrüßen. Nichts ist geeigneter, in dem Leser die Liebe zum heimathlichen Boden zu verstärken, als solche Gaugcschichtcn, und der Deutsche hat in jener Beziehung von Zeit zu Zeit «ine gewisse Nachhilfe sehr nöthig. Natürlich überschreitet ihre Wirksamkeit nur selten einen ziemlich beschränkten Kreis; um so danlenswerther ist es indessen, »nenn Jemand sich mit einem Erfolge darin begnügt. Wir können gar nicht genug lesbare Darstellungen deutscher Geschichte erhalten. —o!c.

Nord und Süd.

U. Echramm. Italienische Skizzen. Wanderungen durch Rom und Neapel.

307 3. Erfurt 1883, Fr. Bartholomäus.

Der Verfasser führt, gewissermaßen zur Entschuldigung, daß er zu den ungezählten Büchern über Italien noch ein weiteres fügt, in seiner Vorrede, ein Wort Goethes an: „Wenn jeder Mensch nur als ein Supplement aller übrigen zu betrachten ist und am nützlichsten und liebenswürdigsten erscheint, wenn er sich als einen solchen giebt, so muß dies vorzüglich von Reiseberichten und Reisenden giltig sein. Persönlichkeit, Zwecke, Zeitverhältnisse, Gunst und Ungunst der Zufälligkeiten, Alles zeigt sich bei einem Jeden anders.“ Es wird demgemäß jeder Reisebericht um so mehr Anspruch auf unsere Beachtung haben, in je höherem Grade er ein individuelles Gepräge trägt und gerade das hervorzukehren weiß, was der Einzelne eben nur mit seinen eigenen Augen, nur durch die oder jene freundliche oder unfreundliche Wendung seiner Reiseabsichten und nur durch das Medium seiner eigenen Bildung oder Weltanschauung gerade so und nicht anders zu sehen vermochte. Diesen Zug der Individualität trägt das vorliegende, gut und geistvoll geschriebene Buch in hohem Grade und diese charakteristische Eigenschaft dürfte seine Lectüre allen Freunden Italiens zu einer angenehmen, unterhaltenden und anregenden machen. Im Besonderen aber dürften diese „Italienischen Skizzen“ darum noch die Aufmerksamkeit weitester Kreise verdienen, weil ihr Verfasser als protestantischer Prediger, so oft sich die Gelegenheit dazu bot, auch dem Treiben und der Praxis der römischen Kirche seine intensive Aufmerksamkeit zuwendete und nirgends versäumte, aus eigener Anschauung sich zu belehren und ein höchst interessantes Material darüber zusammen zu bringen. Die hier einschlägigen Stellen des Buches gehören zu den interessantesten des Ganzen: das Capitel „Die freie christliche Kirche in Italien“ bringt äußerst beachtenswerthe Daten über die Zunahme und das Emporblühen der protestantischen Schulen in Italien, speciell in Rom; das Capitel „Unter den Augen des Papstes“, in welchem „päpstlich autorisirte Urtheile über den Protestantismus“ für Diejenigen auszugsweise mitgetheilt werden, welche bei den Streitigkeiten zwischen dem Ultramontanismus und dem deutschen Kaisrthum wirklich noch auf einen guten Willen des ersteren zu rechnen geneigt sind. — r.

LeOt «»rt» ü»u««t« Novells». I^in^ig, L«it. lNUk u, 2»St«l.

L»«!»»!^ Lnillu, Ne»I»iilinu H«r K«ill«tg«^v«id». ^Vie», üoorz l'oul ^»«»v.

l»»!»!»!, l'elix, vor Kurier ««u ?»rl». l.«ir,li^, lreitliool u. H»ertel, 5r«!!!»»!»!-el!»tr!»!»!. ^U»8«VIUllt« Verlle. l^<8., 33—3». Ltuttzurt ü«8«r'«cdo V«rl»z«- »«>>«»!»!, l'rui, von, lvuliuiHozodiouie, Qtz, 1—5 r!»«>»«br«n» u. <! l.»»», l^eopolä von, Hkllubuo» »»»»«r, ^uliu«, Huzgtsüuu^ >!<>« Voroiu« Lerlinor uiil 8ow>.

X««!i«»t», ü. 1^ V,, wieder «o« l>eiäs«, Lerli», !.»!»!, lslinoiu, vikioziecu« LelugUßunz«».

l.U<l»»<, K«l von, l)!» Kun»t5rK»t^«'ltHli«n5, V). l.l.L. 8tuitz»rl, ^ Lngoldui».

>»»»»»», Nlläolf, vio ^uluz« von Hrbeitsr» ^Ullunze». HU<«, Vstnuu', L. l?, Voi^t. !.»!»!»»», Dl« vo», Di» Koll-^lriarä. Loll^nii», >»»n»»x<f>l, Lru» voll, ll»ll»zrumm > Liloul«iu. ll«ld»i^ », H. Dib«. <3u«t<lv Nllull.

litz, l8'33.lHiplilLiKlio^r»n»i»«ll»z l»«livut. K»!!!»»»!!, llr, Null. ltulisnlcu» louclibtsr. llerlw, llobert U«»»»»ll«im.

«»umunn, <3eo<rr»»u!»«<:!»« »xilioll «OL DeutHousn lloioiu«. l^lz. «3—33. l^oillliF, Nibliu^niollize»«« lUltitlt.

X»r<i>»n>lf»nrt»i>, illileriscne V^»nH«lU»z«n nur«» Uollullu uuH llwemurl:. IV, N«ll6. 5. l.!».

l^eipiig, l'sllliuiu!»! Hi« ». Lob».

Üqu!»!, l!, Usoil«, l>«ru. lloi«« u, rorzrulluz«- !>«t«rm»i»t»s, 0,, 8o»^i«r Uilt»«!»». Hottl?. l».

2ünou, Uwl! l^izLÜ u. Oi«.

lol», üluil«, «um ttlueli cler llumeu. lloru»».

LuHopsst, U»»t. Urin«».

Aedigirt »n!»« veran!rc,oi!!chl»it de» yeraulgeber».

Druck und Verla» r>»n 5, 2ch»ttlaender in Vlellan, Unberechtigalei Nachdruck uu» dem Inhalt dleser Zeitschrift untersagt. Ueberfeynngliech! «rbehalten.

Inseraten-Beilage zu „Nord und Tüd“.

Vand 25. — Juni <883. — yeft 75.

Jos,ltl,»»»!»<>>

<Ul die z»eig«lPllltene Nonpllieillezeile od« denn Raum 50 Plg. — 2« ll. isterr. Wühl, -^ 65 «entime«.

Für den Inha! d« Inieraien.Leilage verantwortlich Vebhard Wagner in Vrellau,

Lerlin 1883

10. Kwi diL 15. Oct.

H^S16N6

Berlin 1883

10. »H2l bis 15. Oct.

(ileljiiMeitxpl,«^ Ulla <üe8liMelt8te«nlllli) M «lex

ürNMiunz »m l», Alu, Vau«! diu 15. Votober.

vr«l Dliilllln»«. llireit« V«rdiili!ui>3 «luicd 8t»tium „»>irtsr Nulinnos' der 8l»<llK»!»>e> uns

»it ^'roi l>ser<led>!>»lInl«>>.

Llutl!lt«pr«l» wr H«u 2««uoK uor <>>ü>t«ll»NU von l» l^Kr !lc>iß»n« di« 8 l.'dr ^Kenä« »m

l)nni><i>t>g l Ulli., <m «isn iidrigon l«z«n l« ?s., von 8 Dar di« 1» 1?br llurgen« l illl. Von « Vur

l'üzüod v»ur«ni! nnä n»ok ä«r Hu5iit«llinz loniVlte <!or Nüldorinoni» uni iv«i»l lüiwir»

?r«s, N«rl«l, V«l»iion von ?rof, l»«!e>' in llrs«a«n, ^»zücn Vor»tolInnss«u äer?»u«l>el, Vor-

Mlirnn^ von lx>»e!»> uixi <l«tt»»>r!»>>«ert!»>n ^eäsn v>en»t»^ X»oQmit<«^ . Lslionüzunz so» seu«r»

tj^or Hu««lobt »ul Äorlin, ^sl>««»«!»Nll«!»>« Vortrl^« über l^«««ll »üt H«m Üodiot« <l«r ü«»>>uä>

Xüed« w> lIm«lu 6« Üsbünue«, 6«u«r»!»i>t!o!,t«r <l»r 8««t«n>rltiuu«n ui<! 1«iwr ll«rr 2»»«r, 2«5!ti«r

H«ü O»li Ll»wr unwr asu l^»H«Q,

Inserateil'Veilaae.

IIIKiMtiMIü ^Iizzleüunz lls tnlnnm III!»! Lxs!l>rl,

Um 1883 Ootoder.

,»!°»>5«„z»»l,> 5l"" 17^LT^V^!^» ,«>>!,»»!, «l,»«

Altbekannt» ZtaKI- «nd ßool>>««U«n.

Stahl», E»lz», Moor» un» russische D»MPIbld«l.

NeNellungen oon St»l>l- und ßnllwasser sind »n ssilrIU, Vr»nnen»T»mpwii

>u richten! sonstige Anfragen erledigt t«^l»l. Krun»»n-gi»«rt>«».

?^3l'II.I.I.i:8 or LII.1^

8>Z!i5uc!iiunci bL:c^es>ic!ies V«!-6öuun^,l)e> ^ägen^c^sss'env.'ii'lckn

5mö l>e!^ln!i,e !e5 iV!«i^es>5 us>ä lläsm<?2nö>5 l^f«>sie !itienlikr

Depots in <z>!en !V! inerz! wa 5 5 ei-'Kan^lunHen, in

Lac! liomuurs

V^irKI^ra« vruunoi,!liir !>i,i »ll>,, »l»^«!»- u. vnt«ll«lk«l»ll»n ll>übrs. »ill,

Ueld«ucul, Nicht!, Hln«r»l , Lool , Xl«l»«lu»a«l-, «3», u, »«»i>2ilci«l,

ll»ll»t»t»n«n Mr Meli»- null 2in»tl«lck«u«l«. H«>ll«nllr»l.

I,uNliuiolt «i>t»nN»i>^«» flllll«rv«nl«iä««cl« u, ^««o»v«.l«»»»>it«».

Große« lluftrlrlez Journal für Uilterllkltimg un«l Mollr.

wahrlich !4 Unterhaltung«.Nummern zu ie 2 bis 21/2 Doppelbogen, 24 Woden.Nummern,

12 2chni!tmus!el<Beil»gen und 12 farbige Modenbildei; bierteljcihl. Abonnementspie« ^ 2.5,..

Nie beft'Ausgabe bringt feiner jährlich 12 Kunstblätter „Nildermappe", und lostet das

Heft »24 jährlich, !>U ^

Nie Ausgabe mit ollen Kupfern ljährlich «« farbige Modenbilder. 12 Kostümbilder und

12 farbige Kindeibilderj lostet vierteljährlich ,«, 4,25.

Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an. mit Ausnahme der Heft.Ausgabe auch

alle Post'Nnstlllten,

Ins craten'Vei löge.
Cmlmnel Geibel's Gesammelte Werke.
Dem deutschen Volle bieten wit hiermit
in 40 Lieferungen il 50 Uf.
die Gesammelten Werfe seines Lieblingsdichtcrs in einer elegant ausgestatteten Klein-
octav - Au'gabe.
Enmuel Geibels Gesammelte Werke
losten Marl 20.— , während die in ihnen enthaltenen Einzel-Ausgaben circa
Marl 55.— losten.
Inhalt: Gedichte, Zeitstimmen, — Iuniuslieder; Julian, Episches Fragment. — Neue Ge-
dichte. Gedichte und Eedentblütter, — Npätherbstblütter, beroldsiufc, — Poetische Erzählunze»,
Distichen, Oten, Elegien, Llassifches Liederbuch. — Dramaturgische Dichtungen - Nrunhilo, Die Loreley,
Echte» E,old wird llor im Feuer, — Nophoniebe, Meister Andre», — Die Jagd von Bezieis, —
Gelegenheitsgedichte, Poetische Übersetzungen aus dem Französischen, Englischen und Spanische».
Die ßrste Lieferung und Prospekte
durch alle soliden Buchhandlungen, sowie die
Etnttaart. A G. ^lltta'sche Buchhandlung.

Onn Cnclu» beUctrisiischer Ullvitüten
unserer lerühmlesten und beliebtesten Erzähler wie „ V.
««I »»»«», W!«»ba»en, Meli» laftn, Wilhelm Jensen, Heinrich ««u»e.
Paul Lin»»u. l»u»<>ls «in»»«, «lsre» Vleil,««. Vlise Poll», c<t» »l«»u««e,
»«»in «chüclin«, «. Wiche»», U, Will,»»»»», «?. ». Willenbruch u. ». «.
Allmonatlich ein abgeschlossener Band in hocheleg. Originalbanb geb, sur die
Subsiribenten. Preis pro Band nur 5 Mail, Im Einzelverkauf 4 Marl. Zur
Ausgabe gelangt« soeben der I, Band i 2><« llein« PlIn,«sl!n. »l«nd mutz st» sein
lwn Heinrich Laub«.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung de« In» und Auslände«.
lli Bellllg oon 2. «cho!»l»«nder >u «re«lau,li
-3^ D i. V II-2 V 1 i. l-> i «2 22. «2 22. ^s-
8oüi>cn er»el>ien:
VI6 li6llF10N6I1,
il.i' Ws8en, ilu' l-l.t3tel.on unll inr Vergelien
Dr. ^ . vo^ N«1u.«r8en.
2. ^uila^ß. l'iei« 1 ü. 50 lir. -^ 3 M«lc.
Verlas l»eyll2m lo8el8tb2l in Sr22.
-> VI.12.cZ. 2.12.27 'VT27LI'SI2.^22.. X-

^nseraieN'Veilage.

»tlrion

Vber»

b. ,0. Otol..

Gegen «»ein, «lie». Nieren - und Vlnlcleidcn, Nleichlucht, NI»»a»n»»tt>. <b«««ie ».

sind feit Jahrhunderten ol« lpecinlchl Mittel belannt' «»»org-Pielor-Quell« und <i>«l«ntn-Qu«U«

Ansragen über dn« V»>» Bestellungen von W»!»>»un«tn im Bn»e!»gi!»aus« und Vu»«p»i!<l«»

Hole >c. erledigt! Di« In3peLti!,n !>«!- MMunges iVinssalq, ^otlengesLÜzonnN.

Einlllllung MM ^bonnemmt

auf die

„Allgemeine Leitung“

(mit wssenjchaftlicher Veilage und HanlelstheU).

^^ Wer in Augsburg Mienen. ^^

Preis /»iählich im P»n»!»>»nn««ent: für Tcutschland.l>flerreich » Marl^ <S VI, füe tie

2 letzte» Monate, ,! M, füe den letzten Mono! eines Nalenderquartals,) Für das Ausland mit

entsprechendem Zuschlag, «Schweiz Fr. 14,4^ . Italien sss, 15,>

Bei diieitem Bezug nnter Ntreifband von dee Verlagserpedition monatlich für Teutschland»

Oestcrrreich 4 '^^arl, füe das Ausland 5 Marl üu Pf, «in Wochensendungen 4 Wart 80 Pf,<

Tie „Allgemeine Zeilnng“ erfreut sich in» und »uherhalb Teutschlands dei Rufes »Is »ug«>

fehenstes crgan der deutfchen Tag««pr«sse, und hat sich denselben stets zu erhalten gewußt durch

Unabhängigkeit nach allen Richtungen, freie aber motzoolle Leuüheilung der politifchen lagesfragen

gediegene »nd umfassende lfrörlerng der fla»tswilth!cha<llichcn Bewegungen und socialen Problem«

alle' Culturvöllei.

Tie „Veilage zu» NU«eme!n«n Heil»»«»,“ zu deren Mitarbeitern die hervorragendsten

Vertreter der Wissenschaften und Künste zählen, widmet ollen einschlägigen Erscheinungen die gebührende

Beachtung durch gediegene üteferote oder felbstitändige Auücitze von meist bleibendem Werth.

Ter Hon««!»- un» vollj»lrl»schaitlichc Ihcll bietet in Originulartieln, umfassenbei

Nerichterftatlung au« alle» Zweigen dei Geld» nud Güterveiiehrs, fowi« durch telegraphische Kurs»

belichte von den wichtigsten Börsenplätzen dem Eopitalisien und Geschäftsmann hinreichendes Material

zur Information und Belehrung,

In der hier angedeuteten Reichhaltigkeit und Gediegenheit nimmt die „Allgemeine Zeitung“ den

elften Rang in !>el gesumnten Publilistil ein. Ihre Leiiartitel und wissenschaftlichen Abhandlungen

dienen hong als Quelle oder Basis für größere Arbeiten und glundlegcnde Welle all« Tiüciplinen.

Tie „Allgemeine Zeitung“ zählt de«halb zu den welthoolsten Bcslandtheilen dei ö7entlichen unb

Privat.Nibliothelc»,

Wir laden zum Eintritt in da« Abonnement hiermit ho'lichst ein, Tasselbe lann dei direktem

Bezug jederzeit und für beliebige Toner bei uns angemeldet werden,

Probenummern nebst neuestem Quaitalrcgister gratiü und franlo,

^tpeltili«» der „Allgemeinen Zeitung“ in München.

Verlag lion 3. schoülaculcr in Ürr«!»«».

Schottische Heiseskizzen.

^rlllü lwii tji>»!»!c»!olff.

Mit dem Portrait de? Verfasser» in «»pfer.Rndiung,

Elegant brlchirt ,«, 4 — ^ sein gebunden .«. 5,—

F» beziclien »urch alle »uchhanblunge» »es)»- un» «!>!«!n»c».

InscrateN'V.'ilage. —
Verla» v. V. 3. Voigt in Weimar
M/^ Das
UN» Iciue Vc»«hnti
oder die heutigen Aufgaben i» der Pflege
und Züchtung gelangener wie der des
Schutzes bedürftigen freien Vögel,
Von
Psl,i,i!>> Leo>!!lls Martin.
Vierte berbcsseric und vermehrte Auflage,
In iUuftr. Umschl»».
l»»3, gr^ ». «c!., » «Null.
Vorräthig in
alle« Vuchhandlnnncn.
8o«b«n oiloniou:
M6 in nie NMMjM
Vou vi, H. >lo8l.
N«ss. denzcn, .«. ^.-:°will ss»d. ^c 5-
DoMwalben aus Gesterreich.
Frifcher Flug,
Von Anstult Kilverstein.
III, Nand,
Elegant brofchirt »«, >!,— ^ fem gebunden ,<^ 3,—
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen
des In» und Auslandes,
vr. ^o»«l(2iii-ieK)vizt«<,,
lilzellsiii-^llLenlii-llnl is

LIO!iob, ^<. 4.
f»«9f «e<!,.od, ^<, <,
8l»8- Ulls 8trml-Ill8ti'IMllte,
t!itneru, 8lliten ßte.
ompswillt in 2N5MLU<!Ut iHaollroion NI«u>i>!uroi!,
Ill8tlument,uns»!>rili, Aar^nou^irenon, 8l>c!u>«n.
!um
l.utks!'.luliläum.
Martin I ^utlir.
8vin l.el)8n unä «ein« 8el»-iNen.
Von I'rolszzui' Dr. «lull»» X88tlin.
H »zu««. ><X! l»!i,i!>!«>!lei! !,!»rl>.
?roi? drn^cliirt 18 MK,, in llaidllHN^ zsb, 2!)!>!,
Verlag von Z. F,ch,,tt!,iendci i» Vreslan.
Eine deutsche Monatsschrift.
itzerauögcelici. vn» P.nil 'Cindäu.
j?re,5 pro (yuartal — 2 tiefte — eil, Vand) »U, 5,—, tiizeluc tiefte 5 °K 2, -
^— .Nlön a!«,,nn,ri »ei «ilen ^ucl,!ani>>unai,> un» possanst^lren, »»—